


STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Allgemeine
Encyklopädie
der
Wissenschaften und Künste
in alphabetischer Folge
von genannten Schriftstellern bearbeitet
und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Erste Section.
A — G.

Herausgegeben von

J. G. Gruber.

Dreiundvierzigster Theil.

FERDINAND I. — FICHTENTINCTUR.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1846.


BIBLIOTHEK D. MECKLENB. RITTER U. LANDSCHAFT.

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Erste Section.

A — G.

Dreiundvierzigster Theil.

FERDINAND I. — FICHTENTINCTUR.

Verzeichniss der Tafeln,

welche mit dem Dreiundvierzigsten Theile der Ersten Section der Allgemeinen Encyklopädie, zu den nachfolgenden Artikeln gehörig, ausgegeben worden sind:

FERNROHR . . . . Optik.
FEUERZEUG . . . . Chemie.
FEZZAN . . . . Neuere Geographie.

FERDINAND I.

FERDINAND I., teutscher Kaiser, geb. den 10. März 1503, war der zweite Sohn des Erzherzogs Philipp von Österreich und Johanna's, der Tochter Ferdinand des Katholischen von Aragonien und Isabella's von Castilien, ein Enkel des Kaisers Maximilian I. und Marien's von Burgund und der Bruder des Kaisers Karl V. Alcala de Henarez in Neu-Castilien ist seine Vaterstadt. Er wurde, da sein Vater 1506 gestorben war, unter den Augen seines Großvaters Ferdinand bis in sein 15. Jahr sorgfältig erzogen, machte gute Fortschritte in den Wissenschaften, zeichnete sich ebenso in ritterlichen und militairischen Fertigkeiten und Kenntnissen aus, und gefiel, als echter Spanier, den Spaniern weit besser, als sein Bruder Karl, welcher, in den Niederlanden erzogen, beim Antritte seiner Regierung in Spanien (1516) durch Unkunde der Sitten des Landes und Bevorzugung seiner niederländischen Günstlinge viel Misvergnügen erregte. Die Vorliebe des Volkes für Ferdinand sprach sich so deutlich aus, daß ihn Karl, argwöhnisch und eifersüchtig, aus Spanien entfernte und nach den Niederlanden schickte. Dort entwarf der berühmte Erasmus von Rotterdam den Plan zu seiner weitern Erziehung; die classischen Sprachen und die classische Literatur wurden die Grundlage seiner Studien; außerdem sprach Ferdinand Spanisch, Italienisch, Teutsch und Französisch mit Fertigkeit, und das allgemeine Gebiet der Wissenschaften war ihm nicht fremd. Nach dem Tode des Kaisers Maximilian I., seines Großvaters, 1519, erhielt er die österreichischen Lande, d. i. das Erzherzogthum Österreich, Steiermark, Kärnthen, Krain und Tyrol, erb- und eigenthümlich, und sein Bruder Karl, zum teutschen Kaiser gewählt, übertrug ihm die Leitung der teutschen Angelegenheiten während seiner Abwesenheit. Im J. 1521 vermählte sich Ferdinand mit Anna, der Tochter Ladislav's, des Königs von Ungarn und Böhmen, geb. 1503. Folgenreich war das Jahr 1526. Ferdinand's Schwager, der Gemahl seiner Schwester Marie seit 1521, Ludwig II. der Junge, seit 1516 König von Ungarn und Böhmen, blieb in der Schlacht bei Mohacz gegen die Türken, den 29. Aug. 1526, und da er kinderlos war, erhob Ferdinand Ansprüche auf die Kronen von Ungarn und Böhmen, welche ihm auch beide zu Theil wurden, letztere den 26. Oct., erstere im November 1526; seitdem sind Ungarn und Böhmen unausgesetzt Nebenreiche des Kaiserthums geblieben. Mähren, Schlesien und die Lausitz, als zu Böhmen gehörig, kamen gleichfalls unter Ferdinand's Botmäßigkeit.

Einen schweren, bis zu seinem Tode fortdauernden, Kampf hatte er wegen Ungarn zu bestehen. Johann von Zapolya, Graf von Zips und Woiwode von Siebenbürgen, trat als Mitbewerber auf, und eine starke Partei krönte ihn gleichfalls zum Könige von Ungarn. Der tapfere Sultan Soliman unterstützte ihn mit einem Heere von 300,000 Mann, das er selbst anführte. Bereits belagerte er Wien, 1529; doch die Tapferkeit des Commandanten Grafen Niclas von Salm und die Ergebenheit der Bürger, sowie unter den Türken ausbrechende Seuchen, nebst Mangel an Lebensmitteln, retteten die Stadt; Soliman zog unter schauderhaften Verwüstungen ab, erkannte aber Johann als König von Ungarn an. Gegen diesen setzte Ferdinand den Krieg, doch ohne Entscheidung, fort; nach zwei Jahren aber kehrte Soliman, 1532, mit neuer Heeresmacht wieder, drang unaufgehalten bis gegen die Grenze von Steiermark vor, fand jedoch an der kleinen Festung Günz, wo der heldenmüthige Commandant Niclas Jurissiz befehligte, einen so entschiedenen Widerstand, daß er 28 Tage in vergeblichen Anstrengungen verlor. Dies rettete Teutschland und Wien. Mit ungewohnter Eintracht vereinigten sich die teutschen Fürsten zum Widerstande gegen den gemeinsamen Feind; Soliman scheute sich, eine Hauptschlacht zu wagen, unterdessen rückte der Winter heran; eine kaiserliche Flotte, unter den Befehlen des Admirals Andreas Doria, machte eine glückliche Diversion durch Wegnahme eines der Dardanellenschlösser, und so trat denn Soliman unverrichteter Sache seinen Rückmarsch an. Wären die teutschen Heere beisammen geblieben, so würde die Wiedereroberung von ganz Ungarn für Ferdinand ermöglicht worden sein; allein nach Entfernung der allgemeinen Gefahr zerstreuten sich diese in ihre Heimath, und ein Krieg ohne Entscheidung dauerte fort zwischen Johann und Ferdinand, bis sie 1538 durch den Vertrag von Groß-Wardein übereinkamen, daß Johann, welcher bejahrt und unvermählt war, nur bis an seinen Tod den königlichen Titel, und was er von Ungarn inne habe, behalten, nach seinem Ableben aber solches an Ferdinand übergehen solle; das Fürstenthum Siebenbürgen dagegen würde Johann's männlichen Erben verbleiben. Doch wider Erwarten vermählte sich Johann noch mit Isabella, der Tochter des Königs

Sigismund von Polen, und ein Sohn, Johann Sigismund, wurde ihm geboren, 1540. Zwar starb Johann von Zapolya bald darauf, und Ferdinand verlangte nun die Vollziehung des Vertrags von Groß-Wardein; allein Isabella, Johann's Witwe, widersetzte sich diesem und beanspruchte die ungeschmälerte Nachfolge für ihren Sohn, wobei sie durch die Eingebungen eines gewandten und ehrgeizigen Prälaten, Namens Martinuzzi, unterstützt wurde. Bald erhob sich eine Partei für den jungen Prätendenten, der Sultan erklärte sich ebenfalls für ihn, und ein abermaliger Türkenkrieg begann, 1541, dessen sich Ferdinand durch einen fünfjährigen Waffenstillstand mit der Pforte, einen jährlichen Tribut von 30,000 Dukaten und die Anerkennung der Vasallenschaft wenig ruhmvoll entledigte, 1545. Jetzt nöthigte der Sultan die Königin Isabella und die Vormünder des jungen Johann Sigismund, für ihn allen Ansprüchen auf Ungarn zu entsagen und sich mit Siebenbürgen und den Ländern östlich von der Theiß, Alles jedoch als ein Lehn von der Pforte, zu begnügen. Martinuzzi fuhr fort, einen störenden Einfluß zu behaupten, obgleich Ferdinand ihm den Cardinalshut und das Erzbisthum von Gran verschafft hatte. Um seiner für immer los zu werden, griff er zu einem ruchlosen Mittel: er ließ ihn durch gedungene Meuchelmörder aus dem Wege räumen, den 19. Dec. 1551. Der Wiederausbruch des Krieges und der Unruhen war die Folge dieser Unthat, an welchen die Pforte wiederum Theil nahm; ein nochmaliger Waffenstillstand und Tribut auf acht Jahre kam endlich mit Soliman 1562 zu Stande; Johann Sigismund, nicht zufrieden mit Siebenbürgen, machte, auch nach dem Absterben seiner Mutter, 1559, fortwährend Einfälle in Ungarn, und Ferdinand gelangte niemals zum ungestörten Besitze dieses Reiches.

Schwierigkeiten anderer Art fanden in **Böhmen** statt. Die Zahl der **Calixtiner** war seit den Hussitischen Unruhen noch sehr groß, und der Friede vom **kuttenberger Landtage** 1485 unter König Ladislav hatte ihnen auf 33 Jahre Duldung und Glaubensfreiheit zugestanden. Die Lehre Luther's fand bei ihnen einen regen Anklang; sie betrachteten sich als Glaubensbrüder der Lutheraner, und ein enges, der Politik des Regenten aber ganz widerstreitendes, Band zwischen Böhmen und Sachsen war geknüpft worden. Ferdinand, ein heftiger Gegner Luther's, eiferte mit Wort und That gegen dessen Anhänger, und sobald ihm nach den Kämpfen gegen Soliman Muße geworden, legte er Hand ans Werk zur Unterdrückung der Sektirer in Böhmen. Die Calixtiner wurden möglichst beschränkt, die Lutheraner verfolgt. Das beim Ausbruche des schmalkaldischen Krieges geworbene böhmische Heer weigerte sich Anfangs, wider seine Glaubensbrüder zu dienen, fügte sich aber kleinmüthig auf die Nachricht von des Kurfürsten von Sachsen, Johann Friedrich's, Gefangennehmung bei Mühlberg, 1547. Ein strenges Strafgericht erging hierauf über die Widerspenstigen. Zwei vom Adel und zwei aus dem Bürgerstande wurden hingerichtet auf dem Reichstage zu Prag, den 22. Aug. 1547, daher der **blutige Reichstag** genannt; acht andere erlitten Prangerstrafe mit öffentlicher Auspeitschung; Geldbußen, Gefängnißstrafe züchtigten die Übrigen, und so schüchterte Ferdinand seine böhmischen Unterthanen zu einem bebenden Gehorsam ein. Den Jesuiten übertrug er den Jugendunterricht, seit 1556; eine strenge Büchercensur überwachte neu erscheinende Werke. Doch die einmal bestehenden Rechte der Calixtiner tastete er nicht an. Aber der Wohlstand vieler, bis daher blühender, Städte verkümmerte; der kühne Muth der Böhmen, früherhin ruhmvoll und oft Schrecken verbreitend, war seitdem gebrochen.

Ferdinand wurde 1530 von seinem Bruder, dem Kaiser Karl V., zum **römischen Könige** ernannt, und stand fortan den teutschen Angelegenheiten vor. In der Schlacht bei Mühlberg war er gegenwärtig und überhäufte den gefangenen Kurfürsten von Sachsen mit heftigen Vorwürfen. Der Plan Karl's, seinem Sohne Philipp die teutsche Kaiserkrone zu verschaffen, führte für Ferdinand eine eigenthümliche Verlegenheit herbei, da er diese Würde selbst zu erlangen hoffte. Des Infanten Don Philipp düsterer Charakter misfiel den teutschen Reichsfürsten, Karl konnte seine Erwählung nicht erlangen, und trug nun, bei seiner Abdankung, 1556, die teutsche Kaiserkrone auf seinen Bruder Ferdinand über; doch seine allgemeine Anerkennung als teutscher Kaiser erfolgte erst 1558. Durch Erfahrung belehrt und durch ein reiferes Alter abgekühlt, wußte er den Frieden durch Mäßigung und Umsicht in Teutschland zu erhalten. Lange hoffte er auf Beilegung der kirchlichen Streitigkeiten durch das Concilium zu Trident, von welchem er, außer der Abstellung mancher Misbräuche in der Kirche, auch die Ertheilung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt und die Priesterehe verlangte, zum großen Entsetzen des Papstes und der Prälaten. Das Concilium löste sich auf, ohne den gehegten Hoffnungen entsprochen zu haben, Ferdinand aber hatte sich das Misvergnügen der Katholiken und der Protestanten zugezogen. Gleichwol gehört er unter die guten Regenten; Anmuth und Würde waren schon über sein Äußeres verbreitet; Milde und Sanftmuth machten die Grundzüge seines Charakters aus; seine frühere von spanischen Geistlichen ihm eingeflößte Unduldsamkeit in Religionsangelegenheiten ermäßigte sich in spätern Jahren; selbst hochgebildet, liebte er den Umgang mit gelehrten und unterrichteten Leuten. Dem Münzwesen gab er 1559 eine neue Gestaltung und befestigte den Landfrieden aufs Neue, welcher durch ein unregelmäßiges Verfahren bei Aushebung der Truppen gestört worden war. Zum Vorwurf gereicht ihm jedoch die Ermordung Martinuzzi's und die Härte gegen die Böhmen.

Seine Gemahlin Anna, ein Muster weiblicher Tugend, starb vor ihm, 1547, und hatte ihm 16 Kinder geboren, von welchen drei Söhne und zehn Töchter am Leben blieben. Der älteste Sohn, **Maximilian**, erbte das Erzherzogthum Österreich und wurde sein Nachfolger; der zweite, **Ferdinand**, erhielt Tyrol und die auswärtigen Provinzen; er heirathete Philippine Welser, die Tochter eines reichen Patriciers in Augsburg; der dritte, **Karl**, bekam Steiermark. Ferdinand's Töchter waren: 1) **Elisabeth**, nachmals Gemahlin Sigismund's

August, Königs von Polen. 2) Anna, vermählt an den Herzog Albrecht II. von Baiern. 3) Marie, vermählt an den Herzog Wilhelm von Cleve. 4) Magdalena, Äbtissin des tyroler Klosters Halle, auf ihr Bitten von ihrem Vater erbaut. 5) Katharina, in erster Ehe an den Herzog Franz von Mantua vermählt, in zweiter an den König von Polen, Sigismund August, nach dem Absterben ihrer Schwester Elisabeth, der sich jedoch, wegen ihrer Unfruchtbarkeit, wieder von ihr schied. 6) Eleonore, verheirathet an den Herzog Wilhelm von Mantua. 7) Barbara, vermählt mit dem Herzoge von Ferrara, Alfons II. 8) Johanna, Gemahlin des Großherzogs Franz Maria von Medicis von Florenz. 9) Margaretha und 10) Helena nahmen den Schleier. Ferdinand I. starb den 25. Juli 1564 im 62. Lebensjahre. (Bucholtz, Gesch. der Regierung Ferdinand's I. Coxe's Gesch. des Hauses Österreich.) (*A. Herrmann.*)

FERDINAND II., teutscher Kaiser, geb. den 9. Juli 1578, regierte von 1619—1637. Er war der Sohn des Erzherzogs Karl von Kärnthen und Steiermark und Marien's, Tochter des Herzogs Albrecht von Baiern. Karl war der dritte Sohn des Kaisers Ferdinand I., Ferdinand II. also ein Enkel von diesem. Sein Vater, Karl, starb 1590, und seine streng katholische Mutter übertrug seine Erziehung ihrem, gleichfalls bigotten, Bruder, dem Herzoge Wilhelm von Baiern. Bis zu seinem 18. Jahre blieb der junge Ferdinand in München; Jesuiten gaben und leiteten seinen Unterricht, und dieses entschied für immer über die Richtung seines Geistes und seiner religiösen Ansichten. Selbst eine Reise nach Rom, wo ihm der Papst Urban VIII., aus dem Hause Barbarini, selbst die strenge Aufrechthaltung des katholischen Glaubens dringend ans Herz legte, dürfte nicht ohne bleibende Nachwirkung in dem Gemüthe Ferdinand's geblieben sein. Zur Regierung in seinen Erblanden gelangt, ließ er die Unterdrückung des dort weitverbreiteten Protestantismus seine erste und angelegentlichste Sorge sein. Grausamer Zwangsmittel enthielt er sich, allein alle Officiere und Soldaten protestantischen Glaubens wurden aus der Armee entfernt, die Geistlichen der protestantischen Gemeinden ihrer Ämter entsetzt; den zu dieser Kirche gehörigen Bürgern und Bauern waren Fristen bestimmt, binnen welchen sie entweder zu der katholischen Kirche zurücktreten, oder auswandern mußten. Durch diese stillen, aber streng durchgeführten, Maßregeln geschah es, daß nach wenigen Jahren in den Landen Ferdinand's kein Protestant mehr gefunden ward.

Sein Vetter, der Kaiser Matthias, kränkelnd und kinderlos, bediente sich oft Ferdinand's Rath, und ließ ihm die Nachfolge in dem Königreiche Böhmen zusichern. Auch hier litten die Protestanten unter mannichfachen Bedrückungen, bis endlich der allgemeine Ingrimm in einer verhängnißreichen Gewaltthat zum Ausbruche kam, indem der Graf Matthias von Thurn, nebst mehren Genossen, die zwei kaiserlichen Räthe, Martiniz und Slawata, mit ihrem Geheimschreiber, Fabricius, auf dem Schlosse zu Prag zum Fenster hinauswarfen, den 23. Mai 1618. Es war dies der Anfang zum 30jährigen Kriege. Gern hätte der schwächliche Matthias den Weg der Güte eingeschlagen; allein Ferdinand ermunterte ihn zur äußersten Strenge und zu den härtesten Strafen gegen die Frevler, welches auch die weitern Folgen sein möchten. Matthias gab nach; die Feindseligkeiten begannen, doch ohne Entscheidung blieben die Gefechte der kaiserlichen Generale Boucquoi und Dampierre gegen die Insurgenten, welchen der Graf Ernst von Mansfeld 4000 Streiter zuführte, wol aber verheerten arge Verwüstungen die böhmischen Gauen. Den 20. März 1619 starb der Kaiser Matthias, und vermöge der noch bei seinen Lebzeiten bestimmten Wahl trat Ferdinand als König von Böhmen auf. Er suchte die Insurgenten durch Unterhandlungen zu gewinnen, bot Waffenstillstand an, ließ seinerseits die Feindseligkeiten einstellen, aber vergebens; ganz Böhmen stand auf, Mähren schloß sich an, Schlesien und die Lausitz geriethen in Bewegung, selbst Oberösterreich regte sich; Matthias von Thurn rückte in Wien ein, belagerte und beschoß Ferdinand in der Kaiserburg. Ferdinand hatte seine Familie nach Tyrol entsendet, er selbst aber mochte nicht weichen, sondern setzte diesem Ungewitter einen unerschütterlichen Muth und ein felsenfestes Vertrauen auf den Beistand der Jungfrau Maria von Loretto, zu der er einst gewallfahrtet, entgegen. Es drangen sogar 16 protestantische Edelleute, Barone, zu ihm ins Zimmer, um ihn zu zwingen, eine Erlaubniß ihres Übertrittes zu den Insurgenten zu unterschreiben. Einer, Andreas Thonradtel, Baron von Evergassing, faßte ihn an den Knöpfen seines Wamses und schrie ihn an: „Wirst du unterschreiben, Ferdinand?" Er antwortete fest: „Nein!" In diesem Augenblicke hörte man vom Burghofe Trompeten schallen; es waren die Cuirassiere von Dampierre, welche vorüberzogen; die Barone aber, meinend, es sei dieses ein Signal zu ihrer Verhaftung, entfernten sich schleunigst; Ferdinand sah sich gerettet; sein Vertrauen auf wunderbaren Schutz vom Himmel befestigte sich noch mehr. Die Ankunft jener Truppen, von Dampierre die Donau herab heimlich in die Stadt gebracht, ermuthigte übrigens die zagende Bewohnerschaft Wiens; 600 Studenten und 1500 Bürger bewaffneten sich; hierzu kam die Nachricht eines Sieges, den Boucquoi über Mansfeld davon getragen; Thurn hob die Blokade auf, um Prag zu Hilfe zu eilen, und Wien war gerettet. Ferdinand eilte jetzt nach Frankfurt a. M., sich zum teutschen Kaiser krönen zu lassen, und erhielt die Stimmen aller Wahlfürsten, den 28. Aug. 1619. Die Böhmen dagegen erklärten auf einem allgemeinen Reichstage zu Prag, wo auch die mährischen, schlesischen und lausitzer Stände versammelt waren, die frühere Wahl Ferdinand's zum böhmischen Könige für ungültig und ungesetzlich, und wählten den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem Könige, den 27. Aug., und er ward als solcher mit vieler Pracht zu Prag gekrönt, den 25. Oct. 1619. Unterdessen hatten sich auch die Ungarn erhoben und den Fürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, zu Hilfe gerufen; Presburg fiel in seine Hände; hierauf drang er in Österreich ein, Thurn vereinigte sich mit ihm, warf Boucquoi, und bei seiner Rückkehr von

der Kaiserkrönung, den 2. Nov. 1619, fand Ferdinand seine Residenz abermals den Drangsalen einer Belagerung bloßgestellt. Indessen fühlten die Belagerer die Ungunst der Jahreszeit gleichfalls; Thurn zog sich nach Böhmen zurück, Bethlen Gabor nach Ungarn, wo ihn seine Partei zum Könige von Ungarn ausrief, Wien aber war aufs Neue entlastet.

Friedrich rechnete auf den Beistand der Union (s. d. Art.), Ferdinand auf den der Ligue (s. d. Art.), und gewann vor Allem deren Oberhaupt, den Herzog Maximilian von Baiern, ihm verwandt und aus den Knaben- und Jünglingsjahren befreundet; auch den Kurfürsten von Sachsen, Johann Georg I., zog er durch lockende Versprechungen und die Versicherung, daß in Religionsangelegenheiten Nichts angetastet werden solle, auf seine Seite, und brachte dadurch Trennung in die Union; der König von England, Jacob I., obgleich Friedrich's Schwiegervater, wurde, vermöge seiner Friedensliebe, gleichfalls zur Unthätigkeit bestimmt, und so blieb die Union bei dem bevorstehenden Kampfe gegen den neuen König von Böhmen müßig, seine Sache als eine von der ihrigen getrennte betrachtend. Die Schlacht am weißen Berge, den 8. Nov. 1620, brachte eine durchgreifende Entscheidung; das Heer Friedrich's von der Pfalz wurde gänzlich geschlagen und zerstreut, er selbst war von diesem Augenblicke an politisch vernichtet, und endete, landflüchtig, in Mangel und Dürftigkeit zu Mainz den 19. Nov. 1632. Über Böhmen erließ Ferdinand ein strenges Strafgericht; er zerschnitt eigenhändig den Majestätsbrief, das Lutherthum wurde bis auf die letzte Spur ausgetilgt, die Union aber löste sich auf. Eigenmächtig sprach der Kaiser über den Kurfürsten von der Pfalz und seine vornehmsten Anhänger die Reichsacht aus; die Oberpfalz gab er dem Herzoge, nun zum Kurfürsten erhobenen Maximilian von Baiern, die Unterpfalz überschwemmten spanische Truppen unter Spinola, aus den Niederlanden kommend. Die Sache der Protestanten schien verloren; da traten unerwartet drei länderlose Fürsten und ein König zu ihrer Rettung auf; es war der Graf Ernst von Mansfeld, der Herzog Christian von Braunschweig, Administrator von Halberstadt, der Markgraf Friedrich von Baden-Durlach, welcher zuvor der Regierung zu Gunsten seines Sohnes entsagt hatte, und der König von Dänemark, Christian IV. Die Laufbahn der drei Erstern, welche ihre Truppen nur durch Erpressungen, Raub und Plünderung unterhalten konnten, war kurz und folgenleer. Friedrich von Baden wurde durch Tilly bei Wimpfen bis zur Vernichtung geschlagen, den 8. Mai 1622, und trat für immer vom Kriegsschauplatze ab. Der Herzog Christian von Braunschweig erlitt durch denselben General eine harte Niederlage bei Höchst, den 19. Juni 1622, und bei Loo, den 6. Aug. 1623. Nach manchen Hin- und Herzügen wurde Ernst von Mansfeld von Wallenstein bei Dessau geschlagen, den 25. April 1626, unablässig von ihm verfolgt bis nach Ungarn, sodaß er den Rest seiner zerrütteten Armee selbst entließ und als ein Flüchtling in Dalmatien, unweit Zara, starb, den 20. Nov. 1626. Christian von Braunschweig war ebenfalls in demselben Jahre zu Wolfenbüttel gestorben, den 6. Mai. Der König von Dänemark endlich, Christian IV., erlitt durch Tilly eine entschiedene Niederlage bei Lutter am Barenberge, den 27. Aug. 1626. Zu einer noch nie erlebten Ausdehnung wurde die Macht Ferdinand's durch Wallenstein gebracht. Er erbot sich, dem Kaiser eine Armee auf eigene Kosten zu errichten, und setzte es ins Werk, das Raub- und Plünderungssystem der frühern Parteigänger, Mansfeld's und der übrigen, befolgend. Der Kaiser erhob ihn stufenweise, zum Grafen, zum Fürsten von Friedland, zum Herzoge von Mecklenburg, zum Generalissimus der kaiserlichen Heere zu Wasser und zu Lande; seine Armee war allmälig bis auf 100,000 Mann angewachsen. Die Führung des Krieges gegen die Dänen war ihm, statt Tilly's, übertragen worden; er belagerte Stralsund, 1628, konnte es aber, trotz aller Anstrengungen, nicht nehmen; dagegen zwang er den König von Dänemark zu dem Frieden von Lübeck, den 12. Mai 1629, in welchem Christian IV. aller fernern Theilnahme am Kriege entsagte. Ferdinand gebot jetzt vom adriatischen Meere bis zur Ostsee, und es lag in seiner Hand, Teutschland den Frieden zu geben; dieses vermeinte er auch, doch in seiner Weise, indem er nämlich die ihm verhaßte Reformation, nebst allen ihren Folgen, vernichten wollte. Er erließ das Restitutionsedict, den 6. März 1629, wornach alles wiederum auf denselben Fuß gebracht werden sollte, wie es vor dem passauer Vertrage gewesen, 1552. Dies schreckte die protestantischen Fürsten aus ihrem bisherigen Schlummer auf. Demnach hätten die zwei Erzbisthümer Bremen und Magdeburg, die zwölf Bisthümer Minden, Halberstadt, Verden, Lübeck, Ratzeburg, Meißen, Merseburg, Naumburg, Brandenburg, Havelberg, Lebus und Kamin, nebst unzähligen kleinen Stiftern und Klöstern, zurückgegeben werden müssen, während die Ligue von Heidelberg aus erklärte, man werde keins der eroberten Länder, weltliche oder geistliche, räumen, als bis Ersatz der gehabten Kriegskosten geleistet sei.

Um die letzte Hand an diese Angelegenheiten zu legen, insonderheit auch um seinen Sohn, den Erzherzog Ferdinand, zum römischen Könige wählen zu lassen, berief der Kaiser, Ferdinand II., einen Kurfürstentag nach Regensburg, im Februar 1630. Er ward von allen Seiten mit Klagen über die Gewaltthätigkeiten Wallenstein's, die er in Freundes- und Feindesland verübt, bestürmt, und um dessen Entlassung angegangen. Ungern, aber um die Bereitwilligkeit der Fürsten für seinen Sohn nicht zu verscherzen, gab Ferdinand nach; Wallenstein wurde vom Commando entfernt und Tilly an seine Stelle gerufen. Doch die Ernennung seines Sohnes zum römischen Könige konnte Ferdinand nicht durchsetzen. Aber ein neuer Verfechter der protestantischen Sache trat auf; der König von Schweden, Gustav Adolf, durch politische Gründe und das Gefühl für seine Glaubensgenossen bestimmt, landete mit einem auserlesenen Heere von 15,000 Mann an den Küsten Pommerns, den 24. Juni 1630. Der entschlummernde Krieg erwachte aufs Neue.

Gustav Adolf hatte vorzüglich auf den Beitritt des mächtigsten protestantischen Fürsten, des Kurfürsten von Sachsen, gerechnet; allein Johann Georg I. schwankte; durch das Restitutionsedict stutzig gemacht, trat er zwar vom Kaiser zurück; allein es wurde ihm schwer, wider das Oberhaupt des teutschen Reichs aufzutreten, darum versuchte er einen Aus- und Mittelweg durch eine bewaffnete Neutralität. Die grauenvolle Erstürmung Magdeburgs durch Tilly, den 10. Mai 1631, und dessen verwüstender Einbruch in Sachsen bestimmten endlich seinen Entschluß; er vereinigte sich hastig mit dem Könige von Schweden, und die Schlacht bei Breitenfeld, unweit Leipzig, den 7. Sept. 1631, vermehrte den Siegesruhm des schwedischen Helden und raubte dem ergrauten Tilly den bisherigen Ruf der Unbesiegbarkeit. Gustav Adolf drang nun in das Herz Teutschlands und überwinterte in Mainz; Johann Georg ging nach Böhmen und besetzte Prag. Gustav Adolf eröffnete den neuen Feldzug durch einen Angriff auf Baiern; am Lech, bei Rain, stellte sich ihm Tilly entgegen, um ihm den Übergang zu wehren, den 13. April 1632. Doch eine Falkonetkugel zerschmetterte ihm den rechten Oberschenkel, die Baiern wichen, die Schweden gingen über, besetzten München, Tilly aber starb an seiner schweren Wunde zu Ingolstadt den 30. April.

Der Kaiser befand sich in einer äußerst bedrängten Lage. Baiern, die gesammten Länder der Ligue, bis an den Rhein hin, waren in den Händen der Schweden, Böhmen in denen der Sachsen; Ungarn wurde von dem Fürsten von Siebenbürgen, Ragotzy, Bethlen Gabor's Nachfolger, bedroht, in Oberösterreich war ein Aufstand ausgebrochen, und es fehlte an einem Feldherrn, aus dieser Noth zu retten und würdig gegen Gustav Adolf zu stehen. Wallenstein schien der Einzige, der da retten und helfen könne. Gegen unerhörte Zugeständnisse, die ihn fast zum unumschränkten Gebieter der Armee und der Operationen des Krieges machten, nahm Wallenstein das ihm angebotene Commando an, nachdem er durch den Ruf seines Namens und den Reiz seines reichlich gespendeten Goldes binnen zwei Monaten ein Heer von 40,000 Mann zusammengebracht.

Wallenstein rechtfertigte indessen die von seinem nunmehrigen Wirken gehegten hohen Erwartungen nicht. Zwar vertrieb er die Sachsen aus Böhmen, dann aber zeigte er sich säumig; sonderlich unterließ er, dem Kurfürsten von Baiern beizustehen, dem er, als dem Haupturheber seiner vormaligen Entsetzung, unversöhnlich grollte. Endlich rückte er doch gen Nürnberg, wo sich Gustav Adolf verschanzt und befestigt hatte, bezog ein Lager in dessen Nähe und schlug die Angriffe und den mehrmaligen Sturm auf seine Bollwerke siegreich zurück. Die Schlacht bei Lützen, den 6. Nov. 1632, stellte beide Feldherren in offener Feldschlacht einander gegenüber. Die Schweden siegten, erkauften aber den Sieg sehr theuer mit dem Leben ihres Königs. „Wie gern," sagte Ferdinand bewegt, als man ihm dessen Tod meldete, „hätte ich ihm eine glückliche Heimkehr gegönnt!" Und als man ihm Gustav Adolf's blutiges Koller zeigte, wendete er die Blicke davon ab.

Wallenstein zog sich nach der Schlacht bei Lützen nach Böhmen zurück, und eine Art von Waffenstillstand trat ein zwischen dem kaiserlichen und dem schwedischen Heere. Wallenstein rieth dem Kaiser, eine Amnestie zu erlassen und den protestantischen Fürsten glimpfliche Friedensvorschläge zu machen. Ferdinand, jetzt nach Gustav Adolf's Falle endlich die vollständige Erreichung seiner Zwecke hoffend, verwarf diesen weisen Rath und drang vielmehr auf eine kräftige Fortsetzung des Krieges. Wallenstein entsprach des Kaisers Wünschen nicht. Lange weilte er in Böhmen, angeblich um die Verluste seiner Armee wieder zu ergänzen, dann knüpfte er abwechselnd Unterhandlungen an mit Sachsen und den Schweden; mit jenem, um es von dem schwedischen Bündnisse etwa abwendig zu machen; mit diesen, um sie durch Waffenstillstände hinzuhalten. Als dieses nicht mehr förderte, bedrohte er Dresden, überfiel bei Steinau an der Oder ein Corps Schweden, nahm dabei den Grafen von Thurn, den strafbaren Urheber des Krieges, gefangen, entließ ihn aber wieder ungekränkt. Diese Halbheit in den Operationen, dieser Doppelsinn in seinem Verhalten, weckten endlich den Argwohn des Kaisers, und vornehmlich die Geschäftigkeit seiner zahlreichen Feinde, zu welchen hauptsächlich die Jesuiten gehörten. Sie verdächtigten ihn bei Ferdinand, und warfen auch den Gedanken hin, Wallenstein strebe wol gar nach der Krone von Böhmen. Dieses wurzelte in dem argwöhnischen Gemüthe des Monarchen. Drückend schon längst war ihm seine Abhängigkeit von einem übermüthigen Unterthan. Er beschloß, ihn allmälig zu beschränken, um sich seiner dann gefahrlos ganz zu entledigen. Ein spanisches Truppencorps kam unter dem Oberbefehle des Cardinal-Infanten aus Mailand nach Teutschland, dem Oberbefehle Wallenstein's nicht unterworfen, weil dieser, laut des Vertrags, sich nur auf die teutschen Truppen erstrecke. Überdies erging Befehl an Wallenstein, einige seiner Regimenter theils zu dem spanischen Corps stoßen zu lassen, theils andere nach Baiern zu entsenden. Wallenstein klagte ungestüm, daß man den mit ihm geschlossenen Vertrag gebrochen, und entlud sich seines Unmuths oft und unvorsichtig vor gedungenen Horchern. Dies beschleunigte seinen Fall; seine Absetzung war aufs Neue bestimmt. Wallenstein's Scharfblick erkannte dieses, sein Stolz aber sträubte sich gegen eine nochmalige Unterwerfung; er beschloß vielmehr, sich mit Gewalt in seiner Würde zu behaupten, und nun ward er, wozu man ihn bisher nur gemacht, ein wirklicher Empörer und Verräther. Um sich die Armee ganz zu verbinden, erklärte er zu Pilsen den Obersten seiner Regimenter, daß er gezwungen sein Commando niederlege und vom Platze weiche. In einem Schreiben baten sie ihn dringend, beim Commando zu bleiben, und erboten sich, ihn bei selbigem zu schützen. Wallenstein fügte sich ihrem Wunsche, doch mußten sie sich mit Namens-Unterschrift zu dem, was sie versprochen, verpflichten. Hierauf trat er in ernstliche Unterhandlungen mit den Schweden, und versprach, von Eger aus seine Armee zu

ihnen überzuführen. Piccolomini, dem er blindlings vertraut, eilte nach Wien, dem Kaiser alles dieses zu hinterbringen, und kehrte zurück mit dem Befehle, Wallenstein zu überliefern, lebend oder todt, dem General Gallas aber das Obercommando zu übertragen. Dieser machte ihn in der Armee bekannt, und sofort fiel der größte Theil derselben von Wallenstein ab. Mit einigen Regimentern zog er nach Eger, wo ihn sein Verhängniß ereilte. In der Nacht vom 25. Febr. 1634 ward er ermordet; seine Vertrauten, Terzky, Illo, Kinsky und Neumann, waren ihm im Tode vorausgeschickt worden. Dieses blutige Verfahren befleckt die Regierung Ferdinand's II.; Wallenstein's Schuld war noch nicht hinreichend erwiesen, mindestens nicht gesetzlich erörtert; und daß seine Macht nicht so gefahrbringend gewesen, als man gewähnt, beweist der schnelle Abfall seines Heeres.

Der Kaiser ernannte hierauf seinen Sohn, den Erzherzog Ferdinand, zum Generalissimus; die Generale Gallas und Piccolomini standen ihm berathend zur Seite. Diese getroffenen Maßregeln bewährten sich glänzend; Regensburg und Donauwerth wurden von der kaiserlichen Armee genommen, und bei Nördlingen trug sie einen entschiedenen, folgenreichen Sieg über die Schweden, welche der Herzog Bernhard von Weimar befehligte, davon, den 7. Sept. 1634. Der Kurfürst von Sachsen, des schwedischen Bündnisses schon längst müde, schloß einen Separatfrieden zu Prag, den 30. Mai 1635, mit dem Kaiser, in welchem ihm die Lausitzen überlassen wurden. Der Kurfürst von Brandenburg und die meisten andern, mit Schweden verbündeten, teutschen protestantischen Fürsten folgten seinem Beispiele; Johann Georg I. von Sachsen aber trat selbst zum Kaiser gegen die Schweden über.

Nach des Kaisers Willen wurde jetzt eine Hauptoperation gegen Frankreich unternommen; Gallas ging über den Rhein, nahm Worms, Mainz, drang bis Metz vor; der liguistische General von Werth streifte selbst bis in Burgund und Champagne, und Bestürzung verbreitete sich schon in Paris. Minder glücklich waren die Erfolge für den Kaiser im nördlichen Teutschland. Der schwedische General Banner schlug die Sachsen unter dem General Baudissin bei Dömitz, 1635, die kaiserlich-sächsische Armee unter dem General Hatzfeld bei Wittstock, den 24. Sept. 1636, und nahm seine Winterquartiere in Sachsen.

Noch einmal berief Ferdinand II. einen Kurfürstentag nach Regensburg, den 15. Sept. 1636, wo er den Vorsitz in eigener Person führte. Die Verwirklichung seines Lieblingsplanes, die Ernennung seines Sohnes Ferdinand zum römischen Könige, war der Zweck dieser Versammlung. Diesmal war er glücklicher, als in derselben Angelegenheit 1630; die teutschen Reichsfürsten bestätigten den Erzherzog Ferdinand als römischen König, den 22. Dec. 1636. Das war das letzte politische Geschäft Ferdinand's II.; schon längst wankte seine Gesundheit unter den mannichfachen Mühen und Sorgen seiner schweren Pflichten; kurz nach seiner Rückkehr nach Wien starb er den 15. Febr. 1637 im 59. Jahre seines Alters und im 28. seiner Regierung.

Ferdinand II. erlebte das Ende des beim Antritte seiner Regierung beginnenden 30jährigen Krieges nicht. Mehr als ein Mal lag es in seiner Hand, demselben ein früheres Ende zu geben; allein seine Unduldsamkeit in der Religion, erzeugt durch eine einseitige Erziehung und genährt durch seine jesuitischen Beichtväter, hinderte ihn daran. Dieses bedingte seine Politik, in welcher er sonst einen großen Scharfblick besaß. Ein fester, unerschütterlicher Sinn, Fassung und Standhaftigkeit im Unglück, hauptsächlich hervorgehend aus seiner Frömmigkeit, waren ihm eigen. Auch die sanftern Regungen eines Familienvaters waren ihm nicht fremd, sowie ein mildes Mitgefühl für Nothleidende. Jedem war er zugänglich, selbst Bettlern, von denen man fürchtete, daß sie mit der Pest behaftet sein dürften. Er kaufte eine große Anzahl Christensklaven los, speiste Arme und trug die Kosten für Unbemittelte bei Processen. Bis zur Verschwendung trieb er seine Freigebigkeit gegen die Geistlichkeit. Zu den Einkünften des Erzbischofs von Prag fügte er jährlich 24,000 Gulden hinzu; dem Erzbisthume von Gran überwies er den 28. Theil des Ertrags der Gold- und Silberminen von Ungarn; 40,000 Gulden wurden jährlich unter die österreichischen Prälaten vertheilt. Er errichtete in Böhmen vier Bisthümer, mehre Seminarien, Krankenhäuser und sonstige Anstalten für Nothleidende; auch wurden die Weltgeistlichen seiner Erbstaaten reichlich bedacht. Gleichwol betrugen seine gewöhnlichen Einkünfte nur 5,400,000 Gulden, wovon er einen prachtvollen Hofstaat, die schweren Kosten des Krieges bestreiten mußte; der oftmalige Geldmangel, durch welchen auch vielfältig die Operationen des Krieges litten, wird aus allem diesen hinreichend erklärlich.

Ein Zögling und Verehrer der Jesuiten, stiftete er 16 Jesuitercollegien, außerdem noch viele Klöster für Barnabiten, Capuciner, Kamaldulenser, Pauliner, Karmeliter, Barfüßer, Augustiner nach der veränderten Regel, Benedictiner von Montferrat, Serviten und irländische Franziskaner. Sein einflußreicher Beichtvater war der Pater Lamormain, ein Jesuit. Ferdinand II. war zwei Mal verheirathet; zuerst mit Maria Anna, der Tochter des Herzogs Wilhelm von Baiern, dann mit Eleonore, der Tochter Vincent's, Herzogs von Mantua; Letztere gab ihm keine Kinder. Die ihn überlebenden Kinder erster Ehe waren zwei Söhne und zwei Töchter. Ferdinand Ernst, sein Nachfolger, und Leopold Wilhelm, der in den geistlichen Stand trat; vor seinem eilften Jahre erhielt er die Bisthümer von Strasburg und Passau, in seinem 16. Jahre die von Bremen, Halberstadt, Magdeburg und Olmütz; außerdem wurde er noch Großmeister des teutschen Ordens und Coadjutor von Breslau. Ferdinand's Töchter waren: Maria Anna, nachmalige Gemahlin des Kurfürsten Maximilian von Baiern, und Cäcilia Renata, vermählt an den König von Polen, Ladislaus. (*Khevenhüller*, Annales Ferdinandi II. Istoria delle guerre di Ferdinando II. d. *Gualdo*. Schiller's Geschichte des 30jährigen Krieges. Coxe, Ge-

schichte des Hauses Österreich. Leuchs, Charakteristik der Kaiser und Könige Teutschlands. (*A. Herrmann.*)

FERDINAND III., teutscher Kaiser, König von Ungarn und Böhmen, war der Nachfolger seines Vaters Ferdinand II. und regierte von 1637—1657. Sein Leben und Wirken fällt in die Zeit des 30jährigen Krieges. Nach Wallenstein's Ermordung, 1634, übertrug ihm sein Vater das Obercommando über die kaiserlichen Heere unter dem Beirathe der Generale Gallas und Piccolomini; die Krone von Ungarn war ihm schon früher verliehen worden. Der junge König rechtfertigte die von ihm gehegten Erwartungen durch die Eroberung von Donauwerth und Regensburg und durch den Sieg bei Nördlingen, den 7. Sept. 1634, wo der schwedische General Horn gefangen wurde, der Herzog Bernhard von Weimar sich mit Mühe durch die Flucht rettete, die Schweden 12,000 Mann an Todten, 6000 Mann an Gefangenen, 80 Kanonen, 4000 Wagen, 300 Fahnen und Standarten verloren. Die wichtigen Folgen dieses Sieges waren, daß der Kurfürst von Sachsen, Johann Georg I., durch den prager Frieden, 1635, von dem schwedischen Bündnisse zurücktrat, sich mit dem Kaiser verbündete und der Kurfürst von Brandenburg, Georg Wilhelm, der Herzog Wilhelm von Weimar, die Fürsten von Anhalt, die Herzoge von Mecklenburg und von Braunschweig-Lüneburg, die Hansestädte und die meisten Reichsstädte gleichfalls Separatfrieden schlossen. Ferdinand II. starb 1637 und sein Sohn bestieg als Ferdinand III. den Thron. Er fühlte und theilte mit allen übrigen teutschen Staaten das Bedürfniß und den Wunsch des Friedens, erwog auch die gefährliche Übermacht Frankreichs und Schwedens in den teutschen Angelegenheiten, darum schloß er sich enger an Spanien an, beabsichtigte eine Trennung oder mindestens Entfremdung jener beiden Mächte und schlug Cöln und Hamburg für die zu haltenden Unterhandlungen vor, was dieselben nothwendig langwierig und beschwerlich machen mußte. Die schwedischen und französischen Diplomaten durchschauten dieses nur zu wohl und drangen deshalb auf eine gelegenere Örtlichkeit, weshalb man sich endlich für Münster und Osnabrück vereinigen mußte. Nach vielfältigen Zögerungen begannen die eigentlichen Unterhandlungen erst seit 1645, während welcher aber der Krieg immer fortgesetzt wurde, dessen Wechsel auch die Anfoderungen der Unterhandelnden steigerten oder milderten. Inzwischen hielt der Kaiser einen Reichstag zu Regensburg, 1640, welchen Banner durch ein plötzliches Vordringen gegen diese Stadt, wiewol vergebens, zu sprengen suchte. Doch löste sich derselbe dennoch erfolglos auf. In dieser Zeit erschien ein Werk: *Hippolyti a Lapide*, Dissertatio de ratione status in imperio nostro Romano-Germanico (Stettini 1640), dessen Verfasser sich Hippolytus a Lapide nannte, aber eigentlich Bogislav Philipp von Chemnitz hieß, schwedischer Rath und Historiograph. In diesem Werke entwickelte er das eigentliche Wesen der teutschen Reichsverfassung, beleuchtete und enthüllte deren Mängel und Gebrechen, machte insonderheit die teutschen Reichsfürsten auf ihre Rechte und Privilegien dem Kaiser gegenüber aufmerksam, drang auf eine gänzliche Umwandlung des teutschen Reichs und brachte dem Ansehen des Kaisers einen empfindlichern Stoß in der öffentlichen Meinung bei, als viele verlorene Schlachten nicht vermocht hätten. Dieses, sowie das schlechte Waffenglück der kaiserlichen Heere, insonderheit die Niederlage der Kaiserlichen bei Jankowitz, den 24. Febr. 1645, wodurch die österreichischen Erbstaaten selbst bedroht wurden, stimmten die Ansprüche des Kaisers endlich herab, und der heiß ersehnte westfälische Friede (s. d. Art.) kam zu Stande, den 24. Oct. 1648. Er vernichtete übrigens allen Zusammenhang des innern teutschen Staatslebens; das von den teutschen Fürsten erlangte Recht, Bündnisse unter sich oder mit fremden Mächten zu schließen, öffnete dem Auslande ein stets offenes Thor zu verderblichen Einmischungen und gab Teutschland der Zerrissenheit preis, die zu seinem lang nachhaltigen Verderben gereichte.

Auf einem 1652 abermals zu Regensburg gehaltenen Reichstage setzte Ferdinand III. die Ernennung seines, viele Hoffnungen erregenden, Sohnes, Ferdinand, zum römischen Könige durch, wodurch ihm die Nachfolge gesichert wurde; doch der Tod raffte ihn schon 1654 hinweg, worauf Ferdinand's zweiter minder befähigter Sohn, Leopold, in die Rechte und Anwartschaft seines Bruders eintrat.

Durch Mäßigung und Festigkeit wußte Ferdinand den so schwer errungenen Frieden in Teutschland, trotz der noch lange wogenden leidenschaftlichen Aufregungen, zu erhalten und zu befestigen; denn seine offene Biederkeit gewann ihm das Vertrauen aller Parteien. Übrigens stand er seinem Vater an Geist und Scharfsicht nach, war dagegen aber auch von manchen Fehlern und Schwächen desselben frei. Obschon von den Jesuiten gleichfalls erzogen, räumte er denselben doch keinen so verderblichen Einfluß auf seine Entschließungen ein, wie Ferdinand II.; er war duldsam in Religionsmeinungen, und ließ überall eine strenge Gerechtigkeitsliebe vorwalten. Er war ein Freund der Künste und Wissenschaften, sprach mehre Sprachen und bewährte sich als Feldherr, trotz seiner frühzeitig von der Gicht gestörten Gesundheit.

Ferdinand III. war drei Mal vermählt. Seine erste Gemahlin, Maria Anna, Tochter Philipp's III., Königs von Spanien, durch Schönheit und hohe Sittenreinheit ausgezeichnet, gab ihm eine Tochter, geb. 1635, Maria Josephe, nachmalige Gemahlin Philipp's IV., Königs von Spanien und Mutter Karl's II., des letzten spanischen Monarchen aus dem österreichisch-habsburgischen Hause; sie starb 1696, und zwei Söhne, Ferdinand, geb. 1633, starb 1654, und Leopold, welcher auf den Kaiserthron gelangte. Sie war 1646 gestorben. Seine zweite Gemahlin, Maria Leopoldine, Tochter Leopold's, Grafen von Tyrol, seines Oheims, wurde ihm nach einer kurzen Ehe von einem Jahre 1649 schon wieder entrissen in Folge der Geburt eines Sohnes, Karl Joseph, der seiner Mutter in seinem 15. Jahre ebenfalls nachfolgte. Er war Bischof von Passau und Großmeister des teutschen Ordens. Maria Eleonore von Gonzaga, die Tochter Karl's von Nevers, Herzogs von Man-

tua und Montferrat, war die dritte Gemahlin Ferdinand's III., welche ihn überlebte, bis 1686. Sie gebar einen Sohn und zwei Töchter. Ersterer starb frühzeitig; die älteste Tochter, Eleonore Josephe, vermählte sich in erster Ehe mit dem Könige von Polen, Michael Wiesnovisky, und nach dessen Tode mit dem Herzoge von Lothringen, Karl V.; sie starb 1697; ihr Enkel, Franz, ward der Gemahl von Maria Theresia und der Stifter des lothringisch-habsburgischen Kaiserhauses. Die jüngere Tochter der dritten Ehe Ferdinand's III., Maria Anna Josephe, ward die Gemahlin des Kurfürsten von der Pfalz, Wilhelm Joseph, aus dem Hause Neuburg; sie starb 1689. (Heinrich's Teutsche Reichsgeschichte. Th. 6—7. Coxe's Geschichte des Hauses Österreich, teutsch von Dippold und Wagner. 3. Bd.) (*A. Herrmann.*)

Ferdinand III. war nicht nur Förderer, sondern auch Ausüber der Tonkunst und Componist. Viele Musiker machten durch ihn ihr Glück und viele verbreiteten seinen Ruhm. Von seinen Tonsätzen ließ sein Hoforganist, Wolfgang Ebner, ein Augsburger, noch vor seiner Beförderung zum kaiserlichen Organisten, die gegen 1655 erfolgte, eine Arie mit 36 Variationen Ferdinand's 1648 in Prag drucken. Kircher ließ im 1. Thle. seiner Musurgie S. 685—689 (mit) einen vierstimmigen Gesang mit beziffertem Basse von der Composition dieses Kaisers einrücken, den er Melothesia Caesarea nennt, eine Art Canzonette, die der Motette nur etwas ähnelt, an sich merkwürdig, wenn er auch nicht von einem Kaiser wäre. S. 690 fügt er hinzu: Intelligo et Catholicum Regem summo sane ingenio Litanias quasdam composuisse, quas quia needum obtinere licuit urgentis operis importunitate, eas vel invitus omittere coactus fui. — (Unmittelbar darauf wird ein kurzes vierstimmiges Lied Ludwig's XIII. von Frankreich mitgetheilt.) — Einen einfachen vierstimmigen Chorgesang aus der Composition Ferdinand's III. über den Psalm Miserere findet man noch im 28. Jahrgange der Allgemeinen leipziger musikalischen Zeitung S. 503 und 504, mit einiger Beschreibung des Ganzen, worauf wir nur verweisen. — Da auf den kunstliebenden und künstlerisch gebildeten Ferdinand III. der nicht minder kunsterfahrene und glänzende Leopold I. folgte, dessen Hof der Musik fast leidenschaftlich huldigte, so gründete sich, vorzüglich an Opern und Oratorien, in Wien eine Musikalienbibliothek, welche durch die Sammlungen Joseph's I. und Karl's VI. bedeutend vermehrt wurde und nun zu den vorzüglichsten und reichsten der Welt, hauptsächlich im Fache der Opern und Oratorien jener frühern Zeit, gerechnet werden muß. (*G. W. Fink.*)

FERDINAND I., der Gerechte, König von Aragon, geb. 27. Nov. 1380, des Königs Johann I. von Castilien zweiter Sohn, aus dessen erster Ehe mit der Infantin Eleonora von Aragon, einer Tochter König Peter's IV. Ein sechsjähriger Knabe empfing Ferdinand von dem Vater 1386 die Grafschaft Mayorga, 1390 aber Lara und Peñafiel, dieses als ein Herzogthum, mittels Aufsetzung einer blätterlosen Krone. Herzog demnach von Peñafiel, Herr von Lara, Graf von Mayorga und Cuellar, Herr der Städte Santistevan de Gormaz, Castro Jeriz, Alba de Tormes, Salvatierra, Galisteo, Montemayor, Paredes de Nava vollzog Ferdinand 1395 seine, seit 1390 beliebte Vermählung mit Eleonora von Castilien, der Tochter des Grafen Sancho von Alburquerque. Eine sehr reiche Erbin, und darum im gemeinen Leben la Rica hembra genannt, besaß Eleonora die Grafschaft Alburquerque, Medellin, Tiedra, Montalegre, Villalba de Alcor, Castromonte, Carvajales, Ampudia, Haro, Briones, Belhorado, Cerezo und Ledesma. Zu Mariä Himmelfahrt, 1403, stiftete Ferdinand in Medina del Campo den Orden de la Jarra de Nuestra Señora, also nach der Ordenskette genannt, welche aus Blumentöpfen mit blühenden Lilien und Greifen zusammengesetzt das Bild der heil. Jungfrau hielt. Mehre Herren empfingen an diesem Tage von des Stifters Hand den Orden sammt dem Ritterschlage. Im Übrigen ist von dem Infanten bei Lebzeiten K. Heinrich's II. wenig die Rede: sein königlicher Bruder scheint einige Eifersucht gegen ihn empfunden zu haben. Glänzende Rache für unverdiente Zurücksetzung nahm Ferdinand, indem er, nach des Königs Ableben, dessen Sohn, ein Kind von 20 Monaten, zum König ausrufen ließ, ungeachtet die anwesenden Herren nicht ungeneigt schienen, in ihm selbst ihren König zu verehren. Er nahm in die Gemeinschaft der vormundschaftlichen Regierung die verwitwete Königin auf, in dergestalt verbindlichen Formen, daß selbst der Doña Katharina Besorgnisse und Eifersucht schwinden mußten, und der Pflichten seines hohen Amtes nahm er mit der gewissenhaftesten Treue wahr. Den Geschäften zum Besten hatten die beiden Regenten eine Theilung der Provinzen vorgenommen, in der Art, daß die Königin die ruhigsten Landschaften, der Infant Toledo, Siguensa, Cuenca, Murcia, Sevilla, Jaen, Cordova, Cadix, Badajoz, Coria, Plasencia, Orense, Lugo, Mondoñedo und Palencia zu seinem Antheile erhielt. Seiner Leitung mußte auch, vermöge dieser Anordnung, des Volkes größte Angelegenheit, der Krieg mit den Ungläubigen, für welchen 45 Millionen Maravedis bewilligt waren, anheimfallen. Schon hatten, April 1407, die Mauren mit einem Angriffe auf Priego die Feindseligkeiten angefangen. Ferdinand's Eintreffen auf der Linie wirkte alsbald auf die christlichen Grenzvölker, wie sich in der Ersteigung von Pruna, in der Niederlage der combinirten Flotte von Tunis und Tlemessen ergab. Auch in verschiedenen einzelnen Gefechten behielten die Christen die Oberhand, es wurde Zahara und Ayamonte eingenommen, aber die Belagerung von Setenil mußte aufgehoben werden, gleichwie die Muhammedaner die unternommenen Belagerungen von Baeza und Jaen aufgaben. Noch unerheblicher war in seinen Resultaten der Feldzug von 1408, ungeachtet der von den Cortes bewilligten 60 Millionen, indem neue Verwickelung bei Hofe dem Infanten einen persönlichen Antheil bei den Kriegsverrichtungen zu nehmen nicht verstattete. Zwei Lieblinge der Königin, Johann de Velasco und Diego Lopez de Zuñiga, machten ihm besonders viel zu schaffen und in Guadalajara brachen Unruhen von Belang aus. Allein Ferdinand wurde jedoch

Meister derselben, und seiner Herrschaft in Castilien wußte er neue Stützen hinzuzufügen, indem er für seinen Sohn, Sancho, das Großmeisterthum von Alacantara und jenes von S. Jago für seinen Sohn Heinrich erhielt, auch seinen ältesten Sohn, den Prinzen Alfons, mit der Infantin Maria, der älteren Tochter K. Heinrich's III., welche Villena, Aranda und Portillo zur Mitgift brachte, verlobte. Zu Hause sicher, gedachte Ferdinand seine, in dem thatenlosen Feldzuge von 1407 in etwas gefährdete, kriegerische Ehre durch ein Unternehmen von Wichtigkeit herzustellen. Eben hatten die Mauren den Ablauf eines mehrmals erneuerten Stillstandes durch die Überrumpelung von Zahara bezeichnet, als der Infant, am 20. April 1410, zu Felde gehend, sich am 27. Angesichts von Antequera lagerte, und eine Belagerung begann, welche in Ansehung der Festigkeit der Stadt und der trefflichen Vertheidigung den schwierigsten Waffenthaten des Mittelalters verglichen werden kann. Mehrmals erneuerte der König von Granada den Versuch, der bedrängten Stadt Entsatz, oder wenigstens Hilfe zu bringen (in einem Sturme auf das christliche Lager zu Anfange des Mai sollen die Muhammedaner an 15,000 Mann eingebüßt haben); endlich waren aber alle Mittel der Vertheidigung, wie des Entsatzes, erschöpft, und in dem Hauptsturme vom 16. Sept. wurde die Stadt von den Castilianern genommen. Acht Tage später, den 24., zog auch die Besatzung des Schlosses, vermöge Capitulation, aus, und zu des Feldzugs Beschlusse wurden noch die benachbarten Festen Aznalmara, Cabeche und Jevar erobert. So wichtig erschien das Ereigniß den Zeitgenossen, daß ein eigener Beiname, Ferdinand de Antequera, dem Feldherrn lohnte. Zu einem von den Muhammedanern für die Dauer von 17 Monaten gesuchten Waffenstillstande bot Ferdinand um so williger die Hand, da der am 31. Mai 1410 erfolgte Tod des Königs Martin von Aragon seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Vorausgesetzt, daß sein Neffe, König Johann II. von Castilien, den Thron von Aragon zu besitzen unfähig war, so war Ferdinand zu demselben der nächste Erbe, als Sohn der ältesten Schwester des verstorbenen Königs; allein sein Recht wurde durch andere Prätendenten, den Herzog von Calabrien, den Grafen von Urgel, den Herzog von Gandia und den Grafen Friedrich von Luna, Enkel König Martin's, unehelicher Sohn des jüngern Martin, des Königs von Sicilien, bestritten. Es folgte eine lange Reihe von Zerrüttungen in den verschiedenen Provinzen, indem vorzüglich der Graf von Urgel und der Bastard Friedrich ihre Ansprüche gewaltsam geltend zu machen sich bemühten. Sie veranlaßten hierdurch den Infanten von Castilien, zuerst eine bedeutende Streitmacht an den Grenzen des Königreichs aufzustellen, dann auch diese Grenzen zu überschreiten, um dem Frevel der Parteien Einhalt zu thun. Indem er hierbei zugleich mit großer Gewandtheit der Nationaleitelkeit schmeichelte, und jeden Schein, als wolle er der öffentlichen Meinung Gewalt anthun, zu vermeiden wußte, erwarb er sich dergestalt die Liebe des seine Freiheiten eifersüchtig bewachenden, allem Fremden abgeneigten Volkes, daß, als zu Caspe die neun Wähler zusammentraten, um für Aragon einen König zu ermitteln, fünf derselben, den heil. Vincentius Ferrerius an der Spitze, für den Infanten sich erklärten (28. Juni 1412). An demselben Tage noch wurde der neue König ausgerufen, doch scheint Ferdinand nicht übermäßige Eile gehabt zu haben, von dem ihm zugesprochenen Reiche Besitz zu nehmen. Erst nachdem er die Bischöfe von Siguensa und Cartagena, den Heinrich Manuel, Grafen von Montealegre, und den Adelantado von Andalusien, Parafan de Ribera, als seine Stellvertreter in der Regentschaft von Castilien eingeführt, verließ er, von seiner ganzen Familie begleitet, zu Anfang des August, Cuenca, um zunächst nach Zaragoza sich zu begeben, und daselbst einer seinen feurigsten Wünschen angemessenen Aufnahme sich zu erfreuen. Auch die Nebenländer, Sardinien und Sicilien, beeilten sich, ihre Unterwerfung zu bezeigen, sodaß einzig des Grafen von Urgel Anerkenntniß der neuen Dynastie abging. Nachdem, um diesen Widerspruch zu beseitigen, fruchtlose Unterhandlungen geführt worden, ergriff der König die Gelegenheit seines Zugs nach Barcelona, um des Grafen Besitzungen in dem Ebrothale einzunehmen. Dieses brach des Grafen Jacob starren Sinn; er entsendete nach Lerida seine Räthe, um über die Bedingungen seiner Unterwerfung zu unterhandeln. Daß diese, vor Allem, unumwunden erfolge, verlangte Ferdinand, und seinem Machtspruche mußte am 28. Oct. 1412 Folge geleistet werden. Alsdann bewilligte er unaufgefodert, in Betracht der nahen Verwandtschaft (des Grafen Gemahlin war nämlich des Königs Mutterschwester) seinem bisherigen Nebenbuhler 150,000 Goldgulden baar, und eine Rente von 6000 Goldgulden; außerdem erbat er sich für seinen Sohn Heinrich des Grafen Tochter zur Frau. Statt aber bei so billigen Bedingungen sich zu beruhigen, war der Graf nur bedacht, auswärtige Hilfe zu suchen, um mit desto größerem Nachdrucke seine Ansprüche auf den Thron von Aragon durchzusetzen. Nachdem er von dem Herzoge von Clarence die Zusage eines Hilfsgeschwaders von 1000 Lanzen empfangen, fühlte er sich stark genug, um durch seinen Helfer Anton de Luna, auf aragonischem Gebiete arge Feindschaft zu verüben, und zwei der Stadt Jacca benachbarte Festen wegnehmen zu lassen. Der Moment war für König Ferdinand höchst kritisch; aufrührische Banden erhoben sich in mehren Landschaften; einer dieser Haufen hatte die Feste Trasmoz, ein anderer das Schloß Monte Aragon eingenommen, in Zaragoza selbst brach ein Aufruhr aus, den zu unterdrücken die höchste Anstrengung der Geschwornen kaum hinreichte; ein englisches Heer näherte sich unaufhaltsam den Grenzen. Dem Allen setzte Ferdinand zunächst eine Klage entgegen, mit welcher sein Fiscal den Grafen von Urgel als einen Hochverräther und Rebellen verfolgte; er legte sich ferner eine Leibwache von 100 Castilianern zu, rief die Barone von Castilien zu Beistand, welche sofort, 1000 Lanzen stark, sich bei ihm einfanden, verwendete auf die vortheilhafteste Weise die in seinem Königreiche vorgefundenen Streitkräfte, vorzüglich um die Grenze gegen den bevorstehenden Einfall der Engländer und Gascogner zu verwahren, und das Glück hat nicht ermangelt, diesem mannhaften Streben einige Gunst zu-

zuwenden. Als die Barone von Aquitanien mit dem schwarzen Prinzen den Zug nach Castilien, 1366, beriethen, war der Herren erstes Wort: „mais nous voulons savoir qui nous payera et délivrera nos gages?" Dieselbe Frage stellte 1413 des Herzogs von Clarence Heer, und als des Grafen von Urgel Boten eine kategorische Antwort zu geben, nicht ermächtigt waren, stockte der weitere Zug, bis die Meldung von König Heinrich's IV. von England Ableben, 20. März 1413, den Herzog von Clarence nach Hause foderte, worauf sein reisiger Zug sich von selbst auflöste. Der Gefahr von dieser Seite entledigt, wendete der König von Aragon seine Macht gegen den Grafen von Urgel und die übrigen Rebellen, die wol noch einige Hilfe von einzelnen gascognischen Herren empfingen, aber doch keineswegs vermögend waren, lange ihren Widerstand fortzusetzen. In Balaguer belagert, mußte der Graf von Urgel auf Gnade sich ergeben, und es verurtheilte ihn der einstimmige Ausspruch der Barone zum Verluste seiner Güter und zum immerwährenden Gefängnisse. Am 3. Nov. 1413 ritt K. Ferdinand zu Balaguer ein, wo er an 24 Edle den Orden de la Jarra ertheilte. Am 15. Jan. 1414 ließ er sich in Zaragoza, unter großem Gepränge, die Krone aufsetzen, hierauf auch die Königin krönen, und dem Infanten Alfons, als dem Thronfolger, huldigen. Vorher hatte er diesem den Titel eines Prinzen von Girona verliehen, welcher auf alle künftige Kronprinzen vererbte. Angelegenheiten höherer Bedeutung sich zuwendend, erkaufte Ferdinand von dem Vicomte von Narbonne dessen sämmtliche Besitzungen auf Sardinien, namentlich Sassari, für 100,000 Goldgulden, setzte die Zahl der Geschwornen in Saragoza von 12 auf 5 herab, traf auch die Einleitung zu einer Revision der Gesetzgebung, eine Thätigkeit, in welcher er durch den Versuch einer Vergiftung, ausgehend von der Mutter des in Banden gelegten Grafen von Urgel, auf das Unangenehmste gestört wurde. Auch die nahe Berührung mit dem wunderlichen Papste Benedict XIII. bereitete dem Könige viel Sorge und Ungemach, bis er sich am 6. Jan. 1416 entschloß, die bisherige Obedienz zu brechen. Diese Angelegenheit in Castilien zu verfolgen und die Einleitung zu einem gegen die Mauren von Granada gerichteten Bündnisse zu treffen, begab Ferdinand sich von Barcelona, wo er vergeblich von den Ständen von Catalonien eine Subsidie gesucht hatte, auf den Weg nach Castilien. Er vermochte aber nur Igualada zu erreichen, wo er am 2. April 1416 starb. Die Leiche wurde nach dem Kloster Poblet gebracht. „In Frömmigkeit und Religionseifer, in Gerechtigkeitsliebe, Bescheidenheit und Klugheit einer der vortrefflichsten Fürsten, welche in Castilien oder Aragon jemals geherrscht haben." Vorzüglich in Castilien wurde er schmerzlich beklagt. In seiner Ehe mit der Infantin Eleonora war Ferdinand Vater von sieben Kindern geworden. Alfons V., geb. im Mai 1396 (sic), regierte in Aragon u. s. w., mußte aber in Ermangelung eines Sohnes den Thron seinem Bruder Johann hinterlassen, der von dem Vater, bei der Krönung zu Zaragoza, als Herzog von Peñafiel begrüßt, so unendlich viel Unheil in Castilien anrichtete, hierzu das unermeßliche von den Altern ererbte Besitzthum misbrauchend. Maria wurde am 4. Aug. 1420 dem K. Johann II. von Castilien angetraut, und starb im Februar 1445. Eleonora, Gemahlin des Königs Eduard von Portugal, 1428, starb den 18. Febr. 1445. Heinrich, Herzog von Villena, Großmeister des Ordens von S. Jago, war geraume Zeit, wie sein Bruder, durch verderbliche Thätigkeit, eine Geisel für Castilien, bis er an einer in der Schlacht bei Olmedo, 1445, empfangenen Wunde sterben mußte. Von ihm entstammen die Herzoge von Segorbe. Sancho, der Großmeister von Alcantara, starb im März 1416. Peter, Graf von Alburquerque, zählte nur 27 Jahre, als er für seinen Bruder, den König Alfons, streitend, vor Neapel erschossen wurde, 18. Oct. 1439. Der sieben Kinder Mutter, die Königin Eleonora, starb im December 1435 *).

(*v. Stramberg.*)

FERDINAND I., der Große, König von Castilien und Leon, war des Königs Sancho Garcia von Navarra zweiter Sohn, aus dessen Ehe mit Majora Munia, des Grafen Sancho von Castilien Tochter. Der Mord, von des Grafen Vela Söhnen an seinem Oheim, dem Grafen Garcia von Castilien, geübt (1028), verschaffte ihm die Aussicht, dereinst über diese Grafschaft zu herrschen. Dieser bedeutende Zuwachs veranlaßte eine Fehde zwischen den Königen von Navarra und Leon, um den Besitz der Stadt Palencia. Der Navarrese nahm dieselbe als einen Bestandtheil der Grafschaft Castilien in Anspruch, und König Bermudes von Leon mußte nach einem unglücklichen Kriege nicht nur die Gerechtigkeit dieses Anspruchs anerkennen, sondern auch seine Schwester, die Infantin Sancha, dem Prinzen Ferdinand vermählen, ihr als Heirathsgut das ganze von den Navarresen eroberte Land zwischen den Flüssen Pisuerga und Cea abtreten, endlich seinen Schwager in der Eigenschaft eines Königs von Castilien anerkennen. Die Vermählung wurde in dem Kloster Sahagun, etwa 1033, gefeiert, doch scheint Ferdinand erst mit des Vaters Ableben, Februar 1035, zum vollständigen Besitze des für ihn geschaffenen Königreichs gelangt zu sein. Und darin sollte er bald durch seines Schwagers, des Königs von Leon, Waffen beunruhigt werden. Bermudes eroberte Palencia und nahm mit dem gleichen Glücke alles an Castilien Abgetretene zurück; als er aber in dem nächsten Feldzuge, 1037, in das Thal von Tamara einfiel und in die Nähe von Carrion gelangte, stellte sich ihm Ferdinand entgegen, verstärkt durch seines Bruders, des Königs Garcia von Navarra, Kriegsvolk, und es erfolgte eine heiße Schlacht. Geraume Zeit zweifelhaft, wurde sie durch den Fall des Königs von Leon entschieden; Leoneser, Asturier und Galicier begaben sich auf die Flucht, und wurden scharf verfolgt, bis Ferdinand dem Blutvergießen Einhalt that, in Erwägung, daß mit dem Ableben des dritten Bermudes der Mannsstamm des großen Gothenkönigs Recared erloschen, und folglich die Krone von Leon seiner Königin Sancha angefallen sei.

*) *Laur. Vallae* De rebus a Ferdinando Aragoniae rege gestis libri III. (Paris 1521. 4. Vratislav. 1546. 8.); auch in Hisp. illustr. T. I. p. 727—785.

Diese Milde, verbunden mit dem guten Rechte und der dem Falle angemessenen Geschwindigkeit, verfehlte ihren Zweck nicht, und die Hauptstadt Leon öffnete gutwillig ihre Thore, sodaß Ferdinand am 22. Juni 1037, in der dasigen Domkirche aus den Händen des Bischofs Servand die Königskrone empfing, ein Ereigniß, das die Mehrheit des Volkes von Leon freudig begrüßte, als eine Anordnung der Vorsehung, welche auf diese Weise eine Macht von Bedeutung erhebend, den Fortschritten der Mauren für immer ein Ziel stecken wollte. Nur in Galicien sträubten sich, den neuen Herrscher anzuerkennen, verschiedene Barone, und einige Jahre mußte, um der innerlichen Unruhen Meister zu werden, Ferdinand anwenden. Endlich ward es ihm möglich, mit den auswärtigen Angelegenheiten sich zu beschäftigen und 1044 begann er Hand zu legen an die Ausführung eines von seinem Schwiegervater, dem Könige Alphons V. von Leon, herrührenden Entwurfs. Dieser hatte in dem Bestreben, die von Almansor in Lusitanien gemachten Eroberungen den Ungläubigen wieder zu entreißen, vor Viseu den Tod gefunden. Ferdinand, von Zamora ausgehend, bemächtigte sich mit stürmender Hand der Grenzfeste Jena, gewann in der gleichen Weise, nach einer Belagerung von acht Tagen, das mächtige Viseu, wo er dem Bogenschützen, von dessen Pfeil König Alfons die tödtliche Wunde empfing, Hände und Füße abhauen ließ; durch die Überlegenheit seiner Geschütze das unüberwindliche Lamego, und beschloß seinen Feldzug durch Einnahme der Burg S. Justo, unweit der Malna, und der für die Verbindung von Viseu und Lamego wichtigen Stadt Tarouca. Noch wichtigeres Ergebniß brachte der Feldzug von 1045, zu welchem Ferdinand sich durch eine Wallfahrt nach dem Grabe St. Jacoben des Apostels bereitet hatte. Die Stadt Coimbra, welche zu vertheidigen, der König von Sevilla seine ganze Macht aufgeboten hatte, wurde nach einer Einschließung von mehren Monaten durch Capitulation eingenommen, womit Lusitanien bis zu dem Mondego für Castilien gewonnen war. Aber es benutzten die Mauren von Toledo diese Ereignisse im Westen, um das eigentliche Castilien durch verheerende Einfälle heimzusuchen. Dafür sie zu züchtigen, zog Ferdinand im Frühjahre 1046 nach dem oberen Duero und mittels der Einnahme von Gormaz einen bequemen Übergangspunkt gewinnend, nahm er auf dem südlichen Ufer Berlanga, S. Justo, Guermos und Bado de Rey, gleichwie er im folgenden Jahre die Umgebung von Tarrazona und Medina Celi heimsuchte, und 1048 die Somosierra überschreitend, Salamanca, Uceda, Guadalajara alle Schrecknisse des verheerendsten Kriegs empfinden ließ, auch die wichtige Stadt Alcala dermaßen bedrängte, daß, um sie zu retten, der König von Toledo sich gefallen ließ, an Castilien zinspflichtig zu werden, dergleichen 1049 der König von Saragoza that, geschreckt durch das bloße Gerücht von Ferdinand's Kriegsrüstungen. Die hierdurch gewonnene Zeit benutzte Ferdinand, um die Bischöfe von Toledo, Leon, Astorga, Palencia, Viseu, Calahorra, Pamplona, Lugo und Iria, den Klerus und die vornehmsten Barone nach Coyanza (Valencia de Don Juan) zu berufen, und in deren Versammlung, 1050, eine Reihe von Verordnungen, zum Besten der Kirchenzucht und Gerechtigkeitspflege, durchzusetzen. Das nächste Jahr besuchte er seinen Bruder, den König von Navarra, der schwer erkrankt in Najera darniederlag. Indem Ferdinand also in die Gewalt der Navarresen sich begeben, soll ein Anschlag auf seine Person zur Sprache gekommen sein, und daß man ihn festhalten, bis er wenigstens Castilien an seinen in der Theilung verkürzten Bruder abtreten werde. Ob es mit der an Ferdinand darüber gelangten Warnung seine Richtigkeit gehabt, ist nicht zu ermitteln, gewiß aber, daß er, den Absichten des Bruders mistrauend, in großer Eile Najera verließ und für die beabsichtigte Treulosigkeit Rache zu nehmen, sich gelobte. Dazu gab ein Besuch, den der wieder zu Kräften gekommene König Garcia 1054 in Castilien abstattete, Gelegenheit. Freundlich vorerst aufgenommen, wurde nach kurzer Frist der hohe Gast gefänglich eingezogen und zu sicherer Verwahrung nach der Burg Cea gebracht. Aber der Gefangene fand Mittel, treuen Freunden in Navarra seinen Unfall wissen zu lassen; diese, schnelle Renner mit sich führend, begaben sich nach der Umgebung von Cea, empfingen ihren König, dem es gelungen war, die Aufmerksamkeit der Wächter zu täuschen, und führten ihn jubelnd nach der Heimath. Da war es nun für Garcia die dringendste Sorge, den Bruder das geübte Unrecht entgelten zu lassen. Er bot seines Königreichs Ritterschaft auf, erhielt Hilfsvölker von den Mauren von Zaragoza und Tudela, und brach (im August 1054) in die Grenzen von Castilien ein, die zu vertheidigen aber Ferdinand nicht minder in Bereitschaft war. Nach einer vergeblichen Friedensverhandlung wurde der 1. Sept. als Schlachttag, und als Schlachtfeld die Ebene zwischen Atapuerca und Ages, drei Meilen von Burgos, beliebt. In des Kampfes Gewühl empfing Garcia die Todeswunde, deren unmittelbare Folge die Auflösung des Heeres von Navarra war. Der Christen in der Verfolgung zu schonen, die Mauren zusammenzuhauen, gebot Ferdinand, und heilig wurde sein Gebot gehalten. Schweren Verlust haben die Muhammedaner an diesem Tage erlitten. Im Übrigen blieb der Sieg ohne weitere Folgen, da Ferdinand sich aller Feindseligkeit gegen seinen Neffen Sancho, den neuen, unmündigen König von Navarra, enthielt. Wieder den innern Angelegenheiten des Reiches sich zuwendend, unternahm Ferdinand, in Gemeinschaft seiner Königin, den Neubau des Doms zu Leon, und als das Gebäude in Stattlichkeit sich erhob, erachteten die Stifter sich verpflichtet, von heiligen Glaubenszeugen die Gebeine, besonders jene der sevillanischen Märtyrin Justa, oder ihrer Gefährtin Rufina, hinzuzufügen. Da aber keine Hoffnung war, sie in der Güte von dem Maurenkönige in Sevilla zu erlangen, so wendete er gegen denselben der Waffen Gewalt. Ein zahlreiches Heer von Castilianern überzog die feindlichen Grenzen, zu gleicher Zeit in Portugal und Estremadura Feindseligkeiten ausübend, und vorzüglich die Umgebung von Merida und Bajadoz heimsuchend, in einer Überlegenheit, welcher zu widerstehen, der Maure von fern sich nicht getraute. Er nahm daher große Schätze mit sich, und diese vor sich ausbreitend, sich selbst in den Staub niederwerfend, bat er

den christlichen Monarchen um Frieden, den er dann empfing, unter dem Bedinge, daß er dem vielen Gold und Silber den Leichnam der heil. Justa hinzufüge. Dazu verstand der Heide sich willig, und 1063 führte Ferdinand sein Heer nach Castilien zurück, unterwegs doch einige Zeit mit der Befestigung von Zamora verlierend. Und während dieser Zeit hatte das Glück auf der Ostseite des Reiches ihm neuen Triumph bereitet. Der König von Zaragoza, von des Königs Ramiro von Aragon Waffen bedrängt, foderte von seinem Lehnsherrn Beistand. Den in des abwesenden Vaters Namen zu gewähren, begab des Königs Ferdinand ältester Sohn, der Infant Sancho, sich auf den Weg, begleitet von einem zahlreichen Kriegsvolke und von einem Feldherrn, dessen Name ein ganzes Heer aufwiegt, von dem Cid Rui Diaz de Vivar. Ohne Zeitverlust zog Sancho die Mauren an sich, und mit ihnen vereinigt bestritt und besiegte er das in der Belagerung von Grao beschäftigte Heer der Aragonier. König Ramiro, von jeher ein Widersacher von Castilien, blieb selbst auf dem Platze. In der Freude über den tapfern Sohn foderte Ferdinand die Prälaten und die Grafen des Reichs nach Leon, und mit deren Rathe theilte er seine Staaten unter seine drei Söhne, also daß Sancho Castilien und die Lehnsherrlichkeit über Zaragoza, Alfons Leon und Asturien, Garcia Galicien und Portugal haben sollte. Zugleich wurde Sancho in den Besitz des ihm bestimmten Reichs eingeführt, und, wie es scheint, sofort in einen Krieg mit Navarra verwickelt, an welchem Antheil zu nehmen, Ferdinand sich nicht enthalten konnte. In einer blutigen Schlacht soll er den Kürzern gezogen haben, ein Umstand, der vielleicht der Könige von Zaragoza und Toledo Weigerung der fernern Erlegung des Tributs erklären könnte. Ein großes Heer um sich vereinigend, fiel Ferdinand nochmals in der Mauren Lande ein, und bis Valencia dehnte er seine Verwüstungen aus; in dieser Stadt Nähe soll ihm S. Isidor erschienen sein, ihn an des Lebens Vergänglichkeit zu erinnern und schleunige Rückkehr nach Leon anzurathen. Dieser Warnung gehorsam, ließ Ferdinand das mit Gefangenen und Beute überladene Heer sofort den Rückzug antreten. Er selbst langte am 15. Dec. 1064 in der Hauptstadt an, besuchte vor Allem in tiefer Ehrerbietigkeit die Leichname der Heiligen Isidorus und Vincentius, und ließ sich, obgleich bedeutend unpäßlich, nicht abhalten, der Christmette beizuwohnen. Die krankhaften Zufälle äußerten sich in verdoppelter Gewalt; nicht weiter um sein bevorstehendes Ende zweifelhaft, bekleidete Ferdinand sich mit den Insignien der königlichen Würde, und in feierlichem Aufzuge zu der Kirche zurückkehrend, gab er in Beisein einer zahlreich versammelten Gemeinde alle Embleme der Hoheit von sich. Krone und Scepter legte er zum Boden nieder, und auf seinen Knien vor dem Altare, worin der Heiligen Ildefonsus und Vincentius Gebeine ruhen, liegend, sprach er: „Reich und Macht, von dir, o Herr! empfangen, übergebe ich deinen Händen. Der einzigen Gnade wollest du mich noch würdigen, daß meine Seele die Wirkungen deiner endlosen Barmherzigkeit empfinde." Hierauf empfahl er sich dem Gebete der Anwesenden, wurde von den Bischöfen mit dem Gewande der Buße bekleidet, und Asche auf sein Haupt gestreut. In solchem Aufzuge brachte man ihn nach dem Königshofe zurück, und er verschied am andern Tage, den 27. Dec., während des Hochamtes. „Unstreitig ist Don Ferdinand einer der größten Könige, welche jemals in Spanien regiert haben. Krieger und Feldherr, war er daneben fromm, rechtgläubig, keusch, gerecht, Armen und Kirchen mildthätig." Außer den drei Söhnen, unter welche er, den Ansichten der Zeit unterthänig, sein Reich vertheilte, hinterließ er auch Töchter, deren eine, Urraca, mit Zamora abgefunden wurde, gleichwie Elvira mit der Stadt Toro. (*v. Stramberg.*)

FERDINAND II., König von Leon, war ein jüngerer Sohn des Königs oder sogenannten Kaisers Alphons VII. von Castilien und Leon, aus dessen erster Ehe mit Berengaria, einer Tochter des Grafen Raimund Berengar von Barcelona. Der Vater starb den 21. Aug. 1157, hatte aber noch bei Lebzeiten eine Theilung des Reiches vorgenommen, sodaß Ferdinand auf der Stelle als König von Leon, dessen älterer Bruder, Sancho III. als König von Castilien folgte. Die Eintracht der beiden Brüder wurde jedoch bald gestört. Ferdinand, ungern die Diener der vorigen Regierung um sich sehend, entsetzte den Grafen Ponce de Minerva und einige andere Große ihrer Ämter und Statthalterschaften, veranlaßte sie aber dadurch, bei dem ältern Bruder Schutz zu suchen. Sancho that, seinen Clienten zu Gut, einen Einfall in Leon, welchem zu widerstehen Ferdinand im Mindesten sich nicht getraute. Vielmehr eilte er, mit wenigem Gefolge, dem Bruder entgegen, welcher bereits das Kloster Sahagun erreicht hatte und ebendaselbst das Mittagsbrod verzehren wollte. Als wäre kein Grund der Entzweiung vorhanden, begrüßten sich die beiden Brüder; sie speiseten aus einer Schüssel, sie tauschten Klagen und Wünsche aus, und schieden versöhnt, nachdem Ferdinand versprochen hatte, die ohne Ursache ihrer Ämter entsetzten Diener der vorigen Regierung in alle ihre Rechte wieder einzuführen. Der König von Castilien überlebte aber diese Versöhnung nur kurze Zeit, denn er starb in dem Alter von 23 Jahren am 31. Aug. 1158, nachdem er vorher in seinem Testament der hilflosen Jugend seines Sohnes, Alfons VIII., einen Vormund bestellt in der Person von Gutierre de Castro. Diese Anordnung aber führte, wegen der gegenseitigen Eifersucht der Geschlechter Lara und Castro, zu verderblichem Bürgerkriege, welchen durch seine Vermittlung zu schlichten, König Ferdinand von den Castro eingeladen wurde. Mit gewaffneter Hand seines Neffen Staaten betretend, wurde er als dessen Vormund in Estremadura und in dem Königreiche Leon anerkannt; weiter in das Innere von Castilien eindringend wäre es ihm ein Leichtes gewesen, sich der Person des jungen Königs zu bemächtigen. Allein er ließ sich durch Unterhandlungen in Soria mit den Lara hinhalten, und während dessen wurde das königliche Kind zuerst noch S. Istevan de Gormaz, dann nach Atienza und Avila entführt. Eine Zeit lang verfolgte Ferdinand die Entführer, dann aber erwägend, daß er die Nutzbarkeit der Vormundschaft in dem Besitze ausgedehnter Landschaften genieße, überließ er nicht ungern

deren Lasten, und vornehmlich die Sorge um die Erziehung des jungen Königs, den Herren des Hauses Lara, welche nicht nur in den Engpässen von Castilien ihre Unabhängigkeit bewahrten, sondern auch durch öftere Einfälle in die südlichen Provinzen, den König von Leon in Thätigkeit erhielten. Im März 1160 besiegte sie Ferdinand in der Tierra de Campos, im August 1161 war einzig seine Gegenwart vermögend, die Stadt Toledo gegen einen Angriff der unruhigen Nachbarn zu behaupten. Die Fehde wüthete unausgesetzt bis auf eine Zusammenkunft zu Soria, 1163, die Stellung von Oheim zu Neffen und folglich auch zu dem Geschlechte Lara einigermaßen geordnet wurde. Den Frieden benutzte Ferdinand, um sich mit der innern Aufnahme seines Staates zu beschäftigen; Ledesma, Ciudad Rodrigo, Benavente, Villalpando, Mansilla, Mayorga Castro Toraf, Valencia, wurden durch ihn mit Einwohnern besetzt. Es glaubten aber die Bürger von Salamanca sich durch solche neue Ansiedelungen beeinträchtigt, und ihr Misvergnügen erwuchs zu förmlicher Empörung. Da zog Ferdinand die Landwehr von Zamora, Leon und Astorga an sich, und lieferte am 6. Juni 1164 den Empörern, denen sich die Bürger von Avila angeschlossen hatten, bei Valmuza eine siegreiche Schlacht, die ihm sofort die Thore von Salamanca öffnete. Schwere Strafe kam über die Urheber des Aufruhrs. Seine Waffen gegen die Mauren kehrend, eroberte Ferdinand Alcantara, Alburquerque und Elvas, 1166, und mit Badajoz das Gleiche zu thun, hatte er 1168 sein Kriegsvolk in Ciudad Rodrigo versammelt, als Nachricht einlief, daß jener Ort nach tapferem Widerstande an den König von Portugal sich habe ergeben müssen. Das schien dem Könige von Leon ein Eingriff in die Rechte seiner Krone, und ohne Verzug rückte er ins Feld, die Portugiesen der neuesten Eroberung zu entsetzen. Während seine Scharen sich Angesichts der Stadt ausbreiteten, suchte der König von Portugal in eiliger Flucht sein Heil. Aber das stark gespornte Roß, unter dem Thore sich bäumend, warf den Reiter gegen der Pforte Riegel, sodaß König Alfons, für sein Lebtage ein Krüppel, von den herzueilenden Leonesen aufgegriffen, und ihrem Könige vorgeführt wurde. Der erwies sich aber ungemein großmüthig, verlangte nichts weiter, als die Abtretung von Badajoz und von einigen Bezirken in Galicien, deren die Portugiesen sich angemaßt hatten, und ließ, als ihm hierin gewillfahrt worden, seinen Gefangenen in Frieden ziehen. Auch dem maurischen Befehlshaber in Badajoz erzeigte Ferdinand sich gar gnädig: er wurde, nachdem er die Treue geschworen, in seinem Amte gelassen. Aber des maroccanischen Königs, Abu Jacub, glückliche Waffen bedrohten von Portugal aus die Staaten von Leon. Ferdinand hatte kaum Zeit, mit der geringen aus Leon, Zamora und einigen Orten Galiciens zusammengebrachten Macht sich in Ciudad Rodrigo zu werfen, 1173, und die Stadt wurde von dem unzählbaren Heere der Mauren eingeschlossen. Zweifelhaft über die Mittel der Vertheidigung vernahm Ferdinand von einem frommen Chorherrn, daß St. Isidorus ihm im Traume den Christen Sieg verheißen habe, und auf diese Mittheilung führte er sein Volk keck hinaus in den Streit, der mit der beinahe vollständigen Vernichtung des feindlichen Heeres endigte. Einige Jahre später, 1177, als Ferdinand seinen Neffen, den König von Castilien, mit der Belagerung von Cuenca beschäftigt sah, machte er sich dies zu Nutze, um Castro Xeriz und Dueñas wegzunehmen, hierdurch aber einen zweiten Krieg mit den Portugiesen, als den Verbündeten von Castilien, sich zuziehend. Schon waren die Portugiesen bis in die Nähe von Ciudad Rodrigo vorgedrungen, als ihre Niederlage bei Argañal die plötzliche Einstellung der Feindseligkeiten zur Folge hatte. Größere Resultate ergaben sich in Caceres, das nach einer tapferen Vertheidigung sich an König Ferdinand ergeben mußte, 1184, und in dem Beistande, welchen er in demselben Jahre den Portugiesen gegen die Maroccaner angedeihen ließ, von welchem die wunderbare Auflösung von deren Heere, ohne Schlacht, den 24. Juli 1184, eine Folge war. Im Herbste 1187 besuchte Ferdinand das Grab des Apostels, zu S. Jago, auf dem Rückwege zu Benavente erkrankt, starb er daselbst den 28. Jan. 1188. Aufrichtig wurde er von dem Volke von Leon beklagt, nachdem er im Leben durch Gottesfurcht und seltene Tapferkeit sich Aller Verehrung erworben hatte. Der Orden von S. Jago verdankt ihm seine Aufnahme, welchem er zuerst Valduerna, dann, den 30. März 1180, S. Salvador de Destriana, Quintanilla, Castrotorafe, Peñagusenda, Lovo und Puente de Miño schenkte. Ferdinand's erste Gemahlin, Urraca, des Königs Alfons von Portugal Tochter, mit der er sich 1164 vermählt, wurde 1175 wegen der nahen Anverwandtschaft von ihm geschieden. Seine zweite Gemahlin, Teresa de Trava, des Grafen Ferdinand Perez von Trastamara Tochter, des Nuño Perez de Lara Witwe, von 1176 ab, starb den 7. Febr. 1180. Die dritte, Urraca, des Lope Diaz de Haro, des Herrn von Biscaya, Tochter, vermählt 1181, wurde Mutter von drei Prinzen, die alle vor dem Vater starben. Der Sohn der zweiten Ehe, der Infant Sancho, mit Aguilar de Campo und Monteagudo abgefunden, starb 1217. Der Sohn endlich der ersten Ehe, Alfons IX., geb. 1166, folgte dem Vater in dem Besitze des Königreichs Leon. (*v. Stramberg.*)

FERDINAND III., der Heilige, ein Sohn des Königs Alfons IX. von Leon, aus dessen zweiter Ehe mit Berengaria, der Erbin des Throns von Castilien, war 1198, vor dem August, geboren. Bereits 1204 wurde er von den zu Leon versammelten Cortes als des Vaters dereinstiger Nachfolger anerkannt, und zwar hatte sein mütterlicher Großvater, König Alfons VIII., diese Anerkenntniß gefodert, weil seiner Tochter Ehe, wegen der zu nahen Verwandtschaft, durch Ausspruch des Papstes für nichtig erklärt worden war. Ferdinand wuchs unter des Vaters Augen auf und scheint von demselben mit einer gewissen Eifersucht bewacht worden zu sein, denn als auf Absterben von des Prinzen Oheim, dem Könige, Heinrich I. von Castilien, die geschiedene Königin von Leon, ihr Erbrecht zu verstärken, den Sohn bei sich zu haben wünschte, konnten ihre Abgeordneten dessen Auslieferung nur unter dem Vorwande eines bei der Mutter abzustattenden Be-

suchs erhalten, und mußten dazu versprechen, in der kürzesten Frist den Prinzen nach Leon zurückzuliefern. Dieses Versprechen zu erfüllen erlaubte die Lage von Castilien keineswegs. Eine mächtige Partei, den Grafen Alvar Nuñez de Lara an der Spitze, bot alle Kräfte auf, um das Erbrecht der Königin Berengaria zu bestreiten, und die hehre Frau, durch vielfältiges Leiden gebeugt, fühlte sich nicht stark genug, einen Thron zu erobern. Sie trat ihr Erbrecht an den Infanten ab, und am 31. Aug. 1217 empfing Ferdinand in Valladolid der Unterthanen Huldigungseid. Doch fehlte noch viel an der gänzlichen Beruhigung des Landes. Nicht nur beharrten die Lara in ihrer bewaffneten Opposition, sie suchten auch die Könige von Frankreich und von Leon zu einem Angriffe auf Castilien zu verleiten. Aber der König von Frankreich, Ludwig VIII., fühlte zu gut, daß seine Vermählung der zweiten Tochter von Alfons VIII. mit Blanca von Castilien, ihm kein Recht auf den erledigten Thron gebe, und der König von Leon, wenn er auch mit seinem Heere bis Burgos vordrang, fand nirgends die Aufnahme, auf welche er gerechnet, hingegen an seinem Sohne einen sehr wachsamen und thätigen Gegner. Des auswärtigen Angriffs ledig, wendete Ferdinand seine Macht gegen die Lara. Er eroberte nach einander die Burgen Lerma und Lara, und wurde durch seiner Mutter großmüthige Aufopferung, welche ihre Kleinodien verkaufte, um das Heer bezahlen zu können, in den Stand gesetzt, die Rioja von Feinden zu säubern, unterlag aber in dem Versuche, sich der von Gonzalo Nuñez besetzten Festen zu bemächtigen, und sein Rückzug auf Burgos zog einem großen Theile von Castilien schreckliche Verwüstung von Seiten der Brüder von Lara zu. Velorado, Cuentana, Furtuno gingen an sie verloren, bis Palencia wich der König, und auch da fühlte er sich nicht vollkommen sicher, da Herrera von des Grafen Alvar Volk besetzt war. Indem die Königlichen der Zugänge dieser Feste sich zu versichern bemüht waren, ritt Graf Alvar auf Recognoscirung aus, und seine Unvorsichtigkeit führte ihn in die Nähe der königlichen Positionen, wo er sofort niedergeworfen, dann nach Valladolid abgeführt wurde. Mit seinem Falle war die Macht der Partei so vollständig gebrochen, daß statt Recht Gnade zu üben König Ferdinand sich veranlaßt fand. Alvar, nachdem er die Festen Cañete, Alarcon, Tarriego, Villafranca, Montes de Oca, Velorado, Pancorvo ausgeliefert, erhielt Verzeihung und wurde in Freiheit gesetzt, die er jedoch nur zu einer abermaligen Schilderhebung benutzte. Diesmal gründete er seine Hoffnungen vornehmlich auf den König von Leon, der sich bewegen ließ, ernstlicher, wie unlängst, seines Sohnes Herrschaft in Castilien anzufechten. Der Krieg wüthete die ganze Grenze entlang, als eine Krankheit, das Leben des Grafen Alvar bedrohend, und also den König von Leon des wesentlichsten Beistandes beraubend, ihn bestimmte, auf die von seinem Sohne vorgebrachten Friedensvorschläge einzugehen. Den Vergleich der beiden Könige, durch ihre persönliche Zusammenkunft besiegelt, überlebte Graf Alvar nur kurze Zeit, und sein Bruder, der Graf Ferdinand, nachdem er Castro Jeriz, Monzon, Bezeril, an den König verloren, wurde mit solchem Nachdrucke in der Burg Artejon belagert, daß er in der Capitulation sich verpflichten mußte, für immer die Staaten von Castilien und Leon zu meiden. Er ist zu Marocco gestorben. Die hiermit gewonnene vorübergehende Ruhe benutzte Ferdinand, um seine Vermählung mit Beatrix, der Tochter des Hohenstaufen Philipp, zu vollziehen. In Burgos empfing er die Braut; am 28. Nov. hielt der Bischof von Burgos in dem nahen Kloster de las Huelgas das Hochamt, an dessen Schlusse der König sich selbst zum Ritter schlug, zugleich die für ihn von dem Bischof geweihten Waffen anlegend. Zwei Tage später, den 30. Nov. 1219, erfolgte die Trauung des königlichen Ehepaars. Die Festlichkeiten des Beilagers waren kaum vorübergegangen, als die von Roderich Diaz de los Cameros in Rioja verübten Gewaltthätigkeiten schon wieder den König zu den Waffen foderten. Ein harter Strauß stand bevor, hätte nicht die Königin-Mutter, der von Roderich empfangenen Dienste eingedenk, das Mittleramt übernommen, und den alten Freund überredet, alle seine Festen auszuliefern, und dagegen eine baare Summe von 14,000 goldenen Maravedis anzunehmen, als eine reichliche Unterstützung für den beabsichtigten Kreuzzug. Um aber nicht vergeblich sich gerüstet zu haben, überzog der König das Gebiet des Gonzalo Nuñez de Lara, welcher sich zu den Muhammedanern geflüchtet hatte, und es wurden ohne sonderliche Anstrengung dessen Festungen eingenommen. Mehr Mühe gab dem Könige Gonzalo Perez de Lara, welcher das Schicksal des Stammoberhauptes, des Grafen von Lara, zu rächen, die Fahne der Empörung erhob, geraume Zeit Castilien beunruhigte, endlich aber in der Burg Zafra belagert, unter Vermittlung der Königin Berengaria und des Grafen Gonzalo von Molina, einen ehrenvollen Frieden schloß, 1221. Auch in Galicien waren unruhige Bewegungen zu unterdrücken, und nun erst durfte Ferdinand an die Unternehmungen sich begeben, die seines Lebens höchstes Ziel, der iberischen Halbinsel die höchste Wohlthat geworden sind. Der Feldzug gegen Valencia, 1224, durch Streifzüge auf der Grenze eröffnet, wurde alsbald durch die Unterwerfung des Maurenkönigs beendigt, und nach Westen sich wendend, überstieg Ferdinand mit seinem Heere noch in demselben Jahre die Sierra Morena. Quesada wurde nach einer tapfern Vertheidigung genommen und geschleift, und das gleiche Schicksal erfuhren sechs Schlösser der Nachbarschaft. Dieser Recognoscirung folgte in derselben Richtung der Feldzug von 1225, dessen Resultate die Unterwerfung des Königs von Baeza und arge Verwüstung der Gebiete von Sevilla waren. Den Frieden zu erkaufen, versprach Aben Mahomed von Baeza die Entrichtung eines Tributs, welcher ein ganzes Viertel der Einkünfte seines Königreichs ausmachen sollte, und zu dessen Sicherheit er die Castelle von Baeza, Andujar und Martos an die Castilianer überlieferte. Die hieraus sich ergebende, und in den Ereignissen von 1226 befestigte Abhängigkeit des maurischen Königs von den Christen wurde ihm bald verderblich, er verlor in einer Empörung das Leben, seine Hauptstadt selbst wurde für den König von Castilien gewonnen, den 30. Nov. 1227, während

die übrigen Theile seines Gebiets der Herrschaft von Sevilla sich unterwarfen. Das Jahr darauf wurde durch einzelne Eroberungen in dem Königreiche Jaen bezeichnet, aber die Belagerung von Jaen selbst, 1229 und 1230, mußte jedesmal aufgehoben werden, und Ferdinand hatte bereits den Rückmarsch nach Castilien angetreten, als ihm ein von der Königin-Mutter entsendeter Eilbote die Nachricht von dem Ableben seines Vaters (den 23. Sept. 1230) nach Daral Feria überbrachte. In des alten Herrn Testament war die Nachfolge in dem Königreiche nicht dem Sohne, sondern den Töchtern der ersten Ehe, den Infantinnen Sancha und Dulcia, zugedacht, und wenn auch die Städte Leon, Astorga, Oviedo, Lugo, Mondoñedo, Salamanca, Ciudad Rodrigo und Coria für Ferdinand, als dem in den Cortes anerkannten Thronfolger, waren, so hatten nicht minder die Infantinnen eine starke Partei, namentlich die Städte Compostella, Tuy und Zamora, und die mächtigsten Barone in Galicien und Asturien. Selbst die Hauptstadt Leon ihnen zu unterwerfen, hatte der Graf Diego Diaz sich vorgesetzt, auch zu dem Ende S. Isidor's Kirche mit gewaffneter Hand eingenommen, während der Bischof in König Ferdinand's Namen den Dom besetzt hielt. Allein inmitten seiner landverderblichen Thätigkeit wurde jener Graf von einem Übel heimgesucht, das die neuere Zeit Migraine zu nennen pflegt; darin wollte er die strafende Hand S. Isidor's erkennen, und um des Heiligen Verzeihung zu erhalten, gab er die einzig durch seine Thätigkeit belebte Partei auf. Als demnächst K. Ferdinand in großer Eile sich nach Leon begab, wurde er von der Bevölkerung mit Jubel empfangen und sofort als Beherrscher von Leon ausgerufen, während der Infantinnen Anhänger ihre Zeit zu Castro Torafe in fruchtlosen Berathungen verloren. Diese Unschlüssigkeit der Gegner wahrnehmend, wollte die Königin Berengaria die Gelegenheit, ein neues und wichtiges Verdienst um den Sohn sich zu erwerben, nicht unbenutzt lassen. Sie fuhr hinüber nach Galicien, und da, zu Valencia de Miño, hatte sie eine Unterredung mit der beiden Infantinnen Mutter, mit der heiligen Teresa von Portugal, welche der Berengaria Vorgängerin im Ehebette, gleich dieser, wegen der zu nahen Verwandtschaft ausgewiesen worden war; und so fruchtbar unterhandelten die beiden Frauen, daß die Infantinnen allen ihren auf das väterliche Testament gegründeten Ansprüchen, gegen eine Leibrente von 30,000 Dublonen für jede entsagten. Leicht mochte hierauf, in dem J. 1231, Ferdinand der Unruhen in Galicien und Asturien Meister werden, aber es blieb, eine dauerhafte Vereinigung der Reiche von Castilien und Leon zu erzielen, soviel zu besorgen übrig, daß der König genöthigt war, die Führung des Kriegs in Andalusien, für 1232 und 1233, an seine Legaten zu überlassen. Im ersten Jahre eroberte der Erzbischof von Toledo das seiner Kirche verliehene Quesada, ferner Pilos, Toya, Laera, und endlich das wichtige Cazorla; 1233 besiegte der Infant Alfons bei Jerez de la Guadiana ein zahlreiches Heer von Ungläubigen. Den Feldzug von 1234 ließ der König durch die Belagerung von Trujillo eröffnen, das am 25. Jan. sich an den Bischof von Placentia ergeben mußte, wie auch Magacela, Medellin, Alhanga, und Sta. Cruz thaten. Der Großmeister von S. Jago nahm Montiel und die umliegenden Plätze, der König selbst betrieb die Belagerung von Ubeda, das auch nach außerordentlichen Anstrengungen von beiden Seiten, am 29. Sept., capitulirte. An Cordova würde hierauf die Reihe gekommen sein, wenn nicht der Königin Beatrix Ableben noch während der Belagerung von Ubeda ein ganzes Jahr der Christen Waffen gelähmt hätte. Erst mit Ausgang des Jahres 1235 wurde von Ubeda aus der Anschlag vorbereitet, mittels dessen Dominicus Muñoz, der Adalid, eine der Vorstädte von Cordova erstieg und sich dergestalt darin festsetzte, daß K. Ferdinand Zeit gewann, aus Benavente herbeizueilen, um ein Ereigniß von dieser außerordentlichen Wichtigkeit auszubeuten. Er war nur von wenigem Volke begleitet, daher Abenhut, der Maurenkönig, sehr leicht ihn für seine ausgezeichnete Verwegenheit hätte züchtigen können, aber der wollte zunächst dem nicht minder bedrohten Valencia zu Hilfe eilen, und ließ geschehen, daß die gesammte Macht von Castilien vor Cordova sich vereinigte. Während nun Abenhut, auf dem Marsche, nach Almeria, von der Hand eines Lieblings fiel, und sein Heer sich zerstreute, setzte Ferdinand um so lebhafter die Belagerung von Cordova fort, und am 29. Juni 1236 wurde ihm die Stadt durch Capitulation übergeben. Zu einem feierlichen Umgange gestaltete sich der Sieger Einzug, während zugleich auf der Hauptmoschee und dem Alcazar das Kreuz sich erhob. Es wurde auch jene Moschee von dem Bischofe von Osma zu Ehren der heil. Jungfrau geweihet, und die bei dieser Gelegenheit vorgefundenen Glocken von S. Jago de Compostella, die Mahomed Almansor als eine Trophäe, auf den Schultern christlicher Gefangenen nach Cordova hatte bringen lassen, mußten in billiger Vergeltung die Muhammedaner nach Compostella zurücktragen. Nachdem er noch das Eigenthum verschiedener Häuser in der Stadt vergeben, die Festungswerke hergestellt, die Grenze durch zweckmäßige Anstalten gesichert hatte, kehrte Ferdinand gegen Ende Septembers nach Toledo zurück. In der Freude um den glücklichen Fortgang christlicher Waffen bewilligte ihm der Papst eine Steuer von 20,000 Dublonen, für die Dauer von drei Jahren von der Geistlichkeit in Castilien und Leon zu erheben, doch war die Summe nicht hinreichend, um die Lücken, durch den Feldzug von Cordova und durch des Königs zweite Vermählung mit Johanna von Dammartin, der Gräfin von Ponthieu, 1237, veranlaßt, auszufüllen. Thatenlos verliefen drei ganze Jahre, mehre Grenzposten sogar gingen an die Muhammedaner verloren, denn arge Hungersnoth erschlaffte den Muth der Vertheidiger, obgleich der König auf jegliche Weise, theils durch Zufuhr, theils durch baare Unterstützung, der Noth seiner Unterthanen abzuhelfen sich bemühte. Nach Cordova schickte er 1237, in einer Summe, 25,000 Maravedis. Wie der Süden durch Hungersnoth, so wurde der Norden des Reiches durch aufrührische Große beunruhigt, vorzüglich durch Diego de Haro, der mehrmals besiegt und mehrmals begnadigt, immer wieder zu neuen Lasterthaten sich erhob, bis dann endlich sein störriges Gemüth der verständigen

Milde, der Großmuth des Königs erlag. Endlich, 1240, befand sich Ferdinand wieder befähigt, die Macht seines Reiches gegen die Ungläubigen zu wenden, und dergestalt fürchterlich hatte sein Name sich ihnen gemacht, daß die mit Cordova grenzenden Plätze wetteifernd ihre Thore eröffneten, nur die freie Übung der Muhammedanischen Religion und die Sicherheit des Eigenthums sich vorbehaltend. So thaten namentlich Ecija, Estepa, Almodovar, Setefilia, während S. Eulalia, Moratilla, Hornachuelos, Mirabel, Fuente Remiel, Zafra, Rogen, Montero, Aguilar, Benameri, Zambra, Baena, Cazalla, Marchena, Porcuna, Moron, mit stürmender Hand eingenommen wurden. So weitläufige Eroberungen zu ordnen, mußte der König das ganze Jahr 1241 verwenden und daher die Führung des Krieges in Estremadura, namentlich die Einnahme von Llerena und Salamea dem Bischofe von Coria überlassen, aber um so herbere Einbuße bereitete er den Muhammedanern in einer in bewunderswürdiger Gewandtheit mit Aben hudiel, dem Könige von Murcia, geführten Unterhandlung, deren überraschendes Resultat die freiwillige Unterwerfung aller Staaten von Murcia, doch Mula, Lorca und Cartagena ausgenommen, war. Zur Besitznahme des Landes, 1243, mußte Ferdinand, bedeutend erkrankt, seinen Sohn den Infanten Alfons, abordnen, welcher auch im Laufe des Jahres 1244, durch die Einnahme der drei widerspenstigen Städte die wichtige Erwerbung vollendete, während Ferdinand vom Krankenlager aufgeschreckt, durch die Nachricht von einer Niederlage der Herrn von Calatrava, und von den hieraus für die Feste Martos sich ergebenden Gefahren, mit nur 200 Reitern die Sierra Morena überschritt, glücklich den Nachstellungen der in großer Anzahl streifenden Mauren entging, und mit einem kleinen, aus den Grenzplätzen zusammengezogenen Heere zuerst Arjona, Pegalajar, Montijar, Cartejar einnahm, die Belagerung von Granada aber aufheben mußte. Für diesen Unfall in der Einnahme von Jaen Entschädigung zu suchen, ließ der König vom Frühjahre 1245 an, die dieser Stadt bestimmte Zufuhr erschweren; dann überzog er selbst mit Feuer und Schwert deren Gebiet, er nahm Alcala de Benzaida mit Sturm, und suchte die Ebene von Granada heim, bis das Eintreten der heißen Jahreszeit eine Unterbrechung der Feindseligkeiten gebieterisch foderte. Kaum begann die Hitze abzunehmen, so wurde alles Ernstes die Belagerung von Jaen vorgenommen, und eine Zeit lang lebhaft fortgesetzt; indem aber die Stärke der Mauern und die Entschlossenheit der Besatzung der verderblichen Wirkung der Geschütze und einer Reihe von Stürmen trotzte, fand der König für gut, die Belagerung in eine Einschließung zu verwandeln, welche den ganzen Winter hindurch fortgesetzt, nicht zwar den Muth der Vertheidiger brach, aber doch den König von Granada überzeugte, daß er um jeden Preis seinen fürchterlichen Feind entwaffnen müsse. Er machte sich anheischig, nicht nur Jaen auszuliefern, sondern auch einen jährlichen Tribut von 50,000 Dublonen zu entrichten, und dem Könige von Castilien in allen seinen Kriegsfahrten die Heeresfolge zu leisten. Diese Vorschläge wurden in dem christlichen Lager angenommen, und nach einer Belagerung von beiläufig acht Monaten ritt König Ferdinand zu Jaen ein (Mitte Aprils 1246). Sofort ging er mit seinen Getreuen zu Rathe über die Weise, in welcher der Krieg fortzusetzen sei. Daß er an Mittelstädten zuerst sich versuche, wollten Einige, aber daß mit dem Schwierigsten der Anfang gemacht werde, daß demnach gegen Sevilla die Anstrengung der Christen sich wenden müsse, behauptete der vielversuchte Großmeister von S. Jago, Pelayo Perez Correa, und seiner Meinung trat der König bei. Ein Einfall in das Gebiet von Carmona, beinahe bis zu den Mauern von Sevilla ausgedehnt, die Einnahme von Guadaira und des Infanten Friedrich verwegener Ritt bis nach Jerez, hatten als Mittel gedient, den künftigen Kriegsschauplatz zu erforschen, da vernahm in Alcala de Guadaira Ferdinand die Trauerpost von der geliebten Mutter Ableben. Sie erschütterte ihn tief, so gewaltig, daß er für einige Augenblicke gesonnen war, auf die große Aufgabe seines Lebens zu verzichten, um sich einzig mit seiner Trauer und mit den innern Angelegenheiten Castiliens, denen bis dahin Berengaria mit gleich viel Treue und Weisheit vorgestanden hatte, zu beschäftigen; aber bald fühlte der König sich gestärkt durch seine religiöse Überzeugung, und eifriger wie je zuvor widmete er sich der Ausbreitung des Glaubens. Den ganzen Winter hindurch hielt er sich in Cordova auf, um die ganze Heerfahrt, Behufs deren der Papst ihm den Kirchenzehnten bewilligt hatte, zu ordnen. Der schwierigste Theil der Aufgabe lag in der Nothwendigkeit, den Sevillanern die Verbindung mit dem Meere und mit Afrika zu nehmen. Bis dahin besaßen die Könige von Castilien, wie ausgebreitet auch der Biscayer Schiffahrt war, keine Flotte. Dergleichen in den nördlichen Häfen auszurüsten und nach S. Lucar zu bringen, erbot sich ein erfahrener Seemann, Ramon Bonifaz, und mit Freuden ergriff dessen Anerbieten der König, der auch die nöthigen Summen dem unternehmenden Manne anwies. Noch fehlten die Nachrichten von der Flotte, und schon setzte sich, im Frühjahre 1247, den Guadalquivir abwärts, das Landheer in Bewegung. Die Ebene von Carmona wurde zunächst heimgesucht, und die Bürger, um vor weiterer Verwüstung ihr Eigenthum zu bewahren, verwilligten, nach Ablauf von sechs Monaten, ihre Thore zu öffnen, es sei denn, daß ein genugsamer Entsatz ihnen zukomme. Constantina ergab sich bei dem ersten Anblicke der christlichen Fahnen, Lora und Alcolea wurden gewaltsam erstürmt, und ohne Verlust überschritt das Heer den Guadalquivir. Nachdem auch Cantillana unter großem Blutvergießen erstiegen worden, und schwer den tapfern Widerstand gebüßt hatte, ergab sich, durch das Beispiel erschreckt, Guillena der ersten Auffoderung, wurde Gerena zu Capitulation angenommen, Alcala del Rio von den Mauren verlassen, sodaß hierdurch von der Landseite Sevilla vollständig umschlossen war. Aber die Herrschaft des Guadalquivir zu erlangen, fand der mittlerweile zu seiner Mündung gekommene castilische Almirante, Ramon Bonifaz, schwieriger, denn seine Flotte, aus 13 Schiffen, die kleinen ungerechnet, bestehend, schien keineswegs den zahlreich den Hafen von S. Lucar bewahrenden Schiffen der Afrikaner gewachsen, zumal eine Abtheilung

des christlichen Heeres, die der Flotte Operationen erleichtern sollen, bei dem Anblicke der unzähligen feindlichen Scharen, von welchen der Strand bedeckt war, die Flucht ergriff. Aber Bonifaz, im Manoeuvriren den Barbaren weit überlegen, drängte sie so gegen das Ufer, daß die vereinzelten Schiffe in dem Wasser weder sich gehörig vertheidigen, noch viel weniger entkommen konnten. Die Nachricht von dem entscheidenden, durch seine Flotte errungenen Vortheil vernehmend, ließ Ferdinand durch das Landheer eine Bewegung vornehmen, welche hinreichend war, um jene Schwärme von Muhammedanern von des Meeres Rande zu verdrängen, und ohne weiteres Hinderniß konnte die christliche Flotte ihren Siegeslauf, den Guadalquivir zu Berge, fortsetzen. Als nun Sevilla vollständig berennt war, wurde am 20. Aug. mit der Belagerung der Anfang gemacht. Diese ist nach der Stärke der Stadt und Bevölkerung, nach dem Fanatismus dieser Bevölkerung, sowie nach der trefflichen Lagerzucht der Christen, die denkwürdigste des ganzen Mittelalters geworden. Den Herbst und Winter durch hatte sie gewährt, Carmona war vermöge der eingegangenen Capitulation den Christen geöffnet, aber es ließen die von Sevilla kein Zeichen von Niedergeschlagenheit verspüren. Da wendete Ferdinand sich nochmals, und nicht vergeblich, an seiner Unterthanen und Nachbarn guten Willen, und die von allen Seiten zuströmenden Verstärkungen machten es möglich, zuerst eine der Stadt offen gebliebene Communication mit dem nördlichen Gebirge zu unterbrechen [1]), dann, am 3. Mai 1248, durch einen heftigern Angriff von Seiten der Flotte die Schiffbrücke, durch welche die Stadt Sevilla mit Triana und Alfaracha verbunden ist, sprengen zu lassen, endlich mit stürmender Hand sich des also vereinzelten Postens von Triana zu bemeistern. Nach diesen Erfolgen mußte jeder Zweifel über den Ausgang der Belagerung schwinden, aber dennoch trotzte die Besatzung und Bevölkerung ein ganzes halbes Jahr weiter dem empfindlichsten Mangel. Am 23. Nov. 1248 wurde endlich die Capitulation unterzeichnet. Vermöge derselben sollten alle Muhammedaner ohne Unterschied freien Abzug haben; es wurde ihnen ein Monat bewilligt, um ihr Eigenthum und ihre sonstigen Angelegenheiten zu ordnen, auch denjenigen, welche nach Afrika übersiedeln würden, der freie Transport auf christlichen Schiffen zugestanden. Am festgesetzten Tage zogen 300,000 Muhammedaner aus; sie bis Jerez zu geleiten, war der Großmeister von Calatrava angewiesen. König Ferdinand aber ritt in großer Feier, unter Vortragung des Bildnisses Nuestra Señora de los Reyes, in die geraume Stadt ein, und begab sich zunächst nach der großen Moschee, in welcher, nach vorhergegangener Reinigung, der Erzbischof von Toledo, zum Zeichen der Dankbarkeit, das Meßopfer darbrachte. Dieser Feier folgte eine Reihe von Arbeiten um die Einführung einer christlichen Colonie in die verlassene Stadt, um die Wiederherstellung ihrer Mauern, um den Aufbau von Kirchen und Klöstern, sodaß die Waffen einstweilen ruhten, bis 1250 Ferdinand aufbrach, um die Eroberung des untern Andalusien vorzunehmen. Auf diesem Zuge wurden gewaltsam erobert, oder zu Capitulation angenommen Jerez de la Frontera, Medina Sidonia, Alcala de los Gazules, Velez, Cadiz, S. Lucar, S. Maria del Puerto, Rota, Arcos, Lebrija, Tribujana, daß also Ferdinand, in Europa nichts mehr zu thun findend, veranlaßt wurde, seine Blicke dem jenseitigen Ufer zuzuwenden. Schon hatte seine Thätigkeit eine große Anzahl von Schiffen versammelt, schon hatte sein Almirante Bonifaz die Küsten von Marocco untersucht und bei dieser Gelegenheit einen glänzenden Sieg über die Flotte der Ungläubigen errungen, aber die Krankheit, von welcher der König seit 1243 wiederholt heimgesucht worden, fing an zu einer Wassersucht sich zu gestalten, und bald zeigte sich, daß nur noch eine kurze Frist dem Kranken vergönnt sei. Er empfing die Sterbesacramente. Als die Communion ihm gereicht werden sollte, erhob er sich von seinem Lager, einen Strick um den Hals tragend, fiel er auf sein Angesicht, um in dieser Stellung die geweihte Hostie anzubeten. Darauf sprach er sein Glaubensbekenntniß, erbat sich aller Anwesenden Verzeihung um dasjenige, womit er sie gekränkt oder betrübt haben könnte. Nachdem er die Embleme der königlichen Würde von seinem Bette hatte wegbringen lassen, verlangte er seine Gemahlin und Kinder zu sprechen. In den eindringlichsten Worten erinnerte er den Thronfolger an die Pflichten gegen seine Geschwister und sein Volk, und ihm, wie den übrigen Kindern, ertheilte er den väterlichen Segen. Von diesem Abschiede sehr angegriffen, wollte er für die letzten Stunden nur von Priestern umgeben sein. Man gab ihm die letzte Ölung; er ergriff die Kerze, ließ die Litanei beten, und gab unter dem Te Deum laudamus den Geist auf, zu Sevilla, den 30. Mai 1252. Er wurde zu Sevilla in der königlichen Kapelle des Doms beigesetzt, unter den Thränen seiner Unterthanen, die ihn nicht nur als ihren größten, die auch als einen heiligen König ihn beklagten. Doch sind über 400 Jahre verlaufen, bis dieses Urtheil des Volks durch die von Papst Clemens X. 1671 ausgesprochene Kanonisation bestätigt wurde. Das größte Verdienst, das der heil. Ferdinand um sein Volk, um die Kirche sich erwarb, beruht unstreitig auf seinen beharrlichen, von dem Glücke gekrönten Anstrengungen, den schönsten Theil der iberischen Halbinsel von dem schimpflichsten, von dem drückendsten Joche zu befreien, allein auch in allen andern Beziehungen hat dieser König sich als ein wahrhaft großer Mann bewährt. Ein treuer Ehegatte, ein gütiger Vater und Herr, befolgte er für seine Politik gegen christliche Nachbarn die einzige Regel des Evangeliums: „Thue dem Nächsten nicht, was du nicht willst, daß dir geschehe," und vortrefflich diente ihm diese einfältige Politik. Ferdinand's Siegen und Eroberungen haben die Waffen von Aragon und Portugal den ersprießlichsten Beistand geleistet. Ein Liebhaber der Gerechtigkeit hat er allerwärts in seinen Staaten ihr Eingang und Anerkenntniß verschafft. Vielfältig genöthigt, in Person Recht zu sprechen, suchte er hierzu den Beistand und Rath gelehrter und gottesfürchtiger Männer, wodurch er unvermerkt dem Rathe von Castilien den Ursprung gab, und zugleich

1) Durch den von dem Großmeister von S. Jago erfochtenen Sieg bei der Kirche S. Maria de Tudia. Vergl. den Art. S. Jago.

dem collegialischen System, welches von Spanien aus seine Herrschaft über ganz Europa verbreitet hat. Überhaupt lassen sich in Ferdinand's organischen Anordnungen die Grundlagen aller der Einrichtungen erkennen, durch welche für einen Raum von Jahren seine späten Nachfolger dem übrigen Europa so fürchterlich werden sollten. Wie Philipp II. ist S. Ferdinand der strengste Beachter seines Wortes gewesen, wahr in Freundschaft und Feindschaft, unabänderlich in seiner Richtung. Zu Palencia freilich hat er dem Scheiterhaufen Holz hinzugetragen, und das Feuer, welches die Ketzer verzehren sollte, eigenhändig angezündet, und es muß daher auffallen, daß der Papst sich veranlaßt sah, um des Königs Nachsicht für die Juden, um den ihnen fortwährend zugestandenen Einfluß, Klage zu führen. Wie Philipp II. hat Ferdinand auch Bisthümer gestiftet, Baeza, 1228, Badajoz, 1230, Cordova, 1236, Sevilla, das Erzbisthum, das er doch Zeitlebens von dem Bischof Raimund von Segovia regieren ließ. Sein Werk ist der Dom zu Toledo, jenes Meisterwerk gothischer Kunst, zu welchem er im März 1228 den Grundstein legte; auch hat er die Trümmer der Universität Palencia nach Salamanca verlegt. Durch seine Gesetze de Señorio uno und de Majoria wurde die Verbindung der Reiche von Castilien und Leon unauflösbar gemacht, und um die Civilgesetzgebung hat er sich großes Verdienst erworben durch den von seinem Sohne zwar erst vollkommen zu Stande gebrachten Codex de las Partidas, und durch die romanische Übersetzung des für die Mauren von Cordova geltenden Gesetzbuchs. Aus des Königs erster Ehe kamen zehn Kinder: Alfons X., König von Castilien und Leon, geb. 23. Nov. 1221; Friedrich, welchen sein Bruder, König Alfons, 1277, tödten ließ; Ferdinand, gest. 1242; Heinrich, geb. 1224, gest. 1304, unvermählt, nachdem er bei Tagliacozzo Konradin's von Schwaben Waffenbruder und des K. Ferdinand's IV. Vormund gewesen; Philipp, Erzbischof von Sevilla, dann zwei Mal vermählt, doch nur einer einzigen Tochter Vater; Sancho, Erzbischof von Toledo, durch die Mauren erschlagen 1275; Eleonora, in der Kindheit verstorben; Manuel, Herr von Escalona, des Geschlechtes Manuel Stammvater; Berengaria, eine Nonne; Maria starb 1272. Der Kinder der zweiten Ehe waren vier: 1) Ferdinand, Graf von Aumale, aus des Großvaters Erbschaft, ist der Stammvater der Grafen von Aumale, dritten Geschlechtes, geworden, deren Grafschaft Ferdinand's Enkelin, Blanca von Castilien, genannt von Ponthieu, gest. 12. Mai 1387, ihrem Gemahle, dem Grafen Johann VI. von Harcourt, zugebracht hat. 2) Johann, Herr von Marchena. 3) Ludwig. 4) Eleonora, wurde 1254 dem Könige Eduard I. von England vermählt, und scheint das einzige Kind zu sein, das die Königin Johanna überlebte, daher sie, zum Nachtheile ihres Brudersſohnes, des Grafen Johann I. von Aumale, die Grafschaft Ponthieu, für welche das Repräsentationsrecht nicht zulässig war, erbte. Eleonora starb den 27. Nov. 1290[2]). (*v. Stramberg.*)

FERDINAND IV, König von Castilien und Leon, mit dem Beinamen el emplazado, war, als des Königs Sancho IV. ältester Sohn, am 6. Dec. 1285 zu Sevilla geboren, und demnach nur einige Monate alt, als er von den zu Burgos versammelten Cortes als Thronfolger anerkannt und dem für ihn erwählten Erzieher, D. Ferdinand Perez Ponce, übergeben wurde. Als ein zehnjähriger Knabe auf den durch des Vaters Absterben (den 25. April 1295) erledigten Thron erhoben, verfiel er der Vormundschaft seiner Mutter, die, obschon sie um des Volkes Liebe zu gewinnen, in den ersten Tagen der Regentschaft die Abgaben auf Kaufmannswaaren und Lebensmittel erließ, ohne Verweilen sich den Angriffen vieler und mächtiger Feinde ausgesetzt sah. Don Juan, der Bruder des verstorbenen Königs, nahm die Krone für sich selbst in Anspruch, weil des Königs Sancho Ehe mit Maria, einer Tochter des Infanten Alfons von Molina, wegen der nahen Verwandtschaft cassirt worden, der angebliche König Ferdinand IV. demnach nur ein Bastard war. Diego Lopez de Haro zog sein Kriegsvolk zusammen in der Absicht, der Landschaft Biscaya sich zu bemächtigen. Der König von Portugal rüstete sich, den Anspruch seiner Krone auf Serpa, Moura und Mouron gewaltsam durchzusetzen, und dergleichen that der König von Granada, in der Hoffnung, die Unruhen in Castilien zu seinem Vortheile auszubeuten. Endlich verbarg der Infant Heinrich, Sohn K. Ferdinand's III., im Mindesten nicht seinen Unwillen darüber, daß ihm die Vormundschaft des Großneffen und mit ihr die Regentschaft entzogen worden, und er suchte allerwärts der neuen Regierung Gegner zu erwecken, was ihm über alle Erwartung in den Sprengeln von Siguenza und Osma, wie auch theilweise in jenem von Osma gelang. In dieser kritischen Lage zeigte sich die Regentin vor Allem bedacht, das Recht ihres Sohnes von den nach Valladolid berufenen Cortes anerkennen zu lassen, und sie erreichte ungeachtet der vielen dagegen erhobenen Einreden glücklich ihre Absicht, nur mußte sie die Vormundschaft an den Infanten Heinrich abtreten. Durch dessen Verwendung wurde sodann der Infant Don Juan beschwichtigt, auch die Differenz mit Portugal ausgeglichen. Diego Lopez de Haro, obgleich die gegen ihn ausgesendeten Brüder von Lara, statt zu streiten, sich ihm angeschlossen hatten, erlag, gleich den übrigen, dem überlegenen Talent der Königin für Unterhandlung. Die Mauren von Granada endlich erlitten, unweit Jaen, eine bedeutende Niederlage. Castilien bot den trüglichen Anblick vollkommener Ruhe; aber schon befand sich Alfons de la Cerda auf der Reise, um seines Vaters, des Infanten Ferdinand, Recht zu dem Throne von Castilien geltend zu machen, und die aus Frankreich mitgebrachten Empfehlungen und das Verspre-

2) Des heil. Ferdinand's Thaten beschreibt die Chronica del santo rey D. Fernando III. sacada de la libreria de la iglesia de Sevilla. (Sevilla 1516 und 1639. Medina del Campo 1567 und 1568. fol.) Der Chronik Verfasser ist der Erzbischof von Toledo, Roderich Ximenez; des Königs vertrautester Rath. Man hat auch: Memorial de la santidad y virtudes del señor rey D. Fernando, tercero de este nombre, primero de Castilla y Leon, por Pineda (Sevilla 1627. fol.), dann französisch des Heiligen Lebensgeschichte, von dem Abbé de Pigny. (Paris 1759. 12.)

chen, Murcia an den König von Aragon abzutreten, gewannen ihm sofort einen mächtigen Verbündeten, den 21. Jan. 1296, dem sich auch die Könige von Portugal und Granada, sowie der Infant Don Juan gesellten. Da aber des Infanten Ansprüche jenen des Hauses la Cerda widersprachen, wurde, um sie zu vereinigen, ein Theilungsproject beliebt; Don Juan sollte die Königreiche Leon, Galicien und Sevilla, Castilien aber der Prinz Alfons haben. Jener, solchen Vertrag eingehend, rechnete auf seine über das ganze Reich sich verbreitenden Einverständnisse, deren Resultat ein allgemeines Auflehnen gegen die bestehende Regierung sein sollte, scheiterte aber vollständig an der Treue des Volkes und an der Umsicht und Thätigkeit der Königin. Das einzige Segovia verschloß für einige Stunden der Regentin seine Thore, welche zu öffnen Maria jedoch die Mittel fand. Es blieb also den Verbündeten nur der Waffen Gebrauch, und sie befanden sich, vermöge ihrer numerischen Überlegenheit, allerdings im Vortheile. D. Pedro, der Infant von Aragon, dem für seine persönlichen Bemühungen in der Anführung von des Vaters Heeren der Besitz von Cuenca, Alarcon, Moya und Cañete zugesagt worden, hatte bereits die Grenze überschritten, Don Juan hatte gewaltsam Astudillo, Paredes und Dueñas, und sein Sohn, D. Alfons, Mansilla eingenommen, Johann Nuñez de Lara machte sich von Palensuela Meister, und eilte sodann sich bei Baltanas dem Heere von Aragon und dem Volke des Infanten D. Juan anzuschließen, sodaß auf diese Weise vor Leon eine Macht vereinigt war, stark genug, um durch den bloßen Anblick die Übergabe dieser Stadt zu erzwingen. Sofort wurde D. Juan zu Leon, wie Alfons de la Cerda zu Sahagun, als König ausgerufen, und im Mai 1296 nahm die Belagerung von Mayorga ihren Anfang, die, bis zum August fortgesetzt, mit einer fürchterlichen, über das Heer der Belagerer gekommenen Seuche ihr Ende nahm. Als der Infant von Aragon durch die Seuche hingerafft war, lösten die verwaisten Scharen sich von selbst auf, hierdurch zugleich den Rückzug des Königs von Portugal, der bis Simancas vorgedrungen war, veranlassend. Mehre der abgefallenen Barone kehrten zu dem Gehorsam zurück, und die Königin fühlte sich dergestalt ermuthigt, daß sie den schimpflichen Bedingungen, auf welche, in Folge der bei Arjona erlittenen Niederlage, der Infant Heinrich mit Granada Frieden schloß, die Genehmigung versagte. Die Belagerung von Tarifa, welche hierauf die Ungläubigen unter gewaltigen Anstrengungen vornahmen, wurde glücklich abgeschlagen, dagegen aber ging Alicante, bisher von Murcia abhängig, an den König von Aragon verloren. Mit der Wiedereinnahme von Palensuela gedachte die Königin sich zu entschädigen, aber der Infant Heinrich, dem die Belagerung anbefohlen war, hütete sich wohl, Ernstliches vorzunehmen, und weit entfernt, Palensuela zu nehmen, ließ er geschehen, daß Johann Nuñez de Lara sich des Castells von Osma und der Stadt Anaya bemächtigte. Seine Unzuverlässigkeit gewahrend, suchte wenigstens eines Feindes die Königin Maria sich zu entledigen. In einer Zusammenkunft mit dem Könige von Portugal wurde eine Doppelheirath beliebt, Ferdinand IV. nämlich mit der Infantin Constantia von Portugal, und seine Schwester Beatrix mit dem Infanten von Portugal, dem nachmaligen Könige Alfons IV. verlobt; dann mußten Olivenza, Conjuela, Campomayor und S. Felir in Galicien an Portugal abgetreten werden (den 12. Sept. 1297). Dagegen bewilligte der König von Portugal seinem künftigen Schwiegersohne für den bevorstehenden Feldzug eine Hilfsschar von 300 Reitern, unter des Johann Alfons von Albuquerque Befehlen. Gleichwol beschränkten sich dieses Feldzugs Thaten auf die Einnahme von Medina de Rio seco und eine vergebliche Demonstration gegen Leon, sowie 1298 das einzige Ampudia von den Königlichen genommen wurde, nachdem die Königin sich bei dem Heere der Belagerer eingefunden. Denn bis dahin hatten die Ränke der Großen, vorzüglich des Infanten Heinrich, den guten Willen der ihnen untergebenen Scharen zu paralysiren gewußt. Heinrich hätte nämlich gar gern dem Infanten D. Juan Galicien als ein Königreich zugewendet, und das suchte der König von Portugal aus allen Kräften zu befördern, indem er unter dem Vorwande, seinem Schwiegersohne beizustehen, mit einem Heere nach Castilien gekommen war. Mehr beinahe von ihren Freunden, als von den Feinden, hatte die Regentin zu leiden, doch wußte sie den einen, wie den andern die Stirne zu bieten, und ohne wesentlichen Verlust ging das Jahr 1298 zu Ende. Ungünstiger ließen sich im J. 1299 die Umstände an. Almazan wurde an Alfons de la Cerda überliefert, Deza an Johann Nuñez de Lara. Ein Zufall allein rettete das ungleich mächtigere Palencia, und um den Aufruhr zu Toro zu stillen, mußte die Königin ihre ganze Charakterstärke und ihre Liebenswürdigkeit aufbieten. Peter Ponce und Domingo Alvarez drohten ihrem Dienste zu entsagen, und dieses zu verhüten, mußten an jenen Cangas und Tineo in Asturien, an Alvarez Chillon und andere Plätze verliehen werden. Dagegen gelang es dem nach Rom entsendeten Cardinal-Erzbischof von Toledo von Papst Bonifacius VIII., die Anerkenntniß der Ehe, in welcher Ferdinand IV. geboren war, und folglich seines Rechtes zu dem Besitze der Krone von Castilien, zu erlangen, ein Ereigniß von der höchsten Wichtigkeit, wie sich alsbald in den Cortes von Valladolid, 1300, ergab. Denn drei Steuern wurden der Königin bewilligt, und wenn auch ein großer Theil der davon aufkommenden Gelder von dem Infanten Heinrich verschlungen wurde, so reichte der Rest dennoch hin, um die mächtigste, von der Regentschaft bis dahin bewerkstelligte Anstrengung zu bestreiten. Monson, Becerril, Ribes, ergaben sich, der unruhige Lara, auf der Heimkehr von einem räuberischen Einfalle in den Sprengel von Calahorra, von Johann Alfons de Haro bei Doraeciel ereilt, gerieth, nach einem scharfen Gefechte, in Gefangenschaft; nur die Belagerung von Palensuela wollte abermals keinen Fortgang gewinnen, daher die Königin den Versuch machte, durch Milde auf ihres Gefangenen trotziges Gemüth zu wirken. Lara versprach eidlich, vor Ablauf von sechs Jahren des Königs Dienst nicht zu verlassen, öffnete auch die von seinem Volke besetzten Festungen Palensuela, Amaya, Dueñas, Fuente Ampudia, Torde humos, Lamota und Lerma. Selbst der Infant

Don Juan, durch den glücklichen Fortgang der königlichen Waffen erschreckt, entsagte seinem chimärischen Königreiche Galicien, leistete den Eid der Treue, und empfing, als Ersatz für die an Diego Lopez de Haro vergebene Herrschaft Biscaya, in Mansilla, Paredes, Castro Nuño, Medina de Rio seco und Cabrera, ein höchst werthvolles Besitzthum. Doch hatte er kaum seine Unterwerfung ausgesprochen, als er, statt die ihm aufgegebene Belagerung von Almazan zu betreiben, in Gesellschaft des Infanten Heinrich sich nach Ariza begab, um mit dem Könige von Aragon zu verabreden, daß Alfons von la Cerda ein anständiges Einkommen in Castilien haben und dem Königreiche Aragon der Besitz von Murcia verbleiben solle, wogegen König Jacob II. die Verpflichtung übernahm, die Infanten gegen alle ihre Feinde in Schutz zu nehmen, insbesondere den Prinzen Heinrich, gegen den allgemeinen Haß der Castilianer in seiner vormundschaftlichen Stellung zu handhaben. Weit entfernt, solche hochverrätherische Handlung gebührend ahnden zu dürfen, mußte die Königin den Schein annehmen, als wisse sie von nichts; eine durch das Unglück der Zeiten gebotene Politik, die, wenn sie auch die beiden Prinzen abhielt, sich den Feinden des Reiches offen anzuschließen, von der anderen Seite ihnen eine Aufmunterung werden mußte, in ihren Ränken fortzufahren. Diesen Ränken allein ist der Fall von Lorca zuzuschreiben, das nach hartnäckiger Vertheidigung genöthigt war, den Aragoniern seine Thore zu öffnen (1302). Dazu wurde Castilien durch eine schreckliche Hungersnoth heimgesucht, die der Sage nach den vierten Theil der Bevölkerung wegraffte, und die Regierung mußte, im Interesse der Landesvertheidigung, von den Cortes, die sich für Castilien zu Burgos, für Leon und Galicien zu Zamora versammelten, die schwersten Opfer verlangen, wie denn allein die Bullen (den 6. Sept. 1301) für die Legitimation der königlichen Kinder und die Bestätigung der Ehe der Königin Maria, 10,000 Mark Silbers gekostet haben sollen. Die Unzufriedenheit, eines solchen Zustandes nothwendige Folge, erleichterte die Ausführung eines Anschlages, mit welchem seit Kurzem der Infant Heinrich und der alte Störenfried Johann Nuñez de Lara beschäftigt waren. In strenger Abhängigkeit zu diesem befand sich ein Hofdiener, Gonzalo Gomez de Caldelas, und diese Abhängigkeit wurde benutzt, um dem jungen Könige beizubringen, wie unwürdig seiner die Sklaverei sei, in welcher, unter dem Scheine der mütterlichen Zärtlichkeit, die Königin ihn halte, und gern glaubte Ferdinand dem Versucher. Er begab sich auf die Jagd, traf den Herrn von Lara, und ließ sich von demselben nach Sahagun begleiten, wo der Infant Don Juan sich zu ihm fand. Von da eilten die drei Herren nach Leon, wo des Königs mancherlei Zeitvertreibe warteten, indessen die Mutter mehrmals den Versuch, ihn zurückzurufen, erneuerte. Ihre Einladungen beantwortete Ferdinand, indem er sein Beilager mit der Infantin von Portugal vollzog, 1303. Dieses Beilager sollte, nach der Königin Maria Absicht, ausgesetzt bleiben, bis der König von Portugal die von Castilien abgerissenen Städte zurückgegeben haben würde. Daß ihr Sohn hierin sogar ungehorsam sein konnte, nahm Maria als eine Warnung über die geheimen Absichten ihrer Feinde. Damit der Infant Heinrich denselben nicht beitrete, gab sie ihm Berlanga und Atienza; dann ließ sie sich gefallen, den von ihrem Sohne nach Medina del Campo einberufenen Cortes von Leon beizuwohnen. Ferdinand hatte sich nämlich, sie dahin einzuladen, durch die von den Städten, von Medina del Campo insbesondere ausgegangene Erklärung, daß sie den König zu den Cortes nicht zulassen könnten, es sei denn in Gegenwart der Königin-Mutter, genöthigt gesehen. Also besuchte Maria die Cortes und ein glänzender Triumph war ihr da beschieden. Denn zu Schanden machten sie alle von Don Juan und von dem von Lara ausgehenden Verleumdungen, und wie diese, ihre Macht auf des Königs Gemüth übend, die strengste vormundschaftliche Rechnung und die Auslieferung der Kronjuwelen foderten, erfolgte beides, in der überraschendsten Bereitwilligkeit, in einer für die verkehrten Rathgeber beschämenden Genauigkeit, und zum Schlusse erhielt Maria für ihres Sohnes Bedürfnisse eine Bewilligung von zwei Millionen Maravedis, und von vier Steuern Behufs der Kriegskosten. Einigermaßen scheint dieses Alles des Königs Vertrauen zu den beiden Rathgebern erschüttert zu haben, doch war der Eindruck bald verwischt, und ein Bündniß zu Palencia von König Ferdinand mit dem Infanten Don Juan und Johann von Lara eingegangen, verrieth offenbar die Absicht, die Königin und ihre Freunde bis zum Äußersten zu bekriegen. Diese Freunde, zahlreich und mächtig, wie vor allen Diego Lopez de Haro, befanden sich aber nicht nur in der Verfassung, jeden Angriff zurückzuweisen, sondern erwarteten selbst das Aufgebot zur Fehde in der größten Ungeduld, so, daß ein Bürgerkrieg unvermeidlich gewesen wäre, hätte die Königin-Mutter nicht durch ihre Klugheit, durch ihre Mäßigung die Gegner gleich sehr, wie die eigenen Freunde in Ehrfurcht gehalten. Also verzichtete Ferdinand auf das unsinnige Vorhaben, diejenige, durch welche seine hilflose Jugend geschirmt worden, zu bekriegen, und bemühte sich vielmehr, die von der vormundschaftlichen Regierung errungenen Vortheile zu einem Abkommen mit den auswärtigen Feinden zu benutzen. Mit Granada wurde 1304 Friede geschlossen, und dieses trat in seine vorige Abhängigkeit gegen Castilien zurück. Diego Lopez de Haro wurde, auf der verwitweten Königin Betrieb, mit ihrem Sohne verglichen; auf dem Congresse zu Campillo 1305 söhnten sich die Kronen von Castilien und Aragon in der Weise, daß Orihuela, Alicante, Elche, Elda, überhaupt der nördliche Theil des Königreichs Murcia, bis zur Segura, bei Aragon verblieben, alles Land im Süden der Segura hingegen an Castilien zurückgegeben wurde; endlich wurden die Ansprüche des Hauses de la Cerda an Schiedsrichter, die Königin von Portugal und Aragon, verwiesen, und nach derselben Ausspruch den Kronprätendenten geziemende Einkünfte in Grundeigenthum angewiesen. Eine einzige Veranlassung zu Unruhen blieb übrig, der Streit über die Herrschaft Biscaya, in deren Besitze Diego Lopez de Haro sich befand, während der Infant D. Juan sie wegen seiner Gemahlin Maria Diaz de Haro, einer Bruderstochter des Diego Lopez, foderte. Viel wurde

darum gehandelt, aber seinen Besitz aufzugeben verweigerte hartnäckig der von Haro, zumal er an Johann Nuñez de Lara einen mächtigen und höchlich gegen den vormaligen Gönner, den Infanten Don Juan, erbitterten Bundesgenossen gefunden hatte. Gewaltsam seine Vorschläge durchzusetzen, führte der König eine bedeutende Macht zu Felde, zunächst gegen des von Lara Aufstellung zu Aranda. Die Belagerung nahm mit einem lebhaften Gefechte um den Besitz der Ebrobrücke ihren Anfang, und wurde geraume Zeit fortgesetzt, bis der von Lara, eine längere Vertheidigung unthunlich findend, mit 100 Reisigen aus der Stadt ausfiel und, das königliche Lager durchbrechend, nach Cemo gelangte, wo Diego Lopez de Haro seiner wartete. Die beiden Herren gemeinschaftlich entsendeten Botschaft an den König, der mittlerweile bei Verolado sein Lager aufgeschlagen hatte, und verlangten, daß ihnen der geleistete Treueid erlassen werde, damit sie gegen den sie bedrohenden Angriff sich vertheidigen könnten. Die Gewalt dieses Angriffes war aber bereits gebrochen, denn scharenweise entliefen des Königs Völker, welche nicht länger dem Ehrgeize und der Habsucht von D. Juan fröhnen wollten. Unvermögend, das Feld zu halten, ließ der König neue Vergleichsvorschläge an Haro gelangen, deren Ergebniß ein Vertrag war (1308), vermöge dessen das bestrittene Land für Haro's Lebzeiten ihm verblieb; nach seinem Tode sollten Biscaya, Durango und las Encartaciones an des Infanten Gemahlin kommen, während des Haro Sohn, Diego, alles Übrige behalten würde, und dazu, durch des Königs Freigebigkeit, Miranda und Villalva de Losa erhielt. Noch war Johann Nuñez de Lara nicht beruhigt, welchen in seiner Widersetzlichkeit der Infant Don Juan insgeheim bestärkte. In Torde Humos ihn zu belagern, brachte der König ein starkes Heer zusammen, aber als die Barone im Lager vereinigt waren, kam ihr Misvergnügen gegen die königlichen Günstlinge, Sancho Sanchez de Velasco, der Groß-Merin von Castilien, Ferdinand Gomez de Toledo, der Oberkammerherr, und Diego Garcia de Toledo, der Siegelbewahrer, vollends zum Ausbruche. Das Heer zerstreute sich, die Belagerung wurde aufgehoben, und der von Lara unter den von ihm vorgeschlagenen Bedingungen zu Gnaden angenommen. Endlich erzwang Don Juan auch die Absetzung des Velasco und des Garcia de Toledo. Unaufhörlich durch seiner Großen Zwistigkeiten beunruhigt, glaubte der König durch Siege über die Ungläubigen sein verkanntes Ansehen am füglichsten herstellen zu können. Im Bunde mit Aragon unternahm er die Belagerung von Algezira, die einen großen Theil des Jahres 1309 hindurch fortgesetzt, den König von Granada, dem mittlerweile auch Gibraltar entrissen worden, nöthigte, um eine baare Summe von 50,000 Dublonen, unter Erneuerung der Lehnspflicht gegen Castilien, den Frieden zu erkaufen. Die Belagerung von Algezira wurde demnach aufgehoben, und Ferdinand kehrte nach Sevilla zurück, um sofort wieder den verderblichen Zwistigkeiten mit D. Juan zu verfallen. In der Verzweiflung über einen Feind, der nirgends Stand hielt und überall thätig war, gedachte Ferdinand sich desselben durch Meuchelmord zu entledigen. Bestellt waren die Mörder, aber die Königin, bei Zeiten von dem Anschlage in Kenntniß gesetzt, ließ den Bedrohten warnen und er entging der Gefahr durch schleunige Flucht, fuhr aber in seinen Ränken fort, ungeachtet die zu Calatayud erfolgte Unterredung der Könige von Castilien und Aragon und die verabredete doppelte Verschwörung der beiden königlichen Häuser ihm jede Aussicht eines fremden Beistandes benahm. Hauptsächlich durch die Krankheit, welche zwei Mal in demselben Jahre 1310 den König befiel, und mit Gewißheit das nahe Eintreten einer langen Minderjährigkeit voraussehen ließ, scheint D. Juan abgehalten worden zu sein, bis zu offenbarer Empörung diese Umtriebe zu steigern. Auch die Angelegenheit der Tempelherren gab dem Könige viele Beschäftigung, bis das am 21. Oct. 1310 zu Salamanca eröffnete Nationalconcilium den Ungrund der gegen diese Ritter erhobenen Beschuldigungen und ihre vollkommene Unsträflichkeit anerkannte, den Punkt jedoch der eingezogenen Güter, als um deren Freigebung der Generalpräceptor, Roderich Yañez, bittlich eingekommen war, dem Ermessen des heil. Stuhls überlassend. Nochmals wollte Ferdinand sein Glück gegen die Mauren versuchen. Eine reichliche Bewilligung von Seiten der Cortes von Valladolid erlaubte dem Könige, den Feldzug im Juni 1312 durch die Belagerung von Alcaudete eröffnen zu lassen. Er selbst, langsamer dem Kriegsschauplatze zuziehend, begab sich von Cordova nach Martos, wo Peter und Johann von Carvajal, Gebrüder, weilten. Sie waren beschuldigt, den Johann Alfons de Benavides, als derselbe bei Nachtzeit den königlichen Palast zu Palencia verließ, ermordet zu haben, und diese Beschuldigung als eine ungezweifelte Wahrheit annehmend, ließ der König die beiden Brüder greifen, und, nach echt maurischer Sitte, von der Höhe des Alcazar herabstürzen, ohne daß ihnen erlaubt worden wäre, eine Vertheidigung zu führen. Diese würde ihnen nicht schwer geworden sein, denn Benavides war in ehrlichem Zweikampfe, Mann gegen Mann fechtend, gefallen. Aber Sancho Sanchez de Velasco, der immer noch des Königs Gemüth beherrschte, war der Brüder persönlicher Feind, und durch seinen Einfluß wurde ihnen jede Rechtfertigung untersagt. Sterbend luden die Carvajal den Monarchen vor Gottes Richterstuhl, binnen 30 Tagen zu erscheinen. Von der Mordstatt sich entfernend gelangte Ferdinand über Jaen nach Alcaudete, bei dessen Belagerung er einige Tage verweilte, dann einer Unpäßlichkeit zu pflegen, nach Jaen zurückkehrte. Hier erfreute ihn die Botschaft von der am 5. Sept. erfolgten Übergabe von Alcaudete. In Gedanken mit einer neuen Eroberung beschäftigt, speiste er zu Nacht und ging dann zu Bette. Am anderen Morgen, den 17. Sept. 1312, fand der Kammerdiener nur eine Leiche. Es war grade der 30. Tag von jener durch die Carvajal ausgesprochenen Citation, und Ferdinand trägt darum den Beinamen el Emplazado. Der Leichnam wurde im Dome zu Cordova beigesetzt. Das Jahr darauf starb die Königin Constantia; sie hatte ihrem Gemahle nur zwei Kinder geboren. Die Tochter, Eleonora, geb. 1307, wurde 1329 dem K.

Alfons IV. von Aragon vermählt. Der Sohn, geb. den 13. Aug. 1310, (sic) succedirte in Castilien, als König Alfons XI.*). (*v. Stramberg.*)

FERDINAND, des K. Philipp III. von Spanien dritter Sohn, am bekanntesten unter dem Namen des Cardinal-Infanten, war im Escurial den 16. Mai 1609 geboren, und ein Knabe noch, allen seinen Umgebungen der Gegenstand der treuesten Anhänglichkeit. Anmuthig und liebenswürdig zeigte er sich aber auch in allen Situationen des Lebens. Eine unerschöpfliche Herzensgüte, eine milde Heiterkeit, die freundlichste Herablassung, die edelste Haltung, verbunden mit einem für alles Schöne und Erhabene empfänglichen Geiste, mit seltenen Fähigkeiten, wiesen ihm unter den Fürsten seines Zeitalters einen hohen Rang an. Seinen Fortgang in den ernstern Studien gibt das Zeugniß jenes Professors von Alcala de Henares zu erkennen: der Mann meinte, der Prinz, einst sein Schüler, sei jetzt weit genug vorgerückt, um sein Amtsbruder zu werden. Auch in den schönen Künsten hat der Prinz sich versucht; er spielte mehre Instrumente in wahrer Virtuosität. Was seinen geistigen Förderungen einigermaßen hinderlich war, die Neigung zu dem schönen Geschlechte, war ihm mit seinem Bruder, K. Philipp IV., gemein, und sie hielt ihn lange von allen öffentlichen Angelegenheiten fern, wenngleich er im J. 1619 die beständige Administration des Erzbisthums Toledo erhalten, und sie am 5. Mai 1620 angetreten hatte, auch seit dem 29. Juli 1619 mit dem Cardinalshute geschmückt war. Als die Lage der Angelegenheiten sich verwickelte, Gefahren von vielen Seiten her drohten, begriff endlich Ferdinand die Natur der Ansprüche, welche sein Haus an ihn zu machen berechtigt. Er begleitete, April 1632, den König in der Fahrt nach Barcelona, wo Philipp IV. die 1626 abgebrochenen Cortes wieder zu eröffnen und zu beendigen gesonnen war. Die Angelegenheit hätte wol auch den erwünschten Ausgang haben können, ohne die Manifestationen des entschiedensten Hasses der Catalonier gegen Olivarez. Das Ärgste von diesem Hasse besorgend, bestimmte der Premierminister den König zur Rückkehr nach Madrid, und der Cardinal-Infant blieb als des Monarchen Stellvertreter bei den Cortes zurück, mit der bestimmten Weisung, den Schluß derselben spätestens in acht Monaten herbeizuführen. Gegen des Prinzen Ernennung hatten aber die Misvergnügten allerlei einzuwenden, insonderheit weil er, als ein Geistlicher zur Thronfolge unfähig, niemals des Königs Person vorstellen könne, auch, nach den Privilegien der Grafschaft Barcelona, den Grafen untersagt sei, bei den Cortes anders denn in Person aufzutreten. Als diese Schwierigkeit beseitigt, der Cardinal-Infant im Dome, unter großer Feierlichkeit, den für des Königs Stellvertreter vorgeschriebenen Eid ausschwören sollte, gebot der ihm beigegebene Minister, Graf von Oñate, daß jeder, ohne Unterschied der Person, den Hut abnehme. Diese Zumuthung erschien dem gesammten Volke von Catalonien eine blutige Beleidigung, nachdem ein uraltes Herkommen den Cortes erlaubte, bei öffentlicher Gelegenheit, selbst in Gegenwart des Königs, bedeckten Hauptes zu erscheinen. Kaum war die Ceremonie der Eidesleistung beendigt, als die Deputirten der Stadt Barcelona den Cortes erklärten, daß alle Verhandlungen aufhören müßten, bis die Frage um das Hutabnehmen zu Gunsten der Cortes entschieden sein würde. Die Gemeinde selbst ging noch weiter, zu dem Beschlusse, daß die verschiedenen städtischen Collegien, bis zu Erledigung der schwebenden Frage, von allen öffentlichen Zusammenkünften sich entfernt halten, und statt der Amtstracht in Trauergewändern erscheinen sollten. Dergleichen Manifestation erschreckte den an die tiefste Ehrfurcht und an blinden Gehorsam gewöhnten Prinzen; das Volk zu beruhigen, ließ er durch seine Vertrauten erzählen, daß es mit dem Hutabnehmen keineswegs des Ministers Absicht gewesen sei, dem Volke uraltes Herkommen, uraltes Recht zu nehmen, sondern es habe nur eine heilsame Furcht verbreitet werden sollen, förderlich der schleunigen Auflösung der Cortes und der Bewilligung einer bedeutenden Subsidie. Als das Volk in diesen Äußerungen die Schwachheit, die Besorgnisse der Regierung entdeckte, überschritt es alle Grenzen in seiner Opposition, und eine Kette von Zänkereien kündigte nur zu deutlich gewaltsame Auftritte, wie sie in kurzen Jahren folgen sollten, an. Die acht Monate, als die äußerste, für die Abhaltung der Cortes bewilligte, Frist verlief, ohne daß der Streit über die Hüte hätte geschlichtet werden können, und der Prinz verließ das Land mit thränenden Augen. Denn er schaute im Geiste die Zukunft von Catalonien, konnte aber die Mittel, ihr eine günstigere Richtung zu geben, nicht auffinden. Seiner wartete eine Sendung von höherer Bedeutung, nicht zwar für Spanien, doch für das königliche Haus. Der Hof von Madrid hatte mit Aufmerksamkeit den Gang der Ereignisse in Teutschland verfolgt; deutlich erkannte er die auch noch so künstlich verschleierten Absichten Wallenstein's, und die berechnende, selbstsüchtige Politik des Kurfürsten von Baiern. Über beide den Kaiser zu erheben, mußten die Katholiken und alle Eiferer für Österreich eine Kraftäußerung wünschen, welche, von Prinzen des regierenden Hauses geleitet, zuverlässig in ihrer Richtung, die verlorene Einheit herstellen und dem verderblichen Kriege in dem Herzen von Teutschland ein Ende machen werde. Zwei Armeen, die eine von dem Inn ausgehend und von dem Könige von Ungarn, die andere von dem Cardinal-Infanten befehligt, sollten sich an der Donau vereinigen, und irgend einen entscheidenden Schlag ausführen. Wenn hierdurch die Überlegenheit der kaiserlichen Waffen hergestellt, sollte der Infant mit seinem Volke den Niederlanden sich zuwenden, als deren Eigenthum die Infantin Clara Isabella Eugenia im J. 1632 an ihren Großneffen zurückgegeben hatte, und wo die gefährlichsten Symptome von Verrath und Meuterei, in dem Verluste von Mastricht namentlich, auf das Neue sich zu äußern begannen. Nach den genommenen Verabredungen, denen aber die von dem kaiserlichen Hofe mit

*) Cronica del Rey D. Fernando Visnieto del santo Rey de Fernando. Este es el Rey D. Fernando que dizen que murio emplazado de los Carvajales. (Valladolid 1554. fol. let. got.)

Wallenstein eingegangene Capitulation ein wesentliches Hinderniß entgegenstellte, verließ der Cardinal-Infant am 9. April 1633 mit einer Flotte von drei Kriegsschiffen und 15 Galeeren mit 3000 Mann Landungstruppen, die Rhede von Barcelona, um nach einer höchst langweiligen Überfahrt zu Villafranca, bei Nizza, ans Land zu gehen. Daselbst hatte sich zu seinem Empfange der Herzog von Savoyen eingefunden, aber das für diesen Empfang und für den fernern Verkehr der beiden Prinzen zu beobachtende Ceremoniel wurde für den Staatssecretair Don Martin d'Aspe eine ungemein schwierige Angelegenheit, vorzüglich in Bezug auf die Titulatur. Der Infant selbst hatte bisher blos den Titel Altezza geführt, den er, begierig in allen Dingen seinen höheren Rang anzudeuten, dem Herzog zu geben sich nicht entschließen konnte. Um so weniger wollte der Herzog eine Titulatur, die er von gekrönten Häuptern zu empfangen gewohnt, aufgeben. Aspe's Scharfsinn fand einen Ausweg, indem er den Infanten von dem Herzoge mit der Altezza reale begrüßen ließ, während dieser mit der einfachen Altezza sich begnügen mußte. Diese Erfindung ist seitdem an allen Höfen der Christenheit eingeführt worden, um die königliche Hoheit der Geburt anzudeuten. Hatte um die Titulatur der Herzog einige Festigkeit bezeigt, so ließ er es sich angelegen sein, den üblen Eindruck bei jeder andern Gelegenheit durch die tiefste Submission auszugleichen. Beim Besuche des Prinzen auf seiner Galeere verneigte er sich so tief, daß er mit dem Knie beinahe die Erde berührte. Als der Gegenbesuch abgestattet, der Infant für den kurzen Weg nach dem Strande sein Pferd besteigen wollte, hielt ihm der Herzog den Steigbügel, bis der Prinz dessen inne wurde, und über und über erröthend, die allzu große Aufmerksamkeit sich verbat. Von Villa franca setzte der Infant seine Reise zu Wasser nach Genua fort. Dort auf das Prächtigste empfangen, traf er noch im Gebiete der Republik, zu Novi, den Generalstatthalter von Mailand, den Herzog von Feria, der mit einem zahlreichen Gefolge sich eingefunden, um den Königssohn nach Mailand zu begleiten. Der Einzug in diese Hauptstadt, den 24. Mai, war im hohen Grade prachtvoll, verherrlicht durch die Anwesenheit und die Glückwünsche von den Gesandten des Kaisers und des Königs von Ungarn und der verschiedenen italischen Höfe. Während dessen befanden sich die dem Infanten beigegebenen Truppen auf dem Marsche. Theilweise zu Finale ausgeschifft, mußten sie das savoyische Gebiet berühren, den Flecken Roccaverano namentlich, wo Station gemacht werden sollte. Dem widersetzten sich aber die Bürger, besorgend, es möge die Gelegenheit benutzt werden, um einen Anspruch des Königs von Spanien auf des Ortes Herrschaft durchzusetzen; Soldaten, die sich den Mauern zu nähern suchten, wurden erschossen. Sie zu rächen, stürmten die Nachrückenden, und nachdem Besatzung und Bürgerschaft sich in das Castell zurückgezogen, erfolgte eine totale Plünderung. Nun beeilte sich zwar der Infant, auf die Klagen der savoyischen Behörden seine Truppen abzurufen, und soviel möglich, den alten Stand der Dinge herzustellen, aber der Vorfall wiederhallte durch ganz Italien, und bestärkte bedeutend die von französischen Emissarien verbreitete Ansicht, daß des Cardinal-Infanten Sendung der Unabhängigkeit der einzelnen Staaten von Italien tödtlich werden müsse. Um die Zahl seiner Feinde nicht zu vermehren, sah der Infant sich zu einer Entschließung genöthigt, die den ganzen Entwurf der Pacification von Teutschland zu vereiteln geeignet war. Er theilte das durch große Anstrengungen zusammengebrachte Heer, und ließ die eine Hälfte, etwa 14,000 Mann, unter des Herzogs von Feria Befehlen, Ende August 1633, den Weg nach Teutschland antreten. Bekannt sind die Künste, durch welche Wallenstein diese bedeutende Armada zu Grunde richtete. Mit verdoppeltem Eifer ließ der Infant die Werbungen in den verschiedenen Landschaften von Italien betreiben; bemühte sich zugleich, die verschiedenen Streitigkeiten der kleinen Höfe auszugleichen, damit er, für seine Person, die Alpen überschreitend, nicht den Stoff zu neuen Unruhen hinter sich lasse. Unter anderem hat er den verjährten Zwist der Genueser mit dem Herzoge von Savoyen um Zuccarello durch schiedsrichterlichen Spruch abgemacht, den Ort den Genuesern und dem Herzoge eine baare Abfindung von 160,000 Goldkronen zuerkannt. Winter und Frühling vergingen über dem Zusammenziehen, dem Ordnen des Heeres; vom 23. Juni ab begann der Aufbruch in verschiedenen Colonnen, und am 30. Juni verließ auch der Infant die bisherige Residenz, um über den Comer-See, durch das Veltlin, nach Innsbruck zu gelangen. Nach einem dreitägigen Aufenthalte brach er den 24. Juli von da auf, um zu Rotenburg sein ganzes Heer, insonderheit auch die aus Tyrol und Baiern ihm zukommenden Verstärkungen zu sammeln, auch in einem Kriegsrathe, welchem Diego de Messia, Marques de Leganez, Philipp Spinola, Marques de los Balbases, Serbelloni, Gambacorta, und viele andere berühmte Führer beiwohnten, die Operationen für die Vereinigung mit der Armee des Königs von Ungarn an der Donau festsetzen zu lassen. Während hierauf die Colonnen ihren Marsch in der Richtung von München fortsetzten, eilte der Infant nach Passau. Den 14. ging er nach Braunau ab, wo seiner eine Viertelmeile vor der Stadt der Kurfürst von Baiern wartete. Am anderen Tage schon verließ er Braunau, um bei München große Heerschau zu halten. Er fand 15,500 Mann Fußvolk und 1500 Reiter unter seinen Befehlen vereinigt, darunter 9000 Spanier oder Neapolitaner. Die Vereinigung der beiden Armeen erfolgte den 2., bei Nördlingen die Schlacht den 7. Sept. Wesentlichen Antheil hatte an dem Siege die Standhaftigkeit des spanischen Fußvolkes unter Martin Idiaquez, und daß der Infant der Ahnen würdig sich hielt, zeigt das Geschick des Obersten Achaz, der zwischen seinem und des Königs von Ungarn Rosse von einer feindlichen Kugel zerschmettert wurde. Khevenhiller und Gualdo Priorato berichten, der Infant habe den ihm vorgeführten Gefangenen, den schwedischen Feldmarschall Horn, einer Umarmung gewürdigt; anderes berichtet Richelieu *).

*) Le cardinal Infant fut si ravi de l'avoir en ses mains, que dès qu'il sut qu'il étoit pris, il témoigna désirer le voir; mais quand il eut contenté sa curiosité, soit que son aspect

Als der Sieg vervollständigt, die beiden Ferdinande, die Schwäger und Vettern, die Wahlstatt beritten, empfing sie der stürmische Ruf, viva, viva la casa d'Austria. In einem Schlößchen der Nachbarschaft war für den Infanten Quartier gemacht, dieses räumte er aber von freien Stücken den Blessirten ein, und begnügte sich mit einer ärmlichen Bauerhütte. Am 9. Sept. ritt er prunkvoll dem Könige von Ungarn zur Seite, in Nördlingen ein, dessen Bürger ihre Halsstarrigkeit gebrochen, die Gnade der Sieger angerufen hatten. In Nördlingen ließ am 10. Sept. der König von Ungarn dem Vetter vortragen, wie förderlich es der gemeinen Sache sein möchte, wenn er, statt geradeswegs den Niederlanden zuzueilen, in Vereinigung mit den kaiserlichen Völkern den fliehenden Feind durch Würtemberg und bis in die Vogesen verfolge, den Entsatz von Breisach bewerkstelligen helfe, dann am Mittelrheine Winterquartiere beziehe, nachdem vorher die Pfalz, die mainzischen Lande, Speier und Frankfurt, von Feinden gereinigt worden, und so bis zum Frühlinge den Abzug nach den untern Rheingegenden verschiebe. Gern wäre der Infant darauf eingegangen, aber zu viele Sorge erweckte ihm die innere Lage des burgundischen Staats. Er trennte sich, den 26. Sept., von dem Vetter, und richtete seinen Marsch gegen Main und Lahn, von hessischem und lüneburgischem Volke in ehrerbietiger Entfernung verfolgt, von des Mansfelders, Böninghausen und Ossa Reitern, „als Schutzhaltern" bis nach Limburg escortirt. Der Cardinal-Infant marschirte nach Dietz, wo er über Nacht verblieb (den 10. Oct.). Coblenz mußte aus dem gleichen Grunde, wie Limburg, vermieden werden, deshalb wurde der Rheinübergang bei Andernach bewerkstelligt, und von da der Marsch gegen Bonn, Cöln und Jülich fortgesetzt. Zu Bonn traf der Infant den 18. Oct. ein, und es kamen ihm bis dahin der Kurfürst Anselm Casimir von Mainz und die übrigen in Cöln anwesenden fürstlichen Emigranten entgegen. Zu Cöln wurde er mit einem kostbaren Banquet beehrt, und von den anwesenden Kur- und Fürsten, sowie von Rath und Bürgerschaft wohl bewillkommnet, was ihn jedoch nicht abhielt, schon am folgenden Tage seine Reise fortzusetzen. Da es seine Absicht war, vor Allem den Zustand der Grenze zu sehen, machte er von Jülich aus den Umweg über Stephensweerd, daher sein prachtvoller Einzug zu Brüssel erst in der Nacht vom 4. Nov. erfolgte. Die Feierlichkeiten waren kaum geschlossen, als die Arbeiten zur Vertheidigung des Landes gegen innere und äußere Feinde ihren Anfang nahmen. Jene in ihrem Einflusse zu beschränken, wurde eine allgemeine Veränderung mit den Provinzialbeamten der Landschaften Artois und Hennegau vorgenommen, die Belgier den übrigen Unterthanen der Monarchie zu assimiliren, erging eine Verordnung, wodurch jedem Manne geboten wurde, spanische Kleidertracht anzunehmen, und, statt der bis dahin üblichen langen Haare, Bart und Haar kurz zu halten. Um die bedeutenden Localitäten kennen zu lernen, trat der Prinz im härtesten Winter, den 16. Jan., eine Reise nach Gent an, die sich über Brügge, Nieuport, Ostende, Dünkirchen nach Grevelingen ausdehnte, und die Stände von Artois zu ganz ungewöhnlichen Bewilligungen hinriß. Der Rückweg sollte über Antwerpen gehen, „weil aber eine mächtige und gefährliche Kälte dazwischen kommen und der Schelbestrom ganz zugefroren, hat eine Abänderung in dem Reiseplane beliebt werden müssen und blieb der den Antwerpnern zugedachte Besuch für eine gelegnere Jahreszeit aufgespart." Im April 1635 endlich kam der Prinz nach Antwerpen, und war der zu Brüssel ihm bereitete Empfang ein höchst prächtiger gewesen, so zeigten sich die Antwerpener nicht minder würdig des alten Ruhmes von Reichthum und Kunstsinn. Alle Künstler der Stadt hatten ihre Talente vereinigt, dem Königssohne, dem Kunstkenner, ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Rubens namentlich lieferte die Entwürfe zu den Triumphbogen, Bildsäulen und allegorischen Gemälden. In denselben Tagen, den 26. März, hatte der Infant den Kurfürsten von Trier, inmitten einer französischen Besatzung, aufheben und vorläufig nach Luxemburg bringen lassen. Unerläßlich war es geworden, den Franzosen Trier zu entreißen, nachdem diese, einer bis dahin beobachteten scheinbaren Neutralität entsagend, mit den Holländern einen Partagetractat um die Niederlande abgeschlossen (den 8. Febr. 1635), und dessen Vollziehung zu bewirken, ein Heer von 60,000 Mann aufgestellt hatten. Obgleich, den Absichten nach, in offensiver Stellung sich befindend, verfehlte der französische Hof nicht, das Ereigniß von Trier als einen Vorwand für die Anwendung der Waffengewalt zu benutzen. Zuerst mußte der Resident d'Amontot zu Brüssel um die Loslassung des Kurfürsten unterhandeln. Als der Infant erwiederte, er habe an den Kaiser und an den König von Spanien berichtet, ihre Befehle müsse er abwarten, um eine definitive Erklärung abzugeben, entsendete Ludwig XIII. aus S. Quentin den Herold Alençon, als den Überbringer einer Kriegserklärung (den 19. Mai), und am folgenden Tage schon besiegten Brézé und Châtillon bei Avein, unweit Namur, den Prinzen Thomas von Savoyen und das kleine, ihm von dem Infanten untergebene Heer. Statt aber dieses belangreiche Ereigniß zu einem Angriffe auf Brüssel zu benutzen, blieb es der französischen Generale einziges Augenmerk, ohne Zeitverlust die beabsichtigte Vereinigung mit der holländischen Armee durchzusetzen. Sie wendeten sich der Maas zu, ohne daß der Cardinal-Infant von seinem verschanzten Lager an der Demer aus dieses hätte verhindern können, und erreichten bei Mastricht, den 29. Mai, die gesuchte Vereinigung. Über 50,000 Mann Infanterie und 9000 Reiter zählend, konnte, menschlichem Ansehen nach, das französisch-holländische Heer für die Absicht, der spanischen Herrschaft ein Ende zu machen, kaum ein Hinderniß finden, und in dem Gefühle seiner Unwiderstehlichkeit richtete dasselbe seinen Marsch, an Tongern und S. Trond vorbei, auf Landen, welches auch sofort, gleichwie Halen und Diest, der Gewalt weichen mußte. Aber in Tirlemont unternahm es der spanische

lui causât l'étonnement que fait d'ordinaire le regard d'un ennemi formidable, soit que la colère et la haine qu'il avoit conçues contre lui, se renflammassent de nouveau par l'objet, il ne voulut pas souffrir qu'il s'approchât de lui pour le saluer.

Commandant, sich zu vertheidigen, aber sein Widerstand, dem Drange des Angriffes nicht gewachsen, überlieferte die friedliche Bevölkerung einer Reihe von Schandthaten, wie die Jahrbücher eines christlichen Volkes sie kaum darbieten. Holländer und Franzosen wetteiferten in Scheußlichkeiten, entfremdeten sich aber damit auf das Vollständigste die Gemüther, die eben noch als Befreier sie zu begrüßen geneigt gewesen. Der grimmigste Haß verfolgte, hemmte sie in allen Bewegungen, gleichwie der Infant in Meisterschaft die Kunst übte, durch vortheilhafte Stellungen, durch kleinen Krieg, durch das Abschneiden der Lebensmittel, die Fortschritte einer unwiderstehlichen Übermacht aufzuhalten. Aërschot mußte er zwar auch noch aufgeben, und das Lager von Löwen abbrechen, damit er die Möglichkeit, Brüssel und Mecheln zu unterstützen, sich bewahre, aber für die Sicherheit der hiermit sich selbst überlassenen Stadt Löwen hatte er so zweckmäßige Anstalten getroffen, daß die mangelhafte Befestigung allen Anstrengungen des Feindes zu trotzen vermochte. Die Belagerung von Löwen, begonnen den 24. Juni, mußte am 4. Juli aufgegeben werden, und der Infant, dem endlich Piccolomini vom Rheine her eine Verstärkung von 12,000 Mann zugeführt, verließ augenblicklich seine Stellung, um den Rückzug der feindlichen Armee über Aërschot und Diest zu verfolgen. In Diest hielt sich der holländische Oberst Wymberg, bis seine weichenden Landsleute die Maas erreicht haben konnten; denn sie hatten Eile, sich in Sicherheit zu begeben, da zumal die französische Armee gänzlich zerrüttet und bis auf den dritten Theil ihres Bestandes herabgebracht war. Ein festes Lager, zwischen Venloo und Roermonde, nahm die Flüchtigen auf, und dasselbe zu forciren, nahm der Infant doch Anstand. Man beschränkte sich auf gegenseitige Beobachtung, bis dem einen wie dem andern Heere überraschend die Botschaft einlief, daß eines holländischen Malcontenten, des Obersten Eenhout, Rache die wichtige Schenkenschanze einer spanischen Partei überliefert habe. Schnell zog der Infant abwärts gegen Cleve, um nöthigenfalls der von Eenhout eingenommenen Feste Hilfe bringen zu können; aber auch der Prinz von Oranien verlor keinen Augenblick, um in künstlichen Märschen der durch den Verlust der Schenkenschanze wesentlich bedrohten Grenze zu Hilfe zu kommen, und sogar die Belagerung des Platzes selbst vorzunehmen. Doch mußte er die Belagerung bald in eine Blokade verwandeln; während er mit der Hauptarmee bei Panneren, an der Betuwe, sich setzte, bezog der Infant ein Lager bei Goch, von wo aus seine leichten Truppen die ganze Umgebung beunruhigten. Am 20. Aug. verließ er Goch, und die Occupation von Griet schien die Absicht eines Rheinüberganges anzudeuten. Die Wachsamkeit der Gegner erlaubte es nicht, sie ins Werk zu setzen; der Infant, nachdem er die Schenkenschanze mit dem Nothwendigen versehen und Limburg, nach einer Belagerung von 14 Tagen, den Feinden mit Accord hatte entreißen lassen (den 30. Oct.), entließ seine Armee in die Winterquartiere, da Kälte und Mangel alle weitern Operationen untersagten. Die Einschließung der Schenkenschanze währte indessen fort, und die Übermacht der Holländer auf diesem Punkte und des Prinzen von Oranien vorsichtige Beharrlichkeit machten alle Versuche, dem Orte zu Hilfe zu kommen, zu Schanden. Am 25. April 1636 capitulirte der Commandant Fondrin, aber so abgemattet fand sich die holländische Armee durch die langwierige Anstrengung, so erschöpft die Schatzkammer, daß auf jeden Gedanken einer Theilnahme an dem bevorstehenden Feldzuge verzichtet werden mußte. Diese günstige Sachlage glaubte Ferdinand zu einer entscheidenden Unternehmung gegen den Erzfeind, gegen das tückische Frankreich, verwenden zu müssen. Den Herzog von Feria mit einem geringen Beobachtungscorps an der nördlichen Grenze zurücklassend, zog er, in Folge einer Verabredung mit dem Kaiser, zwischen Mons und Valenciennes seine Hauptmacht zusammen, die namhafte Verstärkung empfing durch den Anzug von Piccolomini's und Johann's von Werth bis dahin mit den Rebellen in Lüttich beschäftigten Scharen, und an der Spitze eines, zu 13,000 Reitern und 12,000 Fußgängern angegebenen, Heeres überschritt der Infant im Juni 1636 die französische Grenze. Die Vormauer der Picardie, la Capelle, seit dem 3. Juli belagert, wurde ihm am 10. übergeben, wodurch seine leichten Reiter sich in allen Richtungen über die offene Landschaft verbreiten konnten, während er selbst die Hauptmacht vor Guise führte, zugleich aber mit freigebiger Hand ein Manifest, d. d. Brüssel den 5. Juli, austheilen ließ, worin die Gerechtigkeit der Waffen des Hauses Österreich ausgeführt, die Ränkesucht des französischen Hofes, der seit so langen Jahren das Kriegsfeuer in Teutschland unterhalte, beleuchtet, und die Versicherung ausgesprochen, daß nimmermehr das Schwert niedergelegt werden solle, es habe denn zuvor K. Ludwig sich zu einem billigen Frieden verstanden, die gerechten Foderungen seiner Mutter bewilligt, alles fremde Eigenthum zurückgegeben. Bei der im Allgemeinen der Regierung, oder vielmehr dem Cardinal von Richelieu, feindlichen Stimmung hätte das Manifest wol einige Wirkung haben mögen; es widersprach aber dem Bemühen, die Sache des Hofes von jener des Volkes zu scheiden, in allzu greller Weise das Verfahren der in dem langen Verheerungskriege in der Heimath verwilderten Scharen eines Piccolomini und Johann von Werth. Das schwach besetzte Guise widerstand den Verlockungen, wie der Gewalt, und der Infant, Zeit und Menschen für wichtigere Zwecke aufzubewahren, hob die Belagerung auf, um in einer geschickten Wendung le Châtelet einzuschließen und den Commandanten zur Aufgebung dieser wichtigen Grenzfestung zu zwingen (den 22. Juli). Während dessen eilten von allen Seiten dem Grafen von Soissons in la Fère Verstärkungen zu, daß er in Kurzem sich stark genug wähnte, wenigstens den Übergang der Somme den Truppen des Infanten wehren zu können. Zu dem Ende hielt eine bedeutende Abtheilung Bray, auf dem rechten Ufer, besetzt, und widerstand einen halben Tag lang der Anstrengung der Spanier; aber während dessen benutzte des Infanten Reiterei die weiter abwärts bei Cerizy aufgefundene Furt, um auf das linke Ufer überzugehen, und das Gefecht, das sie siegreich gegen Puysegur bestand, endigte mit der allgemeinen Flucht der

französischen Armee (den 1. Aug.) in der Richtung von Noyon und Compiègne. In der Gewalt eines seine Dämme durchbrechenden Stromes ergossen sich die teutschen Reiter über das Land im Süden der Somme und über die Oise hinaus bis zu den Thoren von Compiègne; ohne Schwertstreich ergaben sich die Städte Roye und Montdidier, und geradewegs auf Paris loszugehen, stimmte Johann von Werth. Doch allzu verwegen, wie dem Jahrhundert überhaupt, so dem Infanten und dem Prinzen Thomas von Savoyen, schien dieser Vorschlag. Sie bestanden darauf, zuvörderst eines festen Punktes auf dem südlichen Ufer der Somme sich zu bemächtigen, und hatten ihr Absehen auf Corbie gerichtet. Der Platz, seit dem 12. Aug. belagert, ergab sich am 22., wodurch der Schrecken der Pariser den äußersten Grad erreichte; aber die zehn Tage waren für Richelieu eine unschätzbare Gnadenfrist geworden, und deren unverdrossene Benutzung hatte bis zu Ende August ein Heer von mehr als 50,000 Mann geschaffen. Als dieses mit dem 1. Sept. gegen die Nordgrenze sich in Bewegung setzte, blieb den spanischen und kaiserlichen Generalen nichts übrig, als die eroberten Plätze zu besetzen und mit dem Reste der Truppen den Heimweg zu suchen. Am 18. Sept. wurde Roye von Johann's von Werth Scharen geräumt, am 10. Nov. mußte die Besatzung von Corbie, nach einer Vertheidigung von sieben Wochen, capituliren, am 14. den Platz räumen. La Capelle und le Câtelet blieben die einzigen Früchte des zu den ausschweifendsten Hoffnungen berechtigenden Feldzugs, und sie, gleich den übrigen Grenzfestungen, in Vertheidigungsstand zu setzen, war des Infanten Aufgabe für den Winter. Gravelines besonders und den dasigen Hafen ließ er stark befestigen. Die Eröffnung des Feldzugs von 1637 verzog sich bis zu Anfang des Maimonats. Eine holländische Armee, nach dem mit Frankreich verabredeten Operationsplane mit der Belagerung von Dünkirchen beauftragt, sammelte sich in der Gegend von Emmerich, schiffte sich auf der Maas ein und erreichte den weiten Sammelplatz Rammekens, ohne von Seiten des Infanten dem geringsten Hindernisse zu begegnen; denn dieser hatte die Absicht, seine Hauptmacht, wie im vorigen Jahre, gegen Frankreich zu führen. Der Holländer Anstalten jedoch gewahrend mußte er seinen Feldzugsplan verändern. In Gesellschaft des Prinzen Thomas bezog er mit dem besten Theile seiner Völker eine Stellung im Lande Waës. Dem Marques von Celada wies er zu Gravelines seinen Posten an, den Baron von Balençon entsendete er nach Mons, wohin auch Piccolomini sein im Jülich-Bergischen bis dahin untergebrachtes Volk zu führen angewiesen wurde. Die solchergestalt auf der Südgrenze zu vereinigende Kriegsmacht sollte den fernern Fortschritten des Cardinals von la Valette entgegentreten; derselbe hatte Cateau-Cambresis genommen und belagerte Landrecies. Ganzer drei Wochen wurde die holländische Armee bei Rammekens durch widrige Winde festgehalten; am 20. Juni endlich konnte sie unter Segel und nach Rosendaal hinübergehen. Hier sein Volk musternd und des Infanten Anstalten für die Vertheidigung von Dünkirchen, von Flandern überhaupt, prüfend, fand der Prinz von Oranien den ursprünglich beliebten Entwurf nicht weiter ausführbar. Im Fluge wendete er sich gegen Breda, und innerhalb zwei Tagen war diese Festung durch die Linien der Belagerer umschlossen. Der Infant, aufs Höchste verwundert und bestürzt, eilte sich nach Antwerpen zu begeben, und trat am 1. Aug. den weiten Zug über Hoogstraeten nach Rysbergen, das von dem holländischen Lager nur eine Stunde entfernt ist, an. „Den 5. Aug. ließen sich die Spanischen in voller Schlacht-Ordnung dicht an den Staatischen Retranchementen blicken, aber nichts ausgericht. Der Prinz von Oranien ließe den dritten Graben ums Läger ziehen. Nach mehren Versuchen an der Möglichkeit verzweifelnd des Feindes Linien zu überwältigen, gedachte der Infant durch Diversionen zu wirken. Von Heusden und der Voornerschanze abgewiesen, legte er sich vor Venloo, das am 25. Aug. sich ergab, wie es bereits Roërmonde am 3. Sept. gethan; aber es ließ durch diese Ereignisse der Prinz von Oranien sich im Mindesten nicht irren, und trotz der tapfersten Gegenwehr mußte Breda am 7. Oct. 1637 capituliren. Dieses Ereigniß endlich herbeizuführen hatten der Franzosen Waffen nicht wenig beigetragen. Am 26. Juli fiel Landrecies, nachdem die Besatzung drei Stürme abgeschlagen hatte. Dem folgten schnell hintereinander Maubeuge und Bouchain, gleichwie eine in die Provinz Luxemburg eingedrungene französische Arme am 14. Aug. sich der Stadt Yvoy bemächtigte. Jetzt sollte la Chapelle an die Reihe kommen, den 10. Sept., und der Infant eilte, den Ort zu retten, von der östlichen Grenze herbei. Aber zu spät erfolgte seine Vereinigung mit Piccolomini; seit dem 21. Sept. befand sich la Chapelle in des Feindes Gewalt. Von einem vergeblichen Unternehmen aus des Herzogs von Candale Lager bei Maubeuge ablassend und den Rückzug gegen Mons antretend, erlitt der Infant auch noch einigen Verlust beim Übergange über die Sambre. Maubeuge verließen indessen die Franzosen von selbst wieder; aus Yvoy wurden sie durch ein kühnes Wagstück des vormaligen spanischen Commandanten vertrieben, dafür aber bemächtigten sie sich der kleinen Feste Damvillers, nach einer Belagerung von 68 Tagen (den 27. Oct.), und mit diesem Ereignisse wurde ein Feldzug beschlossen, der so wenig in seinen Resultaten den Erwartungen und Anstrengungen des französischen Machthabers entsprach. Neue Lorbeeren warteten des Infanten in dem J. 1638, wo abermals von Norden her ein Angriff der Holländer erfolgte, welcher Antwerpen abzuschlagen bezweckte, während der Franzosen Hauptmacht gegen St. Omer gerichtet war. Die doppelte Fronte zu bilden, wies der Infant dem Prinzen Thomas von Savoyen zu Dünkirchen, dem alten Grafen Johann von Nassau, zu Cambray Stellung an. Fuentes und Sfondrate beschützten die Gegend von Liere, der Marquis von Lede hatte Roërmonde zu hüten. Ferdinand selbst blieb in Brüssel, um von dieser Centralstellung aus sofort jedem bedrohten Punkte zueilen zu können. Den 15. Mai legte die französische Armee, unter dem Marschall von Châtillon, sich vor S. Omer; den 22. Juni waren die Laufgräben noch nicht eröffnet, wol aber hatte der Prinz

von Savoyen Mittel gefunden, der Besatzung eine namhafte Verstärkung zukommen zu lassen. Dieses zu ahnden, führte la Force am 17. Juni die zweite französische Armee den Belagerern zu Hilfe; Ludwig XIII. erbot sich, nöthigenfalls selbst in den Trancheen zu dienen; an den Marschall von Châtillon schrieb Richelieu: „Immerhin möge S. Omer ein zweites Ostende sein, der König wolle und müsse die Stadt haben." Der Bischof von Auxerre diente als Ingenieur unter den beiden Calvinischen Marschällen; aber wenigstens ebenso viel, wie von den eigenen Anstrengungen, hoffte man von Seiten des französischen Hofes auf die mächtige, von dem Prinzen von Oranien geleitete, Diversion. Dieser hatte am 9. Juni aus seinem Lager bei der Voornerschanze den Grafen Wilhelm von Nassau mit 6000 Mann entsendet, um bei Kalloo Posto zu fassen. Alsdann sollte der Rest der Armee über Bergen op Zoom folgen. Graf Wilhelm bemächtigte sich in der That der Schanzen Verbroek und Kalloo, und befestigte sie noch weiter; der Prinz aber ließ sich in seinem Marsche durch Gerüchte von dem Anzuge der Spanier in überlegener Macht aufhalten, und während er zu Roodgeest und Wouw die Ereignisse abwartete, hatte der Infant in bewunderswürdiger Geschwindigkeit ein Armeecorps von 8000 Mann vereinigt, mit welchem er, ohne das über Liere heranrückende des Piccolomini abzuwarten, die Holländer in ihrer festen Stellung bei Kalloo (den 22. Juni) angriff und den glänzendsten Sieg erfocht. Erschlagen oder ersäuft wurden 2500 Feinde, gefangen nicht viel weniger; erbeutet wurden 45 Fahnen, 4 Standarten, 25 metallene und über 100 eiserne Kanonen. Noch in der Nacht eroberten die Sieger das Fort Kalloo selbst, und Sfondrate brach in die bei Wouw gelagerte holländische Hauptarmee ein, tödtete ihr über 400 Mann und entführte 1200 Dienstpferde. Um Antwerpen beruhigt, ließ der Infant sofort Befehle an Piccolomini und den Grafen Johann von Nassau ergehen, daß sie, dem Prinzen von Savoyen ihre Scharen zuführend, den Entsatz von S. Omer bewerkstelligten. Ein von Erfolg gekrönter Angriff auf die von la Force gehüteten Linien, den 8. Juli, verschaffte ihnen die freie Verbindung mit der nur auf der einen Seite umschlossenen Stadt, und am 16. Juli mußte die Belagerung vollständig aufgehoben werden. Kein besseres Glück fand der Prinz von Oranien vor Geldern, nachdem es ihm gelungen, die Trümmer des bei Kalloo vernichteten Corps an sich zu ziehen und den bedeutend gesunkenen Geist der übrigen Armee anzufachen. In zwei Colonnen, die eine von dem Prinzen, die andere von dem Grafen Heinrich von Nassau geführt, näherten die Holländer sich der Stadt. Schon eilte der Infant in Gewaltmärschen herbei, dessen 16,000 Mann durch die Vereinigung mit Lamboy bis auf 21,000 verstärkt worden. Von Venloo ausgehend, traf er die Colonne des Grafen von Nassau auf dem Marsche, und es entspann sich mit dem Nachtrabe ein scharfes Gefecht, in welchem die Feinde viele Mannschaft und ihre Artillerie einbüßten. Graf Friedrich von Nassau und Emanuel von Portugal, der Sohn weiland des Thronprätendenten, des Priors von Crato, wurden von den Spaniern gefangen. Hierauf bezog der Infant ein Lager zwischen der belagerten Stadt, der Niers und der feindlichen Armee, die demnach in dem Fortgange der Arbeiten zum Äußersten gehindert wurde. Hiermit nicht zufrieden, griff am 27. Aug. der Infant des Grafen Heinrich von Nassau Quartier an, und dasselbe erstürmend, erzwang er vollends die Aufhebung der Belagerung. Am 31. trat der Prinz von Oranien den Rückzug gegen Rheinberg an, später zwischen Grave und Nimwegen ein Lager beziehend. Auch dahin folgte ihm der Infant, und verschiedene Cavaleriegefechte fielen zwischen den beiden Armeen vor. Zu Anfange Octobers ließ der Infant Kerpen, an der Erfft, wegnehmen, dann seine Völker zwischen Roërmonde und Stevensweerd die Winterquartiere beziehen. Auch auf der französischen Grenze lief der zweite Theil des Feldzugs ohne erhebliche Ereignisse ab. Ein Treffen zu suchen, waren, nach Aufhebung der Belagerung von S. Omer, la Force und Châtillon angewiesen worden. Dazu hatten sie wenige Eile, und um die Einnahme des Schlosses Conflans, unweit Hesdin, zu bewerkstelligen, ward das Heranziehen eines neuen Corps unter Brezé erfoderlich. Um etwas unter den Augen des Königs und des Cardinals, die sich mit einer starken Reserve zu Abbeville befanden, zu thun, legten sich Châtillon und la Force vor Renti, das ihnen, nach einer Belagerung von sieben Tagen, am 9. Aug. übergeben wurde. Darauf ging Brezé nach Hause, um sich in Melonen gütlich zu thun, und du Hallier trat an seine Stelle. Von diesem Wechsel war die Eroberung von le Châtelet die einzige Frucht. Seit dem 24. Aug. belagert, wurde am 14. Sept. der Ort mit Sturm genommen. Der Winter verging auf beiden Seiten unter den Anstrengungen für einen neuen Feldzug, Behufs dessen Richelieu drei verschiedene Armeen aufzustellen entschlossen war. Die stärkste, unter la Meilleraye, sollte die Landschaft Artois, eine zweite, unter Feuquières, das Luxemburgische überziehen; mit dem dritten Corps, als Reserve zu gebrauchen, dehnte Châtillon von Guise bis Cambray sich aus. Die Holländer sammelten sich bei der Voornerschanze, um, nach Beschaffenheit der Umstände, entweder die Nordgrenze von Flandern, oder das Oberquartier von Geldern heimzusuchen. Der Infant, durch die Übermacht des Feindes zu einer vorsichtigen Defensive verurtheilt, theilte ebenfalls seine Streitkräfte. Mit 8—9000 Mann wollte er die Westgrenze beschützen, und in dieser schwierigen Aufgabe stand ihm der Graf von Fuentes zur Seite. Dem Herzoge von Feria war bei Diest eine beobachtende Stellung angewiesen; der Marquis von Lede hütete das Oberland Geldern. Für die Vertheidigung von Luxemburg zählte man auf die von Piccolomini befehligten kaiserlichen Hilfsvölker, und in der That erlitt Feuquières, indem er mit der Belagerung von Thionville beschäftigt war, durch Piccolomini eine entscheidende Niederlage (den 7. Juni 1639). Die Belagerung von Mouzon mußte jedoch der siegende Feldherr wieder aufheben, und Hesdin, seit dem 22. Mai von den Franzosen, seit dem 3. Juni von dem Könige in Person belagert, capitulirte, nach der rühmlichsten Vertheidigung, am 29. Juni; denn

der Infant, als er den Entsatz vorzunehmen sich eingefunden, wurde durch die Bewegungen des Prinzen von Oranien in Seeslandern genöthigt, sein weniges Volk zu theilen, und also zumal unfähig, die Hauptmacht von Frankreich zu bestreiten. Es beschränkten sich aber auf bloßes Manoeuvriren die Verrichtungen des holländischen Generalcapitains; der ganze Feldzug ging ihm in unnützen und verderblichen Märschen und Gegenmärschen hin. Hatte in dem Feldzuge von 1639 zum ersten Male die unermeßliche materielle Überlegenheit der Feinde sich kund gegeben, so mußten diese Überlegenheiten im J. 1640 noch deutlicher hervortreten, wo der Zustand der iberischen Halbinsel den Statthalter der Niederlande einzig auf die Hilfsquellen des kleinen, durch einen vieljährigen Krieg erschöpften, Landes anwies. Während in Frankreich zwei große Armeen ausgerüstet wurden, um zu gleicher Zeit an der Maas und an der Lys zu operiren, während die Holländer gegen eine Subsidie von 1,500,000 Gulden sich verpflichteten, auf zwei verschiedenen Punkten die spanischen Niederlande zu überziehen, konnte der Infant für seine Defension hauptsächlich nur auf die von Beck und Lamboy befehligten kaiserlichen Völker und auf die schwache lothringische Kriegsmacht zählen. Gleichwol gelang es ihm, zuvörderst des Prinzen von Oranien Absehen auf Brügge zu vereiteln, bei welcher Gelegenheit der Graf Heinrich Kasimir von Nassau schwere Einbuße erlitt. Eine zweite Action bei dem Kwaad peerdsgat nöthigte die Holländer, von der Belagerung von Hulst abzustehen, und die Belagerung von Geldern nahm einen gleich schimpflichen Ausgang; aber die Thorheit des Prinzen von Oranien, in solcher Weise sein Volk zur Schlachtbank zu führen, kam den Franzosen erwünscht, um die unzähligen, von ihrem Anführer in dem Beginne des Feldzuges begangenen, Fehler zu neutralisiren. Zuerst hatten Lamboy, Beck und der Herzog von Lothringen einige französische Cavalerieregimenter aufgeschlagen. Dann unternahm la Meilleraye nach einander die Belagerungen von Charlemont und Marienbourg, um beide nach kurzer Frist wieder aufzugeben; aber der Verlust an Menschen und Material wurde ihm mit freigebiger Hand ersetzt, sodaß er sich im Stande befand, am 13. Juni das gewaltige Arras einzuschließen, am 1. Juli die Laufgräben davor zu eröffnen. Der Commandant, der Irländer Eugen O'Neal, nahm in allen Dingen seine Schuldigkeit wahr; aber die Stärke der Besatzung, 2000 Mann, stand in keiner Weise im Verhältnisse zu dem Umfange der Werke. Ihr zu Hilfe zu kommen, mußte der Infant demnach alle disponiblen Kräfte aufbieten, und es kam seinen Rüstungen der gute Wille der Landschaften Flandern und Artois trefflich zu statten. Von Lille aus, wo er seit den letzten Tagen des Juni sich befunden, rückte er vor bis nach Mont-S. Eloi, eine Meile von Arras, hoffend, in dieser Stellung der feindlichen Armee alle Lebensmittel abschneiden und sie auf diese Weise ohne Gefahr aufreiben zu können. In der That riß drückender Mangel in dem Lager vor Arras ein, zumal es den spanischen Partisanen gelang, die verschiedenen dahin bestimmten Convoys aufzuheben; aber die letzte Convoy von 8000 Wagen und von 25,000 Mann, unter du Hallier escortirt, gelangte unangefochten zu ihrer Bestimmung, und die Rettung der Stadt konnte seitdem nur noch in einem entschlossenen Angriffe auf die feindlichen Linien durchgesetzt werden. Der Angriff erfolgte am 2. Aug., doch in unverantwortlicher Lauheit, und sollte den 8. wiederholt werden, wozu es aber nicht kam, weil unter den Augen des Infanten am 9. Aug. von allen Grenzfestungen die wichtigste capitulirte, nachdem sie in ihrer Vertheidigung dem Feinde einen Verlust von mehr denn 10,000 Mann verursacht hatte. Zwei Monate noch wurden in Märschen und Beobachtung hingebracht, dann, Ende Octobers, bezogen die beiden Armeen das Winterquartier. Den Feldzug von 1641 eröffnete der Infant mit der Wegnahme von Lens, und es war seine Absicht, hierauf sogleich die Belagerung von Arras folgen zu lassen, da der Gang der Parteien in Frankreich ihn die gegründete Hoffnung fassen ließ, die Grenze nur unvollständig bewaffnet zu finden; aber Richelieu hatte sich selbst überboten in seinen Anstrengungen für die Ausstellung eines tüchtigen Heeres, mit welchem la Meilleraye gegen Ende Mai's die Belagerung von Aire vornehmen konnte. Ihn darin zu stören, bezog der Infant, in Mitte des Juni, die Stellung bei Bethune; es wurde eine Verstärkung von 500 Mann der belagerten Feste eingeführt, und entscheidenden Erfolg zumal verhieß die Schilderhebung des Grafen von Soissons und des Herzogs von Bouillon, denen sofort Lamboy sein kleines Heer zuführte; aber mit der Siegesbotschaft von la Marfée, den 6. Juli 1641, traf auch die Trauerpost von des Grafen von Soissons Ableben ein, und die Hoffnung auf Eroberungen in Frankreich aufgebend, zogen Lamboy und Beck in Eilmärschen herab, um, mit dem Infanten vereinigt, das bedrohte Aire zu retten. Der Platz befand sich aber seit dem 26. Juli in Feindes Gewalt. Inzwischen für den gegenwärtigen Augenblick seiner Überlegenheit bewußt, und in der Voraussetzung, Ludwig XIII. würde in der Belagerung von Sedan hinreichende Beschäftigung finden, beschloß der Infant, den ganzen Gewinn des Feldzugs den Franzosen wieder zu entreißen. La Meilleraye hatte die Verproviantirung von Aire verabsäumt, dachte auch, während der Infant, nach der Einnahme von Lillers, über Terouanne heranzog, so wenig an Gefahr, daß er sich mit den vornehmsten Officieren, den Herzogen von Enghien, Nemours und Luines, dem Grafen von Guiche u. s. w., zu Fuß, nur mit einem Stocke bewaffnet, ins freie Feld begab, um Kundschaft einzuziehen. Ohne des Obersten Gassion Dazwischenkunft wäre die ganze glänzende Gesellschaft unfehlbar in Gefangenschaft gerathen. Auf die unmittelbare Umgebung der Stadt beschränkt und beinahe vollständig eingeschlossen, konnte la Meilleraye sich Glück wünschen, daß es ihm am 8. Aug. gelang, durch einen künstlichen Marsch nach der Gegend von Terouanne zu entkommen, indessen seine eigenen Linien den Spaniern zu der Belagerung von Aire dienen mußten. Von diesen Ereignissen unterrichtet, entsendete der König aus Sedan einen bedeutenden Theil seiner Armee, der bedrängten Lage von la Meilleraye abzuhelfen. Mit Brezé vereinigt, nahm dieser a[illegible]

18. Sept. Bapaume, und ließ zugleich einen großen Theil von Flandern verheeren, ohne doch den Infanten von der Belagerung von Aire abwendig machen zu können. Sie wurde auch dann noch fortgesetzt, als Ferdinand, erkrankt unter den Mühseligkeiten des herbstlichen Feldzugs, sich nach Brüssel mußte bringen lassen. Am 7. Dec. capitulirte Aire in die Hände des tapfern Beck; aber diesen glorreichen Tag hat der Cardinal-Infant nicht mehr erlebt. Das Lazarethfieber, das ihn ergriffen, wurde unheilbar unter den Händen der spanischen Ärzte, die Aderlässe und nur Aderlässe zu verordnen wußten, bis zuletzt, so heißt es, statt des Blutes, das reine Serum floß. Also gemartert, starb der Infant, den 9. Nov. (31. Oct.) 1641, für die Monarchie und für die Niederlande ein unersetzlicher Verlust. Diese hatte er in dem Zustande der höchsten Gährung übernommen, und hinterließ sie in der günstigsten Stimmung, treu ergeben an Philipp IV., bereit, die schwersten Opfer dem angestammten Herrscherhause zu bringen. Soviel vermochte des Statthalters mit Weisheit gepaarte Liebenswürdigkeit. Nicht minder hatte er in der Vertheidigung des ihm anvertrauten Landes gegen übermächtige Feinde geleistet, was menschlichen Kräften und Fähigkeiten zu erreichen möglich war. Schmerzlich beklagten ihn darum die Unterthanen, der König, die Vettern. Im J. 1643 wurde der Leichnam nach dem Escurial gebracht. Ferdinand's natürliche Tochter, Maria Anna de Austria, geb. zu Brüssel 1641, trat in den Karmelitenorden, von der Reforme der heil. Teresa, hieß mit dem Klosternamen Maria de la Cruz, und starb in ihrem Kloster zu Madrid den 3. Sept. 1715, oder, nach einer andern Angabe, bereits 1682. (*v. Stramberg.*)

FERDINAND, der Katholische, als König von Aragon der zweite, als der vereinigten spanischen Monarchie Ferdinand V. genannt, war zu Sos, an der Grenze von Navarra, den 10. März 1452 (oder 1453) geboren, der einzige Sohn König Johann's II. aus dessen anderer Ehe mit Johanna Enriquez. Als Ferdinand die Welt erblickte, hatte sein Vater den Thron von Aragon noch nicht bestiegen, war aber noch immer, dem Namen und der That nach, König von Navarra, obgleich der Thronerbe, der Sohn von Johann's erster Ehe mit der Prinzessin Blanca von Navarra, der Prinz Karl von Viana, längst die Jahre der Mündigkeit erreicht hatte. Ferdinand wurde, nur vier Jahre alt, in der Conferenz der beiden Könige, von Castilien und Navarra, zu Corella-Alfaro, 1457 der Infantin Isabella von Castilien zum Gemahle bestimmt, wie denn überhaupt sein Vater keines Fleißes sparte, um dem Lieblinge, auf Kosten des Sohnes erster Ehe, Vortheile zuzuwenden. Nach des Prinzen von Viana frühzeitigem und verdächtigem Ableben wurde Ferdinand als Thronfolger, zu Zaragoza den 11. Oct., zu Barcelona den 22. Nov. 1461, zu Palermo den 28. Sept. 1464 anerkannt. Frühzeitig sollte er auch zu den Geschäften herangezogen werden; am 12. Oct. 1464 stellte K. Johann auf den Prinzen Vollmacht aus, um bei den Cortes von Zaragoza den Vorsitz zu haben. Am 31. Jan. 1465 siegte Ferdinand, von dem Grafen von Prades berathen und geleitet, über die empörten Catalonier und ihren Anführer, den Infanten Peter von Portugal. Ein gleich ehrenvolles, wenn auch minder bedeutendes, Gefecht bestand Ferdinand 1466, in dem Engpasse von Alma gegen einen Ausfall der Besatzung zu Amposta und in diesen verschiedenen Verrichtungen des ihm geschenkten Vertrauens hatte er dessen sich so würdig gezeigt, daß der Vater keinen Anstand nahm, ihn, für die Zeiten seiner Abwesenheit, zum Regenten und Unterkönig von Aragonien zu bestellen. In dieser Eigenschaft des Königreichs Privilegien und Gesetze zu handhaben, gelobte Ferdinand eidlich am 15. Oct. 1466. Girona, das von dem Herzoge von Lothringen belagert war, 1467, wurde durch seine Annäherung gerettet, und von dort aus that er verschiedene Einfälle in die aufrührischen Gebiete. Bei einer solchen Gelegenheit bis nach Villamar streifend, fiel er in des Grafen von Vaudemont und des Campobasso Schaaren, die seine Begleiter zerstreuten oder erschlugen, und ihn selbst ohne die großmüthige Aufopferung des Rodrigo Rebolledo niedergeworfen haben würden. Während dieser Begebenheiten war die Vermählung mit der Infantin von Castilien gänzlich in den Hintergrund getreten; die Prinzessin hatte nach einander mehre Freier gehabt, und auch Ferdinand sollte einst, nach des Vaters Willen, des unruhigen Marques von Villena Tochter Beatrix Pacheco heimführen, wie er denn selbst am 1. Mai 1467 an Peter Peralta, den Condestable von Navarra, Vollmacht ausgestellt hatte, um sich in seinem Namen der Doña Beatrix zu verloben. Nachdem aber Isabella als die Erbin der Krone von Castilien anerkannt worden, empfand der König von Aragonien deutlicher die Wichtigkeit der vor Zeiten für seinen Sohn erhaltenen Zusage. Er entsendete abermals den Condestable Peralta nach Castilien, um vor Allem den Erzbischof von Toledo für die beabsichtigte Vermählung zu gewinnen, und dieser allein vermochte es, unter dem Beistande des Almirante Enriquez, ein Ereigniß, an welches die ganze Zukunft von Spanien geknüpft ist, herbeizuführen. Denn der Marques von Villena wollte schlechterdings nicht die aragonische Heirath, sondern hatte die Prinzessin dem Könige von Portugal zugedacht. Während also in Castilien die Parteien rangen, bediente sich K. Johann jeglichen Mittels, um des Sohnes äußerliche Bedeutung zu erhöhen. Am 18. Juli 1468 erklärte er den Prinzen zum Könige von Sicilien und zu seinem Gehilfen in Ausübung der höchsten Gewalt, und mehr als jemals suchte er die Gelegenheiten, in welchen Ferdinand sich mit Vortheil an der Spitze des Heeres zeigen konnte. Eine solche Gelegenheit ergab sich mit Berga, das der Prinz mit Sturm einnahm, ohne doch den Einwohnern das geringste Leid zuzufügen. Aber mehr als diese Künste wirkten die großen Summen, unter die einflußreichsten Männer zu vertheilen, mit welchen Peter Caballeria nach Castilien entsendet wurde, und das dem Gutier de Cardenas, dem Ceremonienmeister der Prinzessin, gegebene Versprechen, ihm für den Fall eines glücklichen Ausgangs, Maqueda mit einem Einkommen von 100,000 Maravedis, dann eine Pension von 2000 Gulden zu verleihen. Der König von Portugal wurde demnach mit seiner Bewerbung officiell abgewiesen, wie unge-

halten hierüber K. Heinrich IV. war, der seine widerspenstige Schwester in den Alcazar von Madrid wollte einsperren lassen, auch nur Angesichts der von dem Erzbischof von Toledo nach Ocaña, der Prinzessin zu Schutz, entsendeten Mannschaft, von diesem Vorhaben abstand. Während der Erzbischof noch beschäftigt war, die Bedingnisse der mit dem Infanten von Aragon einzugehenden Ehe in dem größten Geheimnisse feststellen zu lassen, ergab sich für die Infantin ein neuer Freiwerber in der Person des Prinzen Karl von Frankreich; auch dieser Antrag scheiterte an Isabella's Willensfestigkeit, aber ihre Lage wurde, den unaufhörlichen Zögerungen des Hofes von Zaragoza gegenüber, mit jedem Augenblicke drückender. Sie befand sich zu Madrigal in dem Augustiner-Nonnenkloster, in anständiger Gefangenschaft, als der Erzbischof von Toledo mit seinen Haustruppen und dem Banderium des Almirante, sich daselbst einfand, um sie nach einer dem Almirante, dem Großvater ihres Bräutigams, gänzlich ergebenen Stadt, nach Valladolid zu bringen (Ende August 1469). Ein so auffallender Schritt brach doch endlich, nicht ohne neue Berathung, die Bedenklichkeit des aragonischen Hofes. Von geringer Begleitung, unkennbar geworden durch seine Tracht, trat der Infant den Ritt nach Castilien an. Zu Dueñas traf er am 9. Oct. ein; fünf Tage später machte er im strengsten Incognito, zu Valladolid der Braut seine Aufwartung. Am 18. wurde Verlobung gehalten, am 25. Oct. 1469, in der Domkirche von Valladolid, das Ehebündniß eingesegnet. Die eine Hälfte der Aufgabe war hiermit erledigt; größere Schwierigkeiten schien die andere Hälfte zu bieten. K. Heinrich IV. hatte eine Tochter, von der er, nach der Stimmung seiner Umgebung abwechselnd zu glauben pflegte, daß sie sein Kind oder nicht sein Kind sei; die Schwester, gegen seinen Willen sich verheirathend, ermuthigte ihn zu dem Entschlusse, trotz aller Einrede, seiner Johanna oder Bertrandilla die dereinstige Nachfolge zu versichern. Am 20. Oct. 1470, in dem Thale Lozoya, ließ er eine Erklärung veröffentlichen, wodurch das der Infantin Isabella im verflossenen Jahre zugestandene Thronfolgerecht zurückgenommen, und solches der Infantin Johanna, als der einzigen rechtmäßigen Tochter des Königs, zugewendet wurde, und dieser Erklärung folgte unmittelbar die Verlobung der Johanna mit dem französischen Prinzen Karl. Wirksamer, als es nach dem vorhergegangenen Ereignisse vorzusehen war, ergab sich diese Erklärung; der König von Sicilien und seine junge Gemahlin sahen sich genöthigt, bei dem Großvater, zu Medina de Rioseco, Schutz zu suchen, und der Krieg, der sich zwischen ihnen und des Königs Heinrich Anhängern entspann, nahm eine beunruhigende Wendung. Ferdinand scheiterte in dem Unternehmen auf Tordesillas, und schon gab K. Heinrich sich der Hoffnung hin, das seinen Absichten hinderliche Ehepaar gänzlich aus dem Reiche vertreiben zu können. In dieser Krisis entwickelte Isabella ebenso wenig die ihr eigenthümliche Charakterstärke, als Ferdinand jene in spätern Ereignissen ihm so getreue geistige Fruchtbarkeit zu finden vermochte. Sie saßen thatenlos in Medina, dem Großvater unbequeme Gäste, von dem Volke beinahe vergessen. Darum erbarmte sich ihrer Noth der Erzbischof von Toledo, welcher seinen Archidiakon an sie absendete, mit der Frage, ob sie ernstlich begehrten, aus ihrer elenden Stellung befreit zu werden, in welchem Falle er die Mittel verschaffen würde. Sie seien, erwiederten die Fürsten, ihrer dem Erzbischof schuldigen Verbindlichkeiten zu wohl eingedenk und erkennten ihn als ihre vornehmste Stütze. Dieses eben aber, und die Furcht, ihm neue Kosten zu verursachen, habe sie verhindert, seinen Beistand anzurufen. Medina verlassen zu können, sei der dringendste ihrer Wünsche geworden. Auf diese Mittheilung kam der Erzbischof mit 350 Reisigen nach Dueñas, die Fürsten aufzunehmen und nach Neucastilien zu geleiten. Der Bürgerkrieg wüthete indessen auf allen Punkten, und wenig hatte sich in den Angelegenheiten der Infanten gebessert, als es ihnen gelang, für ihre Partei den Herzog von Medina Sidonia, und mit ihm die Stadt Sevilla zu gewinnen (1473). Diesem wichtigen Ereignisse folgte eine Manifestation der Stadt Aranda de Duero, zu Gunsten der Infantin, und zum Beschlusse des Jahres, den 27. Dec. 1473, öffnete ihnen Andreas de Cabrera den ihm anvertrauten Alcazar von Segovia. Es waren die Schlüssel von Castilien, die er hiermit ihr überlieferte, weshalb Isabella Eilboten an ihren Gemahl entsendete, damit er sich einfinde, und das werthvolle Besitzthum wahren helfe. Ferdinand befand sich nämlich auf der Rückreise aus Aragonien, wohin ihn die Gefahr seines Vaters gerufen hatte. K. Johann wurde in Perpignan von den Franzosen belagert, und hatte, um die Feste zu behaupten, alle Kräfte des Reiches in Anspruch nehmen müssen. Der Entsatz konnte daher nur durch auswärtige Hilfe bewirkt werden. Eine solche zu erhalten, wendete sich Ferdinand an den Almirante, seinen Großvater, und an die übrigen castilischen Barone, seine Freunde. Die versprachen viel und leisteten wenig, nur daß der Almirante 100, der Erzbischof von Toledo 200 Lanzen stellte. Mit 500 Lanzen überhaupt ritt Ferdinand am 3. Mai 1473 zu Zaragoza ein, was noch in den Provinzen an streitbarer Mannschaft übrig war, scharte sich um ihn, sodaß er aus Barcelona am 22. Juni ausziehend, 7000 Fußgänger und 1300 Reiter unter seinen Befehlen zählte. Er überstieg die Pyrenäen, erreichte die Gefilde von Perpignan, und ohne einen Angriff zu erwarten, hoben die Feinde die Belagerung auf. Noch im Laufe des Septembers kam der Friede zu Stande, und ungesäumt eilte Ferdinand nach Castilien zurück, wo er in Segovia am 6. Jan. 1474, in Gesellschaft seiner Gemahlin, mit dem Könige Heinrich speiste, dann einem von Cabrera veranstalteten Concert beiwohnte. In dieser musikalischen Unterhaltung wurde K. Heinrich von Schmerzen ergriffen, die seinem Leben ein Ende zu machen drohten, auch eine fortwährende Schwäche zurückließen, wiewol nach einiger Zeit die Krankheit der Kunst der Ärzte weichen mußte. Bisher hatten alle Bemühungen, das große Haus Mendoza den Infanten zu gewinnen, ihren Zweck verfehlt. Eins von dessen einflußreichsten Gliedern, der Cardinal Mendoza, verrieth in der neuesten Zeit die Neigung, in dieser Sprödigkeit nachzulassen, und ihm wendeten sofort beide Fürsten ihre ganze

Aufmerksamkeit zu, hiermit jedoch die Empfindlichkeit, die Eifersucht des eigensüchtigen, des hochmüthigen Erzbischofs von Toledo erweckend. Diese Eifersucht sollte ihnen manche bittere Stunde bereiten. Die Annäherung zu den Mendoza wurde sehr befördert durch der Einwohner von Carrion Widersetzlichkeit gegen den Grafen von Benavente, welche, von dem Marques von Santillana unterstützt, zu der Mendoza offener Fehde mit den Pimentel führte. Ferdinand, seine 700 Lanzen nach Dueñas führend, ließ den Marques seinen Entschluß mit den Mendoza und für sie zu streiten, wissen, und begehrte, daß ihm für die bevorstehende Schlacht sein Posten angewiesen werde; eine Aufmerksamkeit, die ihren Zweck vollkommen erreichte, laut der von dem Marques gegebenen Antwort: daß er, von Erkenntlichkeit durchdrungen, doch ein so kostbares Leben keiner Gefahr aussetzen wolle, vielmehr bitten müsse, dasselbe für die Thronfolge zu erhalten. Der Eindruck wurde vervollständigt, als der Marques von dem Condestable begleitet, nach Schlichtung dieser Fehde, dem Infanten in Palencia aufwarten wollte, Ferdinand aber, von ihrem Vorhaben in Kenntniß gesetzt, alsobald, ihnen zuvorzukommen, sich auf den Weg begab, und in Carrion anlangte, als eben beide Herren von da aufbrechen wollten. So viele Güte erkannte der Marques, dem nachträglich der Condestable beitrat, durch die in Gegenwart Vieler ausgesprochene Versicherung, daß er niemals einen anderen Thronfolger für Castilien anerkennen würde, als die Infantin Isabella und ihren Gemahl. Eben hatte, in der zweiten Hälfte des Juli 1474, in der Einnahme von Tordesillas, Ferdinand einen anderweitigen Vortheil von Belang errungen, als der Franzosen abermaliger Einfall in Roussillon ihn wieder nach Aragon foderte. Er verließ Segovia im August, kehrte zu Alcala bei dem Erzbischof von Toledo, zu Guadalajara bei dem Marques von Santillana ein, wo er, zwei Tage lang auf das Prächtigste bewirthet, inmitten der Lustbarkeiten sich des ganzen Hauses Mendoza Zuneigung zu erwerben wußte. Aber in Zaragoza fand er die Lage der Dinge ungleich bedenklicher, als sie geschildert worden. Unabhängig von mehren einzelnen Empörungen auf verschiedenen Punkten, hing die Bevölkerung der Hauptstadt gänzlich und zumal von dem Willen eines Demagogen ab, der durch seine stürmischen Leidenschaften jede Wirksamkeit der Regierung lähmte. Diesem Manne gewaltsam oder auf gesetzlichem Wege beizukommen, zeigte sich gleich unthunlich, Ferdinand mußte sich herablassen, den Künsten des Demagogen andere Künste entgegenzusetzen. Jimen Gordo fühlte sich geschmeichelt durch die von dem Infanten empfangene Aufmerksamkeit, und unterließ nicht, in seiner Dankbarkeit ihm täglich aufzuwarten. Eine Art Vertraulichkeit bildete sich zwischen den beiden Potenzen, und Jimen that sich nicht wenig zu Gute, daß er wie die Bürgerschaft, so den Thronerben beherrsche. Einst des Morgens, als nach einer besonders vertraulichen Besprechung, die Stunde, zur Messe zu gehen, gekommen, erinnerte sich der Prinz eines Geschäftes, das Niemand besser als Jimen verrichten könne; er möge doch, sagte Ferdinand, hinauf sich bemühen, in eine obere Stube, um sich die Angelegenheit näher zu betrachten. Jimen ging, hatte aber nicht sobald die Stube betreten, als der Anblick eines Priesters und der Scharfrichter im Hintergrunde, ihn über das ihm zugedachte Schicksal belehrten. Er beichtete und starb, mit ihm seine Partei, sodaß alle seine Vertrauten, öffentlich, wenn schon nicht unter gleich summarischen Formen, hingerichtet werden konnten. Aber den Fortschritten der Franzosen war darum kein Ziel gesteckt, sie hatten Elna und Figueras eingenommen, als in Zaragoza die Nachricht von dem am 12. Dec. 1474 erfolgten Ableben K. Heinrich's IV., und von der am folgenden Tage zu Segovia erfolgten Proclamation der Könige Ferdinand und Isabella eintraf. Sofort, den 19. Dec., begab sich Ferdinand auf die Reise, und am 2. Jan. 1475 zog er in Segovia ein, wo sofort die Frage über die Regierungsform in Erwägung gezogen werden mußte. Die am eifrigsten der Königin zugethan, verlangten, daß alles von ihr, der Erbin und Eigenthümerin der Monarchie, ausgehe und in ihrem Namen geschehe, andere wollten dem Könige, als dem nächsten Repräsentanten des Mannsstammes von Castilien, die höchste Macht zuwenden, und fanden eine große Stütze in der Meinung von Alfons de la Cabelleria, dem berühmtesten Rechtsgelehrten jener Zeit. Noch andere suchten, des eigenen Vortheils wegen, die Spannung zu Zwietracht zu steigern. Der König selbst zeigte sich höchst misvergnügt, daß seine Befugniß in Zweifel gezogen werde, die Königin hingegen, stark in ihrem Rechte durch die Geschichte und die Gesetze des Reichs, verwies die Angelegenheit an die Entscheidung von Schiedsrichtern, und es erkannten, nach einigen Conferenzen, der Cardinal Mendoza und der Erzbischof von Toledo, daß König und Königin in Gemeinschaft zu regieren hätten, so zwar, daß in Ausfertigungen des Königs Name zuvorderst zu stehen komme, daß ein Siegel, mit den vereinigten Wappen der beiden Könige, ausschließlich zu gebrauchen sei; daß jede Veräußerung ohne ausdrücklich Zustimmung der Königin ungültig, und ihr allein die Ernennung der Gubernatoren in Städten und Festungen vorbehalten sein solle. Dieser Entscheid, beruhend sogar auf den häuslichen Gewohnheiten der Nation, beschwichtigte Ferdinand's Unmuth, und mit dem ihm zugestandenen Vorrange befriedigt, überließ er die innern Angelegenheiten beinahe gänzlich der sichern Leitung seiner Königin. Vor Allem suchte Isabella, durch eine unbedingte Amnestie des Vergangenen, den Frieden im Reiche herzustellen. Denn es war solcher gar sehr gefährdet durch die fortdauernden Umtriebe des Grafen von Plasencia, des Marques von Villena, des Großmeisters von Calatrava und des Grafen von Urueña, welche, durch das wachsende Misvergnügen des Erzbischofs von Toledo in ihrer Widersetzlichkeit gestärkt, nur gegen die ausschweifendsten Zugeständnisse den Huldigungseid leisten wollten, und als sie für ihre Foderungen eine verneinende Antwort erhielten, stärker als jemals die Vermählung des Königs von Portugal mit der (angeblichen) Tochter des verstorbenen Königs betrieben. Während die Unterhandlungen darum in Lissabon schwebten, gelang es den Königen, den Grafen von Benavente für ihren Dienst zu gewinnen, auch von Seiten des Herzogs von Alba die Öffnung des Alcazars von Medina del Campo, sowie auch der Graf

von Benavente seine zu Valladolid erbaute, das Thor von Cabezon beherrschende Feste überlieferte. Ein so stürmischer Jubel erwartete sie bei dem Einzuge in Valladolid, daß solcher Manifestation gegenüber, die gleichzeitig, März 1475, von Seiten Portugals erfolgte Kriegserklärung vollkommen in den Hintergrund trat, zumal noch immer einige Hoffnung vorhanden war, den Erzbischof von Toledo umzustimmen. Als dieser aber unwandelbar in seinen feindlichen Entschließungen blieb, und stets beunruhigender die Nachrichten von den Rüstungen in Portugal eintrafen, begab sich die Königin nach Neu-Castilien, um diese Landschaft, Estremadura und Andalusien gegen einen Einfall zu sichern, während Ferdinand die Sorge für die nördliche Grenze übernahm. Schon hatten die Feindseligkeiten gegen den Großmeister von Calatrava und den Marques von Villena ihren Anfang genommen, als zu Anfang des Maimonats 1475 der König von Portugal die Grenze überschritt, Albuquerque berührend, am 12. in das ihm von dem Grafen Alvar geöffnete Plasencia einzog, und daselbst, in Gegenwart vieler castilischen Großen seiner Partei, öffentlich mit der Infantin Johanna, Tochter Heinrich's IV., Verlobung hielt. Seinen Marsch fortsetzend, wurde er in Toro und Zamora willig aufgenommen, in dem Castell von Toro aber vertheidigte sich des Rodrigo von Uloa Hausfrau, Aldonza de Castilla, so lange, bis eine in dem Heere von K. Ferdinand ausgebrochene Meuterei und die Auflösung dieses Heeres, ihr jede Hoffnung eines Entsatzes benahmen. Ferdinand selbst flüchtete nach Medina del Campo, wo auch die Königin sich bei ihm einfand, und dann weiter nach Valladolid, überzeugt, daß ein Heer, lediglich aus den Banderien der in ihrer Treue zweifelhaften Barone zusammengesetzt, für des Augenblicks Gefahr und Bedürfniß im Mindesten nicht hinreichen würde. Die große Aufgabe ward es demnach, sich eine zuverlässigere Kriegsmacht durch Werbung anzuschaffen, aber für eine solche Anstrengung reichte das sehr verminderte Einkommen der Krone beiweitem nicht hin. Es wurde in der Könige Rath, nach vielem Bedenken, beschlossen, das entbehrliche Kirchensilber den Bedürfnissen des Augenblickes zu opfern, vorbehaltlich der Erstattung in besseren Zeiten. Zu dem Ende wurden bestimmte Einkünfte den Prioren der Hieronymitaner, welche den Ersatz besorgen sollten, angewiesen, und der zu 30 Millionen berechnete Ertrag diente der Schöpfung eines neuen Heeres, das zwar noch beiweitem nicht schlagfertig war, als ein Aufstand der Einwohner von Burgos diese Stadt den Königen überlieferte. Noch hielt sich in dem Castell Johann von Zuñiga, allein um dieses wichtigen Punktes mächtig zu werden, fand K. Ferdinand sich zur Stelle, und mit dergestalt ungewöhnlicher Lebhaftigkeit wurde die Belagerung betrieben, daß der König von Portugal nicht umhin konnte, Behufs des Entsatzes vorzurücken, wie ungern er auch durch eine solche Bewegung seine Erblande den fortwährend sich erneuernden Einfällen der Castilianer aussetzte. Er kam bis Peñafiel, und nahm in Valtanas den Grafen von Benavente gefangen, aber zu einem Angriffe auf Ferdinand's Linien vor Burgos war er nicht zu bringen. Für das Castell, es seinem Schicksale überlassend, suchte er durch die Einnahme von Canta la Piedra den Belagerern eine Diversion zu machen; indessen verjagten nach einander Baeza und Trujillo die Besatzungen, durch welche sie bis dahin im Zaume gehalten worden, und erklärten sich für K. Ferdinand, und der Aufruhr der vornehmsten Plätze des Marquesado von Villena nöthigte den Marques, in höchster Eile das Heer der Portugiesen zu verlassen, wobei die Brückenfestung zu Zamora den Castilianern überliefert wurde, ein Ereigniß, welches von Seiten der Portugiesen die Räumung der Stadt herbeiführte. Augenblicklich traf Ferdinand die Anstalten zur Belagerung des Castells, gleichwie er am 4. Jan. 1476 von Zamora auszog, in der Hoffnung, durch Einverständniß sich der Stadt Toro zu bemächtigen. Nun hatte zwar dieser Anschlag nicht den erwarteten Erfolg, aber das Castell von Burgos capitulirte am 30. Jan., und was wenigstens von gleicher Bedeutung war, der alte Herzog von Arevalo (vgl. den Art. Peñaranda) wurde mit den Königen ausgesöhnt. Aber es kam dem Könige von Portugal bedeutende Verstärkung, die ihn in den Stand setzte, das Castell von Zamora von der Belagerung zu befreien, auch am 1. März 1476, auf dem Gefilde von Pelaga Gonzale, 1½ Meile von Toro, eine Schlacht zu liefern, in welcher aber der Sieg dem K. Ferdinand blieb. Die Portugiesen ließen auf der Wahlstatt 500 Todte zurück, darunter 200 Reisige, andere 800 ertranken auf der Flucht im Duero, 800 Mann wurden gefangen, und viel größer noch war die Zahl der Ausreißer, zumal K. Ferdinand allen Portugiesen die den Heimweg suchen würden, sicheres Geleit bewilligte. Die erste Frucht des Sieges war das Castell von Zamora, das am 19. März, sammt la Mota überliefert wurde. Gleichzeitig erhoben sich des Erzbischofs von Toledo Vasallen zu Aufruhr, daß also, um das Seinige zu retten, der Prälat genöthigt war, von dem entmuthigten Heere der Portugiesen Abschied zu nehmen. Madrid wurde dem Herzoge von Infantado, Namens der beiden Könige, überliefert, auch der Alcazar belagert. Der Stadt Ucles bemächtigte sich der Graf von Paredes, und wenn auch das Castell noch widerstand, so fanden es dennoch der Erzbischof von Toledo und der Marques von Villena, welche der Feste zu Hilfe eilten, unmöglich, den Grafen aus den eingenommenen Stellungen zu vertreiben. Es waren aber die besagten beiden Herren die einzigen beinahe, die in ihrer Ergebenheit für Portugal verharrten, denn sogar der Großmeister von Calatrava und sein Bruder, der Graf von Urueña, hatten der Könige Verzeihung gesucht. In dieser Lage der Dinge wurde von den zu Madrigal versammelten Cortes die Infantin Isabella, geb. 1470, ohne Widerrede als Kronerbin anerkannt, ein Ereigniß, das dem Könige von Portugal keine Aufmunterung sein konnte, die verabredete Vermählung mit D. Johanna zu vollziehen. Doch war ein Waffenstillstand auf vier Monate vorläufig das Einzige, wozu er sich verstehen wollte, und wozu Ferdinand sich verstehen mußte, weil der Franzosen Fortschritte in Guipuscoa, die Belagerung von Fuenterabia, nach der entgegengesetzten Grenze ihn foderten. Seine Annäherung schon reichte hin, die Feinde zu verscheuchen,

aber ein viel beschwerlicherer Krieg wartete des Königs in dem Gebirge von Burgos, wo zahlreiche Banden von Straßenräubern sich niedergelassen hatten und die weite Landschaft mit Mord und Raub erfüllten. Ferdinand nahm nach einander die Festen ein, deren jene Räuber sich bemächtigt hatten, zerstörte ihre Schlupfwinkel, verfuhr mit der äußersten Strenge gegen alle die Verbrecher, die Gewalt oder Zufall in seine Hände lieferten, und ohne Zweifel hat diese Execution, sowie die Ansicht von den durch jene Räuber verübten Greuelthaten, nicht wenig auf die Thätigkeit der in Dueñas niedergesetzten Commission gewirkt. Diese Commission, angewiesen, ein Mittel für Handhabung der innern Ruhe zu ersinnen, fand das wirksamste in der Errichtung der Sancta Hermandad, einer Brüderschaft, in welcher nicht nur einzelne, sondern auch ganze Gemeinden sich verbinden, in der Form eines frommen Werkes Verbrechen jeder Art entgegenzuwirken. Es wurden sofort für ein so heiliges, so gemeinnütziges Institut Satzungen entworfen, Einkünfte angewiesen, Bewaffnungen angestellt, auch der bewaffneten Macht in der Person des Herzogs von Villa Hermosa, Bruder des Königs, ein oberster Hauptmann gegeben, gleichwie der Bischof von Cartagena das Großrichteramt übernahm. Mehr als irgend eine andere Einrichtung hat diese Hermandad der Erweiterung der königlichen Prärogative gedient; es haben auch sofort einige Herren eingesehen, welche unwiderstehliche Gewalt sie dem Regenten verleihe, aber ihr Widerspruch verhallte, nachdem der Condestable selbst, Peter von Velasco, das erste Beispiel gegeben, in seinen ausgedehnten Staaten die Hermandad zuzulassen. Die Stadt Toro, die von Anfang Juli her von den Castilianern blokirt gewesen, wurde am 19. Sept. 1476 durch Überfall erstiegen, sodaß den Portugiesen nur noch Castro Nuño, Siete Iglesias, Cubillos und Canta la Piedra verblieben, und auch diese Plätze ihnen zu entreißen, traf Ferdinand alle Anstalt, indessen die Königin bewirkte, daß ihm bis zur Ernennung eines Großmeisters von dem Capitel des S. Jagoordens die Verwaltung des Großmeisterthums aufgetragen wurde, außerdem durch Vertrag vom 11. Sept. 1476 den Marques von Villena zu Gnaden aufnahm. So blieb denn von allen Aufrührern in Castilien nur noch der Erzbischof von Toledo unter den Waffen, und auch die portugiesische Besatzung in Castro Nuño, deren König in der Verzweiflung über sein mislungenes Unternehmen in Frankreich herumirrte und in Karl's des Kühnen Lager vor Nancy einen Besuch abstattete, sah sich genöthigt, die rühmlich vertheidigte Feste im Juni 1478 zu übergeben. Das Ansehen der Könige war bereits überwiegend geworden, daß sie in einer Reise nach Andalusien dem Herzoge von Medina Sidonia, wie seinem Erbfeinde, dem Marques von Cadiz, Verhaltungsregeln vorschreiben, den Alfons d'Aguilar der gesetzwidrigen Herrschaft über Cordova entkleiden, auch alle seine Festungen einziehen, endlich eine Menge kleinerer Barone nöthigen konnten, ihre Schlösser zu öffnen. Daß aber diese Erfolge nicht allein der Weisheit der Anordnungen, sondern hauptsächlich dem Glücke zu verdanken waren, ergibt sich aus dem Umstande, daß grade, als der Marques von Villena die Feindseligkeiten wieder aufnahm, der Friede zwischen Castilien und Frankreich zu Stande kam, den 9. Dec. 1478, auch der Erzbischof von Toledo, bisher der Könige thätigster Gegner, sich veranlaßt sah, ihre Gnade, und nicht vergeblich, anzurufen. Gleich darauf, den 19. Jan. 1479, starb K. Johann II. von Aragon, und ohne Widerrede bestieg Ferdinand den erledigten Thron, von dem persönlich Besitz zu nehmen einstweilen noch die kriegerischen Ereignisse ihn abhielten. Nachdem aber am 24. Febr. 1479 die Portugiesen vor Merida eine Niederlage erlitten, Merida bis auf das Castell eingenommen, Medellin auf das Äußerste gebracht, Leytosa genöthigt worden, zu capituliren, und alle Einleitungen zu einem friedlichen Abkommen mit Portugal (der Friedensschluß ist vom 24. Sept. 1479) getroffen, verließ Ferdinand am 5. Juni Trujillo, um am 28. seinen Einzug in Zaragoza zu halten, Barcelona und Valencia zu besuchen, und aller Orten die den Umständen angemessenen Anordnungen zu treffen. Zu Ausgang Octobers befand er sich schon wieder in Toledo, wo er, sammt seiner Gemahlin, den Frieden mit Portugal beschwor, den Marques von Villena zu Gnaden aufnahm (den 28. Jan. 1480) und die lebhafteste Aufmerksamkeit den Arbeiten der daselbst versammelten Cortes zuwendete. Folgenreicher denn Alles, was damals für die Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit, und in der Absicht, die Gesetzgebung zu verbessern, beschlossen worden, ergab sich die auf den Antrag des Cardinals Mendoza geschehene Bestellung des ersten Inquisitionsgerichtes zu Sevilla, welches ursprünglich nur gegen die in Andalusien immer noch übermächtige Lehre Muhammed's und des Talmuds gerichtet, die Grundlage abgab zu jenem politisch-religiösen Institut, das in Spanien des Königthums wirksamster Hebel werden sollte. Jenes Tribunal eröffnete seine Sitzungen zu Anfang des Jahres 1481. In dem Maße, wie durch Widerrufung aller von Heinrich IV. gemachten Veräußerungen, durch Berückung jetzt und ein ander Mal durch offene Gewalt der Trotz der Großen gebrochen wurde, und durch Handhabung einer strengen Justizpflege das bisher so zerrüttete Castilien eine veränderte Gestalt annahm, begann Ferdinand auf der Nachbarn Angelegenheiten zu wirken. Bedeutend zeigte sich sein Einfluß für die Regulirung der Erbfolge in Navarra; mit dem Herzoge von Braganza wurden Verständnisse angeknüpft, die diesem doch bald verderblich wurden; der Krieg mit den Muhammedanern entbrannte in kaum noch gesehener Lebhaftigkeit, October 1481. Stets zu dem Heere sich haltend und dessen Operationen leitend, eine strenge Kriegszucht handhabend, dabei aber auch die regelmäßige Verpflegung der Soldaten sichernd, gab Ferdinand diesem Kriege jene entscheidende Richtung, welche zu gänzlicher Überwältigung der Muhammedaner ausschlagen sollte. Das mächtige Ronda wurde nach einer beschwerlichen Belagerung am 20. [illegible] 1485 eingenommen, und der König bezeigte sich den [illegible] wundenen gar gnädig, hierdurch die Einwohner [illegible] bella einladend, sich durch freiwillige Unterw[illegible]

Schrecknisse einer Belagerung zu ersparen. Nicht weniger denn 70 feste Plätze wurden in diesem einen Feldzuge gewonnen, welchem jener von 1486 verglichen nur als eine Spielerei erscheint; in diesem war Loja die einzige Eroberung von Bedeutung. Desto größere Resultate bot das Jahr 1487, wo zuvörderst der Fall von Velez Malaga, den 27. April, welcher die freiwillige Unterwerfung von mehr denn 40 Plätzen veranlaßte, und ferner, nach einer denkwürdigen Vertheidigung von vier Monaten, Malaga, die zweite Stadt des maurischen Reichs, genöthigt wurde, am 18. Aug. auf Gnade sich zu ergeben. In dem Laufe dieser Belagerung ereignete es sich, daß ein Gefangener, vor König Ferdinand gebracht, diesen und die Königin ermorden wollte, jedoch, durch die Kleidung irre geführt, statt ihrer den mit einer Hofdame im Spiel begriffenen Prinzen von Braganza anfiel und darüber zusammengehauen wurde. Am 10. Juni 1488 öffnete Vera seine Thore, ein Beispiel, das von andern Plätzen, z. B. Huescar, Galera, Orce u. s. w., befolgt wurde, und der Feldzug von 1489 nahm seinen Anfang mit einem vor Baza erfochtenen Siege, welchem die Belagerung dieser Stadt folgte. So hartnäckig die Vertheidigung, so beharrlich war der Angriff, daß am 4. Dec. auch diese wichtige Festung an K. Ferdinand übergeben werden mußte, ein Ereigniß, so niederschlagend für die Muhammedaner, daß ihr König, Mahomed Zagal, ohne das Schicksal der Waffen abzuwarten, sich und die beiden reichen Städte Almeria und Guadix der Großmuth des Siegers überlieferte. In diesen Eroberungen sich zu behaupten, sie gegen den Aufruhr der darin geduldeten Muhammedaner, oder auch gegen die von Granada ausgehenden Angriffe zu vertheidigen, wurde großentheils das Jahr 1490 angewendet, wogegen dem Jahre 1491 die Beendigung des ganzen, durch acht Jahrhunderte fortgesetzten, Krieges vorbehalten war. Das christliche Heer, seine Operationen im April mit der Verheerung des Thales von Lecrin beginnend, drang sodann in die Alpujarras, ergoß sich über die Ebene von Granada, und umschloß allmälig diese Stadt, für eine Armee von mehr denn 60,000 Mann, worunter 12,000 Reisige, keine allzu schwierige Aufgabe. Sofort wurden, nach den Vorschriften der aus den Kreuzzügen herstammenden Kriegskunst, auf vielen Punkten, den Vertheidigern das Auslaufen zu verwehren, Bastillen errichtet, deren bedeutendste, Santa Fé, von Stund an die Gestalt einer Stadt annahm, den Belagerten zu unbeschreiblichem Entsetzen; denn dieser städtische Bau drückte symbolisch den Entschluß der Königin Isabella aus, nicht von dannen zu weichen, bis das unbezwingliche Granada gefallen sein würde. Darum trägt die Vertheidigung nicht den Charakter von Hartnäckigkeit, wie er wol anderwärts bei Muhammedanischen Bevölkerungen sich geäußert hat; schon am 25. Nov. 1491 wurde die Capitulation unterzeichnet und am 2. Jan. 1492 nahmen die Könige Besitz von der für immer dem Reiche von Castilien erworbenen Stadt. Die Belagerung währte noch, und bereits ließ sich in K. Ferdinand's Continentalpolitik das Streben, ihre bisherige Grenze, die Pyrenäen, zu überschreiten, wahrnehmen. Die genaueste Verbindung mit dem Kaiser sollte durch des Erzherzogs Philipp Vermählung mit der Infantin Johanna und durch des Infanten Johann Vermählung mit der Erzherzogin Margaretha erzielt werden, während zugleich eine Unterhandlung mit Eduard, die Vermählung des Prinzen von Wales mit der Infantin Katharina betreffend, die bisherigen Beziehungen zu England noch enger schürzen würde, alles in der Absicht, von Frankreich die Abtretung des der Krone von Aragon entfremdeten Roussillon zu erzwingen. Zu Granada erließen die Könige das berühmte Edict vom 30. März 1492, wodurch alle Juden des Reiches verwiesen wurden, so zwar, daß bis zum 30. Sept. ihr Auszug erfolgt sein sollte; 30,000 Familien ungefähr haben in Folge dieser Verfügung Castilien und Aragonien verlassen. Der den Juden gegebene Termin war kaum abgelaufen, als Christoph Columbus, am 11. Oct. 1492, die Insel Guanahani erblickte, und hiermit den Anfang mit der Entdeckung einer neuen Welt machte, welche so gewaltigen Einfluß auf die Zukunft von Castilien zu üben bestimmt war. Bekanntlich reiste der Weltenentdecker auf Kosten und Bestellung der Königin Isabella. Am 7. Dec. 1492 wurde Ferdinand in Barcelona, wo er sich mit den Angelegenheiten von Catalonien und zugleich mit den Unterhandlungen um Roussillon beschäftigte, von einem Wahnsinnigen, Johann de Camamares, mörderisch angefallen, doch nur leicht am Ohr verwundet. Von Barcelona aus genehmigte er auch, am 19. Jan. 1493, den mit Karl VIII. errichteten Vertrag, dessen wesentlichste Bedingung die Zurückgabe von Roussillon war. Dieses Opfer brachte Karl hauptsächlich dem Wunsche, für seine Ritterfahrt nach Neapel freie Hände zu gewinnen; die Verpflichtung war er aber kaum eingegangen, als sie ihn gereute. Unter allerlei Vorwand wurde die Übergabe des Landes verzögert, bis Ferdinand mit Krieg drohte, auch längs der Grenzen feindliche Demonstrationen vornehmen ließ. Dieses wirkte, und am 6. Sept. zogen die katholischen Könige zu Perpignan ein. Schon vorher hatte Ferdinand auf Absterben (den 1. Juli 1493) des Großmeisters, Alfons de Cardenas, kraft eines Breve und apostolischen Indults, die Verwaltung des Großmeisterthums von S. Jago an sich genommen, auch den Comthuren die Wahl eines andern Großmeisters untersagt, sodaß von dem an das Großmeisterthum mit der Krone vereinigt blieb, wie dieses auch der Fall mit dem Großmeisterthume von Alcantara war, dessen Johann von Zuñiga, dem Könige zu Liebe, sich entkleidete. Von Karl's VIII. Eroberungslust Vortheil zu ziehen, hatte Ferdinand sich nicht versagen können; daß aber dieser Sucht als erstes Opfer Neapel, einer Nebenlinie des Hauses Aragon Besitzthum, fallen sollte, dieses zuzugeben war er niemals gemeint gewesen. Auf jede Weise hatte er dem Nachbar den Zug über die Alpen widerrathen, und Karl VIII. war kaum von den Römern aufgenommen, als ein castilischer Gesandter, Anton de Foseca, ihm in Velletri den Krieg ankündigte, wenn er nicht auf die Eroberung von Neapel verzichte und die im Kirchenstaate eingenommenen Plätze zurückgebe. Seines Herrn Entschluß auch symbolisch zu verkündigen, zerriß Fonseca, in Gegenwart des Königs und

seiner Großen, den zwischen Castilien und Frankreich errichteten Friedensvertrag. Worte allein konnten jedoch des jugendlichen Königs stürmischen Siegeslauf nicht hemmen, und ihm hatten Campanien, Apulien und Calabrien wetteifernd sich unterworfen, während Ferdinand noch bemüht war, für den ungleichen Kampf mit Frankreich in Venedig und England Bundesgenossen zu suchen, auch in verwandter Absicht die Bedingungen der österreichischen Doppelheirath im März 1495 feststellen ließ. Am Palmsonntage wurde in Venedig der mit Castilien und Aragon, mit dem Papste und mit Neapel errichtete Bundesvertrag veröffentlicht, dem Könige Karl VIII. eine Mahnung, den Heimweg zu suchen. Bei Fornovo erlagen Venetianer und Mailänder seinen Waffen; aber 5000 Fußgänger und 600 Reiter, mit welchen Gonzalo Fernandez de Cordova zu Malaga sich eingeschifft, waren dem Könige von Neapel ein Beistand, mächtig genug, um allmälig das Königreich von französischen Besatzungen zu befreien. Auch im eigenen Namen die Franzosen zu bekriegen, foderte Ferdinand von den zu Tarazona versammelten Cortes von Aragon (den 1. Sept. 1495) eine Beihilfe, die doch nur auf 200 Gleven und 300 Gineten, für die Dauer von drei Jahren zu unterhalten, sich beschränkte. Bei solchen Anstrengungen mußte der Krieg in den Pyrenäen in seinem Beginne auf Streifzüge sich beschränken; den erheblichsten unternahm Heinrich Enriquez, der Gouverneur von Roussillon, nachdem der König ihm eine Verstärkung von 600 Knechten und 250 Reisigen hatte zukommen lassen. Auch an der Bidassoa, wo die Hauptmacht von Castilien vereinigt war, fiel nur Unerhebliches vor, und bald wurde ein Waffenstillstand, bis zum 28. Oct. 1496, abgeschlossen. Dessen Ablauf bezeichneten die Franzosen mit der Einnahme von Salses, das sie jedoch wieder verließen, in Betracht eines abermals für die Dauer von 2⅔ Monaten eingegangenen Waffenstillstandes. Diese Ruhe benutzte Ferdinand, um die in Folge der gegenseitigen Ansprüche der Könige von Fez und Tlemessen öde stehende Stadt Melilla durch den Herzog von Medina Sidonia besetzen und befestigen zu lassen, eine Visitation und Correction der geistlichen Orden vorzunehmen, endlich von den Cortes, zu Zaragoza den 25. Mai und zu Toledo den 14. Aug. 1498, seine an den König Emanuel von Portugal vermählte Tochter, Isabella, als die Erbin der Reiche von Castilien und Aragon anerkennen zu lassen. Der König von Frankreich, Karl VIII., hatte in der Blüthe der Jahre sein Leben beschlossen; mit dem neuen Könige, mit Ludwig XII., waren die waltenden Zwistigkeiten bald abgethan, und es gingen sogar die Beherrscher von Frankreich und Castilien, zu wechselseitiger Vertheidigung, ein Schutzbündniß ein. Aber neues häusliches Unglück erwartete die katholischen Könige; die Königin von Portugal starb über der Geburt eines Infanten. Es mußten demnach die Verhandlungen, zu welchen der Tod des Prinzen von Asturien Anlaß gegeben, erneuert werden. Michael, der neugeborene Infant von Portugal, wurde am 21. Sept. 1498 zu Zaragoza und von den Cortes zu Ocaña im Januar 1499 als Thronerbe anerkannt. Neuer Stoff zu Verwickelungen hatte mittlerweile in Frankreich sich ausgebildet. Ludwig XII., mit der Eroberung von Mailand und Genua nicht befriedigt, ließ sich, wie sein Vorgänger, beigehen, veraltete Ansprüche auf den Thron von Neapel geltend zu machen. Solches Gelüste war aber für K. Ferdinand in hohem Grade beunruhigend, wegen der Sicherheit von Sicilien; er bot daher alle seine Mittel auf, das Unternehmen rückgängig zu machen. Als er sah, daß der König von Frankreich einen unwiderruflichen Entschluß gefaßt habe, suchte er die Gefahr soviel wie möglich zu vermindern, indem er durch einen Partagetractat, über die neapolitanischen Provinzen errichtet, für Sicilien eine Barrière zu gewinnen suchte. Freilich mußte er, um diese Absicht zu erreichen, zu der Beraubung eines Vetters wirken; allein dieser Vetter, König Friedrich von Neapel, hatte ihm in der neuesten Zeit mancherlei Ursache zu Misvergnügen gegeben; außerdem galt vom Anfange her die Disposition, wodurch K. Alfons V. das mit dem Blute und den Schätzen von Aragon erstrittene Königreich Neapel seinem Bastard zugewendet hatte, in Aragon als eine grobe Verletzung der überthеuer erkauften Rechte des Königshauses und der Nation. Endlich konnte Ferdinand nicht umhin, sich zu gestehen, daß, um von fernern Eroberungen den König von Frankreich abzuhalten, die vereinigte Macht von Castilien und Aragon nicht zureiche, und diese Betrachtung allein hätte ihn wol vermögen können, den Partagetractat einzugehen. Vermöge desselben (den 22. Sept. 1500) sollte Ferdinand Apulien und Calabrien, das Übrige der König von Frankreich haben. Noch war der Vertrag ein Geheimniß, und das lang verhaltene Misvergnügen der besiegten und gedrückten Muhammedaner kam zum Ausbruche. Der Aufstand im Albaicin, dem von den Heiden bewohnten Quartiere der Hauptstadt Granada, wurde ohne sonderliche Anstrengung unterdrückt, aber gegen die Rebellen in den Alpujarras mußte Ferdinand selbst zu Felde ziehen (den 1. März 1500), und es bedurfte seiner ganzen Ausdauer, um über die natürliche Stärke dieser Gebirgslandschaft und die Verzweiflung ihrer Vertheidiger zu triumphiren. Viele Tausende der Ungläubigen empfingen die Taufe, andern wurde vergönnt, nach Afrika zu übersiedeln, und endlich, 1501, die Verordnung erlassen, daß alle Modejaren (der Herrschaft von Castilien unterworfene Muhammedaner) binnen drei Monaten entweder zum christlichen Glauben sich bekennen, oder das Reich verlassen sollten, bei Verlust ihrer persönlichen Freiheit. Die Kunde von dem Partagetractat hatte lange vorher den König von Neapel erreicht; von Frankreich, in das er alle seine Hoffnungen gesetzt, zunächst bedroht, suchte er bei dem Vetter Friedrich Schutz; allein bereits war der Groß-Capitain unter dem Vorwande, die Türken zu bekriegen, mit seiner Flotte nach Sicilien übergegangen, und der Franzosen Anzug über Tiano gab das Signal zur Eröffnung der Feindseligkeiten. Am 5. Juli 1501 landete Gonzalvo von Cordova zu Tropea, und in der für neapolitanische Kriegszüge hergebrachten Geschwindigkeit vollführte er, vollführte der französische Befehlshaber seinen Auftrag. Mit seinem Antheile nicht zufrieden, wollte der Franzose auch noch Capitanata und Ba-

silicata, dieses von Calabrien, wie Capitanata von Apulien der unbezweifelte Bestandtheil, haben. Während der Groß-Capitain mit gewaffneter Hand diesem ungeziemenden Begehren entgegentrat, hätte K. Ferdinand gar gern vor Schiedsrichtern, dem Papste und dem heil. Collegium, diesen Zwist verhandeln lassen; aber solche friedliche Ausgleichung wurde in Frankreich nicht beliebt. Ein lebhafter Krieg entspann sich in den neapolitanischen Provinzen und breitete sich in Kurzem die ganze Linie der Pyrenäen entlang aus. Salses, von den Franzosen belagert, wurde von K. Ferdinand in Person entsetzt (October 1503); seine Flotte bewährte ihre alte Überlegenheit, sodaß die französischen Schiffe, nach unerheblichen, an den Küsten von Catalonien und Valencia verübten, Feindseligkeiten in dem Hafen von Marseille Zuflucht suchen mußten, und es wurde nach den Schlachten von Cerignola, den 28. April 1503, und vom Garigliano, den 29. Dec. 1503, das ganze Königreich Neapel von Franzosen gesäubert, vorläufig auch durch einen auf drei Jahre eingegangenen und von K. Ferdinand am 31. März 1504 ratificirten Waffenstillstand diesem erhalten. Nachdem auch der Infant Michael den zweiten Geburtstag nicht erlebt hatte, wurden die Infantin Johanna und ihr Gemahl, der Erzherzog Philipp, in den Cortes von Toledo, den 22. Mai 1502, und im October zu Zaragoza als Thronfolger anerkannt. Um dieselbe Zeit beinahe verfiel die Königin Isabella in lebensgefährliche Krankheit, von der sie zwar sich wieder erhob, jedoch stets das Gefühl ihres herannahenden Endes bei sich trug. Um also ihr Haus zu bestellen, errichtete sie ihr Testament; auch ließ sie durch die nach Madrid übertragenen Cortes festsetzen, daß im Falle sie, in Abwesenheit der Erzherzoge, sterben sollte, K. Ferdinand die Regentschaft in Castilien führen solle. Der von der großen Königin vorgesehene Fall stellte zeitig genug sich ein; sie starb zu Medina del Campo den 26. Nov. 1504. Sie athmete noch, und schon erhoben sich die von ihr so lange niedergehaltenen Parteiungen der Großen, zwar nicht in offenem Aufruhre, aber doch in einer gleich sehr die Ruhe des Staates bedrohenden Thätigkeit. Jene Barone, welche am schmerzlichsten die Stärke der mit der Königin dem Grabe zueilenden Regierung empfunden hatten, wie z. B. der Marques von Villena und der Herzog von Nájera, wollten schlechterdings nicht den K. Ferdinand zum Regenten, und ihr durch die Abneigung der Castilianer gegen das Fremde unterstützter Einfluß war so bedeutend, daß Ferdinand nicht wagen durfte, diesen Männern offen entgegenzutreten. Er hüllte sich in ein vorsichtiges Schweigen, begab sich, sobald die Königin verschieden war, des Titels von Castilien, und ließ noch an demselben Nachmittage die Königin Johanna ausrufen. Auch die Cortes von Toro, 1505, huldigten dieser Königin; aber dergestalt wirkten Ferdinand's Deferenzen für die castilische Nationalität, die Geschicklichkeit, mit welcher er die Gemüther der Neutralen zu bearbeiten wußte, das durch alle Stände verbreitete Anerkenntniß seines Verdienstes um den Staat, daß er von diesen nämlichen Cortes als Regent anerkannt wurde, bis sein Enkel, der Erzherzog Karl, das 20. Jahr erreicht haben würde. So hatte die Königin Isabella in ihrem Testamente verordnet, indem sie zugleich das Großmeisterthum der drei Orden und die Hälfte der aus Indien zu erhebenden Einkünfte an den König für dessen Lebtage überließ. Für den Augenblick war die den Absichten Ferdinand's feindliche Partei vollkommen aus dem Felde geschlagen. Sie wendete ihre Blicke nach den Niederlanden, wo ihr der Gesandte, welchen die katholischen Könige bei des Kaisers Hofe gehabt, Johann Manuel, ein höchst thätiger, ein höchst gewandter Vertreter wurde. Nicht daß es dessen bedurft hätte, um den Erzherzog Philipp zur Geltendmachung seiner Rechte aufzumuntern, aber vertraut mit allen Geheimnissen der spanischen Politik war Manuel unter den Räthen des Erzherzogs der Einzige, der in einer Angelegenheit von der verwickeltsten Natur, für welche der Concurs vieler unabhängigen Gemüther erfoderlich war, mit Erfolg dienen konnte. Als durch Manuel's Vermittelung die misvergnügten Barone zu einer Conföderation vereinigt waren, mächtig genug, der Geistlichkeit und den Gemeinden die Stirn zu bieten, kamen des Erzherzogs Gesandte nach Castilien, von Ferdinand die Verzichtung auf die Regentschaft, und daß er nach seinem Erbkönigreiche sich begebe, zu fodern, widrigenfalls ihn mit Waffengewalt zu bedrohen. Ferdinand berechnete seine Streitkräfte; einzig der Erzbischof von Toledo, der Herzog von Alba und der Marques von Denia waren ihm ergeben geblieben. Er hoffte noch auf eine geheime Unterhandlung, die er durch Ludwig Conchillos führen ließ. Schon hatte Johanna, in dem Gefühle ihres geistigen Unvermögens, eine Schrift ausgestellt, worin sie ihren Vater in der Eigenschaft eines Regenten von Castilien anerkannte. Aber Manuel's Scharfblick durchdrang das Geheimniß; die Schrift wurde aufgefangen, die Erzherzogin, nach Entfernung ihrer gesammten spanischen Dienerschaft, in einem Gemache des Palastes bewacht, und Conchillos büßte in einem Verließe seinen Diensteifer. In dem Unmuthe, stets den Kürzern ziehen zu müssen, dachte Ferdinand durch eine zweite Heirath den widerspenstigen Schwiegersohn zu schrecken; in seinem Namen erging ein Antrag an K. Heinrich's IV. Tochter, Johanna, in ihr stilles Kloster zu Coimbra. Das Recht zu dem Throne von Castilien, das man ihr, als dem Kinde eines Ehebruchs, abgesprochen hatte, konnte leicht unter dem Schutze einer so mächtigen Verbindung hergestellt werden, sodaß der Erzherzog Aragon nicht nur, sondern auch Castilien eingebüßt hätte. Aber Johanna hatte im Kloster die Eitelkeit aller weltlichen Dinge kennen gelernt, und beharrlich weigerte sie sich, fremder Rache zu dienen. Ferdinand suchte hierauf in Frankreich eine Braut, und Germana von Foix, K. Ludwig's XII. Schwesterkind, zeigte sich seiner Bewerbung nicht ungeneigt. Der Ehevertrag wurde zu Blois den 12. Oct. 1505 unterzeichnet, und Ludwig XII. verzichtete in demselben zu Gunsten der aus der Ehe seiner Nichte zu erwartenden Kinder, allem Rechte auf die Krone von Neapel. Sofort erklärte er auch, daß er die Reise des Erzherzogs nach Castilien nicht zugeben werde, es sei denn vorher aller Zwist des Schwiegersohnes mit dem Swiegervater geschlich-

tet, und um diesen Worten desto sicherern Eingang zu verschaffen, mußte der Herzog von Geldern die unsterbliche Fehde gegen die Niederlande wieder erheben. Unter diesen Umständen durfte Philipp es nicht wagen, seine Erblande zu verlassen; ebenso wenig wollten, ohne seine Gegenwart, die ihm ergebenen Großen in Castilien gegen die Regentschaft sich auflehnen, und Philipp, für den Augenblick gebannt, bot seine Hände zu dem Vertrage von Salamanca, den 24. Nov. 1505, worin beliebt wurde, daß Ferdinand, Philipp und Johanna in gemeinsamem Namen die Regierung in Castilien übernehmen und in die Einkünfte sich theilen sollten, sodaß die eine Hälfte des Einkommens dem erzherzoglichen Ehepaare, die andere dem Schwiegervater verbleibe; ein Verhältniß, das auch für die Verleihung der Ämter und Komthureien angenommen wurde. Der Vertrag, für Philipp das Mittel, den von Seiten Ludwig's XII. ihm entgegengesetzten Schwierigkeiten auszuweichen, war kaum unterzeichnet, die Vermählung K. Ferdinand's mit der Prinzessin Germana kaum vollzogen, als die Erzherzoge, nach einer langen Fahrt und noch längerem, unfreiwilligem Aufenthalte in England, zu Coruña, den 26. April 1506, landeten. Sofort eilten die Großen, ihnen aufzuwarten und Versicherungen ihrer unverbrüchlichen Ergebenheit und der vollkommensten Dienstbereitwilligkeit darzubringen, in einer Einstimmigkeit, welche Ferdinand's letzte Hoffnungen vernichten mußte. Er hatte zu Benavente eine Zusammenkunft mit seinem Schwiegersohne, schied aber höchst unerbaut, da er die eigene Tochter nicht sprechen durfte, bot jedoch gleichwol die Hände zu einem neuen, am 27. Jun. 1506 beschworenen, Vertrage, worin er die Regentschaft niederlegte, sich nur das Großmeisterthum der Ritterorden und seinen Antheil der aus Indien fließenden Einkünfte vorbehaltend. Insgeheim unterließ er nicht, gegen die ganze Verhandlung zu protestiren, die Protestation darauf gründend, daß er, unbewaffnet, in seines Schwiegersohns Gewalt sich befunden, und deshalb nicht umhin gekonnt habe, Alles, was ihm vorgelegt worden, zu unterzeichnen. Während hierauf Philipp in Castilien als König anerkannt wurde, begab sich Ferdinand nach Zaragoza und weiter nach Barcelona, wo er am 4. Sept. 1506 sich, sammt der Königin und einem zahlreichen Gefolge von aragonischen und castilischen Herren, einschiffte, um seine neueste Eroberung, Neapel, zu besuchen. Zunächst zu Genua anlegend, dann die Küste von Ligurien hinabsegelnd, empfing er zu Porto Fino, den 5. Oct., von dem Erzbischofe von Toledo die Meldung von König Philipp's Tode. „Er nahm sie mit vieler Ergebung in den Willen Gottes, und obgleich seine Tochter, die Herren seiner Partei und die vornehmsten Städte Castiliens brieflich baten, er möge die Regierung des an dem Rande des Verderbens sich befindenden Königreiches übernehmen, so antwortete er doch nur, daß er für jetzt die Reise nach Neapel nicht aufgeben könne; doch wolle er möglichen Fleiß anwenden, um die Angelegenheiten dieses Königreiches schnell zu ordnen und demnächst nach Castilien zurückzukehren." Am 19. Oct. ging er zu Gaeta ans Land, und es folgten in der kürzesten Frist der Einzug in Neapel, die Huldigung und eine Handlung der Gnade, die mit namenlosen Schwierigkeiten verbunden war. Es wurden nämlich die wegen der Anhänglichkeit der Besitzer zu Frankreich confiscirten und vorlängst an Spanier und Italiener vergebenen Güter den rechtmäßigen Besitzern wieder eingeräumt. An der Huldigungsceremonie nahm die Königin Germana keinen Antheil; Ferdinand wollte jede Anerkenntniß des in den Ehepacten ihr vorbehaltenen Erbrechtes vermeiden. In Neapel empfing er eine kaiserliche Gesandtschaft, bestimmt, ihn von jeder Einmischung in die Angelegenheiten von Castilien abzuhalten, auch seine Verbindung mit Frankreich zu brechen. Eben hatte der König sich aber verpflichtet, einer von dem Papste und dem Könige von Frankreich errichteten, die Venetianer bedrohenden, Liga beizutreten, Falls diese sich weigern sollten, die Städte der Küste von Apulien auf gütlichem Wege zurückzugeben. Als die Gesandtschaft abgefertigt und anstatt des Groß-Capitains, dessen hoher Ruf geeignet war, einem zu Mistrauen geneigten Gemüthe Besorgniß zu erwecken, Raymund von Cordova zum Vicekönige bestellt worden, ging Ferdinand am 4. Juni 1507 wieder zu Schiffe, um in Savona eine Zusammenkunft mit Ludwig XII. zu haben, dann über Valencia nach Castilien zu eilen. Zu Tortoles kam ihm die Königin Johanna entgegen, in einer Haltung, die auf das Vollständigste ihre Absicht, gänzlich dem Willen ihres königlichen Vaters sich zu überlassen, bekundete. Dieser Manifestation hätte es indessen kaum bedurft, denn von allen Seiten fanden die Großen sich ein, demjenigen, der allein des Reiches Verwirrung ordnen konnte, ihren Gehorsam zu bezeigen; und von Allen verlassen, von panischem Schrecken ergriffen, entflohen über Meer die als K. Philipp's Begleiter im Lande zurückgebliebenen Flamänder. Ohne Widerrede nahm Ferdinand Besitz von der höchsten Gewalt, so stark in diesem Augenblicke sich fühlend, daß er nur einem einzigen von seinen Gegnern seinen Unwillen zu erkennen zu geben für nöthig fand. Der Herzog von Nájera mußte alle seine Festungen ausliefern, die jedoch bald wieder dem Sohne, dem Grafen von Treviño, zurückgegeben wurden. Aber wie keinem, erwies der König dem Erzbischofe von Toledo, dem großen Ximenez, sich gnädig, weil er so getreulich in den Wirren der neuesten Zeit ihm gedient; mit dem Purpur zugleich und mit der Würde eines Groß-Inquisitors wurde der Erzbischof bekleidet. Der Anspruch des Kaisers, im Namen seines Enkels Castilien zu regieren, blieb indessen des Königs wunde Stelle. In dem Maße nämlich, als die Erinnerung der nach Philipp's Tode entstandenen Verwirrung sich verlor, in dem Maße tauchten von Seiten verschiedener Großen die alten, einzig durch die Noth der Zeiten gezügelten, Antipathien wieder auf. Es zeigte sich auch diesem Misvergnügen ganz in der Nähe ein Stützpunkt in der Person des Königs von Navarra, welcher wegen der Ansprüche Gaston's von Foix auf sein Königreich stets das lebhafteste Mistrauen um dieses Gaston Schwager nährte. Johann versuchte es, den Kaiser und den Erzherzog Karl nach Castilien zu ziehen, durch das Versprechen, ihnen mit seiner ganzen Kriegsmacht zu dienen, bekriegte auch zu diesem Ende, um freie Hände zu

gewinnen, den Grafen von Lerin, den mächtigsten seiner Vasallen, der aber seit langer Zeit sich zu K. Ferdinand hielt. Der Graf wurde, trotz der aus Castilien ihm zugekommenen Hilfsvölker, gezwungen, mit allen übrigen Belmontes, Navarra zu verlassen, das er doch fortfuhr, vom linken Ebroufer aus durch seine Streifereien zu beunruhigen; der Kaiser aber sah sich veranlaßt, ernstlicher, wie vordem, sein Recht auf Castilien zu verfolgen, wozu ihm nicht allein Unterhandlungen mit Frankreich und England, sondern vorzüglich Einverständniß mit misvergnügten Großen dienen sollten. Ferdinand wachte jedoch. Vor Allem verweigerte er dem neuen kaiserlichen Gesandten die Aufnahme, denn er kannte des Andreas von Burgo wunderbare Fertigkeit für Umtriebe und Aufwieglerei. Den gänzlich dem Kaiser ergebenen Bischof von Badajoz, Alfons Manrique, ließ er zur Haft bringen, in dem Augenblicke, als dieser zu Santander zu Schiffe gehen wollte, um nach Flandern sich zu flüchten. Den Grafen von Lemos und den Ferdinand Andrada, zwei in Galicien besonders einflußreiche Männer, wußte er aus dieser, den Angriffen der Engländer zunächst ausgesetzten, Provinz auf glimpfliche Weise zu entfernen. Eine nach Andalusien entsendete Truppenmacht wurde mit leichter Mühe des Aufruhrs zu Cordova Meister, und weil der Marques von Priego, des Groß-Capitains Brudersohn, bei dieser Gelegenheit sich in Vollstreckung der ihm zugekommenen Befehle säumig erwiesen, endlich sogar den königlichen Commissarius verhaftet und seine Vasallen bewaffnet hatte, eilte Ferdinand in Person, von 1000 Reisigen und 3000 Knechten begleitet, nach Cordova, um dem gegen den Marques eingeleiteten Criminalverfahren den gehörigen Nachdruck zu verleihen. Das Urtheil auf immerwährende Verbannung aus Andalusien und Schleifung der Feste Montilla, wo der Commissarius gefangen gehalten worden, lautend, kam zum Vollzug, trotz der Verwendung vieler Großen, und ungeachtet der Condestable, Bernardin de Velasco, in dem Unwillen, daß auch seine Fürbitte unbeachtet blieb, den König erinnerte, daß er der Königin Johanna aus Schuldigkeit, dem Regenten Ferdinand aus Gefälligkeit diene. Die Macht des Hauses Cordova, bis dahin in der Stadt und Umgebung von Cordova ohne Gleichen, war kaum in der Person des Marques von Priego gebrochen, als der junge Herzog von Medina Sidonia, bei Hofe ohnehin unbeliebt wegen seines mehrmals erneuerten Anspruchs auf Gibraltar, wider des Königs Willen mit Maria Giron sich vermählend, genöthigt wurde, in Gesellschaft seines Schwagers, Peter Giron, in Portugal Zuflucht zu suchen, während der König mit gewaffneter Hand die weitläufigen Gebiete von Medina Sidonia überzog und einnahm. Der Großen Misvergnügen erhielt hierdurch solchen Zuwachs, daß, Falls Maximilian einer anhaltenden Thätigkeit, einer festen Entschließung fähig gewesen wäre, es ihm leicht fallen mußte, die in Castilien eingeführte Schreckensregierung zu stürzen. Nicht nur der Groß-Capitain, auch die Herzoge von Alba, von Infantado, von Medina Celi, von Albuquerque äußerten unverhohlen ihren Widerwillen für die, hauptsächlich von dem Erzbischof von Toledo herrührende, Regierungsweise, und das Zeichen zu allgemeiner Empörung schien gegeben, als Ferdinand den in des Kaisers Auftrag nach Castilien sich begebenden Peter von Guevara in der Nähe von Pancorvo aufheben, nach Simancas bringen und sammt dem ihn begleitenden Diener des Marques von Villena auf das Schrecklichste foltern ließ. Nun entlockte zwar die Marter dem von Guevara Geständnisse von des Kaisers Verbindungen mit den vornehmsten Herren des Reiches, namentlich mit dem Groß-Capitain, dem Herzoge von Nájera, dem Grafen von Ureña; hingegen hätte das Ereigniß von der andern Seite dem Kaiser der mächtigste Sporn werden müssen, für die vielfältigen Beleidigungen Rache zu suchen; aber der letzte Ritter, wie Maximilian wol genannt wird, ließ sich für die jüngste Schmach mit Redensarten abfinden, und schämte sich nicht, mit demjenigen, der seinen Gesandten auf die Folter schickte, zu Cambray ein Bündniß einzugehen, dessen Folge der Vertrag vom 12. Dec. 1509 war, worin festgesetzt wurde, daß Ferdinand, bis der Erzherzog Karl das 25. Jahr erreiche, Castilien regieren und dagegen 50,000 Dukaten an den Kaiser und andere 50,000 an den Erzherzog bezahlen solle. Eine andere Folge des Bündnisses war jener Krieg, welchen die Republik Venedig nur durch ein Wunder überlebte, an welchem aber Ferdinand vorläufig nur durch die ohne Schwertstreich vollzogene Occupation der von den Venetianern in Apulien besetzten Städte Trani, Otranto, Brindisi sich betheiligte. In denselben Tagen, als sein Verbündeter, Ludwig XII., bei Agnadello die Hauptmacht der Venetianer besiegte, in denselben Tagen, den 16. Mai 1509, landete ein spanisches Heer von 14,000 Mann, unter den Befehlen des Cardinals von Toledo und des Peter Navarro, bei Masalquivir, welches seit 1505 von den Christen eingenommen, um, nach einem über die Mauren erfochtenen Siege, sich auch des wichtigen Oran zu bemeistern. Dieser glückliche Anfang foderte zu neuen Anstrengungen heraus. In einem zweiten Feldzuge landete Navarro unweit Bugia, den 6. Jan. 1510; er besiegte das maurische Heer, erzwang darauf die Übergabe der Stadt, und verbreitete solchen Schrecken, daß Algier, sowie die Könige von Tunis und Tlemessen, einen Zins zu entrichten und alle Gefangenen freizugeben sich anheischig machten. Ein zweiter Sieg und die im Juli 1510 erfolgte Einnahme der Stadt Tripoli wurden jedoch durch die bedeutende, von Navarro auf der Insel Gerbes erlittene, Niederlage (den 28. Aug. 1510) aufgewogen, und von den jüngst gemachten Eroberungen blieben einzig Tripoli und Bugia übrig, sodaß der König zu dem Entschlusse, in Person nach Afrika überzusetzen, veranlaßt wurde. Diesem Entschlusse widersprachen aber in großer Lebhaftigkeit die meisten Kirchen und Städte des Reiches, in ihren Zuschriften dem Könige vorstellend, wie unentbehrlich seine Person dem allgemeinen Besten sei; es verpflichteten sich auch neuerdings, auf das bloße Gerücht von Ferdinand's Anzug, der König von Tlemessen, die Mauren von Mostagan und Manzagrani zu Entrichtung eines jährlichen Tributs. In Italien ergaben sich Verwickelungen, ernsthaft genug, um den König von dem

abenteuerlichen und unfruchtbaren Zuge nach Afrika abzumahnen. Von dem Augenblicke an, daß die apulischen Städte von den Venetianern geräumt worden, hatten die spanischen Befehlshaber sich aller Theilnahme an dem Kriege enthalten, nur daß im Sommer 1510 der Herzog von Termini mit 400 Lanzen sich bei der kaiserlichen Armee im Veronesischen einfand. Wenige Tage später, den 23. Juli, stipulirte der Papst, indem er an Ferdinand die bis dahin verweigerte Belehnung über Neapel ertheilte und zugleich die Bestimmung des Tractates von Blois, um den Rückfall der Provinzen Campanien und Abruzzo an die Krone Frankreich, für den Fall des kinderlosen Ablebens der Königin Germana, annulirte, daß der Vasall ihm, so oft die Kirche einem Angriffe ausgesetzt sei, eine Hilfsschar von 300 Lanzen zu stellen habe. Dieses war eine Einleitung zu des Papstes unmittelbar darauf zum Ausbruche gekommenem Kriege mit Frankreich, in dessen erster Krisis die 300 Lanzen, die Fabricius Colonna auf Ferdinand's Befehl nach Bologna führte, der dringendsten Gefahr, in welcher Julius II. sich jemals befunden, eine erwünschte Abhilfe geworden sind. Einmal in dieser Richtung sich befindend, nach seinen religiösen Überzeugungen einen Angriff auf die geheiligte Person des Papstes als die ärgste Gottlosigkeit verabscheuend, und noch schmerzlicher verwundet in seinen Gefühlen durch des Königs von Frankreich ohnmächtige und ungeschickte Versuche, mittels der Beihilfe von schismatischen Cardinälen, ein schismatisches Concilium, seinen herrschsüchtigen Absichten dienstbar aufzustellen, wendete Ferdinand sich allen übrigen Angelegenheiten ab, um ausschließlich die Vertheidigung des heil. Stuhls zu verfolgen. Von den Veteranen, die jüngst in Afrika beschäftigt gewesen, mußte Peter Navarro 3000 und nachmals 1500 nach Neapel führen. Mit 500 Lanzen, 600 Gineten und 2000 Fußgängern schiffte Alfons de Carvajal zu Malaga sich ein, und die Festungen von Campanien und Apulien wurden mit aller Macht ausgerüstet. Zugleich entwickelten Ferdinand's Abgesandte an den Höfen von Wien, London und Pamplona eine beispiellose Thätigkeit, um dem Könige von Frankreich Feinde zu erwecken. Sehr gern sagte Heinrich VIII. dem Schwiegervater seinen Beistand zu, da er in der allgemeinen Entrüstung gegen Frankreich hoffen konnte, seiner Krone altes Erbtheil, Aquitanien, zurückzunehmen; ebenso verrieth Maximilian nicht übel Lust, den verdächtigen Verbindungen mit Ludwig XII. abzusagen, sobald dieses mit einigem Anstande würde geschehen können. Nur der König von Navarra wies die ihm gemachten Vorschläge ab, da sie eines Theils ehrenrührig waren, indem er, außer dem freien Durchzuge für die Dauer des Krieges, seine Festen Estella, Amaya und S. Jean Pié-de-port den Castiliern öffnen sollte, andern Theils die Lage seiner Länder auf der Nordseite der Pyrenäen von offenem Bruche mit Frankreich abmahnte. Von diesen verschiedenen Unterhandlungen war ein Resultat noch nicht bekannt, als zu Rom, den 4. Oct. 1511, in der Kirche S. Maria del Popolo die heil. Liga veröffentlicht wurde, vermöge welcher K. Ferdinand 1200 Lanzen, 6000 Gineten und 10,000 Fußknechte stellen und 12 Galeeren ausrüsten, dagegen aber, namentlich von dem Papste und den Venetianern, 20,000 Dukaten beziehen sollte. Dieser Verkündigung folgte, Ende Octobers, der Aufbruch des um Neapel versammelten Heeres, das, von dem Vicekönige Raimund von Cardona befehligt, aus Rücksichten für des Papstes Gebiet, den Umweg durch die Abruzzen nahm, unter vielen, durch den Winter veranlaßten, Drangsalen Imola erreichte und sofort, nachdem es das päpstliche Kriegsvolk an sich gezogen, Feindseligkeiten in des Herzogs von Ferrara Staaten ausübte. Navarro nahm mit Sturm die in der Kriegsgeschichte jener Zeit so berühmte Bastide von der Fossa Geniola, und setzte im Kriegsrathe die Belagerung von Bologna durch, obgleich die ganze Landschaft mit Schnee bedeckt war. Vom 26. Jan. 1512 an bedrängt, wurde die Stadt durch Gaston's von Foix unerwartetes Eintreffen (den 5. Febr.) gerettet; Cardona, auf Imola sich zurückziehend, dachte von fern nicht daran, Gaston's Heer in der blutigen, über Brescia verhängten, Execution zu beunruhigen, und war, als er die Franzosen wieder vor sich sah, noch viel ängstlicher bedacht, sich jedem Zusammentreffen mit ihnen zu entziehen; aber in welch kluger Vorsicht er auch seine Stellungen zu wählen verstand, die ihm so fürchterliche Schlacht wußte Gaston, die Belagerung von Ravenna unternehmend, herbeizuführen. Die Schlacht vom 11. April 1512 war eine der fürchterlichsten des Jahrhunderts, von den Spaniern besonders in blinder Hartnäckigkeit bestanden, sodaß übertheuer, unter Anderen mit ihres Feldhauptmanns Verlust, die Franzosen den Sieg erkaufen mußten; aber wesentlichen Einfluß auf den Gang der Dinge hat die Schlacht von Ravenna nicht geübt, wenngleich in den nächsten Tagen Ravenna selbst, Faenza, Forli, Imola, Rimini, an die Franzosen verloren gingen; denn Cardona, mit den Trümmern seines Heeres zu Ancona sich festsetzend, konnte jeden Angriff auf die Abruzzen, wenn anders die Sieger dergleichen beabsichtigt haben sollten, mit Leichtigkeit zurückweisen; die Schweizer standen im Begriffe, sich über die Ebene der Lombardei zu ergießen, und eben, am 6. April, hatten Ferdinand's Abgeordnete einen Waffenstillstand, für zehn Monate gültig, zwischen dem Kaiser und den Venetianern vermittelt, dessen nächste Folge die für die Operationen der Schweizer so wichtige Eröffnung des Passes von Trident war. Aber an dem Könige von Navarra scheiterte alle Überredungsgabe von Ferdinand und seinen Agenten; allerdings waren die an Johann gestellten Foderungen noch durch den Zusatz, daß er als eine Bürgschaft des künftigen guten Einverständnisses seinen Sohn, den Prinzen von Viana, an den castilischen Hof geben solle, zum Äußersten gesteigert worden; allein von der andern Seite konnte sich für ihn, nach der allgemeinen Lage der Dinge, einzig und allein in der engsten Verbindung mit Castilien Heil ergeben. Dieses wollte Johann nicht einsehen, und sein mit Ludwig XII. zu Schutz und Trutz geschlossenes Bündniß mußte in Ferdinand's Augen sich zu einer Kriegserklärung gestalten. Der Herzog von Alba empfing den Befehl, die Rache Castiliens zu übernehmen, und die Monate Juli und August reichten hin, das ganze

Königreich zu unterwerfen, wenn auch der Marquis von Dorset mit seinen 8000 Engländern in der vollkommensten Unthätigkeit bei Fuenterabia stehen blieb, unter dem Vorwande, daß er gegen Guyenne, nicht aber gegen Navarra ausgesendet sei. Seine Herrlichkeit scheint von der Gefahr, einen Feind im Rücken zu lassen, keinen Begriff gehabt zu haben. Ebenso wenig wollte Dorset an des Herzogs von Alba ferneren Unternehmungen auf der anderen Seite der Pyrenäen Antheil nehmen, daher dieser, auf die Kunde von der Annäherung einer bedeutenden französischen Macht, auf Plamplona sich zurückzuziehen genöthigt wurde. In dieser festen Stadt setzte er dem ungestümen Vordringen der Franzosen, bei denen K. Johann und die ganze Partei der Grammonts sich befanden, Grenzen, und bald wurden durch die Annäherung des Herzogs von Nájera, die Belagerer veranlaßt, sich zurückzuziehen, den 21. Nov. 1512, hiermit zugleich alle im Westen der Pyrenäen gemachten Eroberungen aufgebend. Auch der Krieg in der Lombardei nahm die glücklichste Wendung, in Folge des raschen Vorrückens der Schweizer. Diesen allein verdankte Mailand seine Befreiung, denn während ihren glücklichen Waffen la Palice und seine Franzosen wichen, beschäftigte Raimund von Cardona sich lediglich mit Ergänzung der durch den unglücklichen Tag von Ravenna verursachten Lücken auszufüllen. Das auf diese Weise wiedervereinigte Heer von 7000 Fußknechten und 200 Lanzen durch eigene Mittel zu unterhalten, war jedoch dem Beherrscher von Aragon, Neapel und Castilien eine baare Unmöglichkeit, und Cardona mußte, damit sein Volk sich nicht verlaufe, irgendwo Quartiere ermitteln, um in diesen auf Kosten der Besiegten zu leben. Dazu bot sich vor Allem die Lombardei dar, wo zugleich die Spanier, mit den Kaiserlichen sich vereinigend, den Schweizern ein hinreichendes Gegengewicht werden konnten. Diese Vereinigung hingegen suchte der Papst auf alle Weise zu hintertreiben, in der Hoffnung für sich allein, oder für Maximilian Sforza, in welchem er bereits einen Vasallen der Kirche erblickte, die Früchte des Sieges zu ernten. Noch währten die hierdurch veranlaßten Verhandlungen, als Cardona, von der Noth getrieben, im Juni 1512 die Grenze überschritt und geradeswegs nach Bologna sich wendete, hierdurch dem Congresse zu Mantua die peinlichsten Verlegenheiten bereitend, bis in der Ausgabe, die Medici in die Herrschaft von Florenz wieder einzusetzen, solcher Verlegenheit eine augenblickliche Abhilfe gefunden war. Cardona, angewiesen, nach Florenz seine Scharen zu führen, verbreitete durch die von allen Gewaltthaten eines Sturms begleitete Einnahme von Prato in Florenz solchen Schrecken, daß bereits am folgenden Tage, den 31. Aug., eine von jungen Leuten ausgehende Bewegung der bisherigen Signoria ein Ende machte, und die Stadt der Willkür der Spanier und Medici überlieferte. Cardona, nachdem er mit seinem Heere einen Monat lang in Toscana gelebt, auch für die Kriegscasse eine Unterstützung von 80,000 Goldgulden erhalten, brach am 18. Sept. von Prato auf, um sich bei der Belagerung von Brescia zu betheiligen; der Schrecken, durch die Unterwerfung von Toscana veranlaßt, denn es traten auch Pistoja, Siena und Lucca der heiligen Liga bei, enthob den Feldherrn aller Rücksichten für den fortwährenden Widerspruch des Papstes. Ihm wurde Brescia von Aubigny, dem französischen Commandanten, der also die Uneinigkeit der Ligisten zu steigern hoffte, übergeben, desgleichen Peschiera. Jene Uneinigkeit hatte bedeutende Fortschritte gemacht, aller Bemühungen eines zweiten, in Rom versammelten, Congresses ungeachtet; am 25. Nov. 1512 wurde das von dem Papste und dem Kaiser errichtete Bündniß, welchem Ferdinand und Heinrich VIII. ihren Beitritt verweigerten, öffentlich bekannt gemacht. Die wunderlichsten und verworrensten Unterhandlungen waren die Folge unvereinbarer Interessen, als der Tod von Papst Julius II. (den 21. Febr. 1513) das am 24. März eingegangene Bündniß Ludwig's XII. mit der Republik Venedig, und ein Stillstand, für die Dauer eines Jahres und für die ganze Linie der Pyrenäen geschlossen (April), dem Könige von Frankreich die Mittel gaben, mit größerem Ernste, als je zuvor, die Wiedereroberung der Lombardei zu versuchen. Die Schlacht bei Novara, den 6. Juni, spottete seiner Anstrengungen, und Cardona, der an dem Siege keinen Antheil genommen, der schon seine Standquartiere an der Trebbia verlassen, und den Entschluß, nach Neapel zurückzukehren, ausgesprochen hatte, fand sich gerüstet, von der Franzosen Unfall Vortheil zu ziehen. Den Marques von Pescara mit der Vertreibung der Franzosen aus Genua beauftragend, überschritt er für seine Person am 13. Juni den Po, um gegen die Venetianer seine Waffen zu wenden. Diese aber, von Alviano geführt, hielten nirgends Stand, und ohne Hinderniß brachen die Spanier in das venetianische Gebiet ein, hier zwar einzig als des Kaisers Hilfstruppen sich gebend, auch von dem Cardinal von Gurk Befehle empfangend. Zu S. Martino bewerkstelligten sie ihre Vereinigung mit den kaiserlichen Völkern, und das combinirte Heer wendete sich, den 28. Juli, zu der Belagerung von Padua, die jedoch am 16. Aug. wieder aufgehoben werden mußte. Auch das Vergnügen, der Stadt Venedig selbst einige Kugeln zuzusenden, würde Cardona theuer bezahlt haben ohne die unermüdliche Thätigkeit seines Waffengefährten Pescara und den herrlichen, am 7. Oct. unweit Vicenza erfochtenen Sieg. Sofort wurden die Winterquartiere bezogen, und es begann auf das Neue das Spiel der widersprechendsten Unterhandlungen, während zugleich von allen Seiten die vollständigste Ermüdung sich kund gab. Durch Vertrag vom 6. Nov. 1513 wurde Ludwig XII. mit dem heiligen Stuhle versöhnt, Ferdinand ließ sich gefallen, den Stillstand in den Pyrenäen um ein Jahr zu verlängern, unterhandelte auch zugleich um den Frieden; Heinrich VIII. in dem Unwillen, daß einer seiner Bundesgenossen um den andern ihn verlasse, bot die Hände zu dem Friedensvertrage vom 7. Aug. 1514. Als einziges Kriegstheater blieb Italien übrig, oder genauer das venetianische Gebiet, indem die wenigen von den Franzosen bis dahin behaupteten Festungen sämmtlich im Laufe des Sommers 1514 zu Falle gekommen sind. War auch jener der kriegerischen Thätigkeit angewiesene Raum beschränkt, so waren doch die Thaten in dem gleichen Verhältnisse unerheblich, indem der Kaiser nur durch die nach-

sten Landherren und durch die Frangipani einen Krieg fortsetzte, für welchen die Spanier einzig als Alliirte thätig waren. Fand aber Ferdinand für den Augenblick in den auswärtigen Angelegenheiten wenig Beschäftigung, so fehlte es in dem Innern seiner Staaten keineswegs an Vorfällen, welche zu anderen Zeiten die ärgsten Zerrüttungen veranlassen konnten. Ein Fall, besonders geeignet, die Macht der Regierung zu bekunden, betraf das durch den Tod des Herzog Heinrich (den 20. Jan. 1513) erledigte Herzogthum Medina Sidonia, das der Schwager des Verstorbenen, Peter Giron, in dem Rechte seiner Gemahlin, Mencia de Guzman, foderte, großentheils in Besitz genommen hatte, und mit Hilfe der Herzoge von Arcos und Bejar, des Marques von Cenete und des Grafen von Ayamonte gegen männiglich zu behaupten sich vermaß. Sein Anspruch war jedoch, nach den Bestimmungen jenes Mayorazgo, unstatthaft; das mußte ihm, Namens des Königs, Tello, der Kanzleirath von Granada, eröffnen, und der hochmüthige Giron gab auf der Stelle den gewaltsam ergriffenen Besitz und jeden Anspruch auf, entließ sein Kriegsvolk und verzichtete auf die ungesetzlichen Bündnisse. Mit gleichem Erfolge behandelte der König eine zwischen den Grafen von Ribagorza und Aranda ausgebrochene Fehde, in welcher Partei zu nehmen die Barone von Aragon nicht nur, sondern auch jene von Catalonien und Valencia sich bewaffnet hatten. Nicht als Vermittler, sondern als Gebieter trat Ferdinand unter die Zänker, und durch Spruch vom 6. Oct. 1513 nöthigte er den Grafen von Ribagorza, alle Schäden zu vergüten, auch für unbestimmte Zeit in die Verbannung zu gehen. In Navarra wurden die Grammonts und die Anhänger des vertriebenen Königshauses mit starker Hand niedergehalten; im Interesse der Gerechtigkeit und der öffentlichen Sicherheit erhielt Pamplona eine Kanzlei, unter deren Richtern, außer einigen Castilianern, sich drei Grammonts und drei Beaumonts befanden. Ein Bauernaufruhr in Calabrien, obgleich in seinem Beginne nur gegen die Barone gerichtet, nahm ebenfalls die Aufmerksamkeit des Königs in Anspruch; nachdem der Weg der Güte vergeblich gesucht worden, mußte die Gewalt entscheiden. Die Küsten von Valencia gegen die verheerenden Überfälle der afrikanischen Seeräuber zu verwahren, ließ der König 20 Schiffe und 11 Galeeren ausrüsten, denen der Hafen von Denia zur Station angewiesen wurde; außerdem wurde Oran in eine regelmäßige Festung verwandelt, und eine dergleichen auf den Felsen vor Algier angelegt. In dieser vielseitigen Thätigkeit ward eine Abnahme in des Königs Gesundheitsumständen kaum bemerkbar, sie hatten sich indessen sehr verschlimmert, seit der Lustfahrt nach Carrioncillo, März 1513, und seit der daselbst, auf der Königin Betrieb, genossenen Kraftbrühe. Der Liebestrank wirkte, so scheint es, zu heftig, auf ein zerrüttetes Nervensystem, und der König hatte nicht sobald, um den Andachten der Charwoche beizuwohnen, in dem Kloster zu Mejorada sich eingefunden, als häufige Ohnmachten und große Herzensangst sich bei ihm einstellten, in welchen Zufällen die Ärzte eine angehende Wassersucht zu erkennen glaubten. In dem Laufe des Jahres 1514 machte das Übel langsame Fortschritte, deren Gesammtumfang jedoch ein neuer Krankheitsüberfall, während des Königs abermaligen Aufenthaltes zu Mejorada, in der Charwoche 1515, genugsam andeutete. Einige Besserung hatte sich kaum eingestellt, als Ferdinand nach Burgos eilte, um den daselbst versammelten Cortes die Unvermeidlichkeit eines neuen Krieges vorzustellen. Sie bewilligten 150 Millionen (Maravedis), wofür ihnen eine Urkunde, die Vereinigung von Navarra mit den Staaten von Castilien und Leon aussprechend, lohnte; aber die von der Behandlung der Reichstagsangelegenheiten unzertrennliche Anstrengung bereitete dem Könige einen neuen Zufall von der gefährlichsten Art. In der Nacht vom 27. Juli stellte sich das gewaltigste Erbrechen bei ihm ein, dem er ungezweifelt würde haben erliegen müssen, da Hilfe zu rufen ihm unmöglich war, wenn nicht zum Glücke einer von den Monteros de Espinosa, als Posten im Vorzimmer aufgestellt, das Krächzen und Röcheln gehört und seine Kameraden zu Hilfe gerufen hätte. Alle zusammen eilten zu des Königs Lager, flößten ihm in Ermangelung und Unkenntniß anderer Mittel, einigen Wein ein, und hielten also die Lebensgeister aufrecht, bis die Ärzte ankamen. Eine Frist ward wieder für den Kranken gewonnen, aber der Eindruck dieser Nacht hat sich nicht mehr bei ihm verloren. Die Vorboten des Todes empfindend, beeilte er sich, sein Testament abzufassen, worin er den jüngern seiner Enkel, den Erzherzog Ferdinand, zum Regenten der Monarchie bestellte. Noch war die Königin zu Calatayud mit den Cortes von Aragon beschäftigt, jedoch unfähig, deren Weigerung zur Bewilligung der Postulaten zu überwinden. Vor Allem verlangten nämlich die Barone die Zurücknahme der Verfügung, wodurch ihren Unterthanen die Appellation an die Krone bewilligt war. Solchem Begehren zu willfahren, war die Königin nicht ermächtigt; es wurden daher Deputirte der Cortes, der Graf von Aranda und Jacob de Luna, nach Burgos entsendet, um hier das aristokratische Princip zu verfechten. In dem größten Unwillen wies der König die Deputirten ab, und der Unwille fand verdoppelte Nahrung in dem Schreiben, worin der Erzbischof von Zaragoza seinen königlichen Vater benachrichtigte, daß der Opposition vornehmste Leiter der Justiza Lanuza und der Kanzler Anton Augustin seien. Wie schwach der König sich auch fühlte, begab er sich von Stunde an auf den Weg nach Aranda, wo er, kaum angelangt, den Kanzler greifen und nach Simancas zu enger Haft bringen ließ. Der Mann soll nicht nur durch seinen Widerspruch in der Angelegenheit der Subsidien, sondern auch durch eine der Königin gemachte Liebeserklärung gesündigt haben. Von Aranda wendete Ferdinand sich nach Segovia, wo er am 27. Aug. in dem Predigerkloster abstieg, und abermals eine höchst bedrohliche Krisis seiner Krankheit überstand, von welcher kaum erstanden, er sich aufmachte, um durch seine Gegenwart in Calatayud den Starrsinn der Cortes zu brechen. Das wollte ihm aber nicht gelingen; in großem Zorne entließ er die Cortes und setzte die Municipalbeamten ab, wodurch er in Calatayud Unruhen von Bedeutung veranlaßte.

Unruhen anderer Art verbreitete um dieselbe Zeit das Gerücht, daß die wunderbare Glocke zu Velilla de Ebro ihr spukhaftes Geläute vernehmen lasse, ungezweifelt, um des Königs bevorstehendes Ende anzumelden. Auch jetzt ermattete die Thätigkeit im Cabinet nicht. Am 9. Oct. wurde der neue Bundesvertrag mit England abgeschlossen, zu welchem Wolsey's Zustimmung zu erlangen, der König besondere Sorgfalt hatte anwenden müssen. Auch des Groß-Capitains Vorhaben, nach den Niederlanden zu gehen, um von da den Erzherzog Karl herüberzubringen und die Nothwendigkeit, die Küsten von Sicilien gegen die barbarischen Seeräuber zu verwahren, Bugia gegen eine ernsthafte Belagerung und die ganze Macht des Barbarossa zu behaupten, nahmen die angestrengteste Aufmerksamkeit in Anspruch. Vor Allem aber beunruhigte den sterbenden König der Sturm, mit welchem Ludwig XII., Nachfolger von Franz I., Italien heimsuchte. Der Macht von Frankreich die Stirne zu bieten, fehlte es in Castilien wie in Aragonien an allen Mitteln, und selbst das kleine von Raimund von Cardona befehligte Heer wurde in seiner Stellung bei Verona und nachmals bei Piacenza durch der Franzosen Bundesgenossen, die Venetianer, in Schach gehalten, sodaß an der Schlacht von Marignano Theil zu nehmen ihm nicht vergönnt war, vielmehr die Entscheidung der Geschicke von Italien dem Zusammentreffen von Schweizern und Franzosen allein überlassen bleiben mußte. Das Glück sprach sich für Frankreich aus, der Papst war sogleich bereit, mit dem Sieger sich auszusöhnen (den 13. Oct. 1515) und Cardona mußte sich glücklich schätzen, daß ihm vergönnt wurde, ohne Anfechtung der neapolitanischen Grenze zuzueilen. Eines solchen Resultats hatte von fern Ferdinand sich nicht versehen, fernern Schaden abzuwenden, wollte er wenigstens eine Flotte in Bereitschaft haben. Die Ausrüstung in den Häfen von Andalusien durch seine Gegenwart zu beschleunigen, erhob er sich am 7. Nov. von Madrid, um in einer fortgesetzten Jagd Abadia zu erreichen, daselbst einige Tage bei dem Herzoge von Alba der Jagd im Großen zu genießen, dann nach Plasencia aufzubrechen, wo er in großer Pracht die Vermählung seiner Enkelin, Doña Anna de Aragon, mit dem Herzoge von Medina Sidonia feierte, auch mit des Erzherzogs Karl Abgeordneten, Adrian von Utrecht, conferirte. Als ein Beweis von des Königs Scharfsinn verdient angemerkt zu werden, daß er durchaus auf der Nothwendigkeit bestand, die alte Frau, den Herrn von Chièvres (Croy) von jeder Betheiligung an den Regierungsangelegenheiten, ja selbst von der Person des Erzherzogs zu entfernen. Am 27. Dec. verließ er Plasencia, erreichte Trujillo, und auch noch den von dieser Stadt abhängenden Flecken Madrigalejo, wo er, sehr krank, in Ermangelung eines anderen Unterkommens, in dem Gasthofe einkehren mußte, auch alsbald die Sterbesacramente empfing. Doch blieb ihm noch die volle Heiterkeit des Geistes; 120,000 Goldgulden ließ er dem Kaiser übermachen, Behufs der projectirten Expedition gegen Mailand; dann verhandelte er mit Zapata und Carvajal verschiedene Punkte seines Testaments, besonders die dem Erzherzoge Ferdinand zugedachte Regentschaft. Gegen diese erhoben sich die beiden getreuen Räthe mit Lebhaftigkeit, und ihre Einwürfe bestimmten den König zu einer anderweitigen Fassung, worin als Haupterbe die Königin Johanna eingesetzt, mit Substitution des Erzherzogs Karl. Die Königin Germana erhielt ein Witthum von 30,000 Dukaten; 50,000 wurden dem Erzherzoge Ferdinand angewiesen. Zum Regenten von Castilien war der Cardinal-Erzbischof von Toledo, für Aragon der Erzbischof von Zaragoza bestellt. Dieses Testament wurde den 22. Jan. unterzeichnet, desselben Tags, als die Königin aus Lerida eintraf. Wenige Stunden später, den 23. Jan. 1516, Morgens zwischen 2 und 3 Uhr, entschlummerte K. Ferdinand. Er ist, wie das für spanische Könige der ältern Zeit hergebracht war, für seine Unterthanen der Gegenstand der wärmsten Anhänglichkeit, der heftigsten Anfeindung für alle übrigen Nationen gewesen. „Ein Fürst," schreibt Mariana, „übertreffend alle andere, die jemals in Spanien lebten, in seiner Sorgfalt für die Handhabung der Gerechtigkeit, in Weisheit und Seelengröße. Ein fürsichtiger Gebieter, ein Liebhaber der Religion, ein Eiferer für die Wissenschaft, durch die Vereinigung aller jener Gaben, welche, einzeln genommen, einem Könige das Lob der Gerechtigkeit, Milde, Wohlthätigkeit, eines allerchristlichsten Königs gewinnen, ist Ferdinand der Spiegel geworden, worin alle Herrscher sich beschauen mögen, und der Begründer des Friedens, der Sicherheit, des Glanzes, der Größe von Spanien." Dagegen entwirft Machiavell, April 1513, von ihm das ungünstigste Bild; nach ihm ist Ferdinand nur ein Schlaukopf und ein Glückskind, am wenigsten ein tiefer Geist, und Vettori, der Idee seines Freundes sich bemächtigend, sucht nachzuweisen, wie in allen Handlungen des Königs, von 1494 an, gleichviel Unverstand, als Treulosigkeit walten. Es ist ein vermessenes Unternehmen von dem florentinischen Staatssecretair, des Glückes Antheil von den Leistungen eines großen Mannes ausscheiden zu wollen. Was sollte, mit einem dergleichen Purificationssystem überhaupt aus unseren großen Männern werden? Die Historie kann nur Resultate beurtheilen, und ihr wird Ferdinand's Politik stets ein Gegenstand der Bewunderung bleiben, während sie beklagen müßte, daß des Florentiners Weisheit so wenigen Einfluß auf die Geschicke seiner Vaterstadt übte, wenn sie nicht, Machiavell's verkehrtes Urtheil über den von Cäsar Borgia begründeten Staat erwägend, sich gewöhnt hätte, des Kritikers Urtheilsvermögen überhaupt in Zweifel zu ziehen. Robertson's Anklage: „In Europe, Ferdinand, under pretences not less perilous than injust, as well as by artifices the most shameful and treacherous, expelled John d'Albret, the lawful sovereign, from the throne of Navarra," ist nichts weiter, als die gedankenlose Wiederholung der von einem Feinde gegen den Feind erhobenen Beschuldigungen. Ferdinand hat, nicht auf Veranlassung eines päpstlichen Bannfluchs, sondern in ehrlicher Fehde, einem erbitterten Gegner sein Land abgewonnen; der Könige von Frankreich meiste Erwerbungen sind auf ganz anderen, als ehrlichen Wegen gemacht worden. Sismondi's Ausruf endlich: „cet homme si fourbe, si injuste, si cruel, qui causa le malheur

de tant de peuples, et qui se montra toujours si inaccessible à toute pitié," entstand mehr nach religiösen, als Nationalvorurtheilen. Nimmermehr wird die genfer Schule, in ihrer aufgeklärten Menschenfreundlichkeit, dem katholischen Könige die Austreibung der Juden und Mauren vergeben können. Gleichwol hat die Erfahrung gezeigt, daß die Existenz dieser fremden Völker mit der Sicherheit von Spanien unverträglich war, und daß Ferdinand's Irrthum einzig darin zu suchen ist, daß er nicht alle Mauren, ohne Ausnahme, des Reiches verwies. Viel zu hoch schlägt man den Schaden an, welcher der Industrie durch Ausscheidung einer feindlichen Bevölkerung angethan wird, in Spanien wird der Islam nicht anders gewirkt haben, als in allen diesem Bekenntnisse zugethanen Ländern, und wir können uns des Verdachtes nicht erwehren, daß alle die mannichfachen Hyperbeln von dem Glanze von Granada einzig auf dem Zeugnisse beruhen, von Ginez Perez de Hita, dessen Historia de los Vandos de los Zegris y Abencerrages, bei aller Anmuth doch nur ein Roman ist, merkwürdig zumal, wie unsere in Italien und Spanien handelnden Romane, durch des Verfassers gänzliche Unbekanntschaft mit Sitten und Einrichtungen, die zu beschreiben er sich den Schein gibt. Wie der Treulosigkeit in den Verträgen, so ist in seinem religiösen Eifer Ferdinand der unwürdigsten Heuchelei beschuldigt worden. Die Treulosigkeit betreffend, haben wir vergeblich nach Beweisen uns umgesehen. Die Beschuldigung an sich klingt ergötzlich in dem Munde von Unterthanen oder Landsleuten des XI. und XII. Ludwig, des VII. und VIII. Heinrich. Ebenso wenig wird der Vorwurf einer religiösen Heuchelei nachzuweisen sein. Daß Ferdinand von einer mächtigen Überzeugung beherrscht war, ergibt sich aus allen seinen Handlungen, ergibt sich nicht minder aus seinen vielen Stiftungen. Er, so sparsam in der Verwendung öffentlicher Gelder, und zugleich, durch die Verwickelungen der Zeit, zu so ungeheueren Ausgaben genöthigt, daß man die zu seinem Begräbnisse erfoderlichen Gelder nicht bei ihm fand, hat erbaut oder gestiftet die Dominikanerklöster zu Avila und Segovia, das Franziskanerkloster S. Juan de los Reyes zu Toledo, drei Klöster zu Granada, ein Franziskanerkloster zu Zubia und ein anderes zu Rom, die St. Katharinenkirche in der neubegründeten Stadt Santa Fé, ein Pilgrimspital zu S. Jago, ungerechnet die großen, auf die Wiederherstellung der Nationalkirche der Spanier zu Rom verwendeten Summen. Hingegen ist nicht zu leugnen, daß mehre von Ferdinand ausgehende Einrichtungen den schnellen Verfall, der durch ihn extemporisirten Monarchie herbeizuführen, wesentlich eingewirkt haben, wie namentlich die Inquisition in der Erstarrung, die Camarilla in der Erniedrigung der Gemüther; aber es war ein großer Theil dieser Errichtungen durch die Macht der Umstände geboten, vorzüglich durch die Nothwendigkeit, den in Mündigkeit allen anderen Fürsten der Christenheit soweit vorausgeeilten Königen von Frankreich die Stirne zu bieten. In der Gabe, seine Diener zu wählen, in jener Kunst, welche die eigentliche Virtus imperatoria ausmacht, hat Ferdinand seines Gleichen nicht allzu Viele gehabt, wie dieses die Namen Ximenez, Gonzalo de Cordova, Pet. Navarro, Alarcon, Herzog von Alba (Friedrich), Mendoza (Cardinal) Pescara, Prosper und Fabricius Colonna sattsam andeuten. Von dem Eindrucke, durch ihn auf die Zeitgenossen gemacht, gibt vortheilhaftes Zeugniß die Bestimmung P. Alexander's VI., nach welcher er nicht nur der katholische, sondern auch der durchlauchtige König von Spanien genannt werden sollte. Von der anderen Seite erscheint Ferdinand's Politik in ihrem glänzendsten Lichte in den Verhandlungen mit dem heil. Stuhle; stets dessen Vertheidiger und der ehrerbietigste Sohn der Kirche, erhielt von ihrer Dankbarkeit der König die wichtigsten Bewilligungen; bereits 1478 war ihm und seinen Nachfolgern in Castilien das Vorschlagsrecht für alle erledigten Bisthümer zugestanden worden. Von Person hoch und zierlich gewachsen, braunen Angesichts, mit regelmäßigen Zügen, und durchdringenden schwarzen Augen, fiel Ferdinand dem Unbefangensten auf durch die über sein ganzes Wesen ausgegossene Hoheit. In der Ehe mit der Erbin von Castilien hatte er fünf Kinder: 1) Johann, den Prinzen von Asturien, geb. zu Sevilla, den 28. Juni 1478, gest. zu Salamanca, den 4. Oct. 1497, nachdem er im April desselben Jahres sich mit der Erzherzogin Margaretha, Tochter Maximilian's I., vermählt hatte. 2) Isabella, geb. zu Dueñas, den 1. Oct. 1470, vermählte sich den 24. Nov. 1490 mit dem Infanten Alfons, dem Sohne des Königs Johann II. von Portugal, wurde Witwe den 13. Juli 1491, ging hierauf mit dem Nachfolger Johann's II., mit dem Könige Emanuel von Portugal, die zweite Ehe ein, 1497, und starb den 23. Aug. 1498. Der Infant Miguel von Portugal, ihr einziges Kind, starb den 20. Juli 1500. 3) Johanna, geb. zu Toledo, den 6. Nov. 1479, und dem Erzherzoge Philipp vermählt, den 21. Oct. 1496, gelangte durch ihres Bruders und ihrer ältern Schwester frühzeitiges Ableben zur Nachfolge in den Reichen von Aragon und Castilien, ohne doch, bei ihrem zerrütteten Gemüthszustande, jemals diese Herrschaft ausüben zu können. Sie, die Mutter K. Karl's I. oder des Kaisers Karl V., starb zu Tordesillas, den 4. April 1555. 4) Maria, geb. zu Cordova, den 29. Juni 1482, vermählt den 30. Oct. 1500 mit dem K. Emanuel von Portugal, starb den 7. März 1517. 5) Katharina, geb. zu Alcala de Henares, den 15. Dec. 1485, wurde den 14. April 1501 an Arthur, den Prinzen von Wales, und nach dessen frühzeitigem Absterben an seinen Bruder, den König Heinrich VIII. von England, vermählt (den 24. Juni 1509). Sie starb den 8. Jan. 1536. In seiner zweiten Ehe erzeugte K. Ferdinand den einzigen Sohn Johann, Prinzen von Girona, geb. zu Valladolid, 3. März 1503, der aber nur wenige Tage lebte. Von des Königs natürlichen Kindern kommt zuerst zu bemerken Alfons, geb. 1469, Erzbischof von Zaragoza, und Vicekönig von Aragon, gest. 1520. Dessen Mutter, Aldonza Roch de Yborra y Aleman, war in Cervera zu Hause. Hingegen vermögen wir die Mutter von Johanna Angela von Aragon, vermählt an den Condestable Bernardin von Velasco, nicht anzugeben. Zwei andere natürliche Töchter des Königs, beide Maria genannt, nahmen den Schleier in dem Kloster der Augustinerinnen zu Madrigal, und

war der ältern Maria Mutter eine Doña Toda, aus Bilbao gebürtig, während die jüngere eine Portugiesin, eine Pereyra zur Mutter hatte *). (*v. Stramberg.*)

FERDINAND VI., König von Spanien, der dritte Sohn K. Philipp's V., aus dessen erster Ehe mit Maria Ludovica Gabriele von Savoyen, war den 23. Sept. 1713 geboren, und demnach sieben Jahre alt, als ihm der Generallieutenant Don Juan Idiaquez zum Gouverneur, und ein Jesuit, der P. Ignatius la Bruzere, zum Informator gegeben wurden. Nach seiner beiden ältern Brüder Ableben ließ der König ihn am 25. Nov. 1724 in der Eigenschaft eines Prinzen von Asturien anerkennen, und das Jahr darauf war bereits die Rede von seiner Verheirathung. Die ihm bestimmte Braut war die Infantin Maria Barbara von Portugal, K. Johann's V. Tochter, und der Ehevertrag trägt das Datum vom 22. Oct. 1725; doch konnte die Trauung nicht eher als am 19. Jan. 1729 vor sich gehen. Am 9. Juli 1746 starb K. Philipp V.; am 10. Aug. erst wurde Ferdinand VI. zu Madrid proclamirt, unter Umständen, welche des Volkes freudigste Hoffnungen zu erwecken geeignet waren. Nicht nur wurde für Schleichhändler und Ausreißer ein Generalpardon bewilligt, nicht nur wurden Gefangene in bedeutender Anzahl, namentlich alle unvermögende Schuldner, deren Verpflichtungen der Schatz übernahm, der Haft entlassen, sondern es entwickelte auch der König eine Thätigkeit und eine Lust zu Geschäften, dergleichen ihm Niemand hätte zutrauen sollen. Er hatte nämlich bis dahin, in Bezug auf Regierungsangelegenheiten, in der vollständigsten Nullität sich befunden, wegen, wie es hieß, seiner vielfältigen Leibesschwachheiten. Nicht nur, daß er von jetzt an regelmäßig mit den Ministern arbeitete, er bestimmte auch zwei Tage wöchentlich zu einer öffentlichen Audienz, von welcher durchaus Niemand ausgeschlossen war. Wenn die Verminderung des Aufwandes bei Hofe, die Abschaffung des Branntweinpachtes, das Verbot der Einfuhr des französischen Rappétabaks allgemeinen Beifall fanden, so schmeichelte in noch höherem Grade dem Nationalgefühle oder Interesse des Königs Vorliebe für die Eingeborenen, die sich sogar in der Entfernung des französischen Beichtvaters, des Pater le Fevre, äußerte, der an die verwitwete Königin, Elisabeth Farnese, ertheilte Rath, für die Zukunft ihren Aufenthalt in S. Ildefonso zu nehmen, und vorzüglich des Monarchen Abneigung für die Fortsetzung eines Krieges, von dem Spanien nicht den mindesten Nutzen hoffen konnte. Denn daß in dem aachner Frieden, 1748, des Königs Halbbruder, der Infant D. Philipp, zu dem Besitze von Parma und Piacenza gelangte, war in keiner Weise ein Ersatz für die in dem Laufe von acht Kriegsjahren vergeudeten Menschen und Schätze. Die theuer erkaufte Ruhe benutzte Ferdinand, um sich mit Abstellung vieler innern Staatsgebrechen und mit Einführung der löblichsten Finanz- und Polizeianstalten zu beschäftigen. Am 17. März 1749 wurde eine bedeutende Reduction in der Hofdienerschaft vorgenommen; von dem an sollte die Königin lediglich von des Königs Officianten bedient werden, und diese auch mit denen ihres Gemahls dieselbe Livree haben. Verschiedene Abgaben wurden aufgehoben, andere ermäßigt. Eine Summe von 100,000 Piastern jährlich widmete der König zu Bezahlung der Schulden der vorigen Regierung, und der Colonie S. Fernando bei Madrid zu Aufnahme von fremden Künstlern und Handwerkern, insbesondere zu Anlegung von Tuch- und Sammetfabriken. Überhaupt gab Ferdinand gleich nach dem Frieden große Liebhaberei zu baulichen Unternehmungen zu erkennen. Das abgebrannte Schloß Aranjuez ließ er viel kostbarer, als zuvor, herstellen, auch zu Verbesserung der dasigen Wasserkünste eine Leitung anlegen, die, bei einer Länge von sechs Meilen, weit über eine Million Piaster kostete. Das allgemeine Hospital zu Madrid vergrößerte er durch neun Säle, und um das Einkommen zu verbessern, widmete er den Ertrag der Stiergefechte, Behufs deren er vor dem Thore von Alcala ein bedachtes Amphitheater aufführen ließ. Aber das größte, dem J. 1749 vorbehaltene Unternehmen war die Eröffnung der Heerstraße von Guadarama nach Espinard, über die steilsten Gebirge führend und theilweise durch den harten Felsen gebrochen, überhaupt in einer Länge von 8430 Ruthen. Die Arbeiten leitete der Ingenieuroberst D. Francisco Nangle, unter der unmittelbaren Leitung des Marques de la Ensenada, als des dirigirenden Ministers. Am 13. Jan. 1750 unterzeichnete Ferdinand den Vertrag, wodurch die Krone Portugal ihm, gegen ein Äquivalent, die Colonie S. Sagramentos und die Insel S. Gabriel überließ. Er setzte auch ein namhaftes Capital aus, das blos zu Bezahlung der bei den Manufacturen nothwendigen Arbeiter und Aufseher dienen sollte. Dem alten Vorwurfe, daß die Landstraßen der Gasthöfe ermangeln, und daß in den vorhandenen Anstalten die Bewirthung so gar armselig sei, suchte er durch Abgabenerlaß, den Wirthen bewilligt, welche sich den nöthigen Vorrath von Lebensmitteln zulegen würden, und durch die auf Kosten der Krone hin und wieder erbauten Gasthöfe abzuhelfen. Für solche Freigebigkeit fand er die Mittel in den von der Silberflotte 1750 in besonderem Überflusse zugeführten Schätzen; wobei merkwürdig ist, daß dieses die letzte Silberflotte war, an deren Stelle von 1751 an einzelne Schiffe getreten sind. Im März 1751 erließ der König eine Verordnung wegen Abkürzung der Processe, deren keiner in peinlichen Fällen über 40 Tage dauern solle. In demselben Jahre wurde der von Philipp V. angefangene Palastbau zu Madrid beendigt. Die Landgrenze zu sichern, wurden die Festungswerke von Barcelona ausgebessert und vermehrt, und um die Landschaft Lampurdan gegen einen französischen Angriff zu sichern, entstand ihr zum Schutze, in der vortheilhaftesten Lage,

*) Vergl. *Hernando del Pulgar*, Crónica de los reyes catholicos don Hernando y doña Isabel. (Zaragoza 1567. fol. let. gót. Valencia 1780. fol. major, con viñetas.) Edicion aumentada con varias ilustraciones y enmiendas. — *Mignot*, Histoire des rois Catholiques Ferdinand et Isabelle. (Paris 1766. 12.) 2 vol. — Becker's Geschichte der Regierung Ferdinand's des Katholischen, Königs von Spanien. (Prag und Leipzig 1790. 1791.) 2 Thle. Endlich aus der neuesten Zeit *Prescott*, History of the reign of Ferdinand and Isabella the Catholic, wovon eine Übersetzung. (Leipzig 1842.) 2 Bde.

auf des Königs Geheiß, die neue Festung Figueras. Die Flotte auf einen Ehrfurcht gebietenden Fuß zu bringen, wurde der Engländer Ruth in Dienst genommen, und den drei Schiffswerften zu Ferrol, Cadiz und Cartagena als Director vorgesetzt. Eine große Thätigkeit in dem Schiffsbaue war hiervon die Folge, während zugleich Ferrol, vergrößert und stark befestigt, zu einem der vornehmsten Seeplätze des Reichs erwuchs. Dem Seehandel ein großes Hinderniß waren die Räubereien der afrikanischen Piraten, indem in deren Folge die Bevölkerung der Küstenstriche in fortwährender Abnahme sich befand, und daher die nöthige Zahl erfahrener Matrosen nicht liefern konnte. Des Königs Lieblingswunsch, alle christliche Mächte zu einem Kreuzzuge gegen die Barbaresken zu vereinigen, war zeitlebens nicht zu erreichen, er mußte sich begnügen, sein Mißfallen denjenigen Mächten zu bezeigen, welche, statt den verächtlichen Plackereien der Unholde mit dem geziemenden Ernste zu begegnen, lieber durch einen Tribut für ihre Flagge einen zweifelhaften Frieden erkauften, und also dem Erbfeinde der Christenheit stets neue Waffen für neuen Frevel lieferten. Der Stadt Hamburg Friedens- und Freundschaftstractat mit den Algierern, den 22. Febr. 1751, beantwortete der König durch das Decret vom 19. October, das allen Handelsverkehr mit Hamburgern untersagte, und die Stadt mußte eine beschwerliche Unterhandlung führen, auch den Tractat mit Algier cassiren, um das Decret vom 14. Nov. 1752 zu erhalten, wodurch ihren Angehörigen der freie Handel mit Spanien wieder bewilligt wurde. Gegen Dänemark wurde, wegen eines am 6. Juni 1753 mit Marocco abgeschlossenen Handels- und Freundschaftsvertrags das gleiche Verfahren beobachtet, und nicht nur der dänische Minister vom Hofe entfernt, sondern auch durch Declaration vom 26. Aug. 1753 aller Handel mit dänischen Unterthanen verboten, und über alle in den Häfen des Reiches vorgefundene dänische Schiffe, Waaren und Effecten die Confiscation verhängt. Dergleichen Verfügung konnte freilich nicht wirken, wie in dem Zwiste mit Hamburg; K. Friedrich's V. Declaration vom 22. Oct. 1753 wendete gegen spanische Unterthanen und spanisches Eigenthum alle jene Zwangsmaßregeln, deren der Hof von Madrid sich gegen Dänen bedient hatte, und beide Höfe verfielen weitläufigen Verhandlungen und Auseinandersetzungen, bis 1757 eine Versöhnung und die Wiederherstellung der früheren Beziehungen erfolgte. Auch die Irrungen mit Großbritannien waren durch den aachener Frieden nur im Großen abgethan; selbst der Vertrag vom 5. Oct. 1750, wodurch Ferdinand die noch rückständigen vier Jahre des Asientotractats um 100,000 Pf. St. von der englischen Südsee-Compagnie einlösete, übte nur der Form nach Einfluß auf den von den Engländern mit den spanischen Colonien in Amerika getriebenen, von dem englischen Ministerium mit der größten Schamlosigkeit begünstigten Schleichhandel. Nach wie vor hatten die spanischen Behörden die bittersten Klagen zu führen, über die unermeßlichen Defraudationen in den königlichen Gefällen, gleichwie von Seiten der Engländer ohne Unterlaß über die von den spanischen Guarda costas ihrer Schiffahrt angethane Beeinträchtigungen geklagt wurde. An Conferenzen und diplomatischen Noten hat man es für diese Angelegenheit von beiden Seiten nicht fehlen lassen; mehrmals war Ferdinand mit seiner Geduld zu Ende, und im Begriffe, sein gutes Recht durch das Schwert zu behaupten, wie er denn am 5. März 1752 gegen Gibraltar die strengste Sperre gebot, dann aber ergriff ihn wieder das Gefühl seiner Schwäche, und er überließ sich seinen friedlichen Neigungen, während die Engländer ihr eigenthümliches Beraubungssystem ungestört fortsetzten. Am 1. Juni 1752 schloß Ferdinand zu Aranjuez mit der Kaiserin und mit Sardinien ein Schutzbündniß, das hauptsächlich die Ruhe in Italien und die für Parma beliebte Erbfolgeordnung aufrecht zu erhalten bestimmt war. Auch dieses Jahr ist durch der Regierung wissenschaftliches Streben bezeichnet. Die Akademie der Wissenschaften zu Barcelona wurde in des Königs unmittelbaren Schutz genommen; er ließ sich gefallen, der neugestifteten Akademie zu Sevilla Protectorat zu übernehmen, gleichwie er diese und die gleichzeitig gestiftete Akademie zu Valladolid mit den herrlichsten Privilegien begnadigte. Endlich wurde die Akademie der Maler-, Bildhauer- und Baukunst zu Madrid unter vielem Gepränge eröffnet. Die bedeutendste Verhandlung des J. 1753 ist das Concordat, wodurch dem heiligen Stuhle die Besetzung von 52 wichtigen Stiften vorbehalten wurde, während alle andere Patronate an den König überlassen blieben. Ludwig Joseph Velasquez bereiste auf königliche Kosten die ganze Halbinsel, um griechische, römische, gothische und arabische Alterthümer aufzusuchen, und in Catalonien betrieb der Marques de las Minas auf das Angelegentlichste die Neubauten und Besserungen an den Festungen, dann die Arbeiten an den verschiedenen, von Barcelona nach den Grenzen von Roussillon führenden Straßen. Das Absterben des einflußreichen, zuletzt die auswärtigen Angelegenheiten behandelnden Ministers, Joseph de Carvajal, den 8. April 1754, gab die Losung zu einer totalen Ministerrevolution. Wenige Monate nur vergingen, und Ensenada, welcher bisher das Departement der Kammer-, Finanz-, Handels- und Kriegsangelegenheiten gehabt, fiel in Ungnade, weil, wie das seinetwegen erlassene Manifest sich ausdrückt, durch hohe Auflagen das Volk gedrückt und dem Mangel an Lebensmitteln nicht, wie es seine Schuldigkeit, vorgebeugt habe. Gegründeter scheint jedoch die Anklage, daß Ensenada, fortwährend den Interessen der Königin-Mutter ergeben, diese in ihrer Monomanie unterstützte, und nachdem zwei ihrer Söhne bereits in dem Genusse der Souverainetät sich befanden, auch dem dritten, dem Infanten Ludwig, eine unabhängige Herrschaft zu verschaffen sich bemühte. Ludwig, mit Galicien abgefunden, würde in diesem Besitze eine mächtige Empfehlung für der Königin Lieblingsproject, nämlich, daß er durch Vermählung den Thron von Portugal besteige, gefunden haben. Da indessen die Umtriebe so wenig gefördert, nach der Stimmung der spanischen Völker überhaupt unausführbar waren, so würde Ferdinand schwerlich zu gewaltsamen Entschließungen gegen den unentbehrlichen Minister gekommen sein, hätte nicht in seiner unmittelbaren Nähe der Mann sich befunden, der längst schon, um an Ensenada's Posten zu gelan-

gen, alle Triebfedern der Intrigue in Bewegung gesetzt hatte. Ensenada wurde in der Nacht vom 19. bis 20. Juli 1754 gefänglich eingezogen und nach Granada abgeführt, wo er leiblich behandelt, bis zu des Königs Absterben doch ein Gefangener blieb. Sein wichtiges Project, la unica contribucion, für Spanien ungezweifelt eine ausgezeichnete Wohlthat, blieb unausgeführt, und der Irländer Richard Wall übernahm die Direction des königlichen Cabinets, das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und das Präsidium des Rathes von Indien. Gebieterisch foderte die Hüngersnoth, Folge der seit 1751 anhaltenden Dürre, Abhilfe, und dahin wendete sich die erste Thätigkeit der neuen Verwaltung. Ihr, so unterstützt von des Königs gütigem und wohlthätigem Gemüthe, gelang es, ein Übel zu beseitigen, das für Ensenada's Sturz wol einer der wirksamsten Hebel geworden war. Es mußten aber von Seiten des Staats ungeheuere Opfer, man berechnet sie zu 15 Millionen Piaster, gebracht werden. Minder glücklich ist Wall in seinen Operationen, auf Amerika bezüglich, gewesen. Den Vorurtheilen eines Engländers huldigend, bot er die Hände zu jener Verkehrtheit, welche unter dem Vorwande, der Jesuiten Reich in den innern Landschaften zu brechen, zuvörderst diese Landschaften verheerte, eine reiche Saat des Guten verderbend, dann den größten Theil der muthwillig geschaffenen Wüste den Portugiesen überlieferte, zu unersetzlichem Schaden für Peru. Auch die verschiedenen, den Colonien gemachten, Concessionen haben sich in ihren Resultaten höchst unglücklich bewährt, indem von ihnen fortwährende Concessionen die nothwendige Folge geworden sind, bis nichts mehr zu concediren war. Durch Verfügung vom 21. Oct. 1754 wurde die Einrichtung der Silberflotte wiederhergestellt, und alle Versendung durch Register- oder sogenannte Quecksilberschiffe untersagt; auch wurde die Zahl der an den Küsten kreuzenden bewaffneten Fahrzeuge bedeutend vermehrt, in Betracht dessen, und da diese Rüstung einzig den berberischen Seeräubern galt, der Papst die Erhebung eines viermonatlichen Einkommens von allem geistlichen Gute, in Spanien, wie in Amerika bewilligte. Den Seidenbau suchte der König durch verschiedene Verordnungen in Aufnahme zu bringen, und in den Stückgießereien wurden Versuche mit amerikanischem Kupfer angestellt, deren günstiges Ergebniß eine große Einfuhr von diesem zeither wenig benutzten Producte, und für die Artillerie eine starke Vermehrung und Verbesserung ihres Bestandes veranlaßte. Der indessen zum Ausbruche gekommene Seekrieg hätte, dieser Artillerie Brauchbarkeit zu erproben, die schönste Gelegenheit bieten können, und es fehlte zu dem Ende nicht an Versuchungen, sowol in Ferdinand's Gemüth, in der Erinnerung erlittener Beleidigungen, als von Seiten Frankreichs, wo man Alles aufbot, um Spanien in den einem gemeinsamen Feinde geltenden Krieg zu verwickeln, allein Wall's Einfluß überwog alle übrigen Betrachtungen, und der Hof verharrte in der strengsten Neutralität, nur daß im August 1756 ein Beobachtungsgeschwader das mittelländische Meer befuhr, um den Handel der Unterthanen zu beschützen und den Barbaresken zu imponiren. Dann sollte mit den im Königreiche Neapel und in den Herzogthümern Parma und Piacenza stationirten spanischen Völkern ein allgemeiner Wechsel, und die Ausschiffung der zur Auslösung bestimmten Truppen in irgend einem Hafen von Ligurien vorgenommen werden. Indem aber, solchen Hafen zu dem gedachten Zwecke zu eröffnen, die Republik Genua unter dem Vorwande der Neutralität sich weigerte, gerieth der König dergestalt in Unwillen, daß er am 12. März 1757 allen Handel mit Genua untersagte. Freundlicher bezeigte er sich gegen die Nachbarn in Portugal, wohin er auf die erste Nachricht von dem über Lissabon gekommenen Unglücke 100,000 Pistolen übermachte. Der Mauren Demonstrationen vor Ceuta, Juni 1757, dienten ihm als willkommene Veranlassung, bei dem heiligen Stuhle um die Bewilligung einer für alle Zeiten von den geistlichen Gütern zu erhebenden Steuer nachzusuchen, deren Ertrag in Kriegszeiten zu Rüstungen gegen die Ungläubigen, in den Tagen des Friedens zu milden Werken, überhaupt zu Erleichterung der Unterthanen angewendet werden sollte. Es ist auch, nach der aus Rom empfangenen Zustimmung, diese Abgabe zu 8 Proc. festgesetzt worden. Noch beschäftigte sich der König mit mancherlei Anstalten zur Aufnahme der allgemeinen Wohlfahrt, wobei er doch mehr guten Willen, als anhaltende und einsichtsvolle Thätigkeit entwickelte, als sein einförmiger, friedlicher, einzig durch Jagd und Musik belebter Lebenswandel mit einem Male auf die schmerzlichste Weise unterbrochen wurde. Die Königin Maria Barbara hatte nur eben mit einem Aufwande von 1,800,000 Piastern, ihr 1750 begonnenes Lieblingswerk, das prachtvolle Kloster der Salesianerinnen zu Madrid, und in der Klosterkirche ihre Grabesstätte zu Stande gebracht, auch am 29. Sept. 1757 die Nonnen eingeführt, als sie, stets von körperlichen Leiden heimgesucht, in eine ganze Folge von Krankheitszufällen verfiel, die sich mit ihrer Auflösung, Aranjuez, den 27. Aug. 1758, endigten *). Dieses Ereigniß wirkte wie ein vernichtender Blitzstrahl auf des Königs Gemüth, der sofort Aranjuez verließ, um mit einem kleinen Gefolge nach Villa Viciosa sich zu begeben. Dort gab er sich der schwärzesten Melancholie hin; Niemand durfte sich ihm nähern, die vertrautesten Bedienten ausgenommen, und einige Minister. Selbst Farinelli's Zaubertöne hatten ihre Macht auf dieses kranke Gemüth verloren, sie, die bei früheren Gelegenheiten das einzige Mittel gewesen, den neuen Saul aus wüster Stimmung zu erwecken; denn Ferdinand hatte seines Vaters ganze Sinnesart geerbt, nur daß sie mehr gebeugt war durch körperliche Schwachheiten. Sie erlag dem Schmerze um den Verlust der geliebten Gemahlin, oder verwandelte sich vielmehr in vollständige Alienation, welcher langsamen

*) Die unglückliche Frau nahm das schrecklichste Ende. Sie faulte lebendigen Leibes und wurde von Würmern beinahe aufgezehrt, Folge, wie man glaubte, unsinnigen, lange Jahre hindurch fortgesetzten Schnürens. Bei der Untersuchung ihres Nachlasses soll man eine verbrecherische Correspondenz mit dem Hofe von Lissabon, den Untergang der spanischen Monarchie bezweckend, vorgefunden haben. Diese Entdeckung, verbunden mit des Königs heftiger Leidenschaft für die Verblichene, soll besonders auf seine geistige Zerrüttung gewirkt haben.

Schrittes die Erlöschung der Körperkraft folgte. Im November 1758 hatte sich bereits ein starkes Anschwellen der Beine eingefunden, das jedoch dem Gebrauche der Milchbäder wich. Am 21. Nov. hatte sich so viele Besserung ergeben, daß der Monarch die Reise nach dem drei Meilen entfernten Escurial antreten konnte. Dort wurde er so unruhig, daß die Rückkehr nach Villa Viciosa unvermeidlich war. Sie erfolgte am 23. und bald vernahm man, daß der König zum öftern in 60 Stunden auch nicht die mindeste Nahrung zu sich nehme, daß er nicht anders, denn auf Stühlen schlafe, und daß man nur mit der größten Mühe zu Handlungen, für die Reinlichkeit des Körpers unerläßlich, ihn bestimmen könne. Doch ließ er in den letzten Tagen des Decembers sich zu Anfertigung eines Testaments bereden. Demselben die Unterschrift hinzuzufügen, war er nicht vermögend, wie sehr er immer sich auch anstrengte. Es wurde daher in seiner Gegenwart von zwei der vertrautesten Räthe unterschrieben, mit dem ausdrücklichen Zusatze, daß solches auf des Königs Geheiß geschehe. Wider der Ärzte Erwarten vegetirte der Kranke noch viele Monate, in täglich wachsender Entkräftung, und in dem vollständigsten Ekel vor allen nahrhaften Speisen. Den 28. April 1759 verfiel er in Ohnmacht, die lange anhaltend, von den Anwesenden als eine wahre Auflösung betrachtet wurde. Er erholte sich aber wieder und genoß einer ziemlich ruhigen Nacht. Den 19. Mai hatte die Geschwulst des Unterleibes, in Beinen und Knien dergestalt zugenommen, daß Niemand ihm nur einen Tag zu leben hätte zusagen mögen. Dennoch währte es bis zum 10. Aug. 1759, wo der König gegen vier Uhr Morgens zu Villa Viciosa, 45 Jahre alt, den Geist aufgab. Der Leichnam wurde am 12. Aug. nach Madrid gebracht, und in der Kirche der Salesianerinnen, der Königin zur Seite, beigesetzt. Wir haben den Krankheitsverlauf einigermaßen beschrieben, weil Bocous in der Biographie universelle erzählt, Ferdinand habe noch lange Jahre nach dem angeblichen Todestage gelebt, und sei auf Betrieb der herrschsüchtigen Stiefmutter, als ein Wahnsinniger zu la Casa de Campo eingesperrt worden, damit ihr Sohn Karl III., desto eher zur Regierung gelange. Dafür soll sie die Einwilligung der Großen und der Cortes sich verschafft gehabt haben. Diese Einwilligung zu erlangen von Männern, die seit einem halben Jahrhundert an den Anblick eines gekrönten Narren gewöhnt waren, die so große Opfer gebracht hatten, diesen Narren auf ihrem Throne zu erhalten, möchte aber schwerlich, ja nimmer zu erlangen gewesen sein. Ferdinand hinterließ einen Schatz von 40 Millionen Piaster. Ein ungemein zärtlicher Gemahl, blieb gleichwol seine Ehe kinderlos. In dem persönlichen Verkehre war er, seine schwarzen Stunden abgerechnet, höchst liebenswürdig und von seinen Unterthanen beinahe angebetet, die dem Gegenstande ihrer Liebe den Beinamen: der Weise, ertheilend, keine Ahnung empfunden zu haben scheinen, daß ein solcher Beiname die bitterste Ironie werden könne. (*v. Stramberg.*)

FERDINAND VII., König von Spanien, der Reihenfolge nach das neunte Kind K. Karl's IV., war den 14. Oct. 1784 geboren, und gelangte in dem Alter von vier Jahren, 1788, zu dem Range eines Prinzen von Asturien. In Jahren vorgeschritten erhielt er den Herzog von S. Carlos zum Gouverneur, den Kanonikus Escoiquitz zum Präceptor; es scheinen aber beide wenig auf sein träges, unlenksames Gemüth haben einwirken zu können. Der Prinz erwuchs in der vollständigen geistigen Leere, welche seit Jahrhunderten für die Regentenfamilien des Südens ein Glaubensartikel geworden ist. Für eine Herrschergabe nur hat Ferdinand bei Zeiten vorzügliche Anlage offenbart; in der Kunst, seines Herzens Meinung zu verbergen, war er, ein Knabe noch, bereits zur Meisterschaft gelangt, und das vorzüglich in Folge der Herrschaft, welche Godoy über die Königin Maria Louise und mit ihr und durch sie über den König selbst übte. Godoy haßte gründlich denjenigen, welcher von dem Schicksale berufen schien, dieser Herrschaft Ende herbeizuführen, und es gelang ihm, seine Abneigung den Ältern sogar einzuimpfen. Ferdinand wurde im Jünglingsalter von launenhafter, ungerechter Willkür misbandelt, mit teuflischer Umsicht in Allem, was ihm werth, gekränkt; als ein unverzeihliches Verbrechen galt an den Personen seiner Umgebung das Bestreben, sich ihm, von nützlich kann die Rede nicht sein, gefällig zu machen. Daß sie es mit dem Prinzen gut meinten, hat dem Präceptor, dem Grafen von Alvarez, dem Herzoge von S. Carlos Ungnade und Verbannung vom Hofe zugezogen. In wahrhaftiger Bedrängniß erreichte der Prinz von Asturien sein 18. Jahr, die Epoche, ihm, nach den Sitten des Hofes, eine Gemahlin zu suchen. Dazu wurde die Prinzessin Maria Antonia, jüngste Tochter K. Ferdinand's IV. von Neapel, ausersehen, und der Vermählung par procureur, zu Neapel den 26. Sept. vollzogen, folgte zu Barcelona den 6. Oct. 1802 die Trauung. Der Hof von Madrid hatte sich in der Prinzessin eine Puppe ohne Geist, ohne Willen gedacht, und sie entfaltete im Gegentheil eine Liebenswürdigkeit, eine Lebensklugheit, eine Sicherheit, die im Augenblicke ihr alle Herzen gewannen und in Kurzem über den Gemahl ihr die vollständigste, mit jeder andern unverträgliche Herrschaft sichern mußten. Diese Eigenschaften bereiteten der Königin, wie dem Prinzen de la Paz, manche Sorge; vorläufig der Gefahr möglichst zu wehren, wurde dem jungen Ehepaare eine beinahe klösterliche Einsamkeit zugemuthet, erschwert durch das lästigste Spionirungssystem. Zu einer vollständigen Isolirung verurtheilt, hatten der Prinz und die Prinzessin vier Jahre lang vor einer unaufhörlichen Abwechselung von Nachstellungen sich zu hüten, dann, am 21. Mai 1806, starb Maria Antonia nach dem schrecklichsten Todeskampfe. Sie war noch nicht 22 Jahre alt; in den letzten Augenblicken hatte der Gemahl sie nicht sehen dürfen; auch wurden ihre Briefschaften sofort weggenommen. Daß ein Verbrechen begangen worden sei, bezweifelte Niemand; zum Überflusse erzählte man sich von einem Apotheker, der wenige Tage nach dem Ableben der Prinzessin erdrosselt in seinem Hause gefunden wurde, und von dem Schreiben, das der Mann in dem Augenblicke, wo er Hand an sich habe legen wollen, abgefaßt, die Polizei aber in gewohnter Dexterität auf die Seite geschafft haben sollte. Es wurde

sogar behauptet, in der Chocolate sei das Gift der Prinzessin beigebracht worden. Des kinderlosen Witwers Schwager zu werden, setzte hierauf Godoy sich vor, indem er den Prinzen von Asturien mit des Infanten Ludwig jüngerer Tochter, Marie Louise de Bourbon, zu vermählen trachtete. Nie war aber des Prinzen Einwilligung für diese ungleiche Heirath zu erhalten, und in diesem Stücke ihm Gewalt anzuthun, konnten die Ältern sich doch nicht entschließen. Bekanntlich waren des Infanten Ludwig Töchter in unstandesmäßiger Ehe geboren. Wenn aber Karl IV. und die Königin des Sohnes Widerspenstigkeit in ihrer Veranlassung ehrten, so war dieselbe doch keineswegs geeignet, verjährte Vorurtheile zu tilgen, und strenger als jemals wurde Ferdinand beaufsichtigt und bewacht. Einzig durch des Escoiquitz Vermittelung gelang es ihm, seine Noth demjenigen zu klagen, der auf Erden der einzige Helfer sein konnte. Die Seufzer des spanischen Thronerben fanden den Zugang zu Napoleon's Thron, und eine freundliche Aufnahme bei dem Manne, der gewohnt war, sich als den Erben der Revolution und der Bourbons zugleich zu betrachten, und der, unerbittlich für der eigenen Brüder geringsten Verstoß gegen seine Politik, sicherlich nicht gestimmt war, den Machthabern in Spanien ihren Wankelmuth und den sichtbaren Unwillen über das unbequeme, von Frankreich geübte, Protectorat ungestraft hingehen zu lassen. Aber er besaß von Spanien nur mangelhafte Kenntniß, und darum tragen seine ersten Schritte auf diesem unbekannten Boden das Gepräge behutsamer Zweifelhaftigkeit. Der Übernahme einer bestimmten Verpflichtung ausweichend, ließ er dem Prinzen Worte des Trostes und der Hoffnung in zweideutigen Äußerungen seines Gesandten Beauharnais zukommen. Die faßte Ferdinand begierig auf, und nicht befriedigt durch einen lebhaften mündlichen Verkehr mit Beauharnais, schrieb er auch viele Briefe an den Kaiser, in welchen des Valido in der unvortheilhaftesten Weise gedacht war. Er entwarf auch, um den mächtigen Beschützer zu belehren, ein Gemälde von Spanien in der düstersten Färbung, das jedoch niemals zu seiner Bestimmung gelangte, vielmehr, nach kurzer Frist, ein Beleg werden sollte zu einer den Schreiber bedrohenden peinlichen Anklage. Godoy's Späher entdeckten des Kronprinzen Verkehr mit dem fremden Gesandten und des Getreibes Zwecke, und die Entdeckung zu benutzen, hat der Günstling nicht verfehlen wollen. Daß es um Aufstand und Mord sich handle, wurde dem Könige beigebracht und blindlings geglaubt; Karl selbst stellte sich an die Spitze seiner Garde, um den Prinzen, sammt dessen Vertrauten, namentlich den Herzog von Infantado und den Escoiquitz zu verhaften. Zugleich schrieb der unglückliche Vater an seinen kaiserlichen Verbündeten: „Mein ältester Sohn, der muthmaßliche Thronerbe, sich nicht begnügend, eine Verschwörung anzuzetteln, mittels deren ich entthront werden sollte, hat in dem Übermaße verbrecherischen Wahnsinns an der eigenen Mutter Leben zu freveln sich vorgesetzt. Das verabscheuungswürdige Verbrechen muß nach der äußersten Strenge der Gesetze bestraft, der Verbrecher seines Anspruchs zur Thronfolge verlustig erklärt werden. Ich verliere keinen Augenblick, Ew. Maj. von diesem Zuge der tiefsten Verworfenheit zu unterrichten und mir den Beistand Ihrer Einsichten und Ihres Rathes zu erbitten." Der erbetene Rath scheint jedoch nicht gegeben worden zu sein; Napoleon beschränkte sich auf das Begehren, daß in dem einzuleitenden Rechtsverfahren sein Name nicht genannt werde. Es ward, des Prinzen und seiner Vertrauten Schuld zu untersuchen, eine Commission niedergesetzt, und in ängstlicher Spannung lauschte die Nation dem Ausspruche der Commissarien. Einstimmig erkannten diese das nicht schuldig, und ein Schrei des Entzückens wiederhallte durch alle Provinzen des Reichs. Eine ungeheure Popularität war dem Prinzen gewonnen, während des Volkes Verachtung für den König, Haß für den Günstling, die reichlichste Nahrung fand. Eben verwickelte sich Godoy unauflösbar in die von Napoleon gelegte Schlinge. In des Valido Auftrage unterzeichnete Izquierdo zu Fontainebleau den 17. Oct. 1807 den Vertrag, wornach das nördliche Portugal für die Königin von Etrurien, das südliche, unter dem Namen des Königreichs Algarve, für Godoy erobert werden sollte. Ein solcher Vertrag, die Pforten der iberischen Halbinsel den Heeren des Eroberers öffnend, mußte unfehlbar den Sturz der alternden Monarchie herbeiführen. Das begriff Godoy nicht eher, als bis die Heere seiner Verbündeten im Angesichte der Hauptstadt sich befanden, und Izquierdo ihm eröffnete, daß der Kaiser, als seiner Bemühungen Lohn, die Ebrogrenze fodere. Die verspätete Entdeckung, seine Furcht den Gebietern mittheilend, rieth er einzig zur Flucht, die vorläufig nach Andalusien gehen, nöthigenfalls aber bis Mejico ausgedehnt werden sollte. Karl IV. eröffnete seinem Sohne, daß er, genöthigt die Hauptstadt zu verlassen, in seine Hände die Verwaltung des Reichs unter den ausgedehntesten Vollmachten geben werde, und Godoy betrieb in geheimnißvoller Lebhaftigkeit die Anstalten der Abreise, ohne daß er doch sein Geheimniß der regen Aufmerksamkeit eines ganzen Volkes zu verbergen vermögend gewesen wäre. Liebe zu dem angestammten Herrschergeschlechte und die Furcht einer unbestimmten Gefahr, welche zu bestehen man sich stets eine möglichst große Anzahl von Theilnehmern wünscht, vereinigten die Bevölkerung von Aranjuez, wo der Hof weilte, und von Madrid zu einer lebhaften Bewegung. Des Palastes Höfe und Gärten werden von einer zahllosen Menschenmenge eingenommen, daß die königliche Familie verzweifelt, bei Tage und unter der herkömmlichen Bedienung und Bedeckung die Flucht antreten zu können. Dazu soll die Nacht benutzt werden, und die Bahn zu brechen, fährt ein Wagen vor, der alsbald als der des Prinzen de la Paz erkannt, gegen den Eigenthümer alle Leidenschaften der Menge entfesselte. Godoy's Palast ward erstürmt, er selbst genöthigt, in eines Speichers engem Raume Zuflucht zu suchen. Als er von da zu entwischen versuchte, verdankte er einzig des Prinzen von Asturien Dazwischenkunft seines gefährdeten Lebens Erhaltung, und diese Dazwischenkunft wirkte auch wohlthätig auf den Geist der Massen, die sichtlich beruhigt durch des Prinzen Zusage, daß er nicht reisen, um kei-

nen Preis Spanien verlassen werde, in den Freudenruf: „Es lebe der Prinz von Asturien," ausbrach. Einzelne Stimmen ließen sogar Ferdinand VII. leben, und dieser Ruf zumal traf den alten König, der, von seinem Rathgeber verlassen, denn Godoy befand sich im Gefängnisse, von dem Hofstaate, von der Königin angetrieben wurde, die Absicht, mit der er vorlängst sich getragen, zu verwirklichen und der seinen Händen entschlüpfenden Gewalt freiwillig zu entsagen. Karl stellte demnach eine Urkunde aus, worin er auf den Thron verzichtete, und das Volk, von K. Ferdinand VII. hörend, beruhigte sich vollkommen. Der neue Herrscher, bei seinem Vater sich beurlaubend, um in Madrid die Zügel der Regierung zu ergreifen, wurde mit der zärtlichsten Umarmung entlassen; zugleich schrieb Karl nach Paris an den Kaiser, um dessen Wohlwollen den neuen Regenten zu empfehlen. Aber Napoleon konnte keine Sympathien empfinden für denjenigen, der, ein Gegenstand der Wünsche und Hoffnungen seines Volkes, gar leicht sich versucht fühlen konnte, an den Ketten zu rütteln, die für Karl IV. und seinen verworfenen Hof beinahe eine Decoration gewesen. Murat, mit seiner Armee in die Hauptstadt Spaniens aufgenommen, wurde angewiesen, durch alle Mittel das scheinbar unter den Mitgliedern der königlichen Familie hergestellte freundschaftliche Einverständniß zu stören, und dieser wirkte um so eifriger für diesen heillosen Zweck, da Godoy, durch ihn dem Gefängnisse entrissen, alle seine Abneigung gegen Ferdinand dem Fremdlinge einzuimpfen verstand. Die Königin-Mutter und ihre Tochter, die Königin von Hetrurien, dienten getreulich den Absichten Murat's und seines Gebieters, indem sie den alten König überredeten, seine Abdankung, durch eine Verschwörung erzwungen, sei ungültig. Karl IV. schrieb die Protestation nieder, die ihm Murat dictirte, und gab ihr ein falsches Datum, damit sie, um zwei Tage zurückgeschoben, ein desto authentischeres Ansehen gewinne. Die Protestation wurde an den Kaiser geschickt, und für Murat und Beauharnais ein Vorwand, die königlichen Ehren an Ferdinand VII. so lange zu verweigern, bis von Seiten ihres Gebieters eine Entschließung eingehen würde. Diese Entschließung werde in keinem Falle lange ausbleiben, zumal der Kaiser selbst der Hauptstadt von Spanien einen Besuch zugedacht habe. In dem Interesse Ferdinand's, hieß es schließlich, möchte es wol begründet sein, daß er den hohen Gast nicht in seiner Residenz erwarte, sondern demselben entgegeneile; je weiter er diese Einholung ausdehne, um so lebhaftere Dankbarkeit habe er für dergleichen Aufmerksamkeit zu erwarten. Dasselbe versicherte der mittlerweile in Madrid eingetroffene kaiserliche Aide-de-camp Savary, mit dem Zusatze, daß der Kaiser schon ein bedeutendes Stück Wegs zurückgelegt habe, und daß kein Augenblick länger gezögert werden dürfe, wenn anders Ferdinand gesonnen sei, durch eine Handlung der feinsten Aufmerksamkeit sich das kaiserliche Wohlwollen zu verdienen, dessen erste Frucht er in der Anerkenntniß seiner königlichen Würde und in der Gewährung seines süßesten Wunsches finden würde. Ferdinand hatte nämlich um die Hand einer Nichte des Kaisers geworben. Je plumper die Kunstgriffe in der Politik sind, desto sicherer pflegen sie zu wirken; nicht einer von den Rathgebern des Königs sah die ihm gelegte Schlinge, und am 10. April begab sich Ferdinand auf die Reise, die Regentschaft einer Junta, unter dem Präsidium des Infanten Anton, übertragend. In Burgos schon hatte er gerechnet, mit dem Kaiser zusammenzutreffen; in Vitoria empfand er ernstliche Unruhe, nicht einmal schriftliche Botschaft von demselben zu vernehmen. Er schrieb: „Unlängst durch des Vaters Abdankung zum Throne erhoben, könne er es einzig der Vergeßlichkeit zuschreiben, daß ihm bis zur Stunde von Seiten des hohen Verbündeten kein Glückwunsch zugekommen sei. Er habe, seinerseits, die vollständigsten Beweise seiner Treue gegeben, z. B. in der regsten Sorgfalt für die Verpflegung der ihm zugesendeten Heere, aber hierauf sich lange nicht beschränkend, habe er den Wunsch geäußert, noch viel enger das die beiden Nationen umschließende Band zu knüpfen. Von der Abreise des Kaisers in Kenntniß gesetzt, habe er sich entschlossen, ihm entgegenzueilen..." Diese Zeilen niederschreibend, war Ferdinand der That nach bereits ein Gefangener, denn eine französische Division hielt die Umgebung von Vitoria besetzt, und ihrem Anführer, dem Generale Verdier, ertheilte Savary, als er sich anschickte, jenes Schreiben dem Kaiser zuzutragen, die gemessensten Befehle für die Bewachung der Straßen und für eine Aufsicht, welche dem jungen Könige jeden Gedanken einer Flucht untersage. Daß Flucht für ihn das einzige Rettungsmittel gewesen sei, vernahm Ferdinand aus jedem Munde; Einige wollten, daß er der Gefahr in eines Matrosen Gewand entrinne, Andere, daß er kühn durch die arglistigen Feinde einen Weg sich bahne, wozu Crillon einige zuverlässige Bataillone, der Generaldirector der Mauthen 2000 seiner Grenzhüter anbot; aber nichts vermochte den jungen Monarchen aus seiner Lethargie zu erwecken, selbst nicht die endlich eingelaufene, zweideutige Antwort auf sein Schreiben, worin Napoleon den Wunsch ausdrückte, mit Sr. königlichen Hoheit von ihrem Anrechte zum Throne, das einzig von der Mutter sich herschreibe, und von den Ereignissen in Aranjuez zu sprechen. Die ungeheure Beleidigung, die in dem mütterlichen Anrechte enthalten, wurde, so scheint es, von Niemandem empfunden, und die unbestimmte Aussicht einer Vermählung Sr. königlichen Hoheit mit einer französischen Prinzessin reichte hin, um alle Besorgnisse zu zerstreuen. Vergeblich versuchte die Bevölkerung von Vitoria, sich der fernern Reise zu widersetzen, vergeblich bot ein Schiffscapitain, der nach Irun, wo der König am 19. April eintraf, geeilt war, sein in der Bai von S. Sebastian ankerndes Schiff an; vergeblich theilten die Granden, die den Kaiser zu becomplimentiren vorausgesendet gewesen, mit, was sie aus des Fürchterlichen eigenem Munde über seine Absichten mit Spanien vernommen hatten. Den 28. April langte Ferdinand zu Bayonne an, und sofort erschien der Kaiser, zu Pferde, vor seinem Absteigequartier; hiervon unterrichtet, eilte der König zur Hausthür, und eine Bewillkommnungsscene, von Umarmungen begleitet, fiel da vor. Auch beim Abschiede kam Ferdinand zur

Hausthür. Um 6 Uhr wurde er in einer kaiserlichen Equipage zur Tafel geholt, bei welcher die friedlichste Ruhe waltete. Verbindlich, vertraulich sogar, erwies sich Napoleon seinem Gaste, dem er, zum Beschlusse, das Geleit zum Wagen gab. Ferdinand, in sein Quartier zurückgekehrt, unterhielt sich noch mit seinen Vertrauten von der anmuthigen Feinheit des Kaisers, und es wurde Savary gemeldet, der ihn allein zu sprechen verlange. Zur Audienz gelangt, erklärte der Aide-de-camp ohne Umschweif, es habe des Hauses Bourbon Herrschaft in Spanien aufgehört, und es trete an dessen Stelle das Geschlecht der Napoleoniden. Man erwarte dem zufolge von Ferdinand eine Verzichtung, nicht nur im eigenen, sondern auch im Namen der Prinzen des Hauses. Obgleich sich selbst überlassen, gab Ferdinand auf diesen überraschenden Antrag eine ebenso gemessene als angemessene Antwort: „Wie auch seine eigene Entschließung ausfallen möge, niemals könne er über die Rechte seiner Familie verfügen." Als Savary von Etrurien sprach, als einer der Größe des Opfers angemessenen Entschädigung, belehrte ihn Ferdinand, „daß er niemals fremdes Eigenthum berühren werde." Das Gespräch wurde abgebrochen, und der König entsendete einen seiner Räthe, um die Frage zu stellen: ob ihm die Rückkehr in seine Staaten vergönnt, oder ob er seiner Freiheit verlustig sei. Im letzten Falle sollte der Bote erklären, daß sein Herr jede fernere Verhandlung im Voraus als null und nichtig ansehe. Einige Tage später, den 28. April, mußte Cevalos dem Kaiser die Anzeige machen, daß sein König und Herr sich anschicke, nach Madrid abzugehen. Von diesen Erklärungen und Protestationen nahm Napoleon keine Notiz, im Gegentheil wurde die Aufsicht über seinen Gefangenen geschärft und die Zahl der Wächter vermehrt. Mittlerweile waren Karl IV. und seine Königin eingetroffen (den 1. Mai); sie hatten eine lange Unterredung mit dem Kaiser, und ließen demnächst den Sohn zu sich entbieten. Dem hielt in Napoleon's Gegenwart der alte König ein langes Sündenregister vor, welchem die Drohung angehängt wurde, daß Ferdinand und sein Bruder Don Carlos zur Haft gebracht und als Emigranten bestraft werden sollten, Falls nicht Ferdinand bis zum andern Morgen 6 Uhr durch eigenhändige Unterschrift ihm die Krone zurückgegeben haben würde. „Er befinde sich in der Nothwendigkeit," fügte Napoleon hinzu, „einen unglücklichen König gegen seinen rebellischen Sohn zu unterstützen." Ferdinand versuchte zu antworten, aber der Vater legte ihm gebieterisch Stillschweigen auf, beschuldigte ihn des beabsichtigten Thronraubes und Vatermordes, erhob sich von seinem Sitze, um ihn zu schlagen. Die Königin ging noch weiter, sodaß Napoleon veranlaßt wurde, im Kreise seiner Vertrauten zu äußern: „Welches Weib, welche Mutter! Mir ein Gegenstand des Abscheues. Sie wollte, daß ich ihn zum Blutgerüste schicke. Sie hat mich gezwungen, ihm meine Theilnahme zuzuwenden." Gar lebendig oder dauernd wirkte diese Theilnahme nicht; denn als der Prinz seine Rückgabe der Krone an Bedingungen knüpfen, sie nur dann als vollständig gelten lassen wollte, wenn sie in der Versammlung der Cortes, in der Hauptstadt, wo die ganze königliche Familie vereinigt sei, vollzogen sein würde, da wendete Napoleon sich wieder den Ältern zu, um den Sohn zu drängen und zu bedrohen, zuletzt auch von ihm Nachgiebigkeit zu erzwingen. Doch hatte der Prinz noch ebenso wenig sein Erbrecht an den Kaiser abgetreten, als er von der Abdankung des Vaters (den 5. Mai) wußte. Als man von ihm das letzte, das bitterste Opfer foderte, widerstand er, bis des Kaisers hartes Wort: „Sie haben zwischen Abdankung und Tod zu wählen," seine Unschlüssigkeit besiegte (den 6. Mai). In einem besondern Vertrage wurde ihm der Besitz des Schlosses Navarre und aller von der Grafschaft Evreux übrigen Domainen und Forsten, in dem Gesammteinkommen von 850,000 Livres zugesagt; statt aber, wie er sich geschmeichelt haben mag, in Navarre seinen Wohnsitz nehmen zu dürfen, wurde er, sammt seinem Bruder Don Carlos, seinem Oheim, D. Antonio, unter starker Bedeckung nach Talleyrand's Burg Valençay gebracht. Da verlebten die drei Prinzen fünf Jahre in der vollständigsten Einsamkeit, wenn man die Hüter und Späher nicht als eine Gesellschaft betrachten will, zugleich aber auch in einer gedanken- und beschäftigungsleeren Apathie, die noch heute der ganzen Umgebung ein Gegenstand der Verwunderung bleibt. An rois fainéants war man in Frankreich wol gewöhnt, aber die fainéantise der spanischen Prinzen überstieg Alles, was man je gesehen. Was nicht minder, in Valençay, wie in Bayonne, ältern Personen auffiel, war der Gefangenen Ähnlichkeit mit Ludwig XVI. und seinen Brüdern. „C'est Louis XVI.," sagte ein Jeder, zum ersten Male Karl IV. erblickend, „c'est le comte d'Artois," hieß es von Ferdinand VII. Ein einziges Ereigniß unterbrach die einförmige Stille in Valençay; die Erscheinung des Pseudo-Kolly, welcher sich für einen Agenten des englischen Ministeriums ausgab, beauftragt, die Prinzen ihrem Gefängnisse zu entführen, eigentlich aber, wie man glaubt, ein von der Polizei aus Paris entsendeter Versucher. Wie dem auch sei, weit entfernt, seinen Anträgen Gehör zu geben, hat Ferdinand sogleich von ihnen den Kaiser unterrichtet, die Gelegenheit benutzend, um, zum zehnten Male vielleicht, sein Gesuch um eine französische Braut zu erneuern. Überhaupt zeigte sich Ferdinand in seinen Beziehungen zu demjenigen, dessen Machtwort ihn an das traurige Valençay fesselte, von der abjectesten Seite. Für jeden Sieg hatte er einen schriftlichen Glückwunsch in Bereitschaft; die Niederlagen, nicht nur seiner Verbündeten, sondern auch seiner eigenen Unterthanen, feierte er durch Illuminationen, und der hohen Vermählung in Paris im Jahre 1810 beiwohnen, zu diesem einzigen Endzwecke ein einziges Mal seinen Kerker verlassen zu dürfen, dieses erbat er sich in den demüthigsten, in den unwürdigsten Ausdrücken; auch, wie ihm recht geschah, vergebens. Überhaupt hat Napoleon nur ein Mal, in der unmaßgeblichsten Weise, dergleichen verächtliche Demonstration beantwortet. Aber das große Kaiserthum eilte mit raschen Schritten dem Untergange entgegen; den Träumen von Weltherrschaft nach den Ereignissen von Moskau und Leipzig entsagend, fühlte Napoleon die Nothwendigkeit, jener Feinde, mit welchen eine Aussöhnung überhaupt möglich war, in der kürzesten Frist sich zu

entledigen. Der Staatsrath Laforêt begab sich, mit Ferdinand zu unterhandeln, nach Valençay. Dieser wollte zögern, schützte seine Unwissenheit über die gegenwärtige Lage von Spanien vor, fand es nöthig, durch einen abzusendenden Commissar über dieselbe Erkundigung einzuziehen, bald jedoch diese Ziererei aufgebend, ertheilte er dem Herzoge von S. Carlos Vollmacht für das fragliche Geschäft, und in dem Vertrage vom 8., nicht 11., Dec. 1813 wurde Ferdinand VII. in der Eigenschaft eines Königs von Spanien und Indien von Seiten Napoleon's anerkannt, wogegen jener sich verpflichtete, Englands Heere aus seinen Staaten zu entfernen, an seine Ältern eine Jahresrente von neun Millionen Livres zu entrichten, und die Diener Joseph's, in sofern sie Spanier von Geburt wären, bei ihren Ämtern zu lassen. Es vergingen jedoch noch beinahe drei Monate, bevor Ferdinand der Gefangenschaft entlassen wurde (den 3. März 1814), und unter dem Incognito eines Grafen von Toreno, mit einem Passe des Kriegsministers versehen, die Reise nach Catalonien antreten durfte. Den Boden der Heimath betretend, zu Figueras den 22. März, empfing er aller Orten die unzweideutigsten Zeichen der Verehrung und Anhänglichkeit, sodaß er, in einem einzigen, langen Triumphzuge nach Valencia gelangt, nicht weiter die Ohnmacht der Cortes und den Unbestand der von ihnen gegebenen Constitution bezweifeln konnte. Unterrichtet, daß er, vermöge des im Januar von ihnen gefaßten Beschlusses vor seiner Ankunft in Madrid, den Eid auf die Constitution leisten solle, erließ Ferdinand, Valencia den 4. Mai, eine Bekanntmachung, worin er die Constitution und alle Decrete der Cortes für nichtig und wirkungslos erklärte, sowie jeden der beleidigten Majestät schuldig und in die Todesstrafe verfallen, welcher durch Wort oder That zu deren Beobachtung und Vollziehung auffodern oder anleiten werde. Jene Constitution, heißt es ferner, sei ein Vergehen gegen die königliche Prärogative, ein Misbrauch des Namens der Nation, das Werk einer Partei, der Wille etlicher Aufrührer; weder der Adel, noch die Geistlichkeit seien zu den constituirenden Cortes berufen worden. Er, der König, verspreche und beschwöre, daß die Nation in ihren Hoffnungen von ihm sich nicht getäuscht finden solle. Er werde die Cortes zusammenberufen. Mit deren Beistimmung sollten die Gesetze abgefaßt, durch sie die Freiheit, die persönliche und königliche Sicherheit verbürgt, die für den König und seine Familie bestimmten Gelder von dem öffentlichen Schatze getrennt werden. Auf die entschiedenste Weise lehnte Ferdinand die wiederholten Anträge ab, die Constitution der Cortes durch seine Annahme zu sanctioniren, vielmehr entschlossen sich zeigend, den Faden des Regiments in der Weise wieder aufzunehmen, wie er 1808 ihn hatte fallen lassen. Sicherlich für die Umstände der einzige vernünftige Entschluß, vorausgesetzt, daß er auch mit Vernunft durchgeführt werde. Daran hat sich nun freilich kein Überfluß gefunden, weder von Seiten Ferdinand's und seiner Räthe, noch von Seiten derjenigen, denen ihr eigenes Interesse die Verpflichtung auferlegte, ihn für das große Werk der Pacification des Reichs zu unterstützen. Ohne Widerstand hätte Ferdinand 1814 über die Revolution triumphiren können. Es wiederholte sich aber bei ihm, was für alle restaurirte Regierungen eine Klippe zu sein pflegt; den alten Zustand der Dinge, in sofern er ihnen vortheilhaft ist, wieder herstellend, können sie sich nicht entschließen, aufzugeben, was die abgeschaffte Regierungsform im Interesse der Gewalt einführte, und doppelten Lasten erliegend, müssen endlich die Unterthanen der vollkommensten Gleichgültigkeit für jede Art von Verfassung sich hingeben. Außerdem hat Ferdinand, die Constitution der Cortes vernichtend, nicht bedacht, daß factisch auch die alte Constitution, oder die Gesammtheit der Sitten und Gewohnheiten, durch welche das alte Spanien sich regierte, vernichtet worden, daß er demnach eine tabula rasa vor sich finde, auf welche, die Massen zu beruhigen, schlechterdings irgend etwas gesetzt werden müsse. Nichts wurde dem leeren Raume eingefügt, als das Bild des Monarchen und der Günstlinge, die, an sich meistentheils unbedeutend, ihn abwechselnd beherrschten. Es kam, unter des Königs unmittelbarer Einleitung oder Zulassung, vielfältig zu Reactionen, Verhaftungen, Verbannungen, wie jene z. B. der Josefinos, Hinrichtungen; häufiger Wechsel in den Personen des höhern und niedern Militairdienstes; das ausschweifendste Ränkespiel, große Finanzverlegenheiten erweckten von allen Seiten der Regierung Feinde, unter denen durch die früheste Schilderhebung Porlier sich bemerkbar macht. Den verfehlten Versuch büßte der unerschrockene Ritter am Galgen; aber soviel Lehre entnahm sich Ferdinand aus dem Aufruhre, daß er, wenn auch Sieger, doch für gut fand, bei Gelegenheit seiner zweiten Vermählung (den 3. Oct. 1816) mit der Infantin Maria Isabella Franziska von Portugal, einen Generalpardon für alle Verbrechen, die Vindicta publica doch vorbehaltend, zu bewilligen. Es folgten sich nun mehre, zum Theil zwar wohlthätige, meist jedoch bedenkliche Verordnungen, deren Richtung nicht zu verkennen ist. So ist zu gedenken der Abschaffung des von K. Joseph herrührenden Ministeriums der öffentlichen Sicherheit, der nach Form und Tendenz der Tyrannei der Zehner in Venedig vergleichbaren politischen Inquisition; die Glaubensinquisition, deren Wiederherstellung Ferdinand seinen Freunden nicht hatte versagen können, wurde bedeutend ermäßigt; es wurden die Klöster hergestellt und die Jesuiten durch Decret vom 29. Mai 1815 in alle, seit 1767 ihnen entzogene, Rechte und Güter wieder eingesetzt, wurde die Preßfreiheit aufgehoben. Besondern Segen konnte, gehörig gehandhabt, dem Reiche der Finanzplan bringen, welchen Ausgang des Jahres 1817 der Minister Garay durchsetzte, wornach die Binnenzölle und Mauthen aufgehoben, für das ganze Königreich eine einzige Steuer eingeführt, dem Klerus eine jährliche Leistung von 30 Millionen Realen, unter der anständigen Benennung eines Don gratuit, auferlegt, die Regale von erledigten Bisthümern und Erzbisthümern dem Schatze zugewendet, jede Ertheilung von Privilegien und Monopolen auf das Strengste untersagt. Daß dieser Plan nur höchst unvollständig zur Ausführung kam, wurde vornehmlich dem Ausbruche der Revolution von 1820 förderlich. Ferdi-

nand VII., zum zweiten Male Witwer, indem der Tod der Königin, wie es heißt, durch seine Brutalität veranlaßt worden (den 26. Dec. 1818), hatte nur eben, den 20. Oct. 1819, die dritte Gemahlin, die sächsische Prinzessin Josephine Amalia Beatrix, sich antrauen lassen, auch, aus Veranlassung dieses Ereignisses, abermals eine Amnestie bewilligt, als er mit dem lebhaftesten Eifer die Ausrüstung einer vierten, nach Amerika bestimmten, Expedition betrieb, und zu dem Ende in der Umgebung von Cadiz eine große Truppenmasse vereinigte. Es verzögerte sich aber die Einschiffung über die Gebühr; der müßige Soldat, höchst schwierig bereits durch das seit drei Vierteljahren fortwährende Ausbleiben des Soldes, wurde durch eine Menge von ebenso thätigen als verwegenen Agenten bearbeitet, und das zur Eroberung von Amerika bestimmte Heer, von Quiroga und Riego geleitet, foderte von der Isla de Leon aus, den 1. Jan. 1820, die Wiederherstellung der von den Cortes gegebenen Constitution. Von diesem Brennpunkt aus verbreitete sich die Empörung mit Blitzesschnelle über alle Theile der Halbinsel; denn es eilten von allen Seiten, wie die Raben dem Aase, die Verbannten dem sterbenden Königthume zu. Mina stellte sich in Catalonien an die Spitze der Rebellen; zu Murcia wurde die Constitution am 29. Febr., zu Cadiz und Zaragoza am 5. März beschworen. Ein Soldatenaufruhr zu Madrid, in der Nacht vom 6. zum 7. März, hatte die Folge, daß Ferdinand durch Decret vom 7. März seine Bereitwilligkeit erklärte, die Constitution der Cortes zu beschwören. Das Versprechen erfüllte er am andern Tage, in Gegenwart einer provisorischen Junta und einer Deputation des Municipalraths von Madrid; er wiederholte auch, vom Balcon des Palastes aus, in Gegenwart des versammelten Volkes, diesen Schwur, gleichwie er durch Decret vom 9. März ankündigte, daß er ihn vor den sofort einzuberufenden Cortes erneuern werde. An demselben Tage stellte er durch Decret die Preßfreiheit wieder her, ein anderes hob die Inquisition auf, „die unverträglich mit der Constitution," und zugleich wurden alle diejenigen in Freiheit gesetzt, welche bis dahin wegen politischer oder religiöser Meinungen in den Gefängnissen der Inquisition festgehalten gewesen. In einem Manifeste vom 10. März gab der Monarch seinem Volke die Zusage, daß er jederzeit der Constitution, welche hierauf in dem ganzen Reiche publicirt wurde, festeste Stütze sein wolle. Und diese Constitution hat Ferdinand zum dritten Male in der Versammlung der Cortes, den 9. Juli 1820, beschworen. Nochmals wurden bei dieser Gelegenheit die Inquisition und die Tortur abgeschafft, die Jesuiten vertrieben, die Klöster aufgehoben. Die Freiheit der Presse sollte die geistige Finsterniß erleuchten, der Verkauf des Kirchen- oder sogenannten Nationalgutes der Noth der Finanzen abhelfen. In allen seinen Bewilligungen wich Ferdinand lediglich der Noth des Augenblicks; die Eide wurden geschworen, in dem unwandelbaren Entschlusse, sie bei der ersten Gelegenheit zu brechen. Einmal in der Gewalt seiner Feinde sich befindend, hat Ferdinand seinen gewöhnlichen Charakter, Lüge und Heuchelei, niemals verleugnet. Die wenigen Getreuen, die in seiner Nähe verbleiben durften, hat er mit einer, an Königen häufig wahrgenommenen, selbstsüchtigen Unempfindlichkeit, in unausführbaren Verschwörungen geopfert, wie z. B. am 8. Juli 1820, und von Concessionen zu Concessionen gedrängt, befand er sich vollkommen in derselben Lage, wie am 10. Aug. 1792 Ludwig XVI. sich befand. Die einzige Ungleichheit ergab sich aus der verschiedenen Gemüthsart der beiden Nationen. In Frankreich wich Alles, die einzige Vendée abgerechnet, dem Einflusse der wenigen, der unsinnigen Leiter in Paris; in Spanien, wie schlecht geleitet und wie verderblich darum in ihrem Ausgange die meisten Schilderhebungen zu Gunsten des gefangenen Königs waren, so waren sie doch auf dem einen Punkte kaum unterdrückt, als sich auf drei, vier andern Stellen ähnliche Bewegungen äußerten. Die Geistlichkeit vornehmlich war es, welche diese Widersetzlichkeit belebte. Die Geistlichkeit war nicht einen Augenblick irre geworden in ihrer Meinung über dasjenige, was sie, trotz aller heuchlerischen Versicherungen, von den Cortes zu erwarten habe. In großer Heftigkeit bekämpften sich die Parteien, deren Erbitterung durch den Hinzutritt von Privatfeindschaften zum Äußersten gesteigert wurde, gleichwie, das Elend des Landes zu erhöhen, zahlreiche Räuberbanden in den verschiedenen Provinzen in der angestrengtesten Thätigkeit wirkten. Zwischen den Royalisten und den Demokraten sich eine Bahn zu brechen, sich selbst die höchste Gewalt unter dem Vorwande des gemeinen Wohls zu erstreiten, versuchten einige Politiker, denen seinen Namen zu leihen Morillo sich nicht schämte, bis er, unter blutigen Händeln in der Hauptstadt, den 5—7. Juli, zu den Constitutionellen überging. Abermals behielt diese Partei die Oberhand, gleichwie sie nach den verderblichsten Anstrengungen der Glaubensarmee in Catalonien obsiegte. Doch zu einer rechtmäßigen Herrschaft zu gelangen, war sie noch nicht vermögend. Wol standen ihr die Generale und mit diesen die Mamlucken zu Gebote; aber die eigentliche Revolutionsarmee, das Gesindel, bestimmt, jede Art von Besitz und Talent anzufeinden und zu zerstören, war noch weit entfernt von jener Vollzähligkeit, welche sie seit 1832 erlangt hat, und eine greuelvolle Anarchie, die Demoralisation des Volkes, die Indifferenz für jede Art von Regierungsform blieben vor der Hand die einzigen Früchte der glorreichen Revolution von 1820. Diese Anarchie und die Gefangenschaft der königlichen Familie erregten endlich die Aufmerksamkeit der großen Mächte. In der Schlußerklärung des Congresses zu Verona (Circulardepesche vom 14. Dec. 1822) sprachen sie den Entschluß aus, der Verwirrung in Spanien zu steuern. Es wurden zugleich die Gesandten abgerufen. Die Revolutionaire beantworteten jene Erklärung durch eine an ihren Gesandten zu Paris gerichtete Depesche (den 9. Jan. 1823), worin es heißt, Spanien verharre fest in seinen Grundsätzen und bei der Absicht, sein dermaliges politisches System und die Nationalunabhängigkeit um jeden Preis zu vertheidigen; dem Könige seien feste Anhänglichkeit an die Constitution von 1812, der Wunsch, Frieden mit allen Mächten zu unterhalten, und der Entschluß, Niemandem, wer er auch sei,

ein Recht der Dazwischenkunft für seine Angelegenheiten zuzugestehen, unwandelbare Verhaltungsregeln geworden. Weit nachdrücklicher noch sprach eine Circularnote von demselben Datum, an die spanischen Gesandten gerichtet. Um dieselbe Zeit, den 19. Febr. 1823, erklärten die am 3. Oct. 1822 installirten außerordentlichen Cortes ihre Sitzungen für geschlossen, und es traten am 1. März die ordentlichen Cortes zusammen, welche in der Eröffnungsrede der König nachdrücklichst ermahnte, in den angenommenen Grundsätzen zu verharren. Noch wurde unterhandelt, vornehmlich von Großbritannien, welches, nachdem es vergeblich bemüht gewesen, durch Drohungen die Continentalmächte vom bewaffneten Einschreiten abzuhalten, sich jetzt bemühte, auf die Cortes zu wirken und von ihnen Concessionen zu erhalten, durch welche die königliche Prärogative vermehrt und die Ruhe im Reiche hergestellt werden könnte, ohne daß hierzu eine Invasion erfoderlich sei. Aber die großen Männer, welche in Madrid regierten, wiesen die Vergleichungsvorschläge von sich, und ein französisches Heer, denn Europa hatte die Execution, oder die Gendarmenexpedition, wie Kaiser Alexander sie nannte, an Frankreich überlassen, den Herzog von Angoulême an der Spitze, überschritt die Grenze (den 9. April 1823). Seine Annäherung wurde, freudig begrüßt von der Regentschaft in Catalonien, in ihrem Rechte wenigstens ebenso begründet, wie das Pöbelregiment in Madrid; als der Vorhut äußerste Spitze dienten ihm die Reste der Glaubensarmee. Bereits, den 20. März, hatte der König mit seiner Familie den Weg nach Sevilla einschlagen müssen; drei Tage später folgten ihm auch die Cortes, ohne jedoch, ungeachtet der vielfältigen kühnen Äußerungen, den Gang der Ereignisse oder der öffentlichen Meinung abwarten zu wollen. Diese Meinung zeigte sich aber allerwärts der Revolution durchaus abgewendet; jeder Versuch eines Widerstandes erlahmte an der Einmüthigkeit der Massen, welche nicht als Feinde, sondern als Befreier die Franzosen aufnahmen. Am 24. Mai war der Herzog von Angoulême bis Madrid vorgedrungen; statt zu fechten, setzten die Cortes ihm das Decret vom 12. Juni entgegen, worin der König für gemüthskrank erklärt und für die Dauer dieser Krankheit eine constitutionelle Regentschaft bestellt war. Bald hatte ganz Spanien der Tyrannei seiner vermeintlichen Cortes sich entzogen, und diese in ihrem äußersten Bollwerke, in Cadiz, angefochten, sahen sich am 1. Oct. genöthigt, ihre Gefangenen, den König und die königliche Familie freizugeben. Ein Admiral (etwa Mazaredo?) ließ es sich nicht nehmen, die erlauchte Reisende nach dem festen Lande überzusetzen; denn er war dem Könige persönlich ergeben und hatte ihm, in der drangvollsten Lage, den Kerkermeistern gegenüber, Dienste von Belang geleistet. Das Steuerruder der Schaluppe führte der Admiral, und mit sichtbarem Vergnügen, in einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Wohlwollen, unterhielt sich Ferdinand mit ihm während der Überfahrt. Die Schaluppe legte an; im Begriffe, sie zu verlassen, wendet der Monarch dem Admirale einen Blick zu, einen einzigen Blick, der diesen bestimmte, wie nur eben die Passagiere abgesetzt waren, sein Schifflein zu wenden, um sofort nach Cadiz zurückzukehren und demnächst die weitere Flucht nach England anzutreten. Wohl ist ihm das bekommen; denn wenn auch Ferdinand den Sieg seiner Verbündeten nicht misbrauchte, wie die Clubisten in Madrid unbezweifelt ihren Sieg misbraucht haben würden, so unterließ er doch nicht, an den Häuptern der Bewegung, vorzüglich wenn er in persönlicher Beziehung zu ihnen gestanden hatte, seine Rache zu nehmen, einzig der Subalternen verschonend. In allen übrigen Dingen wurde die Regierung auf den Fuß, wie sie vor 1820 bestanden hatte, wiederhergestellt, nicht grade zum Nachtheile des Volkes, aber auch nicht in Aufschwung zum Bessern; denn die Sitten der alten Zeit waren vernichtet, es hing nicht mehr das Volk in blinder Ergebenheit an dem König, den es zwei Mal in Banden, in der abjectesten Haltung gesehen hatte; es gab sich in allen Zweigen des Staatshaushaltes ein Erlahmen der Sprungfedern kund. Weder völliger Ruhestand im Innern, noch Ordnung für die zerrütteten Finanzen, weder ein festes System in der Verwaltung, noch eine untadelhafte Rechtspflege konnten begründet werden. Durch Decret vom 15. Aug. 1826 erklärte Ferdinand, „daß er nie eine Änderung in der dermaligen gesetzlichen Regierungsform machen, ebenso wenig die Errichtung von Kammern, oder verwandten Institutionen, unter welchem Namen es sein möchte, zugeben werde." Sechs Jahre später sollte er derjenige sein, welcher dieser „gesetzlichen Regierungsform" den Todesstoß beibrachte. Die Königin starb den 17. Mai 1829. Der Nachkommenschaft entbehrend, indem die ältere Tochter der zweiten Ehe, Maria Isabella, geb. den 21. Aug. 1817, den 9. Jan. 1818 verstorben war, die jüngere das Licht der Welt nur erblickte, um an demselben Tage, den 26. Dec. 1818, zu verscheiden, sah Ferdinand sich veranlaßt, auch die vierte Ehe einzugehen. Die neapolitanische Prinzessin Christina wurde ihm am 11. Dec. 1829 angetraut und beschenkte ihn mit zwei Prinzessinnen, deren ältere, Maria Isabella, den 10. Oct. 1830, Maria Ludovica Ferdinanda den 30. Jan. 1832 geboren ist. Des Königs Gesundheit befand sich seit längerer Zeit im Abnehmen; reichlich begabt mit jenem stoischen Gleichmuthe für des Schicksals Schläge, für der Freunde Verlust, besaß er von der andern Seite ein für persönliche Beziehungen höchst reizbares Gemüth. Mehr denn ein Mal hat es sich in den Tagen seiner zweiten Gefangenschaft zugetragen, daß er dem Volke, das ihm eine Tragala sang, unter den Fenstern des Palastes in Spottliedern seines eigenen Fabrikats antwortete. Dieser Reizbarkeit und dem Podagra erlag eine außerdem unverwüstliche Gesundheit, und mit der Abnahme der Körperkräfte hielt die des Geistes gleichen Schritt, sodaß der König, obgleich vollkommen die Gefahren, von welchen der Thron umgeben war, erkennend, sich bewegen ließ, in der pragmatischen Sanction vom 29. März 1830 zu verordnen, daß, in Ermangelung eines Sohnes, die älteste Tochter die Krone erben solle, wenn auch der Mannsstamm in den Brüdern oder nächsten Verwandten des Königs fortbestehe. Es ist auch in Folge dieser Sanction die 1830 geborene Tochter zur Prinzessin von Asturien erklärt worden. Im

folgenden Jahre nahm der König seine pragmatische Sanction durch ein Decret zurück, daß es demnach bei der von Philipp V. herrührenden Bestimmung, den 12. Mai 1713, daß die Töchter erst nach Abgang des ganzen Mannsstammes zur Thronfolge gelangen sollen, sein Bewenden gehabt hätte. Aber nach kurzer Frist erging ein neues Decret, den 31. Dec. 1832, worin Alles, was gegen die pragmatische Sanction verfügt worden war, als während der Krankheit des Königs erschlichen, zurückgenommen und die weibliche Erbfolge in ihrem ganzen Umfange hergestellt wurde. Darüber verließ des Königs ältester Bruder, Don Carlos, das Reich, und da auch Neapel und Lucca gegen die einseitige Aufhebung des Thronfolgegesetzes von 1713 protestirten, sah Ferdinand sich veranlaßt, durch Decret vom 18. Mai 1833 die Cortes einzuberufen, damit sie seiner Tochter die Eventualhuldigung leisteten. Sein Wille wurde am 20. Juni nächsten Jahres erfüllt; drei Monate später, den 29. Sept. 1833, starb K. Ferdinand. Viel hat Spanien um ihn, unter ihm gelitten; theuer hat überhaupt Spanien den zu Anfang des vorigen Jahrhunderts einem Bourbon, einem Wahnsinnigen gegebenen Vorzug büßen müssen; doch ist nichts dem unglücklichen Lande so theuer zu stehen gekommen, als jene pragmatische Sanction vom 29. März 1830. Sie auszubeuten, war einzig die Revolution berufen, und das haben ihre Koryphäen getreulich gethan. Man hat eines ausgewanderten spanischen Advocaten, Don . . . ., Denkwürdigkeiten von Ferdinand VII. und dessen Regierung, spanisch geschrieben, aber auch in englischer und französischer Übersetzung, 1824. Ein großer Bewunderer der Constitution von 1812 soll der Verfasser doch in andern Beziehungen aufrichtig und wahr sein.

(*v. Stramberg.*)

FERDINAND, des Königs Alfons X. von Castilien ältester Sohn, empfing im Augenblicke seiner Geburt, 1254, den Beinamen de la Cerda, weil seine Brust mit Haaren bewachsen war. Berufen, dereinst Castilien zu beherrschen, war eines Königs Tochter die einzige ihm ebenbürtige Braut; um diese zu werben, entsendete König Alfons den Bischof von Cadiz und den Ritter Heinrich Toscan nach Paris. Des Infanten Ehevertrag mit der Prinzessin Blanca, Tochter Ludwig's IX., abgeschlossen den 28. Sept. 1266, wurde zu Burgos, 1269, vollzogen. Als Alfons sich anschickte, die Kaiserkrone zu empfangen, wurde Ferdinand ausdrücklich als der Thronfolger für die Reiche Castilien und Leon anerkannt; allein das Geschick ließ ihn die Früchte dieser Anerkenntniß nicht ernten. In einem Feldzuge gegen die Ungläubigen begriffen, erkrankte und starb er zu Ciudad Real, August 1275. Sterbend hat er seine beiden Knaben, Alfons und Ferdinand, an Johann Nuñez de Lara empfohlen, diesem besonders aufgebend, daß er keines Fleißes spare, um den Infanten, für den Fall von des Großvaters Ableben, die Thronfolge zu sichern. Des empfangenen Vertrauens sich würdig zu zeigen, strengte Johann Nuñez alle seine Kräfte an; aber gegen den Infanten Sancho, des Verstorbenen jüngeren Bruder, vermochte er nicht aufzukommen, zumal das Repräsentationsrecht in Castilien noch nicht allgemein anerkannt war. Nachdem der Großvater selbst, auf eine letzte Mahnung, erklärt hatte, die Erbschaft des Reiches gebühre seinem Sohne Sancho, begab sich Ferdinand's Witwe mit ihren beiden Kindern, mit ihrer Schwiegermutter, welche des Königs Alfons Entscheidung höchlich misbilligte, nach Aragon, wo König Peter sie liebreich aufnahm, doch aber die gesuchte Erlaubniß zur Weiterreise nach Frankreich versagte. Nur der Mutter, der Prinzessin Blanca, wurde vergönnt, ihre Tage in der Heimath zu beschließen; die Königin Yolantha mußte sich bequemen, nach Castilien zurückzukehren, und den beiden Prinzen wurde die Burg Jativa, in dem Königreiche Valencia, zum Aufenthalte angewiesen. Während in dieser Weise Peter's Politik über die Prinzen verfügte, war der König Philipp von Frankreich beschäftigt, ihnen für die Zukunft eine anständige Existenz zu sichern. In den Conferenzen zu Auch, 1280, ließ er sich von K. Alfons versprechen, daß dessen beide Enkel das Königreich Murcia haben und als ein Lehen von Sancho, dem dereinstigen Könige von Castilien, besitzen sollten. Dieses Versprechen deutet eine Sinnesänderung des Großvaters an; sie offenbart sich bestimmter noch in einem am 8. Nov. 1283 bestätigten Testamente, worin Alfons den undankbaren Sancho enterbt und verflucht, und dagegen Ferdinand's Kinder, in deren Ermangelung die Nachkommenschaft des Königs von Frankreich, zur Thronfolge beruft. Er hat jedoch vor seinem Ende dem Undankbaren verziehen, und Sancho bestieg ohne Widerrede den erledigten Thron. Von ihm versprach sich K. Peter von Aragon für seine Fehde mit Frankreich, mit dem Papste, mit den Angevinern den wirksamsten Beistand; für die getäuschte Erwartung Rache zu nehmen, gedachte Peter die beiden Prinzen von la Cerda zu befreien und den ältern als König von Castilien ausrufen zu lassen; aber auf dem Wege nach Jativa überraschte ihn der Tod, und mit seinem Sohne und Nachfolger, Alfons III., das gute Vernehmen herzustellen, zugleich aber auch die Auslieferung der beiden, seiner Ruhe bedrohlichen, Prinzen zu erhalten, wendete der König von Castilien den äußersten Fleiß an. Die Unterhandlungen verlängerte nach Möglichkeit Alfons, damit nicht Franzosen und Castilier zu seinem Nachtheile sich zu vereinigen versucht; gewahrend indessen, daß Sancho jeder Bewilligung an die Prinzen, oder auch an Aragon, gleich abgeneigt, ließ er die beiden Brüder von Jativa nach Jacca bringen, und daselbst den ältern, Alfons, als König von Castilien und Leon ausrufen, Anfang September 1288. Der Feierlichkeit folgte ein Einfall in Castilien, welcher, obgleich durch einen Einfall der Castilier in das Gebiet von Tarrazona erwiedert, doch mehre Plätze den Händen der Prinzen von la Cerda überlieferte. Von Seron aus setzten diese hierauf ihren Krieg, mit abwechselnden, meist unerheblichen, Erfolgen fort, bis der frühzeitige Tod ihres Beschützers, des K. Alfons III., ihre schönsten Hoffnungen vernichtete; denn der Nachfolger, Jacob II., befolgte in Bezug auf Castilien eine friedliche Politik. Einzig die stürmische Minderjährigkeit Ferdinand's IV. konnte den Ansprüchen des Hauses la Cerda erneuerte Wichtigkeit verleihen. Alfons de la Cerda, von

mehren Großen Castiliens, auch von Aragon unterstützt, wurde zu Sahagun (1296) als König von Castilien inaugurirt, ohne doch am Ende gegen die Regentin, die Königin-Mutter, sich behaupten zu können. Nach einer langen Reihe von Befehdungen und Unfällen mußte er zugeben, daß der Congreß von Campillo (1305) die Ermittelung eines seinen Ansprüchen angemessenen Äquivalents den Königen von Portugal und Aragon überlasse, und diese verfügten, daß Alfons die bis dahin von seinem Volke behaupteten Ortschaften Almazan, Almenara, Deza, Seron herauszugeben, dagegen aber Alba de Tormes, Bejar, Val de Carneja, Mazanares, Monzon, Gaton, Gibraleon, Aljaba, alles zusammen zu einem Einkommen von 400,000 Maravedis berechnet, und sein Bruder die herkömmliche Dotation eines Infanten haben solle. Alfons scheint jedoch niemals zum vollständigen Besitze der ihm verheißenen Gebiete gelangt zu sein, obgleich er 1330 nach Castilien kam, dem Könige Alfons XI. seine Unterwürfigkeit zu bezeigen, und bei dieser Gelegenheit des herzlichsten Empfanges sich erfreute. Er starb um 1333, aus seiner Ehe mit der Erbin der Baronie Lunel, in Languedoc, mit Mathilden, einer Tochter des Vicomte Almerich VI. von Narbonne, fünf Kinder, Ludwig, Johann Alfons, Margaretha, Agnes und Alfons, hinterlassend. Ludwig, dem vielleicht mit Unrecht die Prädicate eines Grafen von Clermont und Talmont, in Frankreich, zugeschrieben werden, vermählte sich 1306 mit Eleonora de Guzman, der Erbin der Grafschaft Puerto Sta. Maria bei Cadiz, und hinterließ, außer dem Sohne, Johann de la Cerda, der, Groß-Alguazil von Sevilla, 1357 auf Peter's des Grausamen Befehl ermordet wurde, eine Tochter, Isabella, die, als die Erbin von Puerto Sta. Maria, in erster Ehe den Roderich Perez Ponce de Asturias, in anderer Ehe den Bastardsohn des Grafen Gaston Phöbus von Foix, den Bernhard von Foix, Grafen von Medina Celi seit dem 19. Juli 1368, heirathete. Von den Kindern dieser letzten Ehe entstammt das zu Anfange des vorigen Jahrhunderts erloschene jüngere Haus la Cerda, wegen dessen der Art. Medina Celi nachzusehen ist. Johann Alfons de la Cerda, der zweite Sohn des enterbten Prinzen Alfons, starb um 1348, Vater eines Alfons Fernandez de la Cerda, dessen Urenkel Ludwig II. von la Cerda, als die Erbin von Villoria, Valtablado, Escalona, Castrillo, Ventosilla, eine einzige Tochter hinterließ, die an Diego von Zuñiga, des ersten Herzogs von Bejar andern Sohn, verheirathet. Alfons d'Espagne, von den Söhnen des Prinzen Alfons der dritte, wird 1321 als Archidiakon der Kirche von Paris genannt, heirathete nachmals die Isabella von Antoing, und starb zu Gentilly bei Paris 1327, die Söhne Ludwig und Karl hinterlassend. Ludwig d'Espagne, Graf von Clermont und Talmont, diente dem Könige von Frankreich in verschiedenen Kriegen als Admiral vom 13. März bis 28. Dec. 1341. Die reizenden Schilderungen von den neu entdeckten canarischen Inseln vernehmend und seiner königlichen Herkunft eingedenk, erbat er sich von dem Papste die Belehnung mit diesen Inseln, in welchen die christliche Religion einzuführen er sich anheischig machte. Diesem Gesuche willfahrte Papst Clemens VI., und am 14. Nov. 1344 bekleidete er selbst in großer Feierlichkeit den Infanten mit den Insignien der königlichen Würde, mit Krone und Scepter, gleichwie Ludwig in dem hierauf am 18. Nov. ausgestellten Lehnrevers sich verpflichtete, als Zeichen seiner Abhängigkeit einen jährlichen Zins von 400 Pistolen an die apostolische Kammer zu entrichten. Die Eroberung der Inseln unterblieb aber, wegen der anhaltenden Kriege der Engländer und Franzosen, wiewol des Fürsten der glückseligen Inseln noch unter dem 8. März 1351 gedacht wird. Sein Bruder, Karl d'Espagne, Graf von Angoulême, auf Lunel, Benon und Fontenay-l'abbattu Herr, wurde im Januar 1350 von König Johann zum Connétable von Frankreich ernannt, auch von demselben Monarchen, Januar 1352, mit der Grafschaft Angoulême und den Herrschaften Tralaisans und Marsans beschenkt. In seiner hohen Stellung misfiel er dem Könige von Navarra, und dieser ließ den Angefeindeten zu l'Aigle im Bette, den 6. Jan. 1354, ermorden. Vermählt mit Margarethen, einer Tochter Karl's von Châtillon, des Grafen von Blois, war der Graf von Angoulême kinderlos geblieben. Ferdinand de la Cerda, des ersten Ferdinand jüngerer Sohn, nachdem er Theil genommen an allen Bestrebungen des Bruders wegen einer verlorenen Krone, fand für seinen Verlust reichliche Entschädigung in einer vortheilhaften Heirath. Seine Gemahlin, Johanna Nuñez de Lara, zugenannt la Palomilla, eine Tochter jenes Johann Nuñez de Lara, welchem Ferdinand sterbend die hilflosen Söhne empfohlen hatte, wurde die Regiererin des Hauses Lara durch ihrer beiden Brüder unbeerbten Abgang. Sie starb auf Dreifaltigkeitsonntag 1350, und hinterließ die unermeßliche Erbschaft ihrem Sohne, Johann Nuñez de Lara, der auch die Herrschaft Biscaya und das Amt eines Alferez mayor von Castilien mit Maria von Castilien erheirathete, den königlichen Hofstaat als Mayordomo mayor regierte und am 28. Nov. 1350 sein Leben beschloß. Der Sohn Nuño, Herr von Biscaya und Lara, geb. 1348, starb den 20. Dec. 1351, die älteste Tochter, Johanna de la Cerda, genannt España, Frau von Biscaya und Lara, wurde an den Infanten Tello, Sohn von Alfons XI., verheirathet, und starb im Gefängnisse zu Castrojeris 1359, vergiftet auf Geheiß Peter's des Grausamen, welcher denselben Tod auch ihrer Schwester Isabella, die an den Infanten Alfons von Aragon verheirathet war, bereitete. Der beiden Schwestern Halbbruder, außer der Ehe erzeugt, war Peter Nuñez de Lara, Graf von Mayorga und Herr von Castroverde. Diese Übersicht von dem Geschlechte la Cerda zu geben, haben wir für nöthig befunden, weil seine Genealogie durchaus unrichtig vorgetragen wird.

(*v. Stramberg.*)

FERDINAND I. und II., die Herzoge von Braganza. Ferdinand's I. Vater, Alfons von Portugal, war der natürliche Sohn K. Johann's I. von Portugal, und der Agnes Pirez, der Bastard mithin eines Bastards. Durch seine Vermählung mit Beatrix de Pereyra gelangte Alfons zu großem Reichthume, zu dem Besitze der Grafschaften Barcelos und Durém namentlich, und von

dem Herzoge von Coimbra, als dem Regenten während der Minderjährigkeit des Königs Alfons V. wurde er zum Herzoge von Braganza ernannt, 1442, eine Wohlthat, die er durch arge Verleumdung des Wohlthäters vergalt. Von den Söhnen dieses ersten Herzogs von Braganza starb der ältere Alfons, unvermählt, nur einen natürlichen Sohn, den Stammvater der Grafen von Vimioso hinterlassend, der andere Sohn, Ferdinand I., succedirte dem Vater 1461 als Herzog von Braganza, Graf von Durém und Barcelos, Marques von Villaviçosa, und wurde in der Ehe mit Johanna, der Tochter und Erbin von Johann von Castro auf Cadaval, Vater von vier Söhnen, von welchen Alvaro der Ahnherr der Herzoge von Cadaval und Veragua geworden ist, gleichwie von Alfons die Grafen von Faro und Odemira stammen, während der erstgeborene, Ferdinand II., in dem Herzogthume Braganza succedirte, und noch dazu von K. Alfons V. den Titel eines Herzogs von Guimaraës empfing, in Betracht seiner Vermählung mit Isabella, der Tochter des Herzogs Ferdinand von Viseu. Sein Einfluß auf des Königs Rathschläge war so bedeutend, daß er, von allen Großen der einzige, es wagen durfte, von der projectirten Vermählung mit der Infantin Johanna von Castilien, oder der Vertrandilla, dem Monarchen abzurathen. Unter der Regierung Johann's II., der mit der ältern Tochter des Herzogs von Viseu vermählt war, hätte dieser Einfluß wol noch einen Zusatz gewinnen können, aber gleich auf den Cortes zu Evora, den 12. Nov. 1481, ergaben sich zwischen den beiden Schwägern einige Dissidenzen. Der König, die vielfältigen Klagen des Volkes über die Patrimonialgerichtsbarkeit vernehmend, verordnete eine allgemeine Revision der Titel, worauf eine jede einzelne Jurisdiction gegründet war. Diese Verordnung wurde von den Baronen insgemein, am lebhaftesten jedoch von dem Herzoge von Braganza und seinen Brüdern gemisbilligt, jedoch unnachsichtlich vollstreckt. Gezwungen, die allgemeine Fügsamkeit des Adels nachzuahmen, entsendete Ferdinand seinen Mayordomo Johann Alfonso nach Villaviçosa, um aus dem Archiv des Hauses Urkunden und Privilegien zu erheben. Der Mayordomo, von archivarischen Forschungen vermuthlich kein Liebhaber, überließ das Geschäft seinem Sohne, und diesem kam es erwünscht, daß ein College aus des Herzogs Haushalt, der Geheimschreiber Ludwig de Figueredo, sich erbot, ihn in der mühsamen Durchsicht der Papiere zu unterstützen. Figueredo wühlte nach Wohlgefallen in dem Urkundenschatze, was aber am meisten seine Aufmerksamkeit beschäftigte, war eine Correspondenz mit den katholischen Königen. Um sich nach Bequemlichkeit darin umzusehen, barg er den ganzen Pack in den Falten des langen Rockes, und von Niemandem bemerkt, trug er ihn nach Hause. Die Briefe durchlesend und dringende Inzichten eines Einverständnisses seines Brodherrn mit dem feindlichen Monarchen bemerkend, legte er den Fund dem Könige vor, und dieser ließ Abschriften von sämmtlichen Papieren nehmen, und demnächst sie an Figueredo zurückgeben (1481). Der Hof war demnach gewarnt, und bald sah der Herzog sich von einem höchst lästigen und bedrohlichen Spionirsystem umgeben. Er überredete sich, daß einzig Verdacht auf ihm hafte, und daß diesen zu zerstreuen, seine Anwesenheit bei Hofe ausreichen werde. Also begab er sich nach Evora, wo indessen schon der erste Empfang ihn über den schweren Irrthum, dem er verfallen, belehren konnte. Als er eine Rechtfertigung versuchen wollte, schloß ihm der König den Mund, durch den Befehl sich gefangen zu geben, und sofort (den 25. Mai 1483) erfolgte seine Übertragung in den Kerker und die Instruction des Processes. Alsbald nahmen des Herzogs Brüder, der Marques von Montemayor und der Graf von Faro, die Flucht, und sie fanden in Castilien, wohin auch die Herzogin von Braganza ihre drei Söhne entsendete, eine Freistätte. Gegen den Herzog aber wurde der Proceß mit solcher Lebhaftigkeit geführt, daß bereits am 21. Juni 1483 das Urtheil an ihm vollstreckt werden konnte. Er wurde als ein Verräther auf offenem Markte zu Evora enthauptet. Nach Verlauf einer Stunde kamen die Domherren, um unter großer Feierlichkeit den Leichnam von dem Blutgerüste zu erheben und in der Kirche des Dominikanerklosters beizusetzen. Es legte auch der König um den entseelten Schwager die Trauer auf drei Tage an, nach deren Verlauf Montemayor und Faro für Verräther erklärt wurden. Jener, Condestable von Portugal, starb bereits im nächsten Jahre ohne Nachkommenschaft. Die Söhne des enthaupteten Herzogs wurden nach Portugal zurückgerufen, sobald ihr Oheim Emanuel den Thron bestieg, und Dionysius ist der Stammvater der Grafen von Lemos in Galicien geworden, während Jacob, der 4. Herzog von Braganza, der Urgroßvater jenes Johann ist, in welchem das Haus Braganza zu der Krone von Portugal gelangte. (*v. Stramberg.*)

FERDINAND I., König von Neapel, war der gewöhnlichen Angabe nach der natürliche Sohn des K. Alfons I. von Aragon, nach einer anderen Angabe aber der Sohn eines gemeinen Burschen aus Valencia, der mit dem Könige in die Gunst der Vilardana Carlina sich theilte. Der Buhlerin soll es geglückt sein, das Kindlein in die königliche Rechnung einzuschieben, und Ferdinand, dem vermeintlichen Vater der Gegenstand der zärtlichsten Zuneigung, wurde nicht nur als der unechte Sohn eines Königshauses, sondern auch in der zuversichtlichen Hoffnung, dereinst einen Thron zu besteigen, erzogen. Alfons hatte durch seine glücklichen Waffen sich des Königreichs Neapel bemächtigt; er betrachtete dasselbe als ein Allod, als sein Peculium, um welches er dem Hause und dem Volke von Aragon keineswegs zur Rechenschaft verpflichtet sei. Aber die neapolitanischen Barone, deren Meinung, den Prinzen des Hauses Anjou gegenüber, fortwährend von der höchsten Bedeutung war, konnten ihre Ehre gekränkt finden durch den ihnen zum Könige aufgedrungenen Bastard; und dieser Barone Zustimmung zu gewinnen, wurde für Alfons eine der wichtigsten, zugleich auch der schwierigsten Angelegenheiten seines Lebens. Höchst unbeliebt war, als Jüngling schon, dieser Bastard wegen seiner mistrauischen, verschlossenen, unzugänglichen Gemüthsart. Jedoch bearbeiteten des Königs Anhänger das Parlament von 1443, mit solchem Erfolge, daß der Graf von Fondi, Honorius Gaëtano, im Auftrage dieser Versammlung, von dem Mon-

achen sich die Ernennung eines Thronfolgers, in der Person des damals 19jährigen Ferdinand, erbat. Freudig bewilligte der Vater das Gesuch, und Ferdinand wurde sofort als Herzog von Calabrien ausgerufen, und in der Kirche von S. Ligorio von dem Vater mit Krone, Banner und Schwert beschenkt, während zugleich die Barone und die Abgeordneten der Städte ihm den Huldigungseid darbrachten. Für die hiermit angenommene Erbfolgeordnung aber fehlte die Zustimmung des Papstes, als des Lehnsherrn. Es mußte deshalb mit dem die Ansprüche des Hauses Anjou begünstigenden römischen Hofe unterhandelt werden, und in einer Bulle, die des Friedensvertrags von Terracina, den 14. Juni 1443, nächste Folge war, sicherte Eugen IV. der männlichen Nachkommenschaft von K. Alfons, ohne den Vorbehalt der Rechtmäßigkeit, die Nachfolge in dem Königreiche Neapel zu. In einer fernern Bulle vom 14. Juli 1444 wurde des Königs Sohn, D. Ferdinand, legitimirt, und befähigt, die höchsten Ämter im Königreiche zu bekleiden, auch die Krone selbst zu erben, eine Bestimmung, womit jedoch das zu Neapel, den 2. Juni 1445, veröffentlichte Belehnungsinstrument in offenem Widerspruche sich befindet; darin wird nämlich die Erbfolge auf des K. Alfons in rechtmäßiger Ehe erzeugte Söhne beschränkt. Wie es scheint, wollte Eugen IV. in dieser Zweideutigkeit sich die Mittel bewahren, nach Umständen Ferdinand's Thronfolge anzufechten. Nicolaus V. bestätigte, den 14. Jan. 1448 alle von seinen Vorfahren dem K. Alfons bewilligte Gnaden, erkannte am 27. April 1449 Ferdinand's Erbfolgerecht an und genehmigte sie, und trat, den 26. Jan. 1455, dem für die Dauer von 25 Jahren errichteten Bündnisse der Staaten von Venedig, Florenz, Mailand und Neapel bei, welches u. a. bestimmt, die von Alfons in Ansehung der Krone von Neapel getroffene Anordnung aufrecht zu erhalten. Nicht zufrieden, seines Sohnes Anrecht zu der Krone von dem Parlamente, von dem Lehnsherrn, von den großen Mächten Italiens anerkennen zu lassen, wollte Alfons dem Lieblinge auch in dem Reiche selbst, das er zu beherrschen auserſehen, die mächtigste Stütze verschaffen. Er vermählte ihn den 30. Mai 1445 mit Isabella von Chiaramonte, der Tochter des Grafen Tristan von Copertino, aus dessen Ehe mit Katharina Orsino; daß demnach Isabella den mächtigsten Herrn des Reichs, den Fürsten von Tarent, Johann Anton Orsino, zum Oheime hatte. Zugleich gab der König seine natürliche Tochter Eleonora an Martin von Marzano den Herzog von Sessa und Fürsten von Rossano, ebenfalls einer der größten Barone des Reichs, und deren Schwester Maria an Lionnel, den Markgrafen von Este und Ferrara. Daß er dem Sohne ein friedliches Reich hinterlasse, konnte nach so vielen umsichtigen Verhandlungen Alfons sich wol schmeicheln, doch hatte er kaum, den 27. Juni 1485, den Geist aufgegeben, als grade diejenigen, deren er am vollständigsten versichert zu sein wähnte, sich erhoben, um das so feierlich Beschlossene umzuwerfen. Als des jungen Königs erbittertster Gegner trat vor allen der Papst Calixtus III. auf, ebenderjenige, der nur noch Erzbischof von Valencia, des Königs von Aragon Unterhandlung mit dem römischen Stuhle geführt, die Legitimation Ferdinand's bewirkt, und den Prinzen auf dessen verschiedenen Reisen begleitet hatte. Durch Bulle vom 12. Juli 1458 erklärte er das Königreich Neapel für ein durch Aussterben des ehelichen männlichen Stammes dem heiligen Stuhle anheimgefallenes Lehen, untersagte den Neapolitanern, irgend einem Kronprätendenten den Treueid zu leisten, erklärte jeden derartigen Eid, Falls er früher geschworen, für ungültig und verwies etwanige Prätendenten für die Vorlegung ihrer Ansprüche an die geistlichen Gerichte. Zu Ferdinand's Glück starb der betagte, in seinen Entwürfen hartnäckige Papst schon am 6. Aug. 1458, und sein Nachfolger, der heilige Pius II., hatte andere Zwecke sich vorgesetzt, als die Vergrößerung des kirchlichen oder Familienpatrimoniums. Im October 1458 entsendete er den Cardinal Latinus Orsino nach Neapel, zuvörderst um die für Ferdinand bestimmte Krone zu überbringen, dann, um diese Krone dem königlichen Haupte aufzusetzen (zu Barletta, den 11. Febr. 1459) und auch einen nach den Umständen gleich ehren- und vortheilhaften Vergleich zu schließen. Der seit langer Zeit rückständige Zins an die apostolische Kammer wurde regulirt, die Städte Assisi, Nocera und Gualdo, deren in Ferdinand's Namen, gleich nach des vorigen Papstes Ableben, Piccinino sich bemächtigt hatte, mußten zurückgegeben werden, sowie die von K. Alfons auf Kosten der Kirche gemachten Eroberungen, Benevento, Pontecorvo und Terracina; endlich erhielt Pius für seinen Neffen, Anton Piccolomini, eine natürliche Tochter des Königs, die Prinzessin Maria, welche zur Aussteuer das Herzogthum Amalfi, die Grafschaft Celano und das Amt eines Groß-Justitiarius des Königreichs haben sollte. Ferdinand, der unmittelbar nach dem Absterben seines Vaters die Hauptstadt beritten und sich ihrer durch diese militairische Demonstration versichert hatte, freute sich des Vertrags mit dem Papste als einer neuen Bürgschaft friedlicher Herrschaft, empfand jedoch lebhafte Besorgniß um den Fürsten von Tarent, der weit entfernt durch seiner Nichte Vermählung dem Throne eine Stütze geworden zu sein, nicht undeutlich die Absicht verrieth, an der Misvergnügten Spitze zu treten. Johann Anton hatte sattsam Gelegenheit gehabt, die Gemüthsart des Herrschers, den er sich hatte aufreden lassen, zu ergründen, und in dem festen Aufenthalte von Lecce sicher gegen alle von Ferdinand ausgehenden Nachstellungen, bemühte er sich, zu gemeinsamen Anstrengungen gegen den Tyrannen eine Partei zu bilden. Als er sich des Herzogs von Sessa, des Herzogs von Atri (Josias Aquaviva) und des Marchese von Cotrone versichert, fühlte er sich stark genug, die Krone zuvörderst dem Könige Johann von Aragon, dann dem Sohne des Titularkönigs Renat, dem Titularherzog von Calabrien, anzubieten. Dieser, welcher schon in Genua die Angriffe Ferdinand's abzuweisen gehabt, beeilte sich, seines Hauses angestammtes Recht geltend zu machen. Er zeigte sich mit seiner Flotte am 5. Oct. 1459 vor Neapel, und wurde als ein König sofort begrüßt von dem Herzoge von Sessa. Diesem Beispiele folgten viele Städte in Campanien, und in Abruzzo war der erste für das Haus Anjou sich zu erklären, Anton Caldora, dem sich in der kürzesten Frist der Herzog von Sora, Peter Johann

Paul Cantelmo, und der Graf von Campobasso, Nicolaus von Montfort, anschlossen. Einen um den andern besuchte der Herzog von Calabrien, der im Fluge auch die Huldigungen der Stadt oder Republik Aquila empfing, dann nach Apulien sich wendend, bedeutende Verstärkungen von dem Volke gewann, mit welchen Herkules von Este zu ihm überging, und in Lucera, Foggia, S. Severo, Troja und Manfredonia aufgenommen, in unmittelbare Verbindung mit dem Fürsten von Tarent treten konnte. Auch dieser hatte mittlerweile nicht gefeiert, hatte verschiedentlich den königlichen Völkern Abbruch gethan, und mehre Barone, seine Nachbarn, genöthigt, sich für den Herzog von Calabrien zu erklären. An der Spitze von 3000 Reisigen war der Fürst von Tarent für sich allein dem Könige fürchterlich genug. Den Fortgang des Aufruhrs beförderte ungemein, daß Ferdinand, von Seiten des Anton Centelles, des Marchese von Cotrone, die erste Schilderhebung besorgend, sich veranlaßt gefunden hatte, mit einem bedeutenden Theile seiner Kriegsmacht nach Calabrien aufzubrechen, wo es ihm zwar gelang, der Person des Marchese habhaft zu werden, wo er aber zugleich durch die hoffnungslose Belagerung von Catanzaro über die Gebühr sich aufhalten ließ. Diese falsche Bewegung würde er bei dem ersten Erscheinen des Herzogs von Calabrien mit dem Verluste seiner Hauptstadt gebüßt haben, ohne die standhafte Haltung seiner Königin. Beinahe ebenso nachtheilig wurde ihm der Abfall des Piccinino, der seiner Verpflichtungen gegen das Haus Aragon durch den Ablauf seiner Dienstzeit ledig, mit seiner ganzen Bande für das Haus Anjou Partei nahm. Das Höchste, von den Florentinern und Venetianern zu Erhaltende, war statt des thätigen Beistandes, wozu sie der Vertrag von 1455 verpflichtete, eine zweideutige Neutralität, und in dem allgemeinen Abfalle der Bundesgenossen, wie der Unterthanen, konnte Ferdinand nur noch auf das eigene Schwert und auf die aus Mailand und Rom verheißene Hilfe rechnen. In solch verzweifelter Lage erfaßte er willig den von Marino de Marzano, dem alten Herzoge von Sessa, ausgehenden Vorschlag einer Unterredung, welche das Mittel werden konnte, auf das Gemüth dieses mächtigen Feindes zu wirken. Nur von zwei friedlichen Gefährten begleitet, wie es die Verabredung war, erschien der König; von zwei Gurgelabschneidern begleitet ritt zur Stelle der Herzog von Sessa, und es erfolgte statt der Unterredung ein grimmiges Gefecht, in welchem Ferdinand nur durch Geistesgegenwart und verzweifelte Anstrengung der augenscheinlichsten Todesgefahr entrann. Die Angelegenheiten im Felde schienen mittlerweile eine günstigere Wendung nehmen zu wollen. Die mailändischen Hilfstruppen, von Alexander und Buoso Sforza und dem Grafen von Urbino befehligt, überzogen im Frühlinge 1460 der Acquaviva Besitzungen in Abruzzo, und Simonetta de Castello di Piero, und Rainald Orsino, die päpstlichen Hauptleute, setzten durch ihren Zuzug den König in den Stand, im freien Felde den fernern Fortschritten des Herzogs von Calabrien und des Fürsten von Tarent entgegenzutreten. Mehre Städte waren bereits zu Ferdinand's Gehorsam zurückgekehrt, als dieser sich beigehen ließ, gegen des erfahrenen Simonetta Rath, seiner Gegner Position, in und bei Sarno zu bestürmen, während ein unblutiger Sieg ihm durch die Leichtigkeit, das feindliche Lager auszuhungern, verheißen war. Es ist freilich wahr, da des Königs Geldmittel erschöpft waren, daß er jeden Augenblick die Auflösung seines Heeres befürchten mußte; bereits waren 200 Büchsenschützen zu dem Feinde übergegangen. Außerdem hatten sich auch Zweifel über des Papstes Beständigkeit erhoben; ein Sieg konnte des römischen Hofes Ungewißheit fixiren, eine Niederlage zu erneuerten Anstrengungen ihn herausfodern. Die Schlacht, den 7. Juli 1460, nahm ihren Anfang mit einem nächtlichen Überfalle, und hatte die günstigste Wendung genommen, als die Sieger, keines fernern Widerstandes sich versehend, ihre Reihen brachen, um sich in die Beute des feindlichen Lagers zu theilen. Diesen Irrthum benutzend, gelang es dem Herzoge von Calabrien, die Flüchtlinge zu sammeln und zu einem Angriffe zu führen, der mit der vollständigsten Niederlage der Gegner endigte. Simonetta und die versuchtesten seiner Streiter blieben auf dem Platze, das übrige Heer gerieth in Gefangenschaft, bis auf die 20 Reiter, mit welchen Ferdinand dem Schauplatze des Schreckens entfloh. Abermals war die Hauptstadt verloren, wenn es in des Herzogs von Calabrien Macht gestanden hätte, des Sieges in seinem Umfange sich zu bedienen. Aber der Fürst von Tarent wollte nicht diese plötzliche Beendigung eines Krieges, welcher über alle Schranken seine Macht erhoben hätte; außerdem soll die Königin, seine Nichte, in eines Franziskaners Gewand verborgen, zu ihm gelangt sein, und in der kläglichsten Weise seine Barmherzigkeit angerufen und gebeten haben, daß er von dem Throne, zu welchem er sie erhoben, sie nicht herabstürzen möge. Von der Nichte Jammer gerührt, oder aus andern Rücksichten, nöthigte Johann Anton seine Verbündeten, die Hauptstadt unangetastet zu lassen, bis er sich des ganzen Campaniens bemächtigt haben würde. Der Herzog von Calabrien mußte sich einen Operationsplan gefallen lassen, dessen Ungereimtheit ihm vermuthlich einleuchtete. Gegen Nola seine Waffen richtend, erzwang er sofort die Übergabe dieser wichtigen Stadt. Ihr folgte die Unterwerfung des mächtigen Hauses S. Severino, das zwar treu den aragonischen Prinzen ergeben, doch der Übermacht nicht widerstehen konnte. Nach dem Falle von Castellamare blieb außer der Hauptstadt, in Campanien und Principato nur noch der einzige Graf von Fondi, Honorat Gaetano, für König Ferdinand unter den Waffen. Im Süden des Reichs ging mit Catanzaro ein Waffenplatz von der äußersten Wichtigkeit verloren. In dieser verzweifelten Lage fand die Königin Isabella es nicht unter ihrer Würde, in den Straßen von Neapel die Mildthätigkeit der Vorübergehenden für die gemeinsame Angelegenheit der Vertheidigung des Vaterlandes in Anspruch zu nehmen; ihr Bitten war so unwiderstehlich, wurde so lebhaft unterstützt durch den Anblick der sie begleitenden königlichen Kinder, daß reichliche Summen, auch Geschenke von hohem Belange, in Pferden, Saumthieren, Leder, Leinwand- und Kleidungsstücken, ihr gespendet wurden. Diese freiwilligen Gaben verschafften die ersten Mittel zur Versammlung ei-

nes neuen Heeres, welches der Herzog von Mailand durch eine neue Sendung von 2000 Reisigen und 1000 Knechten verstärkte, Piccinino ließ sich verleiten, den am 27. Juli 1460 bei S. Fabiano erfochtenen blutigen Sieg in Überziehung des Kirchenstaats zu verfolgen, und vor Ausgang des Jahres sah Ferdinand sich in Stand gesetzt, die nächste Umgebung von Neapel von Feinden zu säubern, die S. Severino der ihnen aufgedrungenen Verbindlichkeit zu dem Hause Anjou zu entledigen, die Stadt Cosenza mit stürmender Hand zu nehmen, dem Abfalle zur Strafe einer barbarischen Plünderung hinzugeben, endlich den Felice Orsino des Fürstenthums Salerno zu entsetzen, um dieses zweite Lehen des Reichs an Robert von S. Severino zu verleihen. Auch der Graf von Urbino, an der Spitze der päpstlichen Völker, bemächtigte sich vieler neapolitanischen Ortschaften, von denen er aber im Namen des heiligen Stuhls Besitz nahm, sodaß Ferdinand kaum wußte, ob er über die Fortschritte seiner Verbündeten sich freuen oder betrüben solle. Indessen beobachtete er, die Allgewalt der Umstände anerkennend, ein ehrerbietiges Schweigen, das er selbst dann nicht brach, als Pius II., einen Aufruhr der Einwohner von Terracina gegen die neapolitanischen Besatzungen benutzend, auch diesen Grenzort dem Kirchenstaate vindicirte. So vollständig wußte Ferdinand sich Gewalt anzuthun, daß er von freien Stücken das ihm von seines Vaters Eroberungen gebliebene Castiglione della Pescaja an des Papstes Nepoten auslieferte. In der That konnte, nach der Bedrängniß seiner Lage, keine Aufopferung ihm zu kostbar erscheinen, um die Verbündeten bei gutem Willen zu erhalten. Genua, des Herzogs von Calabrien Waffenplatz, war zwar verloren gegangen, dagegen hatte der Herzog in Apulien ungezweifelte Übermacht erlangt, auf Barletta den König beschränkt. Diese Stadt zu vertheidigen, machte sich Ferdinand zur wichtigsten Aufgabe, schwerlich aber würde er sie lange gegen die vereinigten Waffen des Herzogs von Calabrien, des Fürsten von Tarent und des Piccinino haben behaupten können, ohne den unerwarteten, über das adriatische Meer ihm gekommenen Beistand. Georg Scanderbeg, der vollendete Held, eingedenk des in seinem Riesenkampfe mit den Ungläubigen von König Alfons empfangenen Beistandes, landete mit 800 Mirditen bei Trani, und bemächtigte sich, ungeachtet der Gegenwehr der Angeviner, dieser bedeutenden Festung; hierauf seine Vereinigung mit dem königlichen, durch den Anzug von Alexander Sforza noch weiter verstärkten, Heere bewerkstelligend, ermuthigte er Ferdinanden zu einem Angriffe auf Gesualdo, der unter den Augen des Feindes ausgeführt, durch den vollständigsten Erfolg gekrönt wurde. Zum Beschlusse des Feldzugs wurde Nola genommen, und trat die Besatzung, den Grafen Orso Orsino an der Spitze, in Ferdinand's Dienst über (1461). Im Beginne des nächsten Feldzugs eroberte Ferdinand, den 22. April 1462, Sarno, womit zugleich die umliegende Landschaft, bis zum Volturno, zu seinem Gehorsame zurückkehrte, aber in dem Laufe seiner Erfolge sah der König sich urplötzlich gehemmt durch die Unterbrechung der bis dahin aus Mailand bezogenen Subsidien. Der Herzog war nämlich schwer erkrankt, und sofort hörten die Zahlungen auf, indem in Mailand Alles, die fürstliche Gemahlin, der Hof, das Ministerium, das Volk, die Sache der Angeviner begünstigten. Von der Unthätigkeit, wozu Ferdinand gezwungen war, Gebrauch zu machen, unterließen seine Gegner nicht. Sie eroberten Giovenazzo, Trani, Barletta sogar, mußten von Ariano abziehen, erholten sich aber von diesem Schaden durch die Einnahme von Manfredonia. Jedoch, wie wichtig in sich selbst diese Eroberungen waren, konnten sie die Entscheidung des Streites doch nicht herbeiführen. Nachdem die Krisis in Mailand vorüber war, zog Ferdinand frische Hilfsvölker, unter Alexander Sforza, an sich, und kühn drang er wieder in Apulien ein, zuerst die Belagerung des Schlosses Orsara, unweit Troja, vornehmend. Der Herzog von Calabrien und Piccinino eilten zum Entsatze, erlitten aber, den 18. Aug. 1472, eine schwere Niederlage. Während die Sieger mit Plünderung des Lagers beschäftigt waren, bemühte sich Piccinino, sein flüchtiges Volk innerhalb der Mauern von Troja von Neuem zu ordnen. Dieses gelang dem versuchten Feldherrn, und an demselben Tage lieferte er eine zweite Schlacht, die, hartnäckig und zweifelhaft, einzig durch des Alexander Sforza geschicktes Manoeuvriren zum Nachtheile der Angeviner entschieden wurde. Der Herzog von Calabrien und Piccinino begaben sich nach Lucera, um in kürzester Frist mit dem Fürsten von Tarent zusammenzutreffen, die Besatzung aber, die sie in Troja zurückgelassen hatten, sowie jene von Orsara, wurde zur Übergabe genöthigt, und in derselben Schnelligkeit geriethen Foggia, Ascoli, S. Severo, in Ferdinand's Botmäßigkeit. Wol hätte mit seinen Schätzen und seiner Kriegsmacht der Fürst von Tarent die sinkende Partei aufrecht erhalten können, aber der alte, geizige Mann unterhandelte schon seit längerer Zeit nur wegen einer Aussöhnung mit dem Könige, und den günstigen, ungeachtet der Niederlage vom 18. Aug. erneuerten Anerbietungen vermochte er nicht zu widerstehen. Sein Friede wurde am 13. Sept. 1462 unterzeichnet, vermöge desselben der Herzog von Calabrien und Piccinino freien Abzug aus dem Königreiche, über die Straße der Abruzzen haben sollten. Diese Stipulation wurde von ihnen benutzt, um in Abruzzo Winterquartiere zu beziehen, und demnächst, in der günstigern Jahreszeit in dieser Provinz die Anhänger Ferdinand's zu bestreiten; denn auf ihre Kosten mußte Piccinino sein Heer unterhalten. Viele Städte wurden durch ihn geplündert oder geschatzt, der Liebe, welche bis dahin die Neapolitaner dem Hause Anjou bewahrt hatten, zu großem Eintrage. Endlich, die mehr und mehr feindliche Stimmung der Insassen höher anschlagend, als die Heere Ferdinand's, fand Piccinino für gut, durch Vertrag vom 10. Aug. 1463 in den Dienst desjenigen, den er zeither hatte bestreiten müssen, überzugehen. Auch die Republik Aquila wurde durch Waffengewalt gezwungen, die Oberherrlichkeit Ferdinand's anzuerkennen, und im ganzen Königreiche blieb nur noch der einzige Herzog von Sessa unter den Waffen. Ferdinand selbst führte das gegen diesen ausgesendete Heer, verwüstete Fluren, nahm und brach Festen, konnte aber doch geraume Zeit der Hartnäckigkeit des Herzogs nicht Meister werden, bis endlich das Versprechen, die königliche

Prinzessin Beatrix an des Herzogs Sohn, an Johann Baptist Marzano, zu verheirathen, jede andere Betrachtung aufwog. Von Allen verlassen konnte der Herzog von Calabrien es als ein Glück ansehen, daß der Pirat Peter Toriglia, ein Catalonier zwar von Geburt, ihm die Insel Ischia öffnete, und hiermit ihm einen sichern Aufenthalt bereitete. Um Ferdinand's Glück die Krone aufzusetzen, starb am 15. Nov. 1463 der alte Fürst von Tarent; wie eines Mordes, so wird auch der Fabrication eines falschen Testaments der König beschuldigt; Beschuldigungen, die ihn jedoch nicht abhielten, laut dieses angeblichen Testaments sofort von der ganzen unermeßlichen Erbschaft Besitz zu ergreifen. Das letzte Hinderniß, das der Einführung einer unbeschränkten Herrschaft im Wege stehen konnte, schwand, als der Herzog von Calabrien sich auf der von König Renat herbeigeführten Flotte einschiffte, um nach der Provence zurückzukehren. Ferdinand, welcher, um seinen Rival zu isoliren, den einzelnen Baronen, wie sie zum Gehorsame zurückkehrten, die vortheilhaftesten Bedingungen bewilligte, zögerte nicht, für die ihm gemachte Sorge und Angst Rache zu nehmen. Ihr erstes Opfer wurde der Herzog Marinus von Sessa, den er, unter dem Vorwande einer freundschaftlichen Zusammenkunft, Juni 1464, sammt dessen Söhnen, greifen und zu harter Gefangenschaft nach Neapel abführen ließ, während zugleich alle Staaten des Hauses Marzano eingezogen wurden. Dieselbe Behandlung beinahe empfing das Haus Caldora, in Abruzzo, und selbst Piccinino, mit allem seinem Ruhme und seiner bedeutenden Macht, sollte das Opfer der Schlauheit des erzürnten Monarchen werden. Von Nachstellungen umgeben, das Bedürfniß, sich durch Bündnisse zu stärken empfindend, war Piccinino nach Mailand hinaufgezogen, um sein Beilager mit Drusiana, der natürlichen Tochter des Herzogs, zu begehen. Noch während der Hochzeitfeier empfing er von Ferdinand die dringendsten, die unverdächtigsten Auffoderungen zur Rückkehr. Vielfältig gewarnt, nicht achtend seiner eigenen Erfahrungen um Ferdinand's Gemüthsart, folgte er dem Rufe; er wurde in der glänzendsten, in der herzlichsten Weise empfangen, als ein Bruder behandelt; nur höchst ungern ließ der König sich gefallen, daß der Liebling einen Abstecher mache nach Sulmona, dem an Piccinino vergebenen Lehen. Ein zärtlicher Abschied wurde genommen den 24. Juni 1465, im Castel nuovo, und kaum hatte der König sich losgerissen aus den Armen seines Freundes, so stürzte ein Hause Häscher in das Gemach, und der Mann, der so viele Jahre ein Schrecken Italiens gewesen, wurde ohne Widerstand in ein Verließ geworfen, wo er bald darauf sein Leben aushauchte, in Folge eines unglücklichen Falls, wie Ferdinand in seinem Manifeste versicherte, ohne doch für seine Fabel einen Gläubigen zu finden. Die Reihe, für seine dem Hause Anjou bewiesene Anhänglichkeit zu büßen, kam hierauf an Anton Centelles, von Cotrone Marchese, von Catanzaro Graf; schon ein Mal des Königs Gefangener, war ihm in den Zeiten der Noth verziehen worden, jetzt im Frieden wurde die zweite Verhaftung über ihn verhängt, den 26. Jan. 1466. Wie hierauf 1467 die Republik Florenz mit ihren Verbannten in Fehde gerieth, war Ferdinand für die Stadt, welcher er gleich Anfangs einige wenige Truppenabtheilungen, nachmals aber eine bedeutende Mannschaft, und den Erbprinzen, den Herzog Alfons von Calabrien, zu Hilfe schickte. Der Friede wurde am 25. April 1468 wiederhergestellt, die neapolitanischen Truppen aber warfen, der Heimath zueilend, Besatzung in das der Kirche zuständige Bergschloß Tolfa, machten auch Miene, sich des Herzogthums Sora und der Stadt Terracina zu bemächtigen, Gebiete, welche Ferdinand sich gemüßigt gesehen hatte, an die Kirche abzutreten, als Ersatz der zu seiner Vertheidigung verwendeten, zu 900,000 Goldgulden berechneten Summen. Die gewaltsame Besitznahme unterblieb zwar, aber Ferdinand weigerte sich beharrlich, den zu 45,000 Gulden herabgesetzten Tribut an die apostolische Kammer zu entrichten, als Grund seiner Weigerung die Erschöpfung des Königreichs anführend, dann die Kosten der Rüstung, welche er, den Papst in seiner Fehde mit dem Grafen von Anguillara zu unterstützen, habe vornehmen müssen. Paul's II. Angriff auf die Malatesta brachte die stille Feindschaft zum Ausbruche. Zu dem Siege der Malatesta, den 23. Aug. 1469, wirkte der Herzog von Calabrien und die ihm untergebene neapolitanische Kriegsmacht, während der Papst, in öffentlichem Consistorium seinen Unwillen gegen Ferdinand äußerte, den Bastard, eines Bastards (Robert Malatesta) Beschützer, welcher durch seine Undankbarkeit gegen die Kirche das bis dahin besessene Königreich verwirkt habe. Und zugleich unterhandelte er, um diesen Worten den gehörigen Nachdruck zu verleihen, mit den Prinzen des Hauses Anjou, die neuerdings gegen Ferdinand bewaffnen zu können er sich schmeichelte. Aber Johann, der Titularherzog von Calabrien, befand sich an der Spitze der empörten Catalonier, und sein Ableben, den 16. Dec. 1470, vernichtete vollends des Papstes Hoffnungen. Sechs Tage später, den 22. Dec., söhnte dieser sich mit seinen Gegnern aus, mit dem Könige von Neapel zuvörderst. Der Triumph von Ferdinand's Politik wurde vollständig, indem er nun seine natürliche Tochter an des neuen Papstes, an Sixtus IV. Nepoten, Leonhard de la Rovere, verheirathete; es gab in Rücksicht dieser Vermählung der Papst das Herzogthum Sora, Arpino, überhaupt alle von dem Königreiche abgerissene Stücke zurück, befreite überdies Ferdinanden, für dessen Lebtage, von der Entrichtung des Tributs, wogegen der König am Vorabende vor dem Feste der Apostel Peter und Paul, 1475, zum ersten Male dem Papste einen Zelter darbringen ließ. Die innigste Verbindung zwischen den beiden Nachbarhöfen war, bei Gelegenheit von Ferdinand's Anwesenheit in Rom, in demselben Jahre, geschürzt worden, und zeigt sich deren Wirksamkeit vorzüglich in Bezug auf die Verschwörung der Pazzi. Während der Papst mit Censuren die Florentiner heimsuchte, ließ Ferdinand alle ihre erreichbaren Gelder einziehen, eine Anzahl Truppen unter den Befehlen seines Sohnes Alfons den Tronto überschreiten, in Genua aufrührische Bewegung vorbereiten, um hierdurch den Herzog von Mailand von jeder thätigen Verwendung zu Gunsten der Florentiner abzuhalten. Das vereinigte neapolitanisch-päpstliche Heer überzog den Boden der Republik im Juli

1478 und bemächtigte sich einer bedeutenden Anzahl von befestigten Ortschaften. Noch ungünstiger den Florentinern erwies sich das folgende Jahr, indem der Herzog von Calabrien am 7. Sept. 1479 bei Poggio imperiale siegte, und nach einer hartnäckigen Vertheidigung Poggi-Bonzi und Colle di Val d'Elsa nahm, der mailandische Statthalter aber viel zu sehr mit sich selbst und mit der durch Ludwig Sforza den Mohren geleiteten Revolution beschäftigt war, um den Verbündeten am Arno in ihrer Noth hilfreiche Hand bieten zu können. Auch die von Seiten der Venetianer zu befürchtende Intervention wußte für geraume Zeit Ferdinand durch seine Künste abzuwehren, indem er theils durch seinen Schwiegersohn, den König Matthias von Ungarn, der Türken Einfälle in Friaul, das venetianische Grenzland begünstigen ließ, theils den Absichten der Venetianer um die Erwerbung von Cypern hindernd entgegentrat. Die Mittel hierzu fand er in den mit Charlotte von Lusignan, der rechtmäßigen Erbin des Throns von Nicosia, angeknüpften Unterhandlungen. Charlotte wurde dahin gebracht, einen natürlichen Sohn Ferdinand's, den Alonzo, zu adoptiren, und erhielt dagegen zu ihrem Schutze vier neapolitanische Galeeren, mittels deren sie nach Alexandria und weiter nach Cairo gelangte, wo sie am Hofe des großen Mamluken, und sichtlich von diesem, als dem Lehnsherrn begünstigt, ihre Ansprüche gegen die Einreden des Gesandten, entsendet durch Katharina Cornora, das von den Venetianern aufgestellte Schattenbild einer Königin von Cypern, ausführte. In dieser Lage wurde Venedig dahin gebracht, die herben, von den Türken aufgestellten, Foderungen in dem Friedensvertrage vom 25. April 1479 anzuerkennen. Jetzt endlich konnte die Republik frei sich ihrer Kräfte bedienend, das verlorene Ansehen wieder gewinnen, wie sie denn auch sofort ihren Einfluß verwendete, um gegen Neapel einen neuen Feind, den Herzog Renat von Lothringen, den nächsten Erben der Ansprüche des Hauses Anjou, zu bewaffnen; von der andern Seite war der Krieg, welchen Ferdinand gegen Florenz, oder, wie er betheuerte, gegen Lorenzo de' Medici führte, lediglich politischer Natur; ihn aufzugeben, sobald es der eigene Vortheil erheischte, konnte dem Könige nicht schwer fallen. Die Revolution zu Mailand verschaffte ihm bereits unbeschränkten Einfluß auf die Lombardei, die Republik Genua war zu der vollständigsten Abhängigkeit herabgebracht; daß die Herrschaft von Siena seinem Sohne übertragen werde, durfte Ferdinand jeden Augenblick erwarten. Unter diesen Umständen mochte er die Fortsetzung eines Krieges, dessen Früchte er im günstigsten Falle mit dem Papste zu theilen gehabt hätte, als eine Thorheit ansehen. Von solcher Stimmung des neapolitanischen Hofs unterrichtet, an der Möglichkeit verzweifelnd, länger den ungleichen Kampf zu bestehen, entschloß sich Lorenzo de' Medici persönlich die Aussöhnung mit dem gefürchtetsten seiner Gegner zu betreiben. Er gelangte unter dem Schutze eines Waffenstillstandes nach Neapel, unterhandelte, und schloß am 6. März 1480 den Friedensvertrag ab, worin Ferdinand alle den Florentinern entrissene Gebiete zurückgab, und dagegen die Erledigung der noch im Gefängnisse schmachtenden Pazzi, und für seinen Sohn, den Herzog Alfons, eine Jahresrente, oder, wie man das höflich nannte, eine Bestallung von 60,000 Goldgulden stipulirte. Der Papst, so hart ihm das ankam, mußte diesem Friedensvertrage beitreten, und ungestört konnten Ferdinand und sein Sohn ihre Entwürfe in Bezug auf die Unterjochung von Siena verfolgen, als in dem gedeihlichsten Fortgange ihres Unternehmens die Schrecken eines türkischen Einfalls sie störten. Eine Flotte von 100 Segeln setzte in der Nähe von Otranto ein zahlreiches Landheer aus, den 28. Juli 1480, und die Stadt wurde, nach tapferer Vertheidigung, am 11. Aug. von den Barbaren erstürmt. Zum Äußersten bekümmert über einen Angriff, welchen zu veranlassen die Venetianer alle Künste der Diplomatie erschöpft hatten, sah sich Ferdinand genöthigt, den Herzog von Calabrien aus Siena abzurufen. Der Ausmarsch erfolgte den 7. Aug. und einige Zeit in Neapel verweilend, beschäftigte sich Alfons mit der Ordnung der Scharen, die ihm auf des Vaters Geheiß aus allen Provinzen des Königreichs zuströmten, selbst über Meer aus Kroatien zukamen. Während dessen hatten die Türken durch ganz Apulien Verwüstung getragen, Brindisi sogar mit einer Belagerung bedroht. Weitere Fortschritte hemmte des Herzogs Eintreffen vor Otranto, das zugleich zur Seeseite durch eine von Galeaz Caracciolo befehligte neapolitanische Flotte gesperrt wurde. Die Belagerung, bei welcher sich beinahe alle Mächte von Italien betheiligten, namentlich auch Florenz, das in dem Schrecken über die Türkengefahr von Ferdinand die, schwerlich unter anderen Umständen durchzusetzende, Restitution der eroberten Plätze erpreßt hatte. Die Belagerung zog sich über alle Gebühr in die Länge; denn die Massen in Italien, jeder Art von Tyrannei und Fiscalität erliegend, wollten in den Türken nur Befreier erblicken; im Februar 1481 verließen 1500 von Ferdinand's Soldaten auf einmal seine Fahnen, um fortan den Türken zu dienen. Der Sultan, von der Langsamkeit der Christen Vortheil ziehend, hatte zu Valona ein Heer von 25,000 Mann versammelt, mehr denn hinreichend, um das belagerte Otranto zu befreien, als sein Ableben, den 3. Mai 1481, die Christenheit von ihrem fürchterlichsten Feinde befreiend, seinen beiden Söhnen, Zem und Bajazet, Veranlassung wurde zu grausamem Bürgerkriege. Aller Hoffnung auf Entsatz verlustig, hielt sich der Pascha Ariadeno bis zum 10. Sept. 1481, an welchem Tage er auf ehrenvolle Bedingungen Otranto an Ferdinand's Heer übergab. Die Gefahr war kaum beseitigt, als der Venetianer Feindschaft gegen das Haus Este, des Papstes Leidenschaft, die Größe seiner Nepoten zu erhöhen, Italien in einen neuen allgemeinen Krieg verwickelten, in welchem für seinen Schwiegersohn, den Herzog von Ferrara, Partei zu nehmen Ferdinand sich nicht enthalten konnte. Die Colonna öffneten ihm ihre beinahe an den Thoren von Rom gelegenen Festen Marino, Genazzano u. s. w., und wenn auch das Heer, das er unter des Herzogs von Calabrien Befehlen dem Po zuzusenden versuchte, durch die Anstrengungen der päpstlichen Völker in seinem Marsche aufgehalten wurde, so fanden dafür die Neapolitaner in der Verheerung des Kirchenstaates reichliche Entschädigung

(1482). Es führte aber Robert Malatesta, der Venetianer Condottiere, den Päpstlichen eine Verstärkung von 2400 Reisigen zu, und das vereinigte Heer bestand zu Campo Morto bei Velletri, den 21. Aug. 1482, eine Feldschlacht, in welcher die Neapolitaner vollständig unterlagen. Kaum konnte der Herzog von Calabrien mit 100 Reitern dem Schlachtfelde entfliehen; viele der von den Colonna geöffneten Castelle gingen in Folge dieser Niederlage verloren. Aber Malatesta starb, bevor er die Früchte seines Sieges ernten konnte. Der Papst ging am 28. Nov. einen Waffenstillstand mit den Neapolitanern ein, und schon am 12. Dec. folgte der Friedensabschluß, der die Integrität von des Herzogs von Ferrara Gebieten garantirte. Man hoffte für diese Aussöhnung auch die Venetianer zu gewinnen; sie bestanden aber darauf, die gegen Ferrara erlangten Vortheile zu verfolgen und der Herzog von Calabrien sah sich genöthigt, durch den Kirchenstaat sein neugeordnetes Heer zu führen, um sich bei den Operationen am Po zu betheiligen. Wenig Ehre haben in diesem Feldzuge, 1483, die Neapolitaner eingelegt, ein einziger Ort von Bedeutung, Asola, wurde den Venetianern entrissen, und gleich unbedeutend fiel in diesen Gegenden der nächste Feldzug aus, wo hingegen eine venetianische Flotte, vor Gallipoli sich legend, in den letzten Tagen des Maimonats 1484 die Übergabe dieser Stadt erzwang, und auch Policastro und Cero in Calabrien wegnahm, während die Besatzung von Gallipoli noch weiter durch Apulien sich verbreitend, von Monopoli und Nardo Besitz nahm und selbst das wichtige Tarent bedrängte. Großen Schrecken verbreiteten an Ferdinand's Hofe diese unerwarteten Fortschritte der Venetianer, da der eigenen Landherren Misvergnügen mit den gewaltsam eingeführten despotischen Formen nur zu bekannt und also ein allgemeiner Abfall vorauszusehen war. Außerdem war der Herzog von Calabrien mit Ludwig dem Mohren, welcher der That nach die mailändischen Staaten beherrschte, in Zwist gerathen, und des Mohren Neigung, aus dem Bündnisse zu scheiden, verhieß demselben die schleunigste Auflösung. Von allen Seiten ergaben sich demnach Gründe für die Einstellung der Feindseligkeiten, und ein Friedensvertrag, gleich vortheil- und ehrenhaft für die Venetianer, wurde am 7. Aug. 1484 zu Bagnolo abgeschlossen. Nach den Bestimmungen des Tractats sollten die in Apulien gemachten Eroberungen binnen Monatsfrist von den Venetianern zurückgegeben werden, wogegen Ferdinand ihnen die hergebrachten Handelsfreiheiten bestätigte. Sixtus IV. überlebte den 7. Aug. nur um einige Tage, und es gelangte zur höchsten Würde Johann Baptist Cibo, der, an des Königs Alfons Hofe erzogen, von dessen Sohne die erste bedeutende Pfründe, das Bisthum Amalfi, empfangen hatte. Ferdinand vernahm daher die Nachricht von Innocenz's VIII. Thronbesteigung mit Vergnügen, mußte sich aber bald überzeugen, daß der neue Papst in keinerlei Weise gesonnen sei, des Vorgängers System, in Bezug auf neapolitanische Angelegenheiten, beizubehalten. Namentlich sollte der Tribut, von welchem doch Ferdinand für seine Lebenszeit befreit, wieder flüssig gemacht und für den Fall von Zwistigkeit des Königs mit seinen Unterthanen der Kirche ein Instanzenzug vindicirt werden. Der Fall der Zwistigkeit mußte sich aber jeden Augenblick wiederholen. Denn fand zwar Ferdinand's Meisterschaft für äußere Politik, gleichwie sein festes Regiment, geziemende Anerkennung, so erhob sich dagegen gegründete Anklage gegen unersättlichen Geiz, überlegte Grausamkeit, unerhörte Treulosigkeit in allen Beziehungen, und das von Ferdinand dem Reiche auferlegte Joch ward immer drückender, seitdem der Herzog von Calabrien an den Regierungsgeschäften Antheil zu nehmen begonnen hatte*). Bei der gegenseitigen Misstimmung der beiden Regierungen, bei dem vielen in allen Provinzen von Neapel aufgehäuften Brennstoffe gab ein von dem Herzoge von Calabrien gegen die Republik Aquila und ihren Rector, den Grafen von Montorio (vergl. den Art. Paul IV.), geübter Gewaltstreich Veranlassung zu dem Ausbruche des Zwistes. Der Graf von Montorio wurde unter dem Vorwande einer freundschaftlichen Unterredung gefangen genommen, der Stadt Aquila durch List eine königliche Besatzung aufgedrängt. Aber die Aquilaner ermannten sich, vertrieben mit Gewalt die ungebetenen Gäste, und ergaben sich an die Kirche, in Betracht, hieß es, daß König Ferdinand sein Schutzrecht durch den verrätherischen Angriff verwirkt habe. Nicht nur ließ Innocenz das Anerbieten der Aquilaner sich gefallen und ihnen zu besserer Vertheidigung Truppen ausrücken, sondern foderte auch die Barone des Königreichs zu einer Liga auf, deren Oberhaupt er sein wollte, und deren Zweck die Wiedereroberung althergebrachter Freiheiten war. Gleichzeitig beinahe mit dieser Einladung hatte Ferdinand ein Parlament nach Neapel ausgeschrieben, zu welchem jedoch einzig der Prinz von Tarent, der Herzog von Amalfi und der Graf von Fondi sich einzufinden wagten. Alle übrigen Barone hatten sich, unter dem Vorwande eine Hochzeit zu feiern, nach Melfi zu dem Fürsten begeben. Die Gesellschaft, an sich so zahlreich, ermuthigt durch ihre Verbindungen mit dem Papste, und sogar auf die Mitwirkung von zwei der vertrautesten Räthe des Königs, von Franz Coppola, dem Grafen von Sarno, und von Anton Petrucci rechnend, sprach deutlich ihren Entschluß aus, dem so lange erduldeten Drucke sich zu entziehen. Der Verbündeten Meister zu werden, ge-

*) „Nul homme n'a esté plus cruel que luy, ni plus mauvais, ni plus vicieux et plus infect, ni plus gourmand que luy. Le père estoit plus dangereux: car nul ne se connoissoit en luy ni en son courroux; car en faisant bonne chère, il prenoit et trahissoit les gens. Et jamais en luy n'y avoit grace ni misericorde, et jamais n'avoit eu aucune pitié ni compassion de son pauvre peuple, quant aux deniers. Il faisoit tout train de marchandise en son royaume, jusques à bailler les porceaux à garder au peuple, et les leur faisoit engraisser pour mieux les vendre. S'ils mouroient, faloit qu'ils les payassent. Aux lieux où croist l'huile d'olive, comme en la Pouille, ils l'achetoient, luy et son fils, presque à leur plaisir, et semblablement le froment, et avant qu'il fust mur, et le vendoient après le plus cher qu'ils pouvoient; et si la dite marchandise s'abaissoit de prix, contraignoient le peuple de la prendre; et par le temps qu'ils vouloient vendre, nul ne pouvoit vendre qu'eux. Tous deux ont pris à force plusieurs femmes." *Commines.*

dachte Ferdinand durch eine lebhafte Anstrengung, und in Ansehung des Grafen von Nola ist ihm das geglückt, dessen Schlösser genommen, dessen Frau und Kinder gefänglich nach Neapel abgeführt wurden. Aber grade durch diesen ersten Vortheil wurde der Ausbruch der Rebellion beschleunigt, und sie verbreitete sich über alle Provinzen des Königreichs, doch erst, nachdem Ferdinand seine Absicht bezeigt hatte, die ungemessensten Foderungen der Barone zu bewilligen, auch mit der Zusage hiervon seinen zweiten Sohn, Friedrich, an sie abgesendet hatte. Denn es schien den Baronen diese unerwartete Willfährigkeit verdächtiger, als jede andere Maßregel, und sie boten zuerst dem Prinzen die von dem Vater verwirkte Krone an und hielten ihn dann auf die vernommene Weigerung als Geisel zurück. Der Krieg nahm seinen Anfang, und es sollte eine kleinere Armee, den Befehlen des Prinzen Ferdinand von Capua, einem Enkel des Königs, untergeben, im Lande selbst vertheidigungsweise verfahren werden, während der Herzog von Calabrien, mit der Hauptmacht der Tiber sich zuwenden würde, um, mit den Florentinern und den Orsini vereinigt, den gefährlichsten Feind seines Vaters zu züchtigen. Dieses gelang zwar nicht vollständig, doch wurde der Papst dergestalt bekümmert über die Verheerung seiner Gebiete, über die in seinen Städten sich äußernde Unzufriedenheit, über die sogenannte Schlacht von Lamentana, den 8. Mai 1486, wo der ihm von den Venetianern zugesendete Condottiere, Robert von S. Severino, im Nachtheile blieb, daß er der Vermittlung des spanischen Hofs Gehör zu geben sich entschloß. In dem Friedensvertrage vom 11. Aug. 1486 bequemte sich Ferdinand, den Zins, sammt allen Rückständen, zu entrichten, auch die Stadt Aquila und jene Barone, welche dem Papste den Lebenseid geschworen hatten, als unmittelbare Vasallen der Kirche anzuerkennen, und nicht nur vergab er allen denjenigen, die sich gegen ihn verschworen, sondern erließ ihnen auch die Verpflichtung, zur Erneuerung des Treueides sich nach Neapel zu begeben. Als Bürgen des Vertrags bestellte er die Könige von Aragon und Castilien, den Herzog von Mailand, den Lorenzo de' Medici. Für den Grafen von Sarno, für den Petrucci hatte der Vertrag nichts stipulirt; über sie, als Verräther, Gericht zu halten, beeilte sich Ferdinand, und beide Männer, ihre Anverwandte und Vertraute mußten sterben, während ihre Confiscation, zu dem Belaufe von 300,000 Dukaten, in den königlichen Schatz floß. Das vernehmend, entfloh der Prinz von Salerno, Anton von S. Severino; es starb von Schrecken und Scham, daß er also sich hatte bethören lassen, der Groß-Seneschalk, Peter von Guevara; die Barone, die mit ihnen gemeine Sache gemacht, ob sie gleich nicht verkennen konnten, daß sie der Willkür Ferdinand's hingegeben, überließen sich, in Erwägung der mächtigen Bürgschaft, einer trüglichen Sicherheit. Aber der Bürgen letzte Sorge war die Bürgschaft; davon überzeugt, ließ Ferdinand bereits im September die Stadt Aquila durch den für ihn gewonnenen Grafen von Montorio einnehmen; die gegen die Männer der päpstlichen Partei geübte Strenge besiegelte den Untergang der Republik. Am 10. Oct. oder, nach einer anderen Angabe, am 10. Juni 1487 wurden die bedeutendsten unter den Baronen, die Fürsten von Bisignano und Altamura, die Herzoge von Melfi und Nardo, die Grafen von Morcone, Lauria, Melito, Nola u. s. w. ergriffen und auf der Stelle, so versichert man, erdrosselt. Jedoch, heißt es ferner, wollte Ferdinand, der Unglücklichen Angehörige im Zaume zu halten, sich den Anschein geben, als seien sie noch am Leben. Täglich ließ er die ihnen bestimmte Speise nach dem Gefängnisse tragen. Nach einiger Frist wurden die Weiber und Kinder ebenfalls eingekerkert, die Güter confiscirt. Einzig der Fürstin von Bisignano gelang es zu entkommen. Endlich mußte Marinus von Marzano, der seit 25 Jahren im Kerker schmachtende Herzog von Sessa, sterben. Aller Besorgniß eines Widerstandes von Seiten der Unterthanen entledigt, durfte Ferdinand nicht länger den heiligen Stuhl fürchten, der Zins blieb unbezahlt und frei verfügte der König über alle geistliche Pfründen. Innocenz ertrug das eine Zeit lang; endlich, an St. Peter's Tage 1489, sprach er den Bann über den König aus, und am 11. Sept. 1489 erklärte er ihn des Reichs verlustig. Es folgten von beiden Seiten Kriegsrüstungen, die Feindseligkeiten aber unterblieben, indem des Papstes Gemüthsart ihn über alles die Ruhe werth halten ließ, der König aber in der fortwährenden Misstimmung seiner Ritterschaft, in der steigenden Disharmonie mit Ludwig dem Mohren von Mailand, in der Furcht eines französischen Einfalls, reichliche Gründe fand, seinen Neigungen Gewalt anzuthun. Unter solchen Umständen übernahm Lorenzo de' Medici das Mittleramt, und unter dessen Einflusse kam am 28. Jan. 1492 ein Friedensvertrag zu Stande, worin Ferdinand gelobte, die Söhne der hingerichteten Barone freizugeben, den Tribut an die Kirche zu entrichten, alle ferneren Eingriffe in die geistliche Gerichtsbarkeit zu meiden. Sein Enkel, der Prinz von Capua, kam nach Rom, um den Huldigungseid zu schwören, und dagegen, als Mandatar die Belehnung zu empfangen, und Innocenz ordnete in seiner Bulle vom 4. Juni 1492 die Nachfolge im Königreiche, zu welcher er den Herzog von Calabrien, und Falls diesen der Vater überleben sollte, den Prinzen von Capua berief. Wenige Wochen später, den 25. Juli, starb der Papst; den 8. April hatte Lorenzo de' Medici die Augen geschlossen, und Ferdinand's Politik, von allem Gegengewichte befreit, schien ihm die Hegemonie von Italien zu sichern. Um diese beneidete ihn Ludwig der Mohr, der sich zum Nachtheile seines Neffen der Herrschaft von Mailand bemächtigt hatte, und der mehr als jeder andere diese Hegemonie fürchten mußte, indem sein Neffe mit Ferdinand's Enkelin, der Tochter des Herzogs von Calabrien, vermählt war. Seine Unterhandlungen, seine Verheißungen haben wesentlich auf die Entschließung Karl's VIII., die Rechte des Hauses Anjou zu dem neapolitanischen Throne durchzusetzen, gewirkt. Das Ungewitter gewahrend, das jenseit der Alpen sich aufthürmte, entsendete Ferdinand einen Vertrauten, den Camillo Pandone, um dem Könige von Frankreich die Erneuerung der mit Ludwig XI. errichteten Verträge vorzuschlagen, und ihn zu bestimmen, daß er die Frage über die neapolitanische Krone der Entscheidung des Papstes überlasse, ihn die Möglichkeit, daß der König von

Neapel sich zur Entrichtung eines Zinses verstehen könnte, ahnen zu lassen. Karl antwortete durch den Befehl, daß der Gesandte sofort seine Gebiete zu räumen habe. Gleich wenig Erfolg fand Ferdinand in seinen Unterhandlungen mit Ludwig dem Mohren, den von der französischen Allianz abzuziehen er sich bemühte. Nur der neue Papst, Alexander VI., ließ sich durch die Verheißung gewinnen, daß sein Sohn, Gottfried, eine natürliche Tochter des Herzogs von Calabrien und zugleich das Fürstenthum Squillace haben solle. Im geringsten Anschlage war hiermit eine Barrière für das Königreich gewonnen. Auch an kriegerischen Zurüstungen ließ Ferdinand es nicht fehlen. Der Prinz Friedrich hatte eine Flotte von 50 Galeeren und 12 größeren Schiffen in Bereitschaft; ein bedeutendes Landheer wurde unter des Herzogs von Calabrien Befehlen zusammengezogen. Um nichts zu versäumen, hatte Ferdinand den Entschluß gefaßt, sich nach Genua zu begeben, um Ludwig den Mohren über die Gefahren einer französischen Allianz zu belehren, als er, bei der Heimkehr von der Jagd, von einem Stickhusten befallen wurde, der schon am zweiten Tage, den 25. Jan. 1494, seinem Leben ein Ende machte. Er hatte 36 Jahre regiert, in unverdientem Glücke, und die unabänderliche Gunst des Schicksals foderte ihn ab, bevor die letzte Krisis des Hauses Aragon, welcher er in keinem Falle gewachsen war, eintrat. Die Eigenschaften des großen und edlen Mannes waren ihm versagt; aber eine große Feinheit setzte ihn in den Stand, die Gunst der Umstände zu gebrauchen, und die Menschen, die er zu regieren und denen er zu widerstehen berufen war, zu misbrauchen. Seine Politik, deren Mittelpunkt das Axiom war: après moi le déluge, hat ihn alle Schwierigkeiten seiner Lage überwinden lassen. Mittler Größe, wohl gebaut, besaß er ungewöhnliche Leibesstärke; der edle Kopf, die offene Stirn, die angenehmen Züge verkündigten nichts weniger als den blutdürstigen Tyrannen. In den Audienzen zeigte er sich gütig und liebenswürdig, sprach anmuthig, zeigte sich unterrichtet, vorzüglich bewandert in der Rechtswissenschaft, mit welcher vertraut zu sein er von jedem Könige foderte. Aber er hat nicht nur an rebellischen Baronen seine Mordlust geübt, sondern auch die geringsten Jagdfrevel bestrafte er in einer Weise, die genugsam andeutet, daß Blutvergießen ihm ein Bedürfniß war. Die Königin Isabella, Mutter von sechs Kindern, war den 20. März 1465 verstorben; Ferdinand's zweite Gemahlin, Johanna, eine Tochter K. Johann's II. von Aragon, vermählt den 14. Sept. 1477, starb am 9. Jan. 1517. Von ihren Kindern ist der Sohn Karl in der Kindheit verstorben, den 26. Oct. 1486, während die Tochter Johanna, ihrem Neffen, dem Könige Ferdinand II. von Neapel, vermählt 1496, am 27. Aug. 1518 verstarb. Von den Kindern der ersten Ehe wurde Alfons, geb. den 5. Nov. 1448, des Vaters unmittelbarer Nachfolger. Beatrix heirathete den König von Ungarn, Matthias Corvinus, den 13. Dec. 1476, und starb den 13. Sept. 1508. Eleonora, geb. den 22. Juni 1450, wurde 1473 dem Herzoge Herkules von Ferrara angetraut. Friedrich, geb. den 19. April 1452, bestieg nach seines Neffen, des Königs Ferdinand II., Ableben den Thron von Neapel, wurde dessen entsetzt, und starb in Frankreich den 9. Nov. 1504. Johann, Cardinal 1478, starb den 17. Oct. 1484 in dem Alter von 22 Jahren. Franz, Herzog von S. Angelo del Monte Gargano, war bereits 1461 verstorben. Außer diesen ehelichen Kindern hatte Ferdinand auch eine gute Anzahl von Bastarden gehabt, unter welchen genannt werden: 1) Heinrich von Aragon, Marchese von Gerace, geb. den 11. Mai 1478; 2) Cäsar, Marchese von S. Agatha; 3) Maria, vermählt an Johann Jordan Orsino; 4) Lucretia, die in erster Ehe an Pyrrhus del Balzo, den Prinzen von Altamura, in anderer Ehe an Honorat Gaetano, den Herzog von Trajetto, vermählt worden; 5) Ferdinand von Arago, Herzog von Montalto, dessen Nachkommenschaft unter dem Artikel Montalto zu suchen ist; 6) Maria, vermählt 1457 dem Herzoge von Amalfi, Anton Piccolomini; sie starb in dem Alter von 20 Jahren, 1460. (*v. Stramberg.*)

FERDINAND II., König von Neapel, war des Königs Alfons II. älterer Sohn, geb. den 26. Juli 1469. Bei des Großvaters Lebzeiten trug er den Titel eines Prinzen von Capua, den er jedoch bei des Alfons Thronbesteigung gegen den eines Herzogs von Calabrien vertauschte. Ihm wurde, in der Erwartung eines Angriffs von Seiten der Franzosen, der Oberbefehl der in der Romagna versammelten Armee aufgetragen, und er sollte wo möglich die Mailänder zu einer Bewegung gegen Ludwig des Mohren ungesetzliche Herrschaft hinreißen. Allein die gesammte, ihm anvertraute Macht, die Contingente der kleinen Fürsten einbegriffen, beschränkte sich auf 2500 Reisige und 5000 Fußknechte, und weit entfernt, hiermit in der Lombardei den offensiven Krieg beginnen zu können, sah Ferdinand sich in Kurzem, hauptsächlich durch die furchtsamen Rathschläge des ihm beigegebenen Mentors, des Grafen von Pitigliano, zu der unseligsten Defensive herabgebracht, und als die Nachricht einlief von dem Unglücke seines Oheims, Friedrich, vor Genua, wovon die unmittelbare Folge eine gänzliche Entmuthigung der Bundesgenossen in der Romagna war, schien es beinahe eine Inspiration zu nennen, daß Ferdinand für sein Heer die feste Stellung unter den Mauern von Faenza wählte. Hier konnte er den unter Aubigny's Befehlen nachrückenden Franzosen trotzen; allein es wurde ihm ein bedeutender Theil seiner Streitkräfte abgefodert, um sie in der Umgebung von Rom gegen die Colonna zu verwenden, und zu ungleich gestaltete sich von da an das Verhältniß zu Aubigny. Dieser erstürmte das Castell Mordano, in dem Gebiete von Imola, und die grausame Behandlung der Besiegten trug namenlosen Schrecken durch alle Theile der Romagna. Die Fürsten beeilten sich, durch Separatverträge den Zorn des französischen Feldherrn zu entwaffnen, und aus Toscana kam die vernichtende Botschaft, daß Peter de' Medici seine Festen dem Heere Karl's VIII. geöffnet und hierdurch des neapolitanischen Heeres Stellung in der Romagna zum Äußersten gefährdet habe. Mithin blieb nichts übrig, als der Rückzug auf Rom, welches zu vertheidigen für einen Augenblick die Rede war. Auch diesem Vorhaben aber

trat Alexander's VI. Unbestand hindernd entgegen; in denselben Stunden des 31. Dec. 1494, da der König von Frankreich in Rom einzog, wurde es von den Neapolitanern verlassen. Das ihm bis zu der Grenze angebotene sichere Geleit hatte Ferdinand abgewiesen. Er erreichte Neapel in dem Augenblicke der höchsten Gährung, weniger noch veranlaßt durch die Gerüchte von der Annäherung der Franzosen, als vielmehr durch den Kleinmuth des Königs, der sich nach dem Castell del' Uovo zurückgezogen hatte, und ein Aufstand würde dieser Gährung unmittelbare Folge gewesen sein ohne des Herzogs von Calabrien Geistesgegenwart, als er sogleich die Straßen der Stadt beritt und für die Erhaltung der öffentlichen Ordnung den Beistand der Seggi anrief. Der Erfolg, den er hierin gefunden, scheint einen Entschluß des Königs urplötzlich zur Reife gebracht zu haben; noch denselben 23. Jan. 1495 legte Alfons zum Vortheile seines Sohnes die Krone nieder, und am 24. Jan. wurde König Ferdinand II. inaugurirt. In der Domkirche sprach er kniefällig, barhäuptig mit lauter Stimme sein Gebet, dann verließ er zur Stunde die Hauptstadt, um seinen Posten bei dem Heere einzunehmen. Vortrefflich war die demselben bei S. Germano gegebene, sorgfältig befestigte Stellung, und es hätte, um der Franzosen weiteres Vordringen zu verhindern, nur einer entschlossenen Haltung von Seiten der Vertheidiger bedurft. Diese waren aber Neapolitaner, und nach des Volkes Art wurde bei dem ersten Anblicke der Franzosen die Stellung verlassen, die Flucht nach Capua angetreten. Diese Stadt selbst, mit dem Volturno in der Fronte, bietet zu einer Vertheidigung unermeßliche Mittel; sie mittels der glücklich wieder zum Stehen gebrachten Armee zu benutzen, hatte Ferdinand die zweckmäßigsten Vorkehrungen getroffen, als ein Bote, durch den Prinzen Friedrich entsendet, die Nachricht von dem Aufruhre der Hauptstadt brachte. Gezwungen, für einen Augenblick das Heer sich selbst zu überlassen, schied Ferdinand nicht eher von Capua, als bis er in den eindringlichsten Worten die Hauptleute an ihre Pflicht gemahnt, ihnen die Verheißung, am andern Tage wieder zur Stelle sich zu finden, ertheilt hatte. Zu Neapel eingetroffen, übte er auf die Rebellen wahren Zauber. Das versammelte Volk lauschte in ehrerbietigem Schweigen der Rede des Königs, und beantwortete durch stürmischen Freudenruf Ferdinand's Äußerung, daß er in der Vertheidigung von Capua sich für sein Volk zu opfern entschlossen sei, doch keineswegs, im Falle seine Anstrengungen für die Vertheidigung des Volturno sich fruchtlos ergeben sollten, die Hauptstadt den Schrecknissen von Sturm und Plünderung auszusetzen gedenke. In etwas beruhigt durch das Benehmen der Menge und durch ihre Dankbarkeit für die Entlassung der meisten aus der vergangenen Schreckenszeit in den Gefängnissen noch vorhandenen Unglücklichen, begab sich Ferdinand in Eile auf den Weg nach Capua; aber Aversa hatte er noch nicht erreicht, als ein Trupp teutscher Söldner, auf der Heerstraße ihm begegnend, die schmähliche Auflösung des Heeres, den Abfall der Bürgerschaft von Capua meldete. Nichtsdestoweniger seinen Zug fortsetzend, konnte Ferdinand mit allem seinem Bitten den Einlaß in Capua nicht erlangen; es blieb ihm nichts übrig, als in der Eile die allein noch eine kriegerische Haltung bewahrenden teutschen Söldner auf dem Wege aufzulesen und an ihrer Spitze auf die Hauptstadt sich zurückzuziehen. Allein auch ihre Thore fand er geschlossen, und er mußte einen weiten Umweg nehmen, um durch das Schloß in das Innere der Stadt zu gelangen, welche wieder der Schauplatz von Aufruhr und Plünderung war. Ein toller Haufen wirthschaftete in dem königlichen Marstalle. Der Plünderer Frechheit unter den Augen des Königs, gegen sein persönliches Eigenthum sich äußernd, bewaffnete seinen Zorn; von Wenigen nur begleitet warf er sich unter das Gesindel, und abermals wirkte der Zauber der königlichen Würde, die Ehrfurcht für einen unbefleckten Charakter. Die Einen warfen die Waffen von sich und baten knieend wegen des Geschehenen um Vergebung, die Andern ließen die Beute im Stiche und entliefen. Ferdinand kehrte nach dem Castell zurück, vermeinend, darin mit seinen 500 teutschen Knechten bis zum Äußersten sich zu behaupten. Nicht lange, so machten sich auch unter diesen Auserwählten Spuren einer Meuterei bemerkbar; ihre Habgier durch eine reichliche Austheilung beschäftigend, ließ der König alle Schiffe, für die keine Bemannung vorhanden war, in Brand stecken, die noch übrigen Staatsgefangenen, mit Ausnahme des Sohnes des Prinzen von Rossano und des Grafen von Popoli, die er mitnehmen wollte, in Freiheit setzen; dann ging er, den 21. Febr., zu Schiffe, begleitet von dem Prinzen Friedrich, von seiner Tante Johanna und seiner Großmutter. Die Flotte, von etwa 20 Segeln, legte zuerst bei der Insel Ischia an; den König aufzunehmen, weigerte sich hartnäckig der Governatore, Justus de la Candina, und kaum war er zu bewegen, daß Ferdinand, nur von einem Diener begleitet, sich das Castell ansehe. Als er sich endlich ergab, den König zu empfangen, zog dieser sofort den Dolch, hielt dem Verräther seine Niederträchtigkeit vor, faßte ihn am Kragen und flößte der Besatzung solchen Schrecken ein, daß sie sich nicht weiter getraute, den von der Flotte ausgesendeten Mannschaften den Einlaß streitig zu machen. Ischia war hiermit gerettet, aber auf dem festen Lande ging Alles, nach dem Beispiele der Hauptstadt, verloren; das Castel nuovo capitulirte den 6., das del Uovo den 15. März. Nur Reggio, die unüberwindliche Burg Scilla, Brindisi, Bari und Gallipoli hielten noch für K. Ferdinand, und so verzweifelt schien ihm selbst die Lage, daß er das Anerbieten einer gegen Frankreich einzugehenden Zinspflichtigkeit erneuerte, auch diese Abhängigkeit durch die Übergabe von Sicherheitsplätzen zu befestigen sich erbot. Aber Karl verlangte vollkommenen Verzicht auf die Krone, für welche er ein Herzogthum in Frankreich als Entschädigung verhieß; und während dessen wurde, den 31. März, das die Franzosen bedrohende Bündniß zwischen Papst und Kaiser, dem Könige von Spanien, Venedig und Mailand errichtet; es faßten aus Sicilien herübergekommene Spanier in Calabrien festen Fuß; es eröffnete Otranto dem Prinzen Friedrich seine Thore. Die Gemüther waren für eine abermalige Umwälzung der

Dinge reif, bevor noch Karl VIII., in Betracht der Demonstrationen im nördlichen Italien, sich entschlossen hatte, den Rückmarsch anzutreten. Den 20. Mai verließ er die Stadt Neapel, in ihr, wie auf den übrigen wichtigen Punkten, Besatzung hinterlassend, und in den letzten Tagen desselben Monats überschritt Ferdinand den Faro, um sich zuvörderst der Stadt Reggio, denn das Castell war ihm geblieben, zu bemächtigen. Dieser erste Erfolg zog zu seinen Scharen eine große Anzahl der Gegner der französischen Herrschaft, und mit einem Heere von 6000 Mann drang Ferdinand kühn in das Innere von Calabrien ein. Ein Erfolg von einiger Bedeutung, bei Seminara erstritten, und durch die Gefangennehmung der ganzen feindlichen Abtheilung besiegelt, erweckte jedoch Aubigny's Aufmerksamkeit, und er eilte herbei, fernern Fortschritten entgegenzutreten. Wider des Groß-Capitains Willen lieferte und verlor K. Ferdinand die Schlacht von Seminara; er selbst, in die Flucht der Seinen verwickelt, stürzte mit dem Rosse, und würde dem Tode nicht entgangen sein, ohne des Johann von Capua, Bruder des Herzogs von Termini, Selbstverleugnung: der saß ab, um seinen König beritten zu machen, und wurde auf der Stelle erschlagen. Ferdinand gelangte nach Valenza und von da nach Sicilien, wo der Groß-Capitain sich wieder zu ihm fand. Weit entfernt, durch ihre Niederlage eingeschüchtert zu sein, bereiteten sie sofort das keckste Unternehmen. Alle in den Häfen von Sicilien vorhandenen Schiffe mit Beschlag belegend, brachte Ferdinand 80 Segel zusammen, und mit dieser nur zur äußersten Nothdurft bemannten Flotte richtete er, von Messina aus, gegen den Meerbusen von Salerno seinen Lauf. Da erhoben seine Fahne sofort die Städte Salerno, Amalfi, la Cava, und Größeres von seinen Einverständnissen zu Neapel selbst erwartend, führte er dieser Hauptstadt seine Flotte vor. Aber da waren die Verschworenen noch nicht gerüstet, die Franzosen, aufmerksam für jede verdächtige Bewegung, paralysirten den einer höhern Leitung entbehrenden Willen der Bevölkerung, und nach drei Tagen, in Paraden und Evolutionen zugebracht, entschloß sich Ferdinand, für den Augenblick das ganze Unternehmen aufzugeben und an einem fernen Gestade das Eintreten günstiger Umstände abzuwarten, als aus der Stadt eine Einladung an ihn erging zu dem Wagestück einer Landung, für welches ihm zugleich Unterstützung verheißen wurde. Um nichts zu verabsäumen, landete der König am 7. Juli mit den wenigen ihm zu Gebote stehenden Truppen bei der Mündung des Bächleins Sebeto, östlich von Neapel. Sogleich führte Montpensier diesem Punkte die Auswahl seiner Gendarmen zu, während innerhalb die Verhaftung der Verdächtigen eingeleitet wurde. Diese Maßregel brachte, da ein jeder sich bedroht hielt, die Gährung im Innern der Stadt zum Ausbruche; die Lärmglocke ertönte durch alle Viertel, das Volk stürzte in blinder Wuth auf die in den Straßen vereinzelten Franzosen; das Thor, welches Montpensier's Ausfälle hatte dienen müssen, wurde sorgfältig verrammelt und durch an die Flotte gegebene Signale der König herbeigerufen und augenblicklich eingeführt. Ferdinand hatte nämlich, den Anzug des Grafen von Montpensier gewahrend, sein Volk wieder eingeschifft, um nach der entgegengesetzten Seite des Strandes, im Angesichte der Insel Nisida, sich zu begeben. Von den Bürgern der Hauptstadt umgeben, befand er sich immer noch in einer höchst schwierigen Lage. Montpensier befand sich allerdings im offenen Felde, aber ein Umweg von einigen Stunden reichte hin, um ihn zur Stelle zu führen, wo er dann Meister der verschiedenen Schlösser, der Stadt ein höchst gefährlicher, ein verderblicher Feind werden mußte. In der That hatten Montpensier's Reisige bereits den Platz vor dem Castel nuovo eingenommen, und die Anstalten zur Schließung der Stadt, wie eifrig auch der König und die Brüder von Avalos (vergl. den Art. Pescara) sie betrieben, waren noch lange nicht beendigt. Während Montpensier den Platz dell' Olmo zu erreichen strebte, stürmte Ivo d'Alegre mit einem andern Geschwader die Via Catalena hinab. Hier aber, in den engen Straßen, konnte das erbitterte Volk den Franzosen den hartnäckigsten Widerstand bieten; aus allen Fenstern wurden sie beschossen, auf allen Punkten erhoben sich Barricaden. Alègre mußte zeitig, Montpensier gegen Eingang der Nacht weichen. Während dieser auf dem Schloßplatze sich festsetzte, entwickelte Ferdinand die bewundernswürdigste Thätigkeit in der Improvisation von Vertheidigungswerken, und wenn auch den Franzosen in den Castellen die freie Communication von einem zum andern verblieb, so waren sie dagegen vollständig, selbst von dem Felde her, eingeschlossen. Ihrer waren 6000 Mann, und wie reichlich auch die Castelle mit Lebensmitteln versehen waren, der Menschen Menge mußte die Vorräthe bald erschöpfen. Der erste Mangel ergab sich für die Fütterung der Pferde. Die Rosse fielen in großer Anzahl. Dieses wurde den Ausfällen sehr hinderlich, und wie unternehmend auch in solchen die Besatzung sich erwies, sie wurde jedes Mal mit Verlust zurückgewiesen und allmälig aus allen der Stadt besonders nachtheiligen Posten verdrängt. Durch diese Ereignisse ermuthigt, entsagten Capua, Aversa, die meisten Städte Campaniens, der französischen Herrschaft, und so vollständig schien die Befreiung des Königreichs, daß Alfons II. von seinem Kloster aus die Krone, auf die er nur zum Scheine verzichtet habe, von seinem Sohne zurückfodern ließ. Er möge noch ein Wenig zusehen, erwiederte Ferdinand, bis diese Krone fester sitze, damit er nicht zum zweiten Male in den Fall komme, sie aufheben zu müssen. Allerdings war noch ein schweres Stück Arbeit übrig. Die Flotte, auf deren Beistand Montpensier gerechnet hatte, wurde zwar verscheucht, aber noch befehligte Aubigny in Calabrien ein sieggewohntes Heer, und Precy in der Basilicata hatte seine Scharen unversehrt erhalten. Den beiden Collegen ließ Montpensier seinen Mangel an Lebensmitteln klagen, und sie einigten sich, daß Precy, um die Landsleute zu befreien, den Marsch nach Neapel anzutreten habe. Sich dessen versehend, entsendete Ferdinand den Prinzen von Matalona mit einer bedeutenden Macht nach den Ufern des Sele; dem anrückenden Precy lieferte Matalona vorwärts Eboli eine Schlacht, die, hergebrachter Weise, mit der Zerstäubung

des neapolitanischen Heeres endigte. Am andern Tage schon erreichte und überschritt Precy die Stadt Sarno, 15 Meilen von Neapel, und noch hatten die wegen der Übergabe der Castelle angeknüpften Unterhandlungen zu keinem Resultate geführt. Jeden Augenblick konnte die Nachricht von Matalona's Misgeschick den Belagerten zukommen. In dieser kritischen Situation entwickelte Ferdinand seltene Geistesgegenwart; ohne von fern die Eile, die ihm Bedürfniß war, wahrnehmen zu lassen, wußte er dergestalt durch Drohungen auf Montpensier's Gemüth zu wirken, daß die Capitulation beinahe in dem Augenblicke, wo Precy seine Fahnen im Angesichte der Hauptstadt entwickelte, unterzeichnet wurde. Vermöge derselben sollte Montpensier nach Verlauf von 30 Tagen die Castelle räumen und mit der ganzen Besatzung nach Frankreich convoyirt werden, es sei denn, daß vor Ablauf dieser Frist ein französisches Heer den König Ferdinand zwinge, das Feld zu räumen. Die Capitulation war unterzeichnet, und es begannen Precy's Scharen sich vor der Hauptstadt zu entwickeln, zunächst den zu den Castellen führenden Weg verfolgend. Aber es wartete ihrer auf diesem Wege, in der Nähe von Pausilippo, Prosper Colonna mit einer bedeutenden Abtheilung von der neapolitanischen Armee, und seine feste Haltung imponirte den Franzosen, während das Schweigen der Castelle sie beunruhigte. Von der Capitulation endlich unterrichtet, verzweifelnd, der gewaltigen, ihm entgegengesetzten Verschanzungen Meister zu werden, gebot Precy den Rückzug, der über Nola, Sarno und S. Severino ging. Am letzten Orte trennten sich die Truppen, um Winterquartiere zu beziehen. Montpensier aber, statt die eingegangene Capitulation zu beobachten, ersah vor Ablauf der 30 Tage die Gelegenheit, um sich, bei nächtlicher Weile, mit 2500 Mann von der Besatzung zu Schiffe zu begeben, erreichte auch glücklich Salerno, während die von ihm zurückgelassenen 300 Mann die Vertheidigung der Castelle fortsetzten, bis alle Vorräthe erschöpft waren; dann endlich capitulirte das Castel nuovo am 8. Dec., das dell Uovo den 17. Febr. 1496. Auf allen Punkten des Reichs wüthete immerfort der Krieg. K. Ferdinand stand dem Grafen von Montpensier gegenüber, welcher die Umgebung von Salerno und S. Severino behauptete. Des Königs Oheim, der Prinz Friedrich, und sein natürlicher Bruder, Cäsar von Aragon, hatten in Apulien mit Montfaucon, Villeneuve und Silly vollauf zu thun. In Abruzzo bestritt der Graf von Popoli die von Gratiano Guerra befehligten Franzosen. Johann von la Rovere, nachdem er sich in den Sold Karl's VIII. begeben, plünderte die Umgebung des Monte Casino. In Apulien behauptete sich, doch mit sinkendem Glücke, Aubigny gegen den Groß-Capitain. Wie ausgedehnt der Kriegsschauplatz war, so unerheblich ergaben sich doch allerwärts die Resultate; denn des Landes Hilfsquellen waren erschöpft; die zerstörten Städte, das beständigen Verheerungen ausgesetzte platte Land konnten keine Steuern mehr aufbringen, und Ferdinand, in Armuth den Franzosen gleich, vermochte es nicht, die Hand voll Fremdlinge, die, aller Verbindung mit der Heimath verlustig, vergessen und verlassen waren, zu überwältigen. In dem Unwillen hierüber boten die Venetianer die Hand zu einem in Vorschlag gebrachten wucherlichen Vertrage. Sie verhießen ihm ein Hilfscorps, 700 Gleven, 700 Stradioten und 3000 Knechte, unter den Befehlen des Markgrafen von Mantua, und dazu eine baare Subsidie von 15,000 Dukaten; dagegen mußte der König ein Schuldbekenntniß über 200,000 Dukaten ausstellen und zu dessen Sicherheit dem Gläubiger die Städte Otranto, Brindisi, Trani, Monopoli und Pulignano verpfänden. In Erwartung von des Markgrafen Anzug, der zu Anfang Februars Mantua verließ, war der König bedacht, sich der Zugänge von Apulien zu versichern, um einen von den wichtigsten Zweigen des Staatseinkommens, den Zoll von den Heerden, welche, von der Winterweide kommend, dem Norden zugetrieben werden, erheben zu können. In der gleichen Absicht hatte aber auch der Graf von Montpensier sich ostwärts gewendet, und ein gemeinsames Interesse überredete zu einem Vertrage, wornach der Zoll dem Heere gebühren sollte, welches Meister im Felde bliebe. Diesen Zweck zu erreichen, strebten von beiden Seiten die Operationen, und Ferdinand befand sich im Nachtheile, zumal eine Schar teutscher Knechte in seinem Solde, nach den heldenmüthigsten Anstrengungen, sammt ihrem Anführer Heiderlin, auf dem Marsche von Troja nach Lucera bis auf den letzten Mann niedergehauen worden, als die rechtzeitige Ankunft des Markgrafen von Mantua, Juni 1496, das Gleichgewicht im Felde herstellte. Ferdinand, seinen Gegner Montpensier mit der Belagerung von Circello beschäftigt sehend, durfte einen Angriff auf das benachbarte Frangetto wagen; während seine Truppen mit der Plünderung des eroberten Orts beschäftigt waren, hätte Montpensier mit ihnen leichten Kauf gehabt; aber solches Wagestück erlaubte keineswegs der Zustand von Unordnung und Undisciplin, zu welchem die französische Armee herabgebracht war. Zudem mußten mehre und die mächtigsten Barone dieses Heer verlassen, um ihr Eigenthum in Calabrien gegen die fortgesetzten Angriffe des Groß-Capitains zu vertheidigen, und um das Ganze zu krönen, zankten sich unaufhörlich Montpensier und Precy. Ihre Armee, fortwährend im Abnehmen begriffen, sollte eine rückgängige Bewegung vornehmen, aus der Umgebung von Ariano und Benevent nach Apulien, wo Venosa ihr Waffenplatz sein sollte, marschiren. In einem Gewaltmarsche erreichten sie Atella in der Basilicata; einige Ausdauer mochte hinreichen, sie der Verfolgung zu entziehen, aber die Soldaten vertieften sich in die Plünderung der Stadt, sodaß Ferdinand Zeit gewann, das Versäumte einzuholen, und seine Gegner zwingen konnte, sich in Atella einzuschließen. Während seine Stradioten, die umliegende Landschaft verheerend, den Belagerten alle Mittel, Vorräthe einzusammeln, benahmen, während dieselben Stradioten am 5. Juli die französischen, in der Richtung von Venosa ausgesendeten, Gensdarmen besiegten, langte auch Gonzalvo de Cordova im Lager an. Sieger über die bei Lario vereinigte Macht der angevinischen Barone, unaufhaltsam hierauf seinen Marsch fortsetzend, vereitelte er durch sein Eintreffen vor Atella die letzten Hoffnungen des französischen Feldherrn.

Nach einer Einschließung von 32 Tagen ergab sich Montpensier dem Unabwendbaren. In der Capitulation vom 20. Juli 1496 verpflichtete er sich, binnen 30 Tagen die Stadt zu räumen, überhaupt alle Plätze seines Commando's, doch Venosa, Gaeta und Tarent ausnehmend, zu überliefern, wogegen er für seine Mannschaften den freien Abzug stipulirte. Die 30 Tage auszuhalten, erlaubte ihm jedoch die Ungeduld seiner Soldaten nicht; bereits am dritten Tage übernahm K. Ferdinand aus seinen Händen die Stadt, gegen eine baare Summe von 10,000 Gulden, sofort unter die Besatzung zu vertheilen. Etwa 5000 Mann stark zog sie aus, und in Baia und Pozzuolo sollten sie eingeschifft werden. Es erhoben sich aber Schwierigkeiten wegen der Räumung verschiedener fester Plätze, deren Commandanten, den Befehlen des Grafen von Montpensier zu gehorchen, Anstand nahmen. Wegen der Versäumniß riß die Pest unter den in dem ungesunden Klima von Baia sich langweilenden Scharen ein. Es starb Montpensier, es erkrankten oder starben Officiere und Gemeine ohne Zahl, und ein kläglicher Überrest von höchstens 500 Mann erreichte den heimathlichen Boden. Vermöge der Capitulation von Atella sollten die Orsini mit ihren Söldnern, gleich den Franzosen, freien Abzug haben; Alexander VI. bedrohte jedoch den König mit seinen Censuren, im Fall er den Feinden der Kirche diese Capitulation halte. Aus Ehrfurcht vor dem heil. Stuhle sah Ferdinand sich genöthigt, den Virginius und Paul Orsino anhalten zu lassen und ihnen das Castell dell' Uovo zum Gefängniß anzuweisen. Gleichzeitig räumte Graziano Guerra die Abruzzen; um sich auf Gaeta zurückzuziehen, erhielt Aubigny durch die Capitulation von Groppoli die Vergünstigung, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen. Die Fürsten von Salerno und Bisignano lieferten ihre Festungen aus und wurden begnadigt; von dem ganzen Königreiche blieben nur noch Tarent, Salerno und Monte S. Angelo in der Franzosen Gewalt. Ferdinand, nachdem er durch Muth, Ausdauer und geschickte Benutzung der Umstände sein Königreich wiedergewonnen hatte, entbrannte in heftiger Liebe zu seiner Tante, der Prinzessin Johanna, Tochter Ferdinand's I. Um ihretwillen, die höchstens 18 Jahre zählen konnte, vergaß er der zärtlichen Neigung für Constantia de Avalos (s. Pescara), und die Königstochter wurde ihm angetraut. Seine Körperkraft, höchst angegriffen durch die Beschwerden der beiden Feldzüge, erlag jedoch der neuen Leidenschaft, und Ferdinand starb an Erschöpfung in seinem Lusthause la Somma, am Fuße des Vesuvs, den 7. Oct. 1496. Ein fleckenloses Andenken hat er hinterlassen, trotz des Commines Ausdruck: „aucuns ont voulu dire que le jeune roi Ferrand eut esté le pire (vergleichungsweise zu Ferdinand I. und Alfons II.), combien qu'il estoit humble et gracieux quand il mourut, mais aussi il estoit en necessité.“ Ferdinand's Erfolge scheinen den Unwillen des Franzmanns erregt zu haben. Des kinderlosen Königs Nachfolger wurde sein Oheim Friedrich.

(*v. Stramberg.*)

Ferdinand III., s. Ferdinand der Katholische S. 29.

FERDINAND IV., König von Neapel. Der Tod König Ferdinand's VI. von Spanien hatte zur Erbfolge seinen Halbbruder, den König Karl von Neapel, berufen. Zur Abreise aus seiner zeitherigen Residenz sich anschickend, übergab dieser, 6. Oct. 1759, in glänzender und zahlreicher Versammlung das Königreich beider Sicilien an seinen dritten Sohn, Ferdinand Anton Paschalis Joh. Nepom. Jos. Seraph. Januar Benedict de Bourbon, dem er zugleich, nach einer angemessenen Ermahnung, den Degen reichte, welchen Philipp V. im Augenblicke des Abgangs nach Madrid, von Ludwig XIV. empfangen hatte. „Tienla,“ sprach Karl, „per difesa della tua religione e de' tuoi soggetti.“ Der hiermit inaugurirte König, geb. 12. Jan. 1751, zählte noch keine neun Jahre, es mußte demnach eine Regentschaft bestellt werden, an deren Spitze nominell Dominic Cattaneo, Prinz von S. Nicandro, zugleich des Königs Ajo, trat, während der eigentliche Leiter der öffentlichen Angelegenheiten der Jctus Bernhard Tanucci blieb. In einer leeren Zeit wußte diese Regentschaft einzig in Angriffen auf die Kirche ihre Wirksamkeit zu äußern, die Erziehung des Königs wurde auf das Unverzeihlichste vernachlässigt. Von der Natur mit bedeutender Körperkraft ausgestattet, durch die verkehrte Leitung in dem Übergewichte des Körpers zu dem Geiste bestärkt, setzte der Knabe seinen Stolz einzig in die Meisterschaft in Leibesübungen. Ein leidenschaftlicher Jäger, ein trefflicher Schütze, ein Schnellläufer, ein kecker Reiter, jeder geistigen Bildung entbehrend, konnte in dem Alter von 16 Jahren Ferdinand nur dem läppischsten, dem rohesten Zeitvertreib Geschmack abgewinnen. Nach der Richtung des Zeitalters gern mit Soldaten spielend, erzog er sich aus dem gemeinsten Pöbel eine heilige Schar, die sogenannten Liparotti, an ihnen seine Fortschritte für Exercitium und Commando zu bewähren. Mit ihnen ein Lager beziehend, gefiel es dem Könige in diesem Lager die Rolle des Marketenders zu üben; in der Kleidung und Haltung eines Marketenders verkaufte er den Soldaten Speise und Getränke. Die Königin selbst ließ sich zu Zeiten herab, in diesem wüsten Getreibe die Wirthin vorzustellen. Bei Gelegenheit eines solchen Campements bemerkte der König unter den Zuschauern einen jungen Mann hektischen Ansehens, der weiß gepudert, in dem schwarzen Rocke, nach seinem Äußern den Abbate verrieth; der wurde sogleich zum Gegenstande eines Wachstubenwitzes genommen. Einige Diener erhielten die Weisung, ihn zu greifen, eine wollene Decke fand sich in der Nähe, und diente den armen Fremdling zu prellen, dem Pöbel und dem Könige zu unendlicher Belustigung. Ferdinand selbst war einer der vier Athleten, welche die Decke in Bewegung setzten. Der Abbate Mazzinghi starb nach wenigen Monaten aus Kummer und Scham über diese unwürdige Behandlung; vergeblich hatte sein Landesherr, der Großherzog von Toscana, für ihn Genugthuung gefodert. Mehrmals im Jahre wurde der König zum Fischhändler, dann verkaufte er den Ertrag seiner Fischereien in den Seen von Patria und Fusaro, und in der Sprache und dem Aufzuge des erborgten Gewerkes dingte er um die Preise, buhlte er um neue Kundschaft. Dergleichen Beschäftigung, wovon Müdigkeit, unmäßige Eßlust und langer Schlaf die Folgen waren,

ließen keine Zeit übrig zu Verhandlungen ernsthafterer Art, und sein ganzes Leben hindurch blieb der König den Ministern, oder seiner Gemahlin, je nach den Umständen, unterthänig. Mit dem 12. Jan. 1767 trat die Volljährigkeit ein, die Regentschaft verwandelte sich in ein Ministerium, an dessen Spitze Tanucci das zeither beobachtete von Spanien aus inspirirte System fortsetzte. Die erste Handlung, für welche eine Verantwortlichkeit Ferdinand's gefodert werden konnte, galt der Art der Austreibung der Jesuiten; begonnen in der Nacht vom 3. Nov. 1767, wurde sie mit aller der Härte durchgeführt, zu welcher Feindschaft ein leidenschaftliches Gemüth treiben kann. Als hierauf die öffentliche Meinung zu befragen, Clemens XIII. sich in Censuren gegen den Herzog von Parma, als den Theilnehmer der von den Vettern verübten Gewaltthätigkeiten, versuchte, erwiederten durch neue Gewaltthat die Höfe von Versailles, Madrid und Neapel. Ferdinand ließ Benevent und Pontecorvo besetzen und auf neapolitanischen Fuß organisiren. Vorher waren die Unterhandlungen über des Königs Vermählung zu einem Schlusse gediehen, die Ehepacten unterzeichnet; es war der Trousseau angefertigt, der 16. Oct. 1767 als der Tag bestimmt, an welchem die Braut, die Erzherzogin Maria Josepha, die Fahrt antreten sollte, da erkrankte sie inmitten der Freudenbezeigungen, den 4. Oct. und den 15. war sie eine Leiche. König Karl III. beharrte aber auf der Verbindung mit dem österreichischen Hause, sein Gesandter warb, in Ferdinand's Namen, um der Verewigten jüngere Schwester, Maria Karolina, und bereits am 12. Jan. 1768 wurde das bevorstehende Ehebündniß dem Hofe zu Wien bekannt gemacht. Von einem glänzenden Gefolge umgeben, verließ Maria Karolina am 7. April die Kaiserstadt, am 12. Mai wurde sie zu Portella von dem Könige empfangen und noch in derselben Nacht zu Caserta getraut. Eine österreichische Gemahlin mußte nothwendig auf den Gang der Politik des Reichs einwirken. Die bisherige blinde Ergebenheit für Spanien fing an nachzulassen, und Tanucci, von Anfang an der jungen Fürstin ein Gegenstand des Widerwillens, wurde allmälig in seiner Allgewalt beeinträchtigt; denn Maria Karolina, jung, schön, geistreich, bezauberte nicht nur den König, sondern auch die Unterthanen. Ihr Einfluß wurde zumal bedeutend, als sie, nach der Geburt des ersten Prinzen, 6. Jan. 1775, vermöge einer Bestimmung der Ehepacten, im Staatsrathe eine Stelle einnahm. Die Verwandtschaft mit Österreich gab sich besonders in der Bewunderung für Leopold's Reformen, für Joseph's II. Entwürfe zu erkennen. Gewaltsam von der Bewunderung zu der Nachahmung fortgerissen, mußte der König mit jenen Verbesserungen, welche nach dem Geiste des aufgeklärten Jahrhunderts unerläßlich, sich beschäftigen oder zu beschäftigen scheinen. Die Darbringung von Zelter und Zins an die apostolische Kammer wurde durch Verfügung vom 29. Jul. 1776 abgeschafft, die Vertreibung der Jesuiten bot die schönste Gelegenheit, dem öffentlichen Unterricht eine gänzliche Umgestaltung zu bereiten, d. h. eine solche Masse von Vorschriften, eine die andere aufhebend, ergehen zu lassen, daß am Ende aller Volksunterricht aufhörte; einzig die Universität von Neapel nahm einigen Aufschwung, durch die für verschiedene Lehrstühle gewonnenen Männer von Bedeutung, die doch später, so umsichtig war man in der Auswahl gewesen, mehrentheils als des Hofs, des Königthums entschiedenste Gegner auftraten. Auch für die Akademie der Wissenschaften trat eine wesentliche Reform ein, ihr wurde der königliche Oberhofmeister zum immerwährenden Präsidenten gesetzt; mögen dergleichen Anordnungen jene gelehrte Gesellschaften belächeln, welche, unabhängig von jedem Einflusse einer Regierung, doch niemals umhin können, sich irgend einen hohen Beamten, sollte er auch der ineptëste sein, zu ihrem Präsidenten zu erwählen. Die Akademie von Herculanum wurde erneuert, das Spiel mit den Liparotten führte zur Errichtung einer Militairakademie. Mehr als andere Zweige des öffentlichen Haushalts lud zu Verbesserungen die Finanzverwaltung ein, und für dergleichen fanden Speculanten aller Art einen weiten Tummelplatz. Der Tabaksbau wurde freigegeben, aber der Ausfall in dem Monopol durch Besteuerung von Wein, Salz, Papier und Büchern gedeckt. Die Seidenzucht gerieth in Abnahme, sobald sie ein Gegenstand der fiscalischen Aufmerksamkeit geworden. Die Korallenfischerei, seit einer Reihe von Jahren mit Erfolg betrieben, mußte regulirt, statt des freien Verkehrs einer Gesellschaft übergeben, für die Gesellschaft ein eignes Gesetzbuch, der Codice Corallino, geschrieben werden; das ganze Geschäft kam zu Verfall. Von den arrendamenti wurden jene del minuto und der capitano della grascia, minder nicht die auf Tabak, Manna, Branntwein, Safran, Seide (diese doch nur in einigen Provinzen) ruhende Belastungen aufgehoben, dafür aber andere Steuern eingeführt, dem Volke weniger lästig und dem Schatze ergiebiger. Die Gerichtsbarkeit und die Erpressungen der Barone wurden beschränkt, dagegen sollten die Freimaurer als Majestätsverbrecher, die Leser von Voltaire's Schriften mit dreijährigem Galeerendienst, jene der florentiner Zeitung mit sechs Monaten Gefängniß bestraft werden. Eine spätere Verordnung stellte in Bezug auf Strafbarkeit die geheimen Gesellschaften ohne Unterschied den Freimaurern gleich; es ist dieses die erste Verordnung, worin die Regierung ihre Besorgniß über unbestimmte Gefahren äußerte. Zu der durch eine Reihe neuerer Bestimmungen sich äußernden Absicht einer Reform der gerichtlichen Praxis stand in grobem Widerspruche die unermeßliche Ausdehnung der allerwärts zweckwidrigen Militairgerichtsbarkeit; 1/10 reichlich der Stadt Neapel, mit einer Bevölkerung von 30,000 Köpfen, wurde dieser exceptionellen Justizbehörde unterworfen. Ein Admiralitätsgericht wurde bestellt für Handelsstreitigkeiten, einen Handelscodex mußte Michael Jorio schreiben und in vier Bänden ans Licht geben, obgleich derselbe niemals die königliche Sanction erhielt. Die Verordnungen über das Wechselrecht und betrügliche Bankerutte wurden, bis zur Verstümmlung für diese, geschärft. Mit Tripoli wurden im Aug. 1785, mit Sardinien und Genua im Juni 1786, mit Rußland im Mai 1787 Handelsverträge abgeschlossen. Der alte Tanucci, stets ein Gegner der Königin, hatte sich ihrem Eintritte in den Staatsrath nach allen seinen Kräften widersetzt; des Triumphs

der zürnenden Königin nothwendige Folge ward seine 1777 ausgesprochene Entlassung. Maria Karolina herrschte ohne Widerrede durch das Organ des von ihr zum Ministerium berufenen Marchese della Sambuca. Die Emancipation, in Bezug auf Spanien, foderte, von Seiten des seinen eignen Kräften vertrauenden Staates, Anstrengungen für die Herstellung einer angemessenen, bis dahin in allen ihren Zweigen vernachlässigten Kriegsmacht. Vordersamst eine Flotte zu schaffen, wurde auf den Vorschlag des Prinzen von Caramanico aus des Großherzogs von Toscana Diensten der Engländer Johann Acton berufen (1779), um dem Marineministerium vorzustehen. Der durch seine Thätigkeit veranlaßte größere Aufwand erzeugte Finanzverlegenheiten, denen Sambuca nicht gewachsen war; an dessen Stelle trat der Marchese Caracciolo, während Acton der ihm allmälig sich zuwendenden Gunst der Königin das Kriegsministerium und nach des alten Caracciolo Ableben, das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten verdankte, auch in angemessenen Zwischenräumen seine Erhebung zu den Graden eines Maréchal-de-camp, eines General-Lieutenants, eines Generalcapitains verdankte. In den Bemühungen Sambuca's, sich gegen diese anwachsende Macht zu behaupten, trat immer deutlicher die vollständige Nullität des Königs hervor. Eine Maitresse und mit ihr einige Selbständigkeit dachte Sambuca ihm zu geben, und die Candidatin wurde des Landes verwiesen; darauf entwarf der Minister in einem Briefe an König Karl III. von Spanien ein keineswegs schmeichelhaftes Gemälde von der Schwiegertochter und von ihren Beziehungen zu Acton. Das Schreiben, seine Bestimmung verfehlend, hatte des Briefstellers Verbannung nach Palermo zur Folge. Während mit großem Kostenaufwande, aber ohne angemessenen Erfolg, die Herstellung von Flotte und Armee betrieben wurde, erlagen weite Striche des Königreichs dem schrecklichen Erdbeben von 1783, wodurch an 200 Städte und Dörfer vernichtet, in dem einzigen Calabrien 60,000 Menschen getödtet wurden. In dieser großen Prüfung entfaltete Ferdinand seltene Herzensgüte, die regste Theilnahme, und die erlassenen Verfügungen sind den Umständen durchaus angemessen. Die Thätigkeit, welche bei dieser Gelegenheit der König entwickelte, scheint ihm sogar eine vorübergehende Energie mitgetheilt zu haben; es sollte, das herzliche Einverständniß mit dem königlichen Vater herzustellen, eine Reise nach Spanien unternommen werden. Am 30. April 1785 schifften König und Königin sich ein, und begleitet von 12 andern Kriegsfahrzeugen gelangten sie nach Livorno. Dort scheint durch den Einfluß der Königin der Reiseplan verändert worden zu sein; statt der Überfahrt nach Barcelona wurde ein Ausflug nach Florenz beliebt. Viel verhandelte da Ferdinand mit dem Großherzog, der fortwährend nur von Reformen träumte. Wie viele deren sein Schwager eingeführt habe, fragte einst Leopold. „Keine," entgegnete trocken Ferdinand, „aber," fuhr er fort, „viele Tuscier verlangen Anstellung in meinem Königreiche. Wie viele sind der Neapolitaner, welche in Toscana angestellt zu werden suchen?" Die Antwort mußte Leopold schuldig bleiben. Von Florenz ging die Reise, über eine Million Ducati verzehrend, die aber dem Könige den Beinamen il re d'oro erwarb, über Mailand nach Turin und Genua, wo die hohen Reisenden abermals an Bord gingen und mit einem noch größern Gefolge von Schiffen, als bei der Herauffahrt, nach Neapel zurückkehrten. Karl III. scheint die Unterlassung des ihm zugedachten Besuchs sehr übel empfunden zu haben; sie hauptsächlich dem Einflusse Acton's zuschreibend, befahl er seinem Sohne, diesen Minister zu entfernen; aber, wie sehr Ferdinand, nach seinen persönlichen Neigungen, den Vater verehrte, diesen Befehl vermochte er nicht zu vollstrecken. Der Tod Karl's III., den 13. Dec. 1788, entledigte den König seiner drückenden Lage zwischen Vater und Gemahlin, und in der Gründung der Colonie von St. Leucio, bei Caserta, fand er reichliche Beschäftigung, um die vielen müssigen Stunden auszufüllen, da die Jagd nicht hinreichend war. Den Geist der Industrie zu erwecken und zu verbreiten, hat diese Colonie beigetragen, doch soll ihre Bestimmung ursprünglich eine ganz andere, nur die menus plaisirs des Begründers beachtend gewesen sein. Man hat sie daher wol Ludwig's XV. parc-aux-cerfs verglichen. In den 1789 der Colonie verliehenen Gesetzen ist der Geist von Leopold's Verwaltung in Toscana unverkennbar. Die Vermählung der beiden Prinzessinnen, wovon Maria Teresa dem Erzherzoge Franz, Ludovica Amalia dem Erzherzoge von Toscana bestimmt, wurde den königlichen Ältern Veranlassung zu einer abermaligen Reise und zu längern Aufenthalten, vom 14. Sept. 1791 ab, in Wien, wo Fête auf Fête sich drängte. Mittlerweile hatte die Revolution in Frankreich immer deutlicher ihre Tendenzen offenbart, schwer verletzt als Königin und als Schwester kehrte Maria Karolina 1791 über die Alpen zurück, und soviel das nach seinem Temperament möglich, theilte Ferdinand ihre gereizte Stimmung. Begreifend die Wichtigkeit, ganz Italien zum Widerstand gegen das von Westen heranziehende Übel zu vereinigen, begreifend nicht minder die Perfidie einer Politik, welche Kirche und Thron zu entzweien gesucht hatte, verfolgte das Königspaar absichtlich die römische Straße, welche 1785 absichtlich vermieden worden. Die Zwistigkeiten wurden ausgeglichen, indem der Papst der Huldigungsceremonie und der Oberlehnsherrlichkeit entsagte, und die in Ehesachen bis dahin von neapolitanischen Bischöfen ertheilte Dispensationen bestätigte, dagegen aber für die Zukunft in dergleichen Fällen zu dispensiren, das ausschließliche Recht sich vorbehielt, gleichwie die Befugniß, Beneficien und Bisthümer zu vergeben, diese zwar nur an die von dem Könige in triplo vorzuschlagenden Candidaten, jene an neapolitanische Unterthanen. Endlich wurde neapolitanischer Seits für jede Inthronisation ein reichliches, frommes Donativ zu Ehren der Apostel Petrus und Paulus verheißen. Nachdem also die Minister sich geeinigt, gelangten Ferdinand und Maria Karolina am 20. April nach Rom; ohne besondere Notiz von den zu ihrem Empfange angeordneten Feierlichkeiten zu nehmen, eilten sie nach der Peterskirche und von da, durch die geheimen Gänge, nach dem Vatican. Den Wachen, den Dienern Stillschweigen gebietend, gelangten sie in des heiligen Vaters Cabinet, wo er eben, von des Tages Anstrengungen erschöpft, bekleidet noch mit

dem kostbarsten kirchlichen Schmucke, einiger Ruhe genoß. In freudiger Überraschung erhob sich Pius VI. und ungemein herzlich war diese erste Zusammenkunft, welcher eine ganze Reihe von Festlichkeiten folgte. Ein unauflösliches Freundschaftsbündniß hat von dem an Pius VI. mit der königlichen Familie geschlossen. Von den Ufern der Donau brachten die hohen Reisenden mancherlei Belehrung über den Zustand der Dinge mit, und das Reich gegen den sogenannten Geist der Zeit zu verwahren, wurde ihnen die dringendste Angelegenheit. Zu 62 erledigten Bisthümern die Candidaten erwählend, bemühte sich Ferdinand für die lange Liste nur eifrige Priester auszumitteln; ablassend von den unfruchtbaren Experimenten mit den Normalschulen, gab er den öffentlichen Unterricht in die Hände der Geistlichkeit zurück. Armee und Flotte auf einen Ehrfurcht gebietenden Fuß zu bringen, mußten große Anstrengungen gemacht, bedeutende Opfer gebracht werden. Diejenigen, welche einer Empfänglichkeit für die neuen Ideen verdächtig, und als solche galten vorzugsweise Gelehrte und Halbgelehrte, zu überwachen, wurden der Polizei Befugnisse gar sehr erweitert und ihr zum Beistand und zur Belehrung unzählige Spione aus allen Ständen aufgestellt. Zur Zeit von Kaiser Leopold's II. Ableben sollen sich in den Gefängnissen und Galeeren von Neapel und Castellamare nicht weniger denn 10,000 verurtheilte Verbrecher und 12,000 Gefangene befunden haben, sodaß man, von dieser Anhäufung das Schlimmste besorgend, große Schaaren nach Lampedusa und Tremiti zu exportiren genöthigt war. Die Beziehungen zu Frankreich, gespannt vom Beginne der Revolution an, sollten, als die Republik proclamirt, abgebrochen werden, und Ferdinand weigerte sich, den Gesandten der Republik, Makau, anzuerkennen, während die neapolitanischen Agenten zu Constantinopel Alles in Bewegung setzten, um dem Bürger Semonville die gleiche Beschimpfung zuzuziehen, während mit den Regierungen von Turin und Venedig über den Abschluß einer italischen Liga unterhandelt wurde. Aber im Laufe dieser Unterhandlung erschien, den 12. Dec. 1792, la Touche-Tréville mit 14 Linienschiffen in dem Hafen von Neapel, und die furchtbare Macht, das gebieterische Wort, das in die Wehrfähigkeit der Besatzung, in die Stimmung der Bevölkerung gesetzte Mistrauen, veranlaßten nach einigem Bedenken den Hof, den Bürger Makau in seiner Sendung anzuerkennen, das Getreibe in Constantinopel zu misbilligen, Neutralität für den Krieg der Mächte mit Frankreich zu verheißen, endlich seine freundschaftliche Gesinnung durch Bestellung eines Gesandten bei der republikanischen Regierung zu bethätigen. Noch an demselben Tage lichtete la Touche die Anker, Stürme nöthigten ihn aber bald zu einem zweiten Besuche, der, obwol ohne feindliche Absicht, die Besorgnisse, das Mistrauen des Hofs gar sehr erhöhete. Junge Leute in großer Anzahl fanden sich auf der französischen Flotte ein, fraternisirten mit Officieren und Gemeinen, schmückten sich mit den Insignien des Jacobinismus, durch diese kindische Demonstrationen strenge Ahndung herausfodernd. Die eigens deshalb angeordnete giunta di stato füllte neuerdings die Gefängnisse, und schwer lastete zugleich auf allen Provinzen des Reichs das Hungerjahr, ohne daß doch den Rüstungen im Geringsten Einhalt gethan wurde. Bereits war das Landheer zu 36,000 Mann angewachsen, und die Flotte, 102 Segel in Allem, führte 618 Kanonen und eine Bemannung von 8600 Köpfen. Am 20. Juli 1793 wurde dem Neutralitätsvertrage zum Trotze, ein Bündniß mit England eingegangen, welchem die übrigen gegen Frankreich verbündeten Mächte beitraten, wodurch Neapel thatsächlich in den Krieg der Coalition verwickelt wurde. Der Bürger Makau verließ das Land, neapolitanische Truppen und Schiffe wirkten zu der Vertheidigung von Toulon; andere Regimenter dienten den Engländern in Corsica, 2000 Reiter zogen in die Lombardei hinauf, das österreichische Heer zu verstärken. Die Nationalarmee ward zu dem Stande von 42,000 Köpfen gebracht, der Kanonierschaluppen zählte man 140, der größern Kriegsfahrzeuge 40. Um die Ausgaben dieser außerordentlichen Anstrengungen zu bestreiten, wurden patriotische Gaben eingefodert, Privaten und Kirchen mußten alles Silberwerk bis auf das Unentbehrlichste abgeben, und empfingen dafür Bankscheine, nach bestimmten Jahren zahlbar; neue Abgaben wurden eingeführt, die Kirchengüter weltlichem Eigenthume gleichgestellt. Alles ertrug die Nation in ruhiger Ergebung, nur die Entdeckung, daß die sieben Banken ausgeleert, daß ihr Eigenthum 13, und das Depositum 37 Millionen Ducati, anderweitig verwendet worden sei, veranlaßte eine augenblickliche Gährung, welcher der Hof durch die Errichtung des Banco nationale, worin die sieben geplünderten Anstalten vereinigt sein sollten, zu wehren sich bemühte. Das neue Papier, obgleich durch Zwangsmaßregeln eingeführt, verlor gleich Anfangs 15 Procent. Mittlerweile verfolgte die giunta di stato in politischen Processen ihren blutigen Gang, wurde Torre del Greco in einem Ausbruche des Vesuvs, vom 12—16. Juni 1794, begraben, erlitt das Personal der giunta di stato eine beinahe vollständige Abwechslung. Die bisherigen Richter, wie eifrig und schnell sie sich bezeigt hatten, schienen nicht mehr dem Drange der Umstände, der Macht der Verschwörer gewachsen. Denn hatten die frühern Untersuchungen und Bestrafungen mehrentheils nur die untern und mittlern Classen betroffen, so fand die Regierung jetzt die vornehmsten Herren verdächtig, einen Colonna von Stigliano, den Herzog von Canzano, den Grafen von Ruvo, die Serra di Cassano, Caracciolo, Riario, selbst den Cavaliere de' Medici, bis dahin den Aufwieglern ein Schrecken, ließ sie zur Haft bringen. Den Besorgnissen gesellten sich die auswärtigen Schrecknisse, Bonaparte mit seinen siegreichen Scharen überschwemmte die Lombardei. Das Königreich konnte in die Nothwendigkeit versetzt werden, mit seinen eignen Kräften einem feindlichen Angriffe zu widerstehen. Man versah sich dessen vom Garigliano her, und es wurde an des Flusses morastigen Ufern ein Befestigungssystem zu Anwendung gebracht, die Hauptmacht des Königreichs, etwa 30,000 Mann, aufgestellt. Aber bevor noch ein Feind sich hatte blicken lassen, hatte das Lazarethfieber die Organisation dieser Armee in ihren Grundfesten erschüttert, gegen 10,000 Männer weggerafft, und sicherlich würde eine Expedition,

von Bonaparte der Tiber zugesendet, mit Leichtigkeit in das Herz des Königreichs eingedrungen sein, hätte nicht der jugendliche Feldherr die ganze Bedeutsamkeit des ihm unmittelbar gegenüberstehenden, wenn auch für den Augenblick besiegten, Feindes erkannt, und die Lockung, die eignen Kräfte durch eine Theilung zu schwächen, gemieden. Zu Brescia bewilligte er dem Hofe von Neapel Waffenstillstand, unter der Bedingung, daß die Regimenter von der kaiserlichen Armee, die Schiffe von der Flotte der Engländer im Mittelmeere abgerufen würden. Der Waffenstillstand war kaum eingegangen, als Wurmser's Vordringen die Hoffnungen der italischen Höfe aufs Neue belebte, und die neapolitanische Armee stand im Begriffe auf der römischen Straße vorzudringen, da kam, betäubend, vernichtend die Nachricht von Wurmser's Unfällen und mit ihr das Gefühl der Nothwendigkeit, um jeden Preis den erzürnten Sieger zu entwaffnen. Der Friedensvertrag vom 11. Oct. 1796 stipulirte die Neutralität von Neapel, die Anerkenntniß der batavischen Republik, die Freigebung der aus politischen Gründen eingekerkerten Franzosen, dann, in einem geheimen Artikel, die Bezahlung von acht Millionen Franken (zwei Millionen Ducati), wogegen die Franzosen versprachen, die Linie von Ancona nicht zu überschreiten, und sich aller Theilnahme an revolutionairen Bewegungen in dem südlichen Italien zu enthalten. Dieses Versprechen, das Stillschweigen über die eignen, des Majestätsverbrechens angeklagten, Unterthanen soll Ferdinand durch eine Million Franken erkauft haben. Der Friedenszustand konnte nach der Stimmung der beiden Parteien nur vorübergehend sein; zu Neapel wurden die Rüstungen fortgesetzt, Bonaparte erzwang von dem Papste, in dem sogenannten Friedensvertrage von Tolentino, die Abtretung der Legationen, die Öffnung von Ancona. Diesen Ereignissen folgte in kurzem Zwischenraume das Possenspiel der römischen Republik, in deren Namen Berthier, die alte Lehensherrlichkeit über Neapel geltend machend, die regelmäßige Entrichtung des Tributs, und als Abschlagszahlung für die Vergangenheit 140,000 Ducati, außerdem die Ausweisung der französischen Emigranten, des großbritannischen Gesandten und des Ministers Acton, dann den freien Durchmarsch nach Benevent und Pontecorvo foderte. Außerdem wurden des Königs römische Besitzungen, aus der Erbschaft des Hauses Farnese herrührend, sequestrirt. Nach solchen Hergängen, denen sich die dringendsten Besorgnisse um Sicilien, wegen der französischen Besitznahme von Malta gesellten, kann die Haltung des neapolitanischen Hofs, seine Bemühung, sich durch auswärtige Bündnisse zu stärken, mit Österreich den 19. Mai, mit Rußland den 29. Nov., mit England den 1. Dec. 1798, nicht befremden, ebenso wenig, bei der gefährlichen Nachbarschaft, die Fortsetzung der gegen den revolutionairen Geist ergriffenen Maßregeln. In Mitte der allgemeinen Strenge ist ein Zug der Herzensgüte von Ferdinand und Maria Karolina bemerkenswerth; in ihrem Namen wurden die Verfolgungen gegen die sogenannten Patrioten, in ihrem Namen seit vier Jahren die obengenannten vornehmen Verbrecher festgehalten. Die Mutter Colonna und die Herzogin von Cassano wagten es, eine Fürbitte bei der Königin einzulegen, und sofort verfügte der König die Beschleunigung des Processes, welcher mit der vollständigen Lossprechung von 28 Angeklagten endigte. Freilich wurden durch neue Verhaftungen die Kerker wieder gefüllt, und dieser Unglücklichen Ruf konnte des Königs Ohr nicht erreichen. Im Sept. 1798 wurde eine neue Rekrutenaushebung vorgenommen; je 1000 Köpfe stellten acht Mann. Das hierdurch bis zu dem Bestand von 65,000 Mann gebrachte Heer zu befehligen, fand aus Österreich Mack sich ein, zu einem Angriffskriege von Seiten der Neapolitaner gestalteten sich alle Dinge, großentheils in Folge von Nelson's Siege bei Abukir, und von dem Triumphgepränge ihm zu Ehren von dem entzückten Hofe von Neapel veranstaltet. Es befand sich, vermöge der unwiderstehlichen Macht der Umstände, Ferdinand genau in derselben Lage, in welcher 17 Jahre später sein interimistischer Stellvertreter Joachim sich befinden sollte. Er glaubte auf eine Armee von Bedeutung zählen zu können, und hoffte durch eine plötzliche Anstrengung die Mächte, deren Beistand ihm zugesagt, zu einer gleich entschiedenen Handelsweise hinzureißen; die gleiche Hoffnung nährte die Mehrzahl der in einem Cabinetsrathe um die Wahl zwischen Krieg und Frieden befragten Minister. Den 22. Nov. 1798 wurde das Manifest erlassen, worin hergebrachter Maßen der neapolitanische Hof seine Klagen vortrug, und sofort setzten die verschiedenen Armeecorps sich gegen die römische Grenze in Bewegung. Micheroux, mit 10,000 Mann den Tronto überschreitend, vertrieb aus Ascoli die kleine französische Besatzung und operirte gegen Fermo. San Filippo drang über Rieti gegen Terni vor. Giustini schickte sich an, die Höhe von Tagliacozzo zu verlassen, um über Sabina seine Streifzüge auszudehnen. Mack, zu dem der König sich hielt, brach von S. Germano auf, um über die beschwerliche Straße von Ceperano und Frosinone nach Rom zu gelangen, wohin nicht minder Damas durch die pontinischen Sümpfe seine in dem Lager von Sessa aufgestellten 18,000 Mann zu führen, angewiesen war. Endlich hatte sich Naselli mit 6000 Mann eingeschifft, um in des Feindes Rücken über Livorno eine Diversion zu machen. Die beiden Colonnen von Mack und Damas erreichten am 29. Nov. Rom, kein Feind hatte sich ihnen gezeigt; ein festlicher Einzug wurde dem König bereitet und von dem Palaste Farnese aus beschäftigte er sich mit der Anordnung um die Wiederherstellung der gesetzlichen Regierung, um die Vertilgung aller von der Republik hinterlassenen Merkmale. Aber während dessen erlitten Micheroux sowol, als San Filippo so bedeutende Niederlagen, daß sie genöthigt waren, den eignen Grenzen zuzueilen. Macdonald fand Zeit, in der unüberwindlichen Stellung von Civita Castellana aus zerstreuten Postirungen ein Corps von 9000 Mann zu sammeln; ihn zu verstärken eilte in Gewaltmärschen Championnet herbei. Da endlich, den 3. Dec., brach das neapolitanische Heer von Rom auf, um, in vier Corps vertheilt, in den Stellungen von Calvi, Monte-Buono, Otricoli und Regnano abermals fünf kostbare Tage zu verlieren. Durch seine Unthätigkeit ermuthigt, ergriff Macdonald die Offensive und suchte die neapolitanischen Corps der Reihe nach heim,

zuerst das bei Otricoli aufgestellte, dann Calvi und Monte-Buono, und brachte dann die weichenden Scharen allerwärts in die vollständigste Unordnung, sodaß von dem Augenblicke an Mack nur noch auf den Rückzug bedacht sein konnte. Den 13. Dec. angetreten, vervollständigte er die Demoralisation des ungeübten Heers, daß für die Vertheidigung des eignen Herds sogar alle Mittel verloren gingen. Ferdinand selbst hatte das Beispiel der Feigheit gegeben. Den Gesinnungen der Römer mistrauend, hielt er seit dem 6. Dec. in Albano sich auf; den 10. gegen Abend begab er sich vollends auf die Flucht, in solcher Bangigkeit, daß er seinen Begleiter, den Herzog von Ascoli, nöthigte, mit ihm die Kleider und den Platz im Wagen zu wechseln. Von seinem bebenden König empfing Ascoli während der ganzen Eilfahrt königliche Ehre. Am Abend des 11. erreichte Ferdinand den Palast von Caserta, und sofort rief er, unter dem falschen Datum Rom den 8. Dec. die ganze Nation zu den Waffen, zu einem Vertilgungskriege gegen die Feinde der Menschheit, der Throne und der Altäre. Während auf diesen Ruf von allen Seiten Bürger und Bauern und Räuber sich erhoben, um den Boden des Vaterlandes zu vertheidigen, während sie durch verwegne Thaten nicht selten des Feindes Bewunderung verdienten, verharrten Armee und Hof in der vollständigsten Nichtigkeit. Die Festungen Civitella del Tronto, Pescara, Gaeta wurden an französische Patrouillen übergeben, Capua und den Volturno zu behaupten, mußte Mack das Unmögliche versuchen, denn jeden Augenblick standen seine ehrlosen Scharen bereit, sich aufzulösen, der Hof dachte nur noch an Flucht. In der Entfesselung aller Leidenschaften hatte die bisher nur geargwohnte Existenz einer zahlreichen und mächtigen revolutionairen Partei sich als ungezweifelte Wahrheit herausgestellt. Diese Partei war es, welche den in seinen Operationen zögernden französischen Feldherrn unaufhörlich zu neuen Wagnissen auffoderte und das Gelingen derselben durch alle ihr zu Gebote stehende Mittel beförderte; diese Partei in ihrer verderblichen Wirksamkeit anerkennend, verlor die Königin alles Zutrauen, nicht nur zu sich selbst, sondern auch zu ihrer Umgebung. Der Betrachtungen Gewicht verstärkten, das Gefühl der persönlichen Unsicherheit erweckend, einzelne Schreckensscenen, wie z. B. die Ermordung des dem Könige persönlich werthen Cabinetscourier Ferreri. Zum Hafen geschickt, um ein Schreiben an Nelson zu überbringen, wurde er von dem Volke als Spion erfaßt und ganz eigentlich zerrissen, und Ferdinand mußte seines Todeskampfes Zeuge werden, ohne den getreuen Diener retten oder rächen zu können. Auch Nelson und der englische Gesandte riethen zur Flucht, und in dem größten Geheim wurden die Anstalten zu ihr betrieben, die Kleinodien, baares Geld, der Museen Schätze eingeschifft. Unsäglich waren das Erstaunen, die Bestürzungen der Hauptstadt, als man am 21. Dec. die in der vergangenen Nacht aus dem Hafen ausgelaufenen Schiffe manoeuviren sah, und des Admiralschiffs Flaggen verkündigten, daß auf ihm der König sich befinde. Sogleich wurden Deputationen entsendet, den Monarchen in die Mitte seiner Unterthanen zurückzurufen, ihm die bündigsten Versicherungen unverbrüchlicher Treue, des unwandelbaren Entschlusses, bis zum letzten Athemzuge in seinem Dienste zu verharren, darzubringen, und es konnten diese Botschaften nachmals erneuert werden, da widrige Winde die Schiffe drei Tage lang in dem Meerbusen festhielten, aber von den vielen Gesandten gelangte der einzige Erzbischof von Neapel vor den König, seine Collegen wurden von den Ministern abgefertigt, einer, wie der andere durch den Bescheid, daß der gefaßte Entschluß unabänderlich sei. Die Überfahrt ward den Flüchtlingen höchst beschwerlich und gefährlich, viele Schiffe mußten in Sardinien, in Corsica oder in den Häfen von Calabrien Zuflucht suchen, das Admiralschiff selbst entging mit genauer Noth dem Untergange, und es starb während der Fahrt der Prinz Albert. Dieses vernehmend, sprach die Mutter: „Tutti raggiungeremo tra poco il mio figlio," Worte, in welchen sich die Trostlosigkeit des Zustandes der königlichen Familie ausspricht. Am 25. Dec. erreichte das Schiff die Rhede von Palermo. Tags vorher war die französische Armee unter Championet zu Neapel eingerückt, und es folgte in kurzer Frist die Proclamirung der parthenopäischen Republik. Indem aber diese den Provinzen allen den von dem französischen Protectorat unzertrennlichen Segen mittheilte, erweckte sie zugleich sehr lebhafte Widersetzlichkeit; in Abruzzo, in Campanien, in der Umgebung von Salerno, in Calabrien ergaben sich partielle Insurrectionen. Die wunderbarste ist jene von Apulien gewesen, wo vier Landstreicher, Corsen von Geburt, die Rollen des Kronprinzen, des Contestable Colonna, des Bruders des Königs von Spanien und des Herzogs von Sachsen spielend, Trani, Andria, Martina, Tarent, überhaupt den größten Theil des Landes einnahmen. Die Täuschung des Volkes zum Höchsten zu treiben, mußten eben die beiden Prinzessinnen, Töchter Ludwigs XV., auf ihrer Flucht nach Sicilien, bei Tarent anlegen. Der Pseudokronprinz beeilte sich, ihnen seine Aufwartung zu machen, ihnen zu bekennen, wie es ihm gelungen sei, die öffentliche Leichtgläubigkeit zu täuschen, und wurde dafür von ihnen als ein Vetter, und nach seinem fürstlichen Range behandelt, die Prinzessinnen aber, die Nachricht von dem bestandenen Abenteuer und von der Lage der Dinge in Apulien nach Palermo tragend, hiermit die ersten Hoffnungsstrahlen dem geflüchteten Hofe offenbarend, ermuthigten ihn zugleich von der günstigen Stimmung der Völker Gebrauch zu machen. Der Cardinal Ruffo wurde nach Calabrien entsendet, um zunächst in den Lehen seines Hauses als ruhiger Beobachter aufzutreten, dann, nach Beschaffenheit der Umstände, vorwärts zu gehen, oder nach Sicilien zurückzukehren, und mit wenigen Begleitern, noch wenigerm Gelde, mit unbegrenzten Vollmachten ausgerüstet, landete er in Calabrien im Febr. 1799, und es sammelten sich um ihn Insurgenten in großer Anzahl, die allmälig gegen Norden vorrückend, begünstigt durch die partiellen Insurrectionen in den Provinzen, unterstützt durch der Engländer, Russen und Türken Flotten, und die aus Sicilien empfangenen Verstärkungen, nach mancherlei Abwechslungen des Kriegsglückes, bis zum 7. Mai,

an welchem Tage Macdonald, abgerufen durch die Ereignisse am Po, mit den im Lager bei Caserta versammelten Truppen aufbrach, um die Vereinigung mit Moreau zu suchen, den größten Theil des Königreichs unter Ferdinand's Gehorsam zurückführten. Am 13. Juni wurde die Hauptstadt selbst von des Cardinals Truppen besetzt, und in kurzen Zwischenräumen capitulirten die Castelle Pescara, Civitella, Capua, Gaeta, und es begannen von Seiten des Hofs und des Volks die schrecklichen Reactionen, zu denen das königliche Edict: Il re non pattegiare co' sudditi; essere abusivi e nulli gli atti del suo vicario; voler egli esercitare la piena regia autorità sopra i ribelli," eine Einleitung war. Inmitten der Verwirrung traf König Ferdinand selbst am 30. Juni im Hafen ein; ohne das Schiff zu verlassen, gab er die berühmten Ordonnanzen, in welchen die Capitulationen cassirt, eine Giunta zur Bestrafung der Rebellen angeordnet, den Lazzaroni die durch die Plünderung der königlichen Residenz verwirkte Strafe erlassen, sieben der reichsten Klöster des Benedictiner- und Karthäuserordens aufgehoben und ihr Eigenthum dem Fiscus zugetheilt, endlich die Abschaffung der uralten Municipalverfassung der Stadt Neapel, in der Unterdrückung der Seggi, ausgesprochen. Zugleich wurde in den für die Giunta entworfenen Instructionen, eine Classification der Verbrechen aufgestellt. Als Majestätsverbrecher im ersten Grade wurden diejenigen angesehen, welche bewaffnet dem Eindringen der Franzosen Vorschub geleistet, welche den Lazzaroni das Castell S. Elmo entrissen, und, nach dem von dem Generalvicarius Pignatelli eingegangenen Waffenstillstande mit dem Feinde geheime Verbindungen unterhalten hatten. Des Todes würdig wurden alle höhere Beamten der Republik erklärt, Mitglieder der Regierung, Volksvertreter, Minister, Generale, Beisitzer der hohen Militaircommission oder des Revolutionsgerichts, nicht minder alle diejenigen, welche gegen die königlichen, von dem Cardinal Ruffo befehligten Völker gefochten, der Errichtung des Freiheitsbaums auf dem Platze S. Spirito, wo bis dahin Karl's III. Statue aufgestellt gewesen, oder von dem Residenzplatze aus, der Zerstörung der königlichen Wappen und Fahnen zugesehen, geschweige dazu gewirkt hatten. Mit dem Tode zu bestrafen war ferner jede unehrerbietige Äußerung über den König und die königliche Familie, jede Bewerbung, des Königthums Nachtheil, der Republik Vortheil bezweckend. An 40,000 Menschen waren in dieser Weise mit der Capitalstrafe bedroht, eine noch größere Anzahl konnte sich der Verbannung gewärtigen, welche den Mitgliedern des Clubs und der Municipalitäten, auch den Kriegsleuten angedroht wurde. Und weil die Proceßordnung nicht allerdings den Bedürfnissen und der Eile der Rache angemessen, wurden die veralteten Gesetze dei baroni ribelli della Sicilia anwendbar erklärt, wornach für den inquisitorischen Proceß Denuncianten und Spione gültige Zeugen, wornach die Abhörung der Zeugen im Geheimen vorzunehmen, und nach Ermessen des Richters die Aussage durch die Folter bestätigt werden konnte, wonach der Angeklagte nur über die von dem Richter vorgelegten Fragen, nöthigenfalls auf der Folter zu vernehmen, wonach die Vertheidigung einem von der Regierung zu be stellenden Anwalt überlassen, jede Confrontirung des An geklagten mit den Entlastungszeugen und das Vorbringe von schriftlichen Beweisen über die Unschuld, gleich zuläs war. 30,000 Menschen sollen allein in den Kerkern de Hauptstadt sich befunden haben, und von der Unerbittlich keit der gesetzlichen Schlächterei zeugt, wenn alle ander Beweise fehlen sollten, der einzige Umstand, daß als ih erstes Opfer die gefeierte Dichterin Eleonora Piment fiel. Daß sie den Monitore Napolitano geschrieben, häufi als Rednerin im Club oder vor dem Volke aufgetreten mußte Eleonora am Galgen büßen. Inmitten de Greuel, der blutigen Gesetzgebung Folge, beschäftigte sic Ferdinand, durch die Rathschläge von Acton und Nelso getrieben, mit den Maßregeln für die Wiederherstellun der öffentlichen Gewalt und der Armee, auf daß kräftige denn je zuvor, der Staat aus den Ruinen der Gesellscha hervorgehe. Am 4. Aug. verließ Ferdinand endlich wiede den Hafen, um auf demselben Schiffe, das ihm zeith als Residenz gedient, nach Palermo zurückzukehren, w unermessener Jubel der Sicilianer ihn begrüßte. Noc behauptete eine französische Besatzung sich in Rom, dahi wurde, der Hauptstadt des Königreichs zu großer Erleich terung, ein Theil der Glaubensarmee entsendet, und o diese gleich in einem ersten Angriffe schimpfliche Niederlag erlitt, so fand sich doch der Commandant, General Ga nier, bei dem fortwährenden Anzuge frischer und bes disciplinirter Truppen, genöthigt, die Capitulation vo 27. Sept. einzugehen. Rom wurde von den Neapolitane besetzt, unter Umständen, welche nicht undeutlich die Ab sicht, eine dauernde Herrschaft auszuüben, wahrnehme ließen. Da überhaupt Italien für die Franzosen verlore war, begriff Ferdinand spät genug die Nothwendigke der Schreckenszeit ein Ende zu machen. Das Edict vo 30. Mai 1800 erläßt alle Staatsverbrechen, ausnehmen doch die Flüchtigen, 3000 an der Zahl, die Verurtheilte und eine Anzahl von Andern, namentlich bezeichneten, An geklagten. In Allem wurden 7000 Menschen aus de Gefängnissen entlassen, 1000 zurückbehalten. In der Haupt stadt allein waren 110 Hinrichtungen vorgenommen, i die Verbannung 4000 Menschen geschickt worden. Sei Getreuen zu belohnen, stiftete der König den St. Ferd nands-Orden, oder del Merito, und die neuerdings au Frankreich drohende Gefahr abzuwehren, beschäftigte sich alles Ernstes mit der Armee, die bis zu der Stär von 67,288 Mann in 44 Infanterie- und 16 Cavaleri regimenter gebracht werden sollte. Die Rüstungen wa ren beiweitem noch nicht vollendet, als über das nörd liche Italien eine neue Revolution kam, deren unthätig Zuschauer Ferdinand blieb, bis die Verträge von Stey und Treviso ihn aller Aussicht eines Beistandes von Se ten seines mächtigen Verbündeten beraubten. Jetzt en lich, den 14. Jan. 1801, zog Damas an der Spitze vo 10,000 Mann von Rom aus, um durch einen ohnmäch tigen Versuch auf Siena den Grimm desjenigen herau zufodern, der eben, in der überraschendsten Geschwindigke die ersten Heere von Europa zertrümmert hatte. De wahnsinnigen Angriff zu bestrafen, entsendete Napole

seinen Schwager Murat, aber schon war das Ministerium in Neapel zur Besinnung gekommen und König Ferdinand zitterte in seiner Residenz zu Palermo. Glücklicher Weise befand sich die Königin in Wien; von dort aus rief sie die Vermittlung des Kaisers von Rußland an, und dem mächtigen Verbündeten zu Ehren gewährte Napoleon zu Foligno einen Waffenstillstand, dem bald der Friedensvertrag von Florenz folgte. Vermöge desselben schloß Ferdinand, für die Dauer des Kriegs, Engländern und Türken seine Häfen, er verzichtete auf seine Besitzungen auf der Küste von Toscana, wie auch der Insel Elba; er bequemte sich, an Franzosen, die in den jüngsten Stürmen, wegen ihrer Theilnahme an neapolitanischen Angelegenheiten, zu Schaden gekommen, die Summe von 120,000 Ducati zu entrichten, allen Verbannten, Flüchtlingen oder Eingekerkerten vollständige Amnestie und den Genuß ihres Eigenthums zu bewilligen, endlich die aus Rom entführten Kunstwerke zurückzugeben. In einem geheimen Artikel war außerdem stipulirt, daß bis zum Frieden mit den Engländern 4000 Franzosen in Abruzzo von dem Tronto bis zum Sangro, und andere 12,000 in Apulien eine beobachtende Stellung einnehmen und von Neapel verpflegt und besoldet werden sollten. Bald wurden, in Folge des Friedens von Amiens, die Franzosen abgerufen, die ganze königliche Familie fand sich wiederum in Neapel vereinigt, und ein vollkommener Friedensstand hätte eintreten können, ohne die Besorgnisse, welche die ungemessene Präponderanz von Frankreich erweckte, und das verderbliche Spiel, das diese Macht fortwährend mit Ausgewanderten und Misvergnügten trieb. Auch die Nöthen der Finanzen verursachten manche Unbequemlichkeiten und ein Staatsbankrott schien unvermeidlich, als der Minister Zurlo abgesetzt wurde und an seine Stelle ein von dem Cavaliere de' Medici präsidirtes Consiglio di finanza trat. Dieser, in ihren Bemühungen um die Wiederherstellung des Credits prosperirenden Behörde trat aber bald der Ausbruch des neuen Kriegs zwischen Frankreich und England hindernd entgegen, indem die französische Regierung sofort wieder von ihren Truppen die kaum verlassenen Stellungen in Abruzzo und Apulien beziehen, und sie auf Kosten des neapolitanischen Volks leben ließ. Gewahrend, wie fortwährend der Abgrund zu seinen Füßen sich erweiterte, suchte Ferdinand die Mittel, sich wenigstens für die Zukunft einige günstigere Chancen zu sichern. Er glaubte sie in der Rückkehr zu den einst von ihm geächteten Formen für die Erziehung der Jugend zu finden, und auf sein Ansuchen erließ Pius VII. das Breve vom 30. Juli 1804, worin in Erweiterung das 1801 für die Jesuiten in Rußland erlassene Breve, „aggreghiamo alla compagnia di Gesù di quello imperio tutti i collegi e scuole che si stabilirono nelle due Sicilie sotto le regole di sant' Ignazio.“ Mehre Jesuitencollegien wurden hierauf in beiden Sicilien eröffnet, aber, wie allenthalben, fehlte es dem aus Trümmern sich erhebenden Orden nicht nur an Subjecten, geeignet die Erwartungen der Regierungen und der Völker zu befriedigen, sondern auch, in dem raschen Laufe der Begebenheiten, an der erforderlichen Zeit, um dergleichen Subjecte heranziehen zu können. Stürmisch, wie die Zeit erwies sich die Natur. Das Erdbeben vom 26. Juli 1804, seine ganze Wuth gegen einen Landstrich am Fuße der Gebirge del Matese, von etwa 600 Miglien, kehrend, ließ von 61 Ortschaften nur die einzigen Städte S. Giovanni in Galdo und Castropignano aufrecht stehen, und begrub unter den Trümmern über 6000 Menschen. — Napoleon, bei seiner Krönung in Mailand, die officiellen Wünsche empfangend, sagte in großer Audienz zu dem außerordentlichen Botschafter des Hofs von Neapel, Prinz Cardito: Melden Sie Ihrer Königin, daß ich ihre Umtriebe gegen Frankreich kenne, die Flüche ihrer Kinder werden sie dereinst verfolgen, weil ihr, das ist die Strafe für ihren Frevel, und ihrem Hause nicht soviel Boden übrigbleiben wird, um sie im Grabe zu bedecken.“ In der That schwebten bereits die Unterhandlungen über eine neue Coalition, für welche der Hof von Neapel ganz besondere Bereitwilligkeit verspüren ließ. Doch unterzeichnete in dem Augenblicke, als der Krieg zum Ausbruche kommen sollte, sein Gesandter zu Paris, Marchese de Gallo, den Neutralitätsvertrag vom 21. Sept. 1805, in Folge dessen der französische General S. Cyr, vom 9. Oct. ab, das Königreich zu räumen anfing. Die Bewegung war kaum ausgeführt, da schloß der Herzog von Campochiaro zu Wien einen Bundesvertrag mit Österreich, Rußland und England, der, am 26. Oct. ratificirt, den König verpflichtete, zu den gemeinsamen Zwecken ein Heer von 30,000 Mann zu verwenden. Dem Vertrage sollten alsbald Engländer und Russen als Hilfsvölker folgen; damit verzog es sich aber nach der Coalitionen Weise, bis zum 19. Nov., an welchem Tage zu Neapel und Castellamare 11,000 Russen, 2000 Montenegriner, 5500 Engländer ausgeschifft wurden, und die österreichische Armee an der Donau war längst vernichtet, der Erzherzog Karl mit seinen Scharen eilte dem Herzen der österreichischen Staaten zu, bevor Neapolitaner, Russen, Engländer, unter Greig und Lacy, die Stellungen von S. Germano und Sessa beziehend, eine eigentlich feindliche Haltung annehmen konnten. Indessen war die Aufnahme der fremden Truppen, von Seiten des neapolitanischen Hofs, ein arger Bruch der eingegangenen Neutralität, und zu Austerlitz Sieger, erklärte Napoleon in einem aus Schönbrunn datirten Bulletin, daß das neapolitanische Haus aufgehört habe zu regieren. Schon befand sich S. Cyr mit 30,000 Mann auf dem Marsche, die Sentenz zu vollstrecken; bald gelangte auch Massena mit neuen Verstärkungen, und Joseph Bonaparte, als des Kaisers Generallieutenant, zur Stelle, und der solchergestalt vereinigten Macht widerstehen zu können, verzweifelten die Befehlshaber der Bundestruppen. Als Schelme haben sie den König, in dem durch sie veranlaßten Unglücke, verlassen; scheidend machten die Engländer noch den Versuch, sich der Festung Gaeta zu bemächtigen. Von seinen Alliirten verlassen, befragte Ferdinand seinen Cabinetsrath. Alle entschieden sich für abermalige Flucht nach dem sichern Sicilien, Maria Karolina allein stimmte für Widerstand, von dem sie, gestützt auf des Volkes Zuneigung, die Erneuerung der Ereignisse von 1799 hoffte. Allein unwirksam ergab sich der Versuch, die Hauptstadt

zu elektrisiren; am 23. Jan. 1806 entfernte sich der König, den Kronprinzen als seinen Vicarius hinterlassend. Was von Truppen, nach Abzug der Besatzungen in den Festungen, übrigblieb, 11,000 Mann, versammelte Damas in den Pässen von Campotanese. Am 11. Febr. begab sich auch die Königin mit ihren Töchtern und den wenigen ihrem Schicksale folgenden Räthen zu Schiffe, während der Kronprinz und der Prinz Leopold auf dem Landwege nach Cosenza eilten, um von dort aus einen wirksamen Widerstand einzuleiten. Am Mittag des 14. Febr. langte die Vorhut des französischen Heers zu Neapel an, und bei Campotanese das neapolitanische Heer zerstäubend, drang sie in kurzer Frist bis zu der äußersten Grenze des festen Landes; einzig Marate, Amantea, Scilla und im Norden Gaëta widerstanden. Durch kaiserliches Decret vom 30. März 1806 wurde Joseph Bonaparte zu dem erledigten Throne der beiden Sicilien erhoben, während in Calabrien der lebhafteste Bürgerkrieg sich erhob, genährt durch Emissarien und Truppensendungen aus Sicilien. Des englischen Generals Sieg bei Maida befreite die beiden Calabrien, bewaffnete Banden erhoben sich in den übrigen Provinzen, und des neuen Königs Bedrängniß hatte einen hohen Grad erreicht, als der Fall von Gaëta den 18. Juli 1806 die bis dahin zu der Belagerung verwendeten 14,000 Mann disponibel machte, und Massena, eine bedeutende Macht nach Calabrien führend, allgemach, unter vielem Blutvergießen, der Insurrection Meister werden konnte. Reggio, Scilla und die nächsten Ortschaften waren die einzigen, die bis zu Anfang des J. 1808 in der Insurrection verharrten, der aus Sicilien mit Verstärkungen herübergekommene tapfere Vertheidiger von Gaëta, der Prinz von Hessen-Philippsthal, über die Ebene von Seminara vordringend, siegte bei Monteleone, wurde aber darauf in seinem Lager bei Mileto von Regnier angegriffen, geschlagen und bis Reggio zurückgeworfen, sodaß Regnier in den ersten Tagen des Februars Reggio, und am 17. desselben Monats Scilla einnehmend, der hoffnungslosen Fehde Ende herbeiführte. Das ganze Land im Norden des Faro war für die Bourbonen verloren, und es schien für eine geraume Zeit der Hof von Palermo diesen wichtigen Theil seiner Besitzungen gänzlich aus den Augen verloren zu haben und mußte noch dazu sich glücklich schätzen, daß die mächtigen Unterstützungen aus England, an Truppen und Geld (400,000 Pf. St. jährlich), ihn in den Stand setzten, das eine Königreich wenigstens zu behaupten. Übrigens hat die Königin von Anfang her an diesem Schutze wenig Behagen gefunden. Sie war vielmehr geneigt, in die Arme von Rußland sich zu werfen, und gerieth darum mit Acton, dem gebornen Verfechter der englischen Allianz, zu langwierigem, hartem Zwiste. Es war daher für die Königin ein herber Verlust, als Acton, der Einzige, der zwischen ihr und den zu einer Nothwendigkeit erwachsenen Verbündeten den Vermittler abgeben konnte, 1808 sein Leben beschloß. Der Krieg von 1809 erregte wieder die Hoffnungen Ferdinand's und seiner Räthe, und im Juni dieses Jahres zeigte sich an den Küsten von Calabrien eine aus 60 Kriegsschiffen jeder Größe, und 206 Transportschiffen bestehende Flotte, 15,000 Engländer und 10,000 Sicilianer, diese unter den Befehlen des Prinzen Leopold, tragend, die Küste entlang die Ausschiffung von Abenteurern, bestimmt, den Bürgerkrieg wieder anzufachen, begünstigte, dann vor der Hauptstadt sich zeigte die Inseln Ischia und Procida nahm, einen ganzen Monat zubrachte, sich die wichtige Eroberung anzusehen, und endlich nach Sicilien zurückkehrte. Ferdinand, und noch mehr die Königin, empfanden höchlich den schimpflichen Ausgang dieses Unternehmens, hatten auch außerdem reichliche Gründe zur Unlust an den freilich unentbehrlich gewordenen Beschützern, deren Minister und Generale keineswegs auf die Vertheidigung der Insel sich beschränkend, auf die innern Angelegenheiten Einfluß zu üben begehrten, und in ihnen gar vieles zu tadeln fanden: die Verschwendung des Hofs, seine Parteilichkeit für Neapolitaner bei der Vergebung von Ämtern, seine Verachtung gegen die alte Verfassung, das willkürliche Besteuerungs- und Anleihsystem, die Gerechtigkeitspflege, besonders in Fällen, wo Engländer und Sicilianer zugleich zu belangen waren, die Weigerung, den Verbündeten eine Seestadt als Sicherheitsplatz zu überweisen. Wie es scheint, hat Maria Karolina, auf die Hoffnung verzichtend, durch der Engländer Unterstützung das verlorene Königreich dem unrechtmäßigen Besitzer zu entreißen, die Verwandtschaft, in welche sie durch der Großnichte Vermählung zu dem mächtigen Kaiser getreten, zu irgend einer friedlichen Ausgleichung des verjährten Zwistes zu benutzen gesucht. Es sind dem zufolge Tractate gepflogen worden, deren geheime Tendenz der in öffentlichen Blättern abgedruckte, von einer Madame Beuret nach Madrid an ihren Mann geschriebene Brief sattsam ausdrückt, selbst in dem Falle, daß derselbe ein untergeschobenes Machwerk sein sollte. „Immer," so wird darin Napoleon redend eingeführt, „immer war es der Krämervölker Sitte, die eignen Verbündeten aufzuopfern. Der Engländer Herzen zu Metall verhärtet, sind nur für Gewinnsucht empfänglich. Diesem Volke gilt nicht Ehre, nicht Treue, nicht Glauben, keine Verbindlichkeit ist ihm heilig. Für das Haus Ew. Majestät will ich thun, was in meinen Kräften steht. Von der pyrenäischen Halbinsel Meister kann es mir nicht schwer fallen, Gibraltar zu nehmen, und den Engländern das Mittelmeer zu verschließen. Sie werden Malta aufgeben, und mir an den Küstenländern von Afrika, in Ägypten, für die verlorenen Colonien reichlichen Ersatz überlassen müssen. Dann wird für Ew. Majestät Haus ein Inselreich, auf Sicilien, Sardinien, Corsica, Malta und die ionischen Inseln, die Cycladen und Sporaden gegründet, erstehen, das in jedem Betrachte als des Mittelmeers England gelten kann." Der Vertrag mit Napoleon, dessen erste Bedingung die Austreibung der Engländer war, soll am 12. Jan. 1810 abgeschlossen worden sein, am 10. März erst ward dessen Existenz durch eine an Lord Amherst gerichtete officielle Note in Abrede gestellt. Man muß gestehen, daß, im Falle dennoch ein Vertrag bestanden haben sollte, dessen Ausführung Schwierigkeiten begegnen mußte, wie niemals eine ähnliche Verhandlung. Das eigentliche Ziel mußte allen denjenigen, deren Mitwirkung unentbehrlich, ein Geheimniß bleiben, den Köni-

gen von Sicilien und von Neapel, den beiden Heeren, den beiden Völkern; unverkennbar ist es außerdem, daß der Königin, wie des Kaisers Schlußgedanke sein mußte, im günstigsten Falle den andern Contrahenten zu prellen. Eine Folge der eingegangenen Verpflichtungen sind ohne Zweifel die, französischer Seits, dem Lieblingsentwurfe des Königs von Neapel entgegengesetzten Hindernisse gewesen. Zu einem Angriffe auf Sicilien hatte Joachim, vom April 1810 an, bedeutende Streitkräfte zusammengebracht, und rasches Überschreiten des Faro mußte der englischen Armee verderblich werden; allein Grenier, der die französischen Hilfstruppen commandirende General, hatte die gemessensten Befehle, nur auf Einladung der Königin Maria Karolina, oder wenn die Feindseligkeit der Sicilianer gegen die Engländer zum Ausbruch gekommen wäre, angriffsweise zu verfahren. Indem aber beide Fälle ausblieben, gelang es dem englischen General, Johann Stewart, eine dergestalt überlegene Macht in der Umgebung von Messina zu vereinigen, sodaß Murat, nach fünf in schimpflicher Unthätigkeit hingebrachten Monaten, Mitte Septembers auf das Unternehmen verzichtete. Vorher hatte er doch, am 8. Sept., ein kleines Corps gegen die feindliche Küste ausgesendet, das ohne Schwierigkeit die Landung bewerkstelligte, jedoch vereinzelt den Anstrengungen der feindlichen Gesammtmacht ausgesetzt, bedeutende Einbuße erlitt. Lord Amherst und Stewart, vielleicht unbekannt mit den Gründen, welche den Hof und das Volk sie zu hassen veranlaßten, hatten in dem thatenlosen Feldzuge Gelegenheit gefunden, sich um den Gang und die Absichten dieses Hasses Aufklärung zu verschaffen. Sie nahmen in einer Angelegenheit, welche ganz Sicilien beschäftigte, in der neu ausgeschriebenen Procentsteuer, Partei für die Steuerpflichtigen, und diese Demonstration ermuthigte fünf Barone, Belmonte, Aci, Villarmoso, Petrulla und Villafranca, zu einer feierlichen Protestation gegen die Abgabe. Der Hof erwiederte durch das Edict vom 19. Juli 1811, worin die widerspenstigen Fürsten zur Deportirung nach den Strafinseln verurtheilt wurden; allein die Opposition in dem Parlamente hatte dem englischen Ministerium die Mittel gezeigt, auf eine gesetzliche Weise das bisherige politische und administrative System der Insel zu revolutioniren, sie gänzlich von seinem Willen abhängig zu machen und demnächst einen Einfluß zu verdrängen, dessen Sympathien für das französische Kaiserthum nicht weiter zu bezweifeln waren. Am 30. Juli traf Lord Bentinck ein, vor der Hand allein zum Beobachter angewiesen; er kehrte in Kurzem nach England zurück, dem General Maitland die Sorge überlassend, den Wirkungen des immer weiter sich verbreitenden Misvergnügens entgegenzutreten. In einem Tagesbefehle Maitland's heißt es: „Se. Herrl. (Bentinck) hat diese Reise aus politischen Gründen unternommen, welche für Britanniens Ehre und Siciliens Wohlfahrt von gleich hoher Wichtigkeit sind. Der General ist entschlossen, auf alle mögliche Weise dem Systeme von Spionerie und Verrath, welches so lange Zeit und auf so notorische Weise ausgeübt worden, Einhalt zu thun; denn die Personen, welche sich dazu hingaben, sind, vermöge ihrer strafbaren Absichten, nicht minder des britischen als des sicilischen Volkes Feinde. Dem zufolge wird der General auf dergleichen Personen ein wachsames Auge richten, und jeden, der, mit dem Feinde Verbindungen unterhaltend, das britische Heer und die Insel in Gefahr bringen sollte, sofort einem Kriegsgerichte überweisen." Die Kriegsgerichte traten mit dem 4. Jan. 1812 in Thätigkeit, veranlaßt durch die Entdeckung einer wahren oder eingebildeten Verschwörung, deren Zweck es sein sollte, Messina und die englische Flotte den Franzosen in die Hände zu geben, an den durch die Insel zerstreuten Engländern aber die Metzeleien der sicilischen Vesper zu erneuern. Eine große Anzahl von Schuldigen wurde bestraft, und Bentinck kehrte, nach einer Abwesenheit von drei Monaten, auf seinen Posten zurück. Stark durch die, wie man versichert, erlangte Überzeugung, daß der Plan der Verschwörung sehr hohen Orts geschmiedet worden sei, foderte er vor allem die Entfernung der Königin, deren Energie ihm Besorgnisse erweckte. Die herbe Zumuthung ihr anzukündigen, hat Bentinck sich nicht versagen können, sie durchzusetzen erleichterte nicht wenig des Königs Verhältniß zu der Prinzessin von Partanna, welche die bevorzugte Nebenbuhlerin der Kaiserstochter geworden war. Maria Karolina verließ Palermo im December 1811, um sich zuvörderst nach Constantinopel, dann 1813 nach Wien zu begeben. Ermuthigt durch solchen Erfolg unternahm Bentinck den zweiten Ausflug nach Figuzza, von dem Könige zu erhalten, daß ihm der alleinige Befehl über die sicilischen Truppen anvertraut, eine Veränderung in dem Ministerium vorgenommen, ein Parlament einberufen werde; außerdem verlangte er die Entfernung mehrer Neapolitaner, „die schlechterdings nicht zu folgsamen und gemäßigten Gesinnungen zu bringen wären," und sollte, im Falle der Verweigerung einer einzigen dieser Foderungen, augenblicklich der Kriegsstand eintreten. Ferdinand befand sich nicht in der Verfassung, einem so energisch ausgedrückten Willen, durch 6000 Engländer in und um Palermo bekräftigt, zu widersprechen. Die verbannten Barone hatten bereits zurückgerufen werden müssen; jetzt erließ Ferdinand, momentan in die Hauptstadt zurückgekehrt, eine Reihe von Bestimmungen, welche geeignet waren, eine ganz neue Ordnung der Dinge einzuführen. Bentinck wurde durch Reale Dispaccio vom 19. Jan. zum Generalcapitain der sicilischen Kriegsmacht ernannt, ein anderes Dispaccio von demselben Datum ertheilte dem Kronprinzen die Vollmachten eines alter ego; in einer dritten Verfügung war die Entfernung des Herzogs von Ascoli ausgesprochen, in einer Weise, welche genugsam den dem Monarchen angethanen Zwang verrieth. Als den Anfoderungen des Protectors solchergestalt Genüge geschehen, kehrte der König in die Einsamkeit des Landlebens zurück, der Kronprinz konnte jedoch erst gegen die Mitte des Februar zu einem scheinbaren Antheile an den Geschäften, zu einer unwirksamen Übung seines Reichsvicariats gelangen, als nämlich für weitere Gebote der Zwingherrschaft die Sanction seines Namens unentbehrlich geworden. Es sollte das Ministerium neu besetzt werden, in der Weise, daß Villarmosa die Finanzen, Belmonte die auswärtigen Angelegen-

heiten, Aci das Kriegs- und Seewesen erhalte, der eine wie der andere zur Belohnung der in dem Interesse Englands erhobenen Opposition erlittenen Verbannung. Bentinck herrschte in Sicilien mittels seiner Bayonnete und mittels eines Schreckenssystems, dessen Umfang und Druck man daraus beurtheilen mag, daß bei einer einzigen Gelegenheit 500 Sicilianer, der Todesgefahr zu entgehen, nach Calabrien übersetzen und den Schutz Joachim's anrufen mußten. Gleich allen im Namen des Liberalismus sich erhebenden Tyrannen unterließ aber Bentinck nicht, unter anmuthigen Redensarten und Formen seinen nivellirenden, zermalmenden Einfluß zu verbergen. Statt des veralteten Feudalismus sollte Sicilien eine den Ansprüchen des Zeitgeistes angemessene repräsentative Constitution erhalten. Die Constitutionenmacher, Eingeborene des festen Landes, können niemals umhin, für ihre Arbeit die in England eingeführten Formen abzuschreiben: von einem Engländer, der ganz eigentlich abgerichtet, das Gute nur in dem Vaterlande zu sehen, wird man wol schwerlich anderes, denn die servile Wiederholung der heimathlichen Doctrinen erwarten. Wir können uns daher füglich der nähern Beleuchtung von Bentinck's parlamentarischer Reform enthalten, zumal dergleichen papierene Constitutionen noch vergänglicher zu sein pflegen, als das dem Entwurfe dienende Papier. Bentinck's Machwerk erhielt, bis auf wenige Punkte, die Zustimmung des Königs, aber von Seiten der Großen wurden der Einführung alle erdenkliche Hindernisse entgegengesetzt. Den alten Parteiungen im Lande gesellten sich die Zwistigkeiten der Constitutionellen und der Nichtconstitutionellen, wovon diese in den Sympathien der nach und nach über den Faro herübergekommenen Emigranten, vielleicht 50,000 Köpfe, einen starken Beistand fanden. Im Jan. 1813 fühlte der König sich stark genug, um wieder in Palermo aufzutreten, zugleich erklärend, daß er, von dem bisherigen körperlichen Leiden befreit, die Sorge für das Wohl der geliebten Unterthanen in eigner Person zu übernehmen gedenke. Aber Bentinck verstärkte die Besatzung in Palermo bis zu 12,000 Mann, und Ferdinand verfiel seinem alten Übel, für welches der Genuß der Landluft die einzige Linderung war, der Kronprinz trat sein Vicariat ad honores wieder an, und Bentinck's Militaircommissionen bestraften die Gegner der Constitution oder des Proconsuls. Alle Vorbereitungen zur Einführung der Constitution waren getroffen, als Bentinck, im Laufe von 1813, durch kriegerische Ereignisse abgerufen, die executive Gewalt an einen andern General überlassen mußte. Der Nachfolger bekümmerte sich nicht um doctrinaire Fragen, und kaum begegnete der König einem Anscheine von Widersetzlichkeit, als er die höchste Gewalt wieder zu ergreifen sich entschloß. Das hierauf einberufene, ihm gänzlich ergebene Parlament saß nur fünf Tage, beschäftigte sich einzig mit finanziellen Nöthen. Aber von der unerwarteten Umwälzung des zeither auf dem festen Lande siegreichen Systems erntete Ferdinand vor der Hand keinen Vortheil, da Joachim Murat der Verbündete von Österreich geworden war. Vergeblich unterhielten Ruffo und Serra Capriola den wiener Congreß von dem Unrechte, das Ferdinand, seiner Besitzungen im Norden des Faro fortwährend verlustig, indessen alle andere Mächte zu dem Ihrigen gelangten, erleiden müsse; vergeblich bot Maria Karolina alle ihre Familienverbindungen auf, um den verlorenen Thron den Kindern wieder zu verschaffen. Man glaubte sogar, daß der Kummer um die Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen ihrem Leben ein Ende gemacht habe. Mitten in den Festivitäten des Congresses ertönte urplötzlich der Ruf, daß am Abend des 7. Sept. 1814 die Königin auf dem Schlosse zu Hetzendorf verschieden sei. Ein plötzlicher Tod hatte sie betroffen, man fand sie mit geöffnetem Munde, als wenn sie Hilfe zu rufen versucht habe, die Hand ausgestreckt, um das nahe Schellenband zu erfassen. Die wahrhaft große, aber in ihren Leidenschaften fürchterliche Fürstin erscheint als das treue Ebenbild ihrer großen Ahnfrau, der Witwe, der unerbittlichen Rächerin Kaiser Albrecht's I. Um die Lust des Congresses nicht zu stören, wurde um die verewigte Fürstin keine Hoftrauer angelegt, und am 27. Nov. 1814 ließ sich König Ferdinand die zweite Gemahlin, doch nur zur linken Hand, antrauen, die bereits besprochene verwitwete Fürstin von Partanna, Lucia Migliaccio, „madre di molti figli, di nobile stirpe, di volgare ingegno, e per antiche libidini famosa." Ein Jahr später empfing sie von dem königlichen Gemahle den Titel einer Herzogin von Floridia. Was die sicilischen Gesandten, was die Königin selbst zu bewirken nicht vermochten, das mußte allmälig Talleyrand herbeizuführen. Ihm war eine Million Francs zugesagt, für den Fall einer vollständigen Restauration der Bourbons von Neapel, und ihm gelang es, etwa zu Anfange des Jahres 1815, den Congreß mit Besorgnissen wegen Murat's Absichten zu erfüllen. Beaufsichtigt, bedroht, hingerissen durch seines Schwagers neue, abenteuerliche Erfolge, unternahm Joachim den Zug nach dem Po, welcher ihm die Alleinherrschaft von Italien zusichern sollte. Die Niederlage bei Tolentino erweckte ihn aus seinem Traume, und wie das Heer, so schwand unter seinen Füßen das Reich, zu dessen friedlicher Besitznahme sich bereits Ferdinand anschickte. In fünf verschiedenen Ausfertigungen, vom 20. bis 24. Mai zu Messina erlassen, verhieß dieser Frieden, Eintracht, Vergessenheit, zugleich eigene Irrthümer beklagend, und auf Gesetze hinweisend, welche dem Staat eine Grundlage, der bürgerlichen Freiheit eine Gewähr sein sollten. Die Beamten, die Officiere jeglichen Grades, in ihren Ämtern bestätigend, versprach Ferdinand auch die Gesetzgebung und die Finanzeinrichtungen, wie er sie in dem Königreiche vorfinde, beizubehalten. In dieser Weise angekündigt, traf der Monarch am 4. Juni zu Baja, am 6. zu Portici ein, den 9. erfolgte der Einzug in die Hauptstadt. Das Ministerium war bereits gebildet, und die neue Verwaltung trat sofort in Thätigkeit, zuvörderst ihre Aufmerksamkeit den Finanzen zuwendend; denn schwere Lasten waren zu bestreiten: 26 Millionen Francs foderte Österreich als Ersatz für die Kriegskosten; 5 Millionen mußten an den Prinzen Eugen bezahlt werden, 9 Millionen machten die Trinkgelder aus, welche an einflußreiche Congreßmänner, für der Restauration geleistete Dienste, zu bezahlen waren;

außerdem blieb ein zahlreiches österreichisches Heer im Lande, welches zu verpflegen keine geringe Aufgabe war. Zum Glück hatte Murat's Minister, Agar, eine treffliche, wenn auch drückende, Haushaltung geführt; seine Ersparnisse, seine Einrichtungen wurden dem Nachfolger, dem Cavaliere Medici, eine reiche Fundgrube, deren Ertrag durch mancherlei, selbst von der revolutionairen Regierung verschmähte Erfindungen zu verbessern, dieser nicht verschmähte. So wurden z. B. nicht nur Domainen, sondern auch alle Güter der öffentlichen Stiftungen, der Leihhäuser, Hospitäler, Erziehungsanstalten, sogar der königlichen Akademie der Wissenschaften, veräußert und der Ertrag in Renten auf die Staatscasse umgewandelt. Alle von Joseph oder Joachim bewilligten Geschenke wurden zurückgefodert, von den Kindern des 1807 wegen einer Verschwörung zu Gunsten der Bourbons hingerichteten Marchese Palmieri sogar die ihnen von Joachim geschenkten Gerichtskosten. Die Witwe, der Kinder Mutter, nachdem sie vergeblich gegen die Minister das Blutgeld vertheidigt, wendete sich an die Gnade des Königs, wegen dessen ihr Mann hatte sterben müssen, aber unerhört ließ Ferdinand sie von sich. Sie mußte ihres Mannes Strick bezahlen. Dieselbe Fühllosigkeit offenbart sich in dem über den entthronten König Joachim verhängten Schicksale; verhaftet in dem abenteuerlichen Zuge gegen die Küste von Calabrien konnte der Gefangene nimmermehr den Thron der Bourbons beunruhigen, es wurde gleichwol der Befehl gegeben, ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen, zu erschießen. Reactionen, Verfolgung der Muratisten, hat dieses tragische Ereigniß übrigens nicht veranlaßt, und man wird überhaupt anerkennen müssen, daß die Restauration von Tyrannei sich frei zu erhalten wußte, daß sie sich gewaltsamer Angriffe auf Eigenthum oder Leben enthielt, aber Fehler hat sie viele begangen, durch Hinterlist, durch geheime Anfeindungen sich der Feinde viele erweckt, durch fehlerhafte Anordnungen für die allmälig wieder organisirte Armee das Vertrauen derjenigen, welche der höchsten Gewalt unentbehrliche Stützen waren, verscherzt. Mehr und mehr erhob die dem Throne gefährliche Gesellschaft der Carbonari ihr Haupt, während, um ihre Fortschritte unbekümmert, Ferdinand I. seine gewöhnlichen Zeitvertreibe verfolgte. Ferdinand I. heißt er nämlich, seitdem durch Decret vom 8. Dec. 1816 seine sämmtlichen Staaten in ein Königreich vereinigt, in Sicilien, mit der neapolitanischen Gesetzgebung, der Code Napoléon eingeführt, die alte Verfassung umgestürzt hatte. Wie ohnmächtig aber dessenungeachtet die Regierung blieb, davon gibt der mit den Vardarelli und ihrer Räuberbande abgeschlossene Vertrag vom 6. Juli 1817, und das Unvermögen, anders, als durch feige Hinterlist, dieser Bande Meister zu werden, ein klägliches Zeugniß. Im August desselben Jahres verließ das österreichische Beobachtungsheer das, wie man glaubte, vollständig beruhigte Königreich; am 16. Febr. 1818 kam das Concordat mit dem römischen Stuhle zu Stande. Dem Concordat folgte des Königs Reise nach Rom, durch die Begnadigung verschiedener Ausgewanderten bezeichnet; bei dieser Gelegenheit erwiederte Ferdinand den unlängst von seinem Bruder, dem entthronten Könige von Spanien, empfangenen Besuch, und nicht mehr sich zu trennen beschlossen die beiden Brüder. Karl IV. nahm seinen Wohnsitz zu Neapel und wurde in Kurzem für des Bruders lebensgefährliche Krankheit ein sorgfältiger, liebreicher Pfleger. Ferdinand genas, und die Minister verkündigten, der Monarch, für die vielen und aufrichtigen, von dem Volke empfangenen Theilnahmebezeigungen dankbar, würde nächstens den Anfoderungen der Zeit ein Zugeständniß von der höchsten Wichtigkeit machen. Die Liberalen, in den tausenderlei schmeichelhaften Hoffnungen, welche eine solche Mittheilung zu wecken geeignet war, wendeten vorzugsweise ihre sehnsüchtigen Blicke einer Constitution zu, mußten aber, nach einer bangen Erwartung, vernehmen, daß der König sich den Zopf habe abschneiden lassen. Aus den Reminiscenzen von 1799 war das Abschneiden des Zopfes als ein untrügliches Zeichen der Hinneigung zu Jacobinischen Grundsätzen bekannt. Von dem Krankenbette erstanden, hätte Ferdinand wol Ursache gehabt, den Verlust des Bruders zu beweinen. Karl IV. starb den 19. Jan. 1819, aber das Unglaubliche beinahe erreicht, was man von dem Stumpfsinne des Überlebenden erzählt. Mehrmals zu dem Sterbebette gerufen, wollte er keineswegs die um Persano angestellte Jagd aufgeben; einen letzten Mahnbrief gebot er uneröffnet zu lassen, überhaupt das Gerede um den Bruder für den andern Morgen zu verwahren. Als der Morgen gekommen, und verlesen wurde, daß Karl, am äußersten Ziele seines Lebens, den letzten Athemzug für die ersehnte Ankunft des Bruders verspare, entgegnete dieser: „A quest' ora egli dunque è trapassato, io giungerei tardo ed inutile; aspetterò altri avisi.“ Die endliche Trauerbotschaft vernehmend, mußte er Schande halber doch die Jagd aufgeben, nach Portici und dann nach Carditello sich wendend. Von dort aus ließ er den englischen Gesandten, Accourt, zu einer Jagdpartie für den andern Tag einladen, der sich aber mit einer Trauerceremonie, welcher er beizuwohnen verpflichtet sei, entschuldigte. Die Ceremonie, in der S. Clarenkirche vorzunehmen, galt dem verewigten König von Spanien, und eine dessen Tugenden feiernde Trauerrede anzuhören, hatte Accourt sich niedergelassen, als ihm in der Kirche ein zweites Schreiben zukam, eine Einladung, sich, nachdem die Exequien beendigt, nach Carditello zu begeben. Dieses Mal durfte der Engländer sich nicht entschuldigen, er fuhr hinüber und fand den König munterer als jemals, und ausgezeichnet glücklich in der Jagd. Accourt hat auch den Handel um die Känguruh abgeschlossen, deren empfing der König 18, um damit den Park der seiner Gemahlin zustehenden Villa Floridia zu bevölkern, und dafür wurden tauschweise 18 noch nicht aufgerollte Manuscripte aus Herculanum hingegeben. Am 9. Jan. 1819 hatte der König den militairischen Orden di San Georgio della Riunione gestiftet, als ein Mittel, den von den französischen Königen herrührenden Orden delle due Sicilie zu verdrängen; denn mehr und mehr trat von Seiten der Regierung die ihr keineswegs zu verargende Absicht hervor, die Männer und die Institutionen einer Zeit, die ihr verhaßt sein mußte, in den Hintergrund zu schieben. Da

sie aber nicht stark genug war, zu erdrücken, was ihr unbequem war, erweckten die mehr oder minder offen mit Menschen und Sachen vorgenommenen Veränderungen ihr stets neue Gegner, dergleichen auch, ohne weitere Veranlassung, alle jene geworden sind, welche, ergriffen von der allgemeinen, über die bürgerliche Gesellschaft gekommene Erschütterung, aufwärts strebten, ohne die Höhe erreichen zu können. Von allen Seiten erhoben sich revolutionaire Gesellschaften, auf vielen Punkten wurden aufrührische Schriften verbreitet, in Ausgelassenheiten aller Art erhob sich aber dergestalt über die übrigen die Provinz Lecce, daß das Ministerium, für einen Augenblick aus seiner Schlafsucht erwachend, den General Church mit den Vollmachten eines alter ego dahin entsendete. Church übte große, doch nicht ungerechte Strenge, und die Hinrichtung von 163 geheimer Verbindungen überwiesenen Individuen stellte in der einen Provinz die Ruhe wieder her. An deren Grenzen erlosch des Generals Sendung, außerdem hat er die gefährlichste aller Verbindungen, den Carbonarismus, nicht anzutasten gewagt oder vermocht, und ungestört wurzelte dieser von einem Ende des Reichs zum andern, zumal seit die Ereignisse von Cadiz dem vagen Misvergnügen der Nation als Spiegel und Sporn zugleich sich darstellten. In Calabrien, in der Capitanata, in der Provinz Salerno, brachen gleichzeitig Unruhen aus, die Zusammenziehung der Armee in dem Lager von Sessa, wenn auch dem äußern Scheine nach treu und ergeben, verschaffte in der vielfachen Berührung den Anhängern des geheimen Bundes Gelegenheit, sich vollständig die bewaffnete Macht zu gewinnen, und die Bewegungen zu Salerno waren kaum, Ende Mai 1820, durch die Einziehung einiger, durch die Verbannung anderer Verbrecher erstickt, als Morelli und Silvati, Beide Unterlieutenants von dem Regimente Bourbon, Cavalerie, unter Vorschub des Priesters Menichini und seiner Genossen, in der Frühe des 2. Juli 1820 mit 127 Mann ihres Regiments, dem Standquartier Nola entfliehend, dem benachbarten Avellino zueilten, wo sie von einer gleichgesinnten Einwohnerschaft sich thätige Mitwirkung, von dem Oberstlieutenant de Concili einen Anführer für die Empörung verhießen. Die Berechnung konnte nicht fehlschlagen, und die Meldung von dem Ereignisse mit seinen Folgen wirkte daher allgewaltig auf den Hof, wie auf die Bevölkerung der Hauptstadt. In dieser zeigte sich eine lebhafte Gährung, Ferdinand aber, der sich zu Schiffe begeben hatte, um den aus Sicilien zurückkehrenden Kronprinzen zu empfangen, stand einige Augenblicke unschlüssig, ob er es wol wagen dürfe, nach dem Sitze seiner Herrschaft zurückzukehren. Ermuthigt indessen durch den Sohn überwand er diese erste Besorgniß, und kaum im Schlosse angelangt, versammelte er die Minister zu einem Cabinetsrathe; furchtsame Rathgeber des eingeschüchterten Fürsten, einzig gewohnt, einem gehorsamen Volke zu gebieten, mit dem Gange von Revolutionen unbekannt, erdrückt durch das Bewußtsein der begangenen Fehler und der eigenen Unfähigkeit, schwankten sie zwischen entgegengesetzten Meinungen, vergeudeten sie, in Volksbewegungen das Wichtigste, die Stunden. Besser mußten deren Morelli und die ihn leitenden Oberhäupter sich zu bedienen; in Avellino aufgenommen, durch die Bewegungen im Principato citeriore, Capitanata und Basilicata begünstigt, bezogen jene Ausreißer das Lager bei Monteforte, welches in Kurzem, durch den Zuzug vornehmlich der ihren Eiden untreu gewordenen Regimenter, die Gestalt eines wohlgeordneten, imposanten Heeres annahm. Die Rebellen zu bekämpfen, entsendete der Hof drei, in Unabhängigkeit zu handeln angewiesene Generale, Carascosa, Nunziante, Campana. Campana bestand ein unerhebliches Gefecht, Nunziante, von Nocera ausgehend, verlor auf dem kurzen Marsche die Hälfte seiner Mannschaft durch Desertion. Den Rest nach Nocera zurückführend, schrieb er an den König: „Sire, die Constitution ist des Volkes allgemeiner Wunsch, eitel bleibt unser Widerstand. Ich bitte Ew. Majestät, sie zu bewilligen.“ Großes Vertrauen schenkte Ferdinand dem Schreiber, vollends mußten dessen Ansichten den Hof entmuthigen. Auch Wilhelm Pepe, der General, welchen den Rebellen entgegenzusetzen zuerst die Rede gewesen, entfloh der Hauptstadt, um dem Lager von Monteforte zuzueilen, nachdem er ein Gleiches zu thun den General Napoletani, ein Cavalerieregiment und einige Infanteriecompagnien beredet hatte. Die Nachricht von diesem Abfalle verbreitete sich augenblicklich durch Stadt und Residenz, und fünf Carbonari, bis zu des Königs Gemächern dringend, verlangten, als des Volkes Abgeordnete, ihn selbst, oder irgend einen der Großen des Hofes zu sprechen. Der Herzog von Ascoli kam zur Stelle, um ihren Antrag zu vernehmen: „Wir sind beauftragt, dem Könige zu sagen, daß die Stadt nur dann ruhig bleiben kann und soll, wenn die gewünschte Constitution bewilligt wird. Verbündete und Soldaten, Bürger und Volk stehen unter den Waffen, die Glieder des Bundes sind zusammengetreten, wir Alle erwarten, um zu handeln, die Antwort des Königs.“ Sie zu vernehmen, entfernte sich der Herzog, und diese lautete wörtlich: „Ihre Majestät, den Wunsch der Unterthanen berücksichtigend, hatten bereits die Entschließung gefaßt, eine Constitution zu bewilligen, und berathen eben mit Ihren Ministern die Grundzüge.“ — „Wann wird sie verkündigt werden?“.. „Alsbald.“ „Das wäre?“ — „In zwei Stunden.“ Da riß der eine der sogenannten Deputirten, der Herzog von Piccoletti, dem Schwiegervater Ascoli die Uhr aus der Tasche und sprach, auf den Zeiger deutend: „Sie sehen, es ist 1 Uhr nach Mitternacht, um 3 Uhr wird die Constitution veröffentlicht.“ Dieses alles zusammengenommen steigerte bis zum höchsten Kleinmuthe die Besorgniß der fortwährend den König umgebenden Minister; nachzugeben beschwor ihn mit thränenden Augen der alte Circello. Hierauf endlich, am 6. Juli, erließ Ferdinand das Edict, wodurch die Constitution, deren Grundlage binnen acht Tagen zu veröffentlichen sei, verheißen ward. Es wurde zugleich das Ministerium neu besetzt, und schließlich bekleidete Ferdinand den Kronprinzen mit der höchsten Gewalt, deren Ausübung seine wankende Gesundheit ihm nicht weiter erlaube. Die Revolution war vollbracht, und selbst der leichten Mühe, eine Constitution zu Papier zu bringen,

entband der Volkswille die neue Regierung. Jene, welche die Cortes 1812 für Spanien aufgesetzt, wurde für das Königreich beider Sicilien als die zweckmäßigste befunden, und die solches bewilligende Versicherung zuerst von dem Vicarius, dann, auf der Tumultuanten Geschrei, von dem Könige selbst unterfertigt. Auch den General Pepe und dessen vornehmste Spießgesellen mußte, bei Gelegenheit ihres triumphirenden Einzugs in die Hauptstadt, den 9. Juli, der König empfangen. Er hatte sich auf das Bett geworfen und erwiederte Pepe's Anrede in folgenden Worten: „Generale, avete reso gran servizio a me ed alla nazione, e però doppiamente ringrazio voi ed i vostri. Impiegate il supremo comando dell' esercito a compiere l'opera colla cominciata santa pace, che tanto onorerà i Napoletani. Avrei data innanzi la costituzione, se me ne fosse stata palesata l'utilità o l'universale desiderio, oggi ringrazio l'onnipotente Iddio per aver serbato alla mia vecchiezza di poter fare un gran bene al mio regno." Ebenso energisch drückte sich der König aus, als er am 13. Juli in der Schloßkirche, in Gegenwart der provisorischen Giunta, des Ministeriums, der Generale, auf das Evangelium die Constitution nach der ihm vorgelegten Form beschworen hatte: „Onnipotente Iddio che collo sguardo infinito leggi nell' anima e nello avvenire, se io mentisco o se dovrò mancare al giuramento, tu on questo istante dirigi sul mio capo i fulmini della tua vendetta." Auch das Parlament hat am 1. Oct. 1820 Ferdinand eröffnen müssen, so gern er diese Ehre dem Vicarius überlassen hätte; ein in des Vaters Namen verlesener Aufsatz besprach vornehmlich die Nothwendigkeit, der executiven Gewalt größere Ausdehnung zu geben; die Worte verhallten unter den eitlen Zänkereien des Plauderstuhls, unter dem Triumphe über die Besiegung der aufrührischen Palermitaner (5. Oct.). Schon begannen Besorgnisse um den äußern Frieden sich zu äußern: Spanien, die Schweiz, Niederland, Schweden hatten wol den neuen Zustand der Dinge anerkannt, aber Österreich, Rußland, Preußen bezeugten offenbar ihr Misvergnügen, ein Anerkenntniß von Frankreich war nicht zu erlangen, England schwieg, die eigenen Gesandten zu Wien und Paris, die Prinzen Ruffo und Castelcicalo, verweigerten der Constitution den Eid, und wurden deshalb abgesetzt. Frankreich, welchem ein bewaffnetes Einschreiten des wiener Hofes in mancherlei Beziehungen bedenklich vorkommen mußte, hätte gar gern seine Vermittelung eintreten lassen, vorausgesetzt, daß die von ihm vorgeschlagene Modification in der Constitution der Cortes die Genehmigung des Parlaments fände. Diese Mediation wurde abgelehnt, die königliche Prärogative noch weiter beschränkt, Ferdinand aber mehr und mehr beschränkt, bedroht sich findend, sehnte sich, das Königreich zu verlassen, schrieb auch insgeheim nach Troppau an den Congreß, von ihm Rath und Hilfe zu erbitten. Die Antwort, lediglich eine Einladung dem in Laibach um die Angelegenheiten von Neapel veranstalteten Congresse beizuwohnen, traf zu Ende Novembers ein, und der willkommenen Botschaft sich zu fügen, bedachte sich der Monarch keinen Augenblick. In einem Schreiben an das Parlament, seine Absicht zu reisen ankündigend, deutete er zugleich Veränderungen in der Constitution an, welche sein Vorhaben, den Frieden mit den verbündeten Souverainen zu bewahren, erleichtern könnten. Diese Andeutungen, verbunden mit einigen die Sicherheit des königlichen Schlosses bezweckenden Anordnungen, erregten lebhafte Bewegungen unter dem Volke, stürmische Debatten des Parlaments, welche zu beschwichtigen der König in einem neuen Schreiben einlenkte, seinen auf die Constitution der Cortes geleisteten Eid geltend machte, betheuerte, daß er, Falls seine Bemühungen vor dem Congresse die Rechte seines Volkes und seiner Krone zu handhaben, ihres Zweckes verfehlen sollten, zeitig genug in die Hauptstadt zurückkehren würde, um sie mit dem Schwerte zu vertheidigen. Außerdem empfahl er die Betreibung der Rüstungen. Das Parlament hatte bereits entschieden verweigert, was die Verständigung mit den großen Mächten herbeiführen konnte, und bewilligte jetzt, was nie hätte bewilligt werden sollen, was ganz füglich nach den Bestimmungen der Constitution zu verweigern gewesen wäre. Ferdinand, nachdem er unter dem Vorwande näherer Prüfung die Bestätigung der für die Constitution erdachten Beschränkungen verweigert, bestieg am Morgen des 14. Dec., begleitet von seiner Gemahlin und wenigem Gefolge, das zu seiner Aufnahme bereit liegende englische Kriegsschiff, und die Fahrt wurde unter den günstigsten Umständen angetreten, doch bald unterbrochen durch das Anrennen einer englischen Fregatte. Den Schaden auszubessern blieb das Schiff beinahe zwei ganze Tage vor Baja liegen; die königliche Familie, Abgeordnete des Parlaments, der Municipalität, der Generalität, beeilten sich, dem hohen Reisenden ihre Aufwartung zu machen. Immer noch geschmückt mit dem dreifarbigen Zeichen der Carbonari, äußerte er gegen die Besucher die Hoffnung, diese werde wol die einzige das Staatsschiff bedrohende Widerwärtigkeit bleiben. Zu Livorno den 26. Dec. angelangt, setzte er zu Lande die Reise fort, deren Ziel, Laibach, am 8. Jan. 1821 erreicht wurde. Sofort schrieb der König nach Neapel, um dem Regenten seine glückliche Ankunft zu notificiren und seiner Hunde Geschick für die Jagd, im Vergleiche mit den Bracken des Kaisers von Rußland, zu preisen. Von öffentlichen Angelegenheiten kein Wort. Ein zweites Schreiben, vom 28. Jan., kündigte die unwandelbare Entschließung des Congresses an: „a non ammettere lo stato di cose che è risultato degli evenimenti accaduti in Napoli dal 2. Juglio, ne ciò che potrebbe risultarne e riguardarlo come incompatibile colla tranquillità del mio regno, e colla sicurezza degli stati vicini ed a combatterlo piuttosto colla forza dell' armi, qualora la forza della parsuasione non producesse la cessazione immediata." Zu gleicher Zeit trafen die Nachrichten ein von dem unaufhaltsamen Vorrücken einer österreichischen Armee, und das Parlament decretirte in der Sitzung vom 13. Febr. den Krieg, der, beginnend mit dem Gefechte bei Antrodoco, den 7. März, bereits am 23. März mit der Besetzung von Neapel sein Ende erreichte. Drei Mal schon hatte Ferdinand die Auflösung

des neapolitanischen Heeres erlebt, auch die vierte Katastrophe voraussehend, traf er in Florenz die Anordnungen zu einem Verwaltungssysteme, das die revolutionaire Herrschaft zu ersetzen bestimmt war. Nicht nur das Ministerium wurde umgebildet, auch festgestellt das System, nach welchem die neueste wie die älteste gegen den Thron begangene Sünde zu bestrafen sei. Ferdinand war noch nicht unmittelbar, wie 1820, durch die Revolution berührt worden, und verrieth darum, am 15. Mai in seine Hauptstadt zurückkehrend, große Neigung, für den ihm bereiteten Schrecken Rache zu nehmen. Strenge Verfolgung traf die Carbonari, die Adolfisten von Neapel, die Barabisten von Palermo; strenge Ahndung zogen sich auch Einzelne zu, die, dem Schlachtfeld entflohen, für eigene Rechnung den kleinen Krieg gegen die Regierung zu führen sich getrauten. Schmerzlicher vielleicht, als die vielen Hinrichtungen, empfand die Nation die Entführung mehrer bedeutenden Gefangenen oder Verbrecher, Poerio, Pepe, Borelli, alle drei Repräsentanten, dann die Generale Colletta, Pedrinelli, Arcovito, wurden nach Österreich abgeführt. Und während dessen verfolgte der alte König, seiner Frömmigkeit unbeschadet, eine Liebschaft mit der Tänzerin le Gros, „per bellezza e lascivia famosa,“ in veränderter Weise das Skandal erneuernd, das er in der ernsthaften Beschäftigung von Laibach mit den Bären gegeben, als Geschenke des Kaisers von Rußland bestimmt, die krüppelhafte Race der Abruzzen zu veredeln. Einige Erleichterung verhieß sich die Nation, als Medici, bisher zu Florenz in einer Art von Verbannung lebend, zum Finanzministerium berufen, weil nur mit ihm die Rothschild contrahiren wollten, die Verbannung seines Antagonisten, des Prinzen von Canosa, dem man die viele Strenge zuschrieb, durchsetzte. Medici half auch den augenblicklichen Finanzverlegenheiten ab, indem er mit seinen hohen Gönnern die passive Rente (1,700,000 Ducati) von 1821 — 1824 bis zu 5,500,000 Ducati trieb, die Verfolgungen hingegen währten fort, und in gesteigerter Lebhaftigkeit wurde der Proceß der Theilnehmer an dem Lager von Monteforte betrieben. Nach dreimonatlichen Verhandlungen entschieden sich von den sieben Richtern drei zu Gunsten der Angeklagten, während die übrigen vier ein Todesurtheil über 30 derselben aussprachen. Die Todesstrafe wurde jedoch durch königliche Sentenz umgewandelt, einzig Morelli und Salvati mußten sterben, die Andern ihr Vergehen auf den Galeeren, die drei milden Richter mit dem Verluste ihres Amtes büßen. Noch trieben sich auf verschiedenen Punkten über 700 Angeklagte umher, ihnen wurde durch königlichen Erlaß anheimgegeben, entweder durch freiwillige Sistirung ihre Schuld oder Unschuld bewähren zu lassen, oder aber, mit Pässen versehen, das Königreich zu räumen. Ihrer 560 wählten das Letzte; sie erhielten die Pässe, wurden enstradirt, aber von den päpstlichen Grenzbehörden zurückgewiesen. Während die Exulanten in Fondi über weitere Schritte rathschlagten, kam die Polizei, um sich ihrer zu bemächtigen. Sie wurden eingesperrt, zum Theil zur Strafe gezogen, theilweise auch entlassen, um in Algier oder Tunis Zuflucht zu suchen. Im J. 1823 besuchte der König den Congreß zu Verona, wo das österreichische Occupationsheer auf 30,000 Mann herabgesetzt wurde; dann überstieg er die Alpen, um noch einmal in Wien sich zu zeigen. Während dessen ruheten die Verfolgungen im Lande, denen jedoch des Königs Rückkehr neue Lebhaftigkeit brachte. Aber Ferdinand näherte sich dem Ziele seiner Tage. Er erkrankte zu Ausgang des Jahres 1824, konnte jedoch bald wieder den gewohnten Zeitvertreiben, Jagd und Theater, sich zuwenden. Am 3. Jan. 1825 hörte er des Nachmittags Predigt, machte seine Spielpartie und begab sich zur Ruhe. Morgens um 8 Uhr pflegte er den Kammerdiener zu rufen, das unterblieb aber am 4. Jan. Der Diener in der Vorstube versicherte, er habe um 6 Uhr den König zwei Mal husten gehört. Man beruhigte sich dabei und wartete bis um 10 Uhr, dann wurde beschlossen, das Schlafgemach zu eröffnen. Man fand den König leblos, in einer Stellung, welche einen harten Todeskampf andeutete. Am 14. Jan. wurde die Leiche in der St. Clarenkirche beigesetzt. Drei Geschlechter hatte Ferdinand überlebt, und doch war ihm aus den Genossen seiner Jugend ein Freund geblieben, der Prinz Ruoti. Als dieser, Gardehauptmann, den Commandostab in die Hände des Nachfolgers überliefern sollte, überwältigte ihn der Schmerz über den Verstorbenen; er starb in den Armen des neuen Königs. Ferdinand hat in seinem Ehestande 18 Kinder gehabt: 1) Maria Theresia, die zweite Gemahlin des Kaisers Franz, geb. den 6. Juni 1772, gest. den 13. April 1807. 2) Louisa Maria Amalia Theresa, geb. den 27. Juli 1773, vermählt den 19. Sept. 1790 an den Erzherzog, Großherzog von Toscana, Ferdinand III. Sie starb den 18. Sept. 1802. 3) Karl Franz Joseph, Herzog von Puglia, geb. den 6. Jan. 1775, gest. den 17. Dec. 1778. 4) Maria Anna Josepha, geb. den 23. Nov. 1775, gest. den 22. Febr. 1780. 5) Franz Januar Joseph, geb. den 19. Aug. 1777, folgte dem Vater bei dessen Lebzeiten als Herzog von Puglia und seit dem 4. Jan. 1817 Herzog von Calabrien geheißen, als König Franz I. 6) Maria Christina Amalia, geb. den 17. Jan. 1778, gest. den 25. Febr. 1783. 7) Maria Christina Theresa, geb. den 17. Jan. 1779, vermählt den 6. April 1807 dem Könige Karl Felix von Sardinien, starb den 27. April 1831. 8) Januar Karl Franz, Großmeister des Constantinusordens, geb. den 12. April 1780, starb den 1. Jan. 1789. 9) Joseph, geb. den 18. Juni 1781, starb den 10. Febr. 1783. 10) Maria Amalia, geb. den 26. April 1782, vermählt den 25. Nov. 1809 an den Herzog Ludwig Philipp von Orleans, den heutigen König der Franzosen. 11) Eine Tochter, geb. und gest. den 19. Juli 1783. 12) Marie Antoinette Theresa, geb. den 14. Dec. 1784, vermählt 1802 an den Prinzen von Asturien, den nachmaligen König Ferdinand VII. von Spanien, starb den 21. Mai 1806. 13) Maria Clothilde Theresa, geb. den 18. Febr. 1786, starb den 10. Sept. 1792. 14) Henriette Carmela, geb. den 31. Juli 1787, gest. den 21. Sept. 1792. 15) Karl Ludwig, geb. den 26. Aug. 1788, gest. den 1. Febr. 1789. 16) Leopold Johann Joseph, Prinz von Salerno, geb. den 2. Juli 1790. 17) Albert Phi-

[illegible] Cajetan, geb. den 2. Mai 1792, starb auf der Überfahrt nach Palermo den 26. Dec. 1798. 18) Maria Elisabeth, geb. den 2. Dec. 1793, starb den 18. April 1801. Die Herzogin von Floridia überlebte den königlichen Gemahl nur kurze Frist, sie starb den 25. April 1826. (*v. Stramberg.*)

FERDINAND, Herzog von Calabrien und Fürst von Tarent, war des Königs Friedrich erstgeborener Sohn, aus dessen Ehe mit Isabella de Balzo. Ein Knabe noch, wurde er von dem besorgten Vater nach Tarent entsendet, um in der Sicherheit der stärksten Festung des Reichs den Ausgang des allzu ungleichen Kampfes gegen die beiden Großmächte abzuwarten. Als das Reich verloren war, König Friedrich selbst sich in die Hände der Franzosen gegeben hatte, unternahm Gonsalvo von Cordova, der Großcapitain, die Belagerung von Tarent. Tapfer bestand sie des Prinzen Ayo, Johann von Guevara, Graf von Potenza, aber den Anstrengungen Gonsalvo's mußte endlich des Ortes und der Besatzung Festigkeit erliegen. In der Capitulation wurde dem Prinzen der freie Abzug zugesagt, und Gonsalvo bekräftigte diese Stipulation durch einen auf die geweihte Hostie geleisteten Eid. Sofort begab sich Ferdinand (1501) auf die Reise, um, nach des Vaters Anweisung zuvörderst in irgend einer von den Franzosen besetzten Stadt zu verweilen; er hatte aber kaum Bitonto erreicht, als er von Spaniern angehalten, nach Tarent zurückgebracht und genöthigt wurde, die Stadt Bari zu seinem Aufenthaltsorte zu wählen. Hier wurden ihm von Seiten des Königs von Spanien lockende Anträge gemacht, die er mit überraschender Festigkeit ablehnte. Besorgend, daß die Franzosen die ihnen günstige Gestaltung der Dinge benutzen könnten, um sich der Person des Prinzen zu bemächtigen, ließ Gonsalvo ihn aufheben und durch Johann de Conchillos erst nach Messina, dann nach Spanien bringen (1502). Hier wurde er wohl beaufsichtigt, doch seiner Freiheit nicht beraubt. Inzwischen wurden Umtriebe gemacht, die von Frankreich und dem Herzog von Ferrara ausgingen, um ihn nach Neapel zu befördern und daselbst durch seine Gegenwart den Ausbruch einer Revolution zu veranlassen. Schon waren die Postpferde für die Flucht aufgestellt, als der Prinz, sammt den vornehmsten Personen seines Hofstaates, verhaftet wurde (1512). Sein erstes Gefängniß war das Castell von Atienza, dann wurde er nach Jativa gebracht, und in diesem Aufenthalte vernahm er 1522 die Vorschläge der Germanats, die ihn „den wahren Sprößling des angestammten Königshauses, den Einzigen, welchen von dem erlauchten spanischen Herrschergeschlechte das Schicksal aufgespart," zu ihrem Könige verlangten. Aber Ferdinand, den Lockungen widerstehend, weigerte sich hartnäckig, die Burg zu verlassen, und hoch angerechnet hat ihm dieses Kaiser Karl V. Kaum war die Ruhe einigermaßen hergestellt, so erhielt der Graf von Melito den Auftrag, den Herzog von Calabrien an den Hof zu bringen, 1522, und als ein Prinz vom Hause ist von dem an bis zu seinem Ende Ferdinand behandelt und geehrt worden. Namentlich hatte er 1528 Vollmacht, die Cortes von Aragon einzuberufen und zu präsidiren. Er starb den 5. Aug. 1559, der letzte männliche Sprosse, in der rechtmäßigen Linie, König Ferdinand's I. von Neapel. Seine beiden Ehen waren nämlich kinderlos geblieben. Seine erste Gemahlin war die Prinzessin Germana von Foix, die Witwe zuerst König Ferdinand's des Katholischen, dann seit 1526, des Markgrafen Johann von Brandenburg, fränkischer Linie. Ihr großer Reichthum vornehmlich scheint ihr den zweiten und dritten Mann zugeführt zu haben. Ein großer Theil dieses Reichthums, in Frankreich belegen, war indessen von Franz I. in Beschlag genommen, verschenkt und verschleudert worden, und wenn auch ein Artikel des Friedens von Madrid, 1526, die vollständige Restitution des der Königin Germana Entzogenen verheißt, so ergibt sich doch nirgends der Beweis, daß der ritterliche König auch nur in dieser einen Beziehung Wort gehalten habe. Und doch war Germana die Schwester jenes Gaston, der zu Ravenna für Frankreich siegte und fiel. Sie starb zu Valencia, den 18. Oct. 1538, und das folgende Jahr nahm der Herzog von Calabrien zur zweiten Gemahlin die gelehrte Mencia de Mendoza, des Marques Roderich de Cenete Tochter, und seit dem 14. Sept. 1538 des Grafen Heinrich III. von Nassau Witwe. (*v. Stramberg.*)

FERDINAND, der Heilige (der standhafte Prinz), von den Söhnen des Königs Johann I. von Portugal, der Ordnung der Geburt nach der sechste, geb. den 29. Sept. 1402, ward, ein Knabe noch, durch die Unsträflichkeit seines Wandels, durch Folgsamkeit, Güte, Wohlthätigkeit der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung. In Jahren vorrückend, entwickelte er, bei einem siechen Körper, eine geistige Lebens- und Willenskraft, welche den Jüngling als das erhabenste Muster von Tugend und Religiosität erscheinen ließen. Von glühender Andacht erfüllt, lebte er als ein Heiliger, inmitten des Hofs, streng gegen sich selbst, barmherzig dem Nächsten, wohlthätig den Nothleidenden jeglicher Art, ungeachtet seines beschränkten, auf Salvaterra de Magos und Atouguia da Balea angewiesenen Einkommens. Einzig der Armen Bedürfniß hat ihn bestimmt, aus seines Bruders, des Königs Eduard, Hand, das durch des Ferdinand Rodriguez de Sigueria Ableben, 1434, erledigte Großmeisterthum von Aviz anzunehmen; er war auch, um jeder Versuchung zu entgehen, von dem Ertrage seiner reichen Pfründe das Mindeste sich zuzueignen, und hierdurch der Armen Theil zu verkürzen, entschlossen, seinen dauernden Aufenthalt in der Mutter Heimath, an der Themse, zu nehmen, wo er, nach den Anfoderungen seines Gewissens, den persönlichen Aufwand hätte beschränken mögen, aber niemals wollte König Eduard für solche Emigration seine Einwilligung geben. Vielleicht wollte er des Bruders Weigerung, den vom Papste Eugen IV. angebotenen Cardinalshut zu nehmen, bestrafen; außerdem sollte Ferdinand, gemeinschaftlich mit dem Infanten Heinrich, das Commando der zur Einnahme von Tanger bestimmten Armee übernehmen. Es war ein heiliger Krieg, und nach des gläubigen Zeitalters Sitte unterließen die beiden Prinzen nicht sich zu bereiten. Ferdinand brachte seinen letzten Willen zu Papier, schrieb an alle Vorsteher der jemals durch ihn und sein Gefolge

betretenen Ortschaften, um die genaue Angabe des Schadens zu erhalten, den bei solchen Gelegenheiten die Einwohner erlitten haben könnten, und berichtigte sofort die auf diesem Wege eingelaufenen Rechnungen. Dann besuchte er verschiedene Kirchen der Hauptstadt, in jeder ein reichliches Opfer zurücklassend. Am 24. Juli 1437 empfing er bei den Dominikanern, in der Kapelle von Sta. Maria de la Scala, die den Kreuzfahrern bewilligte Indulgenz; dann zog er nach dem Dom, wo die Hauptfahne eingesegnet wurde, und von da in großer Procession nach dem Strande, wo bereits das Heer, 4000 Reiter und 10,000 Knechte, der Einschiffung harrte. Dieses konnte aber erst am 14. Aug. erfolgen, statt der 14,000 konnten auf den wenigen Schiffen nur 7000 Mann untergebracht werden, und wiederum, als die Einschiffung vollbracht, traten Hindernisse ein, daß die Anker erst am 22. Aug. gelichtet werden konnten. Den Dinstag darauf wurde Ceuta erreicht, das kleine Heer ans Land gesetzt, das jedoch für sein Unternehmen die ungünstigsten Vorbedeutungen in des Prinzen Ferdinand Zustand finden mußte. Schwer erkrankt an Bord wurde derselbe als ein Sterbender in die Mauern von Ceuta eingeführt, und geraume Zeit wurde an der Genesung verzweifelt, bis dann endlich der Aufbruch eines Lungengeschwürs sie herbeiführte. Mittlerweile waren Heer und Flotte aufgebrochen, die Einschließung von Tanger vorzunehmen; dahin eilte, von den Todten kaum erstanden, Ferdinand, um an allen Gefahren und Mühseligkeiten der Belagerung den lebhaftesten Antheil zu nehmen. Wie groß aber Ferdinand's und der Seinen Anstrengung und Ausdauer war, den Nachtheil, aus dem langen Aufenthalte vor Lissabon erwachsen, vermochten sie nicht auszugleichen. Der König von Fez hatte Zeit gewonnen, die eignen Streitkräfte zu versammeln, zu seinem Beistande die fanatischen Stämme des Gebirgs und der Wüste herbeizurufen, und kam mit einem unzähligen Heere, der Sage nach 96,000 Reiter und 600,000 Fußgänger, diejenigen einzuschließen, die mit ungetheilten Kräften kaum vermochten, die wiederholten Ausfälle der Besatzung von Tanger zurückzuweisen. Belagert, nicht mehr Belagerer, schlugen die Portugiesen, innerhalb ihrer Linien, mäßige Erdwälle, drei wüthende Stürme ab, ohne doch durch die verzweifelte Gegenwehr auf die unabsehbaren Scharen der Heiden Eindruck hervorbringen, oder die Möglichkeit der Rückkehr zu den Schiffen erstreiten zu können. Das Unvermögen zugleich einsehend, mit den noch übrigen 3000 Mann in einem vierten Angriffe zu bestehen, entschlossen sich die Führer zu capituliren, und es wurde ihnen die unangefochtene Heimkehr nach Portugal bewilligt, gegen Auslieferung der Festung Ceuta. Bis dieses geschehen, sollte der eine der Infanten als Geisel in den Händen der Mauren zurückbleiben. Dieser eine, Ferdinand, wurde am 16. Oct. Nachmittags 4 Uhr dem Emir von Tanger und Arzilla, Zalabenzala, übergeben, und sofort mit einem Gefolge von mehren Personen, worunter der Beichtvater Mendez, der Geheimschreiber Johann Alvarez, und „Christophorus Luvicius, Germanus, a responsis“ nach Tanger, und den zweiten Tag nach Arzilla gebracht. Aber schon traf sein Bruder, der Infant Heinrich, die Anstalten zu der Einschiffung seiner gelichteten Scharen in der größten Stille; denn er versah sich von Seiten der Mauren eines Verraths, eines plötzlichen Angriffs. Dieser Angriff erfolgte denn auch, konnte aber, da der größte Theil der christlichen Völker bereits auf den Schiffen geborgen, nur die Nachhut treffen, aber auch dieser, da sie gerüstet, nur geringen Verlust verursachen. Die Einschiffung ging den Sonntag, den 20. Oct., vor sich, und erweckte, wie zu denken, der Mauren lebhafteste Entrüstung. War es ihre Absicht gewesen, das gegebene Wort zu brechen, an dem kleinen christlichen Heere Rache zu nehmen für unermeßlichen Verlust, so mußten sie bitter die Täuschung um die Befriedigung ihrer Leidenschaften empfinden; wollten sie die Capitulation beobachten, so schwand deren Frucht, die Erwerbung von Ceuta, mit der christlichen Flotte; daneben mußte Zalabenzala, unter den Emiren des Landes schier der einflußreichste, befürchten, daß er nimmermehr den Sohn, welchen er, als Bürgen für die Sicherheit des Infanten, an die Christen übergeben, wiedersehen werde. Diese letzte Besorgniß vorzüglich scheint auf die Entschließungen der Mauren wesentlichen Einfluß geübt zu haben. Auf der Einräumung von Ceuta bestehend, unterstützten sie lediglich durch Demonstrationen diese Foderung, bis der Infant Heinrich die entschiedene Weigerung, den Platz aufzugeben, vernehmen ließ, auch diese Entschließung durch König Eduard in den zu dem Ende einberufenen Cortes bestätigt wurde. Damals äußerte gegen seine Gefangnen Zalabenzala: „Ich habe niemals, das werden alle, die mit mir je verkehrten, bezeugen müssen, mein den Christen gegebenes Wort gebrochen. Sogar habe ich für Gefälligkeiten, an Christen erwiesen, von euerm Könige Danksagungsbriefe empfangen. Im Falle längerer Zögerungen würde ich mich genöthigt sehen, dich an der Mauren Oberhaupt, an den König von Fez, auszuliefern.“ Bettlägerig die sieben Monate hindurch, die er in Arzilla zuzubringen hatte, erwiederte Ferdinand unumwunden, durch Gewalt erpreßte, von den Mauren zuerst verletzte Verträge könnten nimmermehr für das portugiesische Volk bindende Kraft haben, aber ein Lösegeld zu entrichten, sei er erbötig. Dieses Anerbieten wies der Emir beharrlich zurück, indem er statt der ihm zugesagten Stadt ein Stück Geld annehmend, für immer bei den Landsleuten seine Reputation verscherzen müsse; der Hof zu Lissabon, chimärische Entwürfe einer Flucht begünstigend, wußte zu keiner den Umständen angemessenen Entschließung zu gelangen, und die Drohung der Überlieferung an den Sultan wurde vollstreckt. Den 25. Mai 1438 mußte der Infant Arzilla verlassen; dem Scheidenden wiederholte nochmals Zalabenzala, daß jenes Roß, das ihn aus dem Lager der Christen entführt, bereit stehe, ihn dahin zurücktragen, sobald der König von Portugal den eingegangenen Verpflichtungen getreu sich bezeigen würde; es ließ auch der Emir alle Habseligkeiten des Prinzen verabfolgen, die jedoch auf dem Marsche, der großentheils Wüsteneien berührend an sich beschwerlich genug war, von der Bedeckung sämmtlich geraubt wurden. Am 31. Mai wurde Fez erreicht, eine große Menschenmenge hatte sich eingefunden, um den Einzug des

christlichen Prinzen zu verhöhnen und ihn bis zu dem Rathhause, dem Meroar, zu verfolgen. Da mußten Ferdinand und seine Begleiter die Schuhe ablegen, und auf den Boden niederkauern, während ein Schreiber ihre Namen zu Papier brachte. Dann wurde der Prinz in ein dunkles Gemach der Tarecena, der Münze, eingeschlossen; als Gesellschafter sollten ihm zwei portugiesische Überläufer, Alvaro Reane und Diego Delgado, dienen. Diese, niedergebeugt unter der Last der von den Mauren bereits erlittenen Mishandlungen, wußten nur von den noch bevorstehenden Schrecknissen zu sprechen; der Prinz verwies ihnen ihren Kleinmuth, und drückte sein unbegrenztes Zutrauen in den Schutz des Höchsten aus. Des Sultans Absicht war es, den Prinzen wie jeden andern Gefangenen zu behandeln, sofort in Ketten legen zu lassen, doch veranlaßte der Ramahdan einigen Aufschub der harten Maßregel. Der Prinz erhielt auch die Vergünstigung, einen Juden nach Lissabon entsenden zu dürfen, der seine Lage schildere und des Bruders Mitleiden für den Bruder erwecke, sammt einem Termine von drei Monaten, für die Rückkehr des Boten, die in der Mazmorra, in einem Verließe, abzuwarten waren. Es vergingen ängstliche vier Monate, bis am 11. Oct. 1438 der Prinz und seine Gefährten, der strengsten Musterung ausgesetzt, des Restes ihrer Habseligkeiten beraubt (bis dahin hatte der Infant 300 Dublonen bewahrt), in schwere Banden gelegt und zur Arbeit in die Arryate, des Sultans Gärten, getrieben wurden. Als die Portugiesen den Königssohn erblickten, der unter der Ketten Last unfähig dem raschen Schritte der Wache zu folgen, mit harten Schlägen zur Eile angetrieben wurde, da erfüllten sie, des eignen Leides vergessend, mit ihrem Klagegeschrei die Lüfte. „Betet für mich!" sprach der standhafte Prinz. Und er befand sich im Angesichte des Veziers, der ihn anwies, den Pferdestall zu säubern. Als die harte Arbeit verrichtet, die Mazmorra wieder erreicht war, wurde durch ein Raffinement von Grausamkeit, oder auch in einem Rest von Aufmerksamkeit der Prinz von den übrigen Gefangenen getrennt. Das fiel ihm und Allen schwer; auf vieles Bitten wurde ihnen vergönnt, eine gemeinsame Höhle zu bewohnen, mit dem Zusatze jedoch, daß bei der Gesellschaft Arbeiten der Prinz sich zu betheiligen habe. Dieser Bedingung hat er freudig sich gefügt, und also in den Gärten sein Tagwerk verrichtet, den Mauren selbst ein Gegenstand der Bewunderung und der Verehrung. Der Sultan und die Sultana, auch des Veziers Gemahlin, fanden sich nicht selten bei ihm ein und spendeten ihm Worte des Trostes. Trostbedürftig ward er aber, als die Kunde eintraf von dem am 19. Sept. 1438 erfolgten Ableben seines königlichen Bruders; denn jetzt fühlte er sich auf einmal verlassen und verloren. Es trat indessen eine Veränderung in den Absichten des Mannes ein, die auf sein Schicksal den wesentlichsten Einfluß üben konnte. Nicht mehr den Besitz von Ceuta, sondern das reiche, von einem Prinzen zu hoffende Lösegeld begehrte der Vezier, und Ferdinand wurde der Fesseln entledigt, gleichwie seine Gefährten mit der Arbeit verschont blieben. Die Mazmorra war jedoch fortwährend ihre Wohnung, und bittern Hunger mußten sie erleiden, bis ein Wohlthäter um 20 Dublonen die Vergünstigung erkaufte, ihnen Speise zukommen zu lassen. Auch erlitt nach kurzer Frist des Veziers Gelindigkeit namhaften Eintrag durch von Zalabenzala eingelaufene Nachrichten, vermöge deren der Hof von Lissabon sich endlich zu der Abtretung von Ceuta bequemt haben sollte. Sobald die Aussicht eines reichen Gewinnstes schwand, überließ sich der Minister der ganzen Härte seines Gemüths, die Gefangenen wurden sämmtlich wieder in Ketten gelegt und in eine Höhle geworfen, wo bald, da jeder Ausgang verwehrt, die ekelhaftesten Miasmen sich entwickelten, ganze Schwärme von Ungezieser den übrigen Plagen sich gesellten. Zwölf Menschen waren auf zwei Brode, als ihr einziges Nahrungsmittel, angewiesen, erhielten auch keinen Zusatz, als ihnen, von Weihnachten 1439 an, die härteste Arbeit auferlegt wurde: durch den Felsen nämlich eine Straße zur Verbindung der Alt- und Neustadt Fez zu brechen. Als der Infant zum ersten Male seine Freunde zu dieser Arbeit führen sah, denn er blieb damit verschont, glaubte er, man führe sie zum Tode; er brachte den ganzen Tag im Gebete und in Trauer zu, und wie freudig er auch am Abend die von dem schweren Tagwerke Heimkehrenden begrüßte, so peinliche Gefühle bemeisterten sich seiner wieder, als er die Spuren der Anstrengung, der von den Wächtern empfangenen Geißelhiebe, der von den fanatischen Zuschauern erlittenen Mishandlungen, erblickte. Sein Leib überwältigte der Unglücklichen Leiden; sie thaten sich Gewalt an, um heiter zu scheinen. Die Straßenarbeit währte bis Ausgang Februars 1440, dann begann wieder die Pflege der Gärten, bei welcher, wie jeder Andere, der Infant Hand anlegen mußte. Während dessen verfolgten die Unterhandlungen über ein Lösegeld ihren trägen Gang, es kamen zum öftern Briefe aus Portugal, einer von der verwitweten Königin, worin sie für einen Clienten von dem Schwager, als dem Großmeister des Avizordens, die Comthurei Elvas begehrte. Diese, in den Umständen so abgeschmackte Foderung erregte den ganzen Unwillen des Veziers. Er zerriß das Schreiben mit den den Worten: „Wenn der Prinz dergleichen Güter zu vergeben hat, so gebühren sie den Genossen seiner Gefangenschaft." Im März 1441 traf die Nachricht ein, daß Ferdinand de Castro endlich nach Ceuta gekommen sei, um die Übergabe dieses Platzes vorzunehmen, und im Mai berichtete ein Jude, daß des Königs von Portugal Deputirte in Arzilla sich befänden, mit Vollmachten ausgerüstet, um den Infanten zu übernehmen. Nach weitläufigen Verhandlungen brach der Vezier mit einem starken Heere auf, um von Ceuta Besitz zu ergreifen; in seinem Gefolge befand sich auch der Infant, stets sorgfältig bewacht. Wie es scheint, wollte der Barbar neben der Stadt ein starkes Lösegeld erpressen, jener durch List sich bemächtigen und fortwährend den Prinzen zurückhalten. Dieser hatte aber die geheime Absicht erforscht, Mittel gefunden, seine Entdeckung den Deputirten in Arzilla mitzutheilen, und der hinterlistige Anschlag misglückte, indem man portugiesischer Seits darauf bestand, daß die Auslieferung der Stadt und des Infanten in demselben Augenblicke vorgenommen werde müsse. Sehr entrüstet kehrte

der Vezier, nach einem beschwerlichen Marsche von 21 Tagen, in die Hauptstadt zurück (Mitte Octobers 1441) und es begann für den Infanten eine neue Periode von gesteigerten körperlichen und geistigen Leiden, von Entbehrungen, von Standhaftigkeit und Heiligung. Er wurde von den Seinigen getrennt, weniger hierbei die eigne Entbehrung beklagend, als daß es ihm nun nicht länger vergönnt sei, denjenigen, die ihm werth geworden, ein Tröster und geistlicher Beistand zu sein; er blieb jeglicher Art von Mishandlung ausgesetzt, bis in dem Loche, das seit dem Herbste 1441 abermals seine Wohnung geworden, eine Dysenterie ihn befiel, den 1. Juni 1443, die in ihrer Heftigkeit eine baldige Auflösung ankündigte. Die Nachricht hiervon gelangte zufällig zu seinen Gefährten; drei von ihnen eilten zu der Höhle Eingang, und kaum mehr vermochte der Kranke sich ihnen verständlich zu machen. Wie er sie gebeten, also thaten die Getreuen, sie eilten zu dem Sultan, seine und der Sultanin Fürsprache anzurufen, auf daß der Vezier dem Patienten eine menschliche Wohnung und die Mittel der Genesung vergönne, erhielten aber die einzige Antwort: der Prinz möge Muth fassen und sich nach Möglichkeit behelfen; denn sie könnten nichts für ihn thun. Kaum gelang es den besorgten Dienern, den Beistand von Arzt und Beichtvater zu erbitten. Dem Beichtvater vertraute Ferdinand: „Heute, zwei Stunden vor der Morgenröthe, bedachte ich auf meinem Schmerzenlager die Trübsal dieser Welt und die Herrlichkeit der Auserwählten, und ich empfand in meinem Herzen reichlichen Trost, sammt dem Wunsche, hinüberzugehen in eine bessere Welt. Die Augen auf jene Wand gerichtet, erblickte ich eine hehre Frau, thronend über einer großen Anzahl schöner und prächtiger Gestalten. Und in der Frau die Mutter der Gnaden erkennend, fiel ich nieder zu ihren Füßen, einer aber von den Beiständen des Throns nahm das Wort und rief aus: Herrin, erbarme dich dieses deines Knechtes, der so treufleißig dir gedient, dich geehret hat. Ich opfere dir auch um seinetwillen meine Bitten auf; laß ihn, der mir anhänglich, in unsere Gesellschaft eingehen. Den Sprecher habe ich aber an dem Kreuze und Schwert in seinen Händen, als Michael den Erzengel erkannt. Und ein Anderer trat an seine Stelle, in der einen Hand den Kelch erhebend, in der andern ein offenes Buch, welches anhob mit den Worten: in principio erat verbum. Und der Jünger, welchen der Heiland liebte, sprach: „Erbarme dich, o Mutter und Herrin, dieses deines Knechtes, der in mich seine Zuversicht gesetzt hat, und lasse ihn nicht länger quälen, denn es ist wahrlich Zeit, daß er mit uns sich ansetze dem Gastmahle der himmlischen Glorie. Und während dessen die Beiden also sich vernehmen ließen, schaute die Jungfrau mich an mit gütigen Blicken, und deutlich vernahm ich von ihr die Versicherung, daß ich heute noch der Gesellschaft vorgeführt werden solle." Der Beichtvater antwortete nur in Thränen, und zerfloß in Thränen während der ganzen hierauf folgenden heiligen Handlung. Als es aber dunkeln wollte, verschied, entschlummerte vielmehr, in seinen Armen der standhafte Prinz, den 5. Juni 1443. Da sprach der hartherzige Vezier: „Wäre er ein Maure gewesen, wir hätten ihn, nach seinen Tugenden, als einen Heiligen verehren müssen. Ich weiß, daß er niemals gelogen hat, ich selbst vernahm nie aus seinem Munde ein falsches Wort. Wie oft ich ihn auch in der Nacht belauschen ließ, stets wurde er kniefällig in inbrünstiges Gebet vertieft gefunden, und daß er nie ein Weib berührt habe, wird, neben den vielen andern Vollkommenheiten, von ihm gerühmt." Aber zu den Worten stimmte schlecht die That, denn gegen den starren Leichnam hat der Vezier noch seine Wuth gekehrt, jegliche Art von Schmach ihm anzuthun, sich bemühet. Das Herz und die Eingeweide wurden bereits 1451 nach Portugal gebracht und in der Abtei Batalha beigesetzt, der Leichnam aber fand sein demüthiges, der Sage nach bis auf diesen Tag vorhandenes Grab in der Stadt Fez, bis ein Bürgerkrieg, an welchem die Portugiesen Theil nahmen, Gelegenheit gab, die kostbaren Reste aus den Händen der Ungläubigen zu befreien. Sayd, einer der Thronprätendenten, lieferte den Leichnam aus, 1471, Diego de Barros brachte ihn nach Lissabon, und in Batalha wurde ihm eine dauernde Ruhestätte. Schon vorher aber hatte sich dem standhaften Prinzen die öffentliche Verehrung zugewendet; heilig, in der Meinung des Volkes, durch seine ganze Lebensweise, durch seine langwierige Marter, durch die bei seinem Grabe geschehenen Wunder, ist Ferdinand's Beatification durch eine Bulle des Papstes Paul II. vom 10. Jan. 1470 bestätigt worden. Außer seinem Sterbetage, den 5. Juni, wird auch der Tag seiner Übertragung nach Batalha den 17. Juni gefeiert; dem in Wien und München angenommenen Gedächtnißtage, dem 19. Oct., fehlt aber jede historische Begründung. Den 16. Oct. hat sich, wie oben erinnert, der Prinz den Händen der Ungläubigen überliefert. Seine Leidensgeschichte ist uns durch den Geheimschreiber, Johann Alvarez, aufbewahrt worden, und der Biograph beschreibt, was er selbst gesehen und erlebt hat. Von der ursprünglich portugiesisch abgefaßten Relation theilen die Bollandisten I. Junii p. 563—589 eine lateinische Übersetzung mit. f. Ferdinand's christliche Standhaftigkeit in sechsjährigen Leiden wird in Calderon's Meisterwerk: Der standhafte Prinz, gefeiert. (*v. Stramberg.*)

FERDINAND, König von Portugal, des Königs Peter zweiter Sohn; aus dessen zweiter Ehe, mit Constantia Manuel, war den 27. Jan. 1340 geboren (eine Jahrzahl, die indessen einigen Zweifeln unterliegt). Er gelangte zum Throne durch des Vaters Ableben, den 8. Jan. 1367, und goldne Zeiten verhießen sich von ihm die Unterthanen, da er, alleiniger Erbe der von dem Vater gesammelten Schätze, keine Veranlassung zu Bedrückungen finden konnte, da nirgends ein Grund zu Unfrieden mit den Nachbarn zu erblicken, da die Persönlichkeit endlich des jungen Monarchen an sich höchst verführerisch war. Mit verschwenderischer Hand hatte die Natur alle Gaben des Leibes und der Seele über ihn ausgegossen. Deshalb buhlten zu gleicher Zeit drei Prinzessinnen um des schönen Königs Hand, und daß sie alle drei abgewiesen wurden, hätte dem Reiche wesentlichen Nachtheil bereiten können, wäre nicht der einen Vater, König Peter von Castilien, in Zwistigkeiten mit dem eignen Bruder verwickelt gewesen. Diesen Bruder, den Bastard Heinrich

von Trastamara, hatte Ferdinand in aller Weise unterstützt, als er aber den Brudermörder den Thron von Castilien besteigen sah, erinnerte er sich, daß seine Großmutter Beatrix des Königs Sancho IV. von Castilien Tochter gewesen, und daß ihm folglich, und nicht dem Bastard, der durch Peter's Ermordung verwaisete Thron gebühre. Von dieser Ansicht ausgehend, nahm er den Titel von Castilien an, ließ Münzen prägen mit den vereinigten Wappen von Portugal und Castilien, empfing die Huldigung von castilischen Baronen und Städten, die, mit Heinrich's Regiment unzufrieden, von Ferdinand zur Belohnung ihres Abfalls, Privilegien erhielten. Aller Orten, wo man seine Herrschaft anerkannte, zog er die Güter derjenigen, die für König Heinrich waren, ein, betrieb mit großer Lebhaftigkeit die Kriegsrüstungen zu Wasser und zu Lande, schloß Bündnisse mit Aragon und Granada; dann fiel er, 1368, mit Heereskraft in Galicien ein, wo Johann Fernandez Andeyro ihm die Stadt Coruña öffnete, und von einer andern portugiesischen Heeresabtheilung wurde die tapfer vertheidigte Feste Monterey mit Sturm genommen. Mittlerweile hatte aber auch König Heinrich die Mittel zum Widerstande geordnet, dem rebellischen Zamora die Verbindung mit den Portugiesen abgeschnitten, für seine Person aber mit seiner Hauptmacht den Weg nach Galicien eingeschlagen. Da wollte seiner der Gegner nicht warten, 400 Reisige unter Nuno Freyre zur Vertheidigung von Coruña zurücklassend, bestieg Ferdinand eine Galeere, und ohne Überfall erreichte er Porto, während Heinrich, das Zusammentreffen mit dem feindlichen Monarchen zu erzwingen, links sich schwenkte, unter argen Verheerungen die Grenze überschritt und das wehrlose Braga mit leichter Mühe nahm, Guimaraës aber durch eine Belagerung ängstigte. Standhaft war die Vertheidigung, zumal nachdem einer der größten Barone Castiliens, Ferdinand de Castro, Mittel gefunden, die Aufmerksamkeit der ihm beigegebenen Hüter zu täuschen, und dem Lager entfliehend, die Stadt zu erreichen. Indem auch, den Entsatz zu bewerkstelligen, das portugiesische Heer im Anzug begriffen, hob Heinrich die Belagerung auf (1369), um sich gegen die Grenzen von Castilien zurückzuziehen. Auf diesem Marsche nahm er Vinhaes, Izeda, Dine, Outeiro und die gewaltige Burg Braganza, alles Orte, in denen er starke Besatzung zurückließ, während von dem ein ruhiger Zuschauer Ferdinand sein Heer in Cantonirungsquartiere verlegte, ohne des wegen seiner Unthätigkeit sich äußernden Misvergnügens seiner Unterthanen zu achten. Einzelnen Baronen blieb es überlassen, die Ehre der portugiesischen Waffen zu verfechten, und zu dem Ende unternahm Gillez Fernandez aus Elvas einen Streifzug in das Gebiet von Medellin, von wo er mit reicher Beute und vielen Gefangenen zurückkehrte. Gleich darauf lieferte derselbe, in Verbindung mit Gonzalo Mendez, den Einwohnern von Badajoz ein blutiges Gefecht, das zwar unentschieden blieb, jedoch des Infanten von Portugal Verheerungen in der Umgegend von Badajoz gar sehr begünstigte. Gomez Lorenzo nahm S. Felix de los Galegos, Hinoja und Zerralbo, und Ruiz Puertocarrero besiegte die Gemeinde von Ledesma, die sich aufgemacht hatte, um die Portugiesen aus S. Felix zu vertreiben, gleichwie König Heinrich genöthigt wurde, die vor Ciudad Rodrigo gelegte Belagerung aufzuheben (1370), und also an Gomez Lorenzo, dem die dasige Hauptmannschaft anvertraut, freies Spiel zu seiner Befehdung der in ihrer Treue zu Castilien verharrenden Landherren lassen mußte. Zu allem Überflusse fiel auch Ferdinand de Castro in Galicien ein, und von seinem Waffenplatze, von S. Jago aus, verheerte er mit Feuer und Schwert die Güter derjenigen, welche seinen Fahnen zuzuziehen sich weigerten, bis endlich Pedro Manrique und Pedro Sarmiento auf diesem Punkte wenigstens der verderblichen Fehde Einhalt thaten. Obgleich Lissabon erst im vergangnen Jahre 1369 durch eine Feuersbrunst heimgesucht worden, welche ganze Straßen verzehrte, und von unsäglichen Räubereien und Gewaltthätigkeiten begleitet war, obgleich der Sturmwind vom 23. Febr. 1370 den Gebäuden unberechnenbaren Schaden zufügte, und noch verheerender die im Hafen ankernde Flotte betraf, so verzichtete Ferdinand doch keineswegs auf die Absicht zu einem Seezuge gegen die Küsten von Andalusien. Mit großer Thätigkeit die Arbeiten für die Ausbesserung der beschädigten Schiffe betreibend, gelang es ihm, im Mai 1370 eine Flotte von 23 Galeeren und 24 andern Schiffen, ein bedeutendes Kriegsvolk tragend, unter Segel gehen zu lassen. Pessano, der Befehlshaber der Flotte, angewiesen, den Guadalquivir zu blokiren, verheerte nebenbei die Insel Cadiz, gewahrte jedoch nicht, daß König Heinrich, durch die Gefahr des Küstenlandes nach Sevilla gerufen, sich daselbst alles Fleißes mit der Ausrüstung einer Galeerenflotte beschäftige, zugleich aber auch seinen Admiral Boccanegra herbeigerufen habe, um die Mündung des Guadalquivir wieder zu eröffnen. Boccanegra, mit seinen sieben Galeeren, unterstützt jedoch durch die von Sevilla herabgekommenen Schiffe, vertrieb die Portugiesen von ihrem Posten, und nahm hierauf seine Richtung nordwärts, um an den Küsten von Biscaya die Mittel zu einer stärkeren Rüstung aufzusuchen. Neuerdings wurde der Guadalquivir blokirt, bis Boccanegra mit einer zahlreichen Flotte aus den nördlichen Gewässern herabkam und vor S. Lucar eine der portugiesischen Flotte bedrohliche Stellung einnahm. Mit dem erfahrenen Seehelden in ein Gefecht sich einzulassen, wagte Pessano nicht, er ließ die erbeuteten castilischen Schiffe anzünden, und gab das Zeichen zur Flucht, zur Jagd den Gegnern, welche fünf Schiffe und mit ihnen die Herrschaft des Meeres eroberten. Der Eindruck der schlimmen Botschaft wurde an dem Hofe von Lissabon verstärkt durch die Meldung, daß der König von Granada, nach unerheblichen Feindseligkeiten, einen Stillstand mit den Castilianern eingegangen habe. Ähnliches von Aragon besorgend, entsendete Ferdinand nach Barcelona eine glänzende Gesandtschaft, den Grafen von Barcelos, die Bischöfe von Evora und von Silves, und den Abt von Alcobaza an der Spitze, um die Infantin Eleonora, als die ihm zugesagte Braut, in Empfang zu nehmen, und den Plan zu dem bevorstehenden Feldzuge zu verabreden. Der König von Aragon nahm bereitwillig das Geld, das ihm als Sold für 1500 in dem Kriege mit Castilien zu verwendende Gleven verheißen, aber zu

einer feindlichen Demonstration war er nicht zu bewegen, und auch seine Tochter auszuliefern weigerte er sich, unter dem Vorwande, daß für die Vermählung zuvörderst päpstliche Dispensation nachzusuchen sei. Unverrichteter Dinge und viel Geld in dem fremden Lande zurücklassend, schiffte der Graf von Barcelos sich wieder ein, und der verunglückten Unterhandlung folgten Unglücksfälle im Felde. Carmona und Zamora, die wichtigen Städte, welche für Portugal Partei genommen hatten, fielen nach einer langwierigen Einschließung; in Galicien wurde Ferdinand de Castro bei dem Puerto de Bueyes geschlagen und genöthigt über die Grenze zu weichen, sodaß die ganze weite Provinz verloren war, und mit ihr des Königs von Portugal letzte Hoffnung. Also gab er den Anträgen einer Vermittlung, von den päpstlichen Legaten ausgehend, Gehör, und in dem Congresse zu Alcoutin 1371, wurde von seinem Gesandten, dem Grafen von Barcelos, ein Friedensvertrag, auf die Basis des frühern Besitzstandes, eingegangen. Außerdem wurde die Vermählung des Königs von Portugal mit der Infantin Eleonora, Tochter König Heinrich's II., stipulirt. Der Vertrag war kaum beschworen, als der König in den Gemächern seiner Schwester, der Infantin Beatrix, die Gemahlin des Johann Laurentius de Acuña, die Eleonora Tellez, Tochter von Martin Alfonso Tellez de Meneses, erblickte. Von Schönheit strahlend, entflammte Eleonora die Leidenschaften des Königs, der seine Liebesnoth der Schwester der Angebeteten zu klagen sich nicht entblödete. Vergeblich sprach zu ihm Maria Tellez von dem Zorne der Kirche, des Königs von Castilien, des mächtigen Geschlechtes Acuña, den er, des Nächsten Weib begehrend, herausfodere; für alle ihre Einwürfe hatte Ferdinand nur eine Erwiederung, die mächtigste unstreitig, in der Verheißung, die Geliebte zum Throne zu erheben. Einer solchen Versuchung konnte Maria in die Länge nicht widerstehen, sie setzte ihre Schwester in Kenntniß von der vernommenen Beichte, in demselben Augenblicke, als Acuña sich anschickte, die seine Ruhe und Ehre beeinträchtigende Schönheit in irgend einer einsamen Feste der königlichen Begehrlichkeit zu entziehen. Aufgefodert, zwischen Thron und Gefängniß zu wählen, blieb Eleonora keinen Augenblick zweifelhaft: nicht nur weigerte sie sich, dem Gemahle zu folgen, sie erhob auch vor dem geistlichen Gerichte Klage, um die Auflösung einer wegen der Nähe der Verwandtschaft an sich ungültigen und jeglicher Dispensation entbehrenden Ehe zu fodern. Der Proceß, durch den Einfluß der Regierung gefördert und von Acuña nur lässig betrieben, wurde in Kurzem durch eine Entscheidung auf Nichtigkeit der eingegangenen Verbindung beendigt, und der König ließ sich die ihrer Bande entledigte Eleonora insgeheim antrauen. Das Geheimniß mag aber schlecht bewahrt worden sein, und seine Veröffentlichung erregte in mehren Städten, vorzüglich zu Lissabon, großen Unwillen. Die Aufrührer, von Ferdinand Vasquez geleitet, erschienen vor dem Palaste, um den König kategorisch zu befragen, ob er mit der Eleonore getraut sei, hinzufügend, daß sie nimmer eine der Ehre des Königs und dem Wohle des Reichs gleich nachtheilige Verbindung zugeben würden. Ferdinand erwiederte, er wäre nicht verheirathet, denke nicht die Eleonora Tellez zu heirathen, ein Mehres könnten die Frager am andern Tage in dem Dominikanerkloster erfahren, wohin er nothwendig sich begeben müsse. Die versprochene Erläuterung zu empfangen, strömte in der bestimmten Frist die ganze Bevölkerung der Stadt dem Kloster zu, Ferdinand aber hatte unbemerkt Lissabon verlassen und in Gesellschaft seiner Gemahlin nach Santarem, von da aber nach der Landschaft Entre Duero e Minho sich begeben, wo er, Anfangs 1372, in dem Kloster Lera, in Gegenwart der Infanten seiner Brüder und vieler Prälaten und Herren, die Trauungsceremonie wiederholen ließ. Sofort wurde Eleonora, mittels des Handkusses, von sämmtlichen Anwesenden, mit einziger Ausnahme des Infanten Dionys, als Königin anerkannt, und sie verlor keinen Augenblick, um durch Concessionen aller Art sich einer mächtigen Partei unter den Großen zu versichern, und zugleich ihren nächsten Anverwandten eine ehrenvolle und einflußreiche Stellung im Staate anzuweisen. Auch auf die Beruhigung der Stadt Lissabon, wo mittlerweile der aufrührische Pöbel arge Ausschweifungen sich erlaubt hatte, mag Eleonora gewirkt haben. Als die Rebellen sattsam ermüdet und abgekühlt, wurden Vasquez und seine Helfer ohne Widerstand eingezogen und bestraft, das seiner Häupter beraubte Volk aber kehrte zum Gehorsam zurück. Der Besorgnisse in dem Innern des Reichs ledig, wendete Ferdinand seine Blicke abermals nach Castilien, in der Hoffnung, von den Ansprüchen, welche der Herzog Johann von Lancaster, in dem Rechte seiner Gemahlin, auf dieses Reich erhob, Vortheil zu ziehen. Er entsendete den Domsänger von Braga, den Vasco Dominguez, nach England, und im Juli 1372 wurde das Bündniß abgeschlossen, vermöge dessen der Herzog von Lancaster den Mündungen des Tejo eine bedeutende Kriegsmacht zuführen, und mit den Portugiesen vereinigt, die Gebiete von Castilien überziehen sollte. Der Vertrag, in den Schleier des Geheimnisses eingehüllt, wurde jedoch bald verrathen, und castilische Emigranten, Alfons Gomez und Men Rodriguez de Senabria, nahmen sich heraus, durch die Überrumpelung von Tuy den Ausbruch der Feindseligkeiten zu beschleunigen. Ein anderer Castilianer, Ferdinand Alfons de Zamora, aus Portugal herübergekommen, nahm die Burg Viana. Schiffe aus Biscaya und Santander wurden zu Lissabon angehalten. Da führte König Heinrich seine Kriegsvölker nach Galicien, wo Tuy in Kurzem sich an ihn ergab, während andere Abtheilungen den Feind nicht nur aus Viana, sondern auch aus Cimbra vertrieben. Hierauf über die Grenzen von Portugal vordringend, eroberten die Castilianer Almeyda, Pinhel, Linhares, Viseu; unvermeidlich wäre auch der Fall von Coimbra gewesen, da aber König Heinrich vernahm, daß daselbst die Königin Eleonora eben von einer Infantin entbunden worden, wollte er die Wöchnerin nicht beunruhigen. Er wendete sich nach Torres novas, dann nach Santarem, wo eine Schlacht anzunehmen König Ferdinand die Absicht geäußert hatte und nur noch auf die Lissaboner wartete. Diese aber, anstatt ihre Vereinigung mit dem königlichen Herrn zu bewerkstelligen, wendeten sich auf dem halben Wege, und

K. Heinrich, dem Lager bei Santarem keine weitere Aufmerksamkeit zuwendend, folgte ihnen auf dem Fuße. Die Castilianer drangen in die Unterstadt Lissabon ein, plünderten und schalteten nach Willkür, denn die Einwohner hatten sich in die ummauerte Oberstadt geflüchtet. Auch deren sich zu bemächtigen, bestanden die Castilianer verschiedene Gefechte, bis sie, durch den hartnäckigen Widerstand ermüdet, den Rückzug antraten. Vorher legten sie aber in der Rua Boa Feuer an, welches die Pfarrkirchen von St. Johann und St. Margaretha, die Judenstadt und die bedeutende, im Hafen ankernde, Flotte verzehrte. Indem gleichzeitig auch Pedro Ruiz Sarmiento und Johann Rodriguez de Biedma, nach Verheerung der Umgegend von Barcelos, die Landwehren von Porto und Guimaraës, auch die ihnen beigegebene Ritterschaft besiegten, der castilische Admiral Boccanegra in den Hafen von Lissabon eindrang, die aus England erwartete Hilfe fortwährend ausblieb, begann K. Ferdinand, immer noch in dem Lager von Santarem sich befindend, den Vorstellungen des Cardinal-Legaten Gehör zu geben. Es wurde zwischen den beiden zürnenden Königen eine Unterhandlung angeknüpft, und in dem Friedensvertrage machte Ferdinand sich anheischig, auf Verlangen jedes Mal fünf Galeeren oder Schiffe, dem Könige von Frankreich zum Besten, zu der castilischen Flotte stoßen zu lassen, dem Ferdinand de Castro und den übrigen castilischen Malcontenten das Gastrecht aufzusagen und seine Schwester Beatrix an K. Heinrich's Bruder, den Grafen Sancho, und seine natürliche Tochter Isabella an den Grafen Alfons von Gijon, des Königs von Castilien natürlichen Sohn, zu verheirathen. Nachdem also die Punkte der Aussöhnung verabredet waren, denn von Gebietsabtretungen ist nicht die Rede gewesen, bestieg jeder von den Königen eine prächtig verzierte Barke, ein drittes Schifflein nahm den Legaten auf, und in dessen Hände wurde von den beiden Königen, jeder von seinem Fahrzeuge aus, der Friedensvertrag beschworen (1373). Dieser Handlung folgten mancherlei Lustbarkeiten und, zu Velada, die Vermählung der Infantin Beatrix, sowie die Auslieferung der Isabella. Diese sollte, bis sie die Jahre der Mannbarkeit erreicht, an dem castilischen Hofe erzogen werden. Vor Ablauf des Jahres gingen auch die fünf in dem Tractate stipulirten Galeeren unter Segel, um die dem Könige von Frankreich bestimmte Hilfsflotte zu verstärken. Das gute Einverständniß der beiden Kronen von Portugal und Castilien schien zumal gesichert, nachdem K. Ferdinand die muthmaßliche Thronerbin, seine einzige eheliche Tochter Beatrix, dem Prinzen Friedrich von Castilien, einem der jüngern Söhne Heinrich's II., verlobt, und den Prior von Crato bestellt hatte, um im Namen seines künftigen Schwiegersohnes den Treueid der Stände des Reichs zu empfangen. Im Frieden mit seinen Nachbarn fühlte Ferdinand sich versucht, auf Kosten der Ungläubigen, des Königs von Granada, oder des afrikanischen Königs von Benamirin, Lorbeeren einzusammeln. Auf seinen Antrag und die löbliche Absicht zu befördern, bewilligte der Papst den gewöhnlichen Ablaß für die Kreuzfahrer und den 20. Theil von allen Zehnten und Kirchengefällen im Reiche (1376); es ergaben sich aber bereits zu deutlich die Symptome neuer Bewegungen, als daß der König an ferne Kriegsfahrten hätte denken dürfen. Die Erhebung eines Lieblings, des unlängst zum Grafen von Ourem ernannten Johann Fernandez Andeyro, die blutigen Zänkereien in der Familie der Königin boten dem niemals vollständig beschwichtigten Misvergnügen der Barone fortwährend Nahrung. Der Königin eigene Schwester, Maria Tellez de Meneses, Witwe von Alvaro Diaz de Sousa, wurde verdächtig, indem sie mit des Königs Halbbruder, mit dem Infanten Johann, eine heimliche Ehe einging. Sie zu verderben, erfüllte die Schwester des Infanten Herz mit schwerem Verdachte über seinem Ehebette angethanen Schimpf, und um seinen Ehrgeiz zu wecken, ließ Eleonora ihn die Möglichkeit einer Verbindung mit ihrer Tochter, der Thronerbin Beatrix, wahrnehmen. Johann erlag der doppelten Versuchung; unverhofft zu Coimbra sich einfindend, erdolchte er im Bette die harmlose Gemahlin. Von der Rache einer zahlreichen und mächtigen Anverwandtschaft bedroht, entfloh er nach den Grenzen von Castilien. Begnadigt auf der Königin Fürsprache kehrte er an des Bruders Hof zurück, um sich in der kürzesten Frist zu überzeugen, daß er einer Unschuldigen Mörder war, der durch eitle Versprechung zu dem Frevel sich habe verleiten lassen. Um den Vorwürfen seines Gewissens, wo möglich, und der Blutrache zu entgehen, flüchtete er zum andern Male für jetzt über die Grenze; begleitet von seiner Schwester Beatrix, der Witwe des Grafen Sancho, nahm er seinen Aufenthalt zu S. Felix de Galeyos. Die Zerrüttungen im Nachbarlande zu benutzen, hätte König Heinrich II. vielleicht eine Versuchung empfinden können; aber der thätige Monarch starb den 29. Mai 1379, und sein Sohn, König Johann I., empfand gebieterisch das Bedürfniß, vor allen Dingen die Ruhe der eigenen Reiche zu befestigen. Ihm wurde am 4. Oct. 1379 der Sohn Heinrich geboren; durch dessen dereinstige Vermählung mit der Erbtochter Ferdinand's die Reiche Castilien und Portugal zu vereinigen, wurde des Vaters lebhafte Angelegenheit. Ein Ehevertrag kam zu Stande, worin festgesetzt wurde, daß, im Falle der eine oder der andere der künftigen Ehegatten versterben würde, der Überlebende die Nachfolge in dessen Staaten haben solle, und der Vertrag wurde in seinem ganzen Umfange, von den Cortes von Castilien, wie von Portugal, bestätigt; es wurde als Bürgschaft seiner Erfüllung eine Anzahl von Sicherheitsplätzen, von Seiten Portugals Olivenza und Portalegre, für Castilien Albuquerque und Valencia de Alcantara, gegeben (1380); aber seiner gewöhnlichen Versatilität konnte K. Ferdinand nicht Meister werden. Sein Liebling, der Graf von Ourem, hatte, als ein Galicier von Geburt, in Folge der freundschaftlichen Verbindung mit Castilien, das Land meiden müssen; den Aufenthalt in England benutzte der Emigrant, um, kraft ihm ertheilter Vollmacht, einen neuen Allianztractat mit dem Herzoge von Lancaster abzuschließen. Ourem kehrte unter einer Verkleidung nach Portugal zurück, um den Bundesvertrag zu überbringen, den jedoch den vielfachen Parteiungen seiner Umgebung geheim

zu halten Ferdinand nicht vermochte. In Castilien nahmen alsbald die Rüstungen ihren Anfang, sodaß der Graf von Gijon, auf dessen Aufstand sein königlicher Schwiegervater vorzüglich gerechnet hatte, mit Leichtigkeit unterdrückt wurde. Noch war Ferdinand mit der neuen Befestigung von Evora beschäftigt, und seine Flotte, 21 Galeeren, vier Schiffe und eine Tartane, ging unter Segel, befehligt von dem Bruder der Königin, dem Grafen Johann Alfons, aber großentheils mit ungeübtem Volke, mit Bauern und Handwerksleuten bemannt. An dem Cap S. Vincent vorübersegelnd, wurde eine feindliche Flotte von 20 Galeeren signalisirt; aber der castilische Admiral, Ferdinand Sanchez de Tobar, vermied klüglich das Gefecht, bis die Gegner, in der Verachtung ihres Feindes, ihren Lauf fortsetzten, fünf Galeeren zurücklassend, um Wasser einzunehmen. Die solchergestalt in der Segelzahl bedeutend verminderte Armada ereilte Tobar nahe bei der Insel Saltes, auf der Höhe der Mündung des Flusses Guelba, und ein herrlicher Sieg löhnte, den 15. Juli 1381, seinem wohlbedachten Manoeuvre. Sechszehn der feindlichen Schiffe wurden genommen und der Admiral selbst befand sich unter den Gefangenen. Auch der Landkrieg schien eine den Portugiesen höchst ungünstige Wendung zu nehmen; der König von Castilien selbst eroberte Almeida nach einer hartnäckigen Vertheidigung; eine andere Abtheilung seines Heeres mußte zwar die Belagerung von Elvas aufheben, hatte aber vorher in einem weiten Striche von Alentejo vorzüglich Veiros, Souzel, Cano arg heimgesucht. K. Ferdinand, in der Bestürzung über diese Ereignisse, entsendete, um die Ankunft der aus England verheißenen Hilfstruppen zu beschleunigen, seinen Kanzler Laurentius Anez Foyaza, der aber schon am zweiten Tage der englischen Flotte begegnete und sofort umkehrte, der erste die frohe Botschaft zu melden. Ihm folgte auf dem Fuße, den 19. Juli, die Flotte selbst, tragend den Grafen Edmund von Cambridge (nachmaligen Herzog von York), dessen Gemahlin, Isabella, weil. König Peter's von Castilien Tochter, dessen Söhnlein, den sechsjährigen Eduard, und an 3000 Mann auserlesenen Volkes. Auch alle die misvergnügten Castilianer, welche, aus Portugal vertrieben, in England anderweitiges Unterkommen gesucht hatten, befanden sich auf der Flotte. Große Freude legte bei ihrem Empfange die Bevölkerung von Lissabon an den Tag, und der englische Prinz vorzüglich wurde der Gegenstand der feinsten Aufmerksamkeit, von der einen nützlichen Gebrauch zu machen der Prinz nicht versäumt hat. In einem subsidiarischen Vertrage wurde seinem Sohne, mit der Hand der Infantin Beatrix, der Thron von Portugal zugesagt, der Sold, welchen Ferdinand an seinen Beschützer zu entrichten habe, bestimmt, ingleichen die Anzahl der Pferde, welche im Lande aufzubringen seien, um die fremden Reisigen beritten zu machen. Dieser letzten Bestimmung zu genügen, schrieb die Regierung durch alle Provinzen des Reichs eine Requisition von Pferden aus, den Eigenthümern zu großem Leidwesen, weil sie jemals für die ihnen genommenen Thiere Bezahlung zu erhalten verzweifelten. Desto größere Zufriedenheit empfand K. Ferdinand über den Vertrag; ihn zu bethätigen, schenkte er dem Grafen Edmund 18 Pferde mit Sattel und Zeuch und der Gräfin zwölf prächtig angeschirrte Maulthiere, und so vollständig ließ er sich durch der Verbündeten Einfluß beherrschen, daß er, aller Bemühungen des Cardinal-Legaten de Luna ungeachtet, am 29. Aug. 1381 sich und sein Königreich der Obedienz des Papstes Urban VI. unterwarf, und als der Graf von Cambridge, die Heirath seines Sohnes unauflöslich zu machen, verlangte, daß jetzt schon das Beilager abgehalten werde, fand auch diese unerhörte Zumuthung ihre augenblickliche Erfüllung. In dem Rittersaale des Schlosses wurde ein prächtiges Brautbett aufgeschlagen, und dasselbe bestiegen die beiden Kinder, Eduard und Beatrix, in Gegenwart und unter den Gratulationen einer zahlreichen Versammlung von Prälaten und Baronen. Aber während der Hof das Gemälde des herzlichsten Einverständnisses zwischen Wirth und Gästen bot, wurden die Provinzen durch alle jene Zügellosigkeit, Gewaltthaten und Ausschweifung belästigt, welche auch noch im 19. Jahrh. von einer englischen Armee unzertrennlich blieb. Borba, Montaraz, Aviz und andere Plätze in dem Thale der Guadiana wurden von den Engländern gestürmt und mit der Barbarei, welche für Feindesland hergebracht, zerstört, und nur Verachtung bezeigte der Graf von Cambridge für die deshalb erhobenen Klagen. Da wurde das Volk wüthend und erschlug, seine Rache zu nehmen, gar viele von den beschwerlichen Beschützern; bis in des Hofes Burgfrieden erstreckte sich das gegenseitige Morden, dann erst nachlassend, als der Anblick einer feindlichen Flotte von 80 Segeln, den 20. März 1382, Engländer wie Portugiesen an die gemeinsame Gefahr, an die Nothwendigkeit einer gemeinsamen Vertheidigung erinnerte. Zunächst die Hauptstadt bedrohend, aus welcher Ferdinand entfloh, um in Santarem seine Feigheit zu verbergen, setzte die Flotte auf mehren Punkten Landungstruppen aus, und arge Feindseligkeiten wurden gegen die Küstenorte verübt, Empobregas, Frielas, Villanova de la Reyna, die Vorstädte von Palmella und Almada in Asche gelegt, und selbst des Priors von Crato Sieg bei Cintra reichte nicht hin, um der Verheerung ein Ziel zu stecken. Während dessen war der Hof der Schauplatz der schmählichsten Umtriebe. Die anhaltende Gunst, deren Andeyro, der Graf von Durem, sich erfreute, hatte die gewöhnlichen Folgen eines solchen Lieblingsverhältnisses zu einem schwachen Könige. Der Graf sei der Liebhaber der Königin, wurde allgemein angenommen, von keinem aber lebhafter, als von dem Halbbruder des Königs, von dem Bastard Johann, der, Großmeister von Aviz durch des Königs Vorschub, nach viel Höherem seine begehrenden Blicke richtete. Seine Absichten mußten die Diffamation der Königin fördern. Es ereignete sich, daß in seiner und seines Vertrauten, Gonzalo Vasquez de Azevedo, Gegenwart die Königin ihr Schnupftuch dem schwitzenden Grafen von Durem reichte, dieser, in Ermangelung des eigenen, mit dem fremden Tuche sich die Stirn wischte, und allenthalben wurde von den beiden Zeugen der allerdings zweideutige Vorfall besprochen und commentirt. Eleonora war aber nicht von der Gemüthsart, dergleichen bösen Leumund ruhig hinzu-

nehmen. Der Gubernator von Evora, wo die beiden Verleumder sich hingewendet, empfing den Befehl, sie in den Alcazar einzusperren. Das bewerkstelligte er unter Umständen, welche den Großmeister, wie den Azevedo, das Ärgste befürchten ließen. Sie fanden Mittel, ihre Noth dem Grafen von Cambridge zu klagen, erhielten aber, statt der gehofften Vermittelung, die Antwort, daß der Prinz Verräthern zum Besten den Mund nicht aufthun würde. Es gelangte der zweite Befehl nach Evora, die Hinrichtung der beiden Gefangenen verordnend, angeblich aber, gleichwie der erste, ein von der Königin untergeschobenes Machwerk. Wenigstens nahm der Gubernator Anstand, ihn zu vollstrecken, bis er des Königs eigentliche Willensmeinung würde erfahren haben; aber Ferdinand, wie angenehm es ihm gewesen sein würde, sich des Bastards entledigt zu sehen, besaß nicht den nöthigen Muth, um den blutigen Befehl zu wiederholen. Der Großmeister und Azevedo wurden, nachdem sie 20 Tage im Verließe zugebracht hatten, in Freiheit gesetzt, mußten aber für ihre Erledigung der Königin öffentliche Danksagung darbringen. Nachdem, wenigstens scheinbar, die Parteien begütigt waren, traf König Ferdinand die Anstalten zu einem Einfalle in Castilien, zu dem Ende die Hauptmacht des Reichs in der Umgebung von Elvas versammelnd. Der eigenen Unfähigkeit für die Führung eines solchen Heeres sich bewußt, bestellte er einen Condestable und einen Marschalk, bis dahin in Portugal unbekannte Ämter, und zum Marschalk wurde der durch seine Verbindungen mit dem Großmeister von Aviz verdächtige Gonzalo Vasquez de Azevedo, zum Condestable Alvaro Perez de Castro ernannt. Der Ernennung folgte der Ausbruch, und das Heer, 5000 Lanzen und 5000 Armbrustschützen, ohne das Fußvolk, ließ sich an den Ufern des Zaya nieder, denn jenseits hatten die Castilianer eine treffliche Stellung inne. Daraus hätte ein lebhafter Angriff sie wol verdrängen können; aber es waren gleichwenig der König, der Condestable und Marschalk dafür gestimmt, vielmehr unternahmen die beiden Generale, eines friedlichen Abkommens Vermittler zu werden. In einer dunklen Nacht ritten sie hinüber nach dem feindlichen Lager, und daselbst zu dem Mayordomo mayor, zu Pedro Fernandez de Velasco, gelangend, bekannten sie ohne Umschweif die Natur ihrer Sendung. Höchst erfreut durch die Mittheilung ernannte der König von Castilien ebenfalls Deputirte für das Friedensgeschäft, und ohne Säumen wurde ein Vertrag abgeschlossen, dessen wesentlichste Bedingungen die Vermählung der Infantin Beatrix mit dem Prinzen Ferdinand, dem jüngern Sohne des Königs von Castilien, die Rückgabe der im vorigen Jahre durch die Castilianer eroberten Galeeren, der Abzug der englischen Hilfsvölker, welche auf castilischen Schiffen der Heimath zugeführt werden sollten. Diese letzte Bedingung ging am 1. Sept. 1382 in Erfüllung, an welchem Tage die Engländer sich zu Almada einschifften, und Ferdinand, der Beschützer ledig, säumte nicht, sich der Obedienz Urban's VI. zu entziehen, um in Clemens VII. das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche anzuerkennen, dann aber die Verbindung mit Castilien noch enger zu schürzen; denn ihm bangte vor der Zukunft seiner Tochter, welcher der Verlobte, ein Säugling noch, unmöglich eine Stütze sein konnte. Eben war der König von Castilien Witwer geworden; an ihn entsendete Ferdinand den Grafen von Durem, um den Vater zu bestimmen, daß er die dem Sohne verheißene Braut sich selbst zulege. Der Antrag wurde nach langen Berathungen beliebt, und dem zufolge ein Ehevertrag aufgenommen, in welchem jedoch für den Fall von K. Ferdinand's Ableben seiner Witwe die Regentschaft in Portugal auf die Dauer ihres Lebens vorbehalten, auch bestimmt wurde, daß K. Johann, falls er berufen würde, in dem Rechte seiner Gemahlin von dem zweiten Königreiche Besitz zu nehmen, diese Besitznahme niemals durch Waffengewalt vollstrecken wolle. K. Ferdinand's Leibesschwachheit hatte dergestalt zugenommen, daß es ihm unmöglich war, die Braut, wie er doch verheißen, bis zur Grenze zu begleiten; er mußte die Sorge hiervon seiner Königin überlassen. Die Verlobung erfolgte zu Estremoz; denselben Nachmittag führte K. Johann die Verlobte nach Badajoz, und in der dasigen Domkirche empfing das Brautpaar am andern Tage (Mai 1383) die Trauung. Diese Ereignisse überlebte K. Ferdinand nur um wenige Monate; er starb den 22. oder den 29. Oct. 1383, und mag unter den Art. Johann I., König, und Eleonora, Königin von Portugal, nachgelesen werden, wie seine Tochter an den Bastard, ihren Oheim, das Königreich verlor, und seine Witwe, des eigenen Schwiegersohns Gefangene, im Clarissenkloster zu Tordesillas ihr Leben beschloß. (*v. Stramberg.*)

FERDINAND, Kurfürst von Cöln, ein Sohn des großen Herzogs Wilhelm V. von Baiern und der lothringischen Prinzessin Renata, war den 7. Oct. 1577 geboren, und als der dritte Prinz des Hauses von früher Jugend an dem geistlichen Stande bestimmt. Dazu erzog ihn der Vater nach dem vorsichtigen Ernste seines Gemüths. Sehr jung noch wurde, der Studien halber, Ferdinand mit seinem ältern Bruder Philipp nach Ingolstadt gesendet, und die beiden Prinzen hatten daselbst an ihrem Oberhofmeister, dem Grafen von Montfort, an ihrem Präceptor, Quirin Leoninus, sehr umsichtige und gewissenhafte, mitunter auch strenge Führer. Diese Strenge empfahl Herzog Wilhelm zum öftern als unerläßliches Bildungsmittel. „Ich habe Euch sämmtlich andeuten wollen," heißt es in einem seiner Schreiben an den Grafen von Montfort, „daß Ihr weder jetzt noch künftig Euch einige Gedanken machen wollet, Euch bei meinen Söhnen viel zu verdienen, und Ihnen deswegen mehr nachzugeben, im Gegentheile sollt ihr allen Gewinn und alle Gnade zuvörderst von Gott dem Allmächtigen und hernach von Uns erwarten." Monat für Monat mußten nicht nur die Prinzen, sondern auch ihre Diener beichten und das Sacrament des Altars empfangen. Da die beiden Brüder bei verschiedenen Domstiften präbendirt waren, so mußten auch an verschiedenen Orten die Schuljahre abgemacht werden; der öftere Wechsel des Aufenthaltes wurde jedoch der eifrigen Fortsetzung ihrer Studien niemals hinderlich. Im J. 1591 kamen die beiden Prinzen, um von ihren Kanonikaten Besitz zu ergreifen, nach Trier, und damals er-

freute sich Justus Lipsius ihres Anblicks; „nur von Euch," schreibt er in seiner poetischen Begeisterung, „nur von Euch und Eures Gleichen kann die Abhilfe für die Drangsale, welchen die ganze christliche Welt erliegt, ausgehen." Auf des Papstes Verlangen besuchten die Gefeierten 1593 Rom, und als Engel wurden sie von den Zuschauern ihres feierlichen Einzugs begrüßt, um ihres jugendlich unschuldigen Aussehens willen. Papst Clemens, um sie stets unter den Augen zu haben, wies ihnen seinen eigenen Palast zur Wohnung an. Nochmals nach Ingolstadt zurückkehrend, vertheidigte Ferdinand eine Abschiedsdisputation mit großem Beifalle, um sodann die Universität 1595 auf immer zu verlassen. Es war nämlich für ihn die Zeit gekommen, in das öffentliche Leben, mittels Übernahme des Regimentes zu Berchtesgaden, einzutreten. Der dasige Propst, Jacob II. Pütrich, hatte ihn bereits 1591 zu seinem Coadjutor gewählt, in der Hoffnung, durch die hieraus entspringende nahe Verbindung mit dem bairischen Hause seinem Stifte die vollkommene Unabhängigkeit von Salzburg zu erstreiten. In demselben Jahre, als Ferdinand wegen Berchtesgaden unter den Regenten Teutschlands Platz nahm, den 31. März 1595, ward er, bereits Dompropst zu Cöln, von dem dasigen Domcapitel zum Coadjutor des Erzbischofs und Kurfürsten Ernst erwählt. Vorläufig hatte am 18. Oct. 1594 Ernst in einem mit seinem Bruder, dem Herzoge Wilhelm von Baiern, errichteten Vertrage die Absicht ausgesprochen, an denjenigen seiner Neffen, welcher zur Coadjutorie gelangen würde, die Regierung des Kurstaates und sämmtliche Einkünfte, mit Ausnahme der Rheinzölle von Kaiserswerth und Bonn, zu überlassen, und von den gesammten Regierungsangelegenheiten nur die mit der Kurwürde verbundenen Verrichtungen sich vorzubehalten. Als der Coadjutor gewählt, stellte Ernst, am 1. Oct. 1595, eine neue Urkunde aus, in deren Eingang es heißt: „Nachdem aus Schickung des Allmächtigen und auf der päpstlichen Heiligkeit allergnädigstes Gutachten und Begehren, wir Herzog Ernst, Kurfürst, mit vorgepflogener zeitiger Berathschlagung und in Erwägung bedenklicher und erheblicher Ursachen, sonderlich aber dem löblichen Erzstifte Cöln und dessen zugethanen Land und Leuten zu treugemeintem mehrem Besten, bewilligt und zugelassen, daß ein ehrwürdig Domcapitel unseren freundlich lieben Vetter Herzog Ferdinand zum Coadjutor benannt, haben wir darauf demselben die völlige Administration im Geistlichen und Weltlichen überlassen und eingeräumt." Der Coadjutor begab sich auch sofort nach dem Erzstifte, wo er von jetzt an seinen bleibenden Wohnsitz nehmen sollte, und der Briefwechsel mit den Ältern zeugt von dem Ernste, mit welchem er seinen geistlichen Beruf erfaßte. Von Ingolstadt aus hatte der eilfjährige Knabe an seine Mutter geschrieben: „So haben wier auch schon wiederumb angefangen zu studieren; was aber auff dieser Rais versaumt ist worden, solle alles wider mit hechstem Fleis recuperirt und erstattet werden. Damitt, wenn ich einmal zu meinem Alter kom, mege vil Lutterische und Ketzer bekeren, sie zu der ebigen Freid und Seligkeit bringen, und E. C. Gn. sambt dem Herren Vattern höchlich erfreien. Dessen will ich mich mit göttlicher Hilff befleissen Dag und Nacht, und nichts liebers lassen sein als die Frombeit und Geschicklichkeit." Jetzt schrieb aus Poppelsdorf den 25. April 1596, der Coadjutor an seine Mutter: „Ich habe meine Exercitia Gott Lob, absolvirt, und große Freude dabei gefunden. Wollte Gott, daß ich mich so großer schweren Sorgen, so mit der Zeit kommen werden, entschlagen könnte und allein Gott dem Allmächtigen dienen." In einem anderen Schreiben heißt es: „Ich habe Gott zum Höchsten darum zu danken, daß er mich so treulich und väterlich oft ermahnen läßt, daß ich mein Leben seinem göttlichen Willen conformiren möge, wie ich mich dann dessen so viel möglich befleißen will, damit ich zuvörderst in Gottes Gnaden, und dann auch bei der Eurer Durchlauchten als meiner gnädigsten geliebten Ältern Gnade bleiben möge. Es ist halt leider caro infirma, etiamsi spiritus promptus." Von der Herzogin Renata ermahnt, seine Jagdlust zu mäßigen, erwiederte der gehorsame Sohn: „Ich bedanke mich unterthänigst gegen E. D. der treuen Ermahnung wegen des Hetzens und Jagens, und wiewohl ich es bisher zu viel gethan und eben mißbraucht, so will ich mich, wills Gott, hienfüran so viel möglich mäßigen; dann wann ich es recht bedenke, hab ich so viel sonst zu thun, daß ich die Zeit wohl hinbringen kann. Ich muß es bekennen, es kömmt mich hart an; aber um so viel mehr will ich mich befleißen, daß ich diesen vitiosum affectum mortificire." Die wahrhaft geistliche Gesinnung, die Ferdinand in dieser vertraulichen Correspondenz bekennt, ist sein ganzes Leben hindurch die Norm seines Betragens, die Richtschnur für alle seine Handlungen gewesen. Streng katholisch, doch ohne Härte, war ihm die genauere Bekanntschaft mit seinem Klerus das dringendste Bedürfniß. In dieser Absicht versammelte er ihn zu einer Synode, die am 2. Oct. 1598 ihre Sitzungen eröffnete, und der heilsamen Verordnungen mehre erließ. Das Jahr zuvor, den 2. Jan., hatte der Coadjutor Behufs der Verwaltung und Entscheidung der Angelegenheiten einen aus adeligen und gelehrten Mitgliedern zusammengesetzten Rath, der seinen ständigen Sitz in Bonn haben sollte, bestellt, auch für denselben eine Hofkanzlei-Ordnung gegeben. Am 15. Sept. 1599 erschien, dem Chaos der Steuerverwaltung zu Gute, eine Ordnung, wie es mit Description und Collection der Güter und bewilligten Steuern zu halten sei. Am 10. Aug. 1607 wurde die Abschaffung der unter dem Namen Todtenwachen stattfindenden zahlreichen und schwelgerischen Zusammenkünfte verfügt. Die Hofkammerkanzlei-Ordnung, den 1. Jan. 1610, bestimmte den Ressort des Hofkammerraths. Am 16. März 1612 versammelte der Kurfürst abermals den gesammten Klerus zu einer Synode in der Domkirche, und in derselben wurden die Mittel besprochen und auch verordnet, um der in den langen Kriegsunruhen zu Verfall gekommenen Kirchenzucht aufzuhelfen. Nach vielen trefflichen Einrichtungen für Staat und Kirche erließ er am 30. Aug. 1629 seine Kirchenordnung, verbunden mit der Reformation der in den westfälischen Ländern übriggebliebenen kirchlichen Misbräuche. Es folgten noch viele kirchliche und administrative An-

ordnungen, deren Zusammenstellung einen Maßstab abgeben könnte, um das Unglück der Zeiten zu würdigen. Bereits im J. 1611 wurde Ferdinand in seinem Eigenthume bedroht, der Erzbischof von Salzburg, Wolf Dietrich von Raitenau, einen verjährten Streit in Betreff der Salinen verfolgend, überfiel, durch einige Capitularen begünstigt, das berchtesgadener Ländchen und suchte sich in dessen Besitze gewaltsam zu behaupten. Jedoch säumte Herzog Maximilian nicht, seines Bruders Recht zu verfechten; nicht nur wurden die Salzburger ausgetrieben, sondern Wolf Dietrich selbst gerieth in ein Labyrinth von Trübsal, aus welchem ihn, den Gefangenen auf Hohen-Salzburg, 1617, endlich der Tod befreite. Durch des Reichshofraths Spruch, 1627, wurde Berchtesgaden aller Verbindung mit Salzburg erledigt. Am 17. Febr. 1612 starb Kurfürst Ernst auf dem Schlosse zu Arnsberg, worauf nun Ferdinand, am 12. März, als Erzbischof, zu Cöln installirt werden konnte, gleichwie er nun auch zu dem vollen Besitze der Bisthümer Münster, Hildesheim und Lüttich, auch der Abtei Stablo gelangte. Coadjutor zu Stablo war er seit 1599. Eben damals hatte man in München, in Wien und endlich auch in Rom die Entdeckung gemacht, daß den Zeitläufen die kirchliche Regel, welche für jedes Bisthum einen eigenen Hirten will, nicht allerdings angemessen, daß vielmehr die Entstehung geistlicher Monarchien in Teutschland, durch die Vereinigung mehrer Infuln auf demselben Haupte, in aller Weise befördert werden müsse, und so sollte Ferdinand auch noch das Bisthum Paderborn erhalten. Er wurde in dem für ihn so wichtigen Jahre 1612 zum Coadjutor Theodor's von Fürstenberg erwählt. Die Inauguration zu Münster fand den 11. April 1612, jene zu Lüttich am 27. Jan. 1613 statt. Im Mai 1612 hatte Ferdinand zu der Wahl des Kaisers Matthias gewirkt; er mußte sich aber bald überzeugen, wie wenig dieser Monarch, gebrochenen Geistes und Körpers, ohne eigentliche Hausmacht, vermögend sei, die in ihren Grundfesten bedrohte Reichsverfassung aufrecht zu erhalten. Den Schutz, welchen die Gesetze zu gewähren nicht weiter vermochten, suchte Ferdinand in der engsten Vereinigung mit denjenigen, welche durch religiöses Bekenntniß und politisches Interesse angewiesen waren, mit ihm die gleiche Bahn einzuhalten. Eine im bürgerlichen Leben höchst seltene Vertraulichkeit mit seinem Bruder unterhaltend, war die Unterstützung, die er demselben in allen Fällen zukommen ließ, eine der wichtigsten Bedingungen für des Kurfürsten Maximilian politische Größe, und eine Säule der Liga überhaupt, hat Ferdinand mehr denn ein Mal, und in den schwierigsten Fällen, als ihr alleiniger Repräsentant für Niederteutschland wirken müssen. Denn beständig, wie er, im Glück und Unglück, sind nur wenige der katholischen Fürsten jener Zeit gewesen; den Frieden zu bewahren suchend, so lange dieses irgend möglich, hat er endlich das Schwert ziehend, die Scheide weggeworfen. In der einen der Lebensfragen für das Erzstift, zu dem Versuche, zwischen den besitzenden Fürsten eine friedliche Theilung der Landschaften Jülich, Cleve u. s. w. herbeizuführen, wirkte Ferdinand mit unermüdlichem Fleiße, insbesondere auf der Tagsatzung zu Xanten, und es war nicht seine Schuld, daß Spanier und Holländer wetteifernd die festen Plätze der streitigen Bezirke occupirten, aber darum die noch nicht sattsam befestigte Liga in einen zweifelhaften Krieg verwickeln zu wollen, vermied er weislich. Er begnügte sich, den kaiserlichen Hof über die wahre Lage der Dinge, die von Außen und im Innern des Reiches drohenden Gefahren, über die allem Anscheine nach bevorstehende Zertrümmerung des Reichssystems zu belehren. Eben hatte die Gewalt der Umstände den Ausbruch des denkwürdigen Krieges herbeigeführt, als des Kurfürsten von Cöln Bedeutung einen nicht unansehnlichen Zuwachs erhielt durch das am 4. Dec. 1618 erfolgte Ableben des Fürstbischofs Theodor von Paderborn. Am 13. Dec. bereits trat Ferdinand die Regierung des erledigten Hochstiftes an, mit ihr zugleich gesteigerte Verbindlichkeiten gegen die Liga, und den Stoff zu unendlichen Drangsalen übernehmend; denn mehr als eins der übrigen Stiftslande des Kurfürsten sollte vermöge der Nachbarschaft mit Hessen und der Weser in der ersten Periode des 30jährigen Kriegs das Paderbornsche zu leiden haben. Noch waren auf Böhmen und das angrenzende Österreich die Feindseligkeiten beschränkt, als Ferdinand zu einer neuen Kaiserwahl gefodert, für den König von Ungarn stimmte. Kaiser durch Wahl vom 28. Aug. 1619, empfing Ferdinand II. in Frankfurt noch von dem Kurfürsten von Cöln und dessen beiden geistlichen Collegen die Zusicherung des wirksamsten Beistandes für die Besiegung der Rebellen, und es ist nicht zu bezweifeln, daß die von dem Bruder übernommenen Verpflichtungen einen wesentlichen Einfluß auf die Entschließungen des Herzogs von Baiern, auf das am 8. Oct. zwischen ihm und dem Kaiser eingegangene Bündniß geübt haben. Der ganze Inhalt des Tractats legt sattsam an den Tag, wie ungern Maximilian aus der seit den Zeiten Karl's V. in München beliebten vorsichtigen und selbstsüchtigen Politik herauszutreten sich entschließe, wie einzig die Rücksicht für den Bruder ihn bestimmte, das große Wagstück, von dem der Fortbestand der katholischen Kirche in Teutschland abhing, auf sich zu nehmen. Einen nicht minder wesentlichen Dienst hat dem Erzhause Ferdinand durch seinen persönlichen Besuch der von dem Kurfürsten Schweikard von Mainz zu Mühlhausen veranstalteten Zusammenkunft geleistet; hier wurde nämlich der Kurfürst von Sachsen bestimmt, „dem Kaiser hilfliche Hand bieten und alle mögliche Assistenz leisten zu wollen, damit er bei seinem Kaiserthume und Königreiche erhalten, und seine kaiserliche Würde und Ansehen nicht verletzt werde.“ Nicht nur durch seine Beiträge zu der Operationscasse der Liga, sondern auch durch die Begünstigung der Werbungen, welche Herzog Maximilian in dem Cölnischen und Lüttichschen anstellen ließ, beförderte Ferdinand ganz außerordentlich die Besiegung der böhmischen Rebellen und die Auflösung der protestantischen Union, ohne doch die eigenen westfälischen Stiftslande gegen den Andrang der Feinde beschützen zu können. Herzog Christian von Braunschweig, nachdem seine Absicht, durch Hessenland dem Mansfelder in Franken zuzuziehen, an dem Widerstande des von Anholt gescheitert war, nahm die

Gelegenheit wahr, in das von allen Vertheidigungsmitteln entblößte paderbornsche Gebiet einzufallen. Von Warburg blutig zurückgewiesen, von Lippstadt und Soest Meister, wurde er durch Verrath einiger protestantischer Bürger in die Hauptstadt Paderborn eingeführt, und das ganze Hochstift erlag einer soldatischen Schreckensherrschaft, bis der von Anholt, durch des Grafen Heinrich von Berg Niederländer verstärkt, zuvörderst das belagerte Geseke entsetzen, dann allgemach die Braunschweiger aus dem Lande drücken konnte. Den Raub aber, die schweren, auch im Münsterlande erhobenen Contributionen, die Geiseln, hatten sie bei Zeiten in Sicherheit gebracht. Den 16. Mai 1622 wurde Paderborn von den unheimlichen Gästen verlassen, und Anholt, von der Verfolgung ablassend, machte es sich zur Aufgabe, die Bürgerschaft für die begangene Treulosigkeit zu züchtigen. Die Stadt setzte geringen Widerstand entgegen, und es schlug die Stunde der Vergeltung; von den Rädelsführern wurden einige hingerichtet, andere verbannt, die ganze Gemeinde sollte mit dem Verluste ihrer Privilegien büßen, außerdem das Lutherthum abschwören. Mit überraschender Leichtigkeit wurde die Reformation durchgesetzt, nachmals durch die paderbornsche Religions- und Kirchenordnung von 1626 befestigt, und es trat für des Kurfürsten Lande ein Moment der Ruhe ein, zumal die von den Holländern 1620 auf der Rheininsel, vor der Mündung der Sieg, erbaute, und der Nachbarschaft weit und breit höchst lästige und verderbliche Pfaffenmütz, nach einer scharfen Belagerung zu Ende des Jahres 1622 von den vereinigten kurcölnischen, pfalzneuburgischen und spanischen Völkern erobert wurde. Allein das Münsterland hatte von den Scharen des Herzogs von Braunschweig Schweres zu erleiden, bis Tilly's Sieg bei Stadtloen, den 26. Juli 1623, den unaufhörlichen räuberischen Anfällen steuerte, und die Braunschweiger nöthigte, Meppen zu räumen. Von den Feinden befreit, hatten indessen, nach der Zeiten Unglück, die westfälischen Hochstifte von den Freunden, zuerst durch Winterquartiere, dann durch Märsche und Contremärsche zur Zeit des dänischen Krieges, das Unglaubliche zu leiden, und dem fürstlichen Ärarium selbst wurden dergleichen schwere Dinge zugemuthet, daß Ferdinand sich in die Unmöglichkeit versetzt sah, von so manchen günstigen Conjuncturen für die Erweiterung oder bessere Arrondirung seiner Gebiete Gebrauch zu machen. Als es ihm gelang, gegen Hessen die Einlösung des seit 1445 um 9000 rheinische Gulden zu Pfand gegebenen Städtchens Rhense durchzusetzen, den 6. Mai 1630, mußte er, um den Pfandschilling aufzubringen, an demselben Tage den Ort wieder an den Grafen Johann Jacob von Bronkhorst, um 12,000 harte Thaler versetzen, daß also die Wiederherstellung der katholischen Religion in Rhense die einzige Frucht der Operation blieb. In seinen Bemühungen hingegen, nach dem Erlöschen der Grafen von Gleichen, die Grafschaft Pyrmont als heimgefallenes Lehen zu seinen paderbornschen Tafelgütern zu ziehen, scheiterte Ferdinand vollständig, zumal die Dazwischenkunft des Königs von Schweden der ganzen Lage des Krieges in Teutschland eine veränderte Richtung gab. Der Wechsel würde wol nicht in der überraschenden Schnelligkeit und Verderblichkeit eingetreten sein, hätten alle Mitglieder der Liga, wie der Kurfürst von Cöln, beachtet, was sie sich selbst, der Kirche, dem Vaterlande schuldig waren. Von dem Schlachtfelde von Leipzig weichend, fand Tilly im Paderbornschen die erste wirksame Theilnahme; drei Regimenter Infanterie, zwei Reiterregimenter, welche Ferdinand der gemeinen Sache zum Besten hatte ausrüsten lassen, und denen er 12 Geschütze beigegeben, setzten jenen in den Stand, wieder in das Feld zu ziehen. Dafür den Kurfürsten zu züchtigen, wurde der Landgraf von Hessen-Cassel, als der schwedische Oberfeldherr zwischen Weser und Rhein, ausgesendet, und der größte Theil des Hochstiftes Paderborn, die Hauptstadt mit einbegriffen, fiel ihm als leichte Beute zu, die er jedoch ebenso leicht wieder aufgab. Westfalen, in seiner Gesammtheit, blieb der Schauplatz eines thatenleeren, aber in der größten Erbitterung, unter unsäglichen Verheerungen fortgesetzten Krieges, den an den Rhein, in das eigentliche Erzstift Cöln, zu verpflanzen, Baudissin im October 1632 unternahm. In denselben Tagen, als Gustav Adolf, unter Frankreichs Vermittelung, dem Kurfürsten Ferdinand die Neutralität bewilligte, den 27. Oct. 1632, gewann Baudissin Siegburg durch unversehenen Überfall, nahm Blankenberg, Windeck, Linz, bewerkstelligte an der Kripp seinen Rheinübergang. Nur kurzen Widerstand leistete die daselbst von den Kurfürstlichen aufgeführte Schanze; Remagen, Oberwinter, Rheineck wurden von den Schweden ausgeplündert, nach längerer Beschießung nahmen sie Andernach mit stürmender Hand, und zogen sich sodann, die befreundete trierische Grenze verschonend, wieder rheinabwärts. Baudissin's vornehmstes Absehen mag auf Bonn gerichtet gewesen sein, dort aber hatte der Kurfürst reichliche Fürsorge getroffen, die von dem Landtage bewilligten 200,000 Thlr. auf Werbungen verwendet, die Wälle mit Geschützen gespickt. Statt an dergleichen Ernst sich zu versuchen, ließ Baudissin seine Wuth gegen wehrlose Gemeinden aus, die Gestifte Vilich und Schwarzrheindorf wurden ausgeplündert, die Dörfer der Umgebung in Asche gelegt; die ganze Unternehmung sollte der Anschlag auf Deutz, von Verräthern begünstigt, krönen; aber die Besatzung, von dem ersten Schrecken sich erholend, hielt Stand in der Kirche St. Urban, und Baudissin, der die Nacht über von Deutz Meister gewesen, sah sich am Morgen veranlaßt, die misliche Eroberung aufzugeben, um in dem nahen Mühlheim Ruhe und für seine reichliche Beute Sicherheit zu suchen. Indessen hat der Kurfürst seine Defensionsanstalten fortgesetzt, Spanier und Ligisten fanden sich zum Beistande ein, und allgemach wurden die Feinde wieder aus dem Erzstifte verdrängt, nicht ohne harte Stöße auszutheilen oder zu empfangen. In Andernach namentlich hielt der berühmte Josias Ranzau drei gewaltige Angriffe von Seiten der Cölner und Spanier aus, bis er scheinbar freiwillig den Ort räumte. Der Bedrängnisse auf der Südseite des Kurstaates entledigt, sollte Ferdinand alsbald einen neuen Anfall von der entgegengesetzten Seite her ausstehen. Der Prinz von Oranien führte eine Armee vor Rheinberg, bemeisterte sich auch dieser, für die Vertheidigung des Kurstaates so wich-

tigen, Festung nach einer vierwöchentlichen Belagerung, den 2. Juni 1633. Sie hatte, seitdem Spinola 1606 die Holländer austrieb, spanische Besatzung gehabt. Der Verlust der Grenzstadt, die drohende Stellung, in welcher die Holländer verharrten, hatten für den Augenblick wesentlichen Einfluß auf des Kurfürsten Politik. Seit längerer Zeit, von Philipp Christoph, dem Kurfürsten von Trier, durch Wort und Beispiel bearbeitet, daß er den Schutz des Königs von Frankreich suche, legte er jetzt nicht undeutlich die Absicht an Tag, die empfangenen Rathschläge zur Anwendung zu bringen. In dieser Gesinnung ihn zu befestigen, kam der trierische Weihbischof, Otto von Senheim, nach Cöln, und durch eine französische Partei im Domcapitel unterstützt, konnte er am 18. Aug. 1633 nach Hause berichten: „Die Churf. Durchl. zu Cöllen, das Thumbcapitul und die Stadt Cöllen haben einhelliglich beschlossen, des Königs in Frankreich Assistentz anzuruffen.“ Dieses Resultat würde unermeßlichen Einfluß auf die Wendung der Angelegenheiten geübt haben, da der Kurfürst von Mainz und der Bischof von Würzburg, beide, als Emigranten, in Cöln residirend, gesonnen waren, dem von dem Hofe in Bonn zu gebenden Beispiele Folge zu leisten. Aber bereits am 11. Sept. klagt der Abgesandte: „daß er bey Chur-Cöllen, weilen er keine Credentiales habe, weiters nichts richten könne, Chur-Cöllen sage, daß es nit styli sey, unter Fürsten in so wichtigen Sachen ohne Credential was zu handlen und wolle selbiger Churfürst auch nit mehr zulaßen, daß mit seinen ministris hierin gehandlet werde.“ Ein Beglaubigungsschreiben wurde hierauf ausgefertigt, „es ist aber dem allen ungeacht die Cöllnische negotiation nit allerdings nach Wunsch oder Hoffnung ausgeschlagen,“ und wurde finaliter der Gesandte, indem er in weltlicher Kleidung die Heimfahrt zu bewerkstelligen suchte, von einer spanischen Partei auf dem Rheine aufgehoben und nach der Festung Jülich gebracht. Seine Absicht, Zeit zu gewinnen, hatte der Kurfürst von Cöln aber vollständig erreicht, die Heerhaufen, von denen das Erzstift umlagert war, verschwanden, und es traten dermaßen ruhige Zeiten, im Vergleiche zu dem übrigen Teutschland, ein, daß der Kurfürst 1634 den Bau des neuen Schlosses zu Bonn beginnen, ihn auch mit aller Lebhaftigkeit betreiben konnte. Um so bedrängter war freilich die Lage der westfälischen Stiftslande geworden, nachdem der Landgraf von Hessen-Cassel von dem schwedischen Kanzler Münster und Paderborn zum Eigenthume empfangen hatte. Nach mancherlei Abwechselungen erlangten in der Schlacht bei Oldendorf, den 8. Juli 1633, die Waffen der Feinde das entschiedenste Übergewicht; am 2. Sept. huldigte die Stadt Paderborn dem Landgrafen und der Krone Schweden, für den September schrieb der Landgraf einen Landtag aus, der jedoch wegen der Kriegsunruhen bis zum 29. Nov. verschoben wurde. Mit dem gleichen Glücke breiteten sich der Hessen Waffen durch Münsterland und das Herzogthum Westfalen aus, bis Geleen (vergl. den Art. Huyn), von dem Kurfürsten auf das Wirksamste unterstützt, eine hinreichende Macht zusammenbrachte, um wenigstens fernern Verlust abzuwenden, 1634, dann, nach Ablauf der für Westfalen, 1635, beliebten Waffenruhe Götze mit einem kaiserlich-ligistischen Heere herankam, und für Hessen selbst eine schwere Geisel, zuvörderst Paderborn, dann auch Soest und Werl, Dortmund und Hamm einnahm. Aber er wurde, im Begriffe, die Bezwingung der 25 hessischen Waffenplätze in Westfalen durch die Einnahme von Dorsten zu krönen, abgerufen, um den Folgen von Hatzfeld's Niederlage bei Wittstock zu wehren. Die Angelegenheiten Westfalens versanken auf das Neue in jene finstere Trübsal, von welcher Rechenschaft zu geben eine ebenso schwierige, als widerwärtige und unfruchtbare Aufgabe sein würde. Nicht minder schwere Sorgen bereitete dem Landesherrn das aufrührische Lüttich. Ferdinand hatte im December 1613 ein kaiserliches Decret erlassen, wodurch für die Wahl von Bürgermeistern und Rath der Stadt Lüttich die im April 1603 bewilligte, wesentlich demokratische Form abgeschafft und dafür die alte Form, unter einigen dem Bischof größeren Einfluß verleihenden Modificationen wieder eingeführt wurde. Seine Anordnung nahmen die gebietenden Bürgerfamilien der Stadt gar übel, daß sie in die entschiedenste Feindschaft zu ihrem Herrn traten, nebenbei auch des Reichskammergerichts Hilfe suchten. Den ersten Processen reihten sich fernere Zwistigkeiten über der Behörden Competenz und Wirkungskreis an. Das Kammergericht erließ 1628 ein Decret, welches die Kläger zum Gehorsame verwies. Sie geriethen in eine Gährung, welche kaum durch die Händel mit den burgundischen Nachbarn im 15. Jahrh. überboten wurde. Aber das Domcapitel hielt zum Bischof, und dieser ließ mit Hilfe spanischen und bairischen Volkes die vornehmsten Aufrührer greifen. Die Lütticher wendeten sich unmittelbar an den Kaiser, und erlangten wenigstens, daß dem Bischof weiteres gewaltthätiges Verfahren untersagt wurde. Aber Ferdinand achtete des Verbots nicht sonderlich, zumal da der 1630 in Lüttich anwesende kaiserliche Commissarius mit Bann und Acht drohte, Falls die Bürgerschaft dem Edict von 1613 fernerhin die Folge verweigern sollte. Die gleiche Drohung sprachen in dem nächstfolgenden Jahre drei andere kaiserliche Commissarien aus, und das Volk von Lüttich, wie hart das ihm fiel, bequemte sich zum Scheine wenigstens zum Gehorsame. Dessen erfreute sich Ferdinand in dem bald darauf vorgenommenen Besuche des Hochstiftes, gewahrend jedoch bei dieser Gelegenheit die von den frühern Vorfällen herrührende Erbitterung im Lande, verzagte er, in Betracht der gefährlichen Nachbarschaft Frankreichs, und um die Gemüther zu beruhigen, willigte er in die Herstellung der Wahlform, wie sie von dem Vorfahren gegeben worden. Diese Concession erhöhte aber, wie das nicht anders sein kann, die Zuversicht der Unruhstifter, welchen sich vorlängst die offenbaren oder heimlichen Bekenner der neuen Lehre angeschlossen hatten, und auch die Umtriebe französischer Agenten, dergleichen der Abbé de Mouson, und einer französischen Partei im Lande vermehrten sich auf eine der öffentlichen Ruhe höchst bedrohliche Weise. Zwar ist die Entdeckung, daß die einzige dem Rheine zuführende Heerstraße in der lüttichschen Landschaft Sambre-et-Meuse ihren Anfang nimmt, der neuesten Zeit vorbehalten geblieben, aber soviel wußte man

in Paris, seit Ludwig's XI. Zeiten, daß ein Land, von Rocroy bis beinahe Grave die Niederlande quer durchschneidend, daß ein Volk, erglühend in erblichem Hasse gegen das burgundisch-österreichische Haus, die verläßlichste Basis sein müsse, um dieses Hauses schwächste Seite zu beunruhigen. Unter diesen Umständen war die Aussöhnung von Fürst und Volk nur ein Scheinwerk gewesen, und Ferdinand sah sich genöthigt, wollte er nicht aller Gewalt verlustig gehen, und daneben seinem Lieblingsentwurfe auf die Bekehrung der dem Schooße der Kirche entfremdeten Insassen verzichten, mit der einen der im Lande vorherrschenden Parteien, mit den Chiroux (die Schwalben), gemeinsame Sache zu machen. Die Mehrzahl der Beamten, wie des Adels, unter ihren Anhängern zählend, bot diese Partei einem Fürsten die meisten Garantien, und sie suchte sofort des ihr geschenkten Vertrauens sich würdig zu erzeigen, indem sie der executiven Gewalt höheren Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten zu verschaffen sich bemühte. Die tumultuarische Rathswahl vom J. 1634 diente ihr als Einleitung, und der Kurfürst, ihren Ansichten beistimmend, hob im März abermals die Ernestinische Wahlform auf, und entsendete zugleich als seinen Statthalter, den Bischof von Osnabrück, Franz Wilhelm von Wartenberg, mit dem Auftrage, die zeither verkannten kaiserlichen und fürstbischöflichen Anordnungen streng durchzusetzen. Die eine dieser Anordnungen, vom 11. Febr. 1636, galt einer Proviantlieferung für Piccolomini's Heer, welche bereits auf dem Wege sich befunden. „Ist aber von den Mastrichern alles abgenommen worden, darob man aber die Lütticher in Verdacht einer Mitwissenschaft dessen, wie auch ohne das besser Frantzösisch, als Kayserisch zu seyn, gehalten. Deßwegen der Herr General Jean de Werth mit 6000 Pferd und etlich Regiment zu Fuß, zu Maseyck über die Maase auf die Lütticher gezogen, zu Tongern, Hasselt und der Ort, Quartier genommen, und der Bawern, so sich zur Gegenwehr zusammengeschlagen, durch einen unversehenen Überfall in die 4 oder 500 niedergemacht." Diese Truppen waren angewiesen, den Statthalter, den felsenfesten Mann, in allen seinen Operationen zu unterstützen, beschleunigten jedoch nur, durch arge, vorzüglich die nächste Umgebung von Lüttich treffende, Verheerung, den vollständigen Sieg der französischen Partei, oder der Grignoux (Malcontenten), welche, von dem Bürgermeister Sebastian la Ruelle angeführt, nach mehren in den Straßen bestandenen Gefechten die Gegner aus der Stadt vertrieb, dann zu einer wahren Republik sich gestaltete. Die Belagerung, welche Johann von Werth, durch den Herzog von Lothringen verstärkt, mit einigem Erfolge begonnen hatte, mußte wieder aufgegeben, das ganze Heer abgeführt werden, so foderte es ein das stolze Paris selbst bedrohender Kriegsplan, aber la Ruelle, in der unbeschränkten Fülle seiner Macht und Herrlichkeit, wurde auf des Grafen von Warfusée Veranstaltung ermordet, und das durch den Geist der Demagogen belebte Gemeinwesen erstarrte, sobald dieser Geist von ihm gewichen. Ferdinand, die Veränderung in den Gemüthern wahrnehmend, entsendete 1638 den Grafen von Löwenstein-Wertheim, mit Vergleichsvorschlägen an die Empörer. Die Unterhandlungen verlängerten sich das ganze folgende Jahr hindurch, bis der Kurfürst, ungeduldig, einmal der Unruhe Ende zu sehen, persönlich nach St. Trond kam. Hier fanden sich, trotz aller Gegenbemühungen von Frankreich, welches am Ende mit der Neutralität der Stiftslande sich begnügen mußte, die Deputirten des Stadtrathes, des Domcapitels, der Ritterschaft, des dritten Standes zu ihm, und der Congreß, wenn auch durch einen Einfall der Lothringer genöthigt, nach Tongern zu flüchten, brachte endlich 1640 einen Friedensvertrag zu Stande, welchen man la paix fourrée nannte [1]). Indessen waren die unmittelbaren Ergebnisse dieses Vertrags durchaus den Chiroux günstig; sie erlangten auf das Neue die Übermacht, während die bedeutendern der Grignoux entweder der Verfolgung unterlagen, oder im fremden Gebiete, hauptsächlich in Holland, wie des reichen de Geer Bergleute, in Schweden Zuflucht suchten. Fortwährend genossen die Kurlande, durch ihre Lage gegen die Unfälle gesichert, welche nach wie vor auf Westfalen trafen, einer nur durch Märsche und zufällige Berührung gestörten Ruhe, als Guébriant, seit Kurzem vollständig von dem weimarischen Heere Meister, den Plan entwarf, diesem Heere, sowie den ihm zum Beistand gekommenen Hessen, unter dem Grafen von Eberstein, reiche Winterquartiere, Brandschatzung und Beute zuzuwenden. Die Umgegend von Wesel verlassend, überschritt er am 12. und 13. Jan. 1642 den Rhein, und nirgends in dem unbeschützten Lande ernstlichem Widerstand begegnend, breitete er, nach der Einnahme von Ürdingen, das noch jüngst zu des Jahres Beschluß die Hessen blutig abgewiesen hatte, über Crefeld, Linn, durch das Jülichsche, seine Scharen aus. Das Spiel hätte ihnen gern Lamboy, der kaiserliche Feldherr, verwehrt; aber ihm, der auf die erste Nachricht von dem räuberischen Anfalle, womit der Niederrhein bedroht war, zu Beistand herbeieilte, war streng untersagt, Ernstliches zu beginnen, er habe denn vorher seine Vereinigung mit Hatzfeld, der bereits die Umgebung von Andernach erreichte, bewerkstelligt. Der Vorschrift und der großen Überlegenheit des Feindes eingedenk, stand Lamboy westlich von Crefeld, bei St. Antonius in der Heiden, wo der alten Landwehr Befestigungen eine trügerische Sicherheit verhießen. Darin ihn zu überwältigen, ehe die Vereinigung mit Hatzfeld erfolge, sah Guébriant als eine nicht allzu schwierige Aufgabe, und von Linn ausgehend entfaltete er am 17. Jan. seine Colonnen Angesichts der Landwehr. Eben tafelte Lamboy, und es blieb dem Überraschten kaum die Zeit, seine Regimenter innerhalb der Defensionswerke aufzustellen. Die verfallenen Gräben und Brustwehren boten nur unvollkommenen Ersatz für die Unordnung, einer Übereilung gewöhnliche Folge; sie wurden auf dem linken, wie auf dem rechten Flügel erstiegen, durch zwei gefällte Schlagbäume drang die feindliche Reiterei in den innern Raum ein, und wie unerschrocken auch die Vertheidiger sich zur Wehre stellten, sie wurden in zweistün-

[1]) „Sans doute parce qu'elle fut peu respectée, et qu'elle n'apporta qu'un rémède passager aux maux qui avaient leur source dans les prétentions exagerées du Conseil-Municipal.

bigem Gefechte nicht eigentlich besiegt, sondern, das Fußvolk zumal, erdrückt. Von den Reitern entkam eine starke Abtheilung, die jedoch unausgesetzt verfolgt, auf der langen Hetze bis Münstereifel noch schwere Einbuße zu erleiden hatten. Der Todten auf dem Schlachtfelde zählte man 1500, der Gefangenen 4000, worunter Lamboy, Mercy, Lodron. Am 23. Jan. wurde Neuß von den Siegern umzingelt, am 26. übergeben; denn die von dem Kurfürsten entsendete Verstärkung für die höchstens 200 Mann zählende Besatzung hatte die Bürgerschaft verbeten. In Neuß, dessen Capitulation in der frechsten Willkür gebrochen wurde, sein Hauptquartier aufschlagend, ließ Guébriant weit und breit, von dem Rheine zur Maas seine Detachements gehen. Nach einander fielen Wachtendonk, Kempen, den 31. Jan., und das Schloß am 14. Febr., Linn, den 15. Febr., Hülcherath, den 23., Düren, den 27. Febr., Gladbach, Bedburg, Nidecken, Euskirchen, und bis zur Mosel hin dehnte sich der Greuel der Verwüstung aus. In diesen Tagen des Entsetzens, des allgemeinen Jammers, offenbarte Ferdinand eine fürstliche Gesinnung, wie groß auch für ihn die Überraschung, inmitten der Freuden der Fastnacht, gewesen. Ihn zur Untreue an seinen Pflichten gegen Kaiser und Reich zu verleiten, war eine der Nebenabsichten dieses Anfalls, die ihm in dieser Hinsicht gemachten Zumuthungen wies er mit der gebührenden Verachtung von sich, während er zugleich sich bestrebte den Muth der eigenen Unterthanen zu beleben, und die benachbarten Stände zu dem Zwecke einer gemeinsamen Vertheidigung zu einigen. Die viele, in dieser letzten Hinsicht übernommene Mühe scheiterte an dem Kleinmuthe des Pfalzgrafen von Neuburg, aber die Anstalten, die Worte des Landesherrn, der, nach kurzem Aufenthalte in dem sichern Coblenz, wieder dem Schauplatze der Gefahr zueilte, erweckten aus ihrer Betäubung die Stiftsinsassen, und ein Guerillakrieg wurde den Angreifenden höchst beschwerlich. Den Gegnern einen Hauptstützpunkt zu entreißen, unternahm Guébriant mit einem Corps von 5000 Mann am 17. April die Belagerung des nur durch Wassergräben vertheidigten Städtchens Lechenich, das er früher, seiner Beschaffenheit und Wichtigkeit halber, einem Hundezwinger (Chenille) verglichen hatte. Aber der Zwinger, durch eine begeisterte Bevölkerung vertheidigt, widerstand einer regelmäßigen Belagerung bis zum 1. Mai, an welchem Bürgerschaft und Besatzung sich in das auf einer kleinen Erhöhung belegene Schloß zurückzogen, um ungebeugten Sinnes den Widerstand fortzusetzen. Unterdessen konnte der Kurfürst seine Rüstungen vervollständigen, Hatzfeld's und Wahl's Armeecorps an sich ziehen, und Guébriant, in seinem Rücken gefährdet, sah sich genöthigt, die Belagerung von Lechenich am 23. Mai aufzuheben, um ein Lager bei Bergheim zu beziehen, wo 3000 Holländer, die in Rücksicht der angeblichen Neutralität der Generalstaaten zu dem Reiche, zum Scheine verabschiedet worden, an sich zu ziehen, endlich am 3. Juni bei Grevenbroich, an der Erft, ein festeres Lager zu beziehen. Während dessen hielt Kurfürst Ferdinand bei Siegburg große Heerschau über das vereinigte Heer, das hierauf, in Mitte des Juni den Rhein bei Cöln überschreitend, etwa 20,000 Mann stark, bei Zons ein nicht minder festes Lager bezog, Franzosen und Holländer gleich sehr beunruhigend; denn der Generalstatthalter der Niederlande, Don Francisco de Melo, hatte, nach dem Siege bei Honnecourt, den bisher dem Prinzen von Oranien gegenüber aufgestellten Grafen von Fuentes an sich gezogen, und darauf der Maas sich zugewendet; man erwartete für den 20. Juni seine Vereinigung mit dem Reichsheere vor Zons, und alsdann mußte, nach Beschaffenheit der Umstände, Guébriant oder die holländische Armee in arge Bedrängniß gerathen. Dagegen sich zu verwahren, nahm Guébriant eine rückgängige Bewegung auf Ürdingen vor, wo die Holländer, bei Rheinberg aufgestellt, ihm gleichsam die Reserve ausmachten. So standen, gegen Ende Juni, vier Heere, zusammen über 60,000 Mann, einander, meist auf cölnischem Boden gegenüber, und auf diesem Boden schien die Lösung der großen Streitfrage, welche die vielen Jahre her die vier Hauptmächte des Continents beschäftigte, vor sich gehen zu sollen. Aber es verstrichen, in bangem Harren, der Landschaft zum äußersten Verderben, einige Wochen, dann zog Melo nach Westen, einzig den Grafen von Fuentes mit wenigen Tausend Mann, um die Holländer zu beobachten, zurücklassend. Oranien drohte nämlich, für den Fall, daß Hatzfeld's Armee sich mit den Spaniern vereinige, zu Guébriant zu stoßen und der cölnischen Neutralität nicht weiter zu achten. Mit dem Abzuge der Spanier gewann Guébriant neuen Muth, daß er dem Lager von Zons sich nähernd, bei Holten, unweit der Mündung der Erft, eine von Natur feste, durch die Kunst noch weiter befestigte Stellung einnahm, ohne daß die kaiserlichen Generale dieses anders denn durch unbedeutende Plackereien ihm zu verwehren gesucht hätten. Aber Kurfürst Ferdinand verfolgte mit aufmerksamen Blicken seiner Beschützer Operationen; die tiefste Verachtung für die landverderbliche Unthätigkeit empfindend, wendete er sich an den kaiserlichen Hof, um einen Feldherrn sich zu erbitten, und als einen solchen „absonderlich“ den im Frühjahre der Gefangenschaft entlassenen Johann von Werth bezeichnend. Zu deutlich war der Wunsch ausgesprochen, als daß eine Weigerung zulässig gewesen wäre; durch Hofdecret wurde Hatzfeld abgewiesen, dem ihm für das Commando zugetheilten Collegen die Reiterei zur unabhängigen Führung zu überlassen, und im hohen Sommer, am 7. Aug. 1642, genoß Ferdinand, von seinem Coadjutor und Neffen, dem Prinzen Maximilian Heinrich von Baiern, begleitet [2]) die Freude, der im Lager von Zons vereinigten Kriegsmacht den Mann seines Vertrauens als kaiserlichen, kurbairischen und kurcölnischen Generallieutenant der Cavalerie vorzustellen. Augenblicklich begann in dem bis dahin regungslosen Lager von Zons eine neue Thätigkeit sich zu entwickeln, die, wenn auch nur in partiellen Gefechten, allgemach den Franzosen oder Weimarern die Möglichkeit benahm, länger in dem verwüsteten Lande auszuhalten. Am 27. Sept. brach Guébriant von Holten auf, den Gegner zur Schlacht herauszufodern, der aber des Erfolgs seiner Berechnungen

2) Am 13. Dec. 1642 wurde dieses Coadjutors Wahl von Papst Urban VIII. bestätigt.

gewiß, unbeweglich das alte Lager hütete. Darauf nahm Guébriant zum Scheine eine Bewegung gegen die Maas vor, schnell aber sich wendend, eilte er über Ürdingen, den 1. Oct. Wesel zu erreichen, den fernern Marsch gegen die Weser richtend. Französische Besatzungen blieben auf mehren Punkten, in Ürdingen, Linn und Neuß Hessen, in Kempen Holländer zurück. Alsbald lösete das Lager bei Zons sich auf, die Hauptmacht führte Hatzfeld nach Franken; mit acht Regimentern blieben Johann von Werth und Wahl vorläufig im Lande zurück, um den kleinen Krieg gegen jene Besatzungen fortzusetzen. Die minder wichtigen Orte fielen in derselben Geschwindigkeit, wie Guébriant sich ihrer bemeisterte, selbst in dem festen Düren behaupteten die Holländer sich nur vier Tage; Neuß, Linn und Kempen zu bezwingen, mußte Johann von Werth dem Obersten von Sparre überlassen, da seine Gegenwart, um den Folgen der leipziger Schlacht zu steuern, anderwärts unerläßlich war. Sehr verderblich aber wurde dem Lande dieser Abzug. Die hessischen Besatzungen, an sich schon der Umgebung auf weite Strecken eine Geisel, gaben auch Veranlassung zu unaufhörlichen Durchzügen größerer und kleinerer Heerhaufen. Städte wurden genommen und verloren, und besonders wurde die Belagerung von Düren ein Ereigniß von Bedeutung. Es war hauptsächlich ein böhmischer Exulant, Rabenhaupt von Socha, welcher, als der Hessen Befehlshaber, den Kurlanden, wie dem jülichischen Gebiete die vielen Drangsale bereitete. Unter diesen Umständen war es von Seiten des Kurfürsten eine Handlung patriotischer Selbstverleugnung, daß er im Juni 1645 seinen General Geleen mit 5000 Mann an den Main entsendete, um Mercy's allzu schwaches Heer zu verstärken. An Geleen's Stelle trat im November 1645 Melander, dessen vorzüglichste Kriegsthat auf diesem Schauplatze der Entsatz von Zons gegen Geiso, in einem schnellen Ritte durch den Westerwald u. s. w. bewerkstelligt, 1646, zu rühmen. In demselben Jahre wurde Paderborn, dessen Wrangel sich nach einer kurzen Belagerung bemächtigt hatte, den 15. Mai, von einem kurfürstlichen Officier, Commandanten in Wiedenbrück, Balduin von Remont, durch einen kühnen Handstreich wieder gewonnen, den 30. Nov. 1646; es zeigte sich aber auf allen anderen Punkten das Kriegsglück den kaiserlichen Waffen fortwährend so ungünstig, daß selbst des Kurfürsten Maximilian von Baiern vielfach erprobte Standhaftigkeit erlag. Am 16. März 1647 schloß er zu Ulm einen Waffenstillstand mit den Kronen Frankreich und Schweden und ihren Verbündeten, und bedingte für seinen Bruder eine Bedenkzeit von acht Wochen, um diesem Stillstande beizutreten. Ganzer sechs Wochen berieth sich Ferdinand, ob er die trügliche Gabe annehmen solle. Aber auch ihn, der, von allen Nachbarn verlassen, einzig und allein auf dem Kampfplatze zurückgeblieben war, überwältigte die Noth, und er ließ zu Anfange des Mai eine Urkunde über seinen Beitritt ausfertigen. Die Bedingungen desselben fielen aber höchst lästig aus; von den festen Plätzen des Erzstiftes blieben ihm, außer Bonn, nur Andernach, Zons, Brühl, Zülpich, Arnsberg, Kaiserswerth, Dorsten. Die festen Posten im Münsterlande befanden sich zum Theile in den Händen der Kaiserlichen, und diese bezeigten nicht die geringste Lust zu weichen. Kleingläubig für die Zukunft und überzeugt, „daß die krummfingerichten, angriffigen Soldaten den Vertrag so wenig halten würden, als König Salomon's Katze das Licht bey Tafel," meldete Ferdinand, am 5. Mai, seinen Entschluß dem beschwerlichsten seiner Feinde, der Landgräfin von Hessen. Die Bestätigung der mancherlei Besorgnisse ließ auch nicht lange auf sich warten. Königsmark, die seit dem 27. April begonnene Belagerung von Vechte fortsetzend, erzwang die Übergabe am 26. Mai, nahm am 4. Juni Fürstenau, denn die Hessen betrachteten fortwährend den Waffenstillstand als nicht geschlossen; unfähig die Schmach und einen Schaden zu tragen, unleidlicher, als der unglücklichste Krieg, kündigte der Kurfürst am 15. Aug. 1547 dem Räuber Königsmark, welcher vor dem einzigen Warendorf „sich stumpfe Zähne geholt," sowie der Landgräfin in Cassel den Waffenstillstand auf, durch sein Beispiel theilweise auch den Bruder zu derselben Entschließung (den 14. Sept.) hinreißend. An demselben Tage nöthigte Lamboy durch seine Diversion in Ostfriesland die vereinigten schwedisch-hessischen Generale, Königsmark und Rabenhaupt, die Belagerung von Paderborn aufzuheben; ein großer Theil von Westfalen war von Feinden gereinigt, aber die blutige Execution, von Melander über Hessen verhängt, verfehlte ihren Zweck durch der Baiern Absonderung von den gemeinen Interessen, und wie Lamboy, im Winter 1648, laut der zu Gudensberg beliebten Übereinkunft, dem Marsche Melander's nach der Donau folgen sollte, hielt ihn, bei Strafe seines Kopfes, gegen des Kaisers ausdrückliches Gebot, der Kurfürst am Rheine fest. Geiso, durch Lamboy zu Gesecke eingeschlossen, entrann kümmerlich, dieser bestritt auch mit Erfolg die hessischen Besatzungen im jülicher Lande, ließ sich aber am 14. Juni bei Grevenbroich von den Hessen schlagen, sodaß er nicht vermochte, von seiner Stellung bei Zons aus das Obererzstift gegen das Brandschatzen der Hessen zu sichern, und daß er auch nur mit Mühe sein Lager bei Woringen, vom 14. Aug. bis 14. Sept., behaupten konnte, indessen Düren gewaltsam durch die Hessen geängstigt, am 21. Sept. in ihre Hände fiel. Aber Paderborn, vom 12. Aug. an belagert, wurde durch Lamboy's Eintreffen gerettet, den 16. Oct. 1648. Er brachte Verstärkung in die Stadt, brach die hessische Umschließung, und stand im Begriffe, mit Sparre vereinigt, bei Hörter über die Weser und weiter nach dem Halberstädtischen zu gehen, als die Friedensboten ihm Stillstand auferlegten. Denn es hatte, nach 30 schrecklichen Jahren, der schmachvollste Friede endlich eingegangen werden müssen. Und schwere Opfer waren noch zu bringen, bis die verschiedenen Landschaften Teutschlands der Peiniger los werden, zu vollständiger Ruhe gelangen konnten. Einen reichen Beitrag zu diesen Opfern hat Ferdinand, wegen seiner vielen Stifte, unter denen noch Corvey war, zu steuern gehabt, nachdem so viele seiner Festen, Neuß, Linn, Kempen, Warburg, Coesfeld, Borken, Bocholt, Vechte, Fürstenau, in der Feinde Gewalt sich befanden, aber dessenungeachtet blieb ihm, dem einzigen von allen Fürsten Teutschlands, die heiß ersehnte Ruhe versagt. Zu Lüttich waren 1646

neue Stürme eingetreten. Über die Bürgermeisterwahl geriethen die Chiroux und die Grignons zu offenem Kampfe, in allen Straßen wurde mit Hartnäckigkeit gefochten, die Hofpartei zuletzt in die Flucht getrieben. Als der Sieg der Revolutionaire entschieden und durch die Plünderung des fürstlichen Pfalz besiegelt, als der anarchische Zustand von 1636 mit allen seinen Folgen wiederhergestellt, eilte Ferdinand, wie nothwendig seine Gegenwart am Rheine war, zur Stelle, in der Hoffnung, den Aufruhr beschwichtigen zu können. Er foderte die drei Stände nach Visé, 1648, wollte demnächst zu Lüttich selbst sein Hoflager aufschlagen. Die Thore waren für ihn verschlossen, den 10. April. Er begab sich deshalb nach Huy, um dort die Ständeversammlung abzuhalten. Hier war es, wo er dem Frieden zu Liebe das schmerzlichste Opfer brachte, die Chiroux, wie das ihre Gegner foderten, aus der Hauptstadt verbannte, aber den erwarteten Dank fand er nicht bei den Rebellen. Nachdem alle Mittel der Güte erschöpft, ließ der Kurfürst endlich Truppen, 3000 Mann, anrücken, die unter der obersten Leitung des Coadjutors der General Sparre befehligte. Der Bürgermeister Jacob Hennet, in einem Ausfalle, suchte diese Truppen aus dem Dorfe Jupille zu vertreiben, und wurde darüber erschossen, den 8. Aug. 1649. Der Fall aber des entschiedensten Widersachers der fürstlichen Gewalt wirkte entmuthigend auf alle seine Anhänger. Als die übrige Bevölkerung den Fortgang der Arbeiten der Belagerer erblickte und sich durch die in den Vorstädten aufgeworfenen Werke bedroht sah, fiel sie über die nicht weiter fürchterlichen Demagogen her, und leichtlich ihrer Meister werdend, schickten die Sieger Deputirte in Sparre's Lager, um über eine Capitulation zu verhandeln (August 1649). Am 17. Sept. zog der Kurfürst selbst in die zum Gehorsame zurückgekehrte Stadt ein, ihn begleiteten eine zahlreiche Ritterschaft und ein imposantes Truppencorps, es empfing ihn das Volk mit freudigem Zurufe und die Schlüssel der Stadt wurden ihm dargebracht, dann in der Pfalz niedergelegt. Einige Tage später erließ der Fürst ein neues Wahlregulativ, worin, mit definitiver Abschaffung der Ernestinischen Form, verordnet wurde, daß bei künftigen Fällen die Commissarien der Stadt, in Gegenwart der regierenden Bürgermeister und des Stadtrathes, 22, und andere 22 Candidaten der Fürst erwählen sollte, worauf dann das Loos aus den 44 Männern, die zwei Bürgermeister und die 30 Räthe bezeichnen würde. In derselben Verordnung das Tribunal, das unter dem Namen le siège des maîtres et jurés bestand, abschaffend, überwies Ferdinand die Handhabung der städtischen Einkünfte an die beiden Bürgermeister und den Stadtrath. Endlich wurden die Hauptanstifter der Unruhen vor dem Schöffengerichte in Anklagestand versetzt, mehre zum Tode verurtheilt. Die Bürgermeister Bartholomäus Rolans und Mathieu Hennet namentlich, büßten ihre Schuld durch das Beil. Vollständig wurde der Sieg des Kurfürsten, indem er, im Oct. desselben Jahres, auch in Lüttich die Wahl eines Coadjutors in der Person des Prinzen Maximilian Heinrich durchsetzte und für das neue Wahlgesetz die kaiserliche Bestätigung empfing. Die Rebellen hatten die Idee gehabt, dem Prinzen von Conti die Coadjutorie zuzuwenden, um hierdurch die Unterstützung von Frankreich zu gewinnen. Endlich einmal aller Sorgen ledig, und sich dieses lange ersehnten Ruhestandes in einer Reihe von Jagdergötzlichkeiten zu erfreuen, reisete Ferdinand im September 1650 nach Arnsberg; die Wassersucht hatte sich bereits bei ihm geäußert; in Arnsberg trat die Vorläuferin der Apoplexie, die Schlafsucht, hinzu, und der 13. Sept. wurde des Kurfürsten Todestag. Er hatte niemals die bischöfliche Weihe empfangen, obgleich alle Handlungen seines öffentlichen, wie seines häuslichen Lebens, das Gepräge der strengsten Religiosität tragen. Im J. 1619 gebot er, den 7. Nov. als den Todestag des für die Freiheiten der Kirche gestorbenen Märtyrers, des cölnischen Erzbischofs Engelbert, zu feiern. Am 6. Aug. 1622 erhob er die Gebeine dieses heiligen Engelbert aus der bisherigen Grabstätte, um sie, vom 7. Nov. 1623 ab, eingeschlossen in einen silbernen Sarg von der kunstreichsten Arbeit, und 298 Mark Silbergewicht, der öffentlichen Verehrung auszusetzen. Im J. 1624 ließ er zu Stablo des dasigen heiligen Abtes Poppo Leichnam erheben, den Gläubigen zur Verehrung. Im J. 1628 entsendete er Commissarien nach Steinfeld, um die Zeugnisse für die Heiligkeit des frommen Hermann Joseph zu prüfen, und also einer künftigen Kanonisation vorzuarbeiten. Er hat auch 1618 die Capuciner und 1624 die Franziskaner in seine Residenzstadt eingeführt, die Anlage des Klosters der Capucinessen zu Bonn befördert, und für den Neubau des dasigen Jesuitencollegiums bedeutende Unterstützung bewilligt. „Ferdinand war ganz teutsch und aufrichtig gesinnt, für Gott und den alten Glauben; dem Kaiser, dem Reiche und Vaterlande zugethan, hat er auf seine Kosten viele tausend Mann geworben und unterhalten, viele Kirchen erbaut und würdig geziert. Sein fürstliches Gemüth spiegelt sich in dem von ihm erwählten Wahlspruche: das Heil meines Volkes soll mein Gesetz sein." Also Strevesdorf, in seiner poetischen Beschreibung des Erzstiftes Cöln. Die Leiche wurde nach Cöln gebracht und in der Dreikönigenkapelle des Doms, neben dem Grabe des Oheims und Vorgängers Ernst, in großer Feierlichkeit beigesetzt. (*v. Stramberg.*)

FERDINAND ALBRECHT I., Herzog von Braunschweig-Bevern, Stifter der bevern'schen Linie aus dem jüngern Hause Braunschweig-Wolfenbüttel, war aus dritter Ehe Herzogs August von Braunschweig-Wolfenbüttel und Sophie Elisabeth's von Mecklenburg den 22. Mai 1636 im grauen Hofe zu Braunschweig geboren worden, und erhielt seinen Namen von seinen Taufpathen, dem Kaiser Ferdinand III. und dem Herzoge Johann Albrecht II. von Meckilenburg, von welchen der Letztere sein mütterlicher Großvater war. Sein Vater ließ ihm durch den gelehrten Siegmund von Birken (Betulius) eine sorgfältige Erziehung geben, und der Prinz bekam, unterstützt von einem aufgeweckten muntern Geiste, der ihn beseelte, frühzeitig große Neigung für wissenschaftliche und künstlerische Bestrebungen. In seinen Jugendjahren versuchte er seine Kräfte an einer Verteutschung des lateinisch geschriebenen Buches von des Jesuiten Jo-

hann Bussiere's flosculis historiarum (Blümlein allerlei Geschichte), welches er in Verbindung mit der teutschen Übersetzung von des Apostaten Christoph Besold Anweisung zu den alten Geschichten drucken ließ. Ebenso verfaßte er frühzeitig ein Gebetbuch mit dem Titel: Andächtige Gedanken zur geistlichen Ergetzung, welches mehrmals gedruckt worden ist, zuletzt 1677 mit einer Zugabe, die Beschreibung seines Residenzschlosses enthaltend, unter dem Titel: Sonderbare, aus göttlichem Eingeben, andächtige Gedanken, in Reime gebracht von einem Liebhaber seines Herrn Jesu ꝛc. Zu seiner weiteren Ausbildung ließ ihn sein Vater, da er 22 Jahre alt geworden war, unter der Leitung seines Hofmeisters von Birken Reisen nach Italien und Frankreich machen. Neue Erfahrungen und Kenntnisse verschaffte ihm eine zweite größere, drei ganze Jahre dauernde, Reise, welche er im März 1662 über Nürnberg durch Tyrol nach Venedig antrat. Er durchwanderte von da aus ganz Italien, lernte in Rom den P. Alexander VII. und etliche Cardinäle kennen, besuchte darnach Neapel, Sicilien und Malta, und begab sich zurück durch Frankreich und die Niederlande nach England. Nach seiner Rückkunft schlug er seinen Wohnsitz zu Wolfenbüttel auf, und beschäftigte sich nun ausschließlich mit gelehrten Studien. Sein Vater, Herzog August, welcher den 17. Sept. 1666 starb, hatte ihm (eine evangelische Domherrnstelle zu Strasburg besaß er nach Steffens seit dem J. 1648) mit angemessenen Einkünften das Schloß zu Bevern an der Weser überlassen, wo er entfernt von dem Hofleben seiner beiden ältern Brüder Rudolf August und Anton Ulrich zu Wolfenbüttel und Salzdalum, seiner Neigung zu ernsten Studien in völliger Abgeschiedenheit ungestört nachhing, und ein, die Welt verachtender Sonderling geworden sein soll. Er legte daselbst eine Druckerei an, trat unter dem Namen des Wunderlichen in die fruchtbringende Gesellschaft und wurde als gründlicher Kenner der römischen Alterthümer von der Akademie der Wissenschaften zu London als Mitglied aufgenommen. Seine auf den Reisen gesammelten Schätze verwahrte er in einer Kunstkammer, die er zu Bevern anlegte, und diese erhielt durch manche Seltenheiten und ganz besonders durch das prachtvolle sogenannte mantuanische Gefäß einige Berühmtheit. Dasselbe, ein Erbstück seines Vaters, war aus einem Onyx geschnitten und mit den saubersten Bildwerken geziert. Es kam nachmals in das herzogliche Museum zu Braunschweig, ist aber seit der Vertreibung Herzogs Karl im Jahre 1830 daraus verschwunden.

Außer den Kunstschätzen, die ihn vielfach beschäftigten, schrieb der Herzog auch seine auf Reisen empfangenen Eindrücke und Erfahrungen in seiner Einsamkeit auf dem Schlosse vor dem sollinger Walde nieder. Es entstand aus dieser Arbeit ein Werk von fünf Bänden, welchem er den Titel gab: Wunderliche Begebnisse und wunderlicher Zustand in dieser wunderlichen verkehrten Welt; meistentheils aus eigener Erfahrung und dann gottseliger, verständiger, erfahrener Leute Schriften, wunderlich heraus gesucht, durch den in der fruchtbringenden Gesellschaft sogenannten Wunderlichen im Fruchtbringenden. Zu diesem Werke fügte er, wie bei Jöcher bemerkt wird, einen cu rieusen Denkzettel vor seine Tadler. Der erste Theil de von erschien zu Bevern 1678 in 4., der zweite ebendaselb 1680; die übrigen scheinen nicht gedruckt worden zu sei In solcher Beschäftigung, worin ihn eine reiche Sprac kenntniß unterstützte, starb Ferdinand Albrecht I., auch d Ältere genannt, am 23. April 1687 zu Bevern un wurde in der Stiftskirche S. Blasii zu Braunschwei feierlich beigesetzt, wo ihm seine Brüder ein herrliches Den mal setzen ließen. Der Herzog hatte sich den 25. No 1667 mit der ältesten Tochter des Landgrafen Friedri von Hessen-Eschwege, Christina (geb. den 30. Oct. 1649 vermählt, und mit ihr neun Kinder gezeugt, von welch zwei Söhne und eine Tochter in der Wiege starben, d übrigen aber sind: 1) Sophia Eleonora, geb. den 5. Mä 1674, welche 1694 Kanonissin zu Gandersheim wurd und den 14. Jan. 1711 starb. Sie ist bekannt als Ve fasserin der geistlichen Lieder, die von ihr zum Theil 169 durch den Druck bekannt gemacht, nachmals aber vollstä dig gesammelt und vom Abte Eberhard Finen unter de Titel: Die Rechte des Herrn, ein Lied im Hause d weiland durchl. Fürstin und Frauen Sophia Eleono zu Braunschweig 1713 herausgegeben wurden. 2) Au gust Ferdinand, geb. den 29. Dec. 1677, erhielt in Sta und dann zu Wolfenbüttel eine wissenschaftliche Erziehun reiste und nahm hernach Kriegsdienste, in welchen er b zur Würde eines Generalmajors befördert wurde. Er f am 2. Juli 1704 bei Erstürmung einer Schanze auf de Schellenberge bei Donauwörth. 3) Ferdinand Al brecht II.; s. d. Art. 4) Ferdinand Christian, geb. de 4. März 1682, erhielt eine sorgfältige Erziehung zu Hau und auf der Ritterakademie zu Wolfenbüttel, bildete si dann durch Reisen weiter aus, konnte aber, so sehr er auch wünschte, wegen schwächlicher Gesundheit, nicht i Kriegsdienste treten. Er wurde 1705 Propst des Stift St. Blasii zu Braunschweig und starb dort den 12. De 1706. 5) Ernst Ferdinand, Zwilling von Ferdinan Christian, empfing mit diesem gleiche gelehrte Bildung, d er auf Reisen vervollkommnete. Als er in Kriegsdiens getreten war, focht er unter Marlborough in den Niede landen und ging dann in den preußischen Militairdiens Er starb 1746, nachdem er mit Eleonore Charlotte vo Kurland, welche er den 4. Aug. 1714 geheirathet hat eilf Kinder gezeugt hatte. 6) Heinrich Ferdinand, ge 1684 den 12. April, empfing eine treffliche Erziehung a der Ritterakademie zu Wolfenbüttel und am fürstliche Hofe zu Öttingen, bereiste hierauf die Schweiz, Oberit lien, das südliche Frankreich und Catalonien. Auf de Rückwege besuchte er Paris und die Niederlande, wora er unter dem Markgrafen von Baden den Kriegsdienst e lernte, und als kaiserlicher Oberstlieutenant den 7. Se 1706 seinen Tod vor Turin fand, wo er erschossen wurd Die Mutter dieser Kinder Christina starb den 18. Mä 1702 zu Bevern und liegt neben ihrem Gemahle z Braunschweig begraben. (*B. Röse*

FERDINAND ALBRECHT II., oder der Jün gere, Herzog von Braunschweig-Bevern, vie ter Sohn des vorhergehenden Fürsten, war den 29. M

(n. St.) 1680 geboren und empfing, wie seine Brüder, eine vortreffliche Erziehung. Er und alle seine Geschwister waren noch unerzogen, als ihr Vater, Herzog Ferdinand Albrecht I., starb; allein sie verloren dadurch nichts, da sich ihrer ihr Oheim, Herzog Anton von Braunschweig-Wolfenbüttel, annahm und für sie wahrhaft väterlich sorgte. Nachdem der Prinz den zarten Kinderjahren entwachsen war, kam er auf die 1685 von Anton Ulrich gestiftete Ritterakademie zu Wolfenbüttel. Hier studirte er bis zum Jahre 1696, da schickte ihn der Oheim auf Reisen nach Italien, wo grade sein älterer Bruder, August Ferdinand, im kaiserlichen Heere focht. In Gesellschaft desselben bereiste er nun dieses schöne Land; 1701 durchwanderte er die Niederlande und Frankreich, und als der spanische Erbfolgekrieg ausgebrochen war, begab er sich zur kaiserlichen Armee und verrichtete bei ihr in Schwaben den freiwilligen Kriegsdienst. Im J. 1704 wohnte er als kaiserlicher Flügeladjutant dem Treffen am Schellenberge bei, wo sein älterer Bruder erschossen wurde. Hierauf wurde er kaiserlicher Generaladjutant und kämpfte unter Joseph I. vor Landau ritterlich mit. Schwer verwundet, sorgte der Kaiser mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit für seine baldige Genesung. Im J. 1707 wurde er Oberster und Chef des Fußregiments, welches sein Bruder, August Ferdinand, gehabt hatte; drei Jahre darnach wurde er Generalmajor und 1713 Feldmarschalllieutenant. Nach Beendigung des spanischen Thronfolgekrieges zog er unter dem großen Eugen gegen die Türken, und erhielt wegen seiner bekannten Kriegserfahrenheit und wichtigen Verdienste die Statthalterschaft der ungarischen Festung Comorn, womit gewisse grundherrliche Gerechtigkeiten und Einkünfte verbunden waren. Ferdinand Albrecht zeichnete sich in der Schlacht von Peterwardein, bei der Belagerung Temeswars und in der Schlacht bei Belgrad besonders aus. Im J. 1723 wurde er zum kaiserlichen Feldmarschall, 1727 zum Reichsgeneral-Feldzeugmeister und endlich 1733 zum Reichsgeneral-Feldmarschall erhoben. Im folgenden Jahre zog er die kaiserlichen Kriegsvölker im Lager bei Pilsen zusammen, ging dann mit ihnen an den Rhein und führte den Oberbefehl bis zu Eugen's Ankunft im Heere. Er blieb hernach noch bei diesem durch das Alter geschwächten Helden während des Feldzugs 1734, und schickte sich auch für den folgenden an, als der Tod seines sohnlosen Vetters und Schwiegervaters, des Herzogs Ludwig Rudolf, welcher 1735 den 1. März starb, ihn nach Hause rief und ihm die Regierung der braunschweig-wolfenbüttler Lande erblich überließ. Aber schon am 3. Sept. desselben Jahres entrückte ihn der Tod diesem Berufe, um denselben seinem ältesten Sohne Karl zu überlassen.

5) Albrecht Ferdinand war frühzeitig Dompropst der beiden Stifter zu Braunschweig geworden, trat aber diese Pfründe 1705 seinem jüngern Bruder Ferdinand Christian ab. Als kenntnißreicher, kluger und tapferer Feldherr stand er am kaiserlichen Hofe in großem Ansehen und war ein vertrauter Freund des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Dieser pflegte ihn seinen einzigen Freund auf der Welt zu nennen. Der König schätzte an ihm, außer der Tapferkeit, Entschlossenheit und den militairischen Einsichten, noch Edelmuth und Rechtschaffenheit. Sonst rühmt man an ihm auch großen Fleiß, Genauigkeit und strenge Ordnung in seinem Haushalte, wie in allen seinen Geschäften. Vermählt am 15. Oct. 1712 mit Antonia Amalia (geboren den 14. April 1696), jüngster Tochter Herzogs Ludwig Rudolf von Braunschweig-Wolfenbüttel, verlebte er mit dieser schönen und tugendhaften Prinzessin eine sehr glückliche Ehe. Sie gebar ihm 15 Kinder, und beide wetteiferten mit einander, soweit es des Herzogs auswärtiger Beruf gestattete, in sorgsamer Erziehung derselben. Mehre von diesen Kindern starben frühzeitig; die am Leben gebliebenen sind: 1) Karl, Nachfolger seines Vaters auf dem Fürstenthrone; s. d. Art. 2) Anton Ulrich, geb. den 28. Aug. 1714, lebte seit 1732 in Rußland, wo er sich 1739 mit der Großfürstin Anna Karlowna vermählte und mit ihr im November 1740 Regent des russischen Reichs wurde für seinen Sohn aus dieser Ehe, Kaiser Iwan III., welcher erst in ebendiesem Jahre geboren worden war. Nach Verlauf eines Jahres wurde Anton Ulrich, nebst seiner Gemahlin, von Elisabeth, der jüngsten Tochter Peter's des Großen, gestürzt, an verschiedenen Orten gefangen gehalten, und starb 1776 im 35. Jahre seiner Gefangenschaft. 3) Elisabeth Christina, geb. den 8. Nov. 1715, wurde am 12. Juni 1733 mit dem Kronprinzen Friedrich II. von Preußen, dem nachmaligen Könige, vermählt; s. den Artikel über ihn und den über sie selbst, Band 33 dieser Sect. S. 369. 4) Ludwig Ernst; s. den Art. 5) Ferdinand; s. d. Art. 6) Louise Amalia, geb. den 29. Jan. 1722, wurde den 6. Jan. 1742 mit dem Prinzen August Wilhelm von Preußen, Bruder des großen Friedrich, vermählt, und durch ihn Mutter Königs Friedrich Wilhelm II. Sie wurde Witwe im Juni 1758 und starb den 13. Jan. 1780. 7) Sophie Antoinette, geb. den 23. Jan. 1724, wurde 1749 den 23. April vermählt mit Herzog Ernst Friedrich von Sachsen-Coburg-Saalfeld und starb den 17. Mai 1802. 8) Albrecht, geb. den 4. Mai 1725, trat in österreichische Dienste und fiel als Officier 1745 in der Schlacht bei Sorr, wo er einen von seinem Bruder Ferdinand angegriffenen Hügel vertheidigte. 9) Therese Natalia, geb. den 4. Juni 1728, wurde 1743 Kanonissin zu Herforden und 1750 Kanonissin zu Gandersheim, wo sie als Äbtissin 1778 starb, welche Würde ihr 1767 zu Theil geworden war. 10) Juliane Maria, geb. den 4. Sept. 1729, vermählte sich 1752 mit K. Friedrich V. von Dänemark, wurde 1766 Witwe und zeichnete sich als eine schlaue, ehrsüchtige, mit allen Künsten der Intrigue bekannte, Fürstin aus. Sie starb den 10. Oct. 1796. 11) Friedrich Franz, geb. im Juni 1732, trat in preußische Dienste und fiel 1758 als Oberst bei dem Überfalle zu Hochkirch. Die Mutter dieser Kinder, Antonia Amalia, starb den 6. März 1762*). (*B. Röse.*)

*) Vergl. außer den Werken von Steffens und Selchow über die braunschweigische Geschichte noch Rethmeier's Braunschweigische Chronik; Havemann's Geschichte der Lande Braun-

FERDINAND, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, vierter Sohn Herzogs Ferdinand Albrecht II. von Braunschweig-Bevern (s. d. Art.) und Antoinette Amalien's von Braunschweig-Wolfenbüttel, war den 11. Jan. 1721 zu Braunschweig geboren worden und kam in seinem fünften Jahre aus den Händen der Frauenzimmer unter die Aufsicht eines Hofmeisters [1]). Späterhin bekam er mit seinem Bruder, Ludwig Ernst, welcher drei Jahre älter war, einen gemeinschaftlichen Hofmeister und in Hänichen einen Lehrer, welcher ihm das Lernen zu einem angenehmen Zeitvertreibe zu machen wußte. Dieser und der Pfarrer Oldekop legten in dem Prinzen auch den festen Grund zu religiösen Grundsätzen, welche in der Folge der schlüpfrige Umgang mit König Friedrich dem Großen, mit Voltaire, d'Argens und andern Verächtern der Religion nicht zu erschüttern vermochte. Seinen einsichtsvollen, tapfern Vater verlor Ferdinand schon im Herbste 1735, nachdem derselbe ein halbes Jahr zuvor von seinem Schwiegervater das Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel geerbt hatte. Da indessen Ferdinand Albrecht II. sechs Söhne hinterließ, von welchen nur der älteste, Namens Karl, die Verwaltung der Erblande übernehmen konnte, die andern fünf aber sich mit der geringen Apanage von 4000 Thlrn. begnügen mußten, so wurde auch frühzeitig, und besonders durch die Erziehung dieser Prinzen, gesorgt, daß sie sich mit dieser kleinen Summe ihr Glück anderwärts suchen sollten. Vier von ihnen wählten den Kriegerstand, und Prinz Ferdinand war vor Allen derjenige, der sich auf diesem Wege einen unsterblichen Namen erwarb. Zwar bekam er noch im J. 1735 drei Komthureien des Johanniterordens; allein man gab ihn auch gleichzeitig in die Hände eines Ingenieurofficiers, der ihn in den Kriegswissenschaften unterrichtete, und um zugleich den Dienst zu erlernen, übergab ihm sein Bruder Karl, welcher, wie seine kluge Mutter, sich seiner mit liebevoller Sorgfalt annahm, im J. 1736 eine Grenadiercompagnie bei dem Regimente des einsichtsvollen Generalmajors von Volkening. Inzwischen vertraute ihn sein Bruder der Leitung des edeln und vortrefflichen Wittorf an, mit welchem er, zur Vervollkommnung seiner Ausbildung, im September 1738 die Niederlande, dann das südliche und nördliche Frankreich bereiste, allenthalben die wichtigsten Festungen und Merkwürdigkeiten besah und sich über ein Vierteljahr in Paris aufhielt. Im Herbste 1739 betrat er Italien, kam aber nicht weiter, als bis nach Venedig, von wo er sich zu Ende desselben Jahres nach Wien zurück begab. Hier verweilte er, da es ihm sehr gefiel, lange, und man suchte ihn auch in kaiserliche Dienste zu nehmen, wovon ihn aber sein Bruder abhielt, der ihn im Mai 1740 nach Hause zurückrief, um ihn für den preußischen Militairdienst vorbereiten zu lassen. Herzog Karl nämlich kam mit König Friedrich II. von Preußen überein, ihm ein Regiment Fußvolk zu stellen, von welchem sein Bruder Ferdinand Chef und Oberster werden sollte. Lern- und Wißbegierde, zeitige Einsichten der Reife, Muth und doch alle sanfte Eigenschaften des Herzens, welche Ferdinand besaß, hatten ihm allenthalben große Liebe und Zuneigung erworben, und so auch bei dem großen Könige von Preußen, als derselbe noch Kronprinz war. Als er nun im September 1740 zum Könige nach Potsdam reiste, erhielt er nicht nur einen äußerst freundlichen Empfang, sondern wurde auch von Friedrich in dessen Nähe zurückbehalten und zum Begleiter auf den Reisen desselben erwählt. Bei dem Ausbruche des ersten schlesischen Krieges im December 1740 blieb Ferdinand zu Prenzlau, dem Sammelplatze seines Regiments, um dessen Rüstung zu betreiben; erst am 4. Febr. 1741 wurde er zu Felde gerufen und am 19. desselben Monats begleitete er den König nach Schlesien. Da sein Regiment noch nicht völlig ausgerüstet war, machte er den Feldzug als Freiwilliger mit und kam nicht von des Königs Seite, so auch in den Schlachten bei Molwitz und Chotusitz und bei der Belagerung der Festung Neiße. Der Baron von Wittorf, damals noch in seiner Umgebung, sah darauf, daß der Prinz allen Vorfällen die größte Aufmerksamkeit schenkte und dabei auch Unerschrockenheit und Tapferkeit bewies. Dies that er und Friedrich belohnte ihn dafür am 30. Juli 1742 mit dem schwarzen Adlerorden. Er blieb nun auch nach hergestelltem Frieden täglicher Gesellschafter und Begleiter dieses Monarchen. In den Jahren 1742 und 1743 begleitete er denselben nach Schlesien, Westfalen, Franken und dem Niederrhein; und als im Frühjahre 1743 sein Regiment vollzählig und gerüstet war, fand es der König bei der Musterung vortrefflich, und erhob ihn den 27. Mai zum Generalmajor der Infanterie. Sein Regiment übte er fortwährend fleißig, und als im August 1744 der zweite schlesische Krieg ausbrach, trat er mit demselben in die erste Colonne des preußischen Heeres ein, welche Leopold von Dessau nach Böhmen führte. Obschon die Preußen Prag wegnahmen, konnten sie sich doch in Böhmen nicht halten, sondern zogen sich im November nach Schlesien zurück. In Berlin wieder angelangt, erhielt sein jüngerer Bruder Albrecht sein braunschweigisches Regiment, während er selbst vom Könige am 16. Dec. zum Chef der Fußgarde befördert wurde. Im März des Jahres 1745 begleitete er diesen zur Armee nach Schlesien und nahm nun bei Wiedereröffnung des Feldzuges an allen wichtigen Kriegsbegebenheiten Theil. In der Schlacht bei Striegau (Hohen-Friedberg), den 4. Juni, nahm er mit seiner Brigade das Dorf Thomaswalde, folgte dann der siegreichen preußischen Armee nach Böhmen, stand dort große Gefahren aus, kämpfte auch einige Male unmittelbar gegen seinen ältern Bruder, Ludwig Ernst, welcher den Österreichern diente, und in der Schlacht bei Sorr am 30. Sept. wurde er in den einen Schenkel verwundet, als er eine mit Wald bewachsene Höhe nahm und die Österreicher davon wegtrieb, während sein eben-

---

schweig und Lüneburg, 2. Bd., und Mauvillon's Geschichte Herzogs Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg. 1. Th.

1) Obiges Geburtsdatum ist nach Mauvillon, der unstreitig sehr gut unterrichtet war, gestellt, alle andern Biographien und die genealogischen Nachrichten nehmen dafür den 12. Jan. an. Ferdinand selbst schrieb und nannte sich Herzog, nicht Prinz, obschon er nicht regierender Fürst war; daher hier auch das Prädicat Herzog wiedergegeben wird.

gedachter Bruder, der gegen ihn focht, in den Leib geschossen und sein jüngerer Bruder Albrecht an seiner Seite getödtet wurde. Trotz seiner Schenkelwunde blieb der Herzog während des ganzen Kampfes thätig zu Pferde. Beim Rückzuge der Preußen nach Schlesien im October 1745 führte Ferdinand die Nachhut des Heeres. Von da ging er mit dem Könige zwar nach Berlin zurück, allein bald vom Anzuge der Feinde durch die Lausitz nach den preußischen Staaten unterrichtet, eilten sie in jene Provinz und drängten die Österreicher in verschiedenen Gefechten nach Böhmen zurück; das bei Katholisch-Hennersdorf gedenkt Ferdinand's besonders rühmlich. Er und sein Monarch standen grade bei Meißen, als die Nachricht einlief, der alte Fürst von Dessau habe am 15. Dec. die Sachsen bei Kesselsdorf geschlagen. Sogleich eilten sie zu ihm und nöthigten die Österreicher, die wieder in den plauenschen Grund eingedrungen waren, zum Rückzuge nach Böhmen. Sie begaben sich nun nach Dresden, wo noch vor Ablauf des Jahres 1745 der Friede abgeschlossen wurde. Hierauf begleitete er den König Friedrich nach Berlin zurück.

Die nun folgende eilfjährige Ruhe verlebte Ferdinand theils am königlich preußischen Hofe, theils bei seinen Truppen, um sie zu mustern und zu üben, theils auf Reisen oder in sonstigen Berufsgeschäften; zuweilen besuchte er auch seinen Bruder zu Braunschweig. Gegen die wunderlichen Launen des großen Königs, in dessen nächster Umgebung er doch meistens blieb, wußte er sich, trotz aller Verwickelungen, in dessen Gunst ungetrübt zu erhalten, theils durch seinen Diensteifer, theils durch seinen edlen Anstand, durch seine übrigen liebenswürdigen Eigenschaften und besonders durch seine besonnene Vorsicht. Ein Umstand, welcher ihm sehr zu statten kam, darf freilich dabei nicht übergangen werden, und dieser war, daß seine älteste Schwester, Elisabeth Christine, des Königs Gemahlin und seine zweite Schwester, Louise Amalia, mit desselben Monarchen Bruder, dem Prinzen August Wilhelm von Preußen, vermählt waren. Friedrich beschenkte ihn häufig, wählte ihn, wie früher, zu seinem Reisebegleiter und schickte ihn in wichtigen geheimen Aufträgen 1753 nach Dänemark. Für seine in der Schlacht bei Sorr geleisteten Dienste gab er ihm die Anwartschaft auf die schlesischen Herrschaften Pleß und Beuthen mit den schmeichelhaften Worten: „Hier gebe ich Ihnen, was ich Ihnen schuldig bin." Diese Anwartschaft jedoch verkaufte der Herzog 1748 an den Grafen von Promnitz für 30,000 Thlr. und legte zu dieser Summe noch 12,000 Thlr., wofür er dann ein ansehnliches Gut in ebenderselben Provinz kaufte [2]). Am 15. Mai 1750 erhob ihn der König zum Generallieutenant, 1752 zum Gouverneur der lausitzer Festung Peiz, mit welcher Würde besondere Einkünfte verbunden waren, und im Juni 1755 wurde er in derselben Eigenschaft nach Magdeburg versetzt, wobei ihm das dort liegende Infanterieregiment, welches der verstorbene Generallieutenant von Bonin gehabt hatte, dazu noch übergeben wurde. Sein braunschweiger Regiment, das er an seinen Bruder Albrecht abgetreten hatte, wurde nach dessen Tode seinem jüngsten Bruder Franz gegeben. Seine häufige Anwesenheit am königlichen Hofe, sein Umgang mit Voltaire, der gern Schach mit ihm spielte, und mit andern dort anwesenden Franzosen flößte ihm Vorliebe für französische Sitten und Sprache ein, denen er auch sein ganzes Leben hindurch große Zuneigung bewies, ohne doch den teutschen Grundcharakter zu verleugnen. Ernste Würde und feste sittliche Grundsätze schützten ihn bei diesem Umgange vor dem nachtheiligen Einflusse, welchen die Schlüpfrigkeit dieser Männer damals ausübte [3]).

Bei dem Ausbruche des dritten schlesischen oder sogenannten siebenjährigen Krieges im August 1756 führte Herzog Ferdinand eine der drei Heersäulen von der preußischen Armee, welche der König in verschiedenen Richtungen in das Kurfürstenthum Sachsen einrücken ließ. Während sein Heerhaufen die Grafschaft Mansfeld und die kursächsischen Städte an der Unstrut und Saale bis nach Zeitz hin in Besitz nahm, ging er selbst am 29. Aug. von Halle aus nach Leipzig und besetzte, unter Verkündigung der größten Schonung, diese bestürzte Stadt. Mit der strengsten Mannszucht unter seinen Truppen zog er zu Anfange Septembers über Borna, Chemnitz, Freiberg, Dippoldiswalde und Cotta nach Pirna, wo er sich mit den Heerhaufen des Königs Friedrich und seines Vetters, des Herzogs August Wilhelm von Braunschweig-Bevern, vereinigte. Als nun die nöthigsten Anstalten zur engen Umstellung des dort verschanzten Heerlagers der Sachsen getroffen und der Kurstaat ganz in Besitz genommen worden, brach der Herzog am 13. September nach Böhmen auf, um die Österreicher unter dem Feldmarschall Brown zu beobachten und sie zu hindern, daß sie dem bedrängten sächsischen Heere zu Hilfe kämen. In Peterswalde und Nollendorf begann er die Feindseligkeiten durch Vertreibung der österreichischen Vorhut, und als der Feldmarschall Keith zu ihm gestoßen war, lagerte er sich mit demselben bei Außig, und sobald der König sich noch mit ihm verbunden hatte, wurde am 1. Oct. die Schlacht bei Lowositz geliefert, während welcher Ferdinand den rechten Flügel des preußischen Heeres befehligte. Indessen konnte er zum Siege desselben nur wenig beitragen, weil er durch zu große Hindernisse vom Feinde getrennt stand, daher nur sein Geschütz von guter Wirkung war. Während der König nun die umzingelten Sachsen bei Pirna zur Übergabe zwang, stand Ferdinand noch in Böhmen, mußte sich aber bald auch ins Sächsische zurückziehen, da die Preußen wegen der ungünstigen Jahreszeit dort nicht festen Fuß fassen konnten. Sein Regiment kam nach Zwickau zu liegen, er selbst begab sich nach Dresden und

2) Auch dieses Gut verkaufte er späterhin wieder.

3) Schlosser behauptet, wol übertrieben, von diesem Fürsten, daß er, gleichwie Friedrich II. und dessen Bruder, durch Bildung, Ton, Umgang und Sprache mehr den Franzosen als den Teutschen angehört habe. Diese Herren, nebst dem Erbprinzen von Braunschweig, sagten, heißt es weiter, aufrichtig und wahr, was den Franzosen ungemein schmeichelhaft sein mußte, daß nur ihr Leib in Teutschland sei, ihre Seele aber in der französischen guten Gesellschaft.

Berlin. Der Einbruch der Preußen in Böhmen im April 1757 setzte den Herzog zeitig wieder in Thätigkeit. Er führte die Vorhut des königlichen Heeres, und in dem äußerst mörderischen Treffen bei Prag am 6. Mai focht er mit seiner Heerabtheilung im Mittelpunkte nach dem rechten Flügel hin, welcher den Hauptangriff machte. Er durchbrach die Schlachtordnung der Österreicher, schob mehre Bataillone in die feindlichen Lücken ein und nahm die Österreicher in die Flanke, wodurch er nicht wenig zum Siege der Preußen beitrug[4]). Er blieb vor Prag, wohin sich etwa die Hälfte des geschlagenen österreichischen Heeres geflüchtet hatte, stehen und übernahm späterhin die Leitung der Belagerung dieser Stadt an der Stelle des Fürsten Moritz von Dessau, welchen der König zu sich rief, als dieser dem zum Entsatze Prags heranrückenden Feind entgegenging. Nach der Niederlage Friedrich's bei Kollin am 18. Juni beschloß dieser im Quartiere Ferdinand's die Aufhebung der Belagerung Prags und die Räumung Böhmens. Die Preußen zogen — mit ihnen Ferdinand — der Lausitz zu, und gegen Ende Augusts ging der Herzog mit dem Könige und einer kleinen Abtheilung von Truppen den einbrechenden Franzosen nach Thüringen entgegen. Von Erfurt aus wurde er in die Gebiete von Halberstadt und Magdeburg gesendet, um den Streifereien des Marschalls von Richelieu Einhalt zu thun. Mit leichter Mühe vertrieb er dort die Franzosen, während der König, welcher Thüringen bis Eisenach hin gesäubert hatte, durch die Drohungen der Österreicher in seinem Rücken genöthigt wurde, nach Kursachsen zurückzukehren. Inzwischen wurde die Lage der Preußen immer mislicher durch den Abschluß der Übereinkunft zwischen den französischen und englisch-teutschen Heeren zu Kloster-Zeven am 8. Sept., welche ihnen die Gesammtmasse der Feinde auf den Hals warf. Da ermunterte Friedrich den Herzog mit folgenden Worten: dans notre situation il faut se persuader, mon cher, qu'un de nous en vaut quatre autres. In der That drang ein französisches Heer unter dem Prinzen von Soubise, vereint mit dem Reichsheere, welches der Prinz Joseph von Hildburghausen befehligte, durch Thüringen nach Sachsen vor. Der König von Preußen eilte nach Leipzig, zog am 28. Oct. den Herzog Ferdinand an sich und lieferte am 5. Nov. 1757 bei Roßbach dem vereinigten feindlichen Heere, welches fast doppelt so stark war, als die Preußen, eine Schlacht von anderthalb Stunden, in welcher die Franzosen und teutschen Reichstruppen ohne große Anstrengung geschlagen und gänzlich zerstreut wurden. Ferdinand befehligte in diesem merkwürdigen Treffen den preußischen rechten Flügel bei den Morästen von Braunsdorf, die ihn hinderten, an der Schlacht solchen Theil zu nehmen, wie es der linke that, der ihm überhaupt fast alle Gelegenheit zum Schlagen raubte. Indessen unterließ er nicht, zu thun, was in seinen Kräften stand. Friedrich hatte ihm nur die alten Feldwachen zur Reiterei gelassen, welche er vor dem Feinde weithin ausbreitete, während sein Geschütz die Reichstruppen, die sich ihm gegenüber aufstellten, in Verwirrung und zur Flucht brachte. Die Flüchtigen wurden bis Erfurt hin verfolgt. Des Herzogs militairische Stellung erhielt nun ganz andere Verhältnisse.

Als nämlich der König von England in Niedersachsen und Westfalen ein englisch-teutsches Heer gegen seine und Friedrich's II. von Preußen Feinde aufstellte, wurde die Frage vom Letztern aufgeworfen, wer dieses Heer führen sollte. Friedrich wollte zwar dem Könige Georg II. in der Wahl seines Feldherrn nicht vorgreifen, schlug aber im Gespräche mit dem englischen Botschafter Mitchell einstmals den Prinzen Ludwig von Braunschweig als den tauglichsten vor. Zwar gedachte er dabei wol seines Schwagers Ferdinand als eines sehr guten und tapfern Officiers; allein er hielt ihn einem Oberbefehle nicht gewachsen, weil ihm die nöthige Entschlossenheit fehle[5]). Georg II. entschied sich damals jedoch für seinen Sohn, den Herzog von Cumberland, und als dieser sich durch den Abschluß der vorhingedachten Convention zu Kloster-Zeven mit den Franzosen den vollen Unwillen seines Vaters zugezogen hatte, handelte es sich, da die Convention verworfen wurde, um einen andern Oberbefehlshaber. Die Wahl der Engländer fiel auf Herzog Ferdinand, und ihr Gesandter Sir Andrew Mitchell am preußischen Hofe und der Generalmajor Graf von Schulenburg ersuchten, jener im Namen des englischen und dieser im Namen des hannöverschen Ministeriums, den König Friedrich acht Tage vor der Schlacht bei Roßbach, den 28. Oct. 1757 zu Leipzig, dem verbündeten Heere den Herzog Ferdinand als Oberbefehlshaber zu überlassen[6]). Der König gewährte die Bitte, ließ den Herzog zu sich rufen und trug ihm diese Oberbefehlshaberschaft an. Ferdinand erbat sich Bedenkzeit, die er nur auf einen Tag bewilligt erhielt, und als er sich dann abgeneigt erklärte, wie französische Nachrichten lauten, die von ihm selbst herrühren sollen, drang der König mit Vorstellungen in ihn, konnte ihn aber nur durch Versprechungen aller möglichen Unterstützungen zur Annahme bewegen, während andere Berichte bei Preuß versichern, daß der König nur äußerst ungern in diese Er-

---

4) Auch König Friedrich stimmt in dieses Lob bei im Gespräche mit dem englischen Botschafter Mitchell. Siehe von Raumer's Beiträge zur neuern Geschichte aus dem britischen Museum und Reichsarchive II, 425.

5) Il n'a pas l'esprit décisif, sagte Friedrich. Siehe von Raumer's Beiträge zur neueren Geschichte aus dem britischen Museum und Reichsarchive II, 415 fg. 6) Die gewöhnliche Annahme behauptet, Friedrich habe seinen Schwager zu diesem Wirkungskreise vorgeschlagen; allein dieser Monarch erzählt selbst in seinen Oeuvres posth. III, 260: „Ce fut Mr. Pitt qui persuada au Roi d'Angleterre de mettre le Prince Ferdinand de Brunsvic à la tête de l'armée des Alliés, et de le demander au Roi de Prusse." Vergl. auch Havemann's Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg II, 250. Daß diese Verhandlungen vor und nicht nach der Schlacht bei Roßbach, wie von Retzow will, gepflogen wurden, ergibt sich unbedenklich nicht blos aus den Nachrichten bei Mauvillon und Preuß, sondern auch aus den archivalischen Papieren bei Schlosser, Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts u. s. w. II, 331, Note 46. Vergl. noch den Entwurf des Lebens und der Thaten Sr. Durchl. des verewigten Hrn. Herzogs Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg. (Berlin und Stralsund 1792.) S. 30 fg.

hebung gewilligt, und des Herzogs Zusage, in den preußischen Diensten zu bleiben, nicht habe erlangen können. Nach der Schlacht bei Roßbach machte Friedrich am 9. Nov. im Hauptquartiere zu Merseburg seine Ernennung zum Chef der verbündeten Armee bekannt; Ferdinand begab sich hierauf nach Magdeburg, traf dort die nöthigen Vorkehrungen gegen die Streifereien der Franzosen und reiste endlich am 21. verkleidet und in der Stille, ohne von der königlichen Familie, die sich damals in dieser Festung aufhielt, Abschied zu nehmen, nach Stade ab, wo sich das Lager der Verbündeten befand und wo er auf Umwegen den 23. Nov. 1757 anlangte.

Indessen blieb Ferdinand, obschon er sich an der Spitze der alliirten Armee mit einem fast unabhängigen Oberbefehle bekleidet sah, von seinem Meister in der Kriegskunst, dem Könige von Preußen, doch in gewisser Hinsicht abhängig. Er hatte als Schüler und General dieses großen Fürsten unter dessen strengen Befehlen gefochten und sich den scharfen Ermahnungen und Anfoderungen gegenüber oft glücklich in Waffenthaten und mit stolzem Selbstgefühle erwiesen. Darum entbehrte ihn Friedrich ungern, und um ihn für die Folge zu fesseln, beförderte er ihn am 5. März 1758 zum General der Infanterie und den 8. Dec. desselben Jahres zu seinem Generalfeldmarschall, in welcher Eigenschaft der Herzog nach Beendigung des Krieges auch in den preußischen Dienst sogleich zurücktrat, während hingegen auf die Dauer jenes Kampfes keine Spuren von einem bindenden Gehorsam gegen die Befehle Friedrich's gefunden werden. Und obschon das ganze verbündete Heer, welches Ferdinand von jetzt an in Niedersachsen und Westfalen befehligte, vom Könige von England besoldet wurde und dieser unbedingt über dasselbe zu verfügen hatte, so wurde doch die Leitung desselben ausschließlich der Einsicht und den Vorschlägen des Herzogs überlassen. Hatte aber auch ein solcher Oberbefehl einen eigenthümlichen Reiz für die selbständige Gesinnungsweise dieses Fürsten, so war er doch wegen der dazwischentretenden Umstände nicht leicht, vielmehr erfoderte er vom Herzoge die große Kunst, zuerst das in dumpfe Verzweifelung versunkene Heer zum edlen Selbstgefühl und zum Enthusiasmus zu stimmen, und dann die verschiedenen, ja entgegengesetzten, Gesinnungen der Truppen, die aus Engländern, Hanoveranern, Hessen, Braunschweigern, Gothanern und Bückeburgern zusammengestellt waren, in einen solchen Einklang zu bringen, daß sie mit Freudigkeit alle ihre Kräfte zur Vollziehung seiner Befehle aufboten. Die Hanoveraner bildeten den Kern dieser Armee; die Engländer waren zwar auch tapfere Soldaten, besaßen aber, nach dem Zeugnisse eines einsichtsvollen Officiers, keine lobenswerthen militairischen Eigenschaften. Überhaupt war große Behutsamkeit bei ihrem Gebrauche erfoderlich, da sie fast ein Viertel der ganzen Armee ausmachten. Diese Vorsicht und jene Kunst, den verschiedenartigen Truppen ein gemeinsames Interesse, einen Geist und willige Folgsamkeit einzuflößen, besaß Ferdinand in hohem Grade.

Bei seiner Ankunft im Lager zu Stade wurde zuerst im Namen des Königs von England die Convention von Kloster-Zeven öffentlich für nichtig erklärt. Die hanoverschen Truppen gehorchten zwar sogleich, die hessischen aber dann erst, als ihr Landgraf eingesehen hatte, daß die Franzosen die ihm zugestandenen Bedingungen wieder verletzten, während die braunschweig-wolfenbütteler Scharen von ihrem Fürsten, welcher sich ganz in französischer Gewalt befand, Befehl erhielten, nach Hause zu gehen. Ferdinand indessen, welcher dieselben nicht entbehren konnte, ließ ihre drei Generale, als sie seine Auffoderungen zurückwiesen, verhaften, und zwang, mit Zurücksetzung der Befehle seines Bruders und gegen dessen Willen, die Regimenter zum Gehorsam und zum Bleiben, d. h. zur Erklärung, den Kampf in Gemeinschaft der Bundesgenossen fortsetzen zu wollen. Ebenso nöthigte er seinen Neffen, den Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand, unter Mitwirkung seiner Schwester, der Königin von Preußen, nach Stade zurückzukehren und den Kriegsdienst bei dieser Armee fortzusetzen[7]. Sein Bruder Karl war zwar Anfangs unwillig über diese unnachsichtige Strenge, zeigte sich aber in der Folge wieder versöhnend und dankbar, sobald er den Nutzen dieser Maßregeln, die auch seinem Lande zu Gute kamen, eingesehen hatte. Kaum hatte sich Ferdinand des Gehorsams der verbündeten Armee versichert, so sorgte er für Abhilfe des Mangels an einer Menge von Feldbedürfnissen. Sodann musterte er die Truppen, welche zwischen 32 bis 36,000 Mann stark waren, und gewann sie vollends durch seine Ansprache. Indessen war seine Stellung in ihrer Mitte immer noch neu, da er die Officiere, deren Fähigkeiten und Leistungen nicht kannte. Gleichwol brach er vor Ablauf des Jahres auf und drängte den Marschall von Richelieu nach Celle zurück und nahm Harburg und Lüneburg ein, worauf er mit dem Schlusse des Jahres seine Winterlager bezog, um das Heer zu verstärken, den übrigen Kriegsbedürfnissen, soweit es möglich war, abzuhelfen und Geldmittel aus England herbeizuziehen. Nachdem er noch mit 15 Schwadronen preußischer Reiterei verstärkt worden war, eröffnete er den 17. Febr. 1758 den Feldzug. Verden, Hoya und Nienburg fielen unter glücklichen Gefechten schnell nach einander in seine Hände, und als er sich des Weserstromes versichert hatte, verließen die Franzosen auch Bremen, welches sie etwa zwei Monate zuvor eingenommen hatten, sowie Braunschweig und Wolfenbüttel. Minden und Hameln wurden ihnen auch mit großen Verlusten entrissen, und als sie sich dazu noch im Gebiete Halberstadt durch den Prinzen Heinrich von Preußen bedrängt sahen, räumten sie, obschon ihren Gegnern durch ihre Streitermassen überlegen, unter den Befehlen des äußerst unerfahrenen und unwissenden Grafen von Clermont, der ehedem Abt von St. Germain-des-Pres gewesen und jetzt in Richelieu's Stelle eingetreten war, nicht allein ganz Niedersachsen, sondern auch Westfalen, und zogen sich so schnell als möglich hinter den Niederrhein

7) Es ist dieser Prinz derselbe, welchen seine Mutter, Philippine Charlotte von Preußen, im J. 1757 mit den Worten zu Felde schickte: „Ich verbiete Euch, wieder vor meine Augen zu kommen, wenn Ihr nicht Thaten gethan haben werdet, die Eurer Geburt und Eurer Verwandtschaft würdig sind.“

zurück. Selbst Ostfriesland verließen sie, nebst den Österreichern, in stürmischer Eile, während Soubise seine Heerabtheilung aus dem Hessischen nach Hanau hin zwischen dem Main und Rhein zurückverlegte. Die fluchtähnlichen Rückzüge der Franzosen lieferten dem Herzoge Ferdinand viele Gefangene und große Beute in die Hände, und schon gegen Ende März konnte derselbe sein Hauptquartier nach Münster verlegen. Dieses Hochstift, sowie Osnabrück und Paderborn, besetzte er unter Ausübung strenger Mannszucht, schonte die Unterthanen und bemächtigte sich blos der öffentlichen Cassen und herrschaftlichen Gefälle. Nachdem er selbst Wesel besichtigt hatte, setzte er zu Ende Mai seine Armee, welche bis dahin Ruhe genossen hatte, in Bewegung gegen den Niederrhein. Er erleichterte sich den Übergang über den Rhein im Angesichte des Feindes dadurch, daß er auf holländischem Gebiete mit holländischen Schiffen unterhalb Emmerichs bei Tollhuys unter ähnlichen Gefahren ebenda, wo einst (1672) Ludwig XIV. seinen oft gepriesenen Übergang unternommen hatte, über den Strom setzte, hernach aber seine Brücke, zur Vermeidung von Verletzung des neutralen Gebiets, weiter aufwärts schlagen ließ. Diesen Meisterstreich führte er des Nachts vom 1. zum 2. Juni aus. Die Franzosen unter Clermont wichen zurück und schlossen sich in einem Lager bei Crefeld ein, wo ihnen Ferdinand am 23. Juni eine Schlacht lieferte und sie durch seine Kunst in solche Verwirrung brachte, daß ihre Anführer nicht wußten, welcher von den Angriffen des Herzogs der wahre sei. Natürlich wurden sie, trotz ihrer Überlegenheit an Streitkräften, geschlagen und mit großen Verlusten zurückgedrängt, während Roermund den 28. Juni und Düsseldorf den 7. Juli an die Verbündeten übergingen. Die Scharen des kecken Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig streiften bis vor die Thore von Brüssel. Dieser Siege wegen wurde der unfähige Graf von Clermont seines Oberbefehls entsetzt und derselbe dem einsichtsvollen Marquis von Contades übergeben. Inzwischen war Soubise auch durch Broglio verstärkt worden, und hatte Befehl erhalten, sich der Armee des Marquis von Contades zu nähern und den Gegnern die Verbindung mit Westfalen abzuschneiden. Contades drückte den Herzog Ferdinand allmälig zurück und trug dem Generale Chevert auf, mit einer ansehnlichen Truppenabtheilung und einer Verstärkung aus der Besatzung zu Wesel die Schiffbrücke der Verbündeten bei Rees zu zerstören. Hier aber hatte Ferdinand den General von Imhof zurückgelassen, welcher des Feindes Absichten bald erspähte, dessen beiweitem stärkerer Macht entschlossen entgegenrückte und diese mit ansehnlichem Verluste zurückwarf. Dagegen drängte Soubise mit seiner Übermacht den Prinzen von Isenburg, welchen Herzog Ferdinand mit 3—4000 Mann, meistens hessische Landmiliz, und mit wenigem Geschütze in der Wetterau zurückgelassen hatte, daraus zurück, und der Herzog von Broglio, welcher die Vorhut leitete, schlug mit überlegenen Kräften denselben am 23. Juli auf der Höhe von Sandershausen unweit Cassel aus dem Felde, sodaß die Franzosen nun wieder Cassel, Münden, Göttingen und Nordheim besetzen konnten. Diese Unfälle der allirten Wa
fen und die wachsende Macht der Franzosen, sowie d
verschwundene Aussicht auf einen Anschluß der niederlän
dischen Generalstaaten an das englisch-preußische Bünd
niß nöthigten den Herzog von Braunschweig, seinen Vo
satz, den Krieg auf das französische Gebiet zu versetze
aufzugeben und über den Rhein zurückzugehen, damit
die bedrohten hanoverschen Lande decken konnte. Seine
meisterhaften Rückzug, der ihm vielen Ruhm erwarb, b
gann er am 10. Aug. durch den Übergang über den Rhei
bei Griethausen zwischen Cleve und Emmerich, nahm a
der Lippe eine vortheilhafte Stellung ein und zog am 2
desselben Monats bei Koesfeld 12,000 Engländer an sic
die bei Emden ans Land gestiegen waren. Diese Trup
pen, unter den Befehlen des Herzogs von Marlboroug
waren größtentheils Garden und durch körperliche Schön
heit, durch den Reichthum ihrer Kleidung, wie durch di
Trefflichkeit ihrer Pferde ausgezeichnet. Von der Reiter
hatte ein Regiment lauter Rothschimmel, ein anderes lau
ter Blauschimmel, ein drittes lauter Rappen und ein vier
tes lauter kastanienbraune Pferde, alle von auserlesene
Schönheit. Fast gleichzeitig erhielten die Franzosen ein
Verstärkung von 6—8000 Sachsen unter den Befehle
des Prinzen Franz Xaver, welcher der zweite Sohn de
sächsischen Kurfürsten und Königs von Polen war. Die
Truppen waren dem erzwungenen preußischen Kriegsdienst
entflohen und standen im französischen Solde. Eine ge
raume Zeit verfloß indessen ohne einen entscheidende
Schlag; die Heere zeigten ihre Kunst in Märschen un
Gegenmärschen, während dem Herzoge von Braunschwei
zunächst viel daran lag, die Vereinigung der beiden fran
zösischen Heere unter Soubise und Contades zu verhin
dern. In dieser Absicht verstärkte er den Prinzen vo
Isenburg mit 9000 Mann unter dem Generale Oberg
Ihnen gelang es, den Prinzen Soubise im Schach zu
halten, bis dieser durch 20,000 Mann von Contades verstärkt worden war. Gleichwol griff ihn Oberg am 10
Oct. bei Landwehrhagen und Lutternberg, nicht weit vor
Münden, höchst ungeschickter Weise an und wurde mi
bedeutendem Verluste in die Flucht geschlagen; ja hätt
ihn Soubise verfolgt, so würde seine Heerabtheilung gänzlich vernichtet worden sein; allein der französische Prinz
glaubte sich, trotz dieses Sieges, vor einem plötzlichen Überfalle Ferdinand's, welcher den General Oberg als unfähig von seinem Heere entfernte, nicht sicher, und ging,
alle gewonnenen Vortheile aufgebend, über Cassel und
Hanau auf das linke Ufer des Main zurück. Auch Contades, der den Rhein schon längst überschritten hatte,
nahm sein Winterlager jenseit dieses Stromes. Auf diese
Weise war Niedersachsen, Westfalen und Hessen wieder
frei von Feinden geworden, und Herzog Ferdinand konnte
ruhige Winterquartiere beziehen, ohne der preußischen Hilfe
zu bedürfen, um welche König Friedrich zuvor so dringend angegangen worden war [8]).

8) Vergl. von Raumer a. a. O. S. 463. Im Laufe dieses Feldzuges wurde der Herzog mit der Reichsacht bedroht und vor den Reichshofrath geladen. Er that wie Alle, welchen dasselbe

Der Herzog verstärkte nun sein Heer bis auf 60,000 Mann und begann frühzeitig 1759 seinen Feldzug, um den Franzosen die Stadt Frankfurt am Main wieder zu entreißen, welche sie zu Anfange Januars listiger Weise besetzt hatten. Nachdem der General Spörken mit einer Heerabtheilung zum Schutze Westfalens zurückgelassen worden war und während der Erbprinz Karl in seinem Vordringen nach Meiningen und Suhl die Reichstruppen bis nach Franken zurückdrängte, rückte Ferdinand im März über Cassel nach Marburg und in die Wetterau vor, die Feinde aus Fulda und Hanau vertreibend. Durch diesen Vortheil ermuthigt, warf er sich auf das Dorf Bergen an der frankfurter Straße, ohne zu ahnen, daß er da auf die ganze französische Macht stoßen würde, welche an des abgerufenen Prinzen von Soubise Stelle der Herzog von Broglio befehligte, wenigstens war ihm noch nicht bewußt, daß die erwartete feindliche Verstärkung wenige Stunden zuvor eingetroffen war. Weil er nun nicht unverrichteter Dinge schnell wieder abziehen wollte, griff er am 13. April in Übereilung den ungemein vortheilhaft aufgestellten Feind an, und so entwickelte sich ein heftiger Kampf, während dessen des Herzogs Truppen eine steile Anhöhe erklimmen mußten, auf welcher der Feind sicher stand. Indem nun der Prinz von Isenburg an der Spitze hessischer Grenadierbataillone vom feindlichen Geschosse zu Boden gestreckt wurde und die hanoverschen Truppen dem Drucke der feindlichen Übermacht nachgaben, wandte Ferdinand nach erlittenem beträchtlichem Verluste in der Nacht den siegreichen Franzosen den Rücken zu und zog sich, ohne verfolgt zu werden, nordwärts zurück. Nicht lange nachher ging der Marschall von Contades bei Cöln über den Rhein, vereinte sich am 2. Juni bei Gießen mit Broglio und bemächtigte sich ohne Widerstand Cassels und Mündens. Sodann drang Contades in Paderborn ein und suchte die Verbündeten vom Weserstrome abzuschneiden, während Broglio, da er Hameln nicht überraschen konnte, Minden unter dem Schutze eines Verrathes im ersten Anlaufe nahm. Ebenso unerwartet bemeisterte sich eine andere französische Heerabtheilung unter dem Marquis von Armentières der Stadt Münster. So konnte Broglio, nachdem das ganze linke Weserufer von den Franzosen besetzt worden war, bis Bückeburg vorrücken und seine leichten Truppen bis vor die Thore von Hanover streifen lassen. Allein während die Hanoveraner und Braunschweiger dadurch in grenzenloses Schrecken versetzt waren und sich neuen Mishandlungen der Franzosen ausgesetzt zu sein fürchteten, nahte auch Herzog Ferdinand mit raschen Schritten zu ihrer Rettung.

Dieser hatte inzwischen seine zerstreuten Truppen bei Hamm wieder zu sammeln sich bemüht und zu Osnabrück seine Vereinigung mit dem Generale Wangenheim bewirkt. Alsdann näherte er sich bei Stolzenau der Weser, stellte die frühern Verbindungen wieder her und trat dem französischen Marschalle Contades ganz unerwartet am 31. Juli zwischen Minden und Petershagen schlagfertig entgegen, sodaß dieser die Schlacht unvermeidlich fand und den Herzog von Broglio aus Bückeburg eiligst zurückrufen mußte. Mauvillon und andere Kriegskundige preisen den Herzog von Braunschweig gar sehr, indem er durch die Wahl seiner Märsche und seiner Stellungen den französischen Oberbefehlshaber, welcher ihn auf der Flucht begriffen wähnte, urplötzlich nöthigte, ein Treffen zu beginnen, welches Ferdinand suchte, der Marschall aber hatte vermeiden wollen. Diese Fehler und dann diejenigen, welche er im Gange der Schlacht beging, werden ihm zwar sowol von seinen Landsleuten als von den Teutschen zum großen Tadel angerechnet; allein neuere Forschungen haben nachgewiesen, daß es kaum möglich war, mit Officieren von hohem Adel, die unter ihm dienten und von Subordination gar keinen Begriff hatten Einheit der Bewegungen und erfoderliches Zusammenwirken einzelner Heerabtheilungen hervorzubringen.

Contades stand nämlich hinter unzugänglichen Sümpfen von allen Seiten trefflich gedeckt, schirmte dadurch zugleich die Belagerung Lippstadts, welche Armentières leitete, Ferdinand aber stören wollte; der Herzog von Brissac dagegen stand bei Gohfeld, um den Rücken und die Zufuhr seiner Genossen zu schirmen. Diesem aber sandte Ferdinand seinen Neffen, den Erbprinzen von Braunschweig, entgegen, und als dies Contades gewahr ward, trat er aus seiner äußerst vortheilhaften Stellung heraus ins Freie. Während Brissac bei Gohfeld am 1. Aug. mit Tages Anbruche angegriffen und geschlagen wurde, begann auch der mörderische Kampf bei Minden, und nur die Feigheit oder der Eigensinn des Lord George Sackville, Herzogs von Dorset, rettete das geschlagene französische Hauptheer, welches sich nach Minden zurückzog, vom gänzlichen Untergange. Als nämlich die Franzosen in größter Verwirrung durch den Ungestüm der verbündeten Fußvölker und durch die treffliche Leitung der hanoverschen Artillerie so in einander gedrängt waren, daß sie jeden Widerstand aufgaben, ließ der Herzog von Braunschweig den englischen Lord, welcher seit dem Tode des Herzogs von Marlborough (zu Ende 1758) den Heerbefehl über die englischen Regimenter übernommen hatte, drei Mal auffodern, mit seiner Reiterei in den Knäuel der Feinde einzuhauen; da er dies nicht that, gewannen die Franzosen Zeit, sich zu ordnen und zurückzuziehen. Deshalb wurde der Lord angeklagt, schimpflich entlassen und von einem Kriegsgerichte für schuldig befunden[9]). Gleichwol wird dieser Sieg bei Minden und seine damit errungenen Vortheile für eine der glänzendsten Thaten des Jahrhunderts gehalten. Der sieggekrönte Herzog von Braunschweig nahm nun ungesäumt Minden, und Lippstadt blieb unbedroht, während die Franzosen, von der Weser abgeschnitten, sich in wilder Flucht durch das Hessische in die Wetterau zurückzogen. Contades wurde vom

überfuhr, und verachtete die Reichsstrafe. Einsichtsvolle und scharfe Urtheile über diesen Feldzug gibt der 2. Theil der Geschichte des siebenjährigen Krieges von den Officieren des großen preußischen Generalstabes S. 23—166.

9) Seine Stelle als Befehlshaber der englischen Regimenter im Heere der Verbündeten erhielt nun Lord Granby.

Heere abgerufen und dem Herzoge von Broglio der Marschallsstab übergeben, welcher die Behauptung Cassels aufgab und in der Umgebung von Frankfurt die Winterquartiere bezog. Inzwischen sendete er den Herzog Karl von Würtemberg, welcher mit 12,000 Mann in französischen Sold getreten war, nach Fulda, um den Verbündeten den Unterhalt abzuschneiden; allein der unerschrockene Erbprinz von Braunschweig eilt herbei und erscheint am 30. Nov. daselbst in dem Augenblicke, als der Herzog von Würtemberg seinen Officieren einen Tanz vorbereitet. Der Erbprinz greift die Würtemberger an und sprengt sie aus einander. Am 21. desselben Monats hatte von Imhof den Franzosen auch Münster wieder entrissen. So war Westfalen, Hessen und Niedersachsen vom Drucke der den Alliirten fast um das Doppelte überlegenen Feinde abermals befreit und diese wiederum in dieselbe Stellung zurückgedrängt worden, die sie vor Beginn des Feldzugs hatten einnehmen müssen.

Nach solchen errungenen Vortheilen konnte Ferdinand dem bedrängten Könige von Preußen 12,000 Mann unter seines Neffen Befehlen zur Verstärkung übersenden, welche zu Ende Februars 1760 wieder bei ihm eintrafen [10]). Seine Waffenthaten fand Ferdinand vom Könige Georg II. dadurch belohnt, daß dieser ihm den Hosenbandorden und einen herrlichen goldenen, mit Diamanten reich besetzten, Degen überschickte. Sein Heer kam erst gegen Ende Januars 1760, da zuvor die Belagerung Gießens vergebens, die Eroberung Dillenburgs aber glücklich unternommen worden war, zu der nöthigen Ruhe und verblieb in derselben bis in den Monat Mai hinein, um sich zu erholen und zu verstärken. Es wurde inzwischen auch durch 7000 Engländer und durch fortgesetzte Werbungen so verstärkt, daß es im Frühlinge 1760 88—90,000 Streiter zählte; die Macht des Feindes aber wurde fast um die Hälfte vermehrt. Ein Theil derselben stand am Niederrhein unter den Befehlen des Grafen von St. Germain, der andere an der Lahn, unter dem Marschall von Broglio, welcher den Oberbefehl über die gesammten Streitkräfte der Franzosen in Teutschland führte. Jenem hatte der Herzog Ferdinand den General Spörken, diesem seinen Neffen, den Erbprinzen von Braunschweig, gegenübergestellt; mit der Hauptmacht der Verbündeten lag der Herzog selbst in einem Lager bei Fritzlar und Wabern, als der Feldzug eröffnet wurde. Zwei Ereignisse sollten verhindert werden: der Übergang Broglio's über das Flüßchen Ohm und die Vereinigung desselben mit dem Grafen von St. Germain. Allein beides wurde vereitelt, nachdem der Erbprinz zurückgedrängt und am 10. Juli bei Corbach geschlagen worden war, worüber der General von Imhof großen Beschuldigungen preisgegeben wurde und in Ungnade fiel; es scheint aber wol, daß der Herzog selbst nicht wachsam genug gewesen war, sich zu sicher glaubte und sich der Freuden der Belustigungen im Lager bei Wabern zu sorglos hingab. Ferdinand nahm nun, da er Hessen aufgeben mußte, zur Rettung Westfalens eine befestigte Stellung an der Diemel ein, und obschon sein Neffe am 31. Juli einen herrlichen Streich auf die Franzosen ausführte, so besetzten diese doch Cassel, Münden und Göttingen und streiften bis Nordheim und Eimbeck. Nach und nach dehnten sie ihre Quartiere bis Mühlhausen, Gotha, Langensalza und Eisenach aus. Um Hanover vor ihnen zu sichern und ihre Aufmerksamkeit von dort abzulenken, sandte Ferdinand seinen Neffen an den Niederrhein, wo er das schwach besetzte Wesel bedrohen sollte. Broglio mußte Hilfe dahin senden, welche den Erbprinzen, nachdem sich dieser in Besitz von Cleve und mehren andern Orten äußerst geschwind gesetzt hatte, bei Kloster Kampen schlug und nöthigte, über den Rhein zurück nach Westfalen zu gehen, was seiner großen Geschicklichkeit unter nicht geringen Gefahren gelang. Inzwischen beunruhigte Ferdinand den Marschall von Broglio durch die Belagerung Göttingens, die jedoch mislang, gleichwie die Blokade Cassels durch den Grafen von Lippe-Bückeburg. Ebenso schlug des Herzogs Plan fehl, Hessen von den Franzosen zu befreien und diese dem Rheine wieder näher zu treiben. Zwar gab König Friedrich II. fünf Bataillone und 20 Schwadronen (7000 Mann stark) zur Unterstützung desselben her; einige Überfälle und Scharmützel gelangen auch im Februar und März 1761 und die Lager der Franzosen vom Main bis an die Unstrut wurden wesentlich gestört, im Ganzen aber erkannte doch der braunschweiger Kriegsheld, daß die Franzosen jetzt bessere und wachsamere Anführer hatten, als in den frühern Feldzügen. Es mußten also Göttingen, Cassel, Ziegenhain und Marburg wieder aufgegeben werden, welche feste Plätze während dieser Unternehmung umzingelt und belagert worden waren. Die vorigen Stellungen beider Theile wurden wieder eingenommen und die Winterlager erst im Frühlinge 1761 bezogen, nachdem der Erbprinz von Braunschweig durch Broglio eine bedeutende Schlappe bekommen hatte. Schnell stärkte sich der Feldherr der Verbündeten und stand um die Mitte Juni's 1761 im Lager bei Neuhaus mit 95,000 Mann schlagfertig wieder dagegen ein Heer von Franzosen, das mindestens 126,000 Kämpfer zählte, aber mit einem unglaublichen Trosse und großem Gepäcke versehen war, sodaß es allerdings zu einer leichten Aufgabe gehörte, dieses Heer in damals fast unwegsamen Gegenden aufzuhalten. Die Franzosen erschienen abermals in zwei verschiedenen, doch dies Mal voneinander unabhängigen, Heerhaufen im Felde, der eine am Niederrhein unter dem Prinzen von Soubise, der andere in Hessen auf der oben angegebenen langen Kampflinie unter Broglio. Jener, zwar den Verbündeten an Kräften überlegen, wagte aber nicht eher auf dem Kampfplatze zu erscheinen, bis sich Broglio in Bewegung gesetzt hatte. Spörken wurde diesem entgegengesetzt, Luckner der französischen Besatzung in Göttingen, und der

10) Dieser Prinz, Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, nachmaliger Generalissimus der preußischen Heere, hatte sich durch Waffenthaten, Kenntnisse und treffliche Eigenschaften so vortheilhaft bis dahin ausgebildet, daß er sich allgemeine Liebe, Achtung und Bewunderung erwarb; und als ihn Friedrich der Große in obgedachter Zeit seinem Schwager zurücksandte, gab derselbe ihm das Zeugniß: il a le jugement et le bon sens d'un homme de quarante, et il a fait tant de progrès dans la science militaire, que je pourrais lui confier le commandement de mes armées. Vgl. v. Raumer a. a. O. S. 475.

Herzog ging mit dem Erbprinzen von Braunschweig auf den zaghaften Soubise los. Sie nahmen ihn in die Flanke und drängten ihn zur Vereinigung mit Broglio, welcher sich inzwischen gegen den tapfern Spörken Luft gemacht hatte, und sich nun auch am 3. Juli mit seinem Genossen vereinigte; allein Soubise's Eifersucht und Neid hemmten seine Thätigkeit und veranlaßten hauptsächlich die Niederlage, die ihnen der Herzog Ferdinand am 16. Juli in der Schlacht bei Vellinghausen beibrachte. Die Folgen waren, daß sich Soubise von Broglio trennte, ihm 40,000 Mann überließ und sich mit dem Reste an den Rhein zurückzog, von wo aus er nach Ostfriesland ging und an der Küste der Nordsee bis Bremen streifte, um die Verbündeten im Rücken zu beunruhigen. Aber Ferdinand von Braunschweig sandte ihm seinen wachsamen Neffen Karl Wilhelm Ferdinand entgegen, und dieser jagte ihn wieder bis an den Rhein zurück, während jener Broglio's Fortschritte durch künstliche Märsche und drohende Bewegungen hemmte und ihm jedes Unternehmen zu vereiteln wußte. Indessen gelang es gleichwol dem Prinzen Franz Xaver von Sachsen mit 8000 Söldnern seines Vaters, Wolfenbüttel zu überrumpeln, welche Festung schwach besetzt war; doch konnte er Braunschweig nicht einnehmen, da der Oberfeldherr der Verbündeten, zeitig davon unterrichtet, schnelle Hilfe sandte. Andere Maßregeln des Kriegsfürsten bewirkten noch im November, daß die Franzosen ihre Vortheile in jenen Gegenden wieder auf den Besitz von Göttingen beschränken mußten und sich seit dem December in dieselbe Stellung zurückgedrängt sahen, welche sie das Jahr zuvor behauptet hatten. Ihre überlegene Kriegsmacht war sonach wieder von Ferdinand's überlegenem Geiste im Zaume gehalten worden, und Broglio mußte mit seiner Entfernung vom Heere dafür büßen, während der berüchtigte Prinz Soubise die Oberbefehlshaberstelle in Teutschland ganz allein bekam, wobei ihm aber zur Vorsicht der erfahrene Marschall d'Etrées als Rathgeber zur Seite gesetzt wurde. Sein Heer im Feldzuge 1762 belief sich indessen nicht viel höher, als das der verbündeten Gegner, welche dies Mal 110,000 Mann auf die Beine brachten. Mit dieser Macht eröffnete Herzog Ferdinand am 20. Juni 1762 den Feldzug, während dessen zwischen England und Frankreich schon ernsthaft am Frieden gearbeitet wurde.

Ferdinand überfiel die Franzosen in ihrem festen Lager bei Wilhelmsthal am 24. Juni und trieb sie über die Fulda zurück, und einen Monat später jagte er die Sachsen im französischen Solde aus ihren Verschanzungen am Lutterberge, und vernichtete sie fast ganz. Die Kampflinie der Franzosen war nun sehr gestört, Soubise bekam strenge Befehle, wieder vorzurücken und Hanover zu bedrohen; allein dies blieb unmöglich, er mußte sogar Göttingen und Münden räumen, die nordöstlich gelegenen Besatzungen bis nach Thüringen hin aufgeben und sich an die Ohm, Lahn und Nidda zurückziehen. Bei Friedberg, bis dahin stets beunruhigt von den verbündeten Truppen, zog er eine Verstärkung unter Condé an sich, und während Herzog Ferdinand das stark besetzte Cassel, Ziegenhain und Marburg belagern ließ, suchte er in kleinen Kämpfen mit diesem an den vorhin gedachten kleinen Flüssen vergebens Vortheile im Felde zu gewinnen. Cassel ergab sich nach dreiwöchentlicher ernsthafter Belagerung am 1. Nov. und den 14. desselben Monats endeten die Feindseligkeiten durch die Bekanntmachung der Friedenspräliminarien zwischen Frankreich und England, worüber der Herzog, da weder Teutschland, noch der König von Preußen darin berücksichtigt worden waren, in nicht geringen Unwillen gerieth. Er legte seinen Oberbefehl im Hauptquartiere zu Neuhaus bei Paderborn am 24. Dec. 1762 in die Hände des tapfern hanoverschen Generals Spörken nieder, welcher nun den Feldmarschallsstab erhielt, und nahm einen so verbindlichen als rührenden Abschied vom Heere der Verbündeten, durch dessen Führung er sich unsterblichen Ruhm und ein bleibendes Andenken erworben hatte. Der König Georg III. von England entließ ihn mit verbindlichen Ausdrücken des Dankes und einem Jahrgelde von 1200 Pfund, das Parlament desgleichen mit 3000 Pf. St., und der britische Senat sendete ihm durch den Sprecher des Unterhauses, Mr. Cust, ein sehr ehrenvolles Danksagungsschreiben.

Ferdinand begab sich zunächst nach Braunschweig zurück und wurde hier von seinem Bruder Karl, dem regierenden Herzoge, wie von der Bürgerschaft dieser Residenz unter lautem Jubel und mit großer Auszeichnung empfangen. Hierauf trat er, obschon auch Preußen durch den hubertusburger Frieden im Februar 1763 zur Ruhe gekommen war, als Feldmarschall, Statthalter von Magdeburg und Chef eines Fußregiments in den preußischen Militairdienst zurück, und befand sich, nebst dem Generale von Lentulus, im Wagen des Königs, als dieser nach dem hubertusburger Frieden am 30. März 1763 Abends nach acht Uhr in der Dunkelheit nach Berlin ganz unbemerkt zurückkehrte, um den angestellten Feierlichkeiten auszuweichen; er konnte sich aber in der Folge nicht mehr in die Launen Friedrich's des Großen fügen, und entsagte nach Verlauf von drei Jahren diesen Diensten. Ein Reichsfürst, wie Ferdinand, welcher fünf Jahre lang ein großes Kriegsheer mit Ruhm völlig selbständig geführt hatte, mochte nach dieser Glanzperiode im lebhaften Bewußtsein seines ehemaligen unbeschränkten Ansehens das neue Verhältniß zum Könige von Preußen ebenso drückend, als den abhängigen Militairdienst im Frieden unbefriedigend finden, während sein freimüthiger Tadel über manche von Friedrich's Anstalten und Maßregeln nicht verschwiegen blieb und den königlichen Günstlingen Gelegenheit gab, sich dagegen in des Monarchen Gnade vorzudrängen und die Ehre des Fürsten durch ungetreue Berichte, oder durch Übermuth und Vorgriffe zuweilen empfindlich zu verletzen. So erzählt man besonders vom ersten Generaladjutanten des Königs, Heinrich Wilhelm von Anhalt, daß derselbe durch sein Betragen den Herzog zur wiederholten Äußerung gedrungen habe, er oder dieser Edelmann müsse aus des Königs Diensten weichen; Friedrich II. aber, davon in Kenntniß gesetzt, habe sich entschieden für seinen Adjutanten erklärt. Unter solchen Erfahrungen und Empfindungen fürchtete er eine endlose Reihe von Unannehmlichkeiten, und sein Entschluß, dieses

Verhältniß ganz aufzugeben, war daher vielleicht schon reif, ehe die Veranlassungen dazu sich ereigneten, welche als der wahre Grund und die nächste Ursache seines plötzlichen Ausscheidens erzählt zu werden pflegen.

Der Herzog pflegte der Kriegerschau zu Potsdam und Berlin alljährlich beizuwohnen, sowie der König sich gewöhnlich bei denjenigen Musterungen und Übungen einfand, welche Ferdinand zu Magdeburg anstellte. Hier war der Monarch blos Zuschauer und fällte zu Ende der Übungen nur sein Urtheil, wonach auch die nöthigen Befehle gegeben wurden. Als nun im Frühjahre 1766 der Herzog sich bei der Revue zu Potsdam einfand, zu welcher er jedes Mal eingeladen wurde, lenkte der König bei Tafel das Gespräch auf seine verschrieenen Finanzmaßregeln und insbesondere auf die Regie, von der er wohl wußte, daß sie allgemeine Unzufriedenheit nährte; er suchte aber jetzt der ganzen Tischgesellschaft seine Gründe dazu ausführlich aus einander zu setzen, und Niemand wagte dagegen etwas einzuwenden, weil Alle wußten, daß er sehr empfindlich war; und da er das große Misvergnügen kannte, sein Gewissen auch nicht frei von Vorwürfen fühlte, so wollte er doch dem Herzoge Ferdinand ein beifälliges Wort entlocken, obschon er wol wußte, daß auch sein Schwager die Maßregeln der Generalaccisverwaltung und die dabei angestellten Leute, welche Franzosen waren, nicht billigte. Er fragte ihn also geradezu, ob er Unrecht habe? Der Herzog erwiederte: Sire, Ihre Unterthanen klagen vielleicht nur darüber, daß Sie ihnen weniger trauen, als den Franzosen. Dies verdroß den König, doch unterdrückte er seinen Unmuth, leitete das Gespräch auf andere Dinge und lud den Herzog auf den folgenden Mittag wieder zu Tische ein, angeblich in der Meinung, von jener Sache weiter zu sprechen; allein der Herzog fand, als er erschien, den Tisch blos für sich allein gedeckt, und der König ließ sich durch Unpäßlichkeit entschuldigen. Ferdinand entfernte sich sofort und speiste an einem anderen Orte mit mehren Officieren. Indessen blieb der Vorfall nicht ohne empfindliche Äußerungen zwischen dem Monarchen und dem Herzoge, worüber dieser die Weisung erhalten haben soll, nach Magdeburg zurückzureisen. Der König vergaß, erzählt man, den Vorfall und erschien bei der bald darauf folgenden Heerschau zu Magdeburg in einer Stimmung, als wäre zwischen ihm und seinem Schwager nichts vorgefallen; dieser aber blieb verstimmt, und fand bald Gelegenheit, seinen Unmuth gegen den Generaladjutanten von Anhalt auszulassen, als derselbe auf Geheiß des Königs eine Anordnung zum Manöver traf, ohne ihn vorerst darum befragt zu haben, wodurch er sich, als commandirender General en Chef, stark beleidigt fand. Den Verweis, welchen der Herzog gab, ließ Anhalt nicht auf sich sitzen, sondern schrieb jenem einen heftigen Brief, der ihm die plötzliche Wegweisung von der Revue nach Potsdam zuzog, sobald sich Ferdinand bei dem Könige über ihn beschwert hatte. Der Herzog, mit dieser Strafe nicht zufrieden, bemerkt der General von Lindenau, foderte seinen Abschied und erhielt ihn auch sogleich. Andere erzählen, mit Zustimmung militairischer Schriften, der Herzog habe das Leibcuirassierregiment des Generallieutenants von Lentulus bei ebendieser Revue sehr vernachlässigt gefunden und den Befehlshaber desselben angewiesen, das Regiment zwei Stunden des Nachmittags nachzuüben; dies sei aber nicht geschehen und der Befehlshaber seines Ungehorsams wegen in Haft genommen worden. Als nun dem Könige bei seiner Rückkunft nach Potsdam dieser Vorfall durch den Generaladjutanten von Anhalt in einer Weise vorgetragen worden wäre, daß er den Officier in Freiheit, den Herzog hingegen davon gar nicht habe in Kenntniß setzen lassen, so habe dieser auch sofort seinen Abschied eingereicht.

Der Biograph Ferdinand's von Braunschweig, Oberstlieutenant Mauvillon, bringt als letzte Ursache dieses Schrittes beide Anekdoten, doch letztere so, als habe die Haft den Generallieutenant von Lentulus selbst, den bekannten Liebling Friedrich's, getroffen, weil derselbe des Herzogs Cavaleriemanövers bei dieser Heerschau getadelt habe, in seinem Werke zur Sprache, während es dem Geschichtschreiber des großen Königs, Preuß, bei seinem Reichthume an guten Quellen nicht beliebt hat, das Wahre davon herauszufinden, wiewol er es in seiner Gewalt hatte, das Publicum darüber nicht in solcher Ungewißheit zu lassen, als er es wirklich gethan hat [11]). Soviel scheint indessen gewiß zu sein, Herzog Ferdinand glaubte bis zum Frühjahre 1766 hinreichenden Grund gefunden zu haben zu Beschwerden über des Königs Schutznahme nachlässiger Officiere, wie über ungetreue Berichte einiger Höflinge desselben. Er fürchtete dadurch sein Ansehen verletzt, seinen Ruf dem höhnischen Triumphe von Männern, die er für straffällig hielt, preisgegeben und sich selbst nicht mehr fähig, unter solchen Umständen nützliche Dienste leisten zu können. Mit diesen Gesinnungen reichte er seinen Abschied bei dem Könige schriftlich ein und sendete zugleich auch alle Patente seiner preußischen Militairwürden und Gehalte zurück [12]). Er reiste hierauf so schnell nach Braunschweig ab, daß er hoffte, dieser Stadt schon nahe genug zu sein, wann Friedrich jenes Schreiben empfangen haben würde. Dieser drückte in einem Briefe an Herzog Karl von Braunschweig blos seine Verwunderung darüber aus und ließ merken, daß Ferdinand sich nicht mehr am rechten Platze fühle, sobald er nicht als unabhängiger General an der Spitze einer großen Armee stehe. Man weiß nicht, ob der König eine Vermittelung gesucht oder gewünscht habe. Der Herzog beschloß, obschon noch ganz in der Kraft seiner Jahre, sich auf immer von öffentlichen Geschäften zu entfernen und den Rest seines Lebens in Ruhe zuzubringen.

Friedrich der Große blieb, obschon er sich in der Folge mit seinem Schwager wieder aussöhnte, vielleicht in Folge von dessen unerschütterlichem Eigensinne, undankbar gegen ihn; denn obschon er ihn 1772 zum Vicekönige von Preußen hatte erheben wollen, welche Auszeichnung sich der Herzog ebenso verbat, als die früher angetragene Gene-

11) Vergl. seine Lebensgeschichte Friedrich's des Großen. 2. Bd. S. 256 fg. u. 3. Bd. S. 578 fg. 12) Sein Infanterieregiment und die Generalinspection, welche der Fürst auch besorgt hatte, bekam der Generallieutenant von Saldern.

ralstatthalterschaft in Schlesien, so gab er ihm doch nur einen äußerst unbedeutenden Jahrgehalt, welchen dieser, wie man sagt, bei Lebzeiten des alten Königs gar nicht ausgezahlt erhielt und auch niemals einfoderte. Ja er wollte nicht einmal zugeben, daß das magdeburger Domcapitel seinem Schwager eine Domherrnstelle zuwenden sollte, obschon er es früherhin zur Zeit, da Ferdinand sich eine Präbende in diesem Stifte, welche die mecklenburger genannt wurde, gekauft hatte, ausdrücklich befohlen hatte; weil aber die Vacanz und einmüthige Wahl des Domstiftes gerade zwei Monate nach des Herzogs Abschiede aus dem preußischen Dienste vorfiel, so verweigerte der König so lange seine Genehmigung der Wahl, bis ihm die Domherren seinen eigenen Befehl dazu ins Gedächtniß zurückriefen [13]). Beide berühmte Helden sahen einander erst 13 Jahre nach ihrer gegenseitigen Trennung auf dem Jagdschlosse Langeleben wieder, als Friedrich im Jahre 1777 durch das Herzogthum Braunschweig reiste. Der dortige Hof empfing den Monarchen auf gedachtem Schlosse, und da dieser seinen Schwager zu sprechen wünschte, schrieb er deshalb an den Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand: Vous pouvez assurer le Prince Ferdinand, mon cher Neveu, que je suis très-sensible au plaisir, que Votre oncle me fait, de venir ici; il est du nombre de ces hommes rares, dont on ne regarde pas l'amitié avec indifférence. Ferdinand nahm die Einladung an, seine Aussöhnung mit dem Könige erfolgte, und seitdem besuchte er diesen mehrmals zu Potsdam wieder. Auch bedachte der König seinen Schwager sehr ehrenvoll in seinem letzten Willen. Unbegründet ist indessen die Nachricht, daß ihm im Jahre 1778 der Befehl einer Armee im bairischen Erbfolgekriege angetragen worden sei, während Preuß und andere Schriftsteller mit Gewißheit erzählen, daß Herzog Ferdinand im November 1766 kaiserlicher Generalfeldmarschall und zugleich Chef des Fußregiments Kolowrat geworden sei. Jedenfalls bestand diese Auszeichnung nur in einer ehrenvollen Aufmerksamkeit, die dem Fürsten keine verbindlichen Dienstleistungen auferlegte [14]). Ebenso bedarf das Gerücht, der Herzog habe sich im Sommer 1769 im Haag um die Leitung des ganzen Kriegswesens der Generalstaaten persönlich beworben, der Bestätigung.

Aus Anhänglichkeit an die Familie, aus der er abstammte, wählte Ferdinand die Residenz seines Bruders zu seinem Wohnsitze. Hier ließ er einen Theil des sogenannten Mosthofes zu seiner Winterwohnung einrichten und das unweit dieser Stadt gelegene und von ihm erkaufte Gut Vechelde wählte er zu seinem Sommeraufenthalte. Daselbst verlebte er etliche Monate und in der Regel besuchte er Magdeburg, vermuthlich in Folge seiner Domherrnverbindlichkeiten, 6—8 Wochen, worauf er im November nach Braunschweig zurückkam. Diese geregelte Lebensweise ward blos zuweilen durch kleine Reisen unterbrochen; die meisten und wichtigsten derselben unternahm der Herzog zu seiner Schwester, der Königin Witwe Juliane Maria von Dänemark; er ging aber nicht in die politischen Absichten dieser schlauen und ränkesüchtigen Fürstin ein, selbst dann nicht, als er auf erfolgte Einladung im Mai 1778 nach Kopenhagen reiste, und daselbst große Aufmerksamkeit genoß. Von dort begab er sich auf kurze Zeit nach empfangener Einladung des Königs von Schweden in dieses nordische Reich. Früher und später fand er sich vornehmlich in der Absicht zu Kopenhagen ein, um die Familie seines unglücklichen Bruders Anton Ulrich, Gemahls der Großfürstin Anna Karlowna, aus der sibirischen Verbannung zu befreien, was seinen Bemühungen auch im Jahre 1780 gelang [15]). Reiste Ferdinand das Jahr darnach wieder dahin, so geschah es blos, um die verwahrlosten, unglücklichen Kinder seines Bruders zu sehen. Andere kleine Reisen betrafen vermuthlich nur maurerische Angelegenheiten, von welchen hernach Meldung geschehen wird, außer derjenigen, die er in den ersten drei Monaten des Jahres 1777 zu seiner Nichte, der Markgräfin Sophie Karoline Maria von Brandenburg-Baireuth, machte; zugleich besuchte er seine Schwester, die Herzogin Sophie Antoinette von Coburg-Saalfeld, den Herzog Ernst II. von Sachsen-Gotha und seine geistreiche Nichte, die Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar, wo die vornehmsten Hofbeamten eine teutsche Komödie vor ihm spielten [16]).

Dergleichen geistvolle Genüsse liebte der tapfere Kriegsfürst überhaupt sehr und das französische Theater am glänzenden Hofe seines Bruders zu Braunschweig machte einen Theil seines Zeitvertreibes aus. Hier übernahm er selbst zuweilen bedeutende Rollen in classischen Stücken; sonst aber besaß er für andere schöne Künste eben keine Kennerliebe; doch soll er Maler und Musiker unterstützt haben. Als Fürst von großem Verstande und umfassender Weltbildung liebte er die allgemeine Lecture, besonders philosophisch-moralische Werke. Wiewol er keine gründlichen wissenschaftlichen Kenntnisse besaß, schätzte er doch die Gelehrten und unterstützte gern jegliche wissenschaftliche Bestrebung. Es schmeichelte ihn auch, daß die Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen ihn 1780 zu ihrem Ehrenpräsidenten erwählte, und zwei Jahre darnach wohnte er einer ihrer Sitzungen bei. Vier Jahre früher machte man ihn dort zum Doctor der Rechte. Der berühmte Reisende Joh. Reinhold Forster verdankte seine Befreiung aus der Haft, in welche er nach der Rückkehr von seiner Reise um die Welt gerathen war, lediglich der menschenfreundlichen Unterstützung Ferdinand's. Überdies unterhielt dieser Herzog eine Menge Jünglinge auf Schulen und Gymnasien, sowie auf fast allen Universitäten Teutschlands. Wem sonst die Mittel fehlten, sich zu ernsten

13) Am 25. Sept. 1766 wurde der Herzog zu Magdeburg in sein Domdechanat feierlich eingeführt. Zu dieser Pfründe gehörten zwei Dörfer, deren Bewohner dem Herzoge huldigen mußten. 14) Die fortgesetzten neuen genealogisch-historischen Nachrichten erwähnen Theil 73. S. 103 fg. diese kaiserliche Bestallung auch.

15) Vergl. von Raumer's Historisches Taschenbuch. Jahrgang 1837. S. 159. 16) Die Loge Amalia daselbst empfing ihn bei seinem Eintritte in dieselbe sehr feierlich. Vergl. die gedruckten Gesänge vom 4. März 1777, als Se. Durchl. der Herzog Ferdinand zu Braunschweig und Lüneburg, Großmeister der vereinigten Freimaurerlogen, die Loge Amalia zu Weimar mit Seiner hohen Gegenwart beglückte.

Studien die erfoderlichen Bücher zu kaufen, der durfte sich nur dreist an diesen großen Menschenfreund mit guten Zeugnissen wenden, dann konnte er sicher darauf rechnen, daß die erbetenen Bücher, in blaues Papier gebunden, mit einem der nächsten Posttage postfrei bei ihm eingingen. Überdies belohnte und hob er hervor jeden redlichen Mann, der sich durch Fleiß und Geschicklichkeit auszeichnete. Jede öffentliche Armenanstalt in seinem Vaterlande unterstützte er mit reichen Beiträgen, und doch empfingen jeden Monat noch mindestens 300 Personen verschiedenen Standes zu Braunschweig Unterstützung von ihm, während die Zahl seiner Almosenempfänger zu Magdeburg nicht viel geringer gewesen sein soll. Die Armen in beiden Städten sahen in ihm denn auch ihren wahren Vater. Er opferte bei einem doch nicht übermäßigen Einkommen seinem Wohlthätigkeitssinne viele eigene Genüsse, wie denn überhaupt seine moralischen Tugenden und Eigenschaften die Wichtigkeit seines 26jährigen Privatlebens ausmachen, und er durch dieselben ungemein viel Gutes stiftete[17]). Auch sein religiöses und kirchliches Leben blieb musterhaft.

Weniger wol seine Ehelosigkeit, als seine Neigung zu mystischen Dingen, seine übergroße Gutmüthigkeit und sein Hang zu maurerischen Beschäftigungen waren Schuld, daß seine öffentlichen und Privattugenden in den letzten 20 Jahren seines Lebens sehr verdunkelt wurden, durch einen Schwarm von Schmeichlern, Gauklern und vornehmen Gaunern, welche ihn umgaben und zu bestricken wußten. Die Herrschaft der geheimen Orden und das Verhältniß derselben zu den Freimaurern verschafften solchen Menschen leichten Zutritt zum Herzoge Ferdinand, welcher schon 1742 zu Berlin in den damals vom Könige Friedrich selbst sehr begünstigten Freimaurerorden getreten war und ohnehin von einem unerschütterlichen Glauben an das Wunderbare geleitet wurde. Sein Eintritt in die Brüderschaft der Maurer geschah zu einer Zeit, da dieselbe in der preußischen Residenz in ihrer Blüthe stand und vom großen Könige selbst, der ihr Mitgenosse war, so lange begünstigt wurde, bis er (noch vor Ausbruch des siebenjährigen Krieges) eines Bessern belehrt, ihr den Rücken kehrte. Herzog Ferdinand hingegen blieb dem Orden getreu, trotz der bei ihm allmälig eingeschlichenen Misbräuche, und wurde in der Folge von der großen Loge zu London eigenmächtig zum Provinzialgroßmeister aller Logen in einem großen Theile Norddeutschlands erwählt. Auf diese Weise Oberhaupt eines großen Zweiges dieser Brüderschaft geworden, genoß er bei ihr hohes Ansehen; daher auch der berüchtigte oberlausitzer Baron von Hund, als derselbe im Jahre 1762 mit seinem neuen Systeme von der stricten Observanz, d. h. mit dem Plane, einen Ritterbund für den Adel aus den Freimaurern zu bilden, oder doch eine Art von Tempelherrenorden mit Pfründen in deren Mitte zu gründen, hervortrat, und für dasselbe so viele hohe Standespersonen, als nur immer möglich, zu gewinnen suchte, vor Allen den Herzog Ferdinand aufsuchte, und es gelang ihm auch durch Schlauheit und Beredsamkeit, womit er Menschenliebe, Wohlthätigkeit, Religiosität und Moralität zum Deckmantel seiner Täuschungen machte, ihn und seinen Bruder Karl in das trügerische Gewebe zu ziehen. Da des Herzogs Beitritt und Name demselben eine große Festigkeit zu geben schien, so erwählten die Eingeweihten dieses Systems ihn 1772 zum Großmeister aller Logen von der stricten Observanz. Ferdinand gerieth nun in einen Taumel und kam im Grunde auch dann nicht zur Besinnung, als selbst ein Betrüger nach dem anderen, wie eben Hund, oder wie Johnson, Daries, Knigge und Andere dieses Schlages, entlarvt worden waren; vielmehr hoffte sein Ehrgeiz auf diesem Wege seiner uneigennützigen Thätigkeit eine große edle Nahrung und Ausdehnung zu geben. Man fürchtete auch wol unter seiner Leitung keinen Misbrauch der Brüderschaft zu tadelhaften Zwecken; man sah nur reine Absichten da, wo auf dem Grunde des Aberglaubens und der Schwärmerei ein neuer Glückseligkeitszustand gegründet, oder angeblich doch größere Moralität und gediegenere Vollkommenheit unter den Menschen verbreitet werden sollten, gleichwie der Illuminatenorden um dieselbe Zeit durch Aufklärung und Licht bessere Zustände auf Erden herbeizuführen gedachte. Es drängten sich demnach überall Prinzen, Grafen und Barone in die Logen von der stricten Observanz und wurden meistens zu Werkzeugen und Opfern dieser erbärmlichen Täuschung gemacht. Indessen konnte weder der Baron von Hund, der inzwischen (1776) zu Meiningen starb, noch das Ansehen und die Thätigkeit Herzogs Ferdinand dem neuen Systeme festen Grund und Boden verschaffen. Leidenschaften und Betrügerei auf der einen, Redlichkeit und Klugheit auf der andern Seite stürzten, trotz der öfters gehaltenen Berathungen und Zusammenkünfte seiner Anhänger, das ganze Hirngespinnst zusammen. Auf dem großen Freimaurercongresse zu Wilhelmsbad im Jahre 1782, welchen Herzog Ferdinand seit zwei Jahren vorbereitet hatte und persönlich leitete, wurde das templarische oder Hund'sche System in seiner Grundlage, da sich erwies, daß sich sein Stifter einer erlogenen Vollmacht bedient hatte, erschüttert und umgeworfen. Das eklektische System des Herrn von Knigge gewann nun hier die Oberhand; man stiftete einen Rittergrad der Wohlthätigkeit, von dessen Gedeihen doch nichts bekannt geworden ist, und setzte eine Art von Capitulation auf, welcher zufolge der Herzog von Braunschweig abermals zum Großmeister erwählt wurde. Wiewol man durch diese neue Verfassung den alten Misbräuchen und Täuschungen entgegen zu arbeiten gedachte, so blieb gleichwol das Oberhaupt, da dasselbe in seinen alten Tagen völlig Träumer geworden war, ein Spielwerk der

---

17) Mauvillon berechnet des Herzogs jährliches Einkommen auf ungefähr 52,000 Rthlr., davon über die Hälfte aus den englischen Jahrgeldern flossen; seine preußische Pension betrug 3800 Rthlr., dagegen seine magdeburger geistlichen Pfründen 8000 Rthlr. Die drei Johanniter-Komthureien Lietzen, Supplingenburg und Nemerow scheint er späterhin mit der Komthurei desselben Ordens zu Gergast vertauscht zu haben, aus welcher er jährlich 5000 Rthlr. zog, und 5000 Rthlr. trugen ihm die braunschweiger Appanage und das Gut Vechelde ein. Aus England erhielt Ferdinand, wie schon bemerkt, jährlich 4200 Pf. St.; wäre nun erwiesen, daß er nach der Angabe von Preuß schon nach der Schlacht bei Minden 4000 Pf. St. Ehrensold auf Lebenszeit von Georg II. erhalten hätte, so müßten sich seine Einnahmen ungleich höher belaufen haben.

Obscuranten, während freilich der erleuchtete Knigge mit seinem Genossen Bode auch sein eklektisches System zu nicht viel Besserem als zur Charlatanerie verwendete. Bloße Sage scheint zu sein, daß der schwache Fürst von Braunschweig sich auch in das Netz der Illuminaten habe ziehen lassen; schwerlich aber konnte er sich von seinem Aberglauben und Hange zur Geheimnißkrämerei losreißen. Gewisser ist dagegen, daß er sich mit Thaumaturgen, Swedenborgianern und andern schwärmerischen Gauklern einließ [18]). Mit dem Prinzen Karl von Hessen, der ein Erzswedenborgianer war, hielt er einst zu Altona eine persönliche Unterredung. Die große Menschenkenntniß war mit der Scharfsicht, welche dieser ausgezeichnete Kriegsheld besaß und die er in seinen militairischen Verhältnissen entwickelt hatte, nach und nach in ihm verschwunden. Er verfiel ins Geklätsche, welches fast allenthalben Beifall fand, und Gelehrte, wie Archenholtz und Professor Heyne in Göttingen [19]), brachten durch ihre Schriften des Herzogs Geistesschwäche in solch' einen Verruf, daß man an seinem erworbenen Ruhme verzweifelte.

Der gelehrte Kriegsmann Jacob Mauvillon sucht zwar, weil auch er den maurerischen Angelegenheiten eifrig ergeben war, alle diese Schwächen des Fürsten, von denen große Kriegshelden in ihrem vorrückenden Alter zuweilen nicht frei bleiben, in ein günstiges Licht zu stellen; allein merkwürdig bleibt immer, daß dieser Oberstlieutenant und Lehrer der hessischen und braunschweigischen Cadetten grade mit seinem Jacobinismus ein so vorsichtiges Werk schreiben konnte, als eben seine Biographie über den Herzog Ferdinand. Ja er milderte und schlug — edel und dankbar genug von einem Begünstigten desselben — all' den Tadel, welchen sein Freund, der Graf Mirabeau, über diesen Kriegshelden des 18. Jahrh. in seinen geheimen Briefen ausgesprochen hatte, auf eine ebenso kenntnißreiche und geistvolle, als ergreifende Weise nieder.

Der Tadel betrifft eine nunmehr ganz öffentlich verbreitete Sage und Beschuldigung, Ferdinand habe während seines Oberbefehls über das Heer der Verbündeten alle Generalstabsgeschäfte durch seinen Geheimsecretair Philipp Westphalen machen lassen und habe allen seinen Kriegsruhm im Grunde nur diesem und dem Generalquartiermeister Bauer zu verdanken. Archenholtz hat im Octoberhefte seiner Minerva (1792) dieser Sage zuerst entgegentreten wollen, aber durch seine ungeschickte Vertheidigung dem Rufe des Fürsten mehr geschadet, als genützt, während in neuerer Zeit Wagner und nach ihm Preuß, mit Berufung auf die Papiere des Herzogs, erzählen, Westphalen habe nicht nur alle strategische Entwürfe gemacht, sondern auch die Bewegungen und Stellungen der Armee bis zur geringsten Wendung angegeben, welche der Herzog, meistens ohne etwas daran zu ändern, ausführte, doch aber sich durch die Hilfe seines Secretairs nicht verdunkelt gefunden, weil seine selbständige Größe sich in seinen Thaten aufs Schönste kund gegeben habe.

Daß Herzog Ferdinand das bloße Werkzeug eines Cabinetsecretairs, der nie den Degen geführt hatte, nie aus seiner Arbeitsstube heraus aufs Schlachtfeld gekommen war, gewesen sein solle, ohne zum Gespötte der ganzen Armee, der er als Befehlshaber vorstand, zu werden, leuchtet um so mehr ein, da sein ruhmvolles Andenken in Teutschland und England bleibend und seine militairischen Verdienste von sachkundigen Männern, wie früher, so jetzt anerkannt worden sind. Buchstäblich läßt sich jene Behauptung keineswegs auffassen, sondern es ist dabei zu berücksichtigen, daß sich Westphalen dem Fürsten, welcher ihn jedenfalls erst zum Strategen herangebildet hatte, als einen Mann von vorzüglichen Fähigkeiten, von richtigen Einsichten und großer Beurtheilungskraft mit seltener Treue und Ergebenheit schon erwiesen hatte, ehe dieser den Oberbefehl über das verbündete Heer annahm; und als er Anfangs von den Fähigkeiten und Leistungen der Officiere in demselben entweder gar keine oder nur geringe Kenntniß hatte, so behielt Westphalen sein ganzes Vertrauen, wurde in das ganze Geheimniß des Felddienstes bei dieser Armee eingeweiht und bekam dann auch die eigentliche Leitung des Feldcabinets. Um sich nicht im Mindesten stören und irren zu lassen, so verhandelten beide mit einander Alles schriftlich. Westphalen hatte im Hauptquartier sein Zimmer neben dem des Herzogs und so führten sie ihre schriftlichen Mittheilungen von Zimmer zu Zimmer. Der gegenseitige Austausch von Ideen, Anschlägen und Ansichten wurde vom Secretair ausgearbeitet, vom Herzoge eigenthümlich aufgefaßt und als sein Eigenthum bei der Ausführung verbraucht [20]). Ferdinand zog nun auch den hessischen Artillerielieutenant Bauer aus dem Dunkel hervor, der ihm nachmals als Generalquartiermeister die vortrefflichsten Dienste leistete, aber auch in der Folge offen genug war, um einzugestehen, daß er alle seine militairischen Kenntnisse dem Herzoge verdanke. Außer diesen beiden Männern muß, um jedem einseitigen Urtheile zu begegnen, noch der Kreis von einsichtsvollen Officieren erwähnt werden, die in des Fürsten Hauptquartier zur Berathung und zur Besprechung, wie zum täglichen Umgange, gezogen wurden und meistens dessen Schüler waren, als sein ausgezeichneter Neffe Karl Wilhelm Ferdinand, dessen Brüder Heinrich und Friedrich, der geniale Graf Friedrich Wilhelm Ernst von Lippe-Bückeburg, die Generale von Bülow, Rheden, Freitag, Wallmoden, Spörken, Schlieffen, Winzingerode, Riedesel, Rhetz, Luckner und andere mehr. Auch die Engländer Clinton, Cornwallis, Shelburne und vor Allen Lord Granby und der Schotte Boyd dürfen dabei nicht vergessen werden. Sie Alle bildeten im Kriegslager mit Ferdinand die trefflichen Ritter von der Tafelrunde, die unmöglich von einem Secretair ausschließlich ihre Lehren empfingen, und gegen sie allein schon hätte der Herzog seinen Ruf bei der Armee nicht behaupten können, wenn er eben nicht jene Übersicht, wie sie dem obersten Feld-

18) Die maurerische Biographie über Herzog Ferdinand in Friedrich's von Sydow Asträa auf das J. 1824. S. 147 fg. gibt über dieses Fürsten maurerische Beschäftigung nur sehr dürftige Aufschlüsse. 19) Heyne in seiner Memoria Ferdinandi.

20) Unter den gebildeten Kriegsmännern hat wol Massenbach, welcher des Herzogs Correspondenz zu kennen scheint, in seinem am Ende dieses Aufsatzes angeführten Schriftchen S. 43 in der Note a über den obigen Tadel am Gediegensten geurtheilt.

herrn zukommt, zu allen Zeiten und unter allen Umständen auf dem Schlachtfelde, wie im Kriegsrathe, festgehalten, wenn er nicht jene Tapferkeit, jenen Scharfblick, die ihm eigen waren, mit Ruhe und selbständiger Fassung auch in den bedenklichsten Lagen verrathen hätte. Alle seine militairischen und sittlichen Eigenschaften aber erwarben ihm die große Achtung und Liebe unter den Truppen, die nachmals grade unter den Officieren, wie die englischen und hessischen, welche nach dem Kriege in gar keiner Verbindung mehr mit ihm standen, in wahre Anhänglichkeit und Bewunderung überging. Für sein Feldcabinet blieb indessen immer Westphalen sein Vertrautester, und weil dieser ihm treu, eifrig, klug und uneigennützig diente, zahlte er ihm auch nach dem Kriege den Gehalt fort und wirkte in England wie in Hanover noch ein Jahrgeld für ihn aus, während er außerdem dafür sorgte, daß Westphalen in den Reichsfreiherrnstand erhoben wurde. In der Folge wurde dieser unvergleichliche Mann braunschweiger Landdrost und starb endlich als Amtmann zu Rendsburg in dänischen Diensten. Bauer ging in russische Dienste, hatte aber, obschon er nicht das Vertrauen bei Ferdinand genoß, welches Westphalen sich erworben hatte, großen Eigennutz in den fünf Feldzügen bewiesen und ein ansehnliches Vermögen erworben. Um das Wohl der ganzen Armee, die ihm untergeben war, zu fördern, zeigte Ferdinand als Feldherr nicht blos durch seine Vorschüsse, die er den Engländern machte, sondern auch durch die Vernachlässigung der dargebotenen Gelegenheiten, sich einige Millionen zu erwerben, eine bewundernswürdige Uneigennützigkeit, welche in der Folge in dem verdienten Maße nicht anerkannt wurde. Überdies behandelte er alle Bestandtheile seiner Armee völlig unparteiisch, zeigte im Umgange viel Feinheit, große Höflichkeit und Freundlichkeit, ohne falsch zu sein. Auch rühmt man ihm nach, daß er nie Truppen vergebens aufgeopfert habe. Das Heer, das er gegen die Franzosen führte, war mit Ausnahme des letzten Feldzugs, stets schwächer, als das seiner Gegner, und im ganzen Officiercorps desselben fand er, wie nachmals der Graf von Lippe-Bückeburg im portugiesischen Heere, Viele, die zuvor Bedienten, Köche, Schreiber und dergleichen mehr gewesen waren. Auch hatten die Franzosen in ihrer Armee geschicktere Ingenieurofficiere, als das Heer der Verbündeten, welches der Herzog Ferdinand blos in sofern mit Abhängigkeit befehligte, als er den allgemeinen Plan eines jeden Feldzuges vor dessen Eröffnung mit dem englischen Cabinete und mit dem Könige von Preußen verabreden mußte. Die Ausführung des Ganzen und die Benutzung einzelner Umstände, sowie die plötzliche Wendung der Dinge im Felde waren ihm anheimgegeben; daher er eine beneidenswerthere Stellung hatte, als die französischen und österreichischen Feldherren, die stets nach den Vorschriften ihrer hohen Cabinete handeln mußten.

Ferdinand war übrigens schön gewachsen, von einnehmender Gesichtsbildung und soll im Felde, wo ihn noch keine körperlichen Leiden heimsuchten, einer der schönsten Männer seiner Zeit gewesen sein. Seine ganze Haltung, wie sein Benehmen, verrieth viele edele und feine Bildung. Er trug sich ohne Zierlichkeit und Pracht ausnehmend sauber, und Alles um ihn her war vollkommen anständig und ohne Prunk. Er sprach gut, immer artig und schonend, liebte anständigen und munteren Scherz und nahm selbst Antheil daran. Des Französischen war er vollkommen mächtig und liebte die Sprache und die Sitten dieser Nation gar sehr; auch war er zuvorkommend gegen das schöne Geschlecht, ohne sich doch in irgend einer Weise von demselben abhängig machen zu lassen. Von seinen Feldzügen sprach er nur selten, und wenn es geschah, mit wahrer Kenntniß in diesem Fache und mit Bedacht. Seine Leidenschaften wußte er meistens zu beherrschen, Neigung zur Jagd, Schwelgerei, zu unmäßiger Prachtliebe und zum Spiele waren ihm fremd. Er blieb daher stets zart gesinnt, menschenfreundlich und war ein Muster in Behandlung der gefangenen Feinde, wovon schöne Züge erzählt werden. Der Krieg konnte ihn nicht zu rohen Gesinnungen umstimmen, und war in einer Schlacht viel Blut geflossen, so erschütterte ihn gewöhnlich der Anblick von Leichenhaufen. Allgemein erzählt man sich von der Bewegung, die sein Innerstes nach der Schlacht bei Crefeld durchdrang, als die Officiere kamen, um ihm wegen des herrlichen Sieges Glück zu wünschen. Wünschen Sie mir nicht Glück, meine Herren, erwiederte er denselben, sondern schauen Sie auf dieses mit Leichen bedeckte Feld. Es ist nun das zehnte Mal, daß ich einem solchen Schauspiele beiwohne; Gott gebe aber, daß es das letzte Mal sein möge! Da er eine edele Bescheidenheit besaß, liebte er in seinem Privatstande auch die gemischten Gesellschaften. Wegen seiner großen Uneigennützigkeit im Felde und seiner grenzenlosen Wohlthätigkeit im Privatleben hinterließ er keine Schätze, wol aber eine so aufrichtige Theilnahme und Anhänglichkeit, daß er bei seinem Tode von allen Hilfsbedürftigen, wie von allen Menschenfreunden sehr betrauert wurde [21]). In den letzten Jahren waren seine Beine sehr geschwollen und der Ursprung der Krankheit, die ihn hinwegraffte, zeigte sich schon acht Jahre vor seinem Ende. Er starb am 3. Juli (nicht April) 1792 in Folge eines Lungenübels und wurde seiner Anordnung zufolge auf seinem Gute zu Vechelde ganz einfach begraben. Auch die Leichenreden hatte er sich verbeten; indessen unterblieben die Gedächtnißreden nicht. Schon sein Neffe, der Prinz Friedrich von Dänemark, hatte ihm in den Anlagen des Lustschlosses zu Jägerpreis im Jahre 1778 eine schöne Ehrensäule errichten lassen [22]). Ein würdiges Denkmal errichtete ihm zwei Jahre nach seinem Tode sein Günstling Mauvillon in dem bereits gedachten gründlichen Werke [23]), und zwölf Jahre später rief der

21) Eine Stimme hierüber ließ sich vernehmen im politischen Journale 1792, II, 734. 22) Hierzu lieferte Roggert ein historisches Gemälde von dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig-Wolfenbüttel zur Erklärung einer allegorischen Landkarte auf der Ehrensäule dieses Herzogs ꝛc. in dänischer Sprache, welche Schrift auch in teutscher Übersetzung erschien zu Kopenhagen und Leipzig 1781. 23) Das Werk von Mauvillon heißt: Geschichte Ferdinand's, Herzogs von Braunschweig und Lüneburg ꝛc. 2 Theile. (Leipzig 1794.) Ein ebenfalls militairisches Werk ist C. von Schaper's Vie militaire du Maréchal Prince Ferdinand, Duc de

hrist von Massenbach in seiner Lobrede auf Ferdinand das preußische Heer auf, dem edeln Fürsten ein seinen Namen würdiges Denkmal zu setzen[24]). Von dem ungemein zahlreichen und wichtigen Briefwechsel dieses Herzogs mit dem Könige Friedrich II. von Preußen, welcher sich, nach der Bemerkung von Preuß, im Archive des großen Generalstabes der preußischen Armee zu Berlin befindet, hat Wagner in seinen Denkwürdigkeiten für die Kriegskunst und Kriegsgeschichte (Berlin 1819.) blos eine Auswahl im vierten und sechsten Hefte abdrucken lassen.

(*B. Röse.*)

FERDINAND, Herzog von Viseu, des Königs Eduard von Portugal jüngerer Sohn, geb. 1433, regierte den Christus- und St. Jagoorden als Großmeister, bekleidete auch das Amt eines Condestable des Königreichs. Sein Bruder entsandte ihn 1455 mit einer Flotte nach den mauritanischen Küsten; indem er aber, in dem Leichtsinne eines Knaben, sein Volk in das von der Pest arg heimgesuchte Ceuta einquartierte, veranlaßte er eine, jedem ernstlichen Unternehmen hinderliche, Sterblichkeit, sodaß er genöthigt war, mit den Trümmern seines Heeres nach dem Tejo zurückzukehren. Des Königs Begleiter in der Expedition von 1463, hatte Ferdinand in Tanger Verständnisse angeknüpft, welche auszubeuten er mit 500 gerüsteten Streitern der besagten Stadt zuzog; allein das Verständniß war ausgekundschaftet, die Besatzung stand in Bereitschaft, und statt in einem Überfalle die Festung zu gewinnen, erlitten die Portugiesen schwere Niederlage. Kümmerlich, von wenigen Glücklichen begleitet, entkam der Infant der Metzelei. Für diesen Unfall nahm er eine verspätete unvollständige Rache 1468; mit seiner Flotte bei der Stadt Anafe anlegend, fand er sie von Einwohnern verlassen, und ließ die leichte Eroberung von Grund aus schleifen. Hierauf nach Europa zurückkehrend, beschloß er noch in demselben Jahre, den 18. Sept., zu Setubal sein Leben. So Ferreras, von dem Infanten Ferdinand handelnd, während derselbe Geschichtschreiber den Herzog Ferdinand von Viseu den 8. Sept. 1470, ebenfalls zu Setubal, in dem Alter von 36 Jahren sein Leben beschließen läßt. Dieser Widerspruch, diese Zweideutigkeit scheinen der Sage, daß der Herzog von Viseu auf seines königlichen Schwiegersohns Geheiß ermordet worden, einige Consistenz zu verleihen. Er ruht in der Kirche des von seiner Gemahlin Beatrix gestifteten Klosters de la Concepcion zu Setubal. Eine Tochter des im October 1442 verstorbenen Infanten Johann, wurde Beatrix von neun Kindern Mutter. Davon heirathete Eleonora 1470 den König Johann II. von Portugal, Isabella den Herzog Ferdinand II. von Braganza; Johann, Herzog von Viseu, starb unvermählt, vor 1484, während Jacob, des Bruders Nachfolger, der Sage nach verwickelt in seines Schwagers, des Herzogs Ferdinand II. von Braganza, hochverrätherischen Verkehr mit Castilien, von der eigenen Hand des zürnenden Königs Johann II. bei der Tafel erdolcht wurde, den 22. Aug. 1484. Die Güter blieben dem jüngsten Bruder, Emanuel, welcher jedoch den Titel von Viseu gegen den eines Herzogs von Beja vertauschen mußte, bis er 1495, nach Absterben K. Johann's II., den Thron von Portugal bestieg.

(*v. Stramberg.*)

FERDINAND JOHANN JOSEPH III., Großherzog von Toscana, der zweite Sohn des Großherzogs Leopold, geb. am 8. Mai 1769, erhielt unter der Leitung des Marchese Manfredini eine vorzügliche, aber etwas einseitige Erziehung, die zwar vollkommen geeignet war, ihn zu einem tugendhaften, aufgeklärten und friedlichen Fürsten zu machen, aber die militairische Ausbildung, die ihm später von unberechenbarem Vortheile gewesen wäre, gänzlich vernachlässigte. Als sein Vater im J. 1790 nach dem Tode Joseph's II. den kaiserlichen Thron bestieg, folgte er ihm in der Regierung Toscana's nach und nahm am 2. Juli 1790 den großherzoglichen Titel an. Seine Bemühungen, den Handel, sowie Kunst und Wissenschaft, zu fördern und durch strenge, aber gerechte, Handhabung der Gesetze Ruhe und Ordnung in seinem Lande zu erhalten, hatten den besten Erfolg, selbst beim Ausbruche des Krieges der verbündeten europäischen Staaten gegen die französische Revolution huldigte er fortwährend denselben Grundsätzen und suchte seinen kleinen, von keinem Heere vertheidigten, Staat durch die Beobachtung einer strengen Neutralität zu schützen, was ihm auch im J. 1792, aber freilich nur kurze Zeit, gelang. Er erkannte zuerst die französische Republik durch die Aufnahme ihres Gesandten La Flotte (den 16. Jan. 1792) an, und widerstand mit festem Sinne dem Verlangen Österreichs und Englands, der Coalition beizutreten, bis der englische Gesandte, Lord Herven, mit Krieg drohte und zugleich ein englisches Geschwader unter Lord Hood auf der Höhe von Livorno erschien, um die Drohung zu verwirklichen. Der Großherzog sah sich jetzt, um von seinen Unterthanen großes Unheil abzuwenden, gezwungen, den französischen Gesandten am 9. Oct. 1793 aufzufodern, in möglichst kurzer Frist das Gebiet von Toscana zu verlassen, in welchem jetzt die Engländer einen mit jedem Tage sich vergrößernden Einfluß zu üben anfingen, aber es doch nicht zu verhindern vermochten, daß der Großherzog den in seinem Lande ansässigen Franzosen jeden möglichen Schutz angedeihen ließ. Überhaupt suchte er, wo es nur immer ging, jede unnöthig verletzende Maßregel zu vermeiden, und duldete deshalb auch in seinem Gebiete nicht die Verfertiger falscher Assignaten, durch welche man das französische Papiergeld in Verruf zu bringen suchte.

unsvic et de Lunebourg, pendant la guerre de sept ans en Westphalie. (Magdebourg 1796.) 2 voll.

24) Diese Schrift führt den Titel: Lobrede auf Ferdinand, Herzog von Braunschweig &c., von dem Obersten von Massenbach. (Berlin 1806.) Außer den angeführten Schriften wurden noch benutzt: Ebel's Gedächtnißrede auf den weiland Durchl. Fürsten und Herrn, Herrn Ferdinand, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg (Braunschweig 1792.); ferner: Leben und Thaten des Durchl. Prinzen Ferdinand von Braunschweig, aus gründlichen Nachrichten gesammelt. (Frankfurt und Leipzig 1759.) Heldengeschichte Sr. Durchlaucht des Prinzen Ferdinand, Herzogs zu Braunschweig und Lüneburg, mit unparteiischer Feder geschrieben und mit Schlachtplanen (ohne O. 1763.), und O'Cahill's Geschichte der größten Heerführer neuerer Zeiten. 4—6. Th. Übrigens findet man auch in dem berliner militairisch-genealogischen Kalender auf das Jahr 1792. Nr. 1 eine kleine Lebensbeschreibung Herzogs Ferdinand von Braunschweig.

Am 4. Nov. 1794 ersetzte er der Republik einen ihr von den Engländern innerhalb seiner Grenzen hinweggenommenen bedeutenden Getreidevorrath, was auf die nahe Wiederanknüpfung eines freundschaftlichen Verhältnisses schließen ließ, welche auch, sobald ein französisches Heer Piemont besetzte, erfolgte. Die frühere Neutralität wurde durch einen Vertrag wieder hergestellt und der toscanische Gesandte, Graf Carletti, am 21. März 1795 in dem Nationalconvent, der die Handlungsweise seines Gebieters lobend anerkannte, sehr wohlwollend aufgenommen. Carletti erhielt zwar bald darauf wegen seiner unklugen Bitte, der Tochter Ludwig's XVI., welche in demselben Jahre aus dem Gefängnisse nach Wien entlassen wurde, seine Dienste anbieten zu dürfen, den Befehl, die Republik zu verlassen; die freundschaftlichen Beziehungen zwischen ihr und Toscana wurden jedoch dadurch keinen Augenblick gestört, da der Großherzog das Benehmen seines Gesandten misbilligte und an seiner Stelle schon im Januar 1796 einen andern nach Paris schickte. Trotz aller Vorsicht und Klugheit war es ihm aber doch nicht möglich, sich mit gleichem Glücke aus den sich immer mehr häufenden Verlegenheiten zu ziehen. Die Engländer hatten die Flagge der Republik in dem Hafen von Livorno beschimpft und sich an dem Eigenthume französischer Handelsleute vergriffen; was konnte Ferdinand gegen England unternehmen, um dessen Flotten zur Beobachtung der Neutralität zu zwingen? Seine Lage war deshalb sehr bedenklich, als im Juli 1796 das französische Heer unter dem Generale Bonaparte in Italien einrückte. Alle Vorstellungen waren vergebens; Bonaparte besetzte Livorno, confiscirte die englischen Waaren, welche sich daselbst vorfanden, und schickte den Gouverneur Spanocchi, welchen er des Einverständnisses mit den Engländern anklagte, mit dem Verlangen, ihn zu bestrafen, an den Großherzog. Die Engländer nahmen dagegen Porto Ferrajo auf der Insel Elba. Ferdinand, von zwei Seiten gedrängt, zeigte indessen in dieser Sache eine so ehrenhafte Festigkeit, daß ihm Bonaparte seine Achtung nicht versagen konnte. Als dieser bald darauf zu Florenz an dem Hofe einen Besuch abstattete, wurde die Mishelligkeit noch ein Mal ausgeglichen und im Februar 1797 die Neutralität durch einen von dem toscanischen Bevollmächtigten Manfredini mit Bonaparte zu Piacenza geschlossenen Vertrag wieder hergestellt. Toscana kostete diese Schonung zwei Millionen und viele herrliche Kunstwerke aus seiner weltberühmten Sammlung, darunter die mediceische Venus. Darauf räumten die Franzosen Livorno und die Engländer Porto Ferrajo. Kaum waren diese Verhältnisse mit dem Auslande geordnet, als in Toscana selbst die Umtriebe revolutionairer Köpfe die Ruhe zu stören drohten; der Großherzog mußte, ehe er sie zu unterdrücken wagen durfte, die Erlaubniß Bonaparte's einholen. Die Beziehungen zu den übrigen, gegen Frankreich feindlich gestimmten, Staaten mehrten fast mit jedem Tage seinen Ärger und Verdruß, und nachdem er noch die cisalpinische Republik hatte anerkennen und den bis jetzt ungefährdeten Agenten Ludwig's XVIII., den Abbé Dijon, aus Toscana entfernen müssen, faßte er endlich den Entschluß, eine andere Politik zu befolgen, und schickte Manfredini nach Wien, um eine Verständigung vorzubereiten. Man kam hier überein, daß er scheinbar die Neutralität fortsetzen, aber im Stillen Maßregeln treffen solle, um zur rechten Zeit mit den Verbündeten thätig gegen die Franzosen auftreten zu können. Diesen konnten bei ihren weitverzweigten geheimen Verbindungen in allen europäischen Staaten die Schritte des Großherzogs nicht verborgen bleiben, und als er kurz darauf unter dem Scheine, die revolutionairen Bewegungen in seinem Lande zu unterdrücken, Truppen aushob und ein Anlehen von 800,000 Thalern zu machen suchte, als ferner die Engländer zu Livorno 6000 Mann neapolitanischer Truppen ans Land setzten, um die Verbindung der französischen Heere im südlichen und nördlichen Italien abzuschneiden, erklärte das Directorium dem Großherzoge, obschon er einen Courier nach Paris geschickt hatte, um diese Verletzung der Neutralität von sich ab auf die Engländer zu wälzen, gleichzeitig mit dem Kaiser von Österreich den Krieg. Französische Truppen rückten im März 1799 in Florenz ein, und Ferdinand begab sich nach Wien, nachdem er vorher noch seine Unterthanen aufgefodert hatte, sich ruhig zu verhalten. Diese fanden jedoch wenig Gefallen an dieser Occupation, und zeigten bei jeder Gelegenheit ihre Abneigung gegen die Franzosen. Noch in demselben Jahre schien sich dieser peinliche Zustand ändern zu wollen, als das französische Heer nach mehren Verlusten und von dem Feinde gedrängt sich aus Toscana zurückziehen mußte. Ferdinand kehrte jedoch nicht selbst zurück, sondern setzte eine Regentschaft ein, an deren Spitze der Marchese von Sommariva stand. Die Ankunft Bonaparte's und die Schlacht von Marengo änderten aber in kurzer Zeit die Zustände Oberitaliens, und die Anstrengungen Sommariva's, Widerstand zu leisten, waren erfolglos. Da Ferdinand jetzt nicht mehr als neutraler, noch weniger als gegen die französische Republik freundlich gesinnter Fürst betrachtet werden konnte, und diese von nun an in Italien eine unbeschränkte Herrschaft üben wollte, so mußte der Großherzog im Frieden von Luneville (1802) auf Toscana Verzicht leisten und erhielt als Entschädigung das Erzbisthum Salzburg, die Propstei Berchtesgaden und Stücke der Bisthümer Passau und Eichstädt, welche Ländertheile er unter dem Titel eines Herzogs und Kurfürsten regierte, die ihm aber nicht einmal die Hälfte der Einkünfte des Großherzogthums Toscana abwarfen. Aber auch diesen in einem Augenblicke der Verlegenheit gebildeten Staat mußte er in Folge des presburger Friedens (1805) an Österreich und Baiern abtreten und erhielt dafür Würzburg mit dem Kurfürstentitel. Bonaparte trennte ihn durch diese feinberechnete Versetzung in die Mitte der kleinen Staaten des westlichen Teutschland nicht nur von Österreich, sondern stellte ihn auch Baiern, welches auf diese Weise einen Theil seines Gebietes verlor, feindlich gegenüber. Als nach der Auflösung des teutschen Reiches der Kurfürstentitel seine Bedeutung verlor, erhielt er wieder den eines Großherzogs und trat am 16. Sept. 1806 dem Rheinbunde bei. Man darf bei allen diesen Handlungen voraussetzen, daß sie ganz im Einverständnisse mit

seinem Bruder, dem Kaiser Franz I. von Österreich, geschehen, weshalb er sich auch aus manchen schwierigen Verhältnissen, namentlich während des Krieges Österreichs gegen Frankreich im J. 1809, durch die Zuflucht zur Neutralität leidlich herauszog. In seinem Lande selbst genoß er bei den Unterthanen, deren Denkungsweise ihm völlig fremd war, wenig Ansehen. Im J. 1810 ging er nach Paris und wohnte, der Einzige seines Hauses, der Vermählung Napoleon's mit seiner Nichte, Marie Louise, bei. Bei dieser Gelegenheit scheint ihm eine Änderung seiner unangenehmen Lage in Aussicht gestellt worden zu sein, und man glaubte sogar an deren Verwirklichung, als Napoleon in seiner Proclamation an die Polen im J. 1812 ihn diesen als ihren künftigen König bezeichnete. Ob diese Versprechung ernstlich gemeint war, mag dahin gestellt bleiben; die Ereignisse des nächsten Jahres machten ihre Verwirklichung unmöglich. Durch den pariser Frieden (den 30. Mai 1814) erhielt Ferdinand Toscana, sogar mit einigen Vergrößerungen, zurück, und ward von seinen Unterthanen, die der französischen Herrschaft herzlich müde waren, mit aufrichtigem Jubel empfangen. Noch ein Mal mußte er, als Joachim Murat die Unabhängigkeit Italiens erfechten wollte und in Toscana einfiel, auf einige Tage seine Hauptstadt verlassen, wohin er aber nach der Niederlage desselben am 20. April 1815 zurückkehrte, um von nun an der lang entbehrten Ruhe zu genießen. Die Gerechtigkeitspflege, die Verbesserung der Finanzen, die Hebung des Verkehrs und die Förderung der Künste und Wissenschaften waren jetzt wieder die Hauptgegenstände seiner Bemühungen, wie bei dem Antritte seiner Regierung im J. 1791. Aufgeklärt und duldsam änderte er nichts an den von den Franzosen getroffenen Staatseinrichtungen, sobald sie ihm zweckmäßiger schienen, als die früheren. Aus allen Kräften widersetzte er sich unnöthigen Reactionen und suchte mit aufrichtigem Eifer die Parteien auszusöhnen, in soweit dieses nach so gewaltsamen Umwälzungen möglich war. Die Censur wurde von ihm gelinder gehandhabt, als in allen übrigen italienischen Staaten, und selbst den wegen politischer Ansichten Verfolgten gewährte er sichere Zuflucht, so lange sie sich ruhig verhielten und seine Unterthanen nicht zu ungebührlichen Handlungen oder Äußerungen gegen die Regierungsmaßregeln verleiteten. Als die Revolutionen in Portugal, Spanien, Piemont und Neapel ausbrachen und große Bewegung in den italienischen Staaten verursachten, wurde in Toscana die Ruhe keinen Augenblick gestört, und in ganz Europa war man darüber einig, daß man nirgends in Italien so frei, angenehm und sicher leben könne, als in dem durch die weit vorgeschrittene Bildung seiner Bewohner hervorragenden Großherzogthume, wenn man sich nur innerhalb der von dem Gesetze und der Vernunft vorgezeichneten Grenzen bewegen wollte. Ferdinand genoß deshalb die allgemeinste Achtung und die Liebe seiner Unterthanen, und ward, als er am 18. Juni 1824 starb, aufrichtig betrauert. Ihm folgte sein einziger Sohn Leopold Franz Ferdinand Karl, geb. am 30. Oct. 1797 von seiner ersten Gemahlin, Louise Maria Amalia, einer Prinzessin von Neapel, die ihm der Tod schon den 17. Sept. 1804 entriß. Erst im J. 1821 nahm er seine zweite Gemahlin, Maria, eine Prinzessin von Sachsen.

(*Ph. H. Külb.*)

FERDINAND, Erzherzog von Österreich, der zweite Sohn des Kaisers Ferdinand I. und seiner Gemahlin Anna, einer Tochter des Königs Ladislaus von Böhmen, wurde am 14. Juni 1529 zu Linz geboren und zeigte schon als Kind den liebenswürdigen Charakter, welchen ihm alle Zeitgenossen nachrühmen. Er erhielt eine ebenso einfache als gute Erziehung und wurde als Jüngling von seinem Vater im J. 1547 an die Spitze der Verwaltung Böhmens gestellt, welche er bis zur Krönung Maximilian's II. (1562) mit redlichem Eifer leitete. Mit einer ungewöhnlichen Leibesstärke begabt, war er in allen ritterlichen Übungen wohl erfahren und in der Führung der Waffen nicht unglücklich, wie der Feldzug gegen die Türken, in Ungarn (1556), welchen er leitete, beweist. Den entschiedensten, aber seiner Familie höchst schmerzlichen Schritt that er in der Wahl seiner Gemahlin. Er verliebte sich im J. 1550 zu Augsburg in die schöne Philippine Welser, die Tochter eines angesehenen Patriciers dieser Stadt, und heirathete sie im J. 1557 ohne Vorwissen seines Vaters, dessen Gesinnungen in dieser Beziehung ihm wohl bekannt waren und dessen Einwilligung zu erlangen er nicht hoffen durfte. Als der Vater die Sache erfuhr, war er ernstlich über seinen Sohn und diejenige, welche ihn durch die Macht ihrer Anmuth zu diesem Schritte bewogen hatte, erzürnt. Um ihn zu versöhnen, stellten der Erzherzog und seine Gemahlin eine Urkunde aus (den 31. Juli 1559), worin sie sich schuldig erklärten, den Vater arg beleidigt zu haben und ihn um Verzeihung baten; worin sie ferner sich verpflichteten, ihre nur einigen Personen bekannte Verbindung stets geheim zu halten, und endlich ihre Zustimmung gaben, daß ihre Kinder nicht in die Erbfürstenthümer succediren, sondern nur auf anständige Weise versorgt werden sollten. Der Kaiser erklärte darauf in einer eigenhändigen Urkunde vom 1. Aug. 1559, daß er, „sofern die also heimlicher Weise und ohne sein Wissen und Willen geschlossene Heirath kräftig und beständig sei, welches er Gott dem Allmächtigen und dem Urtheile der heiligen Kirche befehle," jene Verschreibung bestätige, daß die aus dieser Ehe entspringenden Kinder den Namen von Österreich mit dem habsburgischen Wappen führen, die Söhne für den unverhofften Fall, daß der ganze männliche Stamm des Hauses Österreich aussterben sollte, in die Erbkönigreiche und Erblande succediren, und daß alle Kinder sammt ihren Nachkommen von allen Abgaben frei sein sollten. Die Ehe wurde so geheim gehalten, daß Ferdinand's Brüder, Maximilian und Karl, erst später davon hörten und nicht wenig darüber erstaunt waren, aber doch bereitwillig den von ihrem Vater gemachten Stipulationen beitraten. Das Versprechen, die Ehe geheim zu halten, wurde von dem Erzherzoge so streng und gewissenhaft beobachtet, daß er seine Kinder, nachdem sie im Beisein einiger vertrauten, als Zeugen nöthigen, Personen getauft waren, aussetzen und finden und mithin als Findlinge aufziehen ließ. Um aber die Abkunft der Kinder zu constatiren und spätere

Misverständnisse zu vermeiden, führte er sorgfältig ein (jetzt im Gubernialarchiv in Innsbruck aufbewahrtes) Buch, in welches er mit eigener Hand die Namen seiner Kinder und alles, was sich bei ihrer Geburt zutrug, einschrieb und von seiner Gemahlin durch eigenhändige Unterschrift bestätigen ließ. Der älteste aus dieser Ehe entsprossene Sohn, Andreas von Österreich (geb. am 15. Juni 1558 zu Brezesniz), widmete sich dem geistlichen Stande, ward Bischof von Brixen und Kostnitz und Cardinal, bekleidete eine Zeit lang die Stelle eines Interimsstatthalters in den spanischen Niederlanden und starb am 12. Nov. 1600 zu Rom. Der zweite Sohn, Karl von Österreich (geb. am 22. Nov. 1560 zu Bürglitz), erhielt die Markgrafschaft Burgau als Apanage, vermählte sich am 4. März 1601 mit Sibylla, einer Tochter des Herzogs Wilhelm von Jülich, und starb am 30. Oct. 1618 ohne Nachkommenschaft, worauf die den Kindern Ferdinand's verliehenen Lehen wieder an andere österreichische Prinzen zurückfielen. Ferdinand hing fortwährend mit inniger Liebe an seiner nur aus Neigung gewählten Gattin, und als er nach dem Tode seines Vaters im Jahre 1567 die Regierung von Tyrol erhielt, wohnte sie auch fortwährend in seiner Nähe auf dem Schlosse Ambras bei Innsbruck. Da ihm die Geheimhaltung seiner glücklichen Ehe immer lästiger wurde, wandte er sich an den Papst Gregor XIII. und bat um Entbindung von dem seinem Vater geleisteten Eide, welche ihm auch, sobald die Gültigkeit der Ehe durch Zeugen außer Zweifel gesetzt war, im Jahre 1576 gewährt wurde. Philippine starb bald darauf am 13. April 1580. Das Gerücht von einem gewaltsamen Tode dieser durch ihre Herzensgüte und Tugend ausgezeichneten Frau ist ein höchst albernes Mährchen. Ferdinand vermählte sich im Jahre 1582 zum zweiten Male mit seiner Muhme Anna Katharina, einer Tochter des Herzogs Wilhelm von Mantua, welche ihm mehre Kinder gebar. Er starb am 24. Jan. 1595. Seine Witwe schlug die Hand des Kaisers Matthias aus und ging in ein Kloster, in welchem sie im Jahre 1620 starb.

(*Ph. H. Külb.*)

FERDINAND KARL ANTON JOSEPH, Erzherzog von Österreich, der dritte Sohn der Kaiserin Maria Theresia, aus der Ehe mit Franz Stephan von Lothringen, im J. 1754 geboren, wurde, nachdem er durch eine sorgfältige Erziehung die nöthigen Kenntnisse erhalten hatte, im J. 1771 zum Statthalter der Lombardei ernannt. In demselben Jahre, am 14. Oct., verheirathete er sich mit Maria Beatrix, der einzigen Tochter des Herzogs Ercole III. von Modena, und erlangte dadurch das Heimfallsrecht auf die Herzogthümer Modena, Reggio und Mirandola, in deren Besitz er aber durch die Zeitverhältnisse nicht kam, denn Ercole III., welchem die Anhäufung von Schätzen über alle andere Angelegenheiten ging, hatte sich seine Unterthanen so sehr entfremdet, daß diese bei der Annäherung des französischen Heeres im Mai 1796 einer Änderung der Dinge mit Verlangen entgegensahen. Der Herzog entfloh nach Venedig, und Modena und Reggio traten am 9. Juli 1797 der cisalpinischen Föderation bei. Durch den Frieden von Campo-Formio verlor Ercole sein Land förmlich und erhielt dafür im J. 1802 von Österreich als Entschädigung die Ländertheile Breisgau und Ortenau, welche man zu einem Herzogthume erhob. Er überließ dieses seinem Schwiegersohne, dem Erzherzoge Ferdinand, der nun den Titel eines Herzogs von Modena-Breisgau annahm, und starb bald darauf am 14. Oct. 1803. Durch den presburger Frieden (1805) mußten Breisgau und Ortenau an Baden abgetreten werden, die dafür versprochene Entschädigung wurde aber dem Erzherzoge nicht geleistet, da auch er schon am 24. Dec. 1806 starb. Seine Gemahlin lebte darauf in Wien. Sein Sohn Franz IV. erhielt durch den wiener Congreß das Herzogthum Modena zurück und seine Tochter Ludovike Beatrix wurde im J. 1808 die dritte Gemahlin des Kaisers Franz I. Sie starb im J. 1816 zu Verona.

(*Ph. H. Külb.*)

FERDINAND, Herzog von Baiern, ein Sohn des regierenden Herzogs Albrecht V. von Baiern und seiner Gemahlin Anna, einer Tochter des Kaisers Ferdinand I., wurde am 1. Febr. (nach Andern am 30. Jan.) 1550 geboren, widmete sich dem Militairstande und erhielt eine diesem entsprechende Erziehung. In seinem 16. Jahre (1566) zog er an der Spitze von 400 Reitern mit dem Kaiser Maximilian II. nach Ungarn gegen die Türken; dieser langweilige Krieg, in welchem nichts gewonnen und nichts verloren wurde, erreichte aber durch einen Waffenstillstand bald sein Ende. Im J. 1570 gewann er in dem bei den Vermählungsfeierlichkeiten des Erzherzogs Karl von Österreich veranstalteten Turniere einen doppelten Preis. Als sein jüngerer Bruder Ernst im J. 1573 an die Stelle des zur Reformation hinneigenden Erzbischofs von Cöln Gebhard von Truchseß-Waldburg gewählt wurde und seine Wahl durch Waffengewalt mußte geltend machen, leistete er ihm bedeutende Dienste und sicherte ihm durch die Einnahme von Godesberg, Bonn und anderer festen Plätze, worin Gebhard sich durch seine Anhänger und die Unterstützung protestantischer Fürsten einige Zeit hielt, den ruhigen Besitz des Erzbisthums. Während dieses nicht ohne Geschick geführten Krieges wurde Ferdinand von einer feindlichen Kugel auf die Brust getroffen, ohne daß diese ihn oder auch nur den Waffenrock verletzt hätte. Er weihte deshalb nach der Wiederherstellung des Friedens der Mutter Gottes zu Duntenhausen den undurchdringlichen Waffenrock und stiftete aus derselben Ursache im J. 1587 die Brüderschaft des heiligen Sebastianus, welchem er auch in der Michaeliskirche zu München einen Altar erbauen ließ. Um diese Zeit verliebte er sich in Maria Pettenbeckin, die schöne Tochter eines Rentschreibers, und entschloß sich, da er auf keine andere Weise zum Ziele seiner Wünsche gelangen konnte, sie zu ehelichen; die Verheirathung fand am 17. Sept. 1588 statt. Sein älterer Bruder, der regierende Herzog Wilhelm V., gab gern seine Einwilligung, da eine standesmäßige Verbindung, welche er ebenfalls nicht hätte verhindern können, die Ansprüche Ferdinand's und seiner Nachkommen mehr in den Vordergrund gestellt hätte, denn das Recht der Erstgeburt auf die Nachfolge, welches von ihrem Vater, dem Herzoge Albrecht V.,

für seinen Staat gewünscht wurde, stand noch nicht fest. Da nun Ferdinand auch dem aus dieser Ursache oft geäußerten Verlangen seines Vaters, sich nicht zu verehelichen, keine Folge leistete, so ward diese Misheirath, die unter anderen Umständen einem bairischen Prinzen nie erlaubt worden wäre, nachsichtig gestattet. Ferdinand mußte jedoch vorher einen förmlichen Vertrag eingehen, in Folge dessen seine Nachkommen, so lange männliche Erben von Wilhelm's V. Linie vorhanden seien, kein Recht zur Nachfolge haben, ferner nur Freiherrn heißen und mit 6000 Gulden jährlicher Einkünfte nebst einigen Rittergütern zufrieden sein sollten. Diese Vorsicht bewährte sich, denn Ferdinand's Ehe war sehr gesegnet; 16 Kinder, acht Söhne und acht Töchter, folgten einander schnell; die letztern starben alle unverheirathet. Die Söhne wurden später, als die Wilhelminische Linie erlöschen zu wollen schien, von dem Herzoge Maximilian I. zu Grafen von Wartenberg erhoben. Die bekanntesten von ihnen sind Franz Wilhelm, welcher sich dem geistlichen Stande widmete und Bischof von Osnabrück und Regensburg und zuletzt Cardinal wurde, Ferdinand Lorenz und Ernst Benno, welche die wartenbergische Linie fortpflanzten, die aber im J. 1736 ausstarb. Ferdinand betrachtete sich nie als appanagirten Prinzen, sondern als geborenen Herzog, der seinem älteren Bruder nur aus eigenem freien Willen die Regierung überlassen hatte; er führte deshalb einen glänzenden Hofstaat und lebte herrlich auf Kosten des Landes, welches einige Mal Schulden von mehren 100,000 Gulden für ihn bezahlen mußte. Er starb am 30. Jan. 1608 und seine Gemahlin folgte ihm im J. 1614 (vgl. K. Mannert's Geschichte von Baiern. [Leipzig 1826.] 2. Bd. S. 71—74). (*Ph. H. Külb.*)

FERDINAND, Herzog von Baiern und Kurfürst von Cöln, ein Sohn des Herzogs Wilhelm V. von Baiern, am 7. Oct. 1577 geboren, wurde dem geistlichen Stande bestimmt und machte, nachdem er gleich seinen übrigen Brüdern eine vorzügliche Erziehung am väterlichen Hofe erhalten hatte, seine theologischen Studien zu Ingolstadt, wo er als ein sehr guter Kopf galt. Von der Universität begab er sich im J. 1591 nach Trier, wo er ein Kanonikat am Hofstifte erhielt. Bald darauf (1595) wurde er von dem Propste zu Berchtoldsgaden und von dem Kurfürsten Ernst zu Cöln, seinem Oheime, zum Coadjutor angenommen. Der Wahl zu Berchtoldsgaden widersetzte sich der Erzbischof von Salzburg, Wolf Dietrich von Ratenau, welcher anderer Angelegenheiten wegen mit dem Herzoge Maximilian I. von Baiern, Ferdinand's Bruder, in Zwietracht lebte, und es kam endlich nach langwieriger vergeblicher Unterhandlung dahin, daß Maximilian zum Schwerte griff und Ferdinand mit Waffengewalt zu seinem Rechte verhalf (1611). Kurz darauf (1612) starb der Erzbischof von Cöln und Ferdinand folgte ihm ohne Hinderniß; auch ward er um dieselbe Zeit zum Bischofe von Münster und Paderborn gewählt. Nachdem er sogleich bei seinem Regierungsantritte zur Wiederherstellung der durch die Kriegszeiten sehr in Abnahme gekommenen Kirchenzucht die nöthigen Schritte gethan hatte, begab er sich nach Frankfurt, um bei der Krönung des Kaisers Matthias (den 24. Juni 1612) das ihm zukommende Amt zu verrichten, sodann im Januar 1613 nach Lüttich, um dieses ihm ebenfalls zu Theil gewordene Bisthum anzutreten, und kehrte darauf nach Cöln zurück, wo er sich hauptsächlich mit kirchlichen Anordnungen beschäftigte, bis ihn seine Obliegenheiten bei der Kaiserkrönung Ferdinand's II. (den 9. Sept. 1619) zum zweiten Male nach Frankfurt riefen. Auf der Fürstenversammlung zu Mühlhausen (1620) trug er viel dazu bei, daß die katholische Liga ein Heer unter den Befehlen seines Bruders Maximilian gegen den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, welcher von den gegen Österreich aufrührischen Böhmen zum Könige gewählt worden war, ausschickte, und durch die Besiegung der Böhmen der katholischen Liga einen bedeutenden Vorschub that. Auch dem Fürstentage zu Regensburg (1623), auf welchem Maximilian die Kurpfalz zu Theil wurde, wohnte er nicht unthätig bei und freute sich über die zunehmende Macht seines Bruders. Schlimme Zeiten waren indessen im Anzuge, Gustav Adolph war in Teutschland eingebrochen und Ferdinand's Gebiet blieb nicht vom Kriegsgetümmel verschont. Franzosen und Spanier schlugen sich am Rheine mit abwechselndem Glücke; Ferdinand kam zwar während des Krieges in den Besitz der Festung Ehrenbreitstein (1637), mußte aber mit großem Schmerze zusehen, wie die mit den Franzosen verbundenen Hessen im J. 1642 sein Land mit Feuer und Schwert verwüsteten. Kaum hatte der westfälische Friede (1648) diesem Jammer ein Ende gemacht, als ihm der Aufruhr der Lütticher, die sich der Ausführung seiner das Bisthum betreffenden Verordnungen widersetzten (1649), neuen Kummer bereiteten. Er brachte sie jedoch bald wieder mit Waffengewalt zum Gehorsame und zwang das Domcapitel, Maximilian Heinrich, einen Enkel seines Bruders, den er bereits zum Coadjutor im Erzbisthume Cöln gemacht hatte (1643), als seinen Nachfolger im Bisthume Lüttich anzuerkennen. Er genoß die Früchte des Friedens, zu dessen Herstellung er aus allen Kräften beigetragen hatte, jedoch nicht lange, denn er starb schon im September des folgenden Jahres (1650). Ferdinand war ein frommer, der katholischen Sache eifrigst ergebener Fürst und hatte während des 30jährigen Krieges auf die Entscheidung der wichtigsten Angelegenheiten einen bedeutenden Einfluß. (*Ph. H. Külb.*)

FERDINAND MARIA, Kurfürst von Baiern, der erste Sohn des Kurfürsten Maximilian I. und seiner zweiten Gemahlin Maria Anna, der Tochter des Kaisers Ferdinand II., wurde am 31. Oct. 1636 geboren und erhielt eine vorzügliche, auf die Ausbildung des Geistes und des Körpers gleichmäßig berechnete Erziehung. Leicht begriff er die neueren Sprachen; mit besonderer Vorliebe wandte er sich aber den mathematischen Wissenschaften zu und erwarb sich in dem Kriegsbauwesen tüchtige Kenntnisse. Da Maximilian schon hoch bejahrt war, so leitete er die Aufmerksamkeit des Kronprinzen frühzeitig, und sobald dessen Verstand eine selbständige Richtung zu nehmen anfing, auf die Staatsgeschäfte und ließ ihn über die Sitzungen des geheimen Rathes, denen er schon in seinem 14. Jahre beiwohnen mußte, berichten und sein Urtheil abge-

ben, wodurch er nicht nur sich an eigenes Denken gewöhnte, sondern auch in die Zustände seines Landes genaue Einsicht gewann. Im J. 1650 ward er zum Mitregenten erklärt und als schon im folgenden Jahre (den 27. Sept. 1651) sein Vater starb, trat er unter der Vormundschaft seines Oheims Albrecht die Regierung an. Ein Jahr später (am 22. Juni 1652) wurde seine schon früher von dem sorgsamen Maximilian vorbereitete Vermählung mit der Prinzessin Henriette Adelheid von Savoyen vollzogen, wodurch Baiern in freundliche Berührung mit Frankreich kam, denn die Mutter der Prinzessin war eine Tochter des Königs Heinrich IV. Als Ferdinand nach dem Eintritte seiner Volljährigkeit die Zügel der Regierung selbst ergriff, änderte er nichts an den wohlüberlegten Einrichtungen seines Vaters, behandelte nach den Vorschriften desselben sein Volk wohlwollend und suchte auf jede Weise dem Lande im Innern und nach Außen die zu seiner Erholung nach dem verhängnißvollen 30jährigen Kriege und zu seiner Entwickelung nöthige Ruhe zu erhalten. Darüber vergaß er aber nie die Würde seines Staates anderen Regierungen gegenüber zu behaupten, und als nach dem Tode des Kaisers Ferdinand III. (1657) mit dem Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz ein heftiger Streit über das Reichsvicariat entstand, trat er mit solcher Festigkeit in die Schranken, daß er für den vorliegenden Fall obsiegte, obschon die Frage, ob Kurbaiern oder Kurpfalz das Reichsvicariat (s. d. Art.) zustehe, noch lange unentschieden blieb. Folgenreicher als dieser Streit hätte der Versuch des ränkevollen Königs Ludwig's XIV. von Frankreich, durch die Wahl des Kurfürsten von Baiern das Haus Österreich von dem teutschen Kaiserthrone zu verdrängen, werden können. Ferdinand Maria, von seiner Gemahlin und den jüngeren Höflingen bearbeitet, schwankte einen Augenblick; schnell erhielt aber die ihm von seinem Vater so sehr anempfohlene Sorge für die Ruhe seines Landes, das unfehlbar in einen schlimmen Krieg mit Österreich verwickelt worden wäre, die Oberhand und er beförderte darauf selbst die Wahl des Kaisers Leopold I. Aus denselben Gründen beobachtete er aber auch während des Krieges Ludwig's XIV. gegen die vereinigten Niederlande, in welchen allmälig der Kaiser und mehre teutsche Fürsten verwickelt wurden (1674), die strengste Neutralität, obschon er sich dadurch den Vorwurf zuzog, er hänge von seiner Gemahlin und ihrer Umgebung ab und sei mehr französisch als teutsch gesinnt. Dem Einflusse seiner Gemahlin schrieb man auch die Errichtung und Wiederherstellung vieler Klöster zu, doch hatte gewiß seine eigene Frömmigkeit und wol noch mehr seine Gutmüthigkeit, auf die man selten ohne Erfolg rechnete, großen Antheil daran. Im J. 1669 berief Ferdinand einen Landtag zusammen, was um so mehr auffallen mußte, als seit dem J. 1612 man sich nicht mehr zu dieser Maßregel entschlossen hatte, „weilen," wie sich der kluge Kurfürst Maximilian I. ausdrückt, „mehrentheils nur Gravamina und neue Prätensionen von denen Ständen vorgebracht werden; und ob sie gleichwohlen vor diesen denen Landsfürsten allerhand Geldhilfen bewilliget, so haben sie doch fast allezeit entgegen so viel oder noch mehr an Privilegien oder Bewilligungen, so einem Landsfürsten in vielerley Weg zu ewigen Präjudiz und Schaden gereichen, erhalten." Auch auf diesem Landtage, welcher der letzte aller bairischen Landtage war, wurden fast nur Geldangelegenheiten verhandelt, Steuern bewilligt und die Tilgung in früheren Zeiten gemachter Schulden von dem Lande übernommen. Ferner erhielt der Adel auf seine wiederholten Bitten die Erlaubniß zur Errichtung der so nachtheilig wirkenden Fideicommisse, wodurch zwar für die Erhaltung der Familie gesorgt wurde, aber doch nur auf Kosten einzelner Mitglieder derselben. Mitten unter den fortwährenden Beschäftigungen für das Wohl seines Hauses und in dem besten Mannesalter ereilte den lebensfrohen Kurfürsten unvermuthet der Tod. Als ihm während eines Aufenthaltes zu Braunau die Nachricht von einem starken Brande im Residenzschlosse zu München zukam, eilte er mit so übermäßiger Eile dahin, daß er sich einen Leibschaden zuzog, an welchem er einige Jahre darauf (am 26. Mai 1679) auf dem Lustschlosse Schleißheim starb. Ferdinand Maria war, so sehr man auch seine Abhängigkeit von seiner Gemahlin und die dadurch hervorgerufene Hinneigung zu Frankreich tadeln mag, ein guter Fürst, der durch seine Ruhe und Mäßigung und durch seine Scheu vor einem Kriege seinem Lande wahrhaft nützte und die Wunden, die ihm der lange Religionskrieg geschlagen hatte, soweit es in so kurzer Frist möglich war, heilte. Seinen Hang zu einem fröhlichen Leben hat man ihm mit Unrecht zum Vorwurfe gemacht, denn seine Vergnügungen, die in einer wohlbesetzten Tafel, in der Jagd, in einem glänzenden Hofstaate und in geschmackvollen Anlagen bestanden, waren auch die anderer Fürsten seiner Zeit; Ausschweifungen kann man ihm nicht nachweisen. Die Befriedigung seiner Wünsche wirkte keinenfalls nachtheilig auf die Finanzen, denn er hinterließ einen wohlbestellten Schatz. Auch seine liebenswürdige und kluge Gemahlin, welche schon einige Jahre vor ihm am 18. März 1676 starb, hat man vielfach getadelt und ihr vorgeworfen, durch sie seien große Summen aus dem Lande über die Alpen nach ihrer Heimath gewandert. Die Sparsamkeit ihres Gemahls widerlegt schon genugsam dieses Gerücht, daß aber durch italienisches und französisches Gesindel, welches an dem Hofe klebte, manches teutsche Geldstück den Unterthanen mag entzogen worden sein, darf ebenso wenig in Abrede gestellt werden, als daß das oberflächliche Hofleben des Kurfürsten und seiner Gemahlin nicht wenig zur Verbreitung der in Teutschland immer mehr zunehmenden Ausländerei und zur Erdrückung des schlichten teutschen Wesens beitrug. Die Kurfürstin gebar ihrem Gemahle sieben Kinder, von denen aber drei in früher Jugend starben; die vier andern sind die Söhne Maximilian Emanuel, der seinem Vater in der Regierung nachfolgte, und Joseph Clemens, welcher Kurfürst von Cöln wurde, und die Töchter Anna Maria, welche Ludwig XIV. als Gemahlin für den Dauphin erkor, und Violanta Beatrix, welche sich mit Ferdinand III., Erbprinzen von Toscana, verheirathete. (Vgl. K. Mannert's Geschichte Baierns. [Leipzig 1826.] 2. Bd. S. 229—247.)

(*Ph. H. Külb.*)

FERDINAND WILHELM, Herzog von Würtemberg-Neustadt, ein Sohn des Herzogs Friedrich von Würtemberg, des Stifters der würtemberg-neustädtischen Linie, und seiner Gemahlin Clara Augusta, einer Tochter des Herzogs August von Braunschweig-Wolfenbüttel, am 12. Sept. 1659 geboren, erhielt eine für die damalige Zeit vortreffliche geistige und körperliche Erziehung, und machte schon in seinem 13. Jahre zu seiner weitern Ausbildung eine Reise nach Frankreich. Darauf widmete er sich dem Militairstande, wozu er auch bestimmt war, und gab schon in seinem 16. Jahre in dem Treffen bei Trier (1675), welches die Franzosen in dem zweiten Raubkriege Ludwig's XIV. gegen Teutschland eroberten, Beweise seiner Tüchtigkeit. Noch in demselben Jahre trat er in die Dienste des Königs Christian V. von Dänemark, den seine Vergrößerungssucht in einen Krieg mit Schweden verwickelt hatte, und machte den Feldzug nach Schonen (1676) mit, wo er sich bei den Belagerungen von Christianstadt und Landscron so rühmlich auszeichnete, daß er zum Obersten in der königlichen Leibgarde befördert wurde. In dieser Eigenschaft wohnte er als Freiwilliger bei dem teutschen Heere der Entsetzung Wiens von den Türken und der Eroberung der Stadt Gran (1683), sowie mehren andern Zügen gegen die Türken, welche sich immer noch in Ungarn hielten, bei, und ward bei der Erstürmung von Neuhäusel (1685) gefährlich verwundet. Bei der Eroberung Ofens (1686) und dem entscheidenden Siege bei Mohacz (den 12. Aug. 1687), welcher den Türken auf längere Zeit den Muth benahm, wirkte er ebenfalls kräftig mit. Weniger Ruhm war in dem Kampfe gegen die Franzosen zu ernten, welche um diese Zeit die Rheingegenden auf die abscheulichste Weise verheerten, weshalb er sich auch nach der Einnahme von Luxemburg (1684) lieber nach Ungarn begab, um gegen die Türken zu fechten. Als Irland, von den Franzosen aufgehetzt und durch ein Heer unterstützt, sich gegen den König Wilhelm III. von England empörte, schickte Dänemark dem Letztern Hilfstruppen, über welche Ferdinand Wilhelm den Oberbefehl erhielt. Er trug während des zweijährigen Feldzuges (1690 und 1691) durch seine Erfahrung und seine Thätigkeit, besonders bei der Belagerung fester Plätze, nicht wenig zur gänzlichen Unterwerfung der Insel und zur Vertreibung der Franzosen aus dem Lande bei. Wilhelm III. wußte den Werth eines solchen Kriegsmannes zu würdigen und bewies ihm öffentlich und bei jeder Gelegenheit die größte Achtung. Nach der Unterdrückung des irländischen Aufstandes zog er mit den dänischen Hilfstruppen nach den Niederlanden, welche einen langwierigen Krieg gegen die Franzosen führten, und zeichnete sich besonders in den blutigen, aber nicht entscheidenden Treffen bei Steenkerken (den 3. Aug. 1692) und Neerwinden (den 29. Juli 1693) aus; auch forcirte er im August des letzten Jahres die französischen Linien in Flandern, drang bis unter die Thore von Arras und Ryssel vor und kehrte mit einer Beute von drei Millionen zurück, worauf er zum General der holländischen Infanterie und zum Obersten in der königlichen Leibgarde ernannt wurde. Im J. 1694 vereitelte er durch kluge Erhaltung des wichtigen Ortes Neuport die Anschläge der Franzosen und trug im folgenden Jahre (1695) durch einen listigen Rückzug, wodurch er das anrückende große französische Heer irre leitete, nicht wenig zur Eroberung von Namur bei. Nach Beendigung des Krieges wurde er von den Generalstaaten zum Gouverneur von Sluis, sammt den umliegenden Festungen und des ganzen holländischen Flanderns, gemacht, und entdeckte in dieser Stellung im J. 1696 eine weitverzweigte Verschwörung gegen den König Wilhelm III. von England, welche durch die auf seine Anzeige gemachten Vorkehrungen gänzlich scheiterte. Im J. 1698 übernahm er auf die Bitte des Königs August II. von Polen und Sachsen als Generalfeldmarschall den Oberbefehl über das Heer, welches in der Ukraine gegen die Türken focht, und wußte es dahin zu bringen, daß die Pforte in dem karlowitzer Frieden (1699) ein großes Stück von Podolien an die Polen abtreten mußte. Zum letzten Male rückte Ferdinand Wilhelm in dem kurzen Kriege Dänemarks gegen Schweden, der durch die Tapferkeit des jungen Schwedenkönigs, Karl XII., schnell mit dem Frieden zu Travendahl (den 18. Aug. 1700) endete, ins Feld. Er ging darauf wieder nach Sluis zurück, wo er schon im folgenden Jahre (den 7. Juni 1701) starb und von seinen Zeitgenossen als ein tapferer, gerechter, biederer und wohlthätiger Mann bedauert wurde. Sein ganzes Leben brachte er fast im Lager zu, und konnte nie zu dem Entschlusse kommen, sich durch eine Heirath an eine Stelle zu fesseln. *(Ph. H. Külb.)*

FERDINAND KARL, Herzog von Würtemberg-Öls, der älteste Sohn des Herzogs Silvius Nimrod von Würtemberg, des Stifters der würtemberg-ölsischen Linie, und seiner Gemahlin Elisabeth Maria, der Erbtochter des Herzogs Karl Friedrich von Mönsterberg und Öls, wurde am 15. Jan. 1650 geboren und erhielt unter den Augen seines in der Theologie und Geschichte sehr bewanderten Vaters eine sehr gute Erziehung. Sein liebenswürdiger Charakter und seine Kenntnisse erwarben ihm allgemeine Achtung, und man bedauerte ihn aufrichtig, als er auf einer Reise, die er zu seiner weitern Ausbildung unternommen hatte, zu Cassel unvermuthet in seinem 18. Jahre am 23. Dec. 1668 starb. *(Ph. H. Külb.)*

FERDINAND, jüngster Sohn Friedrich Wilhelm's I., Königs von Preußen, ward am 23. Mai 1730 zu Berlin geboren und empfing in der Taufe die Namen August Ferdinand, von denen er den letzten zunächst geführt hat. Schon in der Wiege erhielt er den schwarzen Adler- und im dritten Jahre seines Alters den St. Johanniterorden. Sehr früh suchte ihm sein Vater, wie seinen ältern Söhnen, eine Neigung zum Soldatenstande einzuflößen, gab ihm die Uniform des damals neuerrichteten Husarencorps; 1738 aber wurde er als gemeiner Musketier bei dem Regimente seines Bruders, des Kronprinzen, eingekleidet, und mußte bei den Waffenübungen auf dem rechten Flügel mit marschiren, wobei sein Bruder für seine Jugend auf eine rührende Weise Sorge trug. Nach seiner Thronbesteigung ernannte ihn Fried-

rich II. zum Obersten von der Armee, gab ihm einen besondern Hofstaat und ein neuerrichtetes Regiment Infanterie; der bekannte Freiherr von Bielfeld war eine Zeit lang sein Gouverneur. Am 27. Sept. 1755 vermählte er sich mit der Prinzessin Anna Elisabeth Louise, einer Tochter seiner vierten Schwester Sophia Dorothea und des Markgrafen Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Schwedt, einer schönen und geistreichen Dame, welche ihn überlebt hat. Das Beilager wurde mit königlicher Pracht zu Berlin vollzogen. Nachdem er schon vor seiner Vermählung den König auf seinen Reisen nach Magdeburg, Preußen und Schlesien zur Musterung der Truppen begleitet hatte, wurde er im Mai 1756 Generalmajor. Im August desselben Jahres rückte er mit einer Brigade, bestehend aus seinem eigenen Regiment und dem von Manteufel, in Sachsen ein und half auf dem rechten Flügel der preußischen Armee unter dem Fürsten Moritz von Anhalt-Dessau das Lager bei Pirna einschließen. Nach dessen Eroberung folgte er dem Könige nach Böhmen, commandirte beim Rückmarsche nach Sachsen mit bei der Arrièregarde, bezog mit seiner Brigade bis in den späten Winter die Postirung bei Kotta und brachte den Rest des Winters in Dresden zu. Im J. 1757 befand er sich mit seiner Brigade bei der Colonne, womit der Fürst Moritz in Böhmen einrückte. Am Tage der Schlacht bei Prag war er bei dem Corps des Feldmarschalls Keith, welcher auf dem weißen Berge stehen blieb, und half nach dem Siege die kleine Seite von Prag einschließen und belagern. Bei einem Ausfalle des Feindes in der Nacht vom 23. zum 24. Mai bewies er große Tapferkeit, verlor ein Pferd unter dem Leibe und wurde durch einen Streifschuß am Kinn verwundet, ohne das Gefecht zu verlassen. Bei Aufhebung der Belagerung traf er mit dem Feldmarschall Keith bei der Arrièregarde so gute Veranstaltungen, daß ihm die Feinde nichts anhaben konnten. In der unglücklichen Schlacht bei Breslau bewies er ungemeine Tapferkeit, ging trotz des mörderischen Kartätschenfeuers verschiedene Male auf die Österreicher los, verlor dabei ein Pferd unter dem Leibe und führte in der größten Gefahr mit einer Fahne in der Hand den Rest seiner Brigade zu Fuß an, mußte sich aber doch zuletzt über die Oder zurückziehen. Nach der Gefangennehmung des Herzogs von Bevern trug ihm die versammelte Generalität einmüthig den Oberbefehl über die Armee an, dessen Annahme er aber standhaft verweigerte, weil ältere und im Dienstrange höhere Generale dazu ein Recht hatten. Zu Parchwitz, wo er mit dem Könige zusammentraf, wurde er zum Generallieutenant ernannt. In der gleich darauf folgenden Schlacht traf seine Division im Centrum des ersten Treffens grade auf das Dorf Leuthen, wo der Feind den hartnäckigsten Widerstand that, aber dennoch zurückgetrieben wurde. Nach der Eroberung von Breslau bezog er daselbst die Winterquartiere. Sein Körper hatte durch die Beschwerden des Feldzuges außerordentlich gelitten, und er verfiel in ein hitziges Fieber, welches sich jedoch wieder verlor, sodaß er zu Anfange des neuen Feldzuges von 1758 der Armee des Königs folgen konnte. Er rückte mit ihr in Böhmen ein und deckte die Belagerung von Olmütz. Nach Aufhebung derselben commandirte er bei dem Corps des Fürsten Moritz die Avantgarde auf dem Marsche nach Königsgrätz und von da nach Landshut. Er wurde von Neuem krank und begab sich zuerst nach Schweidnitz, dann nach Breslau, wo er den Winter hindurch blieb. Im Frühlinge 1759 befand er sich noch schlimmer und erschien daher nicht wieder bei der Armee, sondern begab sich zuerst nach Schwedt, dann nach Stettin. Später hielt er sich bis zum Jahre 1762 wechselsweise zu Magdeburg und Berlin auf. Am 13. Sept. 1762 wurde er einstimmig zum Nachfolger des verstorbenen Markgrafen Karl im Herrmeisterthume des St. Johanniterordens zu Sonnenburg erwählt und daselbst feierlich eingeführt. Nach erfolgtem Frieden hielt er sich meistens im Winter zu Berlin, im Sommer in dem von dem Markgrafen Karl ererbten Lustschlosse Friedrichsfelde, einige Meilen von Berlin, auf, welches er sehr verschönerte. Am 24. Aug. 1767 wurde er zum General der Infanterie ernannt. Dem bairischen Erbfolgekriege hat er nicht beigewohnt, da er sich um diese Zeit bereits für die Anstrengungen eines Feldzuges zu schwach fühlte. Im J. 1784 verkaufte er Friedrichsfelde an den Herzog von Kurland und kaufte dagegen ein Besitzthum im Thiergarten bei Berlin, welches er in einen Palast und schönen Garten verwandelte und ihm den Namen Bellevue beilegte. Am 28. Oct. 1795 wohnte er, nebst seiner Gemahlin, der Taufe des gegenwärtigen Königs von Preußen als Taufzeuge bei. Im Gegensatze zu seinem Sohne, dem am 10. Oct. 1806 bei Saalfeld gebliebenen Prinzen Ludwig, wurde er von den Franzosen als Freund betrachtet, und bei dem Abzuge derselben von Berlin wurden ihm auf Befehl des Marschalls Davoust am 3. Dec. 1808 die Schlüssel der Stadt durch den bisherigen Commandanten derselben, den Divisionsgeneral Grafen St. Hilaire, feierlich mit einer Anrede übergeben, welche der Prinz erwiederte. Am 23. Juni 1812 wurde er als letzter gewesener Herrmeister der Ballei Brandenburg zum Großmeister des neuerrichteten preußischen Johanniterordens und der Bruder des Königs, Prinz Heinrich, zu seinem Nachfolger ernannt. Ungeachtet seiner schwachen Gesundheit und mancher überstandenen schweren Krankheit erreichte er doch von allen seinen Geschwistern das höchste Alter, ohne Zweifel Folge seiner einfachen Lebensart. In seinem Palast ging alles still und ruhig zu, nur selten gab er Feste. Durch eine Menge edler, wohlthätiger Handlungen erwarb er sich die treuesten Verehrer in allen Ständen. Er starb nach kurzer Krankheit zu Berlin am 3. Mai 1813 früh, in einem Alter von beinahe 83 Jahren, in unruhiger Kriegszeit. Nach seiner ausdrücklichen Verordnung wurde er am 7. Mai früh nach drei Uhr, ganz in der Stille, ohne allen Pomp, in einem einfachen Sarge ohne Verzierung und Inschrift, blos von einem Kammerherrn und soviel Lakaien, als zur Tragung des Sarges erforderlich waren, in die königliche Gruft in der Schloß- und Domkirche beigesetzt. Von seinen vier Kindern, drei Söhnen und einer Tochter, lebten bei seinem Tode noch zwei, der Prinz August Ferdinand und die Prinzessin Louise, Ge-

mahlin des Fürsten Anton von Radziwil. In dem berliner militairischen Taschenkalender für das Jahr 1784 befindet sich sein Leben und Bildniß. (*Rese.*)

FERDINAND (Louis), geb. zu Paris 1659 *). Sein Geschlechtsname ist Elle, er nahm aber in der Folge den Taufnamen seines Vaters an. Er war Mitglied der Akademie, ein ausgezeichneter Bildnißmaler, bediente sich aber auch der Radirnadel, die er mit vielem Geschmacke führte. In letzterer Gattung nennen wir nur sein Zeichenbuch mit dem Titel: Le Livre original de la portraiture pour la jeunesse, tiré de Bologne et autres bons peintres. (à Paris 1644. fol.) Er starb im J. 1689.

Der Bruder des Obigen, Peter Ferdinand, auch ein geschickter Bildnißmaler, hat ebenfalls mehre Blätter radirt. (*A. Weise.*)

FERDINANDA. Eine von Lagasca (Nov. gen. et sp. p. 31) nach dem letzten Könige von Spanien, Don Fernando VII., so genannte Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 19. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Radiaten (Senecionideae Helianthеae Heliopsideae *Candolle*) der natürlichen Familie der Compositae. Char. Die Schuppen des halbkugeligen gemeinschaftlichen Kelches stehen angedrückt in zwei oder drei Reihen; der gemeinschaftliche Fruchtboden kegelförmig, mit Spreublättchen bedeckt; die Achenien des Strahls umgekehrt kegelförmig, eckig, mit einer sehr kleinen, aus 2—5 Schüppchen bestehenden, Samenkrone versehen, die der Scheibe zusammengedrückt, fast vierrippig, kahl. Die drei bekannten Arten: F. augusta *Lag.* (F. velutina *Desfontaines*, *Cassini*), F. lutescens *Cand.* (Prodr. V. p. 553. Anthemis lutescens *Llave* et *Lexarza*, Nov. veg. 1. p. 30) und F. eminens *Lag.*, sind mexicanische Sträucher mit abwechselnden, eiförmigen oder ablangen, an der Basis verschmälerten, stumpfen, ganzrandigen oder gekerbten, dreifach-nervigen, oben feinbehaarten oder scharfen, unten silberfarbig-sammet- oder feinhaarigen Blättern, doldentraubigen Blüthen, gefärbten Stützblättchen und gelben Blumen. — Eine andere Pflanzengattung, welche Pohl nach dem regierenden Kaiser von Österreich zuerst (Regensb. bot. Zeit. 1827. Nr. 10. S. 153) Ferdinandea, dann aber (Pl. brasil. II. p. 8. t. 106—108) mit einem sehr übel gewählten Namen Ferdinandusa nannte, und welche er selbst zu den Bignonieen, Fenzl (Regensb. Denkschr. III. S. 236) aber zu den Rubiaceen rechnete, ist noch nicht vollständig bekannt. (*A. Sprengel.*)

FERDINANDI (Epiphanias), Arzt, geboren am 2. Oct. 1569 zu Misagna in der Terra d'Otranto im Königreiche Neapel, kam 1583 nach Neapel, wo er zunächst Philosophie und Mathematik studirte und dann zum Studium der Medicin überging. Nachdem er in Neapel seine Studien vollendet und 1594 die Doctorwürde erlangt hatte, ließ er sich in seiner Vaterstadt nieder. Seinen Schriften sowol, als seinem Aufenthalte in Rom, in Padua, in Parma, als Leibarzt der Prinzessin Julia Farnese, verdankte er es, daß ihm in Parma und in Padua ein medicinischer Lehrstuhl angeboten wurde. Er zog es jedoch vor, in Misagna zu bleiben, woselbst er am 6. Dec. 1638 starb. Seine Schriften sind: Theoremata medica et philosophica, mira doctrinae varietate novoque scribendi genere donata et in tres libros digesta. (Venet. 1611. Fol.) De vita proroganda, seu juventute conservanda et senectute retardanda. (Neap. 1612. 4.) Centum historiae, seu Observationes et Casus medici, omnes fere medicinae partes cunctosque corporis humani morbos continentes, quae non minus ob theoriam et praxin, quam ob variam eruditionem aureasque digressiones erunt philosophis et medicis aliarumque bonarum artium studiosis apprime utiles, necessariae ac perjucundae lectuque dignissimae. (Venet. 1621. Fol.) (In diesem keineswegs vorzüglichen Werke wird auch der Tarantelstich mit abgehandelt. Wegen dieser Abhandlung überhäuft Baglivi den Ferdinandi mit vielen Lobsprüchen.) Aureus de peste libellus, varia, curiosa et utili doctrina refertus, atque in hoc tempore unicuique apprime necessarius. (Neapol. 1631. 4.) (*Fr. Wilh. Theile.*)

*) Füßli (Lexikon S. 232) gibt obiges Geburts- und Sterbejahr an, hingegen Rost (Handbuch. 7. Th. S. 238) setzt sein Geburtsjahr um 1630.

FERDINANDO I. DE' MEDICI, Cardinal und Großherzog von Toscana, war der vierte Sohn des Großherzogs Cosimo I. von Toscana und wurde im J. 1549 geboren. Auf Betreiben seines Vaters erhielt er nach dem Tode seines Bruders, des Cardinals Giovanni de' Medici, welchen ein damals in Italien herrschendes bösartiges Fieber hinweggerafft hatte, als 14jähriger Knabe vom Papste Pius IV. im J. 1562 den Cardinalshut und begab sich nach Beendigung seiner Studien sogleich nach Rom, um am päpstlichen Hofe zum Vortheile seines Hauses zu wirken. Schon bei der Wahl des Papstes Pius V. (1566) zeigte er sich thätig und bei dem Tode desselben (1572) war sein Einfluß bereits so groß, daß er die Wahl Hugo Buoncompagni's von Bologna, eines dem Hause Medici ergebenen Cardinals, der den Namen Gregor XIII. annahm, durchzusetzen vermochte. Nach dem Regierungsantritte seines Bruders Francisco (1574), eines harten, unbeliebten Mannes, entstanden durch die Maitresse desselben, die bekannte Bianca Capello, große Zwistigkeiten in der Familie Medici, und vor Allem war der Cardinal Ferdinand über das ärgerliche Leben des Großherzogs so erbittert, daß er von nun an in den Beziehungen zu dem päpstlichen Hofe nur seinen Grundsätzen huldigte und seinen eigenen Vortheil von dem seines Hauses trennte. Eine Aussöhnung mit Francisco und sogar mit Bianca Capello kam zwar später zu Stande, sie war aber weder sehr ernstlich gemeint, noch von langer Dauer, trug jedoch bei dem Tode des Papstes Gregor XIII. (1585) viel dazu bei, daß Ferdinando die Erhebung seines Freundes, des Cardinals von Montalto, unter dem Namen Sixtus V. auf den päpstlichen Thron bewirken konnte. Von nun an übte der durch seinen bedeutenden Anhang mächtige Cardinal einen entschiedenen Einfluß auf die Politik des römischen Hofes und die wichtigsten Angelegenheiten wurden gewöhnlich nach seinem Willen erledigt. Der

Großherzog, weit davon entfernt, die Macht seines Bruders als eine der besten Stützen seiner Regierung zu betrachten, verfolgte fortwährend dessen Handlungen mit tückischer Eifersucht, welche die listige, ihr Ansehen auf die Zwietracht der Brüder gründende Bianca bis zum Tode Francisco's (den 19. Oct. 1587) zu unterhalten wußte. Zu ihrem Glücke starb sie nur einen Tag später als Francisco, und Ferdinando, welcher sogleich nach dem Ableben seines Bruders die Festungen des Landes in Besitz nahm und, da kein anderer rechtmäßiger Thronerbe vorhanden war, die Regierung antrat, beschränkte seine Rache darauf, daß er sie nicht in der Gruft der Familie Medici, sondern in einer anderen Kirche beisetzen ließ. Das Volk begrüßte den neuen Regenten mit großem Jubel, denn er zeigte sich sogleich als einen echten Mediceer. Ferdinando, ebenso zugänglich und zuvorkommend, als sein Bruder hochmüthig und zurückhaltend, ebenso stolz und edel in seinem Benehmen, als sein Bruder eitel und gemein, ebenso freigebig, als sein Bruder geizig, ebenso eifrig auf das Glück seines Volkes bedacht, als es sein Bruder auf seine Vergnügungen war, gab er in wenigen Jahren Toscana ein ganz anderes Ansehen. Er verzieh allen, die ihn früher beleidigt hatten und ließ sogar die meisten Beamten im Dienste, machte aber ihrer Willkür und den zahllosen Misbräuchen, die sich in alle Zweige der Verwaltung eingeschlichen hatten, ein Ende und verlieh den Gesetzen wieder ihre volle Kraft. Mit den italienischen Staaten, besonders mit Venedig, setzte er sich in gutes Einverständniß und suchte sie zu einem festen Zusammenhalten gegen das Ausland zu bewegen, gegen Spanien aber, wovon Francisco fast ganz abhängig geworden war, nahm er eine ernstere Haltung an und näherte sich mehr Frankreich, ohne aus den Grenzen einer wohlberechneten Neutralität herauszutreten. Er belebte den tief gesunkenen Handel, betrieb die Arbeiten an dem von Cosimo I. begonnenen Hafen von Livorno mit dem regsten Eifer und legte am 10. Jan. 1590 den Grundstein der Citadelle zur Vertheidigung der neuen Hafenstadt. Großen Anstoß fand am spanischen Hofe Ferdinando's Vermählung mit der Prinzessin Christine von Lothringen, einer Nichte der Königin Katharina de' Medici von Frankreich, welche im J. 1589, nachdem er den Cardinalshut abgelegt hatte, vollzogen wurde. Der Großherzog zeigte dadurch offenbar seine Abneigung gegen Spanien, von wo aus ihm mehre Heirathsvorschläge gemacht worden waren, und schloß sich immer mehr an Frankreich an. Mit Heinrich IV., welcher unter sehr ungünstigen Umständen den französischen Thron bestieg, schloß er ein enges Bündniß und unterstützte ihn während des Krieges gegen die Ligue mit klugem Rathe und bedeutenden Geldsummen. Der spanische Hof suchte ihm deshalb allenthalben Feinde zu schaffen, den Papst gegen ihn aufzuregen und auf jede mögliche Weise in Verlegenheit zu bringen. Eine Abtheilung spanischer Truppen beunruhigte die Grenzen Toscana's, und der berüchtigte Banditenführer Alfonso de' Piccoluomini fiel, durch spanisches Geld bewogen und unterstützt, plündernd in das Großherzogthum ein. Dazu kam eine Hungersnoth, welche die spanische Flotte durch Hinwegnahme des von Ferdinando in den nördlichen Ländern aufgekauften Getreides zu steigern sich bemühte. Der Großherzog verlor indessen den Muth nicht, brachte zuerst den Papst auf seine Seite und trat dann mit solcher Entschiedenheit gegen Spanien auf, daß dieses keinen offenen Kampf wagen konnte, wenn es sein Besitzthum in Italien nicht aufs Spiel setzen wollte. Die Banditen jagte er schnell aus dem Lande und setzte einen hohen Preis auf den Kopf ihres Anführers. Auch die Hungersnoth erreichte bald ihr Ende, da es der rastlose Ferdinando durch kluge Maßregeln dahin brachte, daß er nicht nur seinen Staat, sondern auch die Nachbarländer mit Lebensmitteln versorgen konnte, wodurch er sich die Liebe der Italiener in hohem Grade gewann. Um der spanischen Partei kräftiger entgegenarbeiten zu können, stellte er sich auch mit den protestantischen Fürsten Teutschlands, namentlich mit den Fürsten von Sachsen und Hessen, in gutes Einverständniß und unterhielt einen vertrauten Briefwechsel mit der Königin Elisabeth von England. In seiner Familie suchte Ferdinando Eintracht und Freundlichkeit zu erhalten, was ihm auch, mit Ausnahme seines lüderlichen Bruders Don Pietro, den der spanische Hof gefesselt hielt, gelang; sein häusliches Glück betrachtete er als vollständig, als ihm seine Gemahlin am 12. Mai 1590 einen Sohn (Cosimo) gebar. Um die Eroberung der Provence und somit die Zerstückelung Frankreichs durch den gegen Heinrich IV. feindlich gesinnten Herzog von Savoyen zu verhindern, besetzte Ferdinando im J. 1591 die vor dem Hafen von Marseille liegende, mit einem Fort versehene Insel If und rüstete sich gegen Spanien, welches ihn fortwährend mit offener Feindschaft bedrohte, aber doch nicht den Muth hatte, in dieser Sache einen entschiedenen Schritt zu thun, weil es alle italienische Fürsten dadurch gegen sich aufgebracht hätte. Was man mit Waffengewalt nicht zu erzwingen wagte, wurde durch Ränke durchzuführen gesucht und man brachte Pietro de' Medici, Ferdinando's Bruder, dahin, daß er Ansprüche auf die Hälfte von Toscana machte und diesen auf dem Rechtswege Geltung zu verschaffen sich bemühte. Diese Händel wurden indessen in die Länge gezogen und hatten keinen Erfolg, veranlaßten aber den Großherzog, seine Hinneigung zu Heinrich IV. unverhohlener zu zeigen und ihn mit Geld zu unterstützen, wobei er jedoch stets heftiger in diesen drang, zur Erreichung seines Zweckes die katholische Religion anzunehmen, was auch am 25. Juli 1593 geschah. Zu derselben Zeit unterstützte Ferdinando den Kaiser Rudolf II. durch bedeutende Summen und Mannschaft gegen die Türken, und es läßt sich kaum begreifen, wie der Staat Toscana und die Privatcasse der Medici solche Ausgaben bestreiten konnten. Die Spanier hatten unterdessen Alles aufgeboten, um Marseille, den Schlüssel der Provence, in ihre Hände zu bekommen und Casaulx, den Commandanten, schon so weit gewonnen, daß er spanische Truppen in die Stadt einließ; Ferdinando entschloß sich jetzt zu einer schnellen, aber seinen Ruhm befleckenden That und ließ den Commandanten ermorden (den 16. Febr. 1596) und die Spanier aus der Stadt jagen, welche darauf von französischen Truppen besetzt wurde. Sobald Heinrich IV. sich auf

dem französischen Throne befestigt sah, wurde er gegen Ferdinando kälter und betrachtete die toscanische Besatzung des Forts auf If, welches Marseille beherrschte und als Pfand für die von Toscana vorgeschossene Summe diente, mit Ärger, welchen alle Franzosen theilten. Es kam sogar zu offenen Feindseligkeiten zwischen Marseille und der Besatzung von If, welche erst mit dem Vergleiche von Vervins (im Mai 1598), wodurch die Räumung des Forts durch die Toscaner und die Zurückzahlung der Heinrich IV. von Ferdinando dargeliehenen Gelder festgesetzt wurde, endigten. Die bis jetzt immer kälter gewordene Freundschaft zwischen Heinrich IV. und Ferdinando wurde zwar durch die am 5. Oct. 1600 vollzogene Vermählung des ersteren mit Maria, einer Tochter des Großherzogs Francisco, wieder belebt, da aber die leichtsinnige Maria nie an den Vortheil des Hauses Medici dachte und Heinrich IV. am 17. Jan. 1601 mit dem Herzoge von Savoyen einen Frieden schloß, wodurch die Markgrafschaft Saluzzo an den Letzteren fiel und also die directe Verbindung Frankreichs mit Italien aufgehoben wurde, so neigte sich Ferdinando allmälig wieder auf die spanische Seite und leitete eine Versöhnung mit dem spanischen Hofe ein, welche nach dem Tode Pietro's de' Medici (den 25. April 1604), der hauptsächlich die Zwietracht unterhielt, leicht zu Stande kam. Mancherlei Neckereien fanden zwar in Folge der niederträchtigen Politik jener Zeit immer noch statt, führten aber nicht mehr zum Bruche. Ferdinando benutzte diesen friedlichen Stand der Dinge, um gegen die Türken zu kämpfen; seine Galeeren leisteten den Drusen im Libanon Beistand, machten einen freilich erfolglosen Angriff auf die Insel Cypern und plünderten die Stadt Bona in Afrika. Große Freude machte dem Großherzoge die Vergrößerung seines Staates durch die Grafschaft Pitigliano (1604), welche er vom Kaiser als Lehen erhielt. Seine Hinneigung zu dem Hause Österreich zeigte Ferdinando zuletzt noch ganz entschieden durch die Vermählung seines Sohnes Cosimo (den 14. Sept. 1608) mit der Erzherzogin Maria Magdalena, einer Schwester Ferdinand's von Österreich, der später teutscher Kaiser wurde. Dies war seine letzte Freude; er kränkelte bereits seit einiger Zeit und starb am 7. Febr. 1609 an der Wassersucht. Er war der Erste von den Medici, der wegen seiner vorzüglichen Eigenschaften allgemein betrauert wurde. Sparsam in seinem eigenen Haushalte erlangte er die Mittel, durch Freigebigkeit gegen Andere sich Freunde und Anhänger zu verschaffen, die er durch Leutseligkeit und Freundlichkeit zu erhalten wußte. Von Natur zum Zorne geneigt, wußte er sich stets zu mäßigen und verzieh leicht seinen Beleidigern. Der bedeutendste, in seiner Erziehung und in dem Geiste jener Zeit begründete, Fehler seines Charakters war die Unaufrichtigkeit; denn stets stand seine Sprache mit seinen Gedanken im Widerspruche. Trotz dem wirkte er jedoch viel Gutes und war für das Wohl seines Landes ernstlich besorgt, welches sich auch unter seiner Regierung durch Handel und Gewerbthätigkeit bedeutend hob. Er regulirte den Lauf des Arno, begann die Austrocknung der Chianen und suchte die Maremmen bewohnbar zu machen. Er selbst betrieb einen einträglichen Großhandel und Banquiergeschäfte, und gewann bedeutende Summen durch den Contrebandehandel nach dem spanischen Amerika, an dem er unter dem Namen englischer und holländischer Kaufleute fortwährend Antheil nahm. Ohne diese Quellen wäre es ihm auch nicht möglich gewesen, andern Höfen so großartige Darlehen zu machen; denn die Einkünfte seines Landes reichten dazu nicht aus. Wissenschaft und Kunst unterstützte er ebenfalls freigebig. Giovanni von Bologna, der vorzüglichste Bildhauer seiner Zeit, befand sich am toscanischen Hofe, und Galilei lehrte zu Pisa. Giacomo Peri und Giulio Caccini (Giulio Romano) schufen zu Florenz unter den Auspicien des Großherzogs die Oper, und die Musik machte besonders erfreuliche Fortschritte. Ferdinando hinterließ vier Söhne (Cosimo, Francesco, Carlo und Lorenzo) und vier Töchter (Eleonora, Catarina, Claudia und Maddalena). (*Ph. H. Külb.*)

FERDINANDO II. DE' MEDICI, Großherzog von Toscana, Sohn des Großherzogs Cosimo II., im J. 1610 geboren, folgte als zehnjähriger Knabe im J. 1621 seinem Vater in der Regierung unter der Vormundschaft seiner Großmutter (der Großherzogin Christine) und seiner Mutter (der Erzherzogin Magdalena), welchen noch vier Räthe beigesellt waren. Die beiden Staatssecretaire Picchena und Cioli leiteten die Geschäfte; der Erste, ein ehrlicher, aber etwas rauher Mann, wurde jedoch bald von Cioli, einem elenden Schmeichler, verdrängt, und in kurzer Zeit waren bereits die Nachtheile der Weiberherrschaft sichtbar. Die einträglichsten und einflußreichsten Stellen wurden an Günstlinge vergeben, Mönche mischten sich in die Regierungsangelegenheiten, und in wenigen Jahren war der Schatz erschöpft. Das mühsam errungene Ansehen Toscana's verschwand allmälig, und selbst die günstige Aussicht, durch die Verlobung des unmündigen Großherzogs (1623) mit der Prinzessin Vittoria von Urbino, welche die einzige Erbin dieses Herzogthums war, den toscanischen Staat zu vergrößern, zerschlug sich an der Erklärung des Papstes, daß Urbino ein päpstliches Lehen sei, welcher sehr problematischer Anspruch bei einer kräftigen Regierung gewiß erfolglos gewesen wäre. Die schwache Regentschaft entsagte im Namen des Großherzogs am 16. Nov. 1623 förmlich allen Ansprüchen seiner Braut Vittoria (welche im Jahre 1634 seine Gemahlin wurde) auf das Herzogthum Urbino. Nachdem Ferdinando zu seiner weitern Ausbildung und zur Vermehrung seiner politischen Kenntnisse noch eine Reise nach Rom zu dem Papste und an den kaiserlichen Hof zu Prag gemacht hatte, trat er am 14. Juli 1628 in einer sehr schlimmen Zeit die Regierung an. Der Streit über die Erbfolge im Herzogthume Mantua hatte spanische, französische und teutsche Kriegsvölker nach Italien geführt, welche um die Wette das Land verheerten und die Pest in die Lombardei brachten. Diese verbreitete sich im J. 1630 auch über Toscana und raffte einen großen Theil der Bevölkerung hinweg. Der Großherzog bewies während dieser Zeit eine seltene Geistesgegenwart und Entschlossenheit, leistete den unglücklichen Kranken schnellen Beistand und zeigte sich als ein wahrer

Vater seiner Unterthanen. Dieser Muth verließ ihn aber gänzlich andern Staaten gegenüber, wodurch er wieder in die frühere Abhängigkeit von Spanien gerieth. In dem Kriege zwischen dem Herzoge Eduard Farnese von Parma, seinem Schwager, und dem Papste Urban VIII. (1641) erklärte er sich zwar für den Ersteren, und schloß, um diesem Hilfe zu leisten, Bündnisse mit den Venetianern und dem Herzoge von Modena, bewies aber, als es galt zu handeln, so wenig Entschiedenheit, daß Eduard, dessen Sache sehr gut stand, den Sieg aus den Händen lassen und zu langweiligen Unterhandlungen seine Zuflucht nehmen mußte. Das toscanische Kriegsvolk drang zwar im J. 1643 noch ein Mal in den Kirchenstaat ein und erfocht mehre Siege; diese Vortheile wurden aber nicht benutzt und im Friedensschlusse vom 1. Mai 1644 alle Eroberungen zurückgegeben. Während des Krieges zwischen Spanien und Frankreich (1646) kam Ferdinando durch die Unschlüssigkeit, zu welchem von beiden Staaten er sich hinneigen solle, sehr ins Gedränge, bis er mit dem immer mächtiger werdenden Frankreich einen Neutralitätsvertrag schloß, dadurch aber dem ohnehin schon gegen ihn sehr mistrauischen Hof noch verdächtiger wurde. Eine Aussöhnung fand indessen bald wieder statt (1649), da Spanien immer noch, seiner italienischen Besitzungen wegen, sehr viel daran gelegen sein mußte, den Großherzog auf seiner Seite zu haben und ihm deshalb auch im J. 1650 Pontremoli und das dazu gehörige Gebiet verkaufte. Auch dem Papste näherte sich Ferdinando wieder und vermittelte als Schiedsrichter dessen Streitigkeiten mit Frankreich wegen Castro und Comacchio durch den Tractat von Pisa (den 12. Febr. 1664). Großen Kummer verursachten dem Großherzoge die immer häufigeren Sterbefälle in seiner Familie und die unglückliche Ehe seines Thronfolgers Cosimo, dessen leidenschaftliche Gemahlin, Margaretha Louise von Orleans, vor ihrer gezwungenen Verheirathung ihre Liebe einem Andern geschenkt hatte und gegen ihren Gemahl eine so grenzenlose Abneigung zeigte, daß diese oft an Wahnsinn streifte. Sie versuchte einige Male nach Frankreich zu entfliehen, und Ferdinando mußte endlich die beiden Eheleute auf einige Zeit dadurch trennen, daß er Cosimo eine Reise durch Portugal, Spanien, Frankreich, England und Teutschland machen ließ, von welcher dieser im Februar 1670 grade zur rechten Zeit zurückkehrte, denn sein Vater starb am 24. Mai 1670 an der Wassersucht. Ferdinando II. muß bei allen seinen Fehlern als einer der vorzüglichsten Fürsten aus dem Hause der Medici betrachtet werden. Keiner, sagt Simonde Sismondi, war zugänglicher und volksthümlicher, keiner mehr geliebt, als er. Sein ungewöhnlich sanfter Charakter, der manchmal freilich in Schwäche ausartete, erwarb ihm die Zuneigung eines Jeden, der mit ihm in Berührung kam; mit seinen Brüdern lebte er in einem so innig vertrauten Verhältnisse, wie man es selten bei Fürsten antrifft; die Regierung war fast unter ihnen getheilt; jeder handelte mit der vollständigsten Unabhängigkeit, und konnte gewiß sein, daß seine Handlungen von dem Regenten und dem Volke gebilligt wurden, wenn sie nicht das allgemeine Wohl gefährdeten. Auf der andern Seite ging aber die Schwachheit des Großherzogs soweit, daß sich der römische Hof zahlreiche und bedeutende Eingriffe in die Civilgerichtsbarkeit erlauben durfte; die alten Staatsgesetze und die Regentenrechte verloren durch die Privilegien, welche die Geistlichkeit für sich in Anspruch nahm, ihre Kraft. Die Inquisition streckte mit jedem Tage ihre Arme rüstiger und gefährlicher aus, und selbst Galilei wurde durch sie nach Rom geliefert (1633). Auch die Grundsätze der Staatswirthschaft, durch welche seine Vorgänger das Land gehoben hatten, waren ihm ziemlich fremd. Die Manufacturen und der Ackerbau kamen während seiner Regierung in sichtliche Abnahme; die ungeheuern und höchst kostspieligen Arbeiten, welche man begonnen hatte, um die Maremmen gesund und bewohnbar zu machen, blieben liegen, und diese Landestheile wurden mit jedem Tage öder. Die Abgaben steigerten sich auf eine fast unerträgliche Weise und der auf das Salz gelegte Zoll, dessen Erhebung man mit unerbittlicher Strenge durchführte, erregte allgemeine Unzufriedenheit. Der auswärtige Handel befand sich indessen immer noch in einem blühenden Zustande, und Livorno nahm an Bevölkerung und Reichthum so sehr zu, daß es bald unter den Handelsstädten Italiens die erste Stelle einnahm. Für die Wissenschaften, besonders für die Physik, zeigten Ferdinando und sein Bruder Leopold große Vorliebe, welche man ohne Zweifel dem Einflusse Galilei's zuschreiben muß. Sie beschäftigten sich selbst mit mancherlei Experimenten und stifteten im Vereine mit mehren bedeutenden Physikern die Academia del Cimento, welche andern ähnlichen Gesellschaften in ganz Europa zum Vorbilde diente. Auch für Kunst und Poesie ward viel gethan, und Florenz stand zu dieser Zeit auf dem Höhepunkte seines Glanzes.

(Ph. H. Külb.)

FERDINANDSORDEN (sicilischer). Als durch die vereinte Macht Österreichs, Rußlands, Englands und der Türkei das von den Franzosen besetzte Italien diesen im J. 1799 wieder entrissen war, kehrte der nach Sicilien entflohene König Ferdinand IV. von Sicilien nach dem ihm wiedergewonnenen Neapel zurück. Der Cardinal Ruffo, an der Spitze der von ihm bewaffneten Neapolitaner und Lazzaronis, welche letztere gleich wilden Thieren unter den Franzosen gemordet hatten, führte ihn am 4. Juli genannten Jahres triumphirend in Neapel ein. Dieses für ihn wichtige Ereigniß in seinem Leben bleibend zu bezeichnen, stiftete Ferdinand am 1. April 1800 den Orden des heiligen Ferdinand's und des Verdienstes — Ordine di San Fernando et del Merito.

In der Stiftungsurkunde vom 1. April 1800 heißt es ausdrücklich, daß dieser Orden errichtet sei: „um einen öffentlichen Beweis der Dankbarkeit gegen Gott und den geliebten Protector, den heiligen Ferdinand, König von Castilien (der im 13. Jahrh. lebte, Cousin germain des heiligen Ludwig und ein gleich großer Mann wie dieser war), wegen des vollständig wiedererlangten Königreichs zu geben, diejenigen Unterthanen zu bezeichnen, welche bei dieser Gelegenheit außerordentliche Proben von Treue und Ergebenheit gegen die königliche Person und Monarchie abgelegt haben und um ins Künftige die Unterthanen,

und hauptsächlich den Adel, beider Sicilien zum Gefühle der Ehre und des wahren Ruhmes zu ermuntern und anzufeuern." — Hiernächst enthalten die Statuten als Hauptbedingungen: um jeden Preis die katholische Kirche aufrecht zu erhalten und dem Könige treu zu bleiben.

Als die Franzosen zum zweiten Male Italien und auch Neapel im J. 1805 besetzten, hoben sie mit allen übrigen neapolitanischen Orden auch den Ferdinandsorden auf, welcher jedoch, wie jene, in Sicilien fortbestanden, wohin sich die königliche Familie zum zweiten Male geflüchtet hatte. Mit ihrer zweiten Rückkehr in das den Franzosen im J. 1815 abermals entrissene Neapel traten sämmtliche Orden wieder in die frühere Wirksamkeit, welche seitdem nicht mehr unterbrochen wurde.

Anfangs bestand der Ferdinandsorden nur aus zwei Classen, Großkreuzen und Commandeuren; aber schon 1810 wurde noch eine dritte, die Ritterclasse, hinzugefügt.

Der König ist jedes Mal Großmeister und Chef des Ordens, und nur er ernennt die Mitglieder. Mit Einschluß der königlichen Familie darf die erste Classe nur 24 zählen; die Zahl der andern beiden ist unbeschränkt.

Das Ordenszeichen ist ein aus sechs goldenen Strahlenbündeln und sechs dazwischen befindlichen silbernen bourbonischen Lilien gebildeter Stern, von einer Königskrone gedeckt. Auf dem Mittelschilde der Vorderseite ist, auf Goldgrund, das Bild des heiligen Ferdinand in königlicher Kleidung, mit Mantel und Königskrone auf dem Haupte. In der Rechten hält er ein bloßes Schwert, in der Linken eine Lorbeerkrone. Umher stehen in einem dunkelblauen Cirkel mit goldenen Buchstaben die Worte: Fidei et merito. Die goldene Cirkelfläche auf der Umseite des Kreuzes füllen die Worte: Ferd. IV. Inst. Anno 1800.

Dieses Zeichen, für alle Classen gleich, mit jeder Classe an Größe abnehmend, wird von den Großkreuzen an einem breiten dunkelblauen Bande mit rother Einfassung — die Farben des königlichen Hauses — von der rechten Schulter nach der linken Hüfte getragen, und dabei auf der linken Brust ein Stern, ganz so wie die Vorderseite des Ordenszeichens. Ihr Feierkleid besteht für die Novizen in Rock, Weste und Beinkleid von Drapd'or, weißen seidenen Strümpfen mit goldgestickten Zwickeln und einem runden, an einer Seite aufgeschlagenen, mit Gold besetzten, mit einer rothseidenen Cocarde und drei großen Federn — einer blauen in der Mitte und zwei rothen auf den Seiten — geschmückten Hute. Die Professi haben dieselbe Kleidung, aber noch Mantel, Degengehänge und Halskette. Ersterer ist von blauem Moor, mit goldenen Lilien und den Chiffren F abwechselnd bestreut, mit weißem Taffet und Hermelinstreifen gefüttert und mit zwei langen Schnüren von Gold, mit rother und blauer Seide durchwirkt, zum Zubinden versehen. Das Degengehänge ist ebenfalls von blauem Moor, mit rothen Streifen am Rande, und gestickt wie der Mantel. Die goldene Halskette, an welcher bei dieser Kleidung das Ordenszeichen hängt, besteht abwechselnd aus Königskronen, Sceptern und dem Buchstaben F. Ihr Wappen müssen mit dieser Kette die Großkreuze verzieren, denen auch das Prädicat Excellenz zukommt. Sie haben dieselbe Entrée, wie die diensthuenden Kammerherren, nehmen bei feierlichen Gelegenheiten ihren Platz rechts an den Stufen des Thrones, und dürfen sich in allen Fällen, wo es den spanischen Granden erster Classe verstattet ist, in Gegenwart des Königs bedecken. Das Großkreuz erhält de jure der General, welcher als Befehlshaber in einer Schlacht einen vollständigen Sieg erfocht.

Die zweite Classe, die Commandeurs, tragen das Ordenszeichen um den Hals, aber keinen Stern auf der Brust. Bei feierlichen Gelegenheiten nehmen sie ihren Platz neben den Großkreuzen, und rangiren über die ihrer Collegen im Civil oder Militair, welche diesen Orden nicht haben. Nach Gutdünken des Königs erhalten sie Pensionen. Wer einen festen Platz so vertheidigte, daß der Feind zum Abzuge genöthigt ward, oder einen festen Platz erobert, hat de jure Ansprüche auf das Commandeurkreuz und auf Pension.

Die dritte Classe, die Ritter, tragen das Kreuz im linken Knopfloche. Ihren Platz nehmen sie bei Feierlichkeiten neben den Commandeurs ein, und haben, wie diese, den Rang vor ihren Collegen ohne solche Orden. Jeder sich auf irgend eine Art auszeichnende Officier hat Ansprüche auf das Ritterkreuz.

Die Ordensbeamten: ein Kanzler, Ceremonienmeister, Schatzmeister und Secretair, tragen das Kreuz an einem schmalen Bande um den Hals und auf der Brust einen silbernen Stern.

Ferdinand des Heiligen spanischer Militairorden. Von den Generalcortes Spaniens wurde dieser Orden am 31. Aug. 1811 gestiftet. Als König Ferdinand VII. im J. 1814 wieder zum Besitze Spaniens gelangt war, ließ dieser ihn am 19. Juli 1815 unter einer andern Gestalt erneuern, und bestimmte ihn zur Belohnung ausgezeichneter militairischer Verdienste. Hiernach ist seine jetzige Einrichtung folgende: Der König ist Chef und oberster Großmeister und ernennt allein die Ritter, welche in fünf Classen getheilt sind. Die erste besteht aus Officieren vom Unterlieutenant an bis zum Obersten einschließlich; die zweite aus denselben Officieren, welche durch ausgezeichnete Thaten sich hervorgethan; die dritte aus Generalen jeder Art; die vierte aus Generalen, welche sich besonders auszeichneten; die fünfte aus Großkreuzen, welche Armeen commandirt und hierbei auf eine ausgezeichnete Weise ihre Pflicht erfüllten. Diese haben den Titel Excellenz. Um irgend eine dieser fünf Classen nachzusuchen, ist untersagt. Unterofficiere und Soldaten, welche sich auszeichneten, werden à la suite des Ordens aufgenommen. Wenn sich ein Ordensglied von Neuem auszeichnet, erhält es lebenslängliche Pension, und zwar: ein Divisionsgeneral 15,000 Realen, ein Brigadier 12,000, ein Oberster oder sonstiger Corpschef 10,000, ein Hauptmann 6000, ein Subalternofficier 4000, ein Unterofficier 1095, ein Soldat 730 Realen *). Bei einer dritten ruhmwürdigen Handlung geht nach seinem

*) Ein Real ist 3⅓ Gr. preuß. Cour.

Tode die Pension auf die Witwe, und ist eine solche nicht da, auf seinen Vater über. Wer in die erste oder dritte Classe aufgenommen wird, kann zwei bis drei Patente erhalten, welche, wie das erste, die Handlungen, wofür sie ertheilt wurden, aufführen. Wer ein solches Patent zum vierten Male erhält, hat Ansprüche auf die zweite oder vierte Classe. Zur Pflicht ist es sämmtlichen Rittern gemacht, am St. Ferdinandstage einer religiösen Feier und Tags darauf einem Todtenamte für die verstorbenen Ritter beizuwohnen.

Das Ordenszeichen, welches an einem rothen Bande mit orangefarbiger Einfassung getragen wird, ist ein goldenes, weißemaillirtes Kreuz, von vier Flügeln gebildet, wovon jedes in zwei Spitzen mit goldenen Knöpfchen ausläuft. Im Mittelschilde steht die Figur des heiligen Ferdinand's, gekrönt, mit Reichsapfel und Scepter in den Händen. Auf blauem Grunde liest man die Worte: al merito militar. Die erste Classe trägt es im Knopfloche; ebenso die zweite, deren Kreuz sich jedoch dadurch auszeichnet, daß es auf einem Lorbeerkranze liegt, dessen Enden einen Ring bilden, durch welchen das Band geschlungen wird. Die dritte trägt das Kreuz der ersten Classe und dabei einen Stern auf der linken Brust. Die vierte das der zweiten Classe mit einem Stern. Die Großkreuze, auch besternt, tragen es am breiten Bande von der rechten Schulter nach der linken Seite. Illuminirte Abbildungen der Ordenszeichen dieses, sowie des sicilischen Ferdinandsordens, findet man in den beiden Ordenswerken von v. Gelbke (Berlin 1833. Atlasformat) und von v. Biedenfeld. 2. Bd. (Weimar 1841. 4.)

(*F. Gottschalck.*)

Ferdusi, s. Firdusi.

FERE (la), französische befestigte Stadt im Aisnedepartement, Arrondissement Laon, von 2600 Einwohnern, an der südlichen Spitze einer nach Norden hin bis gegen ¼ und in größter Breite bis gegen ½ Meile weit sich ausdehnenden Insel gelegen, welche von der Oise gebildet wird, und großentheils aus sumpfigem Wiesenboden besteht. In den dortigen linken Arm der Oise fließt bei le Travers-Bac ½ Meile oberhalb der Stadt die Serre ein. Daselbst ein Zeughaus und eine im J. 1719 errichtete Artillerieschule, die älteste in Frankreich.

Einnahme von la Fère durch Truppen des 3. (von Bülow'schen) preußischen Armeecorps am 27. Febr. 1814. Der Generallieutenant von Bülow war in Eilmärschen aus der Gegend von Brüssel aufgebrochen, um sich bei Laon mit der schlesisch-russischen Armee unter dem Feldmarschalle Blücher zu vereinigen, und hielt es, sobald er in dortiger Gegend angekommen war, zur Sicherung der Communication mit dem in den Niederlanden zurückgebliebenen Corps des Herzogs von Weimar für nothwendig, einen Angriff auf die nahe gelegene Festung la Fère, welche die Chaussee nach St. Quentin beherrscht, zu unternehmen. Deshalb entsendete er am 26. Febr. von Chambry bei Laon aus den Generallieutenant von Thümen mit zwei Füseliercompagnien, zwei Musketierbataillonen, vier Schwadronen und einer sechspfündigen Batterie ab, um den Platz zu recognosciren. Dieser erhielt noch auf dem Marsche die Nachricht, daß der russische Oberst von Geißmar mit einem Streifcorps bei Chauny (auf dem rechten Oiseufer zwei Meilen westlich von la Fère) angekommen sei und traf, nachdem er sich mit ihm durch ein Reiterdetaschement in Verbindung gesetzt hatte, am 27. Mittags in der Nähe der Festung ein. Er ließ seine Truppen außer der Kanonenschußweite aufmarschiren und, um stärker zu erscheinen, aus jedem Bataillone zwei formiren; worauf die Füseliere sofort die Vorstadt angriffen und bis an die letzten Häuser am Festungsgraben vordrangen. Hier wurden sie mit Kleingewehrfeuer und Kartätschen empfangen und General Thümen eröffnete nun ein lebhaftes Feuer aus einigen Kanonen und zwei zehnpfündigen, eben angekommenen russischen Haubitzen. Erst nach zwei Stunden hielt er damit ein und schickte dann den Rittmeister von Martens als Parlementair an den Commandanten, General Pommerein, um diesem eine Capitulation anzubieten. Sie kam auch durch die Geschicklichkeit des Unterhändlers schon am Abende schnell und unerwartet zu Stande*). Noch am 27. wurde das an der Chaussee von Laon gelegene Außenwerk und am nächsten Morgen die ganze Festung von den Preußen besetzt. Die feindliche Besatzung mußte das Gewehr strecken; neun Officiere und ungefähr 200 Mann von der Linie wurden gegen das Versprechen, nicht mehr gegen die Verbündeten zu dienen, nach Noyon geleitet und ebenso viele Nationalgarden mit Pässen in die Heimath entlassen. Die Eroberer fanden in la Fère, wo sich damals die Artillerieschule der kaiserlichen Garde und eine Stückgießerei befanden, 60 metallene und 47 eiserne Geschütze, worunter zwei von ungewöhnlich großen Dimensionen, viele tausend Gewehre und Säbel, einen sehr bedeutenden Pulvervorrath, einen Pontontrain und eine Menge von Kriegsgeräthschaften aller Art. Der Werth dieser Gegenstände wurde auf mehre Millionen geschätzt. Als Commandant der Festung blieb der Major von Gagern mit einem Bataillone und zwei Schwadronen zurück und der Generallieutenant von Thümen schloß sich mit den übrigen Truppen dem Bülow'schen Corps wieder an, welches darauf ruhmvoll an dem Siege Theil nahm, der am 9. und 10. März bei Laon gegen Napoleon erfochten wurde.

Einschließung von la Fère durch preußische Truppen während des Feldzugs 1815. Nachdem am 18. Juni 1815 von den Preußen und Engländern über die Franzosen erfochtenen Siege bei la Belle Alliance (Waterloo) war es der Ersteren Ziel, sobald als möglich Paris zu erreichen, um mit Gewinnung der Hauptstadt den Krieg schnell zum Ende zu bringen. Das französische Heer war bis auf das Corps von Grouchy zerstreut und auf der Operationslinie der Verbündeten lagen nur noch die das nördliche Frankreich schützenden Festungen im Wege. Den Preußen war es geglückt, am 22. Juni Avesnes, am 24. Guise und am 25. St. Quentin

*) Der Rittmeister von Martens wurde zur Belohnung für die so glückliche Ausführung seines Auftrages zum Major ernannt. Später zum Obersten befördert, fungirte er als Diplomat und lebte noch im J. 1844 pensionirt in Frankreich.

im raschen Anlaufe zu nehmen; ein Gleiches konnte auch, wie im J. 1814, gegen die ganz isolirt liegende Festung la Fère gelingen, und der Feldmarschall Blücher, dies hoffend, beauftragte den das erste Armeecorps befehligenden Generallieutenant von Zieten, es zu versuchen. Um keine Zeit zu verlieren, bestimmte dieser dazu die als Vortrab des Corps vorgeschobene dritte Brigade des Generals von Jagow, welche auf der Chaussee von St. Quentin nach la Fère längs dem rechten Ufer der Oise dirigirt war. Letzterer, am 25. gegen Abend bei Fargniers (⅛ Meile westlich la Fère) angelangt, ließ sogleich ein Beobachtungsdetaschement näher gegen la Fère vorrücken, und überzeugte sich bald, daß der Festung auf dem rechten Oiseufer, wo weit ausgedehnte Überschwemmungen sie deckten und auch Geschütz nicht vortheilhaft aufgestellt werden konnte, nicht beizukommen sei. Er traf daher vor Allem Anstalten, die zum Theil zerstörten Brücken, welche nahe südlich von la Fère über einen Kanal und die Oise zu einer zwischenliegenden kleinen Insel führen, wieder herzustellen, wodurch es möglich wurde, das linke Ufer des Flusses und die Höhen von Charmes zu gewinnen, die den Platz von der Seite von Laon beherrschen. Am 26. Morgens schloß sich die erste Brigade dem Armeecorps wieder an, nachdem sie durch die dritte des Generals von Steinmetz abgelöst war, der nun die anbefohlene Berennung ausführte und la Fère von den bemerkten Höhen her lebhaft beschießen ließ. Das Feuer wurde bis Mittag ununterbrochen fortgesetzt und das Bombardement war so wirksam, daß mehre Gebäude in Brand geriethen, aber die Übergabe konnte dadurch nicht erzwungen werden. Der Commandant, General Berthier, war entschlossen, sich ernstlich zu vertheidigen und es auf eine Belagerung ankommen zu lassen, die nicht in dem Plane des Feldmarschalls Blücher lag, der damals Paris, dem Hauptobjecte des Feldzugs, zueilte. Der General von Steinmetz rückte daher noch am nämlichen Tage dem ersten Armeecorps über Chauny nach Noyon nach und ließ vor la Fère nur ein Bataillon und eine Escadron auf dem linken Oiseufer zurück. Auch später wurde die Festung nicht, wie die an der Sambre, Maas und der östlichen Grenze Frankreichs gelegenen, belagert. Sie hatte seit 1814 an Stärke gewonnen; die mit Thürmen versehene crenelirte Mauer war ausgebessert, im Graben eine Cunette von 12 Fuß Breite und 4 Fuß Tiefe ausgehoben, der bedeckte Weg wieder hergestellt und in den Erdwerken vor den zwei Thoren waren Reduits angelegt worden; überdies umgaben den Platz jetzt noch weiter als früher verbreitete Überschwemmungen auf drei Seiten. Erst nachdem in Folge des Waffenstillstandesvertrags vom 3. Juli Paris von den Verbündeten besetzt worden war, wurde la Fère am 26. wiederum vom General von Steinmetz mit der ersten Brigade auf beiden Ufern der Oise förmlich eingeschlossen, ein Verhältniß, was, ohne daß von der einen oder der anderen Seite Feindseligkeiten weiter stattfanden, bis zum 30. Oct. fortdauerte. Der General von Steinmetz folgte an diesem Tage mit seiner Brigade den in die Heimath zurückmarschirenden Truppen und la Fère nebst Charlemont waren von den während des Feldzuges von 1815 eingeschlossenen oder belagerten französischen Festungen die einzigen, welche unerobert geblieben. (*Heymann.*)

FERE-CHAMPENOISE, französische Stadt im Marnedepartement, Arrondissement Epernay, von gegen 2000 Einwohnern, an dem des Augesbache in der sogenannten Champagne pouilleuse, einem großentheils ebenen, mit Sumpfland durchschnittenen und unfruchtbaren Landstriche, gelegen. Daselbst ist ein Schloß und eine Manufactur von grober Leinwand.

Doppeltreffen bei Fère-Champenoise am 25. März 1814. Napoleon, Kaiser der Franzosen, hatte sich, nachdem er vom Feldmarschall Blücher am 8. und 9. März bei Laon war geschlagen worden, bei Soissons hinter die Aisne und bei Fismes hinter die Vesle zurückgezogen. Hier wollte er seinem Heere einige Ruhe gönnen und war eben mit einer neuen Organisation der in den letzten Kämpfen zum Theile aufgeriebenen Truppentheile beschäftigt, als er am 11. die Nachricht erhielt, daß das nur schwach besetzte Rheims von Chalons her bedroht sei, an dessen Erhaltung ihm damals vorzüglich gelegen war, da er dort Verstärkungen aus den Ardennenfestungen an sich ziehen wollte. Napoleon brach sonach am 12. gegen Rheims auf, was am nämlichen Tage dem von Chalons angerückten russischen General Grafen St. Priest schon in die Hände gefallen war, und vertrieb diesen am 13. wieder aus dem Platze. Nachdem er nun in Rheims die Division Jansen von Mezières an sich gezogen hatte, entwarf er einen neuen Operationsplan, welcher dahin ging, die verbündete Hauptarmee, welche unter dem Fürsten Schwarzenberg bei Arcis, Mery und Troyes an der Aube und Seine stand, anzugreifen, diese, wo möglich, zurückzuwerfen und so außer Stand zu setzen, sich mit der in jener Zeit gegen 20 Meilen weit von ihr entfernten Armee unter Blücher (der sogenannten schlesischen, welcher auch einige russische Corps angeschlossen waren) zu vereinigen. Dieses Unternehmen mit einer durch übergroße Anstrengungen ermüdeten Armee von kaum 30,000 Mann gegen einen Feind, der gegen 90,000 Mann zählte, war äußerst gewagt und konnte um so weniger gelingen, als der Fürst Schwarzenberg im Einverständnisse mit dem Kaiser von Rußland, Alexander, und dem Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm III., welche sich bei der Hauptarmee befanden, während Napoleon der Aube sich näherte, schon in Bereitschaft war, der schlesischen Armee entgegen zu rücken. Napoleon hatte zwar am 19. die Übergänge der Aube bei Plancis und Arcis und den über die Seine bei Mery erzwungen, mußte aber den weit überlegenen Streitkräften des Fürsten Schwarzenberg, der am 20. gegen ihn zum Angriffe überging, weichen, und trat am 21. Mittags den Rückzug gegen die von Preußen und Russen besetzte Festung Vitry an, den er nach einem vergeblichen Versuche, sich ihrer zu bemächtigen, am 22. gegen St. Dizier fortsetzte. Die Corps von Macdonald, Mortier und Marmont, welche vor der Schlacht von Arcis noch nicht hatten herankommen können, sollten ihm folgen. Von St. Dizier gedachte er an der Marne noch weiter aufwärts zu gehen, um alle in den zunächst gelegenen Festungen entbehrliche Truppen aufzunehmen, und zugleich einen Aufstand des

gegen die Verbündeten schon erbitterten Volkes der Umgegend hervorzurufen, worauf er um die rechte Flanke der Hauptarmee herum in deren Rücken operiren wollte; — ein kühner, fast verwegener, Plan, nur hervorgegangen aus der mislichen Lage, in der er sich befand, und nur berechnet auf die Möglichkeit, aus den fehlerhaften Schritten, zu welchen die Gegner durch die von ihm eingeschlagene unerwartete Marschrichtung verleitet werden könnten, Vortheil zu ziehen. Überdies hatte Napoleon rückwärts alle seine Hilfsquellen erschöpft; Paris war, ganz von Truppen entblößt, den Verbündeten Preis gegeben, und er konnte nur hoffen, sie von der Hauptstadt entfernt zu halten, wenn es ihm gelang, sie auf den Kriegsschauplatz hin sich nachzuziehen, den er sich jetzt ausersehen hatte. Fürst Schwarzenberg, der es versäumt, Napoleon, als er sich von Arcis zurückgezogen, mit Nachdruck zu verfolgen, war noch am 22. März über den Weg, den dieser genommen, in Ungewißheit. Erst am 23. erhielt er völlige Aufklärung darüber und kam am 24. Morgens, nachdem ihm der Feldmarschall Blücher angezeigt, daß er mit der schlesischen Armee im Anmarsche sei, und daß ein Theil derselben am Tage vorher schon Chalons erreicht habe, zu dem Entschlusse, die ganze Hauptarmee bei Vitry zu versammeln, wo sie am Abende auch eintraf und noch vor ihr von Chalons her über Vatry die aus 8000 Mann Reiterei und 46 Geschützen bestehende Avantgarde der schlesischen Armee unter dem russischen Generale Winzingerode. Nach dem Plane des Fürsten Schwarzenberg sollte die Hauptarmee auf dem rechten Ufer der Marne dem Heere Napoleon's folgen, Winzingerode zwischen Marne und Aube die Richtung auf Brienne oder St. Dizier je nach den eintretenden Verhältnissen nehmen und Letzterem die schlesische Armee, als rechte Flügelcolonne der gesammten Streitkräfte, folgen. Bevor jedoch die Hauptarmee und Winzingerode vor Vitry noch angelangt waren, hatte am 24. Mittags nahe bei diesem Platze unter freiem Himmel eine vom Kaiser von Rußland ausgegangene Berathung zwischen diesem, dem Könige von Preußen und dem Fürsten Schwarzenberg, stattgefunden und zu dem Resultate geführt, die Verfolgung Napoleon's mit beiden Armeen aufzugeben und sie vereint in Eilmärschen gegen Paris vorrücken zu lassen. Nur Winzingerode mit seinem Cavaleriecorps sollte Napoleon nachgehen, dessen Bewegungen immer im Auge behalten, ihm den Weg, den die Armeen jetzt einschlagen wollten, möglichst verbergen und ihn glauben machen, daß diese ihn von Vitry her immer noch bedrohten. Die Entscheidung der Monarchen für die Operation auf Paris war nur der Nachhall der allgemeinen Stimme in den verbündeten Heeren und vornehmlich im schlesischen; denn als sie im Blücher'schen Hauptquartiere anlangte, war dort eine ganz dahin zielende Disposition für den 25. schon entworfen und sollte eben ausgegeben werden.

Von den französischen Corps, die dem Kaiser Napoleon noch gefolgt waren, hatte nur das von Macdonald zum größern Theile ihn erreicht; die Corps von Mortier und Marmont waren noch im Marsche zu ihm begriffen. Am 24. Morgens aus ihren Lagern bei Vertus und Etoges aufgebrochen, hatten sie am Abend das erstere als linker Flügel eine Stellung bei Vatry am Durchschnittspunkt der von Troyes nach Chalons und von Vertus nach Vitry führenden Straße, das zweite als rechter Flügel an der Straße von Fère-Champenoise nach Vitry bei Soudé-Notre Dame und Soudé-St. Croix genommen. Die Vorposten beider Corps waren gegen den Coolebach ausgestellt. Zu derselben Zeit hatten in ihrem Rücken die Avantgarden der Armeecorps von York und Kleist der schlesischen Armee, die ihnen über Montmirail nachgerückt waren, Champ-Aubert (an der Straße nach Chalons) und le Gault (an der nach Sezanne) erreicht. Die französischen Marschälle ahnten nicht, daß ihnen in der Richtung auf Vitry die verbündete Hauptarmee entgegenstehe und von Chalons her war ihnen nur die Nachricht zugekommen, daß es von einigen Hundert Reitern der schlesischen Armee besetzt sei, obschon das Gros derselben, bei welchem sich der Feldmarschall Blücher befand, bereits am 24. daselbst und in der Umgegend stand.

Nach Blücher's Disposition für den 25., welche darauf berechnet war, die Corps der Marschälle Mortier und Marmont zu erfassen und, wo möglich, von Paris abzudrängen, sollten die Armeecorps von Langeron und Sacken am Morgen auf der kleinen pariser Straße über Thibie und Chaintrix (an der Somme-Soudé) vorrücken, das Infanteriecorps Stroganoff sollte Sacken folgen, und das Infanteriecorps Woronzow bis auf weitern Befehl noch in Chalons bleiben und sich zum Abmarsche bereit halten. Bei Mittheilung dieser Disposition an den Fürsten Schwarzenberg war derselbe von der vorbemerkten Marschrichtung und der ungefähren Stärke der Corps von Mortier und Marmont benachrichtigt und zugleich ersucht worden, diese wenn sie sich schnell zurückziehen sollten, mit der reitenden Artillerie der Hauptarmee verfolgen und beschießen zu lassen, damit die Generale von York und von Kleist wenn sie dies hören würden, sie von Hinten angreifen könnten. Noch war auch York von dem, was sich bis zum 24. Abends begeben und von den Anordnungen zum 25. in Kenntniß gesetzt worden.

Nach Schwarzenberg's Disposition für denselben Tag sollte die Hauptarmee am frühesten Morgen in drei Colonnen aufbrechen. Zwei Armeecorps, das vierte (Kronprinz von Würtemberg) und sechste (v. Rajewski) waren bestimmt, die mittlere Colonne zu bilden und auf der Hauptstraße nach Fère-Champenoise vorzurücken; die Garden und Reserven sollten als linke Seitencolonne ihren Marsch längs eines Höhenrückens, der sich gegen Montepreux hinzieht, ausführen; das fünfte Armeecorps (Wrede) als rechte Flügelcolonne von Maisons ausgehen und später in die erwähnte Hauptstraße einfallen; das dritte Armeecorps (Giulay) endlich diesen Massen nach Fère-Champenoise folgen. Es war die Absicht, um diesen Ort am 25. die ganze Hauptarmee ein Lager beziehen zu lassen und auch das Hauptquartier des Fürsten Schwarzenberg und der Monarchen dahin zu legen.

Der Kronprinz Wilhelm von Würtemberg, unter dessen Befehl das vierte und sechste Armeecorps gestellt worden, war angewiesen, etwas eher, als die übrigen Co

können, den Vormarsch anzutreten, und dieser ließ sonach das ihm zugetheilte 3600 Pferde starke Reitercorps des Generals Grafen Pahlen I. schon früh gegen vier Uhr aus dem Lager bei Drouilly am linken Marneufer als Avantgarde aufbrechen; Schwärme von Kosaken eilten ihr noch voraus und stießen bei dem Dorfe Coole (am Ursprunge des Coolebaches) auf die ersten französischen Vorposten, welche sich gegen Soudé-Croix zurückzogen. Marmont, der dort gegen acht Uhr Morgens das Mortier'sche Corps erwartete, welches über Dommartin l'Etrée herbeizog, um sich ihm anzuschließen und um jene Zeit noch ungefähr eine Viertelmeile von Soudé-Croix entfernt war, ordnete, sobald er die Spitze der Verbündeten gewahrte, unter dem Schutze der Reiterei den Aufmarsch der Infanterie in zwei Treffen an, welche sich links über Soudé-Notre Dame gegen Dommartin l'Etrée ausdehnten; die Reiterei nahm darauf, in zwei Massen getheilt, ihren Platz auf beiden Flügeln und vor der durch den Somme-Soudébach gedeckten Front war der größere Theil des Geschützes aufgestellt, was die entgegenrückende Reiterei mit einem lebhaften Feuer empfing. Der Kronprinz von Würtemberg hatte nun die Wahl, entweder, das Gefecht hinhaltend, seine Infanterie und Fußartillerie abzuwarten, auf welche Weise er sich durch die Übermacht in allen Waffen einen um so entschiedenern Erfolg versprechen konnte, oder aber die Überraschung des Feindes zu benutzen und ihn mit der Cavalerie und reitenden Artillerie seiner Corps, die zum größeren Theile dem Grafen von Pahlen nahe gefolgt waren und an deren Spitze er sich selbst befand, sofort anzugreifen. Er entschied sich für das Letztere, da die zunächst nachmarschirende Infanterie und Fußartillerie des Rajewski'schen (sechsten) Armeecorps noch zu weit zurück war. Die Überschreitung des von sumpfigen Ufern begrenzten Soudébaches, dem Feinde grade gegenüber, war schwierig, weshalb er sich entschloß in dessen Flanken zu operiren. Zu diesem Zwecke trug er dem Grafen Pahlen auf, mit der russischen leichten Reiterei des sechsten Armeecorps und der zugehörigen reitenden Artillerie, sich rechts über Soudé-Notre Dame wendend, die linke Flanke des Feindes anzugreifen, und er selbst führte die 2000 Pferde starke würtembergische leichte Cavalerie-Division des Prinzen Adam von Würtemberg und zwei Batterien reitender Artillerie gegen die linke Flanke. Die jeden Augenblick zu erwartende österreichische Cuirassierdivision des Grafen Nostiz von 2000 Pferden sollte dem Prinzen Adam zum Soutien dienen. Diese Bewegungen gegen die französischen Corps, bei denen sich 6—7000 Reiter befanden, wurden sonach mit ungefähr 5000 und einigen 30 Geschützen unternommen. Als nun die Verbündeten die Umgehung beider Flügel der Franzosen unter fortdauernder gegenseitiger Kanonade begonnen hatten und die Marschälle ihre Rückzugslinie auf das Dorf Sommesous (am Durchschnittspunkte der Chausseen von Fère-Champenoise nach Vitry und von Chalons nach Arcis sur Aube) bedroht sahen, säumten sie nicht, rückwärts eine andere Stellung zu suchen. Sie führten dies zwischen 9 und 10 Uhr aus, während ihr linker Flügel von einem Theile der leichten Reiterei Pahlen's, ihr rechter von der würtembergischen Division Prinz Adam und die Mitte von 6 Husarenescadrons, einem Kosakenregimente und 4 Geschützen verfolgt wurden. Den letztern schloß sich auch die russische Cuirassierdivision Kretoff (gegen 1300 Pferde), welche nebst 8 Kanonen reitender Artillerie noch eingetroffen, an, sodaß nun die Reiterei der Verbündeten zu einer Stärke von 6000 Pferden angewachsen war. Bei der Verfolgung hatte Pahlen zur Deckung seiner rechten Flanke drei Regimenter rechts gegen l'Etrée detaschirt. Diese stießen um 10 Uhr auf die Division Charpentier, die hinterste Infanterieabtheilung des Mortier'schen Corps, welche noch im Marsche nach der Gegend hin begriffen, wo sie sich aufstellen sollte. Schon war die Division durch die russische Reiterei, die einen raschen Angriff gegen sie unternahm, beinahe abgeschnitten; doch aber gelang es ihr, nach einem bedeutenden Verluste noch Sommesous und dann ihr Corps zu erreichen. Beide Corps waren nun erst ganz vereinigt und mit Einschluß der Reiterei und Artillerie über 25,000 Mann stark. Letztere zählte gegen 100 Geschütze. Die Infanterie von Marmont hatte das Terrain rechts, die von Mortier das links von Sommesous besetzt; der unweit davon entspringende Sommebach theilte beide Corps; ihre Reiterei stand vor der Infanterie. Jetzt war auch die sämmtliche Reiterei der Verbündeten noch mehr in die Nähe des Feindes gekommen, und marschirte gegen ihn auf. Pahlen, auf dem rechten Flügel, ließ den General Ilowaisky XII. mit 1000 Kosaken eine Schwenkung in Mortier's linke Flanke machen; zur Unterstützung des linken Flügels unter Prinz Adam war von der österreichischen Cuirassierdivision nur erst die Brigade Dessours eingetroffen; in der Mitte hatten die bereits angegebenen Reiterabtheilungen ihren Platz behalten. Eine heftige Kanonade begann nun, welche über zwei Stunden lang dauerte. Inzwischen umschwärmte General Ilowaisky mit seinen Kosaken den in ganz offenem Terrain exponirten linken Flügel des Mortier'schen Corps, was Veranlassung war, daß dieser hinter den Sommebach sich zurückzog. In Folge dessen wurde auch der übrige Theil der französischen Frontlinie etwas zurückgenommen und der rechte Flügel der Infanterie bis an eine Höhe hin ausgedehnt, an deren Fuße ein Sumpfstrich liegt, in welchem der Des Augesbach entspringt. Vor der Infanterie formirte sich die Cavalerie in zwei Treffen mit dem rechten Flügel in der Richtung gegen Montepreux; zahlreiches Geschütz wurde vor derselben aufgepflanzt. In dieser Stellung hatten die Marschälle ihre Infanterie gegen die Angriffe der Cavalerie zwar mehr gesichert, aber die freie Wirksamkeit der letztern eigenen war besonders auf dem linken Flügel sehr beschränkt. Noch standen sie in der Meinung, nur auf ein starkes Reitercorps gestoßen zu sein, was die Bestimmung habe, ihre Vereinigung mit Napoleon zu hindern; daß die Hauptarmee demselben folge, war ihnen immer noch unbekannt geblieben. Der Kronprinz von Würtemberg dagegen war erst jetzt völlig darüber aufgeklärt, daß die ihm entgegenstehenden Truppen die vereinigten Corps von Marmont und Mortier seien. Es konnte ihm nicht entgehen, daß ihm beide in einer durch das Terrain, was

sich ganz zur Vertheidigung eignete, begünstigten Stellung so lange überlegen sein mußten, als seine Infanterie nicht herangekommen war; dennoch aber entschied er sich, nicht auf diese zu warten, sondern die Cavalerieangriffe in der Weise, wie bisher, fortzusetzen, in der Hoffnung, den Feind, wenn er ihn nicht zur Ruhe kommen ließe, zu abermaligen rückgängigen Bewegungen zu vermögen. Er beeilte dies mit dem linken Flügel seiner Reiterei, der dem Feinde während dieser seine Stellung veränderte, immer nachgerückt war, so sehr, daß er, bevor noch sämmtliche Regimenter hatten herankommen und sich zum Gefechte formiren können, dem würtembergischen Jägerregimente zu Pferde Nr. 4, dem österreichischen Husarenregimente Erzherzog Ferdinand und der Cuirassierbrigade Dessours, welche zuerst nahe dem Feinde angelangt waren, befahl, sich auf den rechten Flügel von dessen Cavalerie zu stürzen. Der gegen ein am Ende dieses Flügels stehendes Regiment gerichtete Angriff der österreichischen Husaren gelang zwar, aber bald darauf wurde das zur Unterstützung nachgegangene Cuirassierregiment Liechtenstein von zwei Lanciersregimentern, welche sie in die Flanke nahmen, geworfen, und der Feind eröffnete zugleich ein so mörderisches Kartätschenfeuer, daß hier der Versuch, seine Stellung zu erschüttern, zuletzt gänzlich scheiterte. Glücklicher war Pahlen mit seiner Reiterei gewesen. Er hatte, während der feindliche linke Flügel sich hinter die Somme zurückzog, noch ehe dieser durch das Defilé bei Lanbarrée ganz gekommen, schon fünf Kanonen erobert, war dann auf das linke Ufer des Baches gefolgt, und hatte in Gemeinschaft mit dem Generale Rüdiger, der ihn weiter aufwärts zwischen Vassimont und Haussimont mit den Husarenregimentern Grodno und Szum nebst vier Geschützen überschritten, einige vom General Bourdesolle befehligte Cuirassierregimenter in die Flucht geschlagen, worauf er nur durch einen entschlossenen Anfall des achten Chasseurregiments, was der General Latour-Foissac entgegenführte, für eine kurze Zeit aufgehalten wurde, noch Weiteres zu unternehmen. Nachdem nun die Marschälle endlich dahin gelangt waren, alle Truppentheile ihrer Corps concentrirt beisammen zu haben, war ihr nächstes Ziel, über den Des Augesbach bei dem Dorfe Connantray zu gehen und dann die von letzterem ungefähr noch eine Stunde weit entfernten Höhen jenseit Fere-Champenoise zu gewinnen. Als ihnen daher die Meldung zuging, daß sich gegen ihre rechte Flanke in der Richtung auf Vaurefroy (ein Dorf, was mit Connantray zusammenhängt und von diesem nur durch die Chaussee von Vitry über Sommesous nach Fère-Champenoise geschieden wird) eine neue feindliche Reitermasse zeige, traten sie sogleich auf dem Terrain zwischen den beiden Bächen Somme und Des Auges den Rückzug an. Die Reiterei setzte sich zuerst hinter die Infanterie und diese ging dann in großen Massen mit abwechselnden Treffen zurück. Jene Reitermasse war die russische, gegen 2300 Pferde starke, Gardecavalerie, mit welcher der Großfürst Constantin möglichst schnell herbeimarschirt war, als er Nachricht von den Gefechten, die der Kronprinz von Würtemberg gehabt, erhalten hatte. Graf Ojarofsky war mit der leichten Garde-Cavaleriedivision gegen Vaurefroy vorausgeeilt. Je näher nun dies kam, desto mehr wurde der Rückzug von den Franzose beschleunigt; dabei trat ein starker Platzregen ein, welch ihnen grade ins Gesicht schlug, und beides hatte zu Folge, daß ihre Colonnen, die Anfangs viele Haltun gehabt, schon anfingen weniger geschlossen zu bleiben Ehe nun ihr rechter Flügel Connantray ganz passirt hatt war der Großfürst Constantin mit der Cuirassierdivisio Depreradowitsch nebst den Regimentern Leibgardedragone und Gardeulanen vor jenem Dorfe schon angelangt un ließ sofort zum Angriffe gegen die noch debouschirend französische Cavalerie schreiten, durch welchen die noc kaum geordneten, von Pahlen schon geschlagenen, Cuira siere Bourdesolle's auf ihre Infanterie geworfen wurde und wobei die Russen mehre Geschütze eroberten. Di französische junge Garde bildete jetzt schnell Quarrés, vo denen eins von der Brigade le Capitaine, ungefähr 100 Mann stark, von dem vierten würtembergischen Jägerre gimente zu Pferde vergeblich angegriffen wurde. Da Quarré blieb, obschon die Jäger noch zwei Versuche mach ten, einzudringen und dabei zwei Geschütze eroberten, un erschütterlich und nur erst, als der General Jett die Jä ger, vom Husarenregimente Erzherzog Ferdinand unterstütz zum vierten Male herangeführt hatte, wurde es endlic gesprengt und die Mannschaft größtentheils niedergehauen Der Platzregen hatte um diese Zeit noch zugenommen Sturm mit Hagel wehte den Franzosen grade entgegen die Infanterie war, da ihre Gewehre nicht mehr losgin gen, nur auf die Vertheidigung mit dem Bayonnet beschränk und die Lunten konnten nicht mehr brennend erhalte werden. Dies Alles erzeugte unter einem großen Theil der Truppen eine solche Unordnung, daß die Marschäll sich zwei Mal in die noch beisammengehaltenen Quarré retten mußten, um von den Fliehenden nicht mit fortge rissen zu werden. Diese eilten zum größten Theile Fe re-Champenoise auf und zu beiden Seiten der vo Connantray in gerader Linie dahin führenden Chaussee zu die Truppen aber, welche noch geschlossen und in gefecht fähigem Zustande geblieben waren, nahmen einen Umwe nach der Stadt längs dem rechten Ufer des Des Auges baches, der unterhalb Connantray einen großen nördlic ausgehenden Bogen macht. Viel Fassung und Ausdaue zeigten bei diesem Seitenmarsche die Infanteriedivisione Ricard und Christiani, welche so lange Stand hielten, bi der Theil der Cavalerie, der aus einander gekommen, wiede geordnet mit ihnen den Rückzug fortsetzen konnte. Un zwei Uhr Nachmittags waren als Arrièregarde und un den Truppentheilen, welche die kürzere Linie nach Fère Champenoise eingeschlagen hatten, einen Anhalt zu ge währen, vier Voltigeurcompagnien der jungen Garde nebs einer zwölfpfündigen Batterie auf einer Höhe, rechts vo Connantray, auf dem rechten Ufer des Des Augesbache noch stehen geblieben und hatten die Spitze der zuerst a sie anprellenden österreichischen Cavalerie mit einem hefti gen Feuer empfangen. Diese ließ nun der Kronprin durch die Regimenter Erzherzog Ferdinand, Constanti Cuirassiere und zwei Escadrons von Kaiser Franz angrei fen. Sie leisteten den tapfersten Widerstand und wurde

nur erst überwältigt, nachdem Graf Dessours mit seiner Brigade herbeigekommen und man von allen Seiten in sie eingedrungen war. Ihre Batterie wurde genommen und die Meisten von ihnen niedergemetzelt oder gefangen gemacht. Unter den Letzteren befand sich der Brigadegeneral Janin und viele Officiere. Während dieses Kampfes waren französische Truppen von allen Waffen durch Connantray gegangen und besonders auch Artillerie und eine Menge von Fuhrwerken aller Art, sodaß der Engpaß des Dorfes und die Schlucht des Baches zur Seite zuletzt ganz verstopft wurden. Daher fielen hier ein ganzes Bataillon des Trains, 24 Kanonen und 60 Munitionskarren den Verbündeten in die Hände. Aber auch diese waren nicht im Stande, sich durch Connantray Bahn zu brechen und gelangten nur mit Mühe weiter oberhalb über den tief eingeschnittenen Bach; doch mußte diesseits die reitende Artillerie des vierten Armeecorps, deren Pferde gänzlich erschöpft waren, zurückgelassen werden. Sobald nun die ersten Reiter der Verbündeten jenseits erschienen waren, geriethen die Franzosen, die sich hinter Connantray wieder zu sammeln gesucht hatten, in einen solchen panischen Schrecken, daß sie in größter Verwirrung rechts neben Fère-Champenoise vorbei gegen die Höhen auf dem rechten Ufer des Des Augesbaches hin flohen. Einige Reiterabtheilungen machten beim Nachsetzen noch viele Gefangene und erbeuteten eine Mehrzahl von Geschützen und Fahrzeugen. Erst nahe vor Fère-Champenoise wurden letztere von dem 400 Pferde starken neunten Cavaleriemarschregimente, mit welchem der Oberst Leclerc, als er das Kanonenfeuer gehört, von Sezanne herbeigeeilt war, aufgehalten, dem es auch gelang, so lange Stand zu halten, bis der letzte Schwarm der Flüchtigen das Defilé bei Fère-Champenoise durchzogen hatte und bis es den französischen Marschällen möglich geworden war, dem weiteren Zurückweichen auf den jenseitigen Höhen Grenzen zu setzen. Auf dem rechten Ufer des Des Augesbaches hatte Graf Pahlen die Franzosen mit den Kosaken, Ulanen und Husaren des sechsten Armeecorps verfolgt und Fère-Champenoise rechts umgangen. Dieselbe Richtung hatten auch der Prinz Adam von Würtemberg und nach ihm die Cuirassiere Kretoff eingeschlagen. Ozaroffsky ferner, welcher mit der russischen leichten Gardecavalerie den Des Augesbach oberhalb Connantray überschritten, hatte den geraden Weg nach Fère-Champenoise genommen und denselben auch nach ihm die österreichischen Cuirassiere des Grafen Nostiz, sowie die übrige russische Gardecavalerie unter dem Großfürsten Constantin. Auf diese Weise war die Cavalerie der Verbündeten in zwei Massen durch den Des Augesbach getrennt und konnte sich erst hinter Fère-Champenoise wieder zu einem Ganzen vereinigen. Ihr gegenüber nahmen die Franzosen eine Stellung an den Abdachungen der Höhen, die zwischen Linthes, St. Loup und Grandbroussy sich hinziehen; mit der Infanterie auf dem linken Flügel in einem Treffen in Bataillonsmassen, vor ihr starke Abtheilungen von Tirailleurs, welche die gegen die Höhen hinaufführenden Hohlwege besetzt hielten; mit der ganzen Reiterei in zwei Treffen auf dem rechten Flügel, der in einem stumpfen Winkel vorgebogen sich bei Connantray an die nach Sezanne führende Straße lehnte. Ihrer Infanterie stand die Reiterei der Verbündeten in zwei Treffen entgegen; im ersten die Kosaken des Generals Ilowaisky, dann ein Theil der leichten Reiterei Pahlen's I., sowie des Prinzen Adam von Würtemberg; im zweiten der Rest der leichten Reiterei und die Cuirassierdivision Kretoff. Der französischen Cavalerie gegenüber waren die Cuirassiere von Nostiz und der Großfürst Constantin mit den Divisionen Depreradowitsch und Ozaroffsky der russischen Garde aufmarschirt.

Die dritte Nachmittagsstunde war nun herangekommen und schon waren der Kronprinz und der Großfürst entschlossen mit vereinigten Kräften noch einen Choc zu unternehmen, als sie in ihrem Rücken eine lebhafte Kanonade hörten und bald darauf dem Kronprinzen vom Fürsten Schwarzenberg die Mittheilung zuging: „eine von Vertus auf Vatry marschirende feindliche Colonne habe, als sie den Zug der verbündeten Hauptarmee wahrgenommen, sich gegen Fère-Champenoise wahrscheinlich in der Absicht gewendet, um sich mit den Corps von Mortier und Marmont zu vereinigen. Diese Colonne werde bereits von dem schlesischen Heere verfolgt, was im Begriffe sei, sie anzugreifen." Da nun weder ihre Stärke, noch die Waffengattungen, aus denen sie bestand, angegeben worden waren, und da der Kronprinz seine Reiterei durch einen eilfstündigen Marsch und mehre hitzige Gefechte schon aufs Äußerste angestrengt hatte, so hielt er es nicht für gerathen, sich mit ihr in einen neuen ernsten Kampf gegen den zunächststehenden Feind einzulassen, und entschied sich dafür, ihn nur in der Front festzuhalten, sowie, die Infanterie des vierten und sechsten Armeecorps abwartend, sich den eigenen Rücken zu sichern. Um jedoch in die Bewegungen der schlesischen Armee möglichst einzugreifen, befahl er dem Grafen Pahlen I., mit der leichten Cavalerie des sechsten Armeecorps, der Cuirassierdivision Depreradowitsch und den zugehörenden reitenden Batterien nach der Gegend zu marschiren, von welcher her der Kanonendonner vernommen wurde. Die Infanteriemassen auf dem linken feindlichen Flügel ließ er unterdessen mit Kartätschen beschießen.

Die Truppen, deren Anmarsch gemeldet worden, waren die Infanteriedivisionen der Generale Pakthod und Amey, welche zusammen zwischen 7 und 8000 Mann stark waren. Dabei befanden sich noch 100 Husaren, 16 Geschütze, nebst einem bedeutenden Train von 30 Munitionswagen und anderen besonders mit Vorräthen von Lebensmitteln beladenen Fahrzeugen. Beide Divisionen gehörten zu dem Macdonald'schen Corps; Pakthod war angewiesen, diesem von Sezanne aus zu folgen; Amey, dem die Bedeckung eines Artillerieparks, welcher bestimmt war, noch voraus der Armee Napoleon's nachzurücken, anvertraut gewesen, hatte denselben in Folge eines Misverständnisses verlassen und sich Pakthod in Sezanne angeschlossen. Der Park war hierauf am 23. von den Russen genommen worden und die beiden Generale waren, indem sie nach der Schlacht bei Arcis es aufgegeben, Macdonald noch zu erreichen, am 24. nach Etoges aufgebrochen, um sich mit Mortier und Marmont zu vereinigen. Am

Abends dort eingetroffen setzten sie noch in der Nacht zum 25. den Marsch über Bergères und Trécon fort, ohne den Officier, welchen sie wegen weiterer Verhaltungsbefehle an Mortier abgeschickt hatten, abzuwarten, der sie erst am Morgen gegen zehn Uhr traf, als sie schon bei Villeseneux am Sommebache eingetroffen waren. Hier erhielt der General Pakthod die durch Saumseligkeit des Überbringers verspätete Ordre Mortier's, nach welcher die Divisionen bei Bergères (noch eine Meile weiter rückwärts) hatten stehen bleiben sollen; übrigens war dabei gar nichts davon erwähnt, daß die Verbündeten schon bis zum Coolebache vorgedrungen und daß auch Chalons von ihnen besetzt sei. Das Sicherste wäre nun gewesen, wenn General Pakthod sofort den Rückmarsch auf Fère-Champenoise angetreten hätte, um auf die mögliche Rückzugslinie der beiden Marschälle zu gelangen; aber unbekannt mit den Verhältnissen, die ihm Gefahr drohten, und da es unumgänglich nothwendig war, nach einem nur mit kurzen Unterbrechungen zurückgelegten Marsche von sechs Meilen, den überaus ermüdeten Pferden des Trains einige Ruhe zu gönnen und sie füttern zu lassen, zog er es vor, bei Villeseneux noch einige Zeit anzuhalten. Inzwischen waren die russischen Corps der schlesischen Armee nach der oben angegebenen Disposition von Chalons her vorgerückt; da sie jedoch durch das Defiliren durch die Stadt und die dortigen Marnebrücken sehr aufgehalten worden, so hatte ihr Vortrab erst nach neun Uhr Chaintrix (am linken Ufer des Somme-Soudébaches) erreicht. Bei demselben befand sich der preußische General von Gneisenau, Chef des Generalstabes des schlesischen Heeres, der auf die Meldung, daß eine feindliche Colonne mit vielen Wagen diesseit Trécon bemerkt werde, sogleich veranlaßte, daß der General von Korff, der mit einem Theile der Cavalerie des Langeron'schen Corps an dessen Tête marschirte, Befehl erhielt, gegen den Feind zu rücken. Dieser setzte sich darauf mit 14 Escadrons (1200 Pferden) und 14 Geschützen reitender Artillerie von Thibie aus in Trab und vereinigte sich auf dem Wege noch mit 1000 Kosaken unter dem Generale Karpoff. Nachdem er bei Germinon den Somme-Soudébach überschritten, kam er in die Nähe der beiden französischen Divisionen, deren Infanterie auf den flachen Höhenrücken vor Villeseneux in Massen aufgestellt war, und den Train, welcher noch ruhte und fütterte, deckte. Jetzt zog sich Letzterer hinter den rechten Flügel der Infanterie zusammen, um eine an den Sommebach sich lehnende Wagenburg zu bilden, ohne daß die Infanterie und die Artillerie, welche sehr vortheilhaft placirt waren, ihre Stellung veränderten. General Korff hatte bei Germinon, da dort die Brücke eingebrochen war, zehn Geschütze zurücklassen müssen, weshalb er sich um so weniger getraute, den Feind in der Front anzugreifen und ihn rechts zu umgehen suchte, um ihm in die linke Flanke zu fallen; aber auch davon stand er wieder ab, weil die feindliche Artillerie ihm zu sehr überlegen und durch sie seine Cavalerie beim Einschwenken in Unordnung gerathen war. Er ließ hierauf nur einen Theil der Infanterie und der Wagenburg von Kosaken umschwärmen, wodurch nichts ausgerichtet wurde, und wartete, bis sich der Feind in Bewegung setzen und dann vielleicht Blößen geben würde. Erst um Mittag brach General Pakthod auf und zog, wahrscheinlich über die Lage der Dinge durch die Kanonade, die er rechts von den Corps der Marschälle her hörte, mehr aufgeklärt, nicht gegen Vatry, sondern gegen Clamanges, längs dem linken Ufer der Somme, ab. Dies geschah in musterhafter Ordnung en echiquier; die Geschütze befanden sich in den Intervallen, die Husaren nahe vor den Têten, der Train in Abtheilungen zu vier Wagen, geschützt durch Infanteriedetachements; die zu passirenden Defiléen wurden immer mit Tirailleuren stark besetzt, welche sie nicht eher verließen, als bis die Colonnen in ihrem Rücken waren. General Korff konnte Anfangs nur mit Vorsicht nachrücken, da die französische Artillerie stets ein wohlgezieltes Feuer abgab, was von den vier Geschützen, die er bei sich hatte, nur schwach zu erwiedern war; als jedoch die Derpt'schen und Sewerski'schen Jäger (800 Pferde), von Langeron abgeschickt, zur Unterstützung in der Nähe von Clamanges angekommen, schickte er sich zu einer nachdrücklicheren Verfolgung an. Nun mehr gefährdet, als vorher, beschloß General Pakthod, um wenigstens die Truppen zu retten, hinter Clamanges, was er mit zwei Bataillonen besetzen ließ, den Train aufzugeben und nur einen Theil der Pferde davor abzuspannen, um sie zum schnellern Fortkommen seiner Artillerie zu benutzen. Nachdem dies bewerkstelligt, beeilte er den Rückzug in der Richtung auf Ecúry le Repos (am linken Sommeufer, eine Stunde von Clamanges) mehr als vorher und ließ eine Zeit lang seine Artillerie das Feuer der jetzt auf Kartätschenschußweite folgenden russischen kaum beantworten. Die Russen hatten, sobald er abgezogen, sämmtliche Wagen genommen und sich dabei eine Weile aufgehalten. Unter diesen Umständen war das Entkommen der Franzosen wol möglich, weshalb der den General Korff begleitende preußische Oberst Krauseneck vom Generalstabe [1]) darauf drang, noch mehr Cavalerie herbeizuholen und diese gegen den Marais de St. Gond (ein Sumpfstrich, ¼ Stunde westlich von Ecúry le Repos, an welchem östlich das Dorf Morains le petit liegt) dirigiren zu lassen, um die Divisionen von Fère-Champenoise und den dahin gegangenen Marschällen abzuschneiden. Der eben anwesende, dem Blücher'schen Hauptquartiere beigegebene, britische General Sir Hudson Lowe [2]) unterzog sich, dies zu vermitteln und der die Cavalerie des Sacken'schen Armeecorps befehligende General Wassiltschikoff, welcher schon im Begriffe war, von Chaintrix aus auf Pierre-Morains vorzugehen, wurde darauf angewiesen, sich mehr südlich gegen Morains le petit zu wenden. Hatte er dieses Dorf erreicht, so war der Weg zum Marais de St. Gond verlegt. Wassiltschikoff traf auch gegen 3 Uhr Nachmittags dort ein. Er fand den Feind, welcher nach zwei Uhr die Gegend von Ecúry le Repos verlassen hatte, in vollem, aber noch ganz geordnetem, Marsche auf Fère-Champenoise. Wassiltschikoff und Korff hatten jetzt 5000 Pferde beisammen, und kamen überein, ungesäumt

1) Im J. 1814 General der Infanterie und Chef des Generalstabes der Armee. 2) Derselbe, welcher später Napoleon auf St. Helena bewacht hat.

zu einem gemeinschaftlichen Angriffe überzugehen, der auch von Ersterem gegen die linke und von Letzterem gegen die rechte Flanke und Front des Feindes unternommen wurde, jedoch fehl schlug, da derselbe sein Artilleriefeuer immer auf etwa 100 Schritte gegen die anprallenden Regimenter sparte, was, seine Wirkung nie verfehlend, diese auseinanderbrachte. Hätte Wassiltschikoff seine reitende Artillerie, die noch nicht hatte herankommen können, zur Verfügung gehabt, so würde das Gefecht wahrscheinlich eine für die Russen glücklichere Wendung genommen haben. Nur die französischen Husaren, welche, als der Angriff begonnen, ihre Infanterie verlassen hatten, wurden von den in deren Rücken streifenden Kosaken größtentheils gefangen genommen. General Pakthod benutzte den günstigen Moment und setzte, bevor sich noch die russische Cavalerie ganz wieder gesammelt hatte, unverweilt den Rückzug fort. Während dessen war eine Ordre des Kaisers Alexander an den General Korff eingetroffen, den Feind nicht zu sehr zu drängen, um der Hauptarmee Zeit zu geben, ihre Batterien in dessen Rücken zu etabliren; seine Cavalerie und die Wassiltschikoff's folgten ihm demnach einstweilen nur von fern. Der Kaiser, der König von Preußen und Fürst Schwarzenberg waren nämlich, bald, nachdem auch das sechste Infanteriecorps (Rajewsky) jenseit Fère-Champenoise angelangt, dort angekommen und hatten, während sie auf einer Anhöhe die Bewegungen der französischen Marschälle und die Cavalerie des Kronprinzen von Würtemberg ihr gegenüber beobachteten, auch rechts die in einiger Entfernung heranziehenden Colonnen des Generals Pakthod gewahrt. Darauf erfolgte sogleich die vorerwähnte Weisung an den General Korff; die in der Nähe befindliche reitende Batterie des Obersten Markoff mußte vorrücken, und ihr voraus warfen sich die donischen Gardekosaken, nebst einem Detachement preußischer Gardecavalerie, auf den Feind. Letztere beide richteten nichts aus, und die französischen Divisionen setzten ihren Marsch ruhig fort, als sie sich, in einer Vertiefung unweit Fère-Champenoise angekommen, auf ein Mal durch die verdeckt herangeführte Batterie Markoff gehemmt sahen, die sich wie ein Riegel vorgeschoben hatte und sogleich zu feuern begann. Die Geschosse gingen aber über die noch in der Tiefe stehenden Franzosen hinweg und trafen in die Cavalerie Wassiltschikoff's, der es mit seiner eben angekommenen reitenden Artillerie sofort beantwortete. Doch bald klärte sich der Irrthum auf, und nunmehr vereinigte sich von zwei Seiten das russische Geschützfeuer gegen die französischen Colonnen. Dies brachte den General Pakthod, der nun an der Möglichkeit verzweifelte, die Marschälle noch erreichen zu können, zu dem Entschlusse, sich über Bannes gegen den Marais St. Gond zu wenden, in welcher Gegend er noch einen Ausweg zu finden hoffte. Doch vergeblich. Der General Korff ließ jetzt auf einen neuen, vom Kaiser von Rußland erhaltenen, Befehl die ihm zunächst marschirenden zwei Colonnen, welche, um dem mörderischen Feuer der Batterie Markoff zu entgehen, sich von den Übrigen getrennt hatten, durch die vom General Borosdin angeführten Dragonerregimenter Kargopol und Noworossinsk angreifen. Die eine wartete den Choc nicht ab, sondern warf die Gewehre weg; von der andern wurden die Mannschaften theils niedergehauen, theils retteten sie sich in die übrigen Colonnen, welche sich, nachdem sie nach und nach alle Geschütze verloren hatten, zuletzt in eine einzige, ziemlich unförmliche, Masse zusammendrängten und auf diese Weise Bannes zu erreichen suchten. Der bisher von den Franzosen durchzogene Weg war nun schon von Tausenden an Todten und Verwundeten bedeckt, und es war vorauszusehen, daß Alle geopfert sein mußten, wenn nicht dem ungleichen Kampfe bald Einhalt geschah. Dies veranlaßte den König von Preußen, seinen Flügeladjutanten, den Oberstlieutenant von Thiele I. [3]), im Einverständnisse mit dem Kaiser von Rußland, als Parlementair mit einem Trompeter zum General Pakthod hinüberzuschicken, um ihn zum Niederlegen der Waffen zu bewegen. Jener traf ihn mit verbundenem, durch eine Kartätschkugel zerschmettertem, Arme, erschöpft durch Blutverlust, aber noch unerschütterten Muthes. Nachdem er dessen Auffoderung ruhig angehört hatte, jedoch das Feuer der russischen Artillerie, anstatt aufzuhören, nur noch an Heftigkeit zunahm, erwiederte er ihm, daß parlementiren und mitrailliren sich nicht zusammenreime, und seine Ehre es nicht gestatte, zu unterhandeln, so lange noch ein Schuß falle. Darauf erklärte er den genannten Officier als seinen Gefangenen, wendete sich zu seinen Leuten, ihnen zurufend: Soldats, vous avez entendu ce que nous attend; voilà une belle journée française! und ließ den Marsch der Masse unter dem wirksamsten Feuer von 48 auf sie gerichteten Geschützen fortsetzen. Die Kartätschen lichteten nun immer mehr die Reihen der Franzosen; die Verwirrung unter ihnen wurde größer und Äußerungen der Verzweiflung machten sich immer lauter. Während diese Stimmung überhand nahm, wurde auch der Oberstlieutenant von Thiele von den Officieren, denen er zur Bewachung übergeben worden, losgelassen, der zum Könige von Preußen eilte und ihm meldete, der französische General werde nicht eher capituliren, als bis das Feuer aufgehört habe. Jetzt erkannte man auf der Seite der Verbündeten erst das in der Hitze des Kampfes begangene Versehen, und nach allen Seiten wurden Officiere mit dem Befehle, nicht mehr zu schießen, abgeschickt. Ehe diese aber bei dem Generale Wassiltschikoff angekommen sein konnten, hatte derselbe mit seiner Cavalerie in die Franzosen noch einmal eingehauen, worauf sie sich endlich ergaben. Gleichzeitig hatte sich ihnen die vom Kronprinzen von Würtemberg detaschirte Cavalerie und Artillerie nahe bei Bannes entgegengestellt, bis wohin sie gelangt waren. Bald nach dem Wiedereintreffen des Oberstlieutenants von Thiele hatte sich auch der König von Preußen, ergriffen von dem Gedanken, noch härteres Geschick von so vielen Braven abzuwenden, in die noch von Angriffen bedrohte Masse begeben, um den General Pakthod aufzusuchen, sich aber, da er diesen, weil

3) von Thiele I. stieg später zum Generallieutenant und dann zum Staatsminister auf, welchen Posten er noch im J. 1844 bekleidete.

er sich zurückgezogen, nicht fand, und da er selbst rings von aufgeregten Franzosen umgeben, in der äußersten Gefahr schwebte, ruhigen Schrittes aus dem Getümmel wieder heraus begeben, um den General außerhalb zu sich rufen zu lassen. Dieser erschien nun auch vor dem Könige und dem Kaiser, welche beide ihm viel Theilnehmendes und Anerkennendes über sein und seiner Truppen Schicksal und heldenmüthiges Benehmen sagten. Pakthod entgegnete darauf nichts; doch als der König ihn der Obhut des Oberstlieutenants von Thiele und der Pflege seines Leibarztes empfahl, wendete er sich zu dem Ersteren mit den Worten: „Wenn ich jemals über das, was sich hier ereignet, Rechenschaft ablegen müßte, so werden Sie wenigstens als Zeuge meines Verhaltens auftreten können." Von den beiden Divisionen waren wenigstens 3500 Mann todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde geblieben und über 4000 zu Gefangenen gemacht worden, unter welchen sich, außer dem Generale Pakthod, noch der Divisionsgeneral Amry, die Brigadegenerale Delord, Bonté und Thevenet befanden.

Die Marschälle Mortier und Marmont hatten inzwischen Alles aufgeboten, um in ihren Corps wieder Ordnung herzustellen und waren, als sie aus der Gegend zwischen Fère-Champenoise und dem Marais de St. Gond eine Kanonade hörten, auf die Vermuthung gekommen, daß der Kaiser Napoleon umgekehrt sei und die Verbündeten im Rücken angreife. In dieser Ansicht entschlossen sie sich, in die Offensive überzugehen, um dadurch die Bewegungen des Kaisers zu unterstützen und die Möglichkeit einer Vereinigung mit ihm herbeizuführen. Die unter den Truppen verbreitete Nachricht, Napoleon sei in der Nähe, belebte von Neuem ihren Muth und der General Bourdesolle stürzte sich mit seinen Cuirassieren, von einigen Cavaleriebrigaden gefolgt, zuerst unter dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!" auf eine vorgeschobene reitende Batterie der Gardecavaleriedivision Ozaroffsky's. Sie wurde überrascht und war schon in Gefahr, genommen zu werden, als das würtembergische Jägerregiment zu Pferde des Prinzen Adam unter dem Oberstlieutenant von Reinhard nebst einem russischen Cuirassierregimente noch zu rechter Zeit herbeieilten und die Batterie retteten. Von denselben Regimentern wurde nun die hervorgebrochene französische Cavalerie gänzlich in die Flucht geschlagen und der bald darauf mit seinen Kosaken herbeigekommene General Seslawin eroberte noch neun Kanonen. Nach diesem für die Franzosen abermals unglücklichen Gefechte war es Abend geworden und die Marschälle traten nun mit ihren Corps den Rückzug über Allemant nach Sezanne an, den sie von da weiter bis vor Paris fortsetzten, wo sie am 30. März nach tapferer Gegenwehr der Übermacht der Verbündeten zuletzt unterlagen, was die Einnahme von Paris und die Abdankung Napoleon's am 4. April zu Fontainebleau zur Folge hatte.

Diese großen Ergebnisse hätten nicht sobald erzielt werden können, wäre es nicht den Verbündeten am 25. gelungen, die französischen Corps, welche die Verbindung mit Napoleon suchten, von ihm abzuschneiden und sie bedeutend zu schwächen. Die Franzosen verloren an diesem Tage überhaupt 5000 Mann an Todten und Verwundeten und gegen 10,000 an Gefangenen, 80 Geschütze, 250 Pulverwagen und eine große Menge anderen Fuhrwerkes. Der Verlust der Verbündeten war verhältnißmäßig gering und belief sich nur auf höchstens 1000 Mann. Unter den Todten befand sich der Oberst Rapatel, Flügeladjutant des Kaisers Alexander, der vormals bei Moreau Adjutant gewesen. (*Heymann.*)

Fereira *Vandell*, s. Hillia.

FERENTARII, scheint eine etwas allgemeinere Bezeichnung für das leichte Fußvolk, welches der Legion beigegeben war, bei den Römern gewesen zu sein, wie dies Vegetius an zwei Stellen seines Werkes De re milit. I, 20 in folgender Weise ausdrücklich bemerkt: „Erant autem apud veteres inter pedites, qui dicebantur levis armaturae funditores et ferentarii, qui praecipue in cornibus locabantur et a quibus pugnandi sumebatur exordium: sed hi et velocissimi et exercitatissimi legebantur; vergl. II, 15, wo ihrer auch in keinem andern Sinne gedacht wird. Als solche leichte Truppen, welche den Anfang des Kampfes machen, erkennt man die Ferentarii auch aus einer Stelle des Sallustius (Cat. 60)[1]; als leichte Truppen, im Gegensatze zur schweren Linieninfanterie, aus einer Stelle des Tacitus (Annall. XII, 35), in welcher sie allerdings auch in derselben Beziehung als auxiliares, im Gegensatze zu den legionarii, erscheinen; es heißt hier nämlich: „Sed eo quoque irrupere *ferentarius* gravisque miles, illi telis assultantes, hi conserto gradu, turbatis contra Britannorum ordinibus, apud quos nulla loricarum galearumve tegmina; et si *auxiliaribus* resisterent, gladiis ac pilis *legionariorum*, si huc verterent, spathis et hastis *auxiliarium* sternebantur;" in sofern allerdings die auxiliares oder die aus fremden, verbündeten Nationen der Legion in diesen Zeiten zugetheilten Krieger meistens und zunächst den Dienst der leichten Truppen verrichteten, und in sofern von Tacitus auch mit dem Ausdrucke Ferentarii bezeichnet werden konnten, den wir schon in einem Fragment des ältern Cato[2]), das uns Nonius aufbewahrt hat, von leichten Truppen, die in Verbindung mit den Reitern abgesendet werden, antreffen, und den selbst Plautus, der überhaupt manche Ausdrücke und Bilder aus dem Kriegswesen angewendet hat, in bildlicher Weise gebraucht hat.

Wenn auf diese Weise Sinn und Bedeutung des Wortes ziemlich sicher und fest gestellt ist, und insbesondere aus der angeführten Stelle des Tacitus das Verhältniß der Ferentarii und Auxiliares zu einander bedacht

---

1) Es heißt hier: „Postquam eo ventum est, unde a *ferentariis* proelium committi posset, maxumo clamore cum infestis signis concurrunt etc." 2) Das Fragment lautet (p. 554. ed. *Mercer.*): „inde partem equitatus atque ferentarios praedatos misit." Huschke (Die Verfassung des Königs Servius Tullius S. 171) vermuthet daher, daß die *Ferentarii* vielleicht ein älterer Name der *rorarii* gewesen. Wir möchten es bezweifeln. Darauf führt auch Varro (De L. L. VI. p. 341. *Speng.*): „*Ferentarii* equites hi dicti, qui ea modo habebant arma, quae ferrentur, ut jaculum." Döderlein (Lat. Synonym. VI. S. 126) denkt an das griechische *σπλοφορτες, σποράδες*.

sind, so mag es vielleicht minder auffallen, wenn wir bei den römischen Lexikographen und Grammatikern Erklärungen dieses Ausdrucks finden, die auf den ersten Augenblick einander zu widersprechen scheinen, es aber im Ganzen wol weniger sind, wenn man das Abgerissene der zu uns gekommenen Angaben und Excerpte in Betracht zieht. So heißt es in den Excerpten aus Festus (p. 64. ed. *Lindem.*): „*Ferentarii* auxiliares in bello, a ferendo auxilio dicti, vel quia fundis et lapidibus pugnabant, quae tela feruntur, non tenentur, ita appellati.“ Und nicht anders s. v. *Adscripticii* p. 13: — „Nonnulli *ferentarios*, quod fundis lapidibusque proeliatum ea modo ferrent, quae in hostes jacerent;“ oder s. v. *Velati* p. 156: — „Ipsi sunt et *ferentarii*, qui fundis ac lapidibus pugnabant, quae tela feruntur, non tenentur. Cato eos *ferentarios* dixit, qui tela ac potiones militibus proeliantibus ministrabant.“ Und dagegen wieder p. 70 ganz allgemein: „*Ferentarii* levis armaturae pugnatores.“ Sonach würde, wenn wir bei dem leichten Fußvolke, das der Legion beigegeben war, zunächst an die Zusammensetzung und Bildung desselben aus den Contingenten der zur Hilfsleistung verpflichteten Orte (auxiliares) denken, wol auch die Ableitung des Wortes ferentarius von ferens (wie frequentarius von frequens u. a.), d. i. ferens arma, mindern Bedenklichkeiten unterliegen, nur müßte wol dieselbe ganz allgemein gefaßt werden und nicht auf specielle Hilfs- und Dienstleistungen, welche die Ferentarii den übrigen Truppen der Legion zu erweisen gehabt, bezogen werden, wie dies vielleicht aus der sonst [illegible] Erklärung des Nonius (p. 554. ed. *Mercer.*) abgeleitet werden möchte: „Ferentarii, levis armatura, quicquid [qui quid] opus esset auxilio ferrent excursu levi, armis gravibus non impediti,“ worauf die beiden schon oben angeführten Stellen des Cato und Sallustius als Belege folgen. Und dann wird sich auch der Sinn der Stelle des Plautus im Trinummus II, 4, 36 damit vereinigen lassen:

Ita ferentarium esse amicum inventum intellego,

wo der amicus ferentarius eben ein solcher ist, der stets bereit ist, uns Hilfe zu bringen, gleich dem Miles ferentarius s. auxiliaris. Aus diesem Grunde will uns auch die Vermuthung von Guichard (Mém. crit. et histor. T. I. p. 362), wornach die Ferentarii bei den Legionen dazu gebraucht werden, die Soldaten der Legion, oder die Linientruppen mit neuen Wurfspießen während des Treffens zu versehen, minder annehmbar erscheinen. (*Baehr.*)

FERENTINA (röm. Mythol.), eine den Märkten vorstehende Göttin, der am Fuße des Albanerberges ein Hain gewidmet war, wo man Jahrmärkte und ähnliche Versammlungen hielt. *Liv.* I, 50. Man hält sie auch mit der Feronia für einerlei; s. d. Art. (*Richter.*)

FERENTINUM, ist in der älteren römischen Geschichte als eine Stadt der Herniker bekannt geworden, besonders seit dem Jahre 268 der Stadt Rom, da diese Völkerschaft dem römisch-lateinischen Bunde beitrat. Die überaus feste Stadt Ferentinum ward aber in der Zeit, da die Macht der Volsker in der Blüthe stand, von diesen jenem Bunde entrissen, aber im J. 342 von den Römern wieder erobert (*Liv.* IV, 51). Es scheint, als ob sich seitdem der römisch-volskische Krieg hauptsächlich auf den Besitz dieser Stadt und des hernikischen Gebietes bezog, bis die Römer ihre Eroberung durch ein hartes Treffen zwischen Ferentinum und Ecetrá im J. 351 sicherten (*Liv.* IV, 61). Nach der Eroberung Roms durch die Gallier fielen die Herniker von dem römischen Bündnisse ab. Sobald sich aber Rom von der gallischen Invasion erholt hatte, suchte es seine Herrschaft wieder über die Herniker auszudehnen. Der Consul L. Genucius begann den Krieg im J. 393, erlitt aber eine Niederlage von den Hernikern und fiel selbst. Jedoch entschied ein zweiter blutiger Kampf vollkommen für die Römer, und im J. 394 vermochten die Herniker nirgends im freien Felde zu widerstehen. Ferentinum wurde genommen und im J. 397 wurden die Herniker unterjocht (*Liv.* VII, 9. 15). Während des langwierigen und blutigen samnitischen Krieges gewährten die Herniker zuerst den Feinden Roms Hilfe, und bald darauf fielen sie offen ab. Q. Marcius zog daher gegen sie zu Felde im J. 448, und fand keinen bedeutenden Widerstand. Er zwang daher die geschlagenen Feinde zu einem nachtheiligen Waffenstillstand. Indessen waren die Städte Ferentinum, Alatrium und Verulá nicht abgefallen; sie blieben also in ihren alten Verhältnissen zu Rom, während die übrigen Herniker von römischen Präfecten regiert wurden. Aber dieser Zustand scheint nicht von langer Dauer geblieben zu sein; denn Ferentinum wurde im J. 456 von den Römern angegriffen und erobert (*Liv.* X, 17). Daß in der Folge eine römische Colonie in Ferentinum angesiedelt worden ist, möchte man aus der dunklen Stelle bei Livius (XXXIV, 42) schließen. — Für die Lage der alten Stadt spricht das heutige Ferentino. — Übrigens ist die Quelle der Ferentina und der neben derselben gelegene Hain (*Liv.* I, 50. 52. II, 38), wo die latinischen Landesgemeinden gehalten wurden, nicht bei der Stadt Ferentinum anzunehmen, wie fälschlich nach Dionysios (III, 34) angenommen worden ist, welcher, durch den Namen verleitet, sich eine Verwechselung zu Schulden kommen läßt, sondern jener Ort fand sich in der Nähe des alten Alba Longa. Darüber gibt Livius (a. a. O.) ein genügendes Zeugniß ab, und darin stimmt Festus (s. v. *praetor*) überein, bei welchem es ganz bestimmt heißt: sub monte Albano. (*L. Zander.*)

FERETRIUS, ein Beiname Jupiter's bei den Römern, dem man die spolia opima, d. h. die von einem römischen Feldherrn dem feindlichen abgenommene Waffenrüstung, weihte. Romulus baute dem Jupiter unter diesem Namen zuerst einen kleinen Tempel, als er den König der Cäninenser, Akron, mit eigner Hand erlegt hatte und dessen Waffenrüstung auf einer Tragbahre (feretrum) in feierlichem Aufzuge zu dem Gotte tragen ließ. *Dionys. H.* II, 5. *Propert.* IV, 11. Von diesem feretrum, auf welchem auch bei Triumphzügen die spolia opima getragen wurden, leitet man den Beinamen ab,

doch Andere auch von ferire. Der Tempel des Romulus lag auf dem capitolinischen Berge, wurde später vom Ancus vergrößert (*Liv.* I, 33) und vom Augustus auf Ermahnung des Atticus erneuert. (*Richter.*)

FERG (Franz Paul), geb. zu Wien den 2. Mai 1689. Sein Vater, ein mittelmäßiger Maler, gab ihm den ersten Unterricht in der Kunst und brachte ihn später zu einem noch ungeschicktern Meister, Namens Baschueber, bei welchem er die gewöhnlichsten Sachen vornehmen mußte, wodurch sein angeborenes Talent völlig zu Grunde gerichtet worden wäre, wenn sich Hans Graf, ein ausgezeichneter Künstler, nicht seiner angenommen hätte. Bei diesem machte er in der Figurenmalerei schnelle Fortschritte. Auch der berühmte Landschaftsmaler Joseph Orient, bei welchem er sich drei Jahre aufhielt, trug sehr Vieles zum nachmaligen Ruhme seines Schülers bei. Ferg fühlte sich jetzt selbständig, verließ daher am 18. Oct. 1718 Wien und hielt sich einige Zeit in Franken auf, wo seine Gemälde vielen Beifall fanden, vorzüglich am Hofe zu Bamberg. Auf einer Reise nach Leipzig lernte er Alexander Thiele kennen, der ihn überredete, mit nach Dresden zu gehen, was Ferg auch annahm. Hier wohnte er einige Zeit bei seinem Freunde und staffirte ihm mehre Landschaften mit Figuren aus. Um sein Glück fester zu gründen, begab er sich nach London. Anfangs fanden seine Gemälde daselbst vielen Beifall, und wir würden viele derselben zu bewundern haben, wenn er nicht durch eine Heirath sein Glück zerstört hätte. Da er seine Werke fleißig ausführte und gewissenlose Leute Vortheil aus seiner gedrückten Lage zogen, die seine Arbeiten um geringe Preise an sich zu bringen suchten, so verfiel er immer mehr in Armuth; Gram und Sorgen hatten ihn elend gemacht, und so fand man ihn eines Morgens im J. 1740 todt an seiner Hausthür sitzen.

In der Schilderung seines Styls folgen wir hier Descamps *). Dieser sagt: Dieser Meister stellte, wie Berghem und Wouvermann, ländliche Feste dar. Seine Gemälde sind mit Ruinen und schöner Baukunst geziert; der Marmor und die Steine sind weder trocken, noch kalt. Das Colorit hatte früher die italienische Wärme und Kraft, aber er beobachtete die Natur genauer und folgte ihrem Rath. Seine Figuren sind mit Geist behandelt, haben aber nicht die Zartheit Wouvermann's. Die Veranlassung, daß er auch in Kupfer radirte, war folgende: Alexander Thiele, mit dem er sich brieflich unterhielt, überschickte ihm mehre seiner radirten Landschaften; Ferg, der diese Arbeiten für den Handel vortheilhaft fand, antwortete seinem Freunde, daß er nächsten Winter acht ähnliche Blätter radiren würde, und er hat Wort gehalten. Diese acht Blätter, welche Landschaften, Ruinen, Fontainen, mit geschmackvollen Figuren verziert, darstellten, kamen unter dem Titel heraus: Capricci fatti per *F. F.* (*A. Weise.*)

FERGOLA (Nicolo), ein besonders um die Geometrie der Alten hochverdienter Professor der Mathematik an der Universität zu Neapel, Mitglied der dortigen A demie der Wissenschaften und der Societa reale Bor nica, geboren 1753, gestorben im J. 1824. In Schriften der erwähnten gelehrten Gesellschaften befin sich treffliche Aufsätze Fergola's über die Probleme den Berührungen (auf eine dem Verfasser eigenthüml Weise behandelt), über das umgekehrte Problem von Centralkräften, Probleme über die Curven, die The der geometrischen Örter zweiter Ordnung u. s. w. V den einzelnen Werken Fergola's sind die vornehmst 1) Solutiones novorum quorundam problemat geometricorum. 1779. 2) Risoluzione di alcuni ficili problemi ottici. 1780. 3) Vera misura de volte a spire. 1783. 4) Metodo da risolvere i p blemi di sito. 1785. 5) Le sezioni coniche. 17 6) Prelezioni a' principi matematici del Newt 2 vol. 1792 und 1793. 7) L'arte euristica. 18 8) Corso d' analisi sublime. Manuscript; einen A zug daraus hat Flauti herausgegeben. 9) Diottrica a litica, Manuscript. 10) Principi d' astronomia. M nuscript. Diesen in der Biographie universelle T. von einem Ungenannten gegebenen Notizen fügen wir h daß Fergola durch seinen mündlichen Unterricht viellei noch mehr als durch seine Schriften genützt, und in I lien, etwa sowie Pfleiderer in Teutschland, eine Sch von Geometern gestiftet hat, die tief in den Geist d echten Methode der Alten eingedrungen ist, worin sich b sonders der schon erwähnte, ganz in die Fußtapfen sein Lehrers tretende, Flauti auszeichnet, welcher auch ein, n leider nicht zugängliches, Elogio storico di N. Ferg (Napoli 1824. 4.) geschrieben hat. Fergola starb a frommer Katholik in den Armen seines treuen Schüle P. Telesio. (*Gart.*

FERGUS (nord. Mythol.), einer der ältesten m thischen Könige von Schottland, nach Einigen sogar d erste; denn die Albionschotten sollen ihn wegen sein Klugheit und Tapferkeit zum Könige gewählt haben. E regierte 25 Jahre glücklich und zum Wohle des Land kam aber auf einer Seefahrt nach Island durch ein Sturm ums Leben. (*Richte*

FERGUSON (Adam), geb. 1724 zu Logierait den schottischen Hochlanden, der Sohn eines Predige verdankte seinem Vater und der Schule des Orts d Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung. In ein Lehranstalt zu Perth, die er späterhin besuchte, zeigte sich durch seine schriftlichen Aufsätze als einen denkend Kopf. Er hatte erst sein 15. Jahr zurückgelegt, als (1739) die Universität St. Andrews bezog. Dort b schäftigte ihn, außer der griechischen Sprache, besonde das Studium der Mathematik und Philosophie. Förde lich für seine wissenschaftliche Bildung war ein literarisch Verein, der sich in Edinburgh von mehren jungen, hoffnung vollen Männern gebildet hatte. Auch Ferguson ward, a er auf der genannten Hochschule seine Studien fortsetzt Mitglied jener gelehrten Gesellschaft, zu welcher W. R bertson, H. Blair u. A. gehörten, die sich späterhin e nen geachteten Namen in der Literatur erwarben. D Umgang mit jenen talentvollen Köpfen scheint viel z

*) La vie des Peintres. T. IV. p. 269—271. Noch ausführlicher ist das Leben dieses Künstlers beschrieben in *Hagedorn*, Lettre à un Amateur p. 180—188.

raschen Entwickelung seiner Geistesanlagen beigetragen zu haben. Er beschäftigte sich in Edinburgh mehr mit philosophischen Studien, als mit der Theologie, die er zu seinem Lebensberufe gewählt hatte. Im J. 1745 ward er Kaplan bei einem schottischen Regimente. Geachtet von den Officieren und Gemeinen benutzte er seine Stellung auch, sich militairische Kenntnisse zu erwerben, die ihm späterhin von großem Nutzen waren, weil sie ihm die genaue Schilderung der Kriegsoperationen in seiner römischen Geschichte erleichterten. Die durch den Tod seines Vaters erledigte Pfarrstelle erhielt er nicht. Er schien jedoch überhaupt nicht geneigt, sich um ein anderes geistliches Amt zu bewerben. Seinen Predigten fehlte Popularität. Sie konnten eher für philosophische Abhandlungen gelten, die von einer genauen Bekanntschaft mit den Schriften des Plato und Aristoteles zeugten.

Das Regiment, bei dem er bisher Feldprediger gewesen, hatte er 1757 verlassen. Er war um diese Zeit Hauslehrer in der Familie des Lord Bute geworden. In diesen Verhältnissen blieb er bis zum Jahre 1759. Um diese Zeit ward er Professor der Physik (natural philosophy) in Edinburgh. Für sein Fortkommen wäre es vielleicht besser gewesen, wenn er seine Hauslehrerstelle noch einige Zeit länger, bis zum Regierungsantritte Georg's III., bekleidet hätte. Durch den Einfluß der Familie des Lord Bute würde ihm ein ansehnlicher Staatsdienst kaum entgangen sein. Seit er Professor der Moral war, beschäftigte er sich zu Anfange der 60er Jahre viel mit psychologischen Untersuchungen über die Natur des Menschen. Mehre seiner Schriften über Gegenstände dieser Art fallen in jene Zeit seines Lebens. Im J. 1767 hatte er die Würde eines Doctors der Rechte (Doctor of laws) erhalten. Er lebte bis zum J. 1773 fast ununterbrochen in Edinburgh. Um diese Zeit folgte er dem Antrage, gegen eine lebenslängliche Pension von 200 Pf. St., den jungen Lord Chesterfield ins Ausland zu begleiten. Nach anderthalb Jahren, die er auf Reisen zugebracht, übernahm er wieder seine Professur der Moralphilosophie, legte dieselbe jedoch 1784 nieder. Seit dieser Zeit beschäftigte er sich vorzüglich mit historischen und philosophischen Studien. In den 90er Jahren unternahm er eine Reise nach Italien, um in den Bibliotheken dieses Landes Materialien zu sammeln zum Behufe seiner literarischen Arbeiten. Er starb 1816.

Sein unbescholtener Charakter, den Milde und Wohlwollen zierten, erwarb ihm die Liebe seiner Zeitgenossen, seine mannichfachen Kenntnisse ihm ihre Achtung. Als Schriftsteller hatte er sich schon früh nicht unvortheilhaft bekannt gemacht. Um die Theorie des sittlichen Gefühls und der Pflichten erwarb er sich unbestrittene Verdienste in seinen Institutes of moral philosophy [1]), die als das erste geistreiche Compendium dieser Wissenschaft in der englischen Literatur zu betrachten sind. Einige Jahre später (1769) erschien sein Essay on the history of civil society, ein durch eine Übersetzung von Chr. Friedr. Jünger (Leipzig 1768.) auch in Teutschland bekannt gewordenes Werk, in welchem sich Ferguson bemühte, den Gang des Menschen auf seinem Wege von dem rohesten Zustande durch alle Mittelzustände bis zu der höchsten Stufe sittlicher und intellectueller Vollkommenheit zu verfolgen. Im J. 1784 erschienen zu Edinburgh seine akademischen Vorlesungen im Druck, unter dem Titel: Principles of moral and political science. Späterhin (1793) veröffentlichte er noch einen Treatise on moral and political science. Vorzüglich aber erwarb er sich als Geschichtschreiber einen geachteten Namen durch die History of the progress and termination of the Roman Republic [2]). Mit gewissenhafter Benutzung der Geschichtsquellen vereinigte Ferguson in diesem Werke auch Anmuth der Darstellung und des Styls. Sein Urtheil ist ruhig und parteilos [3]). (*Heinrich Döring.*)

FERGUSONIT (Synaphinerz). Mit dieser Benennung wird ein am Cap Farewell in Grönland einbrechendes Mineral belegt, das aus tantalsaurer Yttererde mit Ceriumoxydul besteht. Es bricht dort im Quarz in eingewachsenen Quadratpyramiden, deren Polare sich zur Grundaxe wie $\sqrt{4,3} : \sqrt{2}$ verhält, bei denen die Polecken abgestumpft sind, und untergeordnet auch die Flächen einer in halbverwendeter Stellung befindlichen hemiedrischen Quadratpyramide und eines gleichartigen Prisma's vorkommen. Die Farbe ist pechschwarz, das Pulver blaßbraun, der Glanz demantartig, der Bruch muschelig. Spaltungsflächen, parallel den Flächen der Quadratpyramide, werden sehr wenig bemerkt. Das specifische Gewicht beträgt 5,8 und die Härte steht etwas unter der des Feldspathes.

Nach Hartwell enthält der Fergusonit 47,75 Tantalsäure, 41,91 Yttererde, 4,68 Ceriumoxydul, 3,02 Zirkonerde, 1,0 Zinnoxyd, 0,95 Uranoxyd, 0,31 Eisenoxyd. Vor dem Löthrohre färbt er sich gelblichgrün, schmilzt aber nicht. (*Germar.*)

FERGUSSON, FERGUSON, FARQUHARSON, bedeutende Geschlechter in Schottland, die zwar, dem Klange und noch mehr dem Wappen nach, ursprünglich demselben Stamme angehören müssen. Shaw Mac Duff, einem Nebenzweige des großen Thanes von Fife, entsprossen, wurde der Vater jenes Farquhar, der, in den Zeiten K. Robert's II. 1371 das Amt eines Bailie und Chamberlain der Landschaft Mar bekleidend, in den sogenannten Braes of Mar weitläufige Besitzungen erwarb und, sterbend, dieselben seinen Söhnen hinterließ. Davon nahm der älteste, Donald Farquharson, die Tochter eines Robertson von Calvine zum Weibe, wurde auch der Ur-

1) Edinburgh 1764. Teutsch mit Anmerkungen von Christian Garve, unter dem Titel: Grundsätze der Moralphilosophie. (Leipzig 1772.)

2) London 1783. 4. 3 Voll. Teutsch von C. D. Beck, unter dem Titel: Geschichte des Fortgangs und Untergangs der römischen Republik. (Leipzig 1784—1786.) 3 Bde. Mit Kupfern.
3) s. Ferguson's Biographie von R. B. in den Public Characters. (London 1799.) Catalogue of Five Hundred celebrated Authors of Great-Britain. (Ibid. 1788.) p. 82 seqq. Nolte's und Ideler's Handbuch der englischen Sprache und Literatur. Prosaischer Theil. S. 508 fg. Bouterwek's Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. 8. B. 434 und 439.

großvater von Findla Farquharson, oder, wie er wegen seiner Riesengröße, Stärke und Kühnheit den Nachbarn hieß, von Findla More. In dem Treffen bei Pinkie, 1547, des Königs Banner tragend, fiel Findla als ein Held, und er wurde auf dem Kirchhofe von Invercauld beerdigt. Ihm zu Ehren empfing sein Clan, statt der ursprünglichen hochländischen Benennung Clan Erachar, den Namen Clan Janla, gleichwie seitdem der Häuptling Mack Janla hieß. Nur ein Nebenzweig behielt die bis auf diesen Tag noch nicht gänzlich erloschene Benennung des Mackerachar bei, wo hingegen die Findlayson, in dem schottischen Niederlande, sich als Findla's directe Nachkommenschaft betrachten. Findla's ältester Sohn, Robert Farquharson, setzte die Hauptlinie in Invercauld fort, die jedoch in unsern Tagen, nach einer langen Reihe von Generationen, erloschen ist, da Jacob Farquharson, auf Invercauld in Aberdeenshire und Marlie in Perthshire, gest. 1806, nur die einzige Tochter Katharina hinterlassen hat. Eine Schwester Jacob's war die berühmte Anna, die, an Äneas Macintosh verheirathet, in dem Aufstande von 1745, dem Chevalier zum Besten, die Macintosh in den Kampf führte. In diesem kecken Beginnen hat Anna ihren Vater, den Laird von Invercauld, wie eifrig auch dieser in seinem Jacobinismus war, beiweitem überboten. Als Häuptling der Farquharson konnte Johann eine bedeutende Streitmacht in das Feld führen, und es ließ sich um so zuversichtlicher erwarten, daß er den Fahnen des Grafen von Mar zueilen werde (vgl. d. Art. Erskine), da er für einen kleinen Theil seines Besitzthums dieses Grafen Vasall war. Allein dieser Verband und die angeborene Neigung zu dem Hause Stuart zusammengenommen waren doch nicht mächtig genug, um den Häuptling zu bewegen, daß er, auf des Grafen Wunsch, sofort die Waffen ergreife, 1715. Die bestimmte Erklärung abgebend, daß er in keinem Falle zu Felde ziehen werde, es habe denn zuvor König Jacob VIII. seine Landung bewerkstelligt, suchte er in Aberdeen vor weitern Zudringlichkeiten sich zu verbergen, eine Sprödigkeit, welche den Grafen von Mar nöthigte, in dem Walde von Braemar die große Jagd vom 26. Aug. 1715 zu veranstalten. Nachdem diese Versammlung den Anstoß zu einer allgemeinen Bewegung der Jacobiten gegeben, zweifelte auch der Laird von Invercauld nicht länger. Seine Farquharsons stießen zu dem von dem Grafen von Mar errichteten Regimente, und wurden dem zufolge als Hilfsvölker für die Insurgenten in dem nördlichen England verwendet. Sie bewerkstelligten ihre Vereinigung mit Forster, konnten aber in dem Gange der ungeschickt geleiteten Operationen keine wesentliche Veränderung hervorbringen; nur findet sich, daß in den letzten Anstrengungen der Partei, in dem Versuche, die Stadt Preston zu behaupten, der Laird von Invercauld, ein Häuptling von hohem Muthe und reifer Einsicht, mit etwa 100 auserlesenen Hochländern aufgestellt war, um die Brücke über den Fluß Ribble zu vertheidigen (vgl. den Art. Derwentwater). Ein anderer Farquharson, der von Inverey, war, als des Grafen von Mar Lehnsmann, bei der Hauptarmee geblieben, und bedrohte, als unter den Scharen Muthlosigkeit einzutreten begann und die flachländischen Edelleute in den unter Sinclair's Vorsitze gehaltenen Conventikeln für Unterwerfung stimmten, öffentlich und ungestümer Sinclair's Leben, daß einzig des Bedrohten kühner Sinn und Gewohnheit, stets bewaffnet zu gehen, eine blutige Katastrophe verhinderten. Im 16. Jahrh. hatte schweres Unglück eine bedeutende Abtheilung der Clan Farquharson betroffen. Ein Junker von einer gewissen Bedeutung, Gordon von Brackley, wurde von Farquharsons erschlagen. Blutrache zu üben, bot der Marquis von Huntley die Gesammtmacht der Gordons auf und führte sie, von der Mündung der Dee ausgehend, stromaufwärts durch der Farquharson Gebiet. Während alle Ansiedelungen den Flammen übergeben, ihre Bewohner, ohne Unterschied des Geschlechtes, niedergemetzelt wurden, hielt der Gordons Verbündeter, der Häuptling der Grants, das obere Ende des Flusses besetzt, damit auch nicht ein Farquharson entrinne. Der Clan, durch plötzlichen Überfall zwischen zwei Feuer gebracht, wurde beinahe ausgerottet, nur die Kinder theilweise verschont. Mit etwa 200 der verwaisten Geschöpfe beschwert, ließ der Marquis sie, als eine Heerde Wollvieh, nach seiner Burg treiben. Ungefähr ein Jahr nach der schrecklichen Execution empfing er auf Gordon Castle den Besuch seines Verbündeten, und sollte, dem Gaste zu Ehren, u. a. eine Festlichkeit der seltensten Art veranstaltet werden. Von der Tafel sich erhebend, nöthigte Huntley den Grant zu einem Söller, von dem man einer Übersicht der herrschaftlichen Küche genoß. Eben hatte die zahlreiche Dienerschaft ihre Mahlzeit eingenommen; die übriggelassenen Speisen flogen durch einander in einen großen Trog, der gewöhnlich der Schweine Futter aufnahm. Dann blies der Koch auf seiner Pfeife, eine Klappe, wie sie an Hundeställen angebracht zu sein pflegt, that sich auf, und in die Küche ergoß sich ein dichter Haufen halbnackter, verwilderter Kinder, welche, schreiend die einen, kreischend oder heulend die andern, über den Trog fielen und in unersättlicher Gier die Brocken verschlangen, oder sich darum rauften. „Was ist das?" fragte in peinlicher Aufregung der Grant, „wer sind die unglücklichen Geschöpfe, denen gleich Ferkeln die Nahrung vorgeworfen wird?" — „Seht," entgegnete Grant, „die Kinder jener Farquharson, die wir im vergangenen Jahre am Deeflusse erschlugen." Da scheint Grant Gewissensbisse empfunden zu haben. „Mylord," hob er wiederum an, „mein Schwert half diese Armseligen zu Waisen machen. Es würde unbillig sein, so ich Euch allein die Last, sie zu ernähren, tragen ließe. Ihr habt sie Jahr und Tag gefüttert, erlaubet, daß ich für das nächste Jahr diese Sorge übernehme." Huntley, des Witzes mit dem Schweinetroge satt, bewilligte ohne Anstand des Nachbarn Verlangen, dachte auch nicht mehr als das Jahr vorüber war, an die edle Kurzweil. Die Kinder wurden auf Grant Castle menschlich behandelt, später auch der Clan vollständig einverleibt, nur daß ihren Nachkommen, zum Unterschiede von den echten Grant und als eine Erinnerung der überstandenen Trübsal und des Schweinetrogs, der Beiname „Troughs" geblieben ist. Das Geschlecht der Häuptlinge der Farquharso

blüht bis auf diesen Tag in den Häusern Whitehouse und Baldovie. Donald Farquharson, ein jüngerer Sohn des Riesen Findla, besaß 1580 Castleton und Monaltrie und wurde ein Vater von sieben Söhnen, von denen der älteste, Donald, in den Gütern succedirt. Dieses jüngern Donald zweiter Sohn, Jacob, ist der Stammvater der Farquharson von Whitehouse geworden, indessen der älteste, Donald Dig Farquharson auf Monaltrie, Oberst des aus den Männern von Mar für K. Karl's I. Dienst gebildeten Regiments, bei Aberdeen 1645 auf dem Schlachtfelde starb. Des Obersten Enkel oder Urenkel mag jener Farquharson von Monaltrie gewesen sein, der in der Insurrection von 1745 eins der drei von Lord Gordon dem Chevalier zugeführten Bataillone befehligte, und bei Unterdrückung der Insurrection verhaftet, des Vorzugs genoß, daß er von allen Theilnehmern derselben zuletzt aus dem Gefängnisse entlassen wurde. Das Haus Baldovie erkannte als seinen Stammvater den dritten Sohn des Findla Moir, jenen Lauchlan, der 1590 Broughdarg in Perthshire erkaufte. Baldovie, in der Grafschaft Forfar, hat Johann Farquharson 1766 mit Elisabeth Ramsay erheirathet. Die Farquharson von Haughton sind der Abstammung nach Cumming.

Die Fergussons von Craigdarroch in Dumfriesshire und von Orroland in der Stewartry von Kirkudbright sind eines uralten Herkommens — „A line that has struggled for freedom with Bruce,“ — doch reicht ihre früheste, des Datums entbehrende, Urkunde — das Geschenk der Mühle zu Balmacannie, an Johann Fergusson von Craigdarroch von seinem Vetter Johann von Crawford gemacht — höchstens zum Anfange des 14. Jahrh. hinauf. Johann Fergusson, des Matthäus auf Craigdarroch Sohn und Erbe, 1484, ist als der Stammvater des noch blühenden Geschlechtes zu betrachten. Von dessen Nachkommen findet sich einer unter den ersten, die Covenant zu unterzeichnen, ein anderer besiegte bei Glencairn, 1651, eine bewaffnete Schar von 1500 Mann, zu Cromwell's Armee gehörig, ein dritter fiel in der Schlacht bei Killicrankie. Von diesen Fergusson sind die in der englischen Grafschaft Cumberland ansässigen Fergusson, auf Harker Lodge, vielleicht sehr entfernte Vettern, wie dieses auch der Fall sein mag mit Robert Fergusson, der, ein Begleiter des Grafen von Shaftesbury, auf der Flucht nach Amsterdam, den 19. Oct. 1682, unmittelbar nach des Grafen Ableben nach London zurückkam, an der Ryehouse-Verschwörung lebhaften Antheil nahm, und in dem Augenblicke der Entdeckung das Glück hatte, zu entrinnen, obgleich für seine Ergreifung ein Preis von 500 Pf. St. verheißen war. Erst in des Prinzen von Oranien Gefolge durfte er es wagen, 1688 nach England zurückzukehren, welches anmerkend Cunningham zugleich erzählt, daß er ein Geistlicher und ein Heuchler gewesen sei. In wiefern aber Adam Ferguson, der Philosoph und Geschichtschreiber, Jacob Ferguson, der Mathematiker und Astronom, Robert Fergusson, der Dichter, mit den Häusern Craigdarroch oder Harker Lodge verwandt sein möchten, darum können wir selbst nicht eine Vermuthung aufstellen. Adam Ferguson, der Sohn des Vicarius zu Logierait, in dem Kirchspiele Dunkeld, erblickte das Licht der Welt 1724, besuchte die Schulen zu Perth und seit 1739 zu St. Andrews, woselbst er eines Stipendiums genoß — eine Andeutung, daß er Fergusson, nicht Ferguson hieß — und ging endlich nach Edinburgh zur Universität (s. den vorhergehenden Artikel Ferguson). — Jacob Ferguson, 1710 in einem Dorfe von Banffshire geboren, hütete in seiner Jugend die Schafe eines benachbarten Pachters. Lernbegierig erlernte er gelegentlich das Lesen, indem er den Unterricht, einem ältern Bruder von dem Vater ertheilt, belauschte, und sofort begann er die wenigen ihm erreichbaren Bücher zu verschlingen. Erreichbar mögen vorzugsweise Kalender gewesen sein; sie enthielten eine kümmerliche Belehrung über den Gang der Gestirne, und die glänzenden Körper waren schon längst dem Knaben, in seinem Berufsgeschäfte auf dem Felde, der Gegenstand der gespanntesten Neugierde geworden. Die Lücken in den ihm zu Gebote stehenden Hilfsmitteln durch Nachdenken und Erfindsamkeit ergänzend, brachte der Junge einen Himmelsglobus, eine Taschenuhr und eine hölzerne Wanduhr zu Stande. Seine Schöpfungen frappirten den Brodherrn, welcher dem Wunderkinde zu der Bekanntschaft eines unterrichteten Mannes verhalf. Von dem empfing Ferguson den ersten Unterricht in der Mathematik, mit welchem die Wartung der Schafe nicht lange verträglich blieb. Zur Selbständigkeit gelangt, aber nicht zu Subsistenzmitteln, unternahm, um seine Kenntnisse zu erweitern, der Jüngling verschiedene Reisen durch Schottland und England, auf solchen Fahrten zehrend von dem Ertrage getuschter Bilder, in welchen er die Züge von Wirthen, Hausirern, Bauern und andern Ehrgeizigen, die ihr Gedächtniß der Nachwelt aufzubewahren begierig waren, wiedergab. In dieser Weise 1744 nach London gelangt, machte er sich zuerst durch die Herausgabe von astronomischen Tafeln und Berechnungen bekannt, und der ungetheilte Beifall, seinen öffentlichen Vorlesungen über Physik gezollt, öffnete ihm die Pforten der königlichen Gesellschaft, ohne daß er eine Aufnahmegebühr zu bezahlen gehabt hätte. Unter seinen Schülern zählte er u. a. den König Georg III., welcher ihm bei seiner Thronbesteigung eine Pension von 50 Pf. St. aussetzte. Als Mensch verständig, wohlwollend, religiös in hohem Grade, behauptet als Mechaniker und Astronom Ferguson in den Annalen der englischen Literatur einen hohen Rang. Vorzüglich durch die Leichtigkeit des Vortrages und durch Deutlichkeit empfehlen sich seine Schriften, von denen man als die bedeutendste ein Lehrsystem der Astronomie, nach Newton's Grundsätzen bearbeitet, ansieht. Davon ist eine siebente Ausgabe 1785, Kirchhof's Übersetzung (Berlin 1793.), erschienen. Nicht minder sind die Anfangsgründe der Sternseherkunst für die Jugend, nach der siebenten Ausgabe, von 1768, in das Teutsche übersetzt worden. (Leipzig 1771.) Man hat ferner von Ferguson: Einleitung zu der Lehre von der Elektricität, 1770; Einleitung zur Astronomie, 1778; Auserwählte mechanische Übungen, 1773; Vorträge über verschiedene Fragen aus der Mathematik, Hydrostatik, Hydraulik, Pneumatik und Optik, fünfte Ausgabe, 1776,

und vielfältig verbessert und erweitert durch David Brewster. (Edinburgh 1805.) 2 Bände, welchen ein Quartband Abbildungen beigefügt ist; Abhandlung über die Lehre von der Perspective, 1775; Zwei Sendschreiben an Kennedy, die astronomischen Irrthümer in dessen Chronologie der heil. Schrift betreffend; endlich verschiedene Abhandlungen in den Philosophical transactions. Jacob Ferguson starb den 16. Nov. 1776. — Robert Fergusson, geb. zu Edinburgh 1750 — 1751, wurde von dem Vater, einem Handlungsdiener, dem geistlichen Stande bestimmt, und besuchte die Schulen zu Edinburgh und Dundee und ferner die Universität zu St. Andrews, wo er von den zwei für Fergussons gestifteten Stipendien das eine zu genießen hatte. Der Professor Wilkie, selbst ein Stück Poet, fand Geschmack an des Jünglings poetischen Versuchen, und ermunterte ihn durch seinen Beifall, die Anlage weiter auszubilden, ein Verdienst, um das sich der Schüler nicht undankbar bezeigte. Wilkie's Ableben wurde von Fergusson in einer wahrhaft poetischen Ekloge, in schottischer Mundart, beklagt. Den Verlust mag Fergusson besonders schwer empfunden haben, als er, wegen lockerer Streiche, von Seiten des akademischen Senats mit der Strafe der Relegation belegt wurde. In dem Laufe der vier zu St. Andrews zugebrachten Jahre war auch der Vater gestorben, mit der Relegation jede Aussicht, in dem geistlichen Stande Glück zu machen, verschwunden; durch schwächliche Leibesbeschaffenheit zum Kriegsdienste untauglich, schwankte der junge Mann, für die Wahl einer anderweitigen Brodwissenschaft, zwischen Medicin und Jurisprudenz. Für diese sich entscheidend, studirte er eine kurze Zeit, die ihn doch, in Ansehung der trockenen Materie, eine Ewigkeit bedünkte. Der Themis valedicirend, erinnerte er sich eines vermögenden und unterrichteten Oheims in der Umgebung von Aberdeen. Freundlich in dessen Hause aufgenommen und ein halbes Jahr lang verpflegt, verscherzte Fergusson durch Müßiggang und satyrische Laune des Oheims Gunst. Formell ausgewiesen, fiel er seiner Mutter in Edinburgh zur Last und zugleich in schwere Krankheit, von welcher kaum erstanden, er in zwei Gedichten, von der Abnahme der Freundschaft und von der Resignation für das widrige Geschick (Against repining at fortune), seinen Schmerz über die neuesten Erfahrungen aushauchte. Durch diese Productionen wurde seine peinliche Lage im Mindesten nicht gebessert; als Abschreiber mußte er geraume Zeit ein kümmerliches Brod verdienen. Zum Glücke besaß er, neben der Schreibfertigkeit und den dichterischen Anlagen, Talente, welche geeignet waren, in der vornehmen Welt Aufsehen zu erregen. Eine herrliche Stimme und die Meisterschaft in der ergötzlichen Kunst des Nachäffens (mimicry) führten ihn den fröhlichen Gesellschaften ein, und in Kurzem war er deren Liebling geworden. Aber in der gefährlichen Sphäre bildete er sich zum Trinker aus, und die Trunkenheit riß ihn zu andern, nicht minder verächtlichen, Ausschweifungen fort. Die Ermahnungen eines würdigen Geistlichen, der ihn, einem Wahnsinnigen gleich, in der Nähe des Kirchhofs umherirren gesehen, wie lebhaft auch für den Augenblick der Eindruck war, waren bald vergessen; eines Staares Tod sollte die dauernde Bekehrung des Sünders herbeiführen. Aus dem Schlafe geweckt durch das Jammergeschrei des Vogels, den in der anstoßenden Stube eine Katze zerriß, stellte Fergusson Betrachtungen an über die häufigen Fälle, in welchen er, das vernünftige, mit einer unsterblichen Seele begabte, Wesen, durch Unmäßigkeit sich der Gefahr eines jähen Todes ausgesetzt habe. Jenes Geistlichen Warnungen, gehoben durch die Finsterniß und die Schweigsamkeit der Nacht, ertönten wiederum in seinen Ohren, und vernichtend trafen ihn die Vorwürfe des eigenen Gewissens. Kaum vermochte er des Tages Anbruch zu erwarten, um für immer den Gesellschaften, denen er bis dahin ein Mittelpunkt gewesen, abzusagen; er versank in düstres Hinbrüten, und war, aller Lebenslust abgestorben, kaum mehr als das Schattenbild des vormaligen Ichs zu erkennen. Doch verlor sich allmälig wieder der phantastische Eindruck jener Schreckensnacht; nicht mehr erdrückt durch das Bewußtsein, aber gründlich gebessert, fand Fergusson von Neuem die Fähigkeit und den Muth zu leben; einer beinahe vollständigen Genesung konnte er sich erfreuen, als eine schwere Kopfverletzung, mit heftigem Blutverluste verbunden, Folgen eines Falles in der Dunkelheit, gänzlich und zumal seine Sinne zerrütteten. Er plauderte unaufhörlich, verlor alle Schlaflust, und mußte als ein Wahnsinniger zu Bedlam aufgenommen werden, wo er nach mehren, in dem traurigsten Zustande hingebrachten, Monaten am 16. Oct. 1774, in dem Alter von 24 Jahren den Geist aufgab. Ein Verehrer seines Talents, der, nach demselben sich bildend, den Meister übertreffen sollte, Robert Burns, hat dem Unglücklichen ein Denkmal errichtet. Fergusson's Sängergaben leuchten vorzüglich in seinen Dichtungen in schottischer, namentlich edinburgher, Mundart; wenn er selbst, der Meister in Gesang und Declamation, seine Lieder vortrug, dann wirkten sie begeisternd. Verführerisch zeigte er sich nicht minder in seiner lebhaften, pikanten Unterhaltung, in seiner Leidenschaftlichkeit sogar, welche ihn nur zwei Classen in der Gesellschaft, angebetete Freunde oder verabscheute Feinde, anerkennen ließ. Seine Gedichte, denen eine kurze Biographie beigegeben, erschienen zu Perth 1774. 12. David Irving's Abriß einer Lebensgeschichte des Dichters, sammt einer Beurtheilung von dessen Leistungen (Glasgow 1799. 12.), trägt in einer spätern Ausgabe (Edinburgh 1805. 8.) den Titel: Lebensbeschreibungen schottischer Dichter, weil hier zugleich die Biographien von Falconer und Russel gegeben sind. (*v. Stramberg.*)

FERIA. Städtchen am Fuße der Sierra de Herrera, in dem Partido von Badajoz des spanischen Estremadura, ist der Hauptort eines Herzogthums, welches, unter andern Orten auch das benachbarte Zafra begreifend, zu Gunsten des Hauses Suarez de Figueroa 1567 errichtet worden. Des Gomez Suarez de Figueroa, des Großkomthurs von Leon, Sohn, Laurentius, Großmeister des S. Jagoordens, starb 1409, dem Sohne, Gomez Suarez, Feria und Zafra hinterlassend. Von dieses Gomez vier Söhnen ist Gomez Bischof zu Badajoz geworden, erheirathete Peter die Besitzungen los Arcos und

Botova, um deretwillen seine Nachkommen, mit Hintansetzung des angestammten Namens, sich Lasso de la Vega schrieben, wurde Garcias der Ahnherr der in Ecija ansässigen Suarez, ist der älteste, Laurentius, von K. Heinrich IV. 1468 zum Grafen von Feria ernannt, in der Mitte August 1471 zu Zafra verstorben, als seinen Nachfolger in der Grafschaft den erstgeborenen Sohn, Gomez Suarez, hinterlassend. Dieser, vielfältig in den Chroniken gefeiert, als einer der Helden des hartnäckigen Kampfes um Granada, wurde in der andern Ehe, mit einer Tochter des ersten Herzogs von Alba, Maria Alvarez de Toledo, ein Vater von zwei Söhnen, deren älterer, Laurentius, durch seine Heirath mit Katharina, der Marquesin von Priego, den Grund zu weitläufigen Erwerbungen in dem Königreiche Cordova legte, zugleich aber seine Söhne veranlaßte, den Namen Suarez de Figueroa aufzugeben, um statt dessen den vornehmen Namen Cordova anzunehmen. Diese Söhne, von welchen Gomez, fünfter Graf von Feria, der erste Herzog von Feria geworden ist, durch Standeserhöhung vom 17. Sept. 1567, mögen, sammt den folgenden Herzogen von Feria, in dem Supplement zu dem Buchstaben C, Art. Cordova, S. 369—372, aufgesucht werden. Dem daselbst Angeführten wollen wir nur beifügen, daß der dritte Herzog von Feria, das Opfer von Wallenstein's Treulosigkeit und Aldringer's Ränken, sein Sterbestündlein zu München fand, wohin der Anschein einer Besserung ihn zu bringen erlaubt hatte; denn das Fieber hatte sich bei ihm zuerst auf dem kurfürstlichen Schlosse Starenberg am Wurmsee geäußert. Noch in den letzten Augenblicken ging er mit dem Kurfürsten und mit Aldringer zu Rathe, wie durch spanischen Beistand der Sache der Katholischen aufgeholfen werden könne. (*v. Stramberg.*)

FERIAE, bei den Römern Name der Feiertage, Ruhetage, an denen man sich der gewöhnlichen Geschäfte enthielt, im weitern Sinne überhaupt festliche Tage. Für die erste Bedeutung stimmt die Stelle bei Macrobius (I, 16), wo er sagt: Festis insunt sacrificia, epulae, ludi, feriae. Sacra celebritas est, vel cum sacrificia diis offeruntur, vel cum dies divinis celebrationibus celebratur, vel cum ludi in honorem aguntur deorum, vel cum feriae observantur. Da so das Wort von Opfern, heiligen Spielen u. s. w. unterschieden wird, so bezeichnet es offenbar das Enthalten von den gewöhnlichen Arbeiten an festlichen Tagen, also Ruhetage. Als festliche Tage überhaupt waren die feriae entweder privatae oder publicae. Die erstern wurden nur von einzelnen Familien oder Personen gefeiert, z. B. Geburtstage, Jahrestage der Hochzeit, Reinigungen des durch eine Leiche entweihten Hauses, feriae denicales (*Cic.* Legg. II, 22). Die publicae waren vom Staate angeordnete, vom ganzen Volke zu begehende, Festtage, und davon gab es vier Arten. 1) Stativae, welche das gesammte Volk an bestimmten Tagen jährlich beging (*Macrob.* Sat. I, 16). In jeden Monat fielen dergleichen Feste. 2) Die conceptivae, welche keinen festgesetzten Tag im Jahre hatten, sondern jedes Mal vom Magistrat oder den Priestern angeordnet wurden. (*Macrob.* l. c. *Varro* L. L. V, 3). Dazu gehörten die Ambarvalien und Amburbien, die feriae sementinae, oder sementivae, das Saatfest, welches die Pontifices anordneten, um glückliche Saaten zu erflehen, weshalb man auch der Ceres und Tellus Opfer brachte (*Ovid.* Fast. I, 658; *Varro* L. L. I, 2) und die feriae Latinae, oder das latiarische Bundesfest. 3) Die Imperativae, welche bei besonderen Veranlassungen, z. B. wenn ein Krieg glücklich beendigt war, von den Consuln oder Prätoren mit Einstimmung des Senats anbefohlen wurden. (*Cic.* Legg. II. 22; *Gell.* N. A. XVI, 4. 4) Novemdiales, Nundinae, von Servius Tullius eingesetzt. Dies waren Markttage, an welchen die Landleute ihre Waaren nach Rom brachten, verkauften und dagegen ihre Bedürfnisse einkauften. Alle öffentliche Geschäfte fielen an solchen Tagen aus, darum konnten sie mit zu den Feriis gezählt werden. Doch sagt Macrobius: Quod autem nundinas ferias dixi, potest argui: quia Titius, de feriis scribens, nundinarum dies non inter ferias retulit, sed tantum solennes vocavit.

Zu den eigentlich stehenden Ruhetagen gehörten bei den Römern auch die Calendae, Idus und früher die Nundinae. An solchen Ruhetagen durften der Opferkönig und die Flamines nicht nur nicht selbst arbeiten, sondern auch nicht einmal arbeiten sehen. Die Ferien wurden daher in Rom öffentlich angekündigt. Wer einen Ruhetag ohne Absicht brach, wurde gestraft und mußte seine Schuld durch das Opfer eines Schweines abbüßen. Ja nach der Meinung des Pontifex Scävola konnte der absichtliche Bruch eines solchen gar nicht ausgesöhnt werden. Rechtsgelehrte aber, und unter diesen auch ein Scävola, behaupteten, man könne an Ruhetagen alles unternehmen, dessen Unterlassung Schaden verursachen würde. Hiervon machte die Lex Hortensia besonders für die Nundinen eine Ausnahme, welche nachher noch weiter ausgedehnt worden zu sein scheint. Nach Virgil (Georg. I, 269 sq.) z. B. konnte man an den Ferien den Weg eines Baches lenken, Gehege um Saatfelder machen, Vögeln nachstellen, Dornbüsche verbrennen, Öl, Obst und andere Dinge zum Verkauf bringen. Voß bemerkt hierzu: Nothwerke erlaubte der Priester, aber der Begriff, was unter solchen zu verstehen, blieb schwankend. Graben und Rinnen durfte man aufräumen, aber nicht neue ziehen, alte Gehege ausbessern, aber keine neuen anlegen; Witwen konnten heirathen, aber nicht Jungfrauen. Man durfte Vögel fangen, aber nur schädliche, Dornhecken ausrotten und verbrennen, aber keinen Baum auslichten, Schafe schwemmen, aber blos zu ihrer Gesundheit, um die Räude zu verhüten, nicht um die Wolle zu reinigen. Erlaubt war auch, Holz und Getreide mit Stieren einzufahren, und für Pferde, Maulthiere und Esel gab es keine anderen Ferien, als wenn sie nichts zu arbeiten hatten; Neuere machten dagegen einige Einwendungen. Doch durfte der Landmann an Festtagen Öl und Früchte auf seinem Esel zu Markte bringen und seine Bedürfnisse einkaufen. Columella sagt, es ist alles erlaubt, was man in Gärten des Gemüses wegen vornimmt. Auch Weinberge und Oliven, die man gepachtet hat, kann man pflücken.

(*Richter.*)

FERIAE DENICALES (von nex, Tod), war ein Feiertag, den eine Familie beging, die eine Leiche im Hause hatte. Es wurden dabei Reinigungsgebräuche vorgenommen, z. B. man begrub einen von der Leiche vor der Verbrennung abgeschnittenen Daumen, oder ein anderes Glied, oder nahm vom Scheiterhaufen ein Bein mit nach Hause. *Cic.* Legg. II, 22, 24; *Quinctil.* VIII, 5, 21; *Senec.* Benef. V, 24. (*Richter.*)

Feriae latinae, s. unter Latiaris.

FERIAE SEMENTIVAE, ein Fest, das von den Pontifices nach vollendeter Aussaat angesagt wurde, um von den Göttern Glück zu erflehen. *Varr.* L. L. V. 3. Es fiel gewöhnlich den 25. Jan. Man opferte dabei der Ceres und Tellus. *Ovid.* Fast. 658; *Varr.* L. L. I, 3. Knechte und Mägde ruhten von ihrer Arbeit und vergnügten sich auf mancherlei Art. Pflugstiere wurden mit Kränzen geschmückt. (*Richter.*)

FERIAL-OFFICIUM. Mit diesem Ausdrucke bezeichnet die katholische Kirche die Zeiten der Wochentage, an welchen die Geistlichen ihren heiligen Dienst, besonders mit Haltung bestimmter Gebete, zu verrichten haben. Feriae (Feiertage) nannten die Christen in Bezug auf das Geistige und Moralische alle Tage der Woche, und unterschieden bürgerliche und kirchliche Ferien (Augusti, Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie. 1. Bd. S. 108—110). Durandus in seinem Rationale divinorum officiorum (Lugduni 1612.) gibt davon im siebenten Buche S. 425 b und 426 Folgendes: Anders benannten die Juden die Tage der Woche, anders die Heiden und anders die Christen. Die Hebräer benannten von ihrem Sabbath an die Tage so, daß der Sonntag der erste Tag des Sabbaths (nach dem Sabbath) hieß, und so fort bis zum sechsten, welcher Vorsabbath ערב שבת (παρασκευή, Vorbereitungstag) hieß ꝛc.; die Heiden nach den Planeten. Die Christen hingegen bezeichneten zwei Tage mit besonderen Namen: Sabbat um der Auctorität des hebräischen Sprachgebrauches willen, und Tag des Herrn (dies dominica) um seines Vorzugs willen. Man könnte den Tag des Herrn auch den ersten Feiertag (prima feria) nennen, den Montag den zweiten und so fort bis auf den Sabbath (Sonnabend). Er fährt fort: Interpretatur enim feria quasi dies solemnis, a feriando dicta: unde prima dies septimanae solennis est. Vocantur ergo feriae, a feriando, quia toto tempore a vitiis feriare, id est, vacare debemus, non, quod sit a necessariis vitae operibus feriandum. — Also hießen alle Tage Ferien geistlicher Weise, an denen man sich dem Herrn weihe und von allen Sünden ruhe, nicht aber nach jüdischem Sinne von aller äußern, bürgerlichen Arbeit feiernd. Die ersten Christen kamen aus innerem Drange täglich zusammen, um sich gegenseitig zu stärken, mit einander zu beten und die Agape gemeinschaftlich zu feiern. Konnte dies auch in der Folge nicht bleiben und mußten dagegen bestimmte Zusammenkunftstage, wöchentliche und jährliche, festgesetzt werden, so blieb doch der Gedanke, das ganze Leben als einen großen Feiertag von allen Sünden zur Ehre des Herrn zu betrachten, wichtig, besonders für die Geistlichen, welche zum Dienste des Herrn geheiligt waren und den Segen der himmlischen Wohlthaten durch ihr Gebet auf das Volk der Christen bringen sollten, das andere weltliche Verpflichtungen hatte und nur höchstens gewisse Stunden der Werkeltage dem Gebete widmen konnte. Außer den durch die Auferstehung Jesu ꝛc. den Christen besonders wichtig gewordenen Tagen traten nun noch manche aus dem früheren Leben besonders festliche hervor, denen man gern eine vorzügliche Beachtung gönnte. Unter den Judenchristen war es vor Allen der Sonnabend, der Sabbath, der von vielen Anfangs gleich dem Sonntage feierlich begangen wurde. Daher der Streit, ob an diesem Tage gefastet werden dürfe, oder nicht (s. Fasten). Um dieser so hochgehaltenen Fasten willen wird vorzugsweise oft die Mittwoch feria quarta, und der Freitag feria sexta, oder nach jüdischer Art παρασκευή genannt. Dies Alles aber unbeschadet der Freiheit für den nicht zum geistlichen Dienste auch äußerlich bestimmten Christen, in dessen Macht es stand, soviel oder so wenig, als er wollte, an der Auszeichnung dieser Tage selbstthätigen frommen Antheil zu nehmen. In der Folge wurde freilich Manches gesetzlich gemacht, was zweckmäßiger in der ersten Freiheit hätte fortbestehen mögen. Demnach hat der Gebrauch, jeden Wochentag oder alle Tage für feria zu erklären, für das Volk der Christen nur eine sinnbildliche Bedeutung, und das Ferial-officium ist nichts weiter, als eine Vorschrift für die Geistlichen, als Diener der Kirche, was sie an jedem Tage der Woche durch das ganze Jahr in kirchlicher Hinsicht zu verrichten haben.

Je mehr nun der kirchliche Cult ausgearbeitet wurde, desto verschiedenartiger und immer mehr durch genaue Vorschriften bestimmt mußte allerdings auch der Dienst werden, den jeder Geistliche an jedem Tage auszurichten hatte. Es wurde vorschriftlich, daß in jeder gewöhnlichen, das heißt durch keine besonders feierlichen Tage ausgezeichneten, Woche der ganze Psalter vorgelesen werden mußte; die Wochen hingegen, worin Feste vorkommen, haben ihre besondern vorgeschriebenen Lectionen. Sehr viele dieser Ferialofficien beschreibt Durandus im angeführten Rationale, vornehmlich im sechsten Buche, als S. 269: In sexta feria una tantum lectio ad Missam legitur, quia auctor novi et veteris testamenti unus solus Deus est, et quia ex utroque testamento unum Evangelium factum est. Et est Epistolaris lectio: Egredietur virga de radice Jesse —, quae est Esaiae 11, et manifeste de adventu et Beata virgine Maria intelligitur etc. Das römische Breviarium enthält die biblischen Abschnitte, Gebete u. s. w., die von den Geistlichen für alle Zeiten des Jahres zu halten sind. Die Tagzeiten heißen horae canonicae. (*G. W. Fink.*)

FERIDUN, auch Afridun, ein alter König in dem Lichtlande Iran, und zwar der sechste aus der Dynastie der Pischdadier, Sohn Athvian's, des zweiten Sterblichen, der Ormuzd in Demuth angerufen hat. Feridun heißt der Zertreter Zohak's mit seinen drei Schlünden, drei Gürteln, sechs Augen und tausend Kräften, der an Macht die ärgsten Dews übertraf. Seine Brüder waren Barmaiun und Kalaiun. Von seinen Vorfahren führten

sieben nach einander den Namen Athvian, und jeder unterschied sich von den andern durch einen von seinen Rinderheerden hergenommenen Beinamen. So hieß Feridun's Vater Athvian mit den schwarzen, dessen Vater Athvian mit den rothen Ochsen u. s. w. Er stammte so im eilften Gliede von Djemschid; die zehn Glieder ohne ihn begreifen einen Zeitraum von 1000 Jahren, da jeder Sprößling 100 Jahre lebte. Feridun war in Verene, dem von Ormuzd geschaffenen Lande der Glückseligkeit, geboren und regierte in Aderbedjan. Er war ein Günstling des vierten Amschaspands, Schariver, der ihm Alles bewilligte, was er wünschte. Unter seiner Regierung wurde alles Gift Ahriman's vertilgt; alle Übel, Fieber, Schwachheiten, Geiz, unordentliche Lüste, willkürliche Taubheit und Blindheit des Geistes, Schlangen, Lügen, ausschweifende Weiber, Bosheit und Verdorbenheit. Feridun brauchte alle guten Bäume, die Ormuzd zur Gesundheit hatte wachsen lassen, für den Menschenkörper; Neid und Tod und andere Übel schwanden. Er vertrieb die Dews Aschere (Unrein), Eghovere (Arge), Eghranm (Starke) und Oghranm (Gewaltige), alle Todesarten, alle Arten von Magie, und schlug alle Darvands. Er heißt der dritte unter den Poeriodekaschans oder den Menschen des ersten Gesetzes, und sein Ferver wurde, wie der des ersten, von ihnen verehrt. Er vertrieb die Tazians oder Araber der Wüste aus Iran, wodurch sie gezwungen wurden, sich an den Ufern des Zare niederzulassen; er selbst nahm wieder Besitz von den Städten Irans. Man ruft ihn auf eben die Art an, wie die Amschaspands und Izeds. In einer Gebetsformel (Taavid), die man am Arme trägt, heißt es: Im Namen des starken, glänzenden Feridun Athvian bind' ich dieses Fieber u. s. w. Ehe die Formel angebunden wird, spricht der Destur (Priester): Der heilige Ferver Threeteno's, d. h. Feridun's, Athvian's Sohn, sei mir hold. Ich bringe ihm Izeschne u. s. w. Auch wird er angerufen, wenn man Dews und Zauberei vertreiben will, und in einer dahin gehörigen Gebetsformel heißt es: Gesundheit sei mein Lohn, mir, der ich zur Ehre des Ormuzd Afergan bete, zur Ehre des tapfern, glänzenden Feridun. Man sehe Izeschne Hag, Bundehesch Cap. 23 und 32; Vendidad Farg. 1 und 20; Jeschts-Sadés n. 93, Carde 29, desgl. n. 74 und n. 97. Folgende Stammtafel gibt eine Übersicht seiner Abkunft und nächsten Nachfolger:

Kaiomorts (der Urmensch).
|
Meschia (der erste Mensch) und Meschiane (seine Frau).
|
Siahmak und seine Frau Veschak.
|
Trevak und Trevakein.

Hoschingh und Goodjeh, Stammältern der Iranier. Regiert 40 Jahre.	Taz und Tazé, wohnen in den Wüsten Arabiens.	Mazendran, seine Nachkommen wohnen in Sura, Assyrien und Tur.
Von ihm stammt Tehmuret, reg. 30 Jahre.	Veveré Fscheughé.	
Vivengham.	Tscheené Gave.	
Djemschid, reg. 716 Jahre.	Khrotasp.	
Athvian und die von ihm stammenden Zeugungen, 1000 Jahre lang, während deren Zohak wüthet.	Zohak, Dynastie von 1000 Jahren.	
Feridun, Besieger des Zohak.		

Salm oder Salem, König von Magreb.	Tur, König in Turan.	Irets oder Irak, König in Iran.
	Afrasiab.	Manugeher oder Minotscher, der Salem und Tur schlug und so Irets rächte. Reg. 120 Jahre.

Feridun hatte nämlich das Reich unter seine Söhne getheilt. Diese bekriegten sich unter einander und der jüngste, Irak, ward von den beiden andern erschlagen. Ihre Nachkommen führten blutige Kriege mit dem vom Tur abstammenden Afrasiab. (*Richter.*)

FERINI, ein Castrat, der sich als Theatersänger und vorzüglich durch ein seltenes Talent auszeichnete, in Rom und andern Städten Italiens Frauenrollen mit edlem Anstande und echter Grazie bis zur vollkommensten Täuschung zu spielen. Er glänzte von 1680 etwa bis ans Ende des 17. Jahrhunderts. J. F. Reichardt, welcher den Mann in seinen Ergänzungen zu Gerber's altem Lexikon der Tonkünstler nennt, setzt hinzu: Mir scheint dies desto merkwürdiger, da alle Castraten, die ich in Rom (wo Frauen ehemals nicht auftreten durften) in Frauenrollen auf dem Theater sah, widrig und ekelhaft

anzusehen waren. — Reichardt führt nicht an, woher er seine Nachricht genommen. Es ist eine Parallele des Raguenet, welche, in Mattheson's Critica Musica übersetzt (mit gegenüberstehendem Original) S. 156 im ersten Theile, nach vorhergegangenem Preise der Castraten, sich so vernehmen läßt: Ferini z. B., welcher 1698 zu Rom in der Oper Themistokles die Rolle der Sybaris machte, ist länger und schöner, als gewöhnlich Frauen sind; er hat ein Gesicht, ich weiß nicht was des Edeln und Bescheidenen (Sittsamen). Als er, wie eine persische Prinzessin geschmückt, mit Turban und Straußfeder geziert war, hatte er das Ansehen einer Königin oder Kaiserin; und vielleicht ist nie ein Frauenzimmer gesehen worden, dem diese Tracht so schön gestanden hätte, als diesem Ferini. — Aber der genannte französische Verfasser dieses Aufsatzes übertreibt zum Preise Italiens in der Oper Alles so sehr, daß auch hierin etwas abzurechnen ist.

(*G. W. Fink.*)

FERIO bezeichnet in der Logik durch den Anfangsbuchstaben den vierten Fall der ersten Schlußfigur, in welchem der Obersatz allgemein verneinend = *e*, der Untersatz besonders bejahend = *i*, mithin der Schlußsatz besonders verneinend = *o* ist, z. B. Kein Lügner ist glaubwürdig, einige Menschen sind Lügner, mithin auch nicht glaubwürdig. Kehrt man den Obersatz einfach (*simpliciter*) um: Kein Glaubwürdiger ist ein Lügner; so wird diese Schlußfigur, welche sich durch einfache Umkehrung des Obersatzes auf *Ferio* zurückführen läßt, *Festino* genannt, worin das *s* der ersten Sylbe des Obersatzes einfache Umkehrung andeutet. *Ferison* dagegen bezeichnet die einfache Umkehrung des Untersatzes: Einige Lügner sind Menschen; sowie *Fresison* Bezeichnung derjenigen Schlußfigur ist, welche nur durch Umkehrung beider Prämissen auf *Ferio* zurückgeführt werden kann, z. B. Kein Glaubwürdiger ist ein Lügner; einige Lügner sind Menschen; mithin sind einige Menschen nicht glaubwürdig. Kehrt man aber den Untersatz mit Veränderung (*per accidens*) um, wie wenn man behauptet, daß alle Lügner Menschen seien, so deutet man dieses durch den Buchstaben *p* an, und nennt die Schlußfigur *Felapton*; sowie *Fesapo*, wenn man zugleich den Obersatz: Kein Lügner ist glaubwürdig, einfach umkehrt. Man wird jedoch aus dem Ebenbemerkten leicht das Verfängliche dieser veränderten Schlußfiguren erkennen, und sie daher nur als syllogistische Spitzfindigkeiten betrachten, deren Gesetzmäßigkeit erst klar wird, wenn man sie auf die einfache Form der ersten Schlußfigur zurückführt.

(*G. F. Grotefend.*)

FERISCHTA (genauer Firischta zu sprechen, فرشته), mit seinem eigentlichen Namen genannt Muhammed Kâsim, Sohn des Ghulâm 'Ali Hindu Schâh, ist ein geachteter persischer Geschichtschreiber, der in Indien lebte im 16. und 17. Jahrh. nach Chr. Geb., also in den letzten Jahren Akbar's und zu Anfange der Regierung des Dschihangir. Die Data seiner Lebensgeschichte sind aus seinem Werke zu entnehmen, von welchem sogleich Näheres gesagt werden soll. Firischta war geboren zu Asterabad am kaspischen Meere (nicht in Delhi). In seinem zwölften Lebensjahre reiste er mit seinem Vater nach Indien. Dort finden wir ihn um das Jahr 1582 zu Ahmednagar in Dekkan, wo der Vater Erzieher eines Prinzen wird, mit welchem Firischta den Unterricht theilt. Später erhielt der Letztere eine Stelle bei der Leibwache des Königs Murteza Nizân Schah; aber als dieser bei einem Aufstande im J. 1588 durch die Hand seines Sohnes gemordet wurde, floh Firischta nach Bidschapur und trat in die Dienste des Königs Ibrahim Adil Schah II. (st. 1626). Von diesem Hofe aus ging er noch im J. 1606 an der Spitze einer Gesandtschaft zu dem Sultan Dschihangir, den er in Lahore auf dem Wege nach Kaschmir traf, wahrscheinlich um ihm Glückwünsche zu seiner Thronbesteigung zu überbringen. Über das Jahr 1612 gehen seine Nachrichten nicht herab, und er scheint bald nach dieser Zeit gestorben zu sein. Schon bald nach seiner Ankunft in Bidschapur im J. 1589 faßte Firischta den Plan, eine „Geschichte der Muhammedanischen Reiche in Indien" zu schreiben, und von seinem Fürsten begünstigt und freigebig unterstützt, gelang es ihm bald, eine Menge dahin einschlagender Schriften zusammenzubringen, deren keine aber für den angegebenen Zweck vollständig genügte. Firischta zählt in der Vorrede 35 Geschichtswerke auf, die er benutzte, und außerdem werden gelegentlich von ihm noch etwa 20 citirt. Es sind theils umfassendere Schriften, theils Geschichten einzelner Provinzen und einzelner Regenten. Sein eigenes Werk besteht, außer einer Einleitung, die von den ersten Erfolgen der Muhammedanischen Waffen in Indien handelt, und einer Schlußabhandlung geographischen Inhalts, aus zwölf Abschnitten, welche sind: 1) Geschichte der Fürsten von Ghizni, 2) derer von Delhi, 3) von Dekkan, 4) von Guzerat, 5) von Malwa, 6) von Kandisch, 7) von Bengal und Behar, 8) von Multan, 9) von Sind, 10) von Kaschmir, 11) Bericht über Malabar, 12) von den Sauts. Die beiden ersten Abschnitte sind frei und fehlerhaft übersetzt von dem Engländer Alex. Dow im 1. und 2. Thle. seiner History of Hindostan (2. Ausg. London 1770—1772. 4. 3 Thle. u. ö., auch teutsch Leipzig 1772. 8.), der dritte Abschnitt ebenfalls ins Englische übersetzt, aber treuer und correcter, von Jonathan Scott im ersten Bande seines Werkes: *Ferischta's* history of Dekkan (Shrewsbury 1794. 4. 2 Bde.); ferner ein Stück des 10. Abschnittes in Begleitung des Textes von Charles Stewart in s. Descriptive Catalogue of the oriental library of the late Tippoo Sultan of Mysore. (Cambr. 1809. 4.) p. 257—267; endlich die Beschreibung von Malabar aus dem 11. Abschnitte von Anderson, gleichfalls mit dem persischen Texte im 2. Bande der Asiatick Miscellany p. 278—305 und die Übersetzung wieder abgedruckt im 2. Bde. des Asiatick annal register. 1802. Eine englische Übersetzung des ganzen Werkes enthält John Brigg's History of the Rise of the Muhamedan Power in India. With notes. 4 vols. (Lond. 1832.) Derselbe gab ein Essay on the life and writings of Fe-

rischta in den Transactions der asiatischen Gesellschaft zu London Vol. 2. p. 341—361. Neuerlich ist auch eine lithographirte Ausgabe des Textes in zwei Foliobänden in Indien erschienen. Handschriften sind in Indien und England nicht selten, sie sind oft mit vieler Sorgfalt geschrieben, und führen gewöhnlich den einfachen Titel: Tarikhi Firischta. Das Werk ist von längst anerkannter Bedeutung für die Geschichte der Muhammedanischen Reiche in Indien, und partienweise ist es vortrefflich gearbeitet, besonders in der Geschichte von Dekkan. Firischta schreibt im Verhältniß zu andern persischen Historikern einfach und klar; er hat ein unabhängiges Urtheil, ist wahrheitliebend und fern von Furcht und Schmeichelei. (*E. Rödiger.*)

FERITHARIS (nord. Sagengeschichte), ein Bruder des Fergus (s. d. Art.) und nach dessen Tode Vormund der von ihm hinterlassenen Kinder und Regent des Reiches, nämlich Schottlands. Ungeachtet der älteste seiner Neffen, Ferlegus, schon mündig war, wollte er doch die Herrschaft nicht niederlegen, und wurde deswegen von Ferlejus ermordet, der nun den Thron bestieg. (*Richter.*)

Ferkelkraut, s. Hypochoeris.

FERLACH, ein großes, zur gräflich Dietrichstein'schen Herrschaft Hollenburg gehöriges, Dorf im klagenfurter Kreise des Herzogthums Kärnthen, das in Ober- und Unter-Ferlach abgetheilt ist, davon das letztere am rechten Ufer der Drau, das erstere hingegen weiter von ihr entfernt, beide in jenem Theile des Rosenthales liegen, den der Ferlachbach bewässert, und die zusammen gleichsam eine große Stahl- und Eisen-, besonders aber Gewehrfabrik bilden, deren Meister die Theilung der Arbeit bei der Verfertigung der Feuergewehre eingeführt und ziemlich weit getrieben haben. Beide Ortschaften zählen 136 Häuser, ungefähr 1280 Einwohner, die großentheils mit der Verfertigung von Feuergewehren, Geschmeidewaaren, Drähten und Stahl beschäftigt werden. Unter den hier bestehenden größeren Etablissements in Eisen und Stahl zeichnen sich besonders aus die Werke des Freiherrn von Silbernagel, welche Drähte und Stahl erzeugen, die Jušt'sche Gewehr- und Büchsenmacherei, einige Hämmer und eine große Anzahl einzelner Meisterschaften, welche Gewehrläufe, Bayonnette, Jagdbüchsen zu ungemein billigen Preisen verfertigen. Es hat Jahre gegeben, in denen der Umsatz, den diese Ortschaften veranlaßten, sich auf nahe an eine Million Gulden berechnete; dagegen ist jetzt wieder der Absatz sehr gering. Es befindet sich dort eine katholische, zum Bisthume Gurk gehörige, Pfarre, Kirche, Schule, welche unter dem Patronate des Religionsfonds stehen, zwei Gasthäuser und einige sehr schöne Häuser. Der Herlotz und Söchter, an deren Fuß diese Ortschaften liegen, erheben sich zu einer Höhe von mehr als 4000 Fuß absoluter Höhe. (*G. F. Schreiner.*)

FERMANAGH, Grafschaft in der irischen Provinz Ulster, unter 54° 7′ bis 54° 36′ nördl. Br. und 9° 35′ bis 10° 20′ östl. L., ist 25,25 Geviertmeilen groß, zählt etwa 149,600 Bewohner, und grenzt im Norden und Nordosten an Tyrone, im Südosten an Monaghan, im Süden an Cavan, im Westen an Leitrim und im Nordwesten an Donegall. Das Gebirge Slive Russel durchzieht das Land im Westen und der Fluß Erne und die Seen Earn, Macnean und Melvin bewässern dasselbe. Der erste von diesen Seen erstreckt sich zehn Stunden weit und steht mit dem Macnean, der ebenfalls eine beträchtliche Größe hat und von dem Erne durchströmt wird, in Verbindung. Sümpfe sind in Menge vorhanden, und die großen Stämme von Buchen, Eichen und Tannen, welche man tief im Moore der um den See Earn liegenden findet, sind ein Beweis, daß es früher nicht an Waldungen gefehlt hat. Jetzt gibt es keine in der Grafschaft. Die Rindviehzucht wird in großem Umfange getrieben und die Milchwirthschaft ist einträglich. Die Schafe sind klein. Der Ackerbau wird im Ganzen sehr vernachlässigt, und liefert von Getreidearten hauptsächlich Hafer und Gerste. Weizen wird wenig gewonnen. Dagegen erzeugt man viel Flachs, womit an 5000 Acres bestellt werden sollen. Auf der Ostseite des Lough Earn ist die Bodencultur am besten, auch gibt es hier große Maierhöfe. Die Gebirge, die nur mit Gras und Moos bedeckt sind, enthalten viel Eisen und Steinkohlen, aber man benutzt diese natürlichen Reichthümer nur wenig, wie man auch die Fabrication nur in geringem Umfange betreibt. Leinweberei ist der Zweig derselben, welcher am meisten gedeiht. Das Volk ist träge und lebt erbärmlich. Seine Hauptnahrung sind Kartoffeln. Außer den Haferkuchen kommt Brod bei dem Volke fast gar nicht vor. Whisky wird viel getrunken. Zu der Trägheit und schlechten Lebensweise des großen Haufens trägt gewiß der Umstand nicht wenig bei, daß sich das Grundeigenthum fast ganz in den Händen der Protestanten befindet, obwol sie kaum den achten Theil der Bevölkerung ausmachen. — Es gibt in der Grafschaft, die in acht Baronien zerfällt, eine Stadt, fünf Marktflecken und 18 Kirchspiele. (*Eiselen.*)

FERMAT (Pierre de), einer der berühmtesten Mathematiker, geboren um das Jahr 1595 zu Toulouse, welche Stadt er sein Lebelang wenig verlassen zu haben scheint, und wo er im Januar 1665 starb. Über seine Lebensumstände ist nichts weiter bekannt, als daß er die Stelle eines Rathes bei dem Parlamente in seiner Vaterstadt bekleidete, und nicht allein in dem Rufe stand, ein sehr pflichtgetreuer Staatsdiener, sondern auch einer der gelehrtesten Juristen seiner Zeit zu sein. Weit berühmter aber ist er als einer der größesten Analysten und Geometer, welche Frankreich, welche die Welt je besessen hat. Seine zahlreichen analytischen und geometrischen Entdeckungen finden sich zerstreut in einer kleinen Anzahl geistvoller und origineller Werke von geringem Umfange, in den Anmerkungen, welche er in sein Exemplar der Bachet'schen Ausgabe des Diophant geschrieben hat, und in den Überresten des Briefwechsels, welchen er mit den ausgezeichnetsten Mathematikern seiner Zeit, mit Descartes, mit den beiden Pascals, mit Roberval, Torricelli, Huyghens, Wallis und mit einigen anderen, zwar weniger als die eben genannten, aber doch ebenfalls sehr verdienten Gelehrten, z. B. Carcavi, Mersenne, Digby unausgesetzt unterhielt. Die drei zuletzt genannten Männer

und der berühmte Pascal waren Fermat's vertraute Freunde und Bewunderer. Pascal (Oeuvres T. IV. p. 393) nennt ihn le premier homme de l'univers. Der Abbé Genty hat in einer von der Akademie zu Toulouse gekrönten Preisschrift über den Einfluß Fermat's auf sein Zeitalter (Orleans 1784.) die Verdienste Fermat's um die Analysis und Geometrie geschildert; wir wollen versuchen, eine kurze Übersicht derselben zu geben nach einem fleißig gearbeiteten Artikel von Maurice in der Biographie universelle, in welchem Genty's Lobschrift benutzt, aber die Materien etwas mehr methodisch geordnet sind. I. Die geometrische Analysis der Alten ist wahrscheinlich derjenige Theil der Mathematik, womit sich Fermat zuerst anhaltend beschäftigte. Er versuchte nach den im Pappos erhaltenen Bruchstücken und Notizen die ebenen Örter des Apollonios und die Porismen Euklid's wieder herzustellen. Nachher dehnte er die Untersuchungen des Apollonios und Vieta's über die Berührungen von geraden Linien und Kreisen auf die Berührungen von Ebenen und Kugeln aus. Endlich gelangte er etwas früher als Neil und van Heuraet durch genaues Studium der Archimedischen Methoden zur vollständigen Rectification einer von den kubischen Parabeln und mehrer anderen krummen Linien, die vor ihm Niemand rectificirt hatte. Diese Entdeckung machte er aber erst im J. 1660 bekannt, einige Monate später, als die Schriften der eben genannten beiden Geometer erschienen waren. Es erhellet jedoch aus einem seiner Briefe an Pascal, daß er schon seit 1658 im Besitze seiner Methoden war und außerdem ein anderes sehr allgemeines Verfahren zur Complanation der durch Umdrehung erzeugten Flächen besaß. — II. Fermat theilt mit Descartes den Ruhm, zuerst diejenige Anwendung der Algebra auf die Geometrie durch den Gebrauch der unbestimmten Gleichungen und die Coordinatenmethode gemacht zu haben, welche die Curvenlehre der Neuern so unvergleichlich hoch über die der Alten erhoben hat. Über die Wichtigkeit dieser Entdeckung ist in dem Artikel Descartes ausführlicher gesprochen worden, sodaß wir hier uns werden kurz fassen können. Die Geometrie von Descartes erschien im J. 1637, aber zahlreiche Briefe, die Fermat im J. 1636 an Pascal, Roberval und Mersenne geschrieben hat, beweisen, daß er schon damals zu denselben Methoden gelangt war, ja daß er schon sieben Jahre früher seinem Freunde d'Espagnet einen Abriß davon gegeben hatte. Er schrieb über diesen Gegenstand eine Abhandlung von den ebenen und körperlichen Örtern, worin er die verschiedenen Formen der Gleichung eines Kegelschnittes und alle Anwendungen, welche man davon zur Construction der verwickeltsten Gleichungen machen könne, vortrug. Er erfand ferner sinnreiche Transformationen, um die Quadratur mehrer Curven, z. B. die einer von ihm erfundenen neuen Gattung von Spirallinien, auf die Quadratur des Kreises und der Hyperbel zurückzuführen. In einer sehr gründlichen Dissertation über den Grad der zur Construction einer Gleichung nothwendigen Curven kommt er auf ein allgemeints Princip, welches in Descartes' Geometrie nicht genau genug festgestellt ist, nämlich daß das Product der Grade von den Curven, welche man anwendet, nicht niedriger sein dürfe, als der Grad der Gleichung. Was Fermat's Verdienste um die reine Algebra betrifft, so müssen wir vorzüglich seine geschickte Eliminationsmethode bei mehren gegebenen Gleichungen von höheren Graden und sein Verfahren erwähnen, die Irrationalgrößen, oder, wie man damals sagte, die Asymmetrieen, aus einer Gleichung wegzuschaffen (vergl. die Artikel Elimination und Gleichung). Der Kunstgriff, dessen er sich hierbei bediente, konnte freilich einem in der unbestimmten Analytik so geschickten Manne, wie Fermat, nicht entgehen. Eine hierauf bezügliche Aufgabe, welche Fermat seinen Zeitgenossen vorlegte, wurde von Descartes nicht gelöst, weil dieser die Hauptschwierigkeit nicht erkannte. Descartes meinte durch wiederholtes Potenziren zum Ziele gelangen zu können, bemerkte aber nicht, daß dazu eine abschreckend langwierige Rechnung erfoderlich sei, wozu noch kommt, daß man in vielen Fällen dadurch immer wieder neue Wurzelgrößen einführt. Descartes vermaß sich sogar, in den schwierigsten Fällen der Art nur eine Viertelstunde nöthig zu haben; Genty beweist aber in der oben erwähnten Lobschrift auf Fermat, daß ein ganzer Tag nicht hinreichen würde, um die von Descartes blos angedeutete Endgleichung auch nur zu lesen, geschweige denn zu schreiben, während Descartes behauptet hatte, ein bloßer Copist sei im Stande, das von ihm Angedeutete nun vollständig auszuführen. III. Wir kommen jetzt auf die berühmte Methode Fermat's, welche er, vermuthlich wegen der frühesten Anwendung, die er davon gemacht hatte, die Methode de Maximis et Minimis nannte, deren er sich aber nicht blos zur Auffindung der Maxima und Minima, sondern auch zu Quadraturen und Kubaturen, zur Ziehung der Tangenten an algebraische und transcendente Curven, zur Bestimmung der Schwerpunkte in den Konoiden, zur Auflösung gewisser Aufgaben aus der höheren Arithmetik und zur Aufsuchung von ebenen und körperlichen Örtern bediente. Fermat hat zwar niemals eine vollständige Erklärung und einen allgemeinen Beweis dieser Methode gegeben; vergleicht man aber die einzelnen Beispiele, die er von ihrer Anwendung gibt, so erkennt man, daß sie sich auf ein schon von Kepler in seiner Stereometria doliorum angegebenes Princip gründete. Dies Princip ist, daß wenn eine Größe y, z. B. die Ordinate einer Curve, einen größten oder kleinsten Werth annimmt, die Zunahme oder Abnahme dieser Größe in einer unendlich benachbarten Lage gleich Null sein müsse. Ist nun y durch eine Gleichung in x [also als Function von x] ausgedrückt, und läßt man x um eine unendlich kleine Größe e wachsen oder abnehmen, so müssen die beiden entsprechenden Werthe von y, da wo y ein Maximum oder Minimum wird, einander gleich sein. Setzt man diese Werthe wirklich einander gleich, bringt die dadurch entstehende Gleichung auf ihre einfachste Form und läßt dann e verschwinden, so entsteht eine neue Gleichung, aus welcher man denjenigen Werth von x, oder, wenn sie vom zweiten oder einem höheren Grade ist, diejenigen Werthe von x zu ziehen hat, welchen Maxima oder Minima von y entsprechen. So wird z. B. für $y^3 = ax^2 - x^3$ zunächst die

Gleichung $a(x+e)^2 - (x+e)^3 = a(x-e)^2 - (x-e)^3$ entstehen, welche, auf ihre einfachste Form gebracht, $2ax - 3x^2 + 3xe - e^2 = 0$, und, wenn man nun e verschwinden läßt, $2ax - 3x^2 = 0$, also für x den Werth $x = \frac{2}{3}a$ gibt, der ein Maximum von y erzeugt. Ebenso wird für $y = \frac{a^2x}{x^2 + ab}$ zunächst die Gleichung $\frac{a^2(x+e)}{(x+e)^2 + ab} = \frac{a^2(x-e)}{(x-e)^2 + ab}$ entstehen, welche, auf ihre einfachste Form gebracht, $x^2 - e^2 - ab = 0$, also, wenn e verschwindet, $x^2 = ab$ und mithin $x = \pm\sqrt{ab}$ gibt, von welchen beiden Werthen der Größe x der eine ein Minimum, der andere ein Maximum von y erzeugt. — Auf ähnliche Weise ging Fermat zu Werke, wenn es sich darum handelte, Tangenten an krumme Linien zu ziehen. Er suchte nämlich die Grenze, welcher sich das Verhältniß der an einen willkürlichen Punkt der Tangente gezogenen Ordinate zu demjenigen Stücke der Abscissenaxe nähert, das zwischen dieser Ordinate und dem Durchschnittspunkte der Tangente mit der Abscissenaxe liegt, wenn jener willkürliche Punkt sich dem Berührungspunkte unendlich nähert. — Diese Fermat'sche Methode fand bei denjenigen seiner Zeitgenossen, welche dieselbe unparteiisch prüften, großen Beifall. Sluze und Huyghens [1]) bemühten sich, dieselbe aus den kurzen Andeutungen Fermat's weiter zu entwickeln. Desto heftiger trat gegen diese Methode Descartes auf, welcher schon durch einen Streit über die Gesetze der Brechung des Lichts gegen Fermat eingenommen war und eine Beleidigung darin fand, daß Fermat sich herausnehmen wolle, eine Lücke in seiner Geometrie, nämlich die Weglassung der Lehre von den Maximis und Minimis, bemerklich zu machen und auszufüllen, ja, was ihn wol am meisten kränkte, statt des von ihm selbst erfundenen, im 2. Buche seiner Geometrie rühmend vorgetragenen, Verfahrens, Tangenten an gegebene Curven zu ziehen, ein anderes noch besseres Verfahren einzuführen. In seiner Antwort auf den Brief Mersenne's, worin ihm dieser die Fermat'schen Regeln zur Auffindung der Maxima und Minima und zur Ziehung der Berührungslinien mittheilte, verwarf daher Descartes diese Regeln, indem er dieselben, wie es scheint absichtlich, misdeutete und falsche Folgerungen daraus zog. Bei dem langwierigen Streite, der sich hierüber zwischen Fermat und Descartes entspann (vergl. den Artikel Descartes), hatte Ersterer auf seiner Seite ein Paar eifrige Vertheidiger an Roberval und Pascal dem Vater, während Midorge, Desargues und Hardy ebenso eifrig für Descartes Partei nahmen. Die darüber geführte Correspondenz findet man abgedruckt in dem dritten Bande der Quartausgabe von Descartes' Briefen. Fermat benahm sich bei diesem Streite mit Mäßigung und Höflichkeit; mehr Bitterkeit zeigten dagegen seine Parteigänger, besonders Roberval, der gern jede Gelegenheit wahrnahm, dem von ihm beneideten Descartes wehe zu thun. Doch nahm dieser gelehrte Krieg, zu gleicher Zeit mit dem nachher näher anzugebenden über die Lichtbrechung, ein versöhnliches Ende, indem Descartes sich wegen einiger ihm in der Hitze des Streites entschlüpften Ausdrücke entschuldigte und Fermat ihm sogleich freundlich entgegenkam. Beide wechselten späterhin einige höfliche Briefe; doch scheint im Herzen Descartes' immer einige Bitterkeit gegen Fermat zurückgeblieben zu sein, wie man aus gewissen spöttischen Äußerungen in seinen nachher geschriebenen Briefen an Mersenne sehen kann. Fermat hingegen spricht offen hohe Bewunderung seines großen Gegners aus, z. B. in der oben erwähnten Dissertation, wo er sagt: Tanta me sane hujus portentosissimi ingenii incessit admiratio, ut pluris faciam Cartesium errantem, quam multos κατορθοῦντας. — Offenbar ist Fermat's Methode in der Hauptsache ganz übereinstimmend mit dem, was uns jetzt die Differentialrechnung, freilich kürzer, allgemeiner und mit bequemerer Bezeichnung, lehrt. Darum haben in neuerer Zeit Genty (in der angeführten Lobschrift), Lagrange in seinen Leçons sur le calcul des fonctions, Laplace in seinem Essai philosophique sur le calcul des probabilités und Maurice in der Biographie universelle keinen Anstand genommen, die Erfindung der Differentialrechnung Fermat zuzuschreiben. Allein wenn man auch zugeben muß, daß die Grundlage der Differentialrechnung in Fermat's Methode enthalten sei, so gebührt doch Newton und Leibnitz das Verdienst, auf dieser Grundlage eine neue Rechnungsweise mit neuen analytischen Operationen und denselben entsprechenden Symbolen erbaut zu haben. — IV. Mit Pascal gemeinschaftlich begründete Fermat die Wahrscheinlichkeitsrechnung. Die erste Veranlassung, den Calcul auf Wahrscheinlichkeiten anzuwenden, gaben die Glücksspiele. Ein Freund Pascal's, der Chevalier de Meré, hatte Pascal veranlaßt, sein Nachdenken auf jenen Gegenstand zu lenken, über den man zwar schon lange im Allgemeinen nachgedacht und die Einsätze nach der Wahrscheinlichkeit des Gewinnes bestimmt, den aber noch Niemand der eigentlich strengen und sicheren Rechnung unterworfen hatte. Das Hauptproblem, womit sich Pascal und Fermat beschäftigten und welches sie beide auf verschiedenen Wegen auflösten, war die Aufgabe, den Einsatz nach der Wahrscheinlichkeit des Gewinns unter die Spieler zu vertheilen, wenn diese übereinkamen, eine angefangene Partie vor ihrer Beendigung aufzuheben. Pascal's Auflösung beschränkte sich auf den Fall, wenn blos zwei Spieler gegen einander spielen, und besteht eigentlich in der Anwendung der auf dieses Problem bezüglichen partiellen Differentialgleichung, um die successiven Wahrscheinlichkeiten eines jeden der beiden Spieler zu bestimmen, wenn man von den kleinsten Zahlen zu den folgenden übergeht.

1) Montucla sagt (Hist. des mathémat. nouv. édit. T. II. p. 138), Huyghens habe bei Auseinandersetzung der Fermat'schen Regel darin geirrt, daß er die beiden benachbarten Werthe des Maximums oder Minimums dem Maximum oder Minimum selbst gleich gesetzt habe, welches zwar richtig, aber nicht Fermat's Regel sei. Montucla verfällt aber bei Berechnung der Beispiele (p. 174. 175) in den nämlichen Fehler, indem er dazu die Gleichungen $2a(x+e) - (x+e)^2 = 2ax - x^2$ und $ax^2 - x^3 = a(x+e)^2 - (x+e)^3$ gebraucht.

Fermat's Auflösung hingegen gründet sich auf die Combinationen und gilt für jede beliebige Anzahl von Spielern. Pascal glaubte Anfangs, daß auch Fermat's Auflösung nur für zwei Spieler gelte, worüber sich zwischen den beiden Freunden eine Discussion entspann, welche damit endete, daß Pascal die Allgemeinheit der Fermat'schen Auflösung anerkannte. — V. Ein anderer Theil der Mathematik, in welchem Fermat so Ausgezeichnetes leistete, daß er darin noch jetzt in manchen Stücken unübertroffen, ja in einigen noch nicht einmal erreicht dasteht, ist die Theorie der Zahlen und die unbestimmte Analytik. Vor ihm hatte Bachet von Méziriac, eins der frühesten Mitglieder der pariser Akademie der Wissenschaften bei deren Stiftung in seinem Commentar zum Diophant, von welchem er die erste gute Ausgabe veranstaltet hatte, den Anfang gemacht, die Diophantische Analysis weiter auszudehnen. Descartes hatte scharfsinnige Untersuchungen über diejenigen Zahlen angestellt, welche gegebene Verhältnisse zu ihren aliquoten Theilen haben; aber nicht allein hierin und in der mehr interessanten als nützlichen Theorie der magischen Quadrate leistete Fermat weit mehr, sondern stellte auch viele vorher ungeahnete Lehrsätze auf, welche tiefe Blicke in die Natur der Zahlen thun lassen. Besonders sind es die Polygonalzahlen, die Primzahlen und die Potenzen, auf welche sich Fermat's höchst wichtige Entdeckungen beziehen. Folgendes sind einige seiner hierüber gefundenen Sätze, bei denen man unter dem Worte Zahlen stets ganze Zahlen zu denken hat: 1) Jede Zahl läßt sich in Polygonalzahlen von einerlei Ordnung zerlegen, deren Anzahl nicht größer als die Anzahl der Einheiten ihrer Seiten ist. 2) Erhebt man irgend eine Zahl, die kein Vielfaches der Primzahl p ist, zu der (p — 1)ten Potenz, so ist das um eine Einheit verminderte Resultat stets durch p theilbar. 3) Wenn von irgend einer Zahl a die niedrigste Potenz, welche, um eine Einheit vermindert, durch die Primzahl p theilbar wird, einen ungeraden Exponenten hat, so wird keine um eine Einheit vermehrte Potenz von a durch p theilbar sein; das Gegentheil tritt ein, wenn jene Potenz einen geraden Exponenten hat. 4) Jede Primzahl von der Form $4n + 1$ läßt sich in zwei Quadratzahlen, aber nur auf eine einzige Art, zerlegen. 5) Jede Potenz einer solchen Primzahl kann zur Hypotenuse von soviel rechtwinkeligen Dreiecken [deren Katheten ebenfalls ganze Zahlen sind] dienen, als der Exponent der Potenz angibt, und wird sich auf so viele verschiedene Arten in zwei Quadrate zerlegen lassen, als die Hälfte des Exponenten jener Potenz angibt, wenn derselbe gerade, oder als die Hälfte des um eine Einheit vermehrten Exponenten angibt, wenn derselbe ungerade ist. Hieraus läßt sich eine allgemeine Methode herleiten, um zu erkennen, auf wie viel Arten irgend eine Zahl, sei sie Primzahl oder nicht, sich in zwei Quadrate zerlegen lasse. 6) Der Flächeninhalt eines rechtwinkeligen Dreiecks, dessen Seiten ganze Zahlen sind, kann niemals eine Quadratzahl sein. 7) Keine höhere Potenz als das Quadrat einer Zahl läßt sich in zwei Potenzen von demselben Grade wie jene erstere zerlegen. 8) Die Summe oder Differenz zweier Biquadrate kann niemals ein Quadrat sein. 9) Unter allen ganzen Zahlen gibt es nur eine Quadratzahl, welche um 2 vermehrt eine Kubikzahl, nur zwei, welche um 4 vermehrt Kubikzahlen werden rc. rc. — Von allen diesen Sätzen mit Ausnahme des sechsten und Andeutungen für den achten, sind uns leider die Beweise Fermat's nicht zugekommen. Euler hat sich zuerst damit beschäftigt, die Beweise der übrigen Sätze wiederzufinden, und hat sie wirklich für mehre gefunden, z. B. für den zweiten. Lagrange, Legendre, Gauß, Cauchy, Dirichlet u. A. haben diese feinen und schwierigen Untersuchungen mit Erfolg fortgesetzt; jedoch ist es noch bis jetzt nicht gelungen, alle in Rede stehenden Beweise vollständig zu geben. So hat z. B. für den ersten der obigen Sätze Lagrange den Beweis in Bezug auf vier Quadratzahlen, Legendre in Bezug auf drei dreieckige Zahlen geliefert; aber der allgemeine Beweis des Satzes, oder auch nur der Beweis für noch mehr besondere Fälle fehlt noch immer. Es entsteht nun die Frage: Besaß Fermat selbst Beweise seiner Sätze, oder war er blos durch Induction auf diese Sätze gekommen? In seinen Briefen versichert Fermat wiederholentlich das Erstere, und die Rechtlichkeit seines Charakters, sowie die Zustimmung seiner gelehrten Freunde lassen uns nicht an der Wahrheit dieser Versicherung zweifeln. Nur einen von Fermat (Varia opp. mathem. p. 115) aufgestellten Satz, nämlich daß jede Zahl von der Form $2^{2m} + 1$ eine Primzahl sei, hat Euler als irrig nachgewiesen; allein von diesem Satze gesteht Fermat (p. 162) selbst, daß er den Beweis desselben nicht habe finden können, und kommt noch 14 Jahre nachher in einem Briefe an Pascal darauf zurück. Er bittet seinen Correspondenten, diesen Beweis zu suchen, den er dann in das große Werk aufnehmen wolle, wozu er die Materialien sammle und worin die Früchte aller seiner Untersuchungen niedergelegt werden sollten. Leider ist kein solches Werk erschienen. Fermat's Briefe zeigen, daß er, mit Amtsgeschäften überhäuft, wenig Zeit übrig behielt, um die Resultate seiner Forschungen niederzuschreiben, und daß er oft den Vorsatz gefaßt, aber nicht ausgeführt hat, auf einige Monate nach Paris zu gehen, um dort der zur ausführlichen Abfassung seiner Gedanken nöthigen Ruhe zu genießen. Wahrscheinlich besaß Fermat in der unbestimmten Analytik manche einfachere Verfahrungsarten, als die sind, welche man jetzt anwendet; um so mehr bleibt also die Nichtausarbeitung seines großen Werkes zu bedauern. Jedoch nicht blos der Pflichteifer Fermat's in der Erfüllung seiner amtlichen Obliegenheiten und in der Fortsetzung seiner juridischen Studien waren Hindernisse für seine mathematischen Arbeiten, sondern auch seine vielseitige anderweitige Gelehrsamkeit, welche veranlaßte, daß man ihn über manche Punkte der Kritik zu Rathe zog. Dazu kam seine Beschäftigung mit den alten und neueren Sprachen und seine Neigung zur Dichtkunst. Man hatte von ihm viele Verse in lateinischer, französischer, italienischer und spanischer Sprache. Seine genaue Kenntniß des Griechischen veranlaßte ihn, mehre Stellen des Athenäus, des Theon von Smyrna und des Polyän zu erklären, mit welchen die Commentatoren nicht hatten zurecht kommen können. Besonders machte er sich um die Interpretation eines Briefes von Synesius ver-

dient, welcher dem gelehrten Pétau ein Räthsel geblieben war. Synesius bittet in jenem Briefe die durch ihre Kenntnisse und ihr nachmaliges trauriges Schicksal berühmte Hypatia, ihm ein Hydroskop aus Kupfer machen zu lassen, und fügt eine Beschreibung dieses Instruments bei, welche den Interpreten durchaus unverständlich war, bis Fermat zeigte, daß dies Instrument nichts Anderes sei, als das, was wir jetzt ein Aräometer nennen, und von den Griechen, die es Baryllion nannten, zur Prüfung der Güte des Wassers angewendet worden sei. Kenntniß und Gebrauch dieses Instruments bei den Griechen können nach den hydrostatischen Entdeckungen Archimed's nicht auffallend erscheinen; eher dürfte es auffallen, daß diese Kenntniß wieder ganz verloren ging, bis gegen Ende des 16. Jahrh., wo man bei Robert Constantin unter den Neueren zuerst wieder Erwähnung davon findet. — Es bleibt uns noch ein Hinderniß zu erwähnen, welches Fermat vielleicht am meisten abhielt, seinen mathematischen Lieblingsstudien noch mehr Zeit zuzuwenden. Dies war, was jetzt wol Manchem kaum glaublich scheinen möchte, seine und Pascal's Ansicht von der Mathematik als einer bloßen Übung des Verstandes, ohne alle Anwendbarkeit im praktischen Leben, außer etwa in der Feldmeßkunst, die doch im Grunde nur ein Handwerk sei. Auf ein solches bloßes Spiel des Geistes, meinten jene Männer, dürfe man nur seine Erholungsstunden wenden und niemals deshalb ernsteren Arbeiten seine Zeit entziehen [2]). — Man hat zuweilen behauptet, daß, wenn es keinen Descartes gegeben hätte, Fermat denselben [was reine Mathematik betrifft] ersetzt haben würde. Lacroix urtheilt darüber (Traité du calcul différentiel et du calcul intégral. T. I. préf. p. V der zweiten Ausgabe) wol mit Recht: „Ja, wenn man blos die Wichtigkeit der Arbeiten und die überwundenen Schwierigkeiten berücksichtigt; allein es steht zu bezweifeln, daß Fermat soviel zur Verbreitung der Wissenschaft beigetragen haben würde, als Descartes bei seinem zur Mittheilung geneigten Charakter und bei der Einfachheit, womit er das Resultat seiner Untersuchungen darstellt, es that." Hierin liegt das Geständniß, daß Fermat, bei aller seiner Genialität, nicht, wie Descartes und manche andere erfinderische Köpfe, die Eigenschaft besaß, in seinen Werken die Geschichte seiner Gedanken niederzulegen, und dadurch diejenigen, welche gern noch weiter gehen wollten, auf den rechten Weg zu bringen. Vielmehr ließ Fermat in seinen Schriften selten den Weg wahrnehmen, der ihn zu seinen Entdeckungen geführt hatte, und vermochte nicht an Klarheit und Einfachheit es Descartes gleich zu thun. — Bei dem schon oben kurz erwähnten Streite Fermat's mit Descartes über die Brechung des Lichts war Ersterer allem Anscheine nach im Unrechte. Er hatte sich ohne Vorwissen Descartes' ein Exemplar von dessen Dioptrik vor dem Erscheinen derselben im Buchhandel zu verschaffen gewußt, und griff dieselbe sogleich an. Seine ersten Einwendungen dagegen waren sehr schwach (er ging soweit, das Princip der Zerlegung der Bewegung zu leugnen) und geben den Beweis, daß er weit weniger Physiker als Mathematiker war. Später indessen machte Fermat Einwürfe, die zu widerlegen dem Descartes weniger leicht wurde, welchem grade die Feststellung eines Hauptpunktes seiner Theorie nicht recht glücken wollte. Durch Einmischung der Freunde Fermat's und Descartes' wurde der Streit nur erbitterter, bis die schon oben erwähnte Aussöhnung stattfand. Jedoch beharrte jeder der beiden Gegner dabei, seine Meinung für die richtige zu halten, sodaß sogar, ungefähr 20 Jahre nachher, Fermat den Streit mit Clerselier, einem Schüler Descartes', erneuerte, und erst nach langer Discussion halb und halb von der Richtigkeit der Cartesischen Erklärung überzeugt, mehr aber noch vom Streite ermüdet, sich endlich zufriedengestellt erklärte.

Von Fermat's Schriften erschienen bei seinen Lebzeiten nur einzelne Aufsätze. Nach Fermat's Tode ließ einer seiner Söhne, Samuel von Fermat, die Bachet'sche Ausgabe des Diophant mit den Randanmerkungen, die sein Vater dazu gemacht, aber keineswegs für den Abdruck vollendet hatte [3]), abdrucken. Diese seltene und höchst schätzbare Ausgabe hat den Titel: *Diophanti Alexandrini* quaestionum arithmeticarum libri sex etc. graece et latine cum commentariis *D. Bachet* et observationibus *P. de Fermat* etc. (Toulouse 1670. in Fol.). An der Spitze steht ein Tractat von dem Jesuiten P. de Billy, Doctrinae analyticae inventum novum, worin eine gute Übersicht von Fermat's arithmetischen Entdeckungen gegeben wird. Leider ist das Werk durch Druckfehler sehr entstellt. Später sammelte Samuel von Fermat die wichtigsten Schriften seines Vaters und gab sie unter dem Titel: Varia opera mathematica D. de Fermat, senatoris Tolosani etc. (Toulouse 1679. Fol.) heraus. Auch diese wichtige Sammlung ist selten. Sie würde wahrscheinlich vollständiger sein und noch manche Fragmente enthalten, die dazu dienen könnten, die Methoden Fermat's wiederzufinden, wenn es Samuel von Fermat gelungen wäre, von den Correspondenten seines verstorbenen Vaters Abschriften der ihnen übersandten Papiere zu erhalten, von denen Fermat gewöhnlich keine Copien zurückbehalten hatte. Daß sich Samuel von Fermat viele, aber meistens vergebliche, Mühe gab, solche Abschriften zu erhalten, zeigen die nachher zu erwähnenden Briefe Justel's an ihn. Es war also nicht, wie von Maurice u. A. behauptet wird, des Sohnes Schuld, daß so viele Handschriften des Vaters Fermat verloren gegangen sind, sondern Schuld der Correspondenten des Vaters. Auffallend bleibt es indessen, daß Samuel von Fermat in seiner Vorrede zu den varia opp. derjenigen

2) Um diese Ansicht erklärlich zu finden, muß man sich erinnern, daß die wichtigsten Anwendungen der Mathematik auf genauere Erkenntniß der Natur und auf Technik erst seit Newton's Zeiten gemacht worden sind, und daß Pascal, der jene Ansicht aussprach und sich dabei der Zustimmung Fermat's versichert hält, sich zu einem Pietismus hinneigte, welcher jede Beschäftigung, die nicht religiöser Art ist, gering schätzt. Doch sagt auch Fermat's Sohn, in der Vorrede zu seiner Ausgabe des Diophant, sein Vater habe diese mathematischen Arbeiten quasi aliud agens et ad altiora festinans getrieben, und his studiis exerceri malebat quam gloriari.

3) Bei einigen sehr schweren Sätzen hat er den Beweis hinzugefügt; bei anderen dagegen die Bemerkung: Hier ist der Rand nicht breit genug, um den Beweis beizufügen.

Papiere gar nicht erwähnt, welche, wie man sicher weiß [4]), Fermat bei seinem Tode seinem Freunde Carcavi anvertraut hatte, der zu Paris Mitglied der Akademie und königlicher Bibliothekar war, und erst im J. 1684 starb. Maurice hat, wie vor ihm Andere, unter den auf der Bibliothek zu Paris aufbewahrten, von Carcavi hinterlassenen, Papieren vergeblich nach Schriften von Fermat gesucht [5]). Mehre Briefe Fermat's von hohem wissenschaftlichen Werthe findet man noch in dem dritten Theile der Quartausgabe von Descartes' Briefen, im Commercium epistolicum von Wallis (zuerst gedruckt 1658, nachher in dessen Opp. math. T. II. p. 757 seq.), und im vierten Theile der Bossut'schen Ausgabe von Pascal's Werken. Aus Arbogast's Nachlasse hat Libri eine bedeutende Anzahl größtentheils noch ungedruckter Briefe und Abhandlungen Fermat's angekauft, wovon er die Nachricht und einige Bruchstücke, nebst einem Facsimile der Handschrift Fermat's in dem Journal des Savants année 1839. p. 539 — 561 mittheilt. Ungefähr zwei Jahre nachher hat Libri auf den Bibliotheken zu Toulouse weitere Nachforschungen nach Fermat'schen Manuscripten angestellt und dort eine Reihe von Briefen Justel's an Samuel von Fermat gefunden, welche zur Rechtfertigung des Letzteren und zur Leitung bei weiteren Nachforschungen dienen können; s. Journal des Savants 1841. p. 267 — 279 [6]). (*Gartz.*)

FERMATE (auch Corona und Couronne genannt), ein Halt- oder Ruhepunkt, welcher im Verlaufe eines Tonstückes die gleichmäßig geregelte Taktbewegung, nicht aber den Rhythmus, zu welchem ein solcher Ruhepunkt sogar nothwendig gehören kann, wie z. B. im eigentlichen Choral am Ende eines jeden Vers- oder Zeileneinschnittes, unterbricht und ein, der Zeitabmessung nach, unbestimmtes Verweilen, entweder auf einem Tone, oder auf einer Pause dafür eintreten läßt. Das Zeichen, womit ein solcher Ruhepunkt vorgeschrieben wird, ist ein Halbkreis mit einem in die Mitte desselben gestellten Punkte 𝄐. Dieses Taktunterbrechen (oder auch Taktähnlichkeitsunterbrechen, wie im Choral), das ein unbestimmt längeres Verweilen gebietet, kann also auf einem auszuhaltenden Tone, oder auf einem allgemeinen Schweigezeichen vorkommen, wie schon gesagt. Es muß aber seine Gründe haben, warum es gesetzt wird, wie Alles, was in der Kunst zweckmäßig geschieht. Wo ein Stutzen, ein Erstaunen, Erschrecken, Erschöpfen der Kraft, eine unerwartet einstürmende Gewalt, welche den Fortgang der bis jetzt herrschenden Situation unmöglich macht, eingreifen, wird ein solches Abreißen der taktischen Bewegung auf einer Pause eintreten; nur sehr selten und in ganz besonderen, etwa in mit den folgenden gemischten Verhältnissen auf entgegengesetzte Art. Wo dagegen irgend eine erhöhete Aufmerksamkeit, ein Hervorheben irgend eines Vorfalls, ein Bewundern, eine bis auf einen hohen Grad gesteigerte, aber nicht erschöpfte, vielmehr noch aufgestachelte Kraft oder Leidenschaft, oder irgend ein wichtiges Bedenken und dergl. sich geltend macht, da wird der Halt auf dem Tone selbst, auf einem Accorde angebracht werden. Es gibt noch einen dritten Fall, wo irgend etwas Pikantes, Launenhaftes, ein übersprudelnder Scherz, ein unstetes Hin und Her, und Ähnliches ausgedrückt werden soll; da wird das Ruhezeichen sehr verschieden, bald auf der Note, bald auf der Pause angebracht stehen; aber in keinem Falle müßig und ohne Grund, wenn die Sache nicht gradehin schlecht sein soll. Vom leeren Zufalle kann in der Kunst durchaus keine Rede sein. Immer wird der Grund, warum irgend Etwas gesetzt wurde, aus der Situation sich ergeben; und am Stärksten und Durchgreifendsten wird die Fermate wirken, wo sie sich am Bestimmtesten erörtern lassen wird. Wo gar kein Grund gefunden werden kann, sieht's mislich aus, besonders mit dem Verstande, der auch zur Kunst gehört, so gut als das Gefühl, das ohne Bildung nur Rohheit ist.

Man hat sich hier, sowie in anderen Dingen der Kunst, gewöhnlich auf den Geschmack berufen, ein sehr bequem scheinender Ausweg, auf welchem man mit einem Sprunge sich über alle Schwierigkeiten hinweggeschwungen zu haben wähnt. Was ist denn aber Geschmack anders, als ein durch vielfaches Bedenken und Beobachten verschiedener Verhältnisse und Lebenserscheinungen gebildetes Gefühl, zu welchem eben der Verstand und die Erfahrung gesprochen haben, welche es dadurch gehoben, veredelt und sicher gemacht haben, sodaß endlich ein gewisser Takt, ein schnell hervorspringendes, unwillkürlich scheinendes Erfassen des Rechten und Wahren entsteht, im Augenblicke, wo ein langes Bedenken nicht statthat, wo es vorausgegangen sein, wo entschlossen ohne Zaudern sogleich gewählt werden muß. Allerdings kann man auch mit einer gewissen Routine in solchen Dingen etwas erreichen, aber nur das Ordinäre, ein Hergebrachtes, Angenommenes, eine gewisse Zeitmode, die immer blos oberflächlich, so im Ganzen hin, nicht grade völlig verkehrt in Rücksicht auf die nothdürftigsten Zeitbedürfnisse, nie dagegen tief, innig ergreifend, nie geistvoll und erschütternd oder belebend trifft. — Wenn das Wesen der Fermaten sich nicht auf allgemeine Grundsätze zurückführen ließe, die sämmtlich aus den eben angegebenen Ursachen in mannichfacher Vermischung hervorgehen werden, wie hätte man dann da Vorschriften für die Ausführung, für den Vortrag der Fermaten geben können? Und doch hat man es gethan! Sollte aber wol der Ausübende Regeln beobachten können, die der Tonsetzer nicht vorher, und zwar noch ungleich genauer, zu beobachten hätte? Die Wahrheit hat nie etwas mit dem Herkommen, noch weniger mit der Willkür gemein, sondern sie geht aus sicherer Begründung hervor, die stets sich zu vervollständigen hat. Wie der Vortrag vom Charakter und den Verhältnissen abhängt, so, und noch vielmehr, die Composition. Soll also der Halt über einer Pause schlechterdings die vor ihm stehende Note mindestens nicht über ihre Dauer, eher noch kürzer erklingen lassen, so muß ja doch wol der Tonsetzer

4) s. Journal des Savants 1665 den 9. Febr. 5) Ein anderer Theil seiner Manuscripte ist durch Zufall unter die vom Grafen Hohendorff gesammelten Papiere und mit diesen an die kaiserliche Bibliothek zu Wien gekommen. Neuerlich ist Despeyrous auf Kosten der französischen Regierung nach Wien gesandt, um diese und andere zur Literaturgeschichte gehörende Briefe auszubeuten. Literarische Zeitung. Jahrg. 1845. Nr. 60. 6) Die französischen Kammern haben auf Villemain's Antrag eine bedeutende Summe zur Herausgabe der Werke Fermat's bewilligt. Liter. Zeitung a. a. O.

dies selbst durch seine Bezeichnung gewollt haben, wenn er sich nicht selbst den Ausdruck verderben will. Es gilt also für den Einen, was für den Andern gilt, und für den Componisten doppelt nothwendig. Wird der Halt über eine Note gesetzt, muß sie natürlich länger, als ihre Zeitdauer im vorgeschriebenen Takte ausgehalten werden. Ob diese Note cresc. oder decresc. vorgetragen werden soll, hat der Tonsetzer, wie überall, zu bezeichnen. Folgt eine Pause auf die mit 𝄐 bezeichnete Note, so muß freilich der Hallton, oder Haltaccord, erst völlig verklungen sein, ehe das Zählen der Pause eintritt und taktmäßig gehalten wird, wenn nicht die Pause einen neuen Halt erhält, der wieder auf sie wirkt und ein nicht taktmäßiges Schweigen gebietet. Hängt aber der Tonhalt ohne folgende Pause mit der nächsten Note genau zusammen, so ist es ja natürlich, daß der Halt fortklingt, bis zum nächsten Tone, mit welchem sogleich das Taktmäßige wieder eintritt. Schreibt der Tonsetzer anders, so schreibt er schlecht, weil zweideutig, und ist selbst Schuld, wenn man ihn falsch versteht. — Immer aber ist ein Ruhezeichen 𝄐 eine Aufhebung des Taktverhältnisses, sodaß eine bestimmt gemessene Taktzeitangabe damit stets aufgehoben ist. Wie lange man also halten soll, kann nicht ganz genau angezeigt werden, sonst wär' es kein Halt; allein wol der Hauptsache nach. Man setze darüber: kurz oder lang, oder sehr lang. Die Zeit des ungefähren Haltens hat dann immer noch der Ausführende oder der Dirigent zu bestimmen, der es aus der Situation und Wesenheit des Stückes zu nehmen hat, wenn er nicht thöricht ist. — Wenn aber ein ausgehaltener Ton in taktisch bestimmter Bewegung bleibt, so gibt und ist er keine Fermate, und wenn er zwei oder drei Takte fort klänge. Man sollte ihn dann auch nicht, wie eine Fermate schreiben, sondern so viele Takte mit Bindezeichen, als er fortklingen soll; nicht 𝅝𝄐, sondern 𝅝 | 𝅝 u. s. f. Man bringt sonst durch so falsche Schreibart ein schwankend Rhythmisches, statt eines sichern und in fester Taktordnung und Taktzahl bestimmt Rhythmischen in die Ausführung. — Man muß sich gar sehr darüber wundern, daß in so leichten und auf der Hand liegenden Dingen noch immer keine genaue Rechtschreibung eingeführt ist; ein Zeugniß mehr, wie wenig viele Musiker sich um Reinheit ihrer Sprache bekümmern. — Eine besondere Fermate ist diejenige, wo die begleitenden Stimmen schweigen und die Solostimme nach dem Halte, worauf man den Ton an- oder abschwellen läßt, irgend eine selbsterfundene oder vorgeschriebene Verzierung, oder ein kunstvolles Alleinspiel, das nur der Ungeschmack zu lang ausdehnt und die leere Eitelkeit, hören läßt. Weil solche Verzierungsformeln meist auf der Cadenzdominante vorkommen, heißen sie Bravourcadenzen; s. Cadenz. (*G. W. Fink.*)

FERMIN (Philippe), gegen das J. 1730 in Mastricht geboren, begann nach Haller seine Laufbahn als Schauspieler, und wendete sich dann der Heilkunde zu. Indessen ist er weniger als Arzt bekannt, desto mehr durch seine Beschreibung Surinams, wo er von 1754 an zehn Jahre als Arzt verlebte. Nach seiner Rückkehr brachte er zunächst einige Zeit in Amsterdam zu, dann aber ließ er sich in Mastricht nieder. Er gab über Surinam drei Schriften mit verschiedenem Titel heraus, von denen die zweite jedoch nur als eine verbesserte neue Auflage der ersten anzusehen ist. Obschon diese Schriften der Kritik manche schwache Seite boten, lieferten sie doch viele interessante Aufschlüsse über jene holländische Colonie.

Histoire naturelle de la Hollande équinoxiale ou de Surinam. (Amsterdam 1765.) (Enthält ein Verzeichniß der surinamischen Thiere. Die Wirkungen des Zitteraales werden umständlich beschrieben.) — Description générale, historique, géographique et physique de la colonie de Surinam etc. 2 Voll. (Amsterdam 1769.) (Ins Teutsche übersetzt und mit Anmerkungen versehen von F. H. W. Martini. [Berlin 1775.]) — Tableau historique et politique de l'état ancien et actuel de la colonie de Surinam et des causes de sa décadence. (Maëstricht 1778.) (Ins Teutsche übersetzt von F. G. Canzler. [Göttingen 1788.])

Traité des maladies les plus frequentes à Surinam; avec une dissertation sur le fameux crapaud nommé Pipa. (Maëstricht 1764.) (Abhandlungen von der surinamischen Kröte oder Pipa u. s. w., übersetzt von Joh. Aug. Ephraim Göze. Mit vier Kupfertafeln. [Braunschweig 1776.])

Instruction importante au peuple sur l'économie animale, pour servir de suite à l'avis au peuple de Tissot. (Lahaye 1767.) (Unterricht von der thierischen Haushaltung. Ins Teutsche übersetzt. [Frankfurt 1773.])

Dissertation sur la question, s'il est permis d'avoir des esclaves en sa possession. (Maëstricht 1770. (Für die Sklaverei.) (*Fr. Wilh. Theile.*)

FERMOR, das englische, von Pomfret oder Pontefract, in Yorkshire, den Grafentitel entlehnende, Geschlecht, erkennt als seinen Stammvater einen Thomas Ricards, dessen Vater, ein Wallise von Geburt, die Erbin eines älteren Geschlechtes Fermour zum Weibe genommen hatte. Thomas, gesessen auf Whitney, in Orfordshire, starb vor dem 8. Nov. 1485. Sein zweiter Sohn, Richard, erwarb, als einer der Großhändler des Stapels von Calais, große Reichthümer, die er zum Theile zum Ankaufe von Gütern, wie z. B. des Manor Towcester, mit dem davon benannten Hundred, in Northamptonshire, verwendete, zum Theil in der prächtigsten Haushaltung, auf seinem Landsitze Eston-Neston, bei Towcester, aufgehen ließ. Er war als ein eifriger Katholik bekannt, daher dem Hofe verdächtig, gleichwie durch seine Reichthümer dem königlichen Generalvicarius, Thomas Cromwell, ein Gegenstand des Neides; daß er seinem vormaligen Beichtvater, Nicolaus Thayne, der zu Buckingham eingekerkert war, acht Pence und ein Paar Handtücher zukommen lassen, wurde ihm als die strafwürdigste Handlung angerechnet. Es erging gegen ihn ein Prämunire, in dessen Folge seine ganze Habe eingezogen wurde. Zu der äußersten Dürftigkeit herabgebracht mußte der alte Mann es als eine hohe Wohlthat ansehen, daß ihm, dem vormaligen Patron, in dem Pfarrhofe zu Wapenham eine Zuflucht ge-

öffnet wurde, und er ein Obdach wenigstens fand; daselbst lebte Richard bis 1550, ein Bild der vollkommensten Resignation, wahrer Frömmigkeit. In den Tagen des Glückes hatte er einen Spaßmacher um sich gehabt, der aber, wie alles übrige Besitzthum, dem Könige zur Beute geworden und seitdem der Ehre genoß, den Hof zu belustigen. Zu dem Range eines subalternen Günstlings emporgestiegen, vergaß Will Somers des ersten Wohlthäters nicht, und stets in des Königs unmittelbarer Umgebung, vorzüglich in Heinrich's VIII. letzten, trüben und kränklichen Tagen sich bewegend, fand der Lustigmacher öfter Gelegenheit, zu Gunsten Fermor's ein begütigendes Wort anzubringen, welches, in seiner Anwendung auf das Gewissen des königlichen Räubers, diesen endlich von der Nothwendigkeit einer vollständigen Restitution überzeugte. Aber Heinrich VIII. wurde durch den Tod verhindert, eine Handlung der Gerechtigkeit auszuüben; die Vormundschaft hatte keine Eile, den Willen eines sterbenden Königs zu Vollzug zu bringen, und erst im vierten Jahre Eduard's IV. 1550 wurden die Manors Towcester und Easton-Neston, die Voigtei der Rectorate zu Cold-Higham, und des Vicariats zu Eston-Neston, das Hundred von Wilmersley und die Häuser zu Cotton-End, alles zusammen in Northamptonshire belegen, die Manors Offley St. Legers, in Herefordshire, Granno, in Worcestershire, und Lutonhoe, in Bedfordshire, zurückgegeben. Weil dieses aber kaum den dritten Theil von dem eingezogenen Eigenthume ausmachte, der beiweitem größere Theil verschenkt oder veräußert worden, bewilligte die Regierung zugleich eine Entschädigung, bestehend in den Manors Corsecombe, mit der Voigtei des dasigen Rectorats, Hoßstoke und Nether-Stoke in Dorsetshire, in dem Manor Mudfort, in Somersetshire, in dem Priorat zu Swaders'ly und dem Manor Hide in Rode, in Northamptonshire, in dem Manor Newport Pound und der Voigtei des Rectorats zu Rawrith, in Essex u. s. w. Doch glich diese Entschädigung, wie bedeutend an sich, den Verlust beiweitem nicht aus. Richard Fermor kehrte, nach dieser Restauration zu seinem früheren Wohnsitze, Easton-Neston, zurück, lebte daselbst noch zwei Jahre, ließ, den Abgang der Kräfte wahrnehmend, Freunde und Nachbarn zu sich entbieten, nahm von ihnen christlichen Abschied, und verschloß sich sodann in sein Betstübchen. Da verweilte er über die Gebühr, man sprengte endlich die Thür, und die Arme zum Gebete erhoben, mit gefaltenen Händen, knieend, aber leblos, wurde Richard gefunden, den 17. Nov. 1552. In seiner Ehe mit Anna, der Tochter von Wilhelm Brown, dem Lord Mayor von London, hatte er fünf Söhne und fünf Töchter erzeugt. Von jenen hat sich Thomas, auf Summerton, an dem Cherwel, in Oxfordshire, als ein Wohlthäter der Ortschaften Summerton, Chinnor, Bridgnorth, Asteley und Wappenham, ein dankbares Andenken gestiftet (gest. den 8. Aug. 1580). Sein älterer Bruder Johann, Knight of the shire für die Landschaft Northampton in zwei Parlamenten, und derselben Grafschaft Sheriff, 1556 und 1557, war außer anderen Kindern der Vater jenes Georg Fermor, der in seiner Jugend in den Niederlanden focht, und als Belohnung der dabei an den Tag gelegten Tapferkeit von Leicester's Hand 1586 den Ritterschlag empfing, a[m] 11. Juni 1603 zu Easton das aus Schottland gekomme[ne] Königspaar empfing und prächtig bewirthete, und a[m] 1. Dec. 1612 sein Leben beschloß, daß er also noch d[en] schmählichen Tod seines Schwiegersohnes, des Robe[rt] Crichton, Lord Sanquhar (den 29. Juni 1612), erleb[en] mußte. Georg's Sohn und Erbe, Hatton Fermor, Sh[er]iff von Northamptonshire, starb den 28. Oct. 1640, ei[ne] Witwe hinterlassend, zwei Söhne und fünf Töchter. D[ie] Witwe, Anna Cockain, eines londoner Lord Mayors Toc[h]ter, überlebte ihren Gatten ganze 25 Jahre, der Gefa[h]ren und der Trübsal, in denen sie, mit männlichem Mut[h] Gefangenschaft, Verfolgung und Beraubung ertrug, haup[t]sächlich damit ihre beiden Söhne in unerschütterlich[er] Treue zu dem Könige hielten. Davon fiel der jünge[re] Hatton Fermor, Major von des Prinzen von Wales R[ei]tern, in einem Gefechte bei Culham-Bridge, unweit O[x]ford, den 11. Jan. 1645; er war 19 Jahre alt gewo[r]den. Der ältere, Wilhelm Fermor, befehligte in de[m] Bürgerkriege eine Reiterschar, bekleidete auch bei dem Pri[n]zen von Wales eine Kammerherrenstelle. Gezwungen, m[it] der siegenden Partei sich abzufinden, bezahlte er, um d[ie] Güter zu retten, eine Buße von 1400 Pf. St. Von d[er] Restauration zum Ritter des Bathordens ernannt, sta[rb] er an den Kinderblattern, den 14. Juni 1671. Ihn b[e]erbte sein älterer Sohn, Wilhelm Fermor, Lord Lempste[r] in Herefordshire, durch Creation vom 12. April 169[2] welcher den alten Familiensitz Easton-Neston von Gru[nd] auf neu und herrlich erbaute, nach des Inigo Jones Ri[s]sen, auch daselbst eine kostbare Sammlung von Antike[n] Statuen, Büsten, Basreliefs, Urnen, Altären aus der b[e]rühmten Arundel'schen Sammlung herrührend, aufstellt[e]. Er starb den 7. Dec. 1711. Sein Sohn, Thomas, Lo[rd] Lempster, wurde am 27. Dec. 1721 zum Grafen vo[n] Pomfret, zum Ritter des Bathordens am 27. Mai 172[5] zum Mastre of the horse der Königin Karolina am 2[.] Sept. 1727, und zum Ranger und Keeper von dem Pa[rk] von St. James den 5. Febr. 1751 ernannt. Dabei w[ar] er viele Jahre Constable des Tower. Er starb zu Carl[s]halton bei London den 8. Juli 1753. Den 14. J[u]1720 vermählte er sich mit Henriette Louise Jeffrey[s] der einzigen Tochter und Erbin des Lords Wem. Sie b[e]kleidete bei der Königin das Amt einer Lady of the Be[d]chamber, und bereiste in ihres Gemahls Gesellscha[ft] Frankreich, Italien und einige Landschaften von Teutsc[h]land; eine poetische Epistel, von ihr 1740 aus Itali[en] geschrieben, schließt in den folgenden Versen:

> Content, my follies past, and prospects gone,
> To find integrity is still my own.

Im J. 1755 verehrte die Gräfin den bis dahin zu E[a]ston-Neston aufbewahrt gewesenen Theil der Arundel'sch[en] Antikensammlung der Universität Oxford, eine Gabe, w[o]für ihr Dank gesagt wurde in einer für die Encän[ien] des besagten Jahres geschriebenen „irregular ode.“ D[er] Gräfin Correspondenz mit ihrer Freundin, der Lady Har[t]ford, wurde zu Anfang dieses Jahrhunderts, 3 Bde. 12., veröffentlicht. Sie selbst starb den 17. Dec. 176[1] Ihr ältester Sohn, Georg Fermor, Graf von Pomfr[et]

„one of the Lords of the bedchamber and ranger or keeper of the little park at Windsor, also one of his Majestys privy-council, vermählte sich am 30. April 1764 mit Anna Maria Dragton auf Sundbury, in Middlesex, der Erbin eines sehr bedeutenden Vermögens, und starb den 9. Juni 1785 mit Hinterlassung von drei Kindern. Der ältere Sohn, Georg, dritter Graf von Pomfret, geb. den 8. Jan. 1768, erregte durch seine frappante Ähnlichkeit mit Ludwig XVI. das allgemeine Erstaunen, als er nach dem Frieden von Amiens Paris besuchte. Im J. 1804 übernahm er das Commando einer Compagnie der Miliz von Northamptonshire. Vermählt den 27. August 1793 mit einer Miß Brown, der Tochter eines steinreichen Weinhändlers, lebte er längere Zeit von ihr getrennt und überhaupt in kinderloser Ehe, daher ihn sein Bruder, der Generalmajor, Thomas Wilhelm Fermor, oder ein Brudersohn, beerbt haben wird. Zu dieser Erbschaft gehören mehre der einträglichsten Bleibergwerke in dem nördlichen England, auch Sundbury, in Middlesex, und das einst hochgepriesene Easton-Neston. Einer Arabella Fermor hat Pope sein Gedicht, the Rape of the Lock, zugeeignet.

Ein Fermor, der in Rußland sein Glück gesucht, es auch bis zum Generalmajor gebracht hatte, wurde in seiner Ehe mit Barbara von Hunich Vater des von dem siebenjährigen Kriege her in Preußen und Teutschland sattsam bekannten russischen Heerführers, des Grafen Wilhelm Fermor. Geboren zu Pleskow, den 28. Sept. 1702, und durch seine Neigungen dem Kriegerstande zugewiesen, hat Wilhelm für seinen Beruf mit einer in jenen Zeiten seltenen Sorgfalt sich vorbereitet. Nachdem er eine nicht minder seltene Kenntniß von den Verrichtungen des Ingenieurs und des Feuerwerkers sich erworben, trat er am 10. März 1720 als Bombardier ein, und wurde 1721 zum Corporal, 1722 zum Sergeanten, 1724 zum Oberofficier, 1726 zum Lieutenant, 1727 zum Capitain befördert. Mit Majorsrang wurde er von dem Feldzeugmeister Münnich zum Generaladjutanten angenommen, 1729, und diente in solcher Eigenschaft bei der Belagerung von Danzig mit einer gewissen Auszeichnung, wie es scheint, da K. Friedrich Wilhelm I. von Preußen ihn mit dem Orden de la Générosité beehrte. Seinen Chef 1736 in den Türkenkrieg oder genauer in die krimm'sche Expedition begleitend, wurde er, mit einem mäßigen Corps detachirt, am 7. Mai bei Czernoja Dolina von 60,000 Tataren plötzlich überfallen, und in nicht geringe Gefahr versetzt; der Zufall führte aber zu seinem Beistande sieben Regimenter herbei, und die Tataren mußten mit Verlust abziehen. Gleich darauf, den 21. Mai, fand Fermor Gelegenheit, sich bei Erstürmung der vermeintlich unüberwindlichen perekop'schen Linien und der mit diesem Ereignisse zusammenhängenden Einnahme der Festung Perekop auszuzeichnen, und Münnich benutzte die Gelegenheit, um seinem Generaladjutanten Beförderung zuzuwenden. Die willkommene Botschaft nach Petersburg tragend, empfing Fermor ein Oberstenpatent. Bei der Erstürmung von Otschakow, den 2. Juli 1737, wurde ihm das Pferd unter dem Leibe erschossen; mit einem Detachement ausgesendet, um die Vereinigung der Hauptarmee mit dem von Leontiew befehligten, und durch die Türken von Bender aus bedrohten Corps zu erleichtern, fiel er abermals in einen Schwarm von Feinden, den er jedoch, seine Infanterie zu einem Bataillon quarré formirend, glorreich abwies. Die Vereinigung mit Leontiew erfolgte, ohne jedoch, bei der vorgerückten Jahreszeit, weitere Resultate zu bewirken, Fermor ging nach Petersburg, wurde am 31. Dec. zum General-Quartiermeister, mit General-Majorsrang ernannt, vollzog seine Vermählung mit einer Gräfin Bruce und verließ im April die Hauptstadt, um die Beschwerden, denn von Erfolgen ist keine Rede, des Feldzugs von 1738, bis zum Sept., zu theilen. Weit entfernt, von den erlittenen Strapatzen sich erholen zu können, wurde die Armee in ihren elenden Winterquartieren durch stete Anfälle beunruhigt; um diese abzuweisen, leistete Fermor unermüdlich die trefflichsten Dienste, und nach dem Dniesterübergang wirkte er, die Avantgarde befehligend, in der Schlacht vom 28. Aug. 1739 auf das Entscheidendste zu einem Siege, von welchem der Fall von Choczim, die Eroberung der Moldau die Folgen waren. Im Januar 1740 zum Commandanten in Wiborg bestellt, mußte er in Folge dieser Stellung an allen Ereignissen des Krieges in Finnland den lebhaftesten Antheil nehmen, namentlich an der Action bei Willmanstrand, den 3. Sept. 1741, wo ein schwedisches Corps vollständig geworfen wurde. In dem eroberten Willmanstrand fungirte Fermor während einiger Tage als Commandant, erhielt auch als Belohnung der bewiesenen Tapferkeit den Alexander-Newskyorden. In dem Feldzuge von 1742 that er nicht weniger, von seiner Postirung zu Kerholm aus, dem Feinde vielen Abbruch, wie er denn bereits im Februar an der Spitze eines bedeutenden Corps in das Innere von Finnland eindrang, allerwärts schwere Verwüstung anrichtete, und endlich mit 500 Gefangenen den Heimweg antrat. Generallieutenant 1746, wurde er zugleich zum Hofintendanten ernannt und der Baukanzlei vorgesetzt; denn seit längerer Zeit stand er in dem Rufe, einer der geschicktesten Baumeister im Reiche zu sein, und diesen Ruf hat der unter seiner Direction erbaute kaiserliche Palast zu Petersburg gar sehr erhöhet, wenn auch, nach Fortia d'Urban „l'architecture en est massive, irregulière et d'un goût detestable." Der Hofintendant blieb zugleich in seiner Activität bei der Armee, wie er denn im November 1749 über die aus dem Innern des Reiches kommenden und nach der finnländischen Grenze bestimmten Regimenter, in Petersburg selbst, Musterung hielt. Im November 1751 wurde ihm das Generalcommando für Petersburg, Finnland und das nowgorod'sche Gouvernement übertragen, und im Oct. 1755 erhielt er den Rang eines General en chef. Am 6. Juni 1757 verließ er die Residenz, um ein Corps von angeblich 28,000 Mann durch Samogitien nach Preußen, der Hauptarmee unter Apraxin eine Unterstützung, zu führen. Memel, vom 30. Juni ab beschossen, ergab sich an ihn den 5. Juli; er bewerkstelligte am 18. Aug. bei Insterburg seine Vereinigung mit Apraxin, und er hauptsächlich siegte bei Groß-Jägerndorf, den 30. Aug. Zu aller Welt Erstaunen gebot Apraxin den Rückzug; am 26.

Sept. ging Fermor's Corps bei Tilsit über die Memel. Als hierauf Apraxin abgerufen worden, übernahm Fermor den Oberbefehl, und von seinem Hauptquartiere Memel aus traf er die Anstalten zu einem zweiten Einfalle in Preußen, der im härtesten Winter, im Januar 1758, begonnen,, nirgendswo einem Widerstande begegnete. Zu Königsberg wurde Fermor am 22. Jan. wie ein Monarch, der in seine Residenz zurückkehrt, empfangen, und als Generalgouverneur von Preußen installirt. Wie man, im Vergleiche zu den übrigen Generalen, seine Disciplin gerühmt hatte, so wird auch anerkannt, daß er in der kurzen Zeit seines Gouvernements „soviel Menschenliebe, Billigkeit, Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit ausgeübt habe, daß solches in Preußen in einem unvergeßlichen Andenken bleiben wird." Kaiser Franz I. erhob ihn durch Diplom vom 23. Juni 1758 in den Reichsgrafenstand, der König von Polen verlieh ihm den weißen Adlerorden. Aber der Krieg sollte an die Ufer der Oder verpflanzt werden. Fermor, in seinem Gouvernement durch den General Korff abgelöst, führte seine Armee, in mehre Colonnen getheilt, durch Großpolen nach der Neumark. Am 14. Aug. vor Küstrin angelangt, setzte er der Stadt und Festung mit einem heftigen Bombardement zu. König Friedrich eilte zum Entsatze herbei, und lieferte die Schlacht bei Zorndorf. Die Russen, obgleich, wie ihre Gegner, die Ehren des Sieges in Anspruch nehmend, zogen sich zuvörderst auf Landsberg, dann nach Pommern zurück, und nahmen, nach einem fruchtlosen Versuche auf Kolberg, in Preußen Winterquartiere. Das Hauptquartier kam nach Marienwerder, den General aber trieb sein Bewußtsein nach Petersburg. Er hatte in dem Laufe des Feldzuges, soviel thunlich, den Neigungen des Thronfolgers gehuldigt, der Preußen in aller Weise geschont, empfand aber jetzt in ihrer ganzen Last die falsche Stellung, in welcher er, der Kaiserin und dem wiener Hofe gegenüber, sich befand. Dem Schicksale Apraxin's zu entgehen, entkleidete er sich freiwillig des Obercommando's, und die Kaiserin zu versöhnen, erbot er sich, in dem bevorstehenden Feldzuge unter Soltikow's Befehlen zu dienen. Das wurde ihm vergönnt, und er mußte auch noch die Armee in Bewegung setzen (den 1. Mai 1759), und den Grenzen der Neumark zuführen. Am 20. Juni übernahm dieselbe Soltikow, und am 23. Juli erfolgte die Schlacht bei Kay oder Paltzig, unweit Züllichau, in welcher Fermor, an der Spitze der ersten Division, große Ehre einlegte. Dieselbe Division, überhaupt den rechten Flügel, befehligte er wieder in der Schlacht von Kunnersdorf, den 12. Aug., und die Kaiserin belohnte sein Verhalten an diesem Tage durch eine artige Dotation, das Gut Nitau, in dem rigischen Kreise von Livland. Weitere Folgen hat der herrliche Sieg nicht gehabt. In dem Feldzuge von 1760 befehligte Fermor, während Soltikow's Krankheit, interimistisch die Armee, und von dem Hauptquartiere Frankfurt aus entsendete er Tottleben's Scharen zu dem Handstreiche auf Berlin, der sich jedoch auf eine momentane Occupation beschränkte. Soltikow wurde im December 1760 durch Butturlin abgelöst, und Fermor beschränkte sich abermals auf das Commando der ersten Division, mit welcher er den thatenlosen Feldzug n[ach] Schlesien, 1761, machte, dann der Bewegung nach H[in]terpommern folgte. Die Belagerung von Kolberg zu fördern, bestand er mit dem preußischen General Pla[ten] bei Gollnow einige unerhebliche Gefechte, worauf er [den] Rückzug nach der Weichsel antrat, nur den Generalma[jor] Jakublew und dessen Corps zurücklassend. Am 5. Ja[n.] 1762 starb die Kaiserin Elisabeth, und im März sch[on] wurde Fermor seiner Dienste entlassen, daß ihm also [für] die in dem Feldzuge von 1758 bezeigte Lauheit Peter I[II.] wenig Dank gewußt hat. Die Ungnade war jedoch n[ur] vorübergehend, Katharina II. beeilte sich, einen Mann v[on] seiner Bedeutung zu gewinnen. Fermor wurde zum G[e]neralgouverneur von Smolensk ernannt, „wo er vi[ele] Proben von seiner bekannten Menschen- und Gerechti[g]keitsliebe ablegte." Er hatte zu dem Baue einer Luthe[ri]schen Kirche und Schule alle Anstalten getroffen, da wur[de] er 1764 nach Petersburg berufen, um in des dirigirend[en] Senats drittem Collegium eine Stelle einzunehmen, zuglei[ch] auch den Wiederaufbau der Städte, Brandstätten vielmeh[r,] Twer und Torshok, zu leiten. Für Twer besonders i[st] diese Leitung ungemein wohlthätig geworden, und ve[r]diente Lobsprüche empfing der Bauherr von der Kaiseri[n,] als sie im Mai 1767, auf der Reise von Moskau na[ch] Kasan, den Fortgang der Arbeiten in Augenschein nahm. Erschöpft jedoch durch die Anstrengungen von 48 Dienst[-] jahren, empfand der Graf dringend das Bedürfniß de[r] Ruhe, er erbat sich und erhielt 1768 den Abschied, un[d] die Kaiserin begleitete das dem Gesuche willfahrende, i[n] den ehrendsten und wohlwollendsten Ausdrücken abgefaßt[e] Schreiben mit dem Geschenke eines Degens, dessen gol[-] denes Gefäß reich mit Diamanten besetzt war. Also de[r] Geschäfte entledigt, bezog Fermor sein Gut Nitau, wo er, obgleich das Patronat der Krone vorbehalten worden, ein[e] zierliche Kirche massiv erbaute, und auch dieselbe am 22. Dec. 1769 einweihen ließ. Ein hitziges Brustfieber machte seinem Leben ein Ende, den 8. Febr. 1771. „Fermor war von kleiner Statur, und hatte einen sehr zarten, aber durch die vielen in den Feldzügen ausgestandenen Travaillen abgehärteten Körper, redete wenig und dachte viel, war niemals ohne nützliche Beschäftigung, und starb, wie er gelebt, als ein guter evangelisch-lutherischer Christ." Vermählt seit dem 30. Jan. 1738 mit des Generallieutenants, des Grafen Robert Bruce, jüngster Tochter, Dorothea Elisabeth (sie starb den 26. Juni 1762), hatte er in seiner Ehe mehre Kinder erzeugt, von denen ihn jedoch nur ein Sohn, Rittmeister bei der reitenden Garde, und eine an den Gardecapitain Grafen von Stenbock verehelichte Tochter überlebten. Allem Ansehen nach ist der Sohn unbeerbt geblieben, und das Gut Nitau fiel der Tochter oder ihrer Nachkommenschaft, den heutigen Grafen Stenbock-Fermor, anheim. Das berichtet die Notice sur les principales familles de la Russie par le prince P. Dolgorouky, mit dem Zusatze: „le général Fermor, dont l'origine m'est inconnue, se signala etc." Man muß bekennen, daß auch für diese Rubrik das Büchlein seiner Dürftigkeit, welcher es vermuthlich seine Celebrität verdankt, treu geblieben ist. (*v. Stramberg.*)

FERMOSELLE(S), Villa in der Provinz Zamora, im alten Bezirke Sayago, in der Gabel, welche die Flüsse Duero und Tormes beim Zusammenfließen bilden, also dicht an der portugiesischen Grenze. Die von einigen Geographen angeführten Festungswerke mögen wol unbedeutend genug sein. Die 3000 Einwohner beschäftigen sich stark mit Leinweberei. (*Daniel.*)

FERMOSO (João Fernandes), Kapellan Johann's III. von Portugal, sehr erfahren in der Musik, ließ auf Befehl seines Herrn und zum Gebrauche der königlichen Kapelle 1543 zu Lissabon Passionario de Semana santa drucken. *Machado*, Biblioth. Lusit. T. II. p. 637. (Nach Gerber.) (*G. W. Fink.*)

FERMOY, Stadt in der irischen Grafschaft Cork, 7⅓ Stunden nordöstlich von Cork, am Flusse Blackwater, über welchen eine Brücke von 13 Bogen führt, neu und regelmäßig gebaut, mit 5—6000 Einwohnern, einer lateinischen Schule, großen Casernen für 4000 Mann und einem lebhaften Handel mit eigenen Erzeugnissen in Leinwand, Tuch, Papier und Porter. (*Eiselen.*)

FERNA, ein Eisenhüttenwerk im Kirchspiele Gunilbo, in der schwedischen Provinz Westmanland. Jährlich werden 2470 Schiffspfund zu Stangen und kleinen Eisenwaaren verschmiedet; ebenso 15 — 1800 Centner Brennstahl. Man findet auch eine Ziegelei, eine Mahlmühle, eine Sägemühle, — Alles auf dem Grunde des Rittergutes Ferna mit einem schönen Garten, eines jetzt im Besitze von Jac. Ramsell Dahlsson befindlichen Fideicommisses, zu welchem noch mehre andere Hüttenwerke gehören. (Nach Tuneld, Aufl. 8. 1828.) (*v. Schubert.*)

FERNANDES (Antonio), Presbyter zu Lissabon, geb. zu Souzel in der Provinz Alentejo, ließ nach *Machado*, Bibl. Lus. T. I. p. 268 drucken: Arte da Musica de Canto de Orgaõ, e Canto Chaõ, e proporçoens da Musica dividida harmonicamente. (Lisboa, per *Pedro Crasbuck* 1625. 4.) — An der Herausgabe mehrer anderer Schriften über die Musik sah er sich verhindert. Drei seiner Handschriften bewahrte der eifrige Sammler und Selbstverfasser eines theoretischen Werkes, das durch seinen Tod 1700 gleichfalls Mspt. blieb, Francisco de Valhadolid zu Lissabon. Man sehe den Machado am angeführten Orte und T. II. p. 279; ferner Forkel's Allgemeine Literatur der Musik, wo man S. 493 die Titel der genannten Handschriften ausführlich angezeigt findet. Es sind vier Werke, von denen eins von der königlichen Bibliothek zu Lissabon aufbewahrt wird. (*G. W. Fink.*)

FERNANDES (auch Fernandez), portugiesische Familie, welche — gleich den Albuquerques, de Gamas u. s. w., im 15. und 16. Jahrh. wesentlich zur Verbreitung der geographischen Kenntnisse unseres Erdballs beigetragen hat. In der Geschichte der Entdeckungsreisen und deren Literatur haben sich einen unsterblichen Namen errungen: Fernandes, Alvaro der Ältere, geboren um das Jahr 1412, in der Provinz Algarvien, war von frühester Jugend auf für den Seedienst bestimmt und durch seinen berühmten Oheim Zarco, den Entdecker von Madeira und Porto Santo, gebildet, und von diesem öfters zu kleineren Ausflügen an die Westküste von Afrika mitgenommen, um die Steuermannskunst nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch zu erlernen. Als die portugiesische Regierung im J. 1446 eine kleine Flotte ausrüstete, um unter dem Befehle des Admirals Lançarot die Mündung des Senegalstromes kennen zu lernen und die Umgebungen des grünen Vorgebirges zu erforschen, machte er an der Seite seines Oheims diese Reise als Freiwilliger mit, wobei er sich durch Eifer und Geschicklichkeit so sehr auszeichnete, daß ihm das Jahr darauf (1447) der Befehl über ein kleines Schiff zu gleichem Zwecke anvertraut wurde. Er löste diese Aufgabe zur größten Zufriedenheit des Hofes, segelte — überall die Küsten beobachtend und in die Seekarten einzeichnend, nicht nur über den im gleichen Jahre von Nuño Tristan aufgefundenen Rio-Grande hinaus, sondern erreichte sogar die Mündung des Tabitéstromes, ungefähr 33 Meilen südlich von demselben, und stieg ungeachtet des hartnäckigen Widerstandes von Seiten der Eingeborenen mit seiner Mannschaft an das Land. Gegen die vergifteten Pfeile glaubte er sich und seine Leute mit Theriak schützen zu können, und in der That brachte ihm dieser erste Angriff nur geringen Schaden. Von Neuem unter Segel fuhr er längs der Küste, bis ihn ungefähr sieben Meilen südlicher eine ins Meer herausragende sandige Erdzunge zu einer abermaligen Landung bestimmte; denn er hielt sich auf einem so freigelegenen Platze, wo kein Fels, kein Hügel, kein Baum einen Hinterhalt gewährte, völlig sicher vor jedem Angriffe. Plötzlich aber empfing ihn mit seinen Portugiesen ein Regen von Pfeilen und ganze Scharen von Mohren stürzten voll kriegerischer Wuth den unwillkommenen Gästen mit Lanzen und Keulen entgegen. Zum Rückzuge genöthigt bestieg er das Schiff, gab das Zeichen zum Aufbruche und kehrte mit blutendem Herzen, seine Entdeckungsplane nicht ausführen zu können, nach Lagos zurück. Je unzufriedener er mit sich selbst und seinem Misgeschicke war, mit um so größerem Wohlwollen nahm der König Dom Petro und der Infant Dom Enrico den Heimkehrenden auf, und jeder der Fürsten beschenkte den kühnen Seemann, welcher Portugals Entdeckungen der Westküste von Afrika um 40 Meilen weiter gerückt hatte, mit einem Beutel von 100 Ducaten in Gold und überhäufte ihn mit Ehren. (*Karl Falkenstein.*)

FERNANDES, Diniz (Dionys), aus Lissabon gebürtig und Zeitgenosse des Vorigen, bekleidete in seiner Jugend ein gemächliches Amt am Hofe Königs João I., und ward ebenfalls im Jahre 1446 von dem Infanten Dom Enrico veranlaßt, an den Entdeckungsreisen längs der afrikanischen Küsten Theil zu nehmen. Er war im Vorwärtsdringen glücklicher, als alle seine Vorgänger und entdeckte die Mündung des Senegal, dessen Gewässer die Länder der Mauren und der Joloff-Neger trennen. Er gab ihm den Namen „Rio Portuguez," d. i. „portugiesischer Strom." Mit Hilfe von vier Eingeborenen aus dem Stamme der Joloffs, welche er in ihrem aus einem ausgehöhlten Baumstamme bestehenden Boote gefangen genommen hatte, ruderte er längs der Westküste unermüdet fort, bis er an die westlichste Spitze dieses Küstenran-

des gelangte. Die Menge grüner Bäume, welche ihn an diesem Punkte überraschte, gab ihm zu der Benennung „Cabo verde,“ d. i. „grünes Vorgebirge“ Veranlassung — ein Name, der sich bis auf uns erhalten hat. Die vielen Felsenriffe und Klippen, welche sich südwärts von diesem Cap hinstrecken, geboten dem kühnen Seefahrer Einhalt und foderten zur Rückkehr auf. In Lissabon angelangt ward er von dem Infanten, der sich über die vier Neger, die ersten, welche — als nicht von den Mauren gekauft, sondern als Kriegsgefangene nach Portugal gebracht, und die Schwärzesten von Farbe, welche bis dahin gesehen worden waren, ungemein freute, mit den höchsten Ehrenbezeigungen empfangen.

Bald darauf wohnte er einer neuen Entdeckungsreise unter dem Befehle des berühmten Lançarot de Lagos nach der nämlichen Küste bei. Es findet sich aber keine Nachricht, daß er selbst ein Fahrzeug befehligt habe. Auch war die Fahrt diesmal weniger glücklich, indem widrige Winde zur Rückkehr nöthigten, noch ehe das grüne Vorgebirge erreicht werden konnte. (*Karl Falkenstein.*)

FERNANDES, Alvaro II., portugiesischer Seefahrer des 16. Jahrh., aus der nämlichen ruhmgekrönten Familie stammend, ist besonders durch das tragische Schicksal des von Dom Manoel de Souza de Sepulveda befehligten Schiffes San-João, welches am 24. Juni 1552 an der Küste von Natal unterging, berühmt geworden. Der kühne Fernandes, welchen Camoens (O'Lusiados V.) „liberal Cavaillero“ nennt, war der Einzige aus der ganzen Mannschaft, welcher nach namenlosen Leiden glücklich dem Tode entrann. Er hat die Geschichte dessen, was er gesehen und erfahren, in einem besonderen Werke beschrieben, welches zu seiner Zeit ungemeines Aufsehen erregte und den Titel führt: „Historia da muy notavel perda do Galion „O Grão-João“ etc.“ (Lisboa 1554. 4.) — wieder abgedruckt in Bernardo Gomez de Brito's Historia tragico-maritima. (Lisboa 1735 seq. 4.), welches Buch als gutes Compilationswerk über die Schiffbrüche der Portugiesen nicht ohne Interesse ist. Der französische Schriftsteller Esménard hat den Untergang des Seehelden Manuel de Souza, seiner Gattin und Söhne zum Gegenstande einer schönen Episode in seinem Gedichte „La Navigation“ gemacht.

Schon früher aber war dieses Schauder erregende Ereigniß von dem portugiesischen Dichter Jeronymo da Corte-Real *) in einem besonderen Epos von 17 Gesängen unter diesem Titel: „Naufragio de Manoel de Souza de Sepulveda e Donna Lianor de Sá, composto em verso heroico. (Lisboa, Lopes, 1594. 4.) (Zweite Ausgabe, Lissabon 1783. 8.) besungen worden. Über das weitere Leben Dom Alvaro's II. Fernandes fehlen uns genaue Nachrichten. (*Karl Falkenstein.*)

FERNANDES (Juan), spanischer Seemann des 16. Jahrh., dem die Erdkunde viele Entdeckungen verdankt, deren Name bis auf uns gekommen, ist aus dem Grunde weniger bekannt, als er zu sein verdiente, weil die Politik der spanischen Krone, um die Eifersucht der übrigen seefahrenden Staaten nicht zu reizen, es sich zur Pflicht gemacht zu haben scheint, so wenig als möglich von ihren Eroberungen in Amerika und ihren Entdeckungen in der Südsee bekannt zu machen. Was man mit Bestimmtheit von ihm weiß, ist, daß er längere Zeit die Südküsten von Amerika befahren, und weil er auf dem Wege von Peru nach Chile an den unter jener Breite fast beständigen Südwinden häufigen Widerstand gefunden, sich endlich entschlossen habe, in die offene See zu steuern, wo er nur günstige Winde fand, um weiter gen Süden vorzudringen und hierdurch sein Ziel schneller als alle andere Schiffer erreichte. Auf einer dieser kühnen Fahrten entdeckte er 1571 die Inseln, welche seinen Namen tragen, und später von Dampier und Anson besucht worden sind, deren Feder wir gute Beschreibungen derselben verdanken.

Sie liegen unter dem gleichen Breitengrade wie Valparaiso, gehören der Basaltformation an, und sind reich an Ockererde. Das Klima ist durch häufige Südwinde und Regen sehr günstig für Palmen, sowie für die Weihrauch- und Gummibäume. Die aus Chili dahin verpflanzten Südfrüchte, besonders Feigen und Pfirsiche, gedeihen sehr wohl. Colibris, Fliegenvögel und wilde Tauben sind daselbst heimisch, aber ebenso auch eine große Rattengattung, welche durch ihre Streifzüge nicht selten große Verheerungen anrichtet.

Der auf dem größten dieser Eilande zurückgelassene schottische Matrose Alexander Selkirk lieferte dem genialen Briten Daniel de Foe den unerschöpflichen Stoff zu dem berühmten Romane: „Life and adventures of Robinson Crusoe,“ welcher in fast alle europäischen Sprachen übersetzt und in unzähligen Bearbeitungen ausgebeutet worden ist.

Auf einer zweiten Fahrt im J. 1574 entdeckte Don Juan Fernandes die Eilande St. Felix und St. Ambrosio, beide unbewohnt, wie die vorigen. Hierbei ruhete der unermüdliche Forscher nicht. Im J. 1576 ging er noch ein Mal von der Küste von Chile unter Segel und entfernte sich noch weiter als auf den früheren Reisen von dem festen Lande. Da war er nach langem Umherirren endlich so glücklich, eine neue, ganz unbekannte Küste aufzufinden, welche ihm allen Anschein eines Continents darbot. Welches Land aber dieses gewesen, ob Australien? ob Neu-Seeland? oder eine andere Insel im großen Ocean? ist aus den mangelhaften Berichten, welche der Spanier Juan Lodovico Arias unter dem Titel: „Memorial por recommendar al Rey la conversion de los Naturales de las islas recientemente descubertas“ im J. 1609 herausgegeben und der Brite Dalrymple

*) Dieser berühmte Mann (denn er war nicht nur Dichter, sondern auch ein beliebter Tonsetzer und gefeierter Maler, wie sein Bild: „der heil. Michael,“ in der Kirche San-Antonio zu Evora beweist) stammte aus einer der ersten Familien Portugals, erlebte aber nicht mehr das Erscheinen seines — wie er selbst sagte — besten Gedichtes. Er starb 1593. Sein Schwiegersohn, Antonio de Souza, gab es heraus. Man hat von ihm noch ein zweites Epos über die Belagerung von Diu: „Successo do segundo Cerco de Dio“ (Lisboa, Gonzalves, 1574. 4.), und ein Heldengedicht von 15 Gesängen in spanischer Sprache über die Seeschlacht von Lepanto vom J. 1572.

1773 zu Edinburgh in englischer Sprache bekannt gemacht hat, nicht mit Bestimmtheit abzunehmen.

Die letztere Vermuthung hat jedoch die meiste Wahrscheinlichkeit für sich. (*Karl Falkenstein.*)

FERNANDES, João, der erste Europäer, welchem es gelang, in das Innere von Afrika vorzudringen, schloß sich im J. 1446 der Reisegesellschaft an, welche der Infant Dom Enrico, dieser große Freund der Erdkunde und Beschützer der Wissenschaften, unter dem Befehle des Antonio Gonzales ausgesendet hatte, um die Entdeckungen längs der afrikanischen Küsten fortzusetzen. Von dem Eifer beseelt, seinem königlichen Gönner möglichst genaue Berichte von den Völkern jener Gestade überliefern und vielleicht auch, durch längeren Aufenthalt, dieser Letzteren Gunst und Vertrauen zu erwerben, erbat sich Fernandes die Erlaubniß, als seine Landsleute nach Portugal zurückkehrten, unter den Eingebornen in der Nähe des Rio d'Ouro, die sich „Assanhadschi" nannten, verweilen zu dürfen. Wahrscheinlich waren diese Neger die Stammältern der in neuerer Zeit durch Bowdich und den fortgesetzten Verkehr mit den Briten uns näher bekannt gewordenen „Aschantihs." Als die Portugiesen nach sieben Monaten wiederkehrten und an jener Küste ihre Anker auswarfen, fanden sie ihren Landsmann voll banger Erwartung nach einem heimathlichen Schiffe. Er erzählte, wie die Eingebornen ihn weit in das Innere des Landes in wüste, sandige Gegenden geführt, dort seiner Kleider und aller Habseligkeiten beraubt und zu dem widrigsten Sklavendienste gebraucht haben, bis es ihm nach namenlosen Qualen durch Fleiß und Unerschrockenheit gelungen sei, sich das Vertrauen und zuletzt die Freundschaft eines Häuptlinges dieses Nomadenvolkes zu erwerben. — Durch dessen Diener ward er an die Küste zurückgebracht um ein portugiesisches Schiff abzuwarten. Die glückliche Ankunft des letzteren benutzten die Eingebornen, um mehre ihrer Landsleute, welche in die Gewalt der Portugiesen gerathen waren, gegen Fernandes auszuwechseln. Die Berichte dieses Letzteren, welche Prinz Heinrich zu Lissabon mit der größten Theilnahme anhörte, und die uns portugiesische Geschichtschreiber aufbewahrt haben, zeichnen sich durch eine merkwürdige Analogie mit den Erfahrungen und Beobachtungen Mungo Park's aus, dessen Muth und Beharrlichkeit wir in unserer Zeit die zuverlässigsten Nachrichten über die Westküstenländer von Afrika verdanken.

Im J. 1448 wurde João Fernandes in Begleitung des alten Seemannes Diego Gilhomm von dem Infanten noch ein Mal abgesendet, um mit den Bewohnern von Meção, nördlich von dem Vorgebirge Namun, ein Bündniß abzuschließen, welches die Portugiesen in den Stand setzen sollte, die Völker am Rio do Ouro sich zu unterwerfen. Kaum waren die Anker ausgeworfen und Fernandez an das Land gestiegen, um mit seiner ihm so ganz eigenthümlichen Unerschrockenheit das Land zu erforschen, als ein Sturmwind die Ankertaue des Fahrzeugs, auf dem er angekommen war, zerriß, und es weit hinaus in die See schleuderte, — sodaß er auf der fremden Küste zurückgelassen werden mußte. Das fernere Schicksal dieses kühnen Reisenden ist unbekannt geblieben; die Entdeckungsgeschichte der Portugiesen erwähnt seiner nicht mehr; allein man kann bei der Anerkennung, welche er bei dem Hofe von Lissabon gefunden, voraussetzen, daß seine Landsleute Alles werden aufgeboten haben, um ihn nicht seine Tage in dem freiwilligen Exil, in welches ihn sein Eifer hineingezogen hatte, auf so bedauernswerthe Weise beschließen zu lassen. (*Karl Falkenstein.*)

FERNANDEZ (Diego), spanischer Geschichtschreiber, geboren zu Anfang des 16. Jahrh. zu Palencia im Königreiche Leon, war für den geistlichen Stand erzogen, vertauschte jedoch bald das Brevier mit dem Schwerte und folgte der spanischen Armee kurz nach der Entdeckung von Peru nach Amerika und nahm Theil an dem denkwürdigen Feldzuge, welcher die Niederlage des Rebellen Geron und seiner Partei zur Folge hatte. Der Marchese von Cañeto, welcher 1555 die Stelle als Vicekönig von Peru bekleidete, gab ihm den Auftrag, die Geschichte jenes Aufstandes zu schreiben. Nach Vollendung dieser Arbeit kehrte er nach Europa zurück, wo Sandoval, Präsident des hohen Rathes für Indien, ihn zum Historiographen der durch Gonzalvo Pizarro und dessen Anhänger verursachten Ereignisse in Neuspanien ernannte, eine Aufgabe, welche er in seinem Werke: „Primera y segunda parte de la Historia del Peru" (Sevilla 1671. fol.) trefflich lösete. Es umfaßt alle Ereignisse, welche sich seit der Ankunft des P. de la Gasca (1546) in Peru zugetragen haben, mit großer Ausführlichkeit. Als Augenzeuge und in den meisten Fällen als Theilnehmer der Handlungen, mit Zeit, Ort und Persönlichkeit der Hauptcharaktere, bekannt, kann Diego Fernandes als ein Geschichtschreiber betrachtet werden, welcher vollen Glauben verdient. Doch wirft ihm Garcilasso de la Vega, obwol er häufig ganze Stellen aus dessen Buche fast wörtlich anführt und seine Berichte mit denen eines Zarate und anderer spanischen Historiker vergleicht, Parteilichkeit gegen gewisse Personen vor, die er mit allzu großer Strenge beurtheile und schildere.

Auffallend ist es, daß der Rath von Indien, ohne einen besonderen Beweggrund anzugeben, den Verkauf des Werkes sehr bald untersagt und besonders den Bewohnern Amerika's die Lesung desselben verboten hat. Nichtsdestoweniger läßt sich in allen Schriften Diego's ein gesundes Urtheil und eine scharfe Kritik nicht verkennen, welche Unwesentliches vom Wesentlichen streng sondernd überall nach Wahrheit forscht. Der berühmte Geschichtschreiber der Incas dürfte seinem historischen Werthe wol zu nahe getreten sein. (*Karl Falkenstein.*)

FERNANDEZ (Antonio), portugiesischer Missionair aus der Gesellschaft Jesu, geboren zu Lissabon im J. 1566, begann seine Laufbahn in Ostindien, ward 1602 zuerst nach Goa, und von da 1604 nach Abyssinien gesendet, wohin es ihm, in der angenommenen Kleidung eines armenischen Kaufmanns, vorzudringen gelang. Volle 30 Jahre blieb er in diesem Lande und erwarb sich sowol die Achtung des Beherrschers Melek-Segued (Socinios), als das Vertrauen und die Liebe der Eingebornen. Jener Fürst, welcher im J. 1607 den Thron bestiegen

und bald darauf die katholische Religion angenommen hatte, glaubte auf die Schreiben des Papstes Paul V. und Philipp's IV., Königs von Spanien, nicht besser antworten zu können, um seine Unterwürfigkeit unter Roms Oberherrschaft symbolisch auszudrücken, als daß er seinen Abgesandten durch die Jesuiten begleiten ließ. Der Vorschlag wurde den Vätern der Gesellschaft bekannt gemacht und diese aufgefodert, das tauglichste Mitglied aus ihrem Kreise zum Abgeordneten zu bezeichnen. Ihre Wahl fiel auf keinen anderen als den Vater Fernandez.

In Begleitung des Groß-Botschafters Fekur-Egzy, d. i. „Liebling des Herrn," trat er auf Befehl des Königs Melek-Segued nicht den gewöhnlichen Weg über Massuah an, weil dieser durch das im Aufruhr begriffene Reich Tigre führte, wo die dem katholischen Glauben feindlich gesinnten Bewohner sowol die Gesandten als deren Briefe hätten auffangen können, sondern wählte den längern, aber mehr Sicherheit darbietenden, Weg über Naréa und die von Heiden und Muhammedanern bewohnten südlichen Provinzen Abyssiniens, um sich zu Melinda am indischen Meere nach Goa einzuschiffen. Antonio Fernandez verließ die Residenz Gojam zu Anfange des Monats März 1613, durchwanderte mit seinen Gefährten die Königreiche Naréa, Zendero (auch Dschindschiro genannt) und Cambate, die entfernteste Provinz, welche dem Scepter des Kaisers von Abyssinien unterworfen war. In dem unabhängigen Reiche Alaba angelangt, wurden die Botschafter von dessen Beherrscher, der dem Islam huldigte, heimlich überfallen und lange Zeit gefangen gehalten, weil ein abyssinischer Überläufer das Gerücht verbreitet hatte, daß sie ausgesendet seien, um die Portugiesen zu einem Einfalle in Afrika aufzufodern und daselbst mit der Gewalt der Waffen die christliche Religion einzuführen. Durch kluges Benehmen und ruhige Ergebenheit wußte Fernandez seine Freiheit zu erlangen und die Sendung zu vollbringen. Zur Belohnung wurde er, nach dem Tode des ersten Geistlichen, P. Paez, an die Spitze der Jesuitenmission gestellt, und leistete in der Folge dem Patriarchen Mendez, welcher auf Befehl des Kaisers Fallidas, der im J. 1632 auf Melek-Segued in der Regierung gefolgt war, das Land hatte räumen müssen, wesentliche Dienste. Nach einem thatenvollen Leben starb er am 12. Nov. 1642 zu Goa. Mendez hat in seiner Geschichte von Äthiopien, welche noch in der Handschrift vorhanden ist, ihm in Bezug auf Tüchtigkeit der Gesinnung alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, obwol er auch Züge anführt, welche auf eine übergroße Leichtgläubigkeit Antonio's schließen lassen.

Von Letzterem besitzen wir: I. „Abhandlung über die Religionsirrthümer der Äthiopier." (Goa 1642, in der Landessprache, mit den vom Papste Urban VIII. der jesuitischen Mission nach Indien zugesendeten äthiopischen Typen gedruckt.) II. „Unterricht für Beichtväter" in amharischer Sprache. III. Das „Rituale Romanum" (Goa 1626.) in äthiopischer Sprache. IV. „Reise nach Gingiro (Dschindschiro) mit Fekur Egzy, Botschafter des Kaisers von Äthiopien, im J. 1613" ꝛc. Dieser Bericht in dem zweiten Bande der von van der Aa im J. 1707 in 12., und zwar in holländischer Sprache, herausgegebenen Sammlung von Reisen abgedruckt. Eine gut gestochene, aber fehlerhaft gezeichnete, Karte dient zur Erläuterung. Tellez in seiner Geschichte von Äthiopien und Bruce in seiner Reise zu den Quellen des Nils (im zweiten Bande der Originalausgabe und der französischen Übersetzung) theilen des Fernandez Erzählungen ebenfalls mit. Letzterer findet, was Schilderung der Länder und Völkerstämme betrifft, meist ganz begründet, und bedauert nur, wie schon Ludolf gethan, daß der Jesuit die Entfernung der Orte und deren Polhöhe anzugeben unterlassen hat.

(*Karl Falkenstein.*)

FERNANDEZ (Lodovico), jesuitischer Missionair, geboren zu Lissabon 1550, reiste schon in seinem 20. Jahre nach Ostindien, um seinen Beruf auszuüben. Er wurde bald von seinen Obern ausgezeichnet und 1590 an die Spitze der Mission zu Baçaïm gestellt, wo er sich durch unermüdlichen Eifer in dem Bekehrungswerke und zumal durch Verbesserung der Schulen einen bleibenden Namen erwarb. Später bereiste er auch die molukkischen Inseln, wo er mehre Jahre verweilte und hie und da Stationen für den Unterricht der Jugend errichtete. Mitten in seiner Thätigkeit für die Verbreitung der Religion Jesu ward er im J. 1603 von einem bösartigen Fieber dahingerafft. Dem einsichtsvollen Eifer dieses Mannes verdankt die Wissenschaft einen großen Theil der näheren Kenntniß der Gewürzeilande. Seine Beobachtungen sind in dem Werke „Annuae literae e Moluccis" vom J. 1603 niedergelegt.

(*Karl Falkenstein.*)

FERNANDEZ (Juan Patricius), spanischer Jesuit, hat sich in dem Bekehrungswerke seines Ordens in Paraguay ruhmvoll ausgezeichnet. Jenes fruchtbare Land Südamerika's verdankt bekanntlich den Missionsanstalten der Väter aus der Gesellschaft Jesu die bedeutende Stellung, welche es einst sowol in politischer als agronomischer und industrieller Beziehung unter den Staaten der Westhälfte eingenommen, wenn auch nicht bis auf die neueste Zeit zu erhalten gewußt hat, und unter den Beförderern jenes einst blühenden Zustandes nahm Juan Patrik Fernandez eine der ersten Stellen ein.

Er war eben im Begriffe, eine neue Station und Bildungsschule in dem Gebiete von Chaco zu begründen, als ihn der Tod im J. 1672 dahinraffte. Erst 54 Jahre nach seinem Tode erschien sein historischer Bericht über die Mission bei den Chiquitos-Indianern in spanischer Sprache (Madrid 1726.), ein Werk, welches solchen Beifall gefunden hat, daß es schon zwei Jahre darauf in das Teutsche (Wien 1729.) und bald nachher zur allgemeinern Kenntnißnahme der gelehrten Welt in das Lateinische übersetzt worden ist. Letztere Ausgabe erschien ebenfalls zu Wien 1733. 4. — Zu bedauern ist jedoch, daß sich diese Schrift mehr über den Zustand des Glaubens und die Verhältnisse der Mission, als über das Land selbst und über die Ethnographie der Bewohner ausspricht.

(*Karl Falkenstein.*)

FERNANDEZIA. Eine von Ruiz und Pavon (Syst. veg. flor. per. p. 239) zu Ehren des Don G. G. Fernandez, Verfassers eines Nuevo discurso de la ge-

neracion de las plantas (Madr. 1767. 4.), so benannte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 20. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Vandeen der natürlichen Familie der Orchideen. Die neuerdings von Hooker aufgestellte Gattung Lockhartia ist nicht wesentlich verschieden. Char. Die Blumendecke besteht aus fünf zusammenstoßenden Blättchen; das Corollenlippchen umgekehrt-eiförmig, fast dreilappig, ohne Sporn, die Befruchtungssäule kurz, krumm, geflügelt; zwei, zuletzt wachsartige Pollenmassen. Ruiz und Pavon haben sieben Arten auf Bäumen und Felsen in Peru gefunden: F. conferta, denticulata, graminifolia, haematodes, laxa, punctata und subbiflora. Hiezu kommt F. elegans* (Lockhartia elegans *Hook.* Bot. mag. 2715), auf Baumstämmen der Insel Trinidad. (*A. Sprengel.*)

FERNANDO (S.), 1) eine von den 18 neueren Provinzen Brasiliens.

2) S. Fernando, eine Mission in Nieder-Californien, im Districte S. Pedro Martin; etwa 600 Einwohner.

3) S. Fernando, Stadt auf der englischen Insel Trinidad, brannte am 1. Mai 1828 ab.

4) S. Fernando, Dorf in der Nähe von Madrid.

5) S. Fernando, Stadt in Chile, sonst Hauptstadt der Provinz Colchagua.

6) S. Fernando, Stadt in der früheren Intendantur Salta des Königreichs La Plata, 1800 Einwohner, unter 25° 15′ südl. Br.

7) S. Fernando de Apuré, Stadt in der Republik Venezuela, Departement Orinoco, Provinz Apuré, 7000 Einwohner, am Apuré (sonst in der Provinz Varinas der Generalintendanz Caracas).

8) S. Fernando de Guadalupe, Villa im mericanischen Staate Chiapa mit Kakaobau.

9) Fernando Noronha, engl. Rat-Island, 3° 52′ 55″ südl. Br., 34° 56′ 54″ westl. Länge (von Paris), steile Felseninsel, etwa 40 Meilen vom Cap Rocque entfernt und bald zu der brasilischen Provinz Pernambuco, bald zu Rio Grande gerechnet. Es befindet sich auf ihr ein Fort und sie wird als Straf- und Verbannungsort, besonders für politische Verbrechen, benutzt. Sie hat deshalb 100 Mann Besatzung, außerdem 5—600 Einwohner. Es wird Zucker und Obst gewonnen; allein die Insel leidet Mangel an Quellwasser und Regen.

10) S. Fernando de Paula, Stadt und Provinzhauptort in Paraguay am Parana.

11) Fernando Po, Fernao da Po, 3° 7′ nördl. Br., 26° östl. L. (von Ferro), die nördlichste der vier Guineainseln und dem Lande am nächsten, ganz von Felsen umgeben, in der Bai von Biafara, wurde 1472 von den Portugiesen entdeckt und nach dem Entdecker benannt. Zuweilen kommt jedoch bei den Portugiesen auch ein Name Formosas für sie vor. Sie ist sechs engl. Meilen lang, vier breit, hat deren zwölf im Umfange. Ihr Inneres ist gebirgig und waldig; der Clarence-Pic im Innern soll 10,000′ hoch sein. Dabei ist sie wasserreich und hat gute Ankerplätze. Zu ihren Producten gehören Bataten, Maniok, Palmen, Südfrüchte, Tabak, Cocosbäume, Geflügel, Schildkröten, Fische u. s. w. Als ursprüngliche Einwohner fand man einen wilden und rohen Negerstamm mit eigener Sprache. Zu ihm gesellten sich zuerst portugiesische Colonisten und Mulatten, vermischten sich mit den Negern der Insel und des Festlandes und wurden wegen ihrer Tücke und Grausamkeit so verschrieen, daß kein Schiff an der so vortheilhaft gelegenen Insel mehr landen mochte. Im J. 1778 trat Portugal die Insel an Spanien ab, das den Grafen von Arjelegos mit einer Expedition absandte, um die Insel in Besitz zu nehmen; aber schon Ende 1781 empörten sich die Colonisten und verließen die Insel wieder. Indessen hatte England die Wichtigkeit des Platzes in commercieller und militairischer Hinsicht erkannt; von hier aus konnten am besten die englischen Kreuzer aussegeln, um den Sklavenschiffen aufzulauern; von hier aus konnten Entdeckungsreisen in das innere Afrika unternommen werden, und für die Schiffe bot sich ein bequemer Ruhepunkt. Fernando wurde 1827 von den Briten besetzt, obgleich erst 1841 von Spanien förmlich für 300,000 Thlr. abgetreten. An der geräumigen, von der befestigten Landspitze Pointe William eingeschlossenen, St.-Georgesbai, auf einem den Eingeborenen (etwa 1200) abgekauften Flecke, wurde Fort Clarence, Clarencetown oder Clarence-Cove gegründet, das schon mehr als 1000 Einwohner zählen soll. Die Urtheile über das Klima lauten sehr verschieden. (Vgl. Ausland 1841. Nr. 234, den Bericht der 1778 ausgesandten Expedition.)

12) Fernando Veloso, Fluß auf der Küste Mozambique. (*Daniel.*)

FERNDORF, Bürgermeisterei in der früheren Grafschaft Diez, jetzt Kreis Siegen des westfälischen Regierungsbezirkes Arnsberg; 3000 reformirte Einwohner. In der ganzen Bürgermeisterei eine Bleischmelzhütte, zwei Stahlhütten, fünf Rohstahl- und drei Eisenhämmer. (*Daniel.*)

FERNEBO (Westra), 1) West-Fernebo, ein Kirchspiel der schwedischen Provinz Westmanland, mit etwa 3000 Seelen, 4½ Meilen von Westerås. Hauptnahrungszweige sind Theerbrennen, Bretersägen, Kohlenbrennen und Fuhren; auch einige Leinweberei wird getrieben. Im Kirchspiele trifft man mehre Stabeisenhämmer. Auch ist hier Salbohed, der Exercirplatz des westmanländischen Regiments, belegen.

2) Fernebo (Östra), Ost-Fernebo, ein Kirchspiel im schwedischen Län Gefleborg (Gästrikland); im J. 1825 mit 2468 Seelen. Das Kirchspiel bildet die Südspitze der Provinz Gästrikland, grenzt im Westen an Dalekarlien und wird am Südrande, wo es an Westmanland stößt, vom Dalelf durchflossen, der hier, wie im östlich angrenzenden Kirchspiele Hedesunda, eine Menge Inseln bildet, z. B. Torrön, Mattön, Utön, Englön, Vedön, Hästholmen. Die Kirche liegt an einem kleinen See, der mit dem nahen Dalelf zusammenhängt; eine halbe Meile von der Kirche auf einer Halbinsel des Dalelf liegt das ansehnlichste Eisenhüttenwerk der Provinz, Gysinge. (*v. Schubert.*)

FERNEL (Jean), der tüchtigste französische Arzt des 16. Jahrh. Sein Geburtsjahr ist nicht mit Sicherheit

bekannt. Die wahrscheinlichste Angabe ist, daß er 1497 geboren wurde; doch nennen Andere das Jahr 1485, und Andere das Jahr 1506. Auch über seinen Geburtsort stimmen die Biographen nicht ganz überein; die Meisten nennen das Städtchen Clermont in der Nähe von Beauvais; doch ist auch Amiens, es ist Mont-Didier, als sein Geburtsort bezeichnet worden. Während er in Paris Mathematik, Philosophie und Rhetorik studirte, las er mit anhaltendem Fleiße die Alten, besonders Plato, Aristoteles und Cicero, und er machte sich einen eleganten lateinischen Styl zu eigen. Nach Vollendung seiner philosophischen Studien gab er mathematische und astronomische Schriften heraus und er lehrte am College St. Barbe Philosophie; alsbald aber wandte er sich dem Studium der Medicin zu. Im J. 1530 erlangte er die medicinische Doctorwürde. Zunächst indessen blieb er den mathematischen und astronomischen Studien getreu, und erst als seine Vermögensumstände durch die hiermit verbundenen Ausgaben herunterkamen, da er namentlich zur Anfertigung von Instrumenten eigene Arbeiter hielt, trat er als Arzt auf. Seit 1536 hielt er am Collége de Cornouailles medicinische Vorlesungen, die wegen der Klarheit des Vortrags alsbald den verdienten Beifall fanden. Aber auch als praktischer Arzt erlangte Fernel bald großen Ruf, und so wurde er auch 1545 an den Hof berufen, wo er die schöne Diana von Poitiers von einer bedeutenden Krankheit heilte. Der Dauphin, nachmals König Heinrich II., wollte ihn zur Belohnung für diese Cur zu seinem Leibarzte machen. Fernel wäre dadurch seinen Studien entzogen worden; er schützte Krankheit vor, um den Hof verlassen und wieder nach Paris zurückkehren zu können. Bei seiner Thronbesteigung erneuerte König Heinrich II. seinen Antrag. Fernel wußte sich dem Hofleben noch ein Mal zu entziehen durch die Bemerkung, daß er sich nicht entschließen könne, dem seitherigen Leibarzte des Königs Franz, Louis de Bourges, auf solche Weise zu nahe zu treten. Als aber de Bourges 1556 starb, konnte er sich nicht länger von der Übernahme einer Stelle befreien, die vielleicht zu seinem früh erfolgenden Tode mit beitrug, da er den König auf dessen kriegerischen Zügen begleiten mußte, namentlich zur Belagerung von Calais im harten Winter 1557. Er zog hernach mit dem Hofe in Fontainebleau ein, verlor hier nach wenigen Wochen seine zärtlich geliebte Gattin, und einen Monat später, am 26. April 1558, sank er selbst ins Grab.

Fernel wird als ein unermüdlicher Arbeiter gerühmt; 19 Stunden des Tages war er als Praktiker oder an seinem Schreibtische thätig. Er war wenig mittheilend, mistrauisch, und hatte ein finsteres Aussehen. Dabei war er aber voll Liebe und Hingebung für seine Verwandten, und seinen ärztlichen Rath ertheilte er mit gleicher Sorgfalt den Reichen, wie den Armen. Man hat ihm den Vorwurf gemacht, daß er ganz auf die Autorität der Alten geschworen habe, und Duret erlaubte sich in einem Epigramme zu sagen: Faeces Arabum melle latinitatis condidit. Fernel spricht sich selbst dahin aus, daß er das als wahr Erkannte angenommen habe, mochte es von Griechen, von Römern, von Arabern kommen, und der Inhalt seiner Schriften beweist zur Genüge, daß er kein Bedenken trug, die reine Erfahrung und die Autopsie dem blinden Autoritätsglauben gegenüber geltend zu machen. Der Anatomie scheint er keinen besonders großen Werth beigelegt zu haben, doch verbessert er einige Irrthümer Galen's: er läßt das Bauchfell nicht mehr Behufs des Hinabtretens der Hoden durchbohrt sein, und die Nerven läßt er aus dem Gehirne, statt aus den Gehirnhäuten entstehen. In der Pathologie unterscheidet er die entfernte Krankheitsursache, die in den Säften liegt, den Sitz der Krankheit in den festen Theilen, die Symptome, welche sich in den Functionen darstellen. Fernel's medicinische Schriften sind in zahllosen Ausgaben und Übersetzungen noch über ein Jahrh. nach seinem Tode verbreitet worden: Monalosphaerium sive Astrolabii genus. (Paris 1526. Fol.) De Proportionibus libri duo. (Paris 1528. Fol.) Cosmotheoria libros duos complexa. (Paris 1528. Fol.) (Fernel war der erste Europäer, der die Größe eines Meridiangrades unmittelbar zu messen versuchte und zu 56,746 (nach Mädler zu 57,070?) Toisen bestimmte. Seine Bestimmung kommt derjenigen von Bessel (57,011 Toisen) ziemlich nahe, doch mehr durch ein glückliches Ungefähr, als durch die Zuverlässigkeit der von ihm angewandten Methode.) De naturali parte medicinae libri septem. (Paris. 1542. Fol. Venet. 1547. 8. Lugd. 1551. 16.) (Eine Physiologie, die späterhin in den Gesammtwerken immer mit aufgenommen wurde.) De vacuandi ratione liber. (Par. 1545. 8. Lugd. 1548. 16. Venet. 1549. 8. Hanov. 1603. 8. Francof. 1612. 12.) (Gegen den Misbrauch der Blutentziehungen.) De abditis rerum causis libri duo. (Paris. 1548. 1550. 1551. Fol. Ibid. 1560. 8. Venet. 1550. 8. Francof. 1574. 1581. 1593. 1607. 8. u. s. w. (Es soll gegen 30 Ausgaben von diesem Werke geben, in welchem Fernel mit Hippokrates den göttlichen Ursprung der Krankheitsursachen nachzuweisen sucht. Die verborgenen Ursachen der Pest, der Epidemien seien meistens in den Gestirnen zu suchen.) *J. Fernelii* Medicina. (Paris. 1554. Fol.) (Besteht aus drei Hauptabschnitten, nämlich: a) Physiologiae libri septem, b) Therapeutices s. medendi ratio, c) de purgandi ratione. Diese Medicina, oder, wie sie später gewöhnlich genannt wird, die Universa medicina, hat gegen 30 Ausgaben erlebt, denen häufig die Schrift: De abditis rerum causis, oder auch einige andere Abhandlungen beigefügt sind. Die letzte Auflage scheint zu sein: Genev. 1679. Fol. Der therapeutische Theil wurde unter dem Titel: Therapeutices universalis s. medendi rationis libri septem [Lugd. 1569. 1571. 8. Ibid. 1574. 16. Francof. 1575. 1581. 1593. 8.], besonders abgedruckt, auch ins Französische übersetzt durch Duteil [Paris 1648. 8. 1668. 8.].) Nach Fernel's Tode erschienen noch: *J. Fernelii* Consiliorum medicinalium liber, ex ejus adversariis quadringentarum consultationum selectus. (Paris. 1582. 8. Ibid. 1585 und noch in mehren Ausgaben, die in Frankfurt, Turin, Hanau, Genf u. s. w. erschienen.) *J. Fernelii* Febrium curandarum methodus generalis,

nunquam antehac edita. (Francof. 1577. 8. und noch mehrmals aufgelegt. Wurde auch ins Französische übersetzt. Paris 1655. 8.) De luis venereae curatione perfectissima liber, nunquam antehac editus. (Antwerp. 1579. Patav. 1580. Francof. 1581.) Wurde auch 1633 ins Französische übersetzt. (Gegen den Gebrauch des Quecksilbers; für den Guajak.) Das Chirurgische in Fernel's Schriften erschien besonders als: Chirurgie de *Fernel* etc. (Paris 1579. 12.) Ferner erschien das siebente Buch der Therapie besonders: Pharmacia *J. Fernelii* cum *Guill. Plantii* et *Fr. Saguyerl* scholiis. (Hanov. 1605. 12.) Endlich erschienen auch: *Jo. Fernelii* Pathologiae libri septem. (Paris. 1638. 12. [Französisch Paris 1655 und 1660.])
(*Fr. Wilh. Theile.*)

Fernelia *Commers.*, s. Coccocypselum.

FERNER, der tyrolische Name für Gletscher, s. d. Art. (*Daniel.*)

FERNEY oder FERNEX, ein Marktflecken in dem seit dem Jahre 1601 mit dem Königreiche Frankreich vereinigten Pays de Ger, etwa 1½ Stunde von Genf entfernt. Durch den Widerruf des Edicts von Nantes ward der Ort und die Umgegend verödet; ein Zustand, der noch fortdauerte, als Voltaire die Herrschaft Ferney (la seigneurie de Ferney) käuflich an sich brachte, Ansiedelungen in derselben beförderte und eine katholische Kirche aufbaute, über deren Eingang die Worte prangten: Deo erexit Voltaire. 1761. In dem Herrnhause, le Château genannt, zeigt man noch jetzt ein Paar von ihm bewohnte Zimmer in dem Zustande, in welchem er sie hinterlassen hat, namentlich das Pult, auf welchem stets eine große Foliobibel aufgeschlagen lag, weil, pflegte er zu sagen, il ne faut pas perdre de vue son ennemi! An das Schloß stößt ein kleiner, sonniger Garten und ein Park, welche von den Fremden besucht werden, die das Andenken an den ehemaligen weltberühmten Besitzer dorthin lockt. Jedenfalls entschädigt sie eine der herrlichsten Aussichten auf die Alpen und den Genfersee, den Voltaire in seiner Epitre sur le Lac Léman [1]) mit den Worten besingt:

Que le chantre flatteur du Tyran des Romains,
L'auteur harmonieux des douces Géorgiques,
Ne vante plus ces lacs et leurs bords magnifiques,
Ces lacs, que la nature a creusé de ses mains
Dans les campagnes italiques.
Mon lac est le premier! C'est sur ses bords heureux
Qu'habite des humains la déesse éternelle,
L'ame des grands travaux, l'objet des nobles voeux,
Que tout mortel embrasse, ou desire, ou rapelle,
Qui vit dans tous les coeurs, et dont le nom sacré
Dans les cours des tyrans est tout bas adoré,
La liberté!

Daß der Dr. H. M. Marcard den unerschöpflich Witzigen gradezu als einen der „hauptsächlichsten Urquellen" der Revolution und als ihren „Patriarchen" bezeichnet, erhellt aus dessen Reise durch die französische Schweiz und Italien. (Hamburg 1799.) S. 131 fg. Immer bleibt es aber bemerkenswerth, daß Voltaire in einem aus Ferney unter dem 3. März 1764 an den Marquis von Chauvelin geschriebenen Briefe die französische Staatsumwälzung mit den deutlichen Worten voraussagt: „Tout ce que je vois jette les semences d'une révolution, qui arrivera immanquablement, et dont je n'aurai pas le plaisir d'être témoin. Les Français arrivent tard à tout, mais ils arrivent. La lumière (die Aufklärung!) s'est tellement répandue de proche en proche, qu'on éclatera à la première occasion." Nach Voltaire haben der Marquis von Vilette und ein Zweig der bekannten genfer Familie von Budé die Herrschaft Ferney besessen. Sie gehörte dem handverschen Hauptmanne Jacques-Louis de Budé, Seigneur de Ferney, als die Revolution ausbrach und allen Feudalrechten ein Ende machte [2]). Jetzt wird Ferney von etwa 1570 Menschen bewohnt. Auch befindet sich in dem früher ganz protestantischen Orte gegenwärtig ein Karmeliter-Nonnenkloster. (Graf *Henckel von Donnersmarck.*)

FERNITZ, eine Gemeinde im Bezirke Liebenau des grätzer Kreises in der unteren Steiermark, in einer fruchtbaren, mit diesem Orte das Fernitzerfeld benannten, Ebene des linken Murufers, an der von Grätz nach Gnas führenden Bezirksstraße gelegen, mit 84 Häusern, 570 teutschen Einwohnern, welche sich vom Feldbaue nähren, einer eigenen katholischen Pfarre des Bisthums Seckau, zu welcher eine eigene Gilt gehört; einer alten, im J. 1314 von Herzog Friedrich erbauten, Kirche, welche auch im Besitze einer besondern Kirchengilt ist; einer Schule und einem Wirthshause. In der umliegenden Fläche erlitten die Türken im J. 1532 durch den tapfern Feldhauptmann Hans Katzianer eine große Niederlage, welche den Osmanen 8000 Mann kostete. Von den benachbarten Höhen erfreut man sich eines umfassenden Überblickes über die herrlichen Umgebungen von Grätz. Der Bach gleiches Namens fließt in die Mur. (*G. F. Schreiner.*)

FERNOW (Karl Ludwig), ward am 19. Nov. 1763 zu Blumenhagen, einem Dörfchen in der Ukermark, unweit Pasewalk, unter Verhältnissen geboren, die der Entwickelung seiner Geistesfähigkeiten nicht günstig waren. Durch Treue und Geschicklichkeit hatte sein Vater, ein armer Bauer, der auf dem adeligen Gute der Frau von Necker als Knecht diente, sich nach und nach soviel erspart, daß er einen Bauerhof kaufen konnte. Eine Tochter der Frau von Necker, Suschen mit Namen, hatte den muntern Knaben, den sie aus der Taufe gehoben, so liebgewonnen, daß Fernow, als er kaum sein fünftes Lebensjahr erreicht, die ärmliche Hütte seines Vaters mit dem Aufenthalte in dem Schlosse vertauschen durfte. Frau von Necker versprach, für seine Erziehung und sein künftiges Fortkommen zu sorgen. Vorzüglich aber nahm sich Suschen seiner Pflege an und behandelte ihn mit mütter-

1) s. Epitre de Mr. François Arrouet de Voltaire sur le Lac Leman, poëme en Mars 1755. (Londres in 4.) Ist auch im Journal Helvétique. (Neuchatel 1755.) Juin. p. 705—709 abgedruckt.

2) *J.-A. Galiffe*, Notices généalogiques sur les Familles genevoises depuis les premiers temps jusqu'à nos jours. (Genève 1836.) III. p. 90.

licher Liebe, was er ihr mit der kindlichsten Anhänglichkeit vergalt. So verlebte er seine Jugend unter glücklichen Verhältnissen, zu denen ihn seine Geburt nicht berechtigen konnte. Gekleidet und gehalten wie ein Mitglied der Familie, lernte er früh in höhern Zirkeln sich bewegen, ohne durch ängstliche Scheu und Ungewandtheit an seine niedere Abkunft zu erinnern. Durch seine Wißbegierde und die Declamation einiger Verse erregte der kaum siebenjährige Knabe die Aufmerksamkeit des ehemaligen Lehrers der Kinder der Frau von Necker. Er genoß nun einen geregeltern Unterricht, und seine Gönnerin versprach, ihn späterhin die Schule und die Universität besuchen zu lassen. Sein Schicksal nahm jedoch unvermuthet eine andere Wendung. Frau von Necker sah sich genöthigt, das Schloß, das sie bisher mit ihren Töchtern bewohnt, zu verlassen. Ihren Pflegesohn nahm sie zwar in die kleine benachbarte Wohnung mit, die sie nun bezog, sein Unterricht ward jedoch unterbrochen, als sein bisheriger Lehrer die Stelle eines Notars in Pasewalk annahm. Dieser nahm nun den Knaben, der damals sein zwölftes Jahr zurückgelegt haben mochte, zu sich, um ihm als Copist behülflich zu sein, und Frau von Necker hatte dagegen um so weniger einzuwenden, da ihre Lage ihr nicht mehr erlaubte, für ihren Pflegesohn so zu sorgen, wie sie es wol gewünscht hätte.

Ihn erwarteten jedoch trübe Verhältnisse. In der Hoffnung, durch einen fortgesetzten Unterricht und den Besuch der Schule sich zu bilden, sah er sich getäuscht. Hart und rauh behandelt von der Schwester des Notars, ward er von diesem oft von früh Morgens bis tief in die Nacht am Actentische gemisbraucht, Schriften zu copiren, die ihm weder nützen, noch erfreulich sein konnten, und die er größtentheils nicht verstand. Er lief Gefahr, wieder zu verlernen, was er schon wußte. In so traurigen Verhältnissen verlebte er drei Monate. Eine etwas günstigere Wendung nahm seine Lage durch einen Besuch, den er der Familie Necker in Blumenhagen abstattete. Durch ihre wiederholte Bitte ließ sich der Notar bewegen, ihn in die Schule zu schicken, überhäufte ihn jedoch, wie früher, mit Arbeiten, und entzog ihm für zwei Tage in der Woche die Kost, die er nun an einigen Freitischen erhielt. Sein heiterer Sinn erleichterte ihm diese trüben Verhältnisse, und selten entschlüpfte ihm eine Klage, wenn er seine früheren Gönnerinnen in Blumenhagen besuchte. So geschah es, daß sie ihn für besser versorgt hielten, als er es war, und nur darauf dachten, ihn anständig zu kleiden. Zwei Jahre mochte er in Pasewalk unter den geschilderten Verhältnissen zugebracht haben, als er, um sich etwas zu verdienen, Chorschüler ward. Seine wohlklingende Stimme befähigte ihn hierzu, wiewol ihm eigentliches musikalisches Talent fehlte. Entschiedener regte sich in ihm die Liebe zur bildenden Kunst, und zwar auf eine Weise, die seinem Schicksale unerwartet eine andere Wendung gab und vielleicht für sein ganzes späteres Leben entscheidend war.

In der Bibliothek eines schon bejahrten Gelehrten, Pistorius mit Namen, der ihn liebgewonnen hatte, sah er die ersten guten Kupferstiche, von denen er, hocherfreut über diesen Fund, mehre copirte. Immer stärker aber regte sich der Wunsch in ihm, jene Meisterstücke zu besitzen. Von jugendlichem Leichtsinn verführt, erlaubte er sich mehre Bilder aus den Büchern auszuschneiden. Mit Entzücken betrachtete er im Stillen die Kupferstichsammlung, die er nach und nach gewonnen. Es dünkte ihm, als ob nur er diese Kunstwerke zu würdigen wisse, und die Freude über ihren Besitz störte auch nicht der leiseste Gedanke, daß er unrecht gehandelt. Durch einen Zufall entdeckte Pistorius jenen Raub. Er überhäufte den Knaben mit den heftigsten Vorwürfen. Als Fernow, von Furcht, Scham und Reue ergriffen, mit Thränen bat, ihm zu verzeihen, und sich zugleich anheischig machte, die entwendeten Bilder wieder zurückzugeben, schien Pistorius einigermaßen besänftigt. Mit unerbittlicher Strenge aber blieb er bei dem Vorsatze, den Notar und die Lehrer des Knaben von jenem Vergehen zu benachrichtigen. Fernow verließ ihn zum ersten Male in der trostlosesten Stimmung. Er hatte nicht den Muth, in das Haus des Notars zurückzukehren, und suchte eine Zuflucht in dem Hause der Familie Necker in Blumenhagen. Durch einen Brief des Notars, der ihn dort erreichte, wurden seine Beschützerinnen mit seinem Fehltritte bekannt, den er nicht leugnete. Mit mehr Milde und Schonung behandelt, als er erwarten konnte, betheuerte er, es sei ihm unmöglich, in das Haus des Notars zurückzukehren.

Er war damals über 14 Jahre alt, und es mußte über seine künftige Bestimmung entschieden werden. Da sich keine Aussichten für ihn zeigten zu studiren, so ward er, um die Apothekerkunst zu lernen, nach Anklam zu einem dortigen Apotheker geschickt. Fast noch ungünstiger, als seine bisherigen Verhältnisse, war jetzt seine Lage. In der Officin, mitunter auch im Hause, ward er zu den schwersten und niedrigsten Arbeiten gemisbraucht, und war der willkürlichen Gewalt eines äußerst strengen Mannes preisgegeben, der auch nicht das geringste Versehen, zu dem ihn sein jugendlicher Leichtsinn und eine angeborne Sorglosigkeit oft verführten, ungeahndet ließ. Sein leichter Sinn ließ ihn diesen Lebensdruck muthig ertragen, und er fand selbst eine Art von Genuß in der Neuheit der ihm übertragenen Geschäfte. Durch seine rastlose Wißbegierde, die ihn zum Lesen der verschiedenartigsten Bücher, besonders aber solcher Schriften trieb, die ihm in seinem Fache nützen konnten, gewann er die Liebe seines Herrn, der sein Talent und seinen guten Willen nach besten Kräften unterstützte. Seine wenigen Freistunden, und vorzüglich die Sonn- und Festtage, benutzte er in seiner Kammer zu rastlosen Studien. Die Liebe zur Kunst regte sich wieder in ihm. Er zeichnete und malte nach den damals erschienenen Chodowiecki'schen Kalenderkupfern. Auch sein poetisches Talent zeigte sich in mehren Gelegenheitsgedichten. Gleichwol ward er im Hause noch immer sehr hart gehalten. Seine Kleidung, für die sein Principal zu sorgen versprochen, war so ärmlich, daß er sich schämte, mit jungen Leuten seines Alters umzugehen. Er mußte diesen Mangel um so härter fühlen, da er von Jugend auf, durch die Fürsorge der Familie von Necker, gewohnt gewesen war, gut gekleidet, ja ge-



putzt zu erscheinen. Vergrößern mußte diese Kränkung noch sein Hang zum Frohsinn und zur Geselligkeit. Oft äußerte er in spätern Jahren, daß ihm seit jener Zeit eine gewisse Scheu und Zurückhaltung geblieben, die ihn verhindert, seine Persönlichkeit so geltend zu machen, als er es nach seinen Naturanlagen wol gekonnt hätte. Indessen hatte jenes Übel für ihn die gute Folge, daß er daheim sich seinen Studien fleißiger widmete, als es außerdem vielleicht der Fall gewesen wäre.

Die Gunst seines Principals, die er sich durch Fleiß und sittliches Betragen erworben, drohte ihm ein Ereigniß wieder zu entreißen, das zwar noch traurigere Folgen für ihn hätte haben können, doch jedenfalls in seinem Gemüthe einen tiefen und unauslöschlichen Eindruck zurückließ. Er war unvorsichtig genug, auf einen Jägerburschen, der in der Apotheke Kräuter zu kaufen pflegte, das bei Seite gestellte Gewehr im Scherz abzudrücken. Lautlos und ohne Bewegung sank der Unglückliche zu Boden. Die Kugel war grade durchs Herz gegangen. Bewußtlos eilte Fernow in den Hof hinter dem Hause. In seiner Seele lebte, wie er späterhin seinen Freunden zu erzählen pflegte, kein Gedanke, als der heiße Wunsch augenblicklicher Vernichtung. Von den äußern Folgen seines unverschuldeten Verbrechens befreite er sich zwar durch die Geistesgegenwart, mit welcher er den Hausbewohnern glaubhaft zu machen suchte, der Jäger habe sich selbst erschossen. Aber erst nach langem Kampfe in seinem Innern kehrte ihm die frühere Ruhe wieder zurück, obschon ihm die wiederkehrende Erinnerung an jene That noch nach Jahren manche Qual bereitete.

Der Gehalt, für den er, nach Beendigung seiner Lehrzeit, seinem Herrn noch ein Jahr dienen mußte, war so dürftig, daß er sich nach einer bessern Existenz sehnte. Ein Umstand trat ein, der ihn nöthigte, das Haus seines Principals zu verlassen. Nur durch schleunige Flucht konnte er sich den preußischen Werbern und dadurch dem Soldatenstande entziehen, gegen den er die lebhafteste Abneigung empfand. Mit geringer Baarschaft ergriff er den Wanderstab und begab sich nach Altona, wo ihn einer seiner ehemaligen Mitgehilfen, der dort in einer Apotheke angestellt war, freundlich aufnahm. Auf einem Ausfluge nach Hamburg lernte er dort den Apotheker Torey kennen, der ihm zu einer Anstellung in der Rathsapotheke zu Lübeck behilflich war. Sein Gehalt war zwar klein, doch hinreichend für seine mäßigen Bedürfnisse. Ersatz dafür bot ihm die anständige Behandlung, die ihm von seinem Herrn zu Theil ward, dem er sich durch seine Geschicklichkeit empfahl. Im Allgemeinen konnte er zufrieden sein, wenn er seine jetzigen Verhältnisse mit seiner Lage in Anklam verglich. Durch zwei Gehilfen unterstützt, blieb ihm hinlängliche Muße, sein Streben nach höherer Bildung zu befriedigen. Schon damals gab er sich dem rastlosen Fleiße hin, der ihn seitdem nie verließ, selbst nicht in den letzten qualvollen Tagen seines Lebens. Mit Eifer studirte er, was irgend mit Kunst und Wissenschaft in Beziehung stand. Die Liebe zur Dichtkunst und Malerei erwachte in ihm mit erneuter Kraft. Selten regte sich in einem Gemüthe ein reineres Gefühl für das Große und Schöne. Ohne sich durch einen hohen lyrischen Schwung und durch eine reiche Phantasie auszuzeichnen, empfehlen sich seine damaligen Gedichte, von denen sich jedoch nur ein Theil erhalten hat[1]), da er mehre derselben späterhin während seines Aufenthaltes in Rom verbrannte[2]), durch eine klare und anmuthige Diction. Er selbst legte auf jene poetischen Versuche in spätern Jahren wenig Werth. Nur einem einzigen Gedichte: „An Lycidas" überschrieben[3]), legte er einigen Werth bei. „Es ist vielleicht," schrieb er an Matthisson[4]), „eins meiner weniger misrathenen Kinder. Sollte es Ihnen zur Hand sein (ich habe es nicht mehr) und Sie wollten demselben eine kleine Durchsicht schenken, um zu sehen, ob es taugt oder nicht, so wäre es mir lieb. Vielleicht könnten auch einige Strophen darin gestrichen werden, wenn es hie und da zu weitschweifig sein sollte. Ich habe noch eine kleine Vorliebe für dieses Stück, nicht um sein selbst wegen, sondern in Bezug auf Erinnerungen an glückliche Tage, die es veranlaßt. Dabei," heißt es in einem spätern Briefe[5]), „überlasse ich es Ihnen überhaupt zu verantworten, daß sie mich Ungeweihten in die heiligen Reihen der Geweihten einführen wollen, und wenn in der Folge Jemand fragt: Ist Saul, der Grammatiker, auch unter den Propheten? so müssen Sie das Wort für mich führen."

Von seinen damaligen Zeichnungen haben sich nur einige mit Silberstift ausgeführte Portraits erhalten, unter ihnen auch sein eigenes und das von ihm entworfene Brustbild des ihm späterhin befreundeten Malers Carstens. Diese Portraits, wenn auch richtig gezeichnet und sauber ausgeführt, scheinen doch darzuthun, daß Fernow sich irrte, wenn er den Beruf eines praktischen Künstlers für den seinigen hielt. Genährt aber ward die Liebe zur Kunst in ihm durch die freundschaftlichen Verhältnisse, die ihn an den Maler Carstens knüpften, der späterhin zu Rom in seinen Armen starb. Ihre gegenseitige Bekanntschaft zu Lübeck fällt in das Jahr 1786. „Gleichheit der Neigungen," erzählt Fernow selbst[6]), „knüpfte bald ein inniges Freundschaftsband zwischen uns beiden. Ich war

1) In Matthisson's Lyrischer Anthologie. 16. Th. S. 51—84 und in Haug's und Weißer's Epigrammatischer Anthologie. 8. Th. S. 197—206. Man findet dort die Gedichte: Die Wünsche; die Gefährtinnen; der Sylphe; Einladung an Lycidas; Abschied von Fanny; die Lebensgöttinnen; das Schöllenthal am Gotthard; Ratzeburg; Metamorphose; Warnung; Geniuskraft u. a. m. Andere Gedichte von Fernow in K. Reinhard's Musenalmanach für das Jahr 1796, im pommerschen Archive, in Reichardt's Theaterkalender, in Bertuch's Journal des Luxus und der Moden, in Wieland's Neuem teutschen Merkur, in dem heidelberger Taschenbuche auf das Jahr 1810 u. a. Journalen und Taschenbüchern. 2) Nach seinem eigenen Geständniß in einem Briefe vom 12. Febr. 1805, in Matthisson's Literarischem Nachlaß. (Berlin 1832.) 3. Bd. S. 128. 3) s. Matthisson's Lyrische Anthologie. 16. Th. S. 78 fg. 4) s. dessen Literar. Nachlaß. 3. Bd. S. 133 fg. 5) a. a. O. 3. Bd. S. 136. 6) In dem von ihm verfaßten „Leben des Künstlers Asmus Jacob Carstens; ein Beitrag zur Kunstgeschichte des 18. Jahrh." (Leipzig 1806.) Vergl. Fernow's Leben von Johanna Schopenhauer. (Tübingen 1810.) S. 29 fg. Göttinger gel. Anzeigen. 1806. Nr. 154 u. 155. Eine Probe dieses Werkes (Fragmente aus Carstens' Künstlerleben) erschien im Neuen teutschen Merkur. 1806. März. S. 172 fg.

damals noch ein Jüngling, früh schon von einem lebhaften Triebe zur Kunst beseelt; aber in einem Lande geboren, wo dieser Trieb keine Nahrung finden konnte, hatte ich bis dahin noch nie eine Gelegenheit gehabt, ein Kunstwerk der höhern Gattung zu sehen, geschweige einen Zweck der Kunst zu erkennen, der weiter ging, als auf die bloße Nachahmung des Wirklichen. — Carstens lehrte mich zuerst eine höhere Sphäre der Kunst kennen. Der immer rege Enthusiasmus des Künstlers theilte sich der Empfänglichkeit des jüngern Freundes mit, und der gleiche Trieb, welcher bald das enge und doch freie Verhältniß des Lehrenden und Lernenden erzeugte, knüpfte zugleich das Band der Freundschaft mit jedem Tage fester. Die Kunst war der stete Gegenstand unserer Unterhaltungen, unserer Übungen, unserer Wünsche und Plane für die Zukunft, und so verflossen uns, in einer von Außen sehr beschränkten Lage, die uns auf verschiedene Weise gefesselt hielt, zwei glückliche Jahre vereinten Strebens und Genusses, die uns in der Folge das Schicksal noch ein Mal, aber freier, schöner und in verdoppeltem Maße, in Rom vergönnte."

Einen neuen Genuß, nächst seinen Studien, gewährte ihm das Theater. Er interessirte sich so lebhaft dafür, daß nur die überwiegende Liebe zur bildenden Kunst und Mangel an Vertrauen auf seine Persönlichkeit ihn von dem Entschlusse abhielt, sich der Bühne zu widmen. Mit mehren Mitgliedern derselben, und besonders mit dem Director, war er näher bekannt geworden, und hatte sich dem Letztern durch einige Epiloge und Theaterreden empfohlen. In diesen Verhältnissen verlebte er manche gesellige und genußreiche Abende. Seinem Fleiße thaten jedoch die mannichfachen Zerstreuungen keinen Eintrag, und seine Liebe zur bildenden Kunst blieb ungeschwächt. Sein Interesse an dem Apothekerfache hatte sich vermindert, als er sich sagen mußte, daß es nichts Neues mehr für ihn zu lernen gab. Arm und ohne Freunde, zeigte sich ihm auf der Laufbahn, die er betreten, nur die traurige Aussicht, ewig zu bleiben, was er war. Durch Portraitzeichnen und Unterrichtgeben hoffte er, bei seiner Genügsamkeit, sich die Mittel zu einer unabhängigen Existenz zu verschaffen. Besonders gefiel er sich in dem Gedanken, sich in Italien ganz zum Künstler zu bilden. Der Aufenthalt in Lübeck misfiel ihm, seit Carstens im Frühjahre 1788 jene Stadt verlassen und sich nach Berlin gewandt. Offen erklärte er seinem Principale, der einen so geschickten und fleißigen Gehilfen ungern verlor, daß er dem Apothekerfache gänzlich entsagen und Maler werden wolle. Diesen Entschluß führte er, aller Überredung ungeachtet, noch im Frühjahre 1788 wirklich aus, und begab sich zuerst nach dem drei Meilen von Lübeck entfernten Städtchen Ratzeburg.

Auf einer Insel, in einem spiegelhellen See gelegen, zog ihn die genannte Stadt mit ihren anmuthigen Umgebungen ungemein an[7]). Das Gefühl, von den Fesseln eines ihm längst verhaßten Standes befreit zu sein, ließ ihn alle Plane für die Zukunft vergessen. Er sorgte, so gut er konnte, für eine häusliche Einrichtung, und freute sich in seinem kleinen, kaum sieben Fuß hohen Zimmer, als mehre Bestellungen zu Portraits in der damals sehr beliebten Manier mit Silberstift an ihn eingingen. Durch den Unterricht, den er im Zeichnen ertheilte, suchte er seine mäßigen Einkünfte zu vermehren. Er war allmälig mit mehren jungen Leuten seines Alters bekannt geworden, die er durch seinen Humor und seine geistreiche Unterhaltung unwiderstehlich fesselte. Fernow genoß wieder die Freuden des geselligen Lebens, die ihm das Schicksal seit seiner Kindheit entzogen. Am Innigsten schloß er sich an Ludwig Gottlieb Karl Nauwerk an, der damals bei seinen Ältern in Ratzeburg lebte und späterhin dort die Stelle eines herzogl. mecklenburg-strelitzischen Kammersecretairs und Registrators erhielt. Sein Verhältniß zu Fernow war fast das nämliche, wie das des Letzteren zu Carstens in Lübeck gewesen war, mit dem Unterschiede, daß beide an Jahren gleicher waren. Fernow unterrichtete seinen Freund im Zeichnen, und das Verhältniß des Lehrers zum Schüler schwand vor der warmen Lebenslust, die beide durchglühte. Ihr fröhliches Zusammenleben, unter abwechselnden Kunststudien und Wanderungen durch die Umgegend, schildert ein Brief Nauwerk's[8]).

Durch einen englischen Sprachlehrer, der sich in Ratzeburg niederließ, ward Fernow veranlaßt, jene Sprache zu lernen. Er machte darin so rasche Fortschritte, daß er schon nach einigen Monaten mehre englische Classiker lesen und sie Andern erklären konnte. Längere Zeit beschäftigte ihn eine Übersetzung Ossian's in Jamben. Wichtig ward für ihn die auf einer Reise nach Zelle angeknüpfte Bekanntschaft Ramdohr's. Sie fällt in das Jahr 1789. „Er ist lange in Italien gewesen," schrieb Fernow an einen Freund, „und ich habe äußerst angenehme Stunden bei ihm zugebracht. Seine Bekanntschaft ist ein wesentlicher Gewinn für mich, und ich rechne sie unter die glücklichsten, die ich gemacht habe. Er hat meine Kunstliebe, die wegen Mangel an Nahrung zuweilen einzuschlummern drohte, jetzt wieder zur hellen Flamme angefacht, und mein schönster Wunsch wäre, mit ihm nach Rom zu reisen. Wer weiß, was noch einmal geschieht."

In solcher Stimmung nahm er sein dem Rector der Schule zu Ratzeburg gegebenes Wort wieder zurück, zu Güstrow eine Lehrerstelle zu übernehmen und dort besonders Unterricht im Zeichnen zu ertheilen. „Was soll mir," schrieb er an Nauwerk, „der Aufenthalt in Güstrow helfen? Wie kann ich da Fortschritte machen? Und kann ich wol hoffen, dort so vielen Verdienst zu finden, daß ich dadurch in den Stand gesetzt würde, eine Reise auf eine Akademie, oder nach Rom zu thun? Daß ich dort mit dem Blutwenigen, was ich vielleicht kann, versauern soll, ist ein Gedanke, den ich mir nicht einmal denken mag. In vieler Rücksicht ist mir dein letzter Brief sehr willkommen und sehr merkwürdig gewesen; denn er ist's, der meinem bisherigen Schwanken zwischen Neigung und Pflicht Bestimmung und Ausschlag gibt. Man würde

7) Fernow verewigte sie in dem Gedichte: Ratzeburg, vom J. 1788, in Matthisson's Lyrischer Anthologie. 16. Th. S. 74 fg.

8) Im Auszuge mitgetheilt in Fernow's Leben von Johanna Schopenhauer. S. 37 fg.

mich mit Recht für einen Thoren halten, wenn ich nach Güstrow ginge."

Mit diesem Entschlusse war Fernow zu Ende des Winters 1790 wieder nach Ratzeburg zurückgekehrt. Er begann seine frühere Lebensweise, ohne einen bestimmten Plan für die Zukunft. Viel beschäftigte er sich damals mit poetischen Arbeiten, mit erotischen Gedichten im Geschmack des Grecourt und Lafontaine, und freien Nachbildungen ähnlicher Dichtungen. Mitunter nahm er auch den Stoff aus mündlichen Erzählungen, die er versificirte. Doch verließ er das Gebiet der Dichtkunst bald wieder. Ein damaliger Brief Nauwerk's schildert ihn mit den Worten: „Schon die ganze Anlage seiner Persönlichkeit bestimmte Fernow zu einem echten Adepten der Aristippischen Lebensweisheit; er strebte seine ganze moralische und physische Kraft zu üben. Mit Geist, Herz und Sinn nahm er Licht, Wärme, Bild und Ton auf, womit ihn das Leben umgab. Jedem Genusse war er offen, keinem jagte er nach. Alle Kräfte standen bei ihm in schönem Gleichgewichte. Nicht abgeneigt der Speculation, verfiel er nie in frucht- und formlose Grübelei. Bei einer regen Phantasie war er frei von aller Schwärmerei; mit einem, jedem schönen Gefühle offenen Herzen verfiel er nie in jene weichliche Sentimentalität, die so selten das Gemüth befriedigt. Offen, natürlich und anspruchslos in Allem, was er that und redete, erfreute er durch seine ruhige, stets gleiche Heiterkeit und den leichten Witz, der seine Unterhaltung belebte, Alles, was sich ihm nahte. Seine Sinne waren rege, und seine damals sehr starke Constitution erlaubte ihm, das Leben mit Lust zu ergreifen. Dennoch überschritt er nie die Grenzen der Mäßigkeit, und erstickte nicht die edlere Gemüthlichkeit im Taumel geist- und herzloser Schwelgerei. Kurz, ich habe Wenige kennen gelernt, deren Anlagen und Kräfte in einer so glücklichen Harmonie sich ausgebildet und gewirkt hätten. Aus dem herrlichen Einklange seines ganzen Wesens erwuchs diese ruhige Behaglichkeit und dieser nie getrübte Sinn, womit er nur die schöne Seite des Lebens auffaßte, und wie die gesunde organische Natur, nur den wohlthätigen Nahrungsstoff verarbeitete, und die heterogenen Bestandtheile von sich stieß" [9]).

Sein bisheriger Aufenthalt in Ratzeburg hatte für ihn seinen Reiz verloren, seit ihn das Schicksal von seinem Freunde Nauwerk getrennt hatte, der im Sommer 1790 nach Göttingen gegangen war. Auch in Ludwigslust, der Residenz des Herzogs von Mecklenburg-Schwerin, wohin sich Fernow um diese Zeit begab, beschäftigte er sich mit Unterrichtgeben im Zeichnen und mit Portraitmalen. Der Gedanke, sich der Kupferstecherkunst zu widmen, ward in ihm durch die Bekanntschaft eines jungen Frauenzimmers aus Weimar geweckt, die einen tiefen Eindruck auf sein Herz machte und ihm durch ihre Connexionen in der genannten Residenz eine erfreuliche Aussicht für sein Künstlerstreben eröffnete. Er versprach ihr, dorthin zu folgen. Doch wollte er zuvor nach Schwerin gehen, und dort das nöthige Geld zu erwerben suchen, um einige Zeit in Weimar leben zu können und sich ausschließlich der Kupferstecherkunst zu widmen. Mit mancher Entbehrung hatte er eine, für ihn nicht ganz unbeträchtliche Summe zusammengebracht [10]). Die Hoffnung auf die versprochene Unterstützung in Weimar sah er indessen bald nach seiner dortigen Ankunft so gänzlich vereitelt, daß er sich über sein zu leicht gefaßtes Vertrauen die bittersten Vorwürfe machte. Im innersten Gemüthe zerrüttet, ging er nach Jena, ohne einen bestimmten Plan für die Zukunft. Eine dunkle Idee schwebte ihm vor, nach Dresden zu gehen und dort sein Künstlertalent auszubilden. Verändert ward sein Entschluß durch den tiefen Eindruck, den eine philosophische Vorlesung Reinhold's auf ihn machte [11]). Durch einen Aufsatz und einige Gedichte war er diesem Gelehrten näher bekannt geworden, der ihn seitdem seines Umganges würdigte und ihm dadurch noch nützlicher ward, als durch seine Vorlesungen.

Im J. 1793 verließ er Jena. Die Veranlassung hierzu und die erfreulichen Aussichten, die ihm Reinhold für die Zukunft eröffnete, schildert ein Brief Fernow's an seinen Freund Nauwerk vom 16. Nov. 1793. „Mein Schicksal," heißt es dort [12]), „hat seit vier Monaten eine, wie es scheint, sehr günstige Wendung für mich genommen, grade zu einer Zeit, wo ich schon auf jeden Sonnenblick des Glückes resignirt hatte, zu einer Zeit, wo ich, was meine physische Lage betraf, äußerst bedrängt und armselig leben mußte, obgleich ich auf der anderen Seite diese Zeit in Rücksicht auf intellectuelle und moralische Ausbildung meines Geistes für eine der glücklichsten meines Lebens halte und stets halten werde, um so mehr, weil in ihr der Keim zu einer frohern Zukunft sich entwickelte, der ich nun mit frohem Herzen und besserem Blicke entgegensehe. Mein Verdienst war in Jena äußerst karg. Bei aller Einschränkung konnte ich dort kaum subsistiren. Aber die vortreffliche Gelegenheit, meinen Kopf und Geschmack wenigstens theoretisch auszubilden, und manche nützliche Kenntnisse einzusammeln, ließ mich diese Unannehmlichkeit leicht verschmerzen. Reinhold's Unterricht und freundschaftlicher Umgang, welchen letztern ich über drei Vierteljahre lang genossen habe, hatten zu viel Reiz für mich, daß ich darüber nicht das Drückende meiner Lage gern vergessen hätte. Ich habe diesem Manne, dem edelsten, den ich je kannte, unendlich viel zu verdanken; er hat in meinem Kopfe gewaltig viel aufgeräumt und ihm hab' ich auch die Wendung meines Schicksals zu danken. Ich muß dir von jener Zeit meine Fata der

9) s. Johanna Schopenhauer a. a. O. S. 44 fg. Vgl. Jördens in dem Lexikon teutscher Dichter und Prosaisten. 6. Bd. S. 893.

10) In die Zeit seines Aufenthaltes zu Schwerin fällt sein wenig bekannt gewordenes „Sendschreiben an den Schauspieldirector Herrn Fischer, über das schwerinsche Theater." (Schwerin 1792.)

11) Er schrieb darüber einem Freunde: „Wie betäubt von den hohen und herrlichen Offenbarungen, die ich hier vernommen hatte, verließ ich Reinhold's Auditorium mit dem Entschlusse, ich möchte subsistiren, auf welche Art es auch sei, diese glückliche Gelegenheit zur Aufräumung in meinem Kopfe zu nutzen, und wenn auch nur ein Jahr auf der Universität zu bleiben und Reinhold's Vorlesungen zu besuchen.

12) s. Johanna Schopenhauer a. a. O. S. 54 fg.

Ordnung nach erzählen. Für's Erste und im Allgemeinen sag' ich dir nur, daß ich mit dem Professor Baggesen aus Kopenhagen eine Reise durch die Schweiz, Italien, Sicilien und Spanien machen werde. Wie ich zu diesem Glücke gelangt bin, will ich dir nun der Länge und Breite nach erzählen. Ich war bereits mit Reinhold so bekannt, daß ich täglich, vorzüglich des Abends, einige Stunden in seiner Familie verleben und ihn zu jeder Zeit in geschäftsfreien Stunden besuchen konnte. In diesem Sommer besuchte ihn Baggesen auf einer Durchreise in Jena. Ich lernte ihn bald kennen, malte ihn und seine Frau einige Male, wurde genauer mit ihm bekannt, und hatte das Glück, ihm so zu gefallen, daß er mir schon am fünften oder sechsten Tage den Antrag that, ihn auf seiner Reise zu begleiten. Das waren Worte des Himmels für mich! Ich wußte nicht, ob ich meinen Ohren trauen sollte. Ich nahm seinen Antrag mit Entzücken an. Wir beredeten am folgenden Tage die Sache ausführlicher, und er gab mir die feste Versicherung, daß von seiner Seite kein Hinderniß je stattfinden solle, die Mitreise rückgängig zu machen; aber die Bedingung war dabei, daß ich zusehen müsse, wie ich nach Bern komme, weil es ihm an Platz fehlte, mich dahin mitzunehmen. Er reiste Ende Juli aus Jena, und ich folgte ihm verabredetermaßen am Anfange der Michaelisferien. Ich würde bis dahin gehungert haben, wenn es nöthig gewesen wäre, um mir Reisegeld zu ersparen; aber dessen bedurfte es nicht. Durch Reinhold's Betriebsamkeit bekam ich noch Arbeit, theils in Jena, theils bei Wieland in Weimar, sodaß ich zu gehöriger Zeit meine Reise zu Fuß nach Bern antreten konnte."

Auf dem Wege dorthin besuchte er Schiller, der sich damals in Ludwigsburg im Kreise seiner Verwandten und Jugendfreunde aufhielt. Bei ihm, wie späterhin bei Lavater in Zürich, fand er freundliche Aufnahme. Getrübt ward seine heitere Stimmung durch mancherlei Besorgnisse, die Lavater in ihm erregt hatte. Fernow sprach sich darüber mit Offenheit aus in einem Briefe an Reinhold. „Mit einem halben Laubthaler," schrieb er, „bin ich in Zürich angekommen, und noch dazu in einer so ungünstigen Zeit, daß ich noch nicht habe an Baggesen schreiben können, und hier in einem theuern Gasthofe mehre Tage leben muß, ohne gewiß zu sein, ob ich sogleich Geld erhalte. Doch das möchte alles noch sein, wenn ich jetzt nur nicht mit Wahrscheinlichkeit fürchten müßte, daß alle meine Aussichten zu Wasser werden. Jetzt vermisse ich Ihren Rath und Zuspruch. Es wäre hart vom Schicksale, wenn ich in dem Momente, wo ich in den Himmel hineinblicke, wo ich über alle Hindernisse gesiegt zu haben glaube, wieder zurückgestoßen würde, und wenn der Mann, der so vielen Tröster und Rathgeber war, wenn Lavater grade für mich, und ohne es zu wollen, diesen Unfall entschiede. Er nimmt vielen Theil an mir, denn ich habe ihm meine Lage frei und offen entdeckt; aber er sagt: es sei um so mehr Pflicht für ihn, Baggesen ernstlich zu ermahnen, daß er bedenke, was er thue. Ich muß ihm hierin Recht geben, so sehr mein Herz bei dem Gedanken blutet, alle meine Hoffnungen scheitern zu sehen. Und wahrlich, so untröstlich ich sein würde, wenn meine Reise nicht zu Stande käme, so würde ich doch dies große Opfer freiwillig darbringen und nicht murren, sobald ich sähe, daß ich einem Freunde, der mir wohl will, zur Last fallen, oder ihn in Verlegenheit setzen könnte. Erst morgen kann ich an Baggesen schreiben. Ich habe mir vorgenommen, ihm gleichfalls offenherzig zu sagen, was ich unter diesen Umständen sagen muß. Ich werde ihn beschwören, selbst zu entscheiden, was er kann und will, und sich weder durch Lavater's Besorglichkeiten, wenn sie nicht gegründet sind, noch durch sein mir gegebenes Wort und durch meine Verlegenheit irre machen zu lassen. Sein Versprechen soll ihn gar nicht binden; aber ich möchte auch auf der anderen Seite nicht gern durch das besorgliche Einreden eines Andern, wär es auch Lavater's, ein so großes Glück verscherzen. — In einigen Tagen muß mein Schicksal entschieden sein. Der Wurf falle, wie er wolle, ich bin nicht unvorbereitet. Das Jahr, das ich in Ihrer Schule zugebracht habe, hat mich die Kunst gelehrt, mich durch Gründe zu trösten, die für jede Widerwärtigkeit des Lebens unüberwindlich sind. Eine waltende Vorsehung, der ich vertraue, ein gutes Gewissen und Besonnenheit sind drei mächtige Stützen, die uns in jedem Unglücke aufrecht halten."

Von dieser Unruhe befreite ihn am 27. Oct. ein Brief Baggesen's, den ein Louisd'or begleitete. „Kein Mensch," schrieb er den 9. Nov. an Reinhold, „kann in größerer Angst acht höllenbange Tage verleben, als ich in Zürich, kein Mensch freudetrunkener sein, als ich in jenen Momenten, wo ich Baggesen's entscheidenden Brief erhielt, der alle meine Unruhe endete. — Die Wonne des Augenblickes, wo ich ihn umarmte, wage ich Ihnen nicht zu beschreiben." Über seinen Reiseplan äußert sich Fernow in einem Briefe an seinen Freund Nauwerk, aus Bern vom 16. Nov. 1793 datirt: „In Zeit von acht Tagen gehe ich mit Baggesen über Zürich, Augsburg, München, Salzburg und Linz nach Wien, wo wir uns einige Monate aufhalten werden, und dann zu Ende des Winters von da unseren Weg durch einen kleinen Theil von Ungarn und Kärnthen nach Venedig nehmen. Von da werden wir, nach einem hinlänglichen Aufenthalte, um alles Merkwürdige zu sehen, über Mantua, Verona und Mailand im Frühjahre wieder nach Bern zurückkehren. Gegen künftigen Herbst treten wir sodann die große Reise nach Italien, Neapel und Sicilien an. Ich habe während der Reise Alles frei, was ich brauche; blos während eines längeren Aufenthaltes an diesem oder jenem Orte lebe ich, wenn ich etwas verdienen kann, auf meine Kosten. Ich schmeichle mir, daß Baggesen's Bekanntschaft mir auch für die Zukunft von großem Nutzen sein wird; und daß ich vielleicht in Dänemark den Rest meines unstäten Lebens zubringen werde." Über seine Studien äußert sich Fernow in diesem Briefe mit den Worten: „Der erotischen Muse habe ich für immer Lebewohl gesagt. Ich will mit keiner Geliebten leben, die ich nicht auch öffentlich produciren kann, und ich denke auch seit Jahr und Tag über manche Dinge ganz anders, als ehemals. Überhaupt werde ich mich wol in der Folge weniger mit klei-

nen poetischen Arbeiten beschäftigen; denn im Grunde kommt doch bei dergleichen Tändeleien nichts Genugthuendes heraus. Aut Caesar aut nihil. Jetzt lerne ich mit aller Gewalt Italienisch und wir werden es in Wien eifrig fortsetzen, um uns so gut wie möglich zu unserer italienischen Reise zu präpariren.

Aus Wien schrieb Fernow den 1. Jan. 1794 an Reinhold: „Ich weiß meinen Eintritt in das neue Jahr und in Ihre Vaterstadt nicht würdiger zu feiern, als durch eine Unterhaltung mit Ihnen. So lange ich hier bin, werde ich der waltenden Vorsehung danken, daß sie mich auf dem labyrinthischen Pfade meines Lebens grade zu einer Zeit zu Ihnen führte, wo jede heitere Aussicht vor meinem Blicke zu verschwinden schien, wo ich auf das, was in meiner Lage mein höchstes Glück sein mußte, bereits resignirt hatte, daß die Vorsehung unter Tausenden mich des Vorzuges würdigte, den Faden meines Schicksals an Ihr und Baggesen's seltenes Bündniß zu knüpfen, und mir dadurch eine Quelle süßerer Freuden zu eröffnen, als ich bis dahin kannte, deren Besitz, selbst in meinen kühnsten Hoffnungen, ich mir nicht einzubilden wagte. Noch unendlich viel verdanke ich Ihnen außerdem. Ihre Lehren haben meinem Geiste in dem ungewissen Dunkel, worin er umherirrte, einen sicheren Leitstern gezeigt und Regionen geöffnet, die ihm sonst für immer verschlossen geblieben wären. Ihr Unterricht hat mich den hohen Werth des Lebens schätzen, die einzige Bestimmung meines Daseins kennen, lieben und erringen gelehrt."

Von Wien ging die Reise über Triest nach Venedig. Fernow's Tagebücher enthalten eine ausführliche Schilderung seiner Erlebnisse. Durch Familienverhältnisse war Baggesen genöthigt worden, statt der Fortsetzung der Reise an die Rückkehr zu denken. Er ging mit seinem Freunde nach Padua, Vicenza, Verona, Mantua, Modena, Bologna und Florenz, und kehrte dann über Como und den Gotthard wieder nach Bern zurück. „So ist," schrieb Fernow, „unsere erste Reise glücklich geendet. Manches, worauf ich mich so sehr freute, was die Phantasie mir nach ihrer Willkür vormalte, steht jetzt, wenngleich weniger reizend, doch wahrer vor meiner Seele. Vieles hat meine Erwartung getäuscht, Vieles sie übertroffen. Meine Neigung zur Kunst ist durch den Anblick so vieler Meisterwerke leidenschaftlicher, mein Geschmack reiner und kritischer geworden, und ich darf hoffen, daß mein längerer Aufenthalt in Italien mich in den Stand setzen wird, kein blos handwerksmäßiger Künstler zu sein."

Die hohen Anfoderungen, die er in dieser Hinsicht machte, zeigt die nachfolgende Stelle in einem Briefe an Reinhold vom 11. Febr. 1794 [13]): „Nie hab ich das Unvermögen meines geringen Talentes, Geist und Charakter eines lebendigen Urbildes lebendig und geistvoll in die todten Züge einer Zeichnung zu übertragen, inniger empfunden, als bei dem Versuche, Ihnen ein ähnliches Bild Ihrer Schwester zu liefern, und nie habe ich zugleich so heiß gewünscht, ein vollendeter Meister in meiner Kunst zu sein, als in jenem Augenblicke. Nicht allein das Vermögen, den Geist des Urbildes richtig zu fühlen und mit der Einbildungskraft aufzufassen, sondern auch das Vermögen, ihn ebenso treu, wahr und lebendig in der Nachbildung wieder darzustellen, ist die Bedingung der Meisterschaft in der Kunst. Das Erstere glaub' ich mir zutrauen zu dürfen, denn sonst würde ich an meinem Weiterkommen mit Recht verzweifeln; aber das Letzte ist eine noch nicht überwundene Schwierigkeit für mich. Wie lange sie es bleiben, ob sie es je für mich zu sein aufhören wird, das kann, neben meinem guten Willen, allein vom Schicksale abhängen. Ich schätze mich schon glücklich, daß meine gegenwärtige Lage eine günstige Wendung meines Schicksals mich wenigstens hoffen läßt. Wird es mir möglich, daß ich einst Italien auf längere Zeit sehen kann, und nicht blos auf einer flüchtigen Durchreise, so verzweifle ich nicht an der Erreichung jenes mir noch Fehlenden; wo nicht, so war meine Hoffnung freilich ein leerer, aber doch süßer Traum, aus dem ich wenigstens mit dem tröstenden Bewußtsein erwachen werde, daß die Schuld meiner Mittelmäßigkeit nicht an mir lag. Und so gehe ich meinem Verhängnisse mit heiterer Stirn entgegen."

Fernow's heißer Wunsch, Rom zu sehen, ward erfüllt durch die großmüthige Unterstützung, die ihm der Baron Herbert und der Graf Burgstall zu einer nochmaligen Reise nach Italien gewährten. Seinem Freunde Nauwerk schrieb er darüber am 16. April 1794: „Mein Ausflug durch das südliche Teutschland und Oberitalien, von dem ich seit vierzehn Tagen wieder in Begleitung meines Baggesen hierher (nach Bern) zurückgekehrt bin, war nur die Morgenröthe des seligen Tages, dem jetzt mein Herz entzückt entgegen jauchzt. In einigen Wochen wandere ich wieder nach Italien zurück, um das innere Heiligthum selbst zu betreten, in dessen Vorhöfen ich diesen Winter mit so innigem Entzücken umherwandelte. Bald eile ich nach Rom, um meine neue Laufbahn zu beginnen. Dort finde ich auch unseren Carstens wieder, und dies macht mein Glück vollkommen. Wie werd' ich meinen Durst stillen aus der lebendigen Quelle. Wuchern will ich mit meiner Zeit, mehr als der eigennützigste Israelit mit seinem Golde. Das muß ich, wenn ich noch zu etwas gelangen will; denn meine Jugend ist dahin geflohen, ehe ich mich aus dem Staube hervorarbeiten konnte. Ich habe bereits die Periode meines männlichen Alters betreten, bin 30 Jahre alt, ich muß also retten, was noch zu retten ist, ehe der Abend einbricht. Wetteifer, der stete Anblick des Herrlichsten, was von alter und neuer Kunst dort vorhanden ist, und mein Carstens, den ich mir zum Mentor erkoren habe, werden meinen Eifer und meine Schritte beflügeln."

Sein anderthalbjähriges Studium der Philosophie und Ästhetik, meinte er in einem spätern Briefe, werde ihm dabei gut zu statten kommen. „So überflüssig auch," schrieb er, „dem Künstler von Genie und praktischer Übung alle Theorien der Kunst und alles Philosophiren über dieselbe sind, so unentbehrlich sind sie dem Kunstkenner, wenn er etwas Gescheidtes darüber sagen will. Und gewiß wird der Einfluß der kritischen Philosophie auch

13) s. Johanna Schopenhauer a. a. O. S. 99 fg.

auf die Bildung des Geschmacks an schönen Kunstwerken wichtig sein, wenn ihre Grundsätze von kunsterfahrenen Kennern bei Beurtheilung solcher Werke richtig angewendet werden. In diesem Felde ist noch viel unangebautes Land, soviel auch über Kunst bisher geschrieben ist. Wenn ich einst mehr Muße habe, werd' ich meine Reise und meine Reflexionen weiter ausarbeiten. Besonders denke ich in der Folge, wenn ich erst mit den Kunstwerken inniger vertraut bin, Einiges darüber zu schreiben, aber nicht eher als nach einem fleißigen Studium und Anwendung richtiger ästhetischer Principien [14])."

Die letzte Zeit seines Aufenthaltes in Bern hatte Fernow fast ausschließlich auf Erweiterung seiner italienischen Sprachkenntnisse und auf die Verfertigung von Portraits verwendet. Vom Anfange des April bis Ende Juli zeichnete er deren 18. Er versagte sich fast die unentbehrlichsten Bedürfnisse, und lebte manchen Tag nur von Wasser und Brod, um einiges Reisegeld zu erübrigen. Seine ungewöhnlich feste Gesundheit machte ihm jede Entbehrung leicht. Er hatte keinen Sinn mehr für die Gegenwart. Sein Denken und Streben ging jenseit der Alpen. „Im Ökonomisiren," schrieb er am 24. Mai 1794 an Reinhold, „nehme ich's mit Jedem auf, wenn es die Umstände nöthig machen. Ein Stück Brod, ein Stück Leinwand und Studium Rafael's, mehr bedarf es in Rom nicht, mich glücklich zu machen."

Am 29. Sept. 1794 war Fernow dort angelangt. „Mit hochklopfendem Herzen," wie er selbst schreibt, „beseelt von einem unaussprechlichen Gefühle, wie beim Eintritte in eine schöne Welt" war er zur Porta del Popolo eingewandert. Er hielt jenen Tag für den entscheidendsten seines Lebens. Das Ziel, das er nie zu erreichen geglaubt, lag jetzt vor ihm, und seine kühnsten Hoffnungen sah er erfüllt. Groß war seine Freude, seinen Freund Carstens nach sechsjähriger Trennung wiederzusehen. Er fand ihn durch anhaltende Kränklichkeit im Äußern verändert, aber Herz und Geist waren dieselben geblieben. Fernow ward sein Hausgenosse und durch ihn mit den Kunstschätzen Roms bekannt. „Sein Umgang," schrieb er, „ist für mich keine kleine Zuthat zu der Glückseligkeit, in Rom zu leben. Er ist der Einzige in Rom, der auf dem Wege der alten großen Meister des 15. und 16. Jahrh. wandelt, und er thut es mit eigenthümlichem Geiste." Über das Verhältniß zu seinem Freunde und über ihr beiderseitiges, dem Studium und Genuß der Kunst gewidmetes, Leben äußerte Fernow sich späterhin in der von ihm verfaßten Biographie seines Freundes.

In dem rastlosen Streben, seine Begriffe von der Kunst zu berichtigen, schreckte ihn oft der Gedanke, ob er nicht, ehe er die Schwierigkeiten des mechanischen Theiles derselben überwunden, zu alt werden möchte. Er wollte etwas Tüchtiges leisten. Alles Halbe und Mittelmäßige widerstrebte seiner Natur. So kam ihm der Entschluß, sich vorzugsweise mit der Kunsttheorie zu beschäftigen. Er erklärt sich darüber in einem an Reinhold gerichteten Briefe. — „Ich treibe hier nicht, das wissen Sie längst, wie ich wähnte und wollte, die Kunst praktisch. Ein Paar Aufsätze im Merkur [15]) werden es Ihnen bestätigt haben. Ich glaube, meinem richtigen Selbstgefühle zufolge, besser daran gethan zu haben, als ich den theoretischen Theil der Kunst zu meinem künftigen Felde wählte, und die Aussicht, daß ich auf diesem Wege vielleicht nützlicher sein kann, als auf einem anderen, rechtfertigt meinen Entschluß für mich selbst. Meine ersten Schritte, diese Aussicht zu realisiren, gehen gut von statten. Ich habe es in der kurzen Zeit meines Hierseins wenigstens dahin gebracht, manchem Künstler die Nothwendigkeit einer höheren Geistesbildung, als der Handwerker bedarf, begreiflich und fühlbar zu machen, dabei den Vortheil, mit den besten Künstlern des gegenwärtigen Roms in genauerem Umgange zu leben, und so nicht blos in den Werken der Alten, die bereits als Muster für alle Nachkommenschaft dastehen, sondern auch das lebendige Streben des jetzigen Kunstgeistes, der diesen großen Vorbildern mit Glück nachstrebt, den Geist und das Wesen der Kunst gründlich zu studiren, und meine Erfahrungen und praktischen Kenntnisse auf die philosophische Grundfeste zu stützen, die ich aus unserem Vaterlande mit hierher gebracht habe."

Erleichtert wird ihm sein Aufenthalt in Rom durch einen Jahrgehalt von 200 Rthlrn., die er dem Barone Herbert und dem Grafen Burgstall verdankte. Als jedoch diese Unterstützung im zweiten Jahre seines Aufenthaltes in Rom aus unbekannten Ursachen ausblieb, war er genöthigt, auf anderweitige Mittel für seine fernere Subsistenz zu denken. „Ich habe," schrieb er, „aufgefodert von einigen denkenden Künstlern und Kunstfreunden, eine Reihe von Vorlesungen über die Kunst nach Kantischen Principien ausgearbeitet, die ich diesen Winter wöchentlich zwei Mal Abends in der Wohnung des Prinzen August von England halte. Mein Auditorium, das aus Künstlern, Gelehrten und Kunstfreunden besteht, ist 36 Personen stark. Meine ersten Stunden haben das Glück gehabt, nicht zu misfallen und mir das Vertrauen für die künftigen zu erwerben. Ich bestrebe mich, meine Vorlesungen besonders nach Ort und Personen und dem Bedürfnisse der letztern einzurichten; denn so angebaut die Phantasie so mancher Künstler ist, so öde und wüste ist meistentheils ihr Verstand. — Man irrt sich, wenn man hier einen Zusammenfluß von Genie und Talenten aller Art unter den Künstlern der mancherlei Nationen, die hier studiren, oder Studirens halber hier sind, zu finden

14) Er führte diese Idee zum Theil aus in den späterhin von ihm herausgegebenen „Römischen Studien." (Zürich 1806—1808.) 3 Bde. Sein Plan war, die einzelnen Aufsätze in diesem Werke zu einem organischen Ganzen, zu einer Art von Ästhetik für Künstler zu vereinigen. Vergl. Bibliothek der redenden und bildenden Künste. 5. Bd. 2. St. S. 408 fg. Besonders abgedruckt ward aus den römischen Studien Fernow's Aufsatz über den Bildhauer Canova und dessen Werke. (Zürich 1806.) Vergl. Wieland's Neuen teutschen Merkur. 1808. 3. Bd. S. 281 fg.

15) Über den Styl in den bildenden Künsten (in Wieland's Teutschem Merkur. 1795. April. S. 401 fg. Mai. S. 3 fg. Juli. S. 263 fg. August. S. 400 fg.). Über einige neue Kunstwerke des Herrn Professor Carstens in Rom. (Ebendas. 1795. Juni. S. 158 fg.)



glaubt. Die Teutschen haben jetzt die besten Künstler hier, und unter den Funfzig, welche etwa in Allem hier sein mögen, sind höchstens vier bis fünf, die entschiednes Kunsttalent besitzen. — Das große Bedürfniß ist daher, diesen Menschen die ganze Wichtigkeit und Würde der Kunst fühlbar zu machen, und dies ist auch der Hauptzweck meiner Vorlesungen. Ich gewinne nur wenig damit, oder vielmehr, wenn ich die Zeit und Mühe gegen den baaren Ertrag in die Wage lege, so gewinne ich gar nichts. Auch habe ich meinen Preis mit Absicht so gestellt, daß Niemand Eigennutz dabei erwarten konnte; denn der große Haufe ist mehr aus Neugier, als Bedürfniß dazu bewogen worden; ich hoffe indessen, es werde mir gelingen, sie in dieses allmälig zu verwandeln. Um auch auf eine andere Art die Cultur des Kopfes zu erleichtern, habe ich eine gemeinschaftliche Bibliothek eingerichtet, um die dem Künstler unentbehrlichen Bücher, die Übersetzungen alter Classiker, neuere Dichter u. a. Schriften allmälig anzuschaffen.

Bei seiner Uneigennützigkeit konnte ihn die in diesem Briefe erwähnte Erwerbsquelle nicht vor drückenden Sorgen schützen. „Seit dem Mai und schon früher," schrieb er im November 1795 an Reinhold, „ist ein Wechsel von 150 Gulden, wie mir Baggesen schrieb, für mich unterwegs; aber noch habe ich nichts davon gesehen. Ich weiß nicht, ob ich ihn noch erwarten darf. Aber daß ich ihn wahrhaft nöthig hätte, daß ich oft in größter Bedrängniß lebe, daß ich, bei dem besten Willen und Fleiße, doch sogleich im ersten Jahre nicht vermocht habe, soviel aufzutreiben, auch nur meine dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen, das weiß ich desto gewisser; auch die Lehre, die daraus fließt, weiß ich zu beherzigen, und ich strebe nur nach dem einzigen Glücke, mir selbst mein rechtliches Auskommen erwerben zu können." Nicht entmuthigt durch diesen Lebensdruck, den ihm seine Mäßigkeit und Genügsamkeit ertragen half, legte er in einem Briefe vom 18. Juli 1796 seinem Freunde Reinhold das Geständniß ab: „Ich fühle mich glücklich, daß ich endlich, und noch frühe genug, um nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben, eine meinen Wünschen, und wenn ich mich nicht betrüge, auch meinen Kräften angemessene, Laufbahn gefunden habe, von der mich auch hoffentlich nichts wieder abziehen wird. Nie habe ich mit innigerem Triebe an einer Geistesbeschäftigung gehangen; nie hat der Pflichtgedanke, dem kurzen Momente des Daseins durch ein der Menschheit nützliches Wirken längere Dauer zu geben, lebendiger auf meinen Willen gewirkt, als seitdem ich in Rom lebe, seit ich gewiß bin, den Kreis meiner Thätigkeit in der reizenden Sphäre der Kunst gefunden zu haben. — Das Bedürfniß der bildenden Kunst unserer Zeit ist seit meinem Hiersein mein stetes Augenmerk gewesen, und sowol die philosophische Erkenntniß ihres Wesens und Zweckes, als der tägliche Umgang mit Künstlern aller Art, sowie der Anblick der Werke der Kunst, von dem Erhabensten bis zum Unwürdigsten herab, haben meine Überzeugung mehr und mehr befestigt, daß auch hier, wie in so vielen anderen Mängeln und Gebrechen menschlicher Dinge, die Philosophie den Weg zur Aufnahme und Verbesserung bahnen kann und soll — vielleicht wird es mehr Arbeit und Zeit kosten, einen reinen Geschmack in die Kunst, als einen vernünftigen Geist in die Philosophie einzuführen. Zu meinem eigenen Troste denke ich jedoch: sobald eine Aufgabe durch Vernunft gegeben und ihre Auflösung als ein nothwendiges Bedürfniß gefühlt und erkannt ist, dürfen auch die größten Hindernisse nicht mehr als unüberwindlich angesehen werden, weil diese immer nur zufällig sind, jene aber nothwendig ist, und mein ganzes Studium der Kunst concentrirt sich in der Zurückführung der bildenden Künste auf philosophische Principien und der gegenseitigen Anwendung dieser auf jene in der Beurtheilung. Wie sehr es mich freut, durch die öftere Übereinstimmung der Erfahrung mit den a priorischen Grundbegriffen von der Wahrheit der Kantischen Lehre, wie durch die Probe von der Richtigkeit meines Rechnungsexempels, überzeugt zu werden, darf ich Ihnen kaum sagen."

Für ein unschätzbares Glück hielt Fernow, nach seinem eigenen Geständnisse, den täglichen Umgang mit Carstens, mit dem er bis zum April 1795 zusammengewohnt hatte. Auch als Carstens, der größeren Werkstatt wegen, die er zu seiner Kunstausstellung bedurfte, das Haus des verstorbenen Malers Battoni bezogen hatte, blieben die Freunde ungetrennt. Fernow hatte in Carstens Attelier seinen Arbeitstisch, und während ihn dort seine theoretischen Kunststudien beschäftigten, sah er zugleich die Meisterwerke seines Freundes vor seinen Augen entstehen. Er war für ihn, wie sich Fernow in einem seiner Briefe äußert, eine lebendige Schule der Kunst, und in Rücksicht auf seinen Zweck nicht weniger lehrreich, als die Betrachtung der Antiken. „Carstens ist," schrieb er, „was jeder echte Künstler sein muß, wahrer Dichter in seiner Kunst; er besitzt die dem bildenden Künstler vielleicht noch seltener, als dem Dichter eigene Gabe, sich in jeden Gegenstand, den er behandelt, zu verwandeln und ihn mit der eigenthümlichsten Empfindungsweise seines Dichters darzustellen, ohne je das Gepräge eigener Originalität, den Charakter seines Styls, zu verleugnen. Darum ist es ihm auch möglich, mit gleichem Glücke Scenen aus dem Homer und aus dem Dante, aus dem Ossian, wie aus den alten Tragikern auf solche Art zu behandeln, daß man gestehen muß, so, und nicht anders, soll der Geist des Homer, Dante, Ossian, Äschylus u. s. w. in bildender Kunst dargestellt werden."

Über seine bereits früher erwähnten ästhetischen Vorlesungen und die damit verbundene Idee, ein Handbuch für bildende Künstler zu schreiben, äußert sich Fernow in einem Briefe an Reinhold vom 18. Juli 1796: „Die Erklärung des Schönen habe ich soviel als möglich zu erleichtern und die transcendentale Quelle desselben fleißig ins Gebiet der Erfahrung herabzuleiten gesucht, wodurch es mir gelungen ist, einigen guten Köpfen unter den Künstlern durch häufige Beispiele des Schönen, woran es in Rom nicht mangelt, den Vernunftbegriff der Schönheit zu versinnlichen. Die Ausarbeitung dieser Vorlesungen hat mich zugleich einem Zwecke, durch dessen glückliche Ausführung Ehre zu erwerben ist, näher geführt. Sie hat mich zu dem Entschlusse gebracht, ein ästhetisches

Handbuch für bildende Künstler auszuarbeiten, und der allgemeine Wunsch meiner Zuhörer bestärkt und ermuntert mich, diesen Vorsatz auszuführen. Doch will ich mit der Ausarbeitung mich nicht übereilen, sondern Plan und Ausführung durch Zeit und Studium heranreifen lassen. Da bis jetzt kein Buch der Art existirt, so möchte ich meinen Eintritt ins Publicum gern mit einem sowol des Gegenstandes, als unseres philosophischen Zeitalters, würdigen Werke machen. — Seit Ende des vergangenen Winters habe ich mich fast ausschließlich mit der Kunstgeschichte beschäftigt, um mit den vorhandenen Materialien zu einer Geschichte der neuern Kunst, die vielen Reiz für mich hat, mich allmälig bekannt zu machen und mir eine vorläufige Übersicht derselben zu erwerben, bis ich sie einmal in der Folge, unter Begünstigung äußerer Umstände, durch einige Reisen in die verschiedenen Provinzen Italiens, wo die neuern Kunstschulen geblüht haben, zu eigener anschaulicher Einsicht erheben kann." Da berührten ihn die politischen Ereignisse. Er mußte die vorzüglichsten Kunstwerke Roms nach Paris wandern sehen. „Ich bin überzeugt," schrieb er den 29. Sept. 1797 an Nauwerk, „daß die Kunst von diesem Raube in Rom ebenso wenig wahren Verlust leiden, als sie in Paris Vortheil davon ziehen wird. Es gehören andere Triebräder dazu, um den Sinn für Kunst und guten Geschmack bei einer Nation zu entwickeln, als ein Paar Dutzend Statuen. Wenn dieser Sinn sich nicht von selbst in der Nation ausbildet, so wird sie ewig keinen festen Geschmack bekommen, und die Kunst wird nach wie vor ein Ball der Mode, ein Zierath des Luxus und ein zweckloses Spiel der Menschen sein. Die Hierarchie muß überdies, allem Anscheine nach, bald ein Ende nehmen, und wer weiß, ob es nicht gut wäre, daß wenigstens die besten Überreste der alten Kunst vor den Stürmen, die ihren Untergang begleiten können, in Sicherheit gebracht worden sind."

In einem mehr scherzhaften Tone berührt jene gefürchtete Katastrophe, noch vor ihrem Eintritt, ein am 9. Mai 1797 geschriebener Brief Fernow's an Matthisson [16]), in welchem er auch ein interessantes Gemälde von dem Zustande Roms entwirft, bei welchem ihn oft die Sehnsucht nach der Heimath ergriff. „Wie gern ich auch," schrieb er, „der Kunst zu Liebe, in Rom bin, so weckt doch das üppige Leben der teutschen Literatur, die Freiheit, womit dort der Geist der Humanität sich entwickelt und aufstrebt, noch mehr aber das Bedürfniß, unter Menschen zu leben, oft meine innige Sehnsucht nach den vaterländischen Hainen, und ich wünsche mir dann Flügel, nicht die wächsernen des Dädalus, sondern die goldenen manches Mylords, Grafen und Herrn, um meinen artistischen Cursus durch Italien früher vollenden, und dann, mit Stoff zum Verarbeiten auf Lebens lang versorgt, ins Vaterland zurückkehren zu können. Um diesen Wunsch wo möglich seiner Erfüllung näher zu bringen und meiner Subsistenz einige Erleichterung zu verschaffen, habe ich dem Studium der Philosophie der Künste für eine Zeit lang entsagt, und mich mit einem Muthe, den die überlegte Entschlossenheit gebiert, an das Studium der Alterthümer gewagt. Was ich ehemals nie zu thun Willens war, thue ich jetzt, freilich mehr aus Klugheit und Nothwendigkeit, als aus Lust und Liebe."

Mit dieser Beschäftigung verband er noch einen anderen Zweck, über den er sich in einem Briefe an Matthisson ausführlicher erklärt. „Da einmal," schrieb er am 9. Mai 1797 [17]), „die physische Existenz die Bedingung der moralischen und ästhetischen ist, so gebietet die Pflicht, daß ich der Nothwendigkeit einen Theil meiner Zeit und meiner Neigung aufopfere; mit einem Worte, ich bin gesonnen, mich dem von Hirt jetzt verlassenen Geschäfte eines ambulirenden Antiquars zu widmen [18]), um mir ein bequemeres Auskommen zu verschaffen. Daß ich in diesem pfadlosen Felde mich nicht zu weit vertiefe, davor werden mich einerseits Mangel an eigentlicher Gelehrsamkeit und anderseits Mangel an innerem beseelenden Triebe [19]), und vor dem antiquarischen Charlatanismus wird mich meine natürliche Unbehilflichkeit in der Kunst des Scheinens mit Gottes Hilfe bewahren. Ich habe mir dabei vorläufig ein Ziel abgesteckt, das ich, wenn ich es nur erreichen kann, nicht überschreiten werde. Dieses ist, kein eigenes antiquarisches, aber auch kein fremdes Urtheil zu haben; in jenem mich blos auf die wahrscheinlichste Meinung Anderer, in diesem aber mich blos auf die eigene Überzeugung einzuschränken. In Jahr und Tag hoffe ich in diese Geheimnisse so tief eingeweiht zu sein, daß ich ohne Schande jene Ehrenstelle antreten und edle Teutonen durch die Trümmer des alten Roms führen kann. Aus wahrem Eigennutze mache ich Ihnen diesen meinen Entschluß bekannt, und bitte Sie, mich innerhalb Jahr und Tag romlustigen Reisenden zu empfehlen. Ich werde dafür sorgen, Ihre Empfehlung nicht in üblen Ruf zu bringen."

Ein harter Schlag traf ihn um diese Zeit, im Mai 1798, durch den Verlust seines Freundes Carstens, der nach langen Leiden an einem unheilbaren Brustübel starb. Zu seiner Pflege hatte Fernow Alles aufgeboten, was zärtliche Freundschaft irgend vermag. Die rührende Schilderung, die er in der Biographie seines Freundes von seinen letzten Lebenstagen entworfen, zeigt die Lücke, die dadurch in seinem Leben entstanden. Sein froher Sinn, sein leichter Witz, schien von ihm gewichen, wenn er in dem Kreise ihm befreundeter Künstler und Gelehrter erschien. Immer inniger ward sein Verhältniß zu dem ehrwürdigen Zoega durch die gleiche Liebe für Kunst und

16) s. dessen literarischen Nachlaß. (Berlin 1832.) 3. Bd. S. 121 fg.

17) s. Matthisson's Literar. Nachlaß. 3. Bd. S. 125 fg.

18) Hirt war damals einem Rufe nach Berlin gefolgt, als Professor an der dortigen Akademie der bildenden Künste; s. Fernow's Leben von Johanna Schopenhauer. S. 268.

19) „Das Amt eines Antiquars," heißt es in einer andern Stelle seiner damaligen Briefe, „hat, ungeachtet seiner Einträglichkeit, so wenig Reiz und soviel Widriges für mich, daß ich mich nicht dazu entschließen kann. Ich will lieber dürftig leben und meine Zeit mit dem Studium der Kritik, der Geschichte der Kunst, meiner Neigung gemäß, zubringen, als der Leithammel reicher, meistens geschmackloser Fremden sein."

Wissenschaft, welche beide beseelte. Jenem Freunde hatte Fernow schon in der ersten Zeit seines Aufenthalts in Rom manche wichtige Aufschlüsse verdankt, und viele genußreiche Stunden waren ihm mit Zoega verflossen. Unter den Italienern hatte er, wie er selbst in einem früher mitgetheilten Briefe erwähnt, wenig Freunde. Doch ward er durch Pietro Giuntotardi mit dem Italienischen so bekannt, daß er es ebenso fertig und schön sprach, wie seine Muttersprache. Es war ein hoher Genuß, ihn mit seinem schönen sonoren Organe irgend ein Werk der großen Dichter Italiens, unter denen er vorzüglich Dante liebte, vorlesen zu hören. Die Anmerkungen, mit denen er seine in späteren Jahren besorgte Ausgabe der Divina Comedia begleitete, geben ein unverwerfliches Zeugniß, wie tief er in den Geist der italienischen Sprache eingedrungen. Die auserlesene Büchersammlung, die ihn späterhin nach Teutschland begleitete, und in welcher die vorzüglichsten italienischen Schriftsteller sich befinden, ist ein Beweis, daß er, ungeachtet seiner beschränkten Umstände, kein Opfer gescheut, um seine Liebe zur Kunst zu befriedigen. Er mußte sich freilich manchen Genuß, manche fast unentbehrliche Bedürfnisse versagen, um etwas für diesen Zweck zu erübrigen. Günstig waren für ihn in dieser Hinsicht die damaligen unruhigen Zeiten, indem bei der Zerstörung von Palästen und Bibliotheken manche Schätze um einen geringen Preis in seine Hände fielen[20]).

Ein Freund der Geselligkeit, fand Fernow nach seinen Studien willkommene Erholung in dem Kreise geistreicher Männer und Frauen, die theils in Rom ansässig waren, theils dort längere Zeit verweilten. Am wohlsten fühlte er sich in dem Hause der bekannten Dichterin Friederike Brun aus Kopenhagen, die während seines Aufenthalts in Rom zwei Mal diese Stadt besuchte. Genußreich aber war auch für ihn der Umgang mit Wilhelm von Humboldt und dessen Familie. In diesem geistreichen Kreise vergaß er die Sorgen und Mühen des Lebens. Er vermehrte sie indessen, als er sich im J. 1800 mit einer jungen Römerin verheirathete, die in dem Hause des Papierfabrikanten Nelli, wo Fernow damals wohnte, das Hauswesen besorgte. Ohne sich durch Schönheit auszuzeichnen, besaß seine Gattin eine über ihren Stand sie erhebende Geistesbildung und eine ungemeine Gutmüthigkeit und Freundlichkeit. Eigentliche leidenschaftliche Liebe hatte keinen Antheil an dieser Verbindung. Der Sinn für Häuslichkeit war in Fernow erwacht, und die Zeit der rauschenden Jugendfreuden war für ihn vorüber. Er sehnte sich nach einem Wesen, das Freude und Leid mit ihm theilte. Schwerer ward ihm jetzt freilich die Herbeischaffung der nöthigsten Bedürfnisse, und ein in der ersten Hälfte des Jahres 1802 ihm geborener Sohn vermehrte seine Sorgen. Stärker erwachte die in früheren Zeiten durch den Genuß der schönen Gegenwart verdrängte Sehnsucht nach der Heimath. Unter den mancherlei Planen, die er zur Begründung einer sicheren Subsistenz in seinem Vaterlande entwarf, zeigte ihm seine Phantasie auch das Leben auf einer Akademie von einer reizenden Seite. Noch immer dachte er an die genußreichen Tage, die er mit Reinhold in Jena verlebt. Seine Wünsche, seine Hoffnungen theilte er Böttiger in Weimar mit, dem er durch die für Wieland's teutschen Merkur gelieferten Aufsätze vortheilhaft bekannt geworden war, und der seinerseits Alles aufbot, sich für ihn kräftig zu verwenden. Von ihm ward Fernow mit Rath und That unterstützt, als er für die von ihm verfaßte „italienische Sprachlehre für Teutsche"[21]) einen Verleger suchte.

Er schrieb darüber an Böttiger den 1. Mai 1801: „Nach einer beharrlichen Arbeit von fast zwei Jahren, die nur selten auf kurze Zeit unterbrochen wurde, bin ich mit meinem Werke soweit vorgerückt, daß ich seiner nahen Beendigung während dieses Sommers entgegensehe. Dies Werk wird, nach dem mir dabei vorgesetzten Zwecke, keine Sprachlehre für Anfänger sein, sondern vielmehr für die, welche tiefer in den Geist der Sprache einzudringen und sie sowol ihrem ganzen Umfange, als ihrem innern Werthe nach gründlich und genau zu kennen wünschen. Ich zweifle auch, daß beide Zwecke sich in einem und demselben Werke vereinigen lassen. Bei der Ausarbeitung meiner Sprachlehre habe ich keins der Hilfsmittel, die mir die Arbeiten meiner Vorgänger darboten, ungenutzt gelassen, um derselben die möglichste Vollständigkeit und Richtigkeit zu geben, und nie hat eine Schwierigkeit mich abgeschreckt, da einzudringen und selbst Bahn zu brechen, wo noch kein Vorgänger einen Pfad geebnet hatte. Ebenso wenig hat die Furcht, ein zu voluminöses Buch zu liefern, mich abgehalten, so ausführlich zu sein, als der Gegenstand und die Vollständigkeit des Werkes erfoderten. Meine Sprachlehre ist daher freilich stärker geworden, als Bücher dieser Art gewöhnlich sind. So ist z. B. der Abschnitt vom Verbo, als dem wichtigsten unter allen Redetheilen, allein von weiterem Umfange, als die ganze Sprachlehre von Moritz. Indessen ist das Ganze doch nicht viel stärker, als etwa der erste Theil des Adelung'schen Lehrgebäudes der teutschen Sprache. Ich würde es demnach der Bequemlichkeit wegen in zwei Bände von ungefähr gleicher Größe theilen, wovon der erste die Erklärung der Redetheile, der zweite die Wortfügung, die Rechtschreibung und, als einen außerwesentlichen, aber für den Teutschen sehr nöthigen Anhang, die Regeln der italienischen Poesie enthalten sollte. — Meine Absicht ist, Sie um Ihren gütigen Rath zu bitten, auf welche Weise ich meine Arbeit am besten, das heißt für mich am vortheilhaftesten, ins Publicum bringen könnte. Ich bin nicht nur von dem Markte der teutschen Literatur zu weit entfernt, sondern auch zu fremd und unbekannt auf demselben, als daß ich im Stande wäre, für mich allein von hier aus etwas zu unternehmen. Ihnen würd' es ein Leichtes sein, mich einem ehrlichen und billigen Manne zu empfehlen, dem ich mein Manuscript sicher zur Durchsicht

---

20) In einem spätern Briefe an Böttiger vom 28. Aug. 1802 sagt Fernow selbst, daß seine gegen tausend Bände starke Bibliothek, außer den besten italienischen Schriftstellern, auch die vorzüglichsten Werke zur Geschichte und Literatur jenes Landes enthalte, die in Teutschland nicht so leicht zu finden sein möchten. s. Fernow's Leben von Johanna Schopenhauer. S. 298.

21) Sie erschien zu Tübingen 1804. 2 Thle.

anvertrauen könnte, und der sich zu einem verhältnißmäßig billigen Honorare verstände. Ich muß von meinem Fleiße leben, und so bin ich genöthigt, auch hierauf Rücksicht zu nehmen, und wenigstens einigen Ersatz für die aufgewandte Zeit zu fodern. Übrigens will ich Ihnen nicht bergen, daß ich die für dies Werk zu erhaltende Summe als Reisegeld zur Rückkehr in mein Vaterland anzuwenden wünsche."

Über die Aussichten, die er an diese Rückkehr knüpfte, äußert sich Fernow in einem Briefe an Böttiger vom 26. Dec. 1801. „Mein Plan," schrieb er," oder vielmehr, da ein Mensch, der so wenige Mittel, die Umstände nach seinem Willen zu lenken, in seiner Gewalt hat, als ich, eigentlich keine Plane für die Zukunft machen darf, der Wunsch, den ich für mein künftiges Leben in Teutschland auf dem Herzen habe, ist, mir auf einer Akademie, vermittels der Kenntnisse, die ich mir während meines Aufenthalts in Italien zu erwerben Gelegenheit gehabt habe, eine unabhängige und nicht zu unbequeme Existenz zu erwuchern. Was mich vornehmlich bestimmt, Jena zu diesem Zwecke zu wählen, ist, daß ich dort dem Mittelpunkte unserer Literatur am nächsten lebe; zweitens weil ich die völlige Unabhängigkeit des dortigen Lebens, welche seit vielen Jahren auch das Element des meinigen ist, aus Erfahrung kenne; endlich, weil, soviel ich weiß, in Jena Niemand ist, der über die Gegenstände meines hiesigen Studiums Vorlesungen hält. — Diese würden etwa folgenden Inhalts sein: 1) Ästhetik, sowol nach ihren allgemeinen, allen schönen Künsten gleich zum Grunde liegenden Principien, als in der Anwendung derselben auf bildende Kunst. 2) Geschichte der neuern bildenden Kunst und schönen Literatur Italiens, mit stetem Rückblicke auf die alte Kunst der Griechen und Römer, in sofern sie auf die Cultur der neuern Kunst Einfluß gehabt hat. 3) Über italienische Sprache, wo ich zuerst ihre Grammatik und Prosodie, mit beständiger Vergleichung der teutschen, abhandeln, ihre Eigenthümlichkeit in Prosa und Poesie darstellen, und endlich eine Charakteristik ihrer classischen Prosaiker und Dichter, in Rücksicht auf die Eigenthümlichkeiten ihrer Schreibart, aufstellen würde. Auf diese Weise würden meine Vorlesungen nicht nur denen, welche die italienische Sprache und Literatur näher kennen zu lernen wünschen, sondern auch denen, welche dereinst selbst eine Wallfahrt in das Vaterland der neuen Kunst und Literatur zu machen Lust und Gelegenheit haben, ein Hilfsmittel sein, ihren Zweck besser zu erreichen. Das wäre denn das Object meiner, wie ich glaube, nicht ungenügsamen Wünsche, und ich würde völlig zufrieden sein. Meine Arbeiten, welche ganz meiner Neigung entsprechen, würden mir mehr Vergnügen als Mühe machen, und ich könnte, nebst dem nöthigen Auskommen für die physischen Lebensbedürfnisse, noch soviel erwerben, daß ich im Stande wäre, während der Ferien Excursionen nach den merkwürdigsten Städten Teutschlands zu machen, die für mein Studium von wesentlichem Nutzen und mir gewissermaßen nothwendig sein würden, um meinen Zweck, durch Verbreitung richtiger Begriffe über Kunst und Geschmack meinen Zuhörern und dem vaterländischen Publicum so nützlich als möglich zu werden, in einigem Maße erreichen zu können."

Im August 1802 hatte Fernow den Ruf zum außerordentlichen Professor der Philosophie in Jena erhalten. Seine Abreise aus Rom verzögerte sich durch die Beendigung einer literarischen Arbeit für den Buchhändler Perthes in Gotha[22]) und durch andere Umstände. „Ich möchte nicht gern," schrieb er den 28. August an Böttiger, „mit meiner Frau und einem kaum einjährigen Kinde dem rauhen teutschen Winter entgegenreisen. Sie hören jetzt zum ersten Male vielleicht, daß ich Weib und Kind habe, wenigstens von mir. Sie sehen also wohl ein, daß meine Reise nach Teutschland das Doppelte kostet, daß ich also, soviel als möglich, suchen muß, mein Reisegeld zu vermehren." Am 19. Mai 1803 meldete er ihm, daß er gegen Ende Juni's Rom zu verlassen hoffe und etwa in der Mitte des August in Jena eintreffen werde. Er verließ indessen seinen bisherigen Aufenthalt erst zu Anfange des August mit seiner Frau und seinem anderthalbjährigen Kinde. Einen Abriß jener Reise und eine Schilderung des Zufalls, der seine Gesundheit für immer untergrub, enthält ein an den Landschaftsmaler Reinhard in Rom gerichtetes Brieffragment, das sich in Fernow's nachgelassenen Papieren fand. „Als wir," schrieb er aus Jena im September 1803, „nach Chiavenna gekommen waren, wo die fahrbare Straße aufhört, mußten die Frauen reiten und die Kinder wurden von hier bis Chur von zwei Männern in Körben über den Splügen getragen. Ich entschloß mich, aus Vorsicht, daß den Kindern nichts zustoßen möchte, und um immer gleich bei der Hand zu sein, die Tour über den Berg zu Fuße zu machen. Der Weg ist beschwerlich und die Straße schlecht. — Ich ging den Tag zwölf starke Schweizerstunden in stetem beweglichen Auf- und Niedersteigen auf steinigen Wegen, wo ich jeden Tritt durch die schon ziemlich dünn gewordenen Schuhsohlen fühlte, von Morgens mit Tagesanbruch bis zwei Stunden in die Nacht, das ist von Morgens vier bis Abends zehn Uhr. Erhitzt und ermüdet, wie nie vielleicht, kam ich im Wirthshause an, und machte am andern Morgen wieder sechs starke Stunden bis Chur. Ich mußte mich wol auf der Bergreise im Gehen übernommen haben, denn ich fühlte in den folgenden Tagen eine ungewöhnliche Wallung im Blute, und ich bekam ein viertägiges Fieber, das, trotz aller Arzneien, auf der ganzen Reise nicht wieder von mir wich."

Die aufopfernde Bereitwilligkeit, mit der seine Freunde in Weimar bei seiner dortigen Ankunft für seine Bedürfnisse und seine häusliche Einrichtung sorgten, und die huldvolle Aufnahme, die er bei der Herzogin Amalia fand, die jedem Verdienste Gerechtigkeit widerfahren ließ, konnte nicht den nagenden Wurm zerstören, der an der Kraft

22) „Gemälde von Rom," in dem gothaischen Taschenbuche auf das Jahr 1803, auch einzeln gedruckt. (Gotha 1802. 12.) Mit Kupfern. Ein ähnliches Sitten- und Culturgemälde wollte Fernow auch von Neapel entwerfen. Die Reise dahin unterblieb jedoch und der Plan ward nicht ausgeführt. Einige Nachträge zu dem Gemälde von Rom lieferte Fernow in Bertuch's Journal des Luxus und der Moden.

seines Lebens zehrte. Noch andere Umstände vereinigten sich, als er das Ziel seiner bescheidenen Wünsche erreicht zu haben glaubte, seine Hoffnungen wieder zu vernichten. Er kam in Jena in der ungünstigsten Zeit an, wo mehre der berühmtesten Lehrer jene Hochschule verlassen und die Zahl der Studirenden sich beträchtlich vermindert hatte. Mehre Rückfälle seines Fiebers untergruben langsam sein Leben [23]). Die lange Reise hatte seine Casse erschöpft und seine Vermögensumstände zerrüttet. Gleichwol entsank ihm nicht der Muth, seine Vorlesungen zu beginnen und sie selbst, mitten unter Fieberanfällen, fortzusetzen [24]). Seine Kraft schien oft völlig gebrochen. Selbst die Sorgen des Haushaltes lasteten auf ihm, da seine Gattin der teutschen Sprache nicht mächtig war und sich Anfangs nicht in die neuen Verhältnisse finden konnte. Wie er unter diesem äußern Drucke seinen ruhigen und heitern Sinn und die Liebe zur Wissenschaft erhielt, zeigen mehre seiner Briefe an seinen ihn oft tröstenden Freund Böttiger.

„Ich weiß eigentlich nicht," schrieb er am 20. Nov. 1803 [25]), „wie das allgemeine Urtheil oder das pluralische der Studirenden über meine Vorlesungen ausgefallen ist. Bis jetzt ist darüber noch keine Stimme zu mir gedrungen. Alle Schellingianer werden wol wenig von mir erbaut sein, da ich Sachen vortrage, oder vielmehr bis jetzt vorgetragen habe, die so unendlich tief unter ihrem Horizont in der Region des gesunden Verstandes liegen. Aber das soll mich nicht irre machen. Ich werde meiner Überzeugung folgen und dieser auch ganz; denn selbst da, wo ich mit Kant, dem ich sonst im Ganzen folge, nicht zusammenstimme, verlasse ich ihn. Ja, noch mehr, ich will, sobald es meine Zeit erlaubt, das Schelling'sche System studiren; denn ich halte es für Pflicht, es zu kennen, wenn es mich auch nicht überzeugen sollte. Finde ich etwas Wahres und Gutes darin, wie ich nicht zweifle, so werde ich Gebrauch davon zu machen wissen und es in die verständliche Sprache des menschlichen Verstandes herabzubringen trachten, damit es den Menschenkindern sammt und sonders nützlich werden könne. Noch habe ich nur tiefer heraufgeholte Principien, eigentlich nichts Neues in dem, was aus der Schelling'schen Lehre für mein Forum gehört, gefunden. Kant hat im Grunde dasselbe gesagt, und noch habe ich nicht gefunden, daß man ihn einer eigentlichen Ungerechtigkeit geziehen hätte. Mit einem Worte, was ich jetzt noch nicht davon weiß, will ich, sobald ich kann, kennen lernen und Alles zu meinem Nutzen und Gebrauche treulich anwenden."

„Gestern Abend," heißt es in einer andern Stelle seiner damaligen Briefe, „habe ich mein erstes Publicum über die Werke der alten bildenden Kunst, das ich als Fragment der Archäologie ankündigte, vor mehr als hundert anwesenden Studirenden gelesen. Ich hoffe, durch diese Vorlesung ein Interesse für den vollständigen Cursus zu wecken, den ich das folgende halbe Jahr über die Kunst vortragen möchte. Zwei Pferde ziehen mehr als eins; vielleicht kann ich in der Folge noch ein drittes und ein viertes dazu anspannen, um mit Ehren durch dies Jammerthal hindurch zu kommen. Ich käme gern nach Weimar hinüber; da ich aber meine Vorlesungen aus Mangel an Übung im freien Vortrage vom Blatte ablese, so habe ich zu thun, daß ich täglich soviel vorarbeite, als ich täglich verbrauche."

Seine gewohnte Thätigkeit [26]) erlag nicht in dem Kampfe mit Krankheit und häuslichen Sorgen. Sehr beunruhigte ihn das lange Ausbleiben seiner Bücher, die wegen der Sperrung der Elbe nach Tönningen statt nach Hamburg gesandt werden mußten. Unter so ungünstigen Verhältnissen regte sich in ihm der Wunsch nach einer Veränderung seines Aufenthaltes. Er schrieb darüber am 15. Febr. 1804 an Böttiger: „Ihre Anfrage, ob ich nicht lieber in Weimar, als in Jena leben möchte, glaube ich ohne Anstand mit Ja beantworten zu können, um so eher, da mich in Jena noch nichts fesselt, und da grade bis jetzt meine Gesundheit, als auch das: Aller Anfang ist schwer, mir noch nicht erlaubt haben, viele Annehmlichkeiten in Jena zu genießen. Es käme nur darauf an, daß ich dort mein ehrliches und gebührliches Auskommen hätte. Das Nothwendige gewiß, das Bequemliche wollte ich mir dann schon durch eigenen Fleiß zu erwerben suchen."

Das Schicksal schien sich wieder mit ihm versöhnen zu wollen, als Fernow um diese Zeit, im Frühjahre 1804, die durch Jagemann's Tod erledigte Stelle eines Bibliothekars der Herzogin Amalia erhielt [27]). Die edle Fürstin verdoppelte ihre Huld durch die ihm eröffnete Aussicht, zur Wiederherstellung seiner noch immer leidenden Gesundheit, im Frühlinge ihn mit sich nach Tiefurth, ihrem Sommeraufenthalte, zu nehmen. Die ihm übertragene Stelle gewährte ihm, wenn auch die damit verbundenen Einkünfte nicht für seine und der Seinigen Existenz hinreichten, doch

23) „Wenn nur nicht," schrieb er am 3. Oct. 1803 an Böttiger, „mein verwünschter Reisegefährte, mein Quartanfieber, das ich seit vier Wochen nicht spürte, wiedergekommen wäre! Ich habe es gestern zum dritten Male wieder gehabt. Wie unangenehm mir dies grade jetzt ist, wo ich recht thätig sein möchte, können Sie denken." 24) In einem spätern Briefe vom 15. Febr. 1804 äußert Fernow darüber: „Mein Fieber sehe ich nach gerade schon als eine zu meiner Individualität gehörige Eigenschaft an, und denke es nun bald dahin zu bringen, meine Vorlesung selbst während des Fiebers zu halten; wenigstens bin ich entschlossen, es in diesen Tagen wirklich zu versuchen." 25) s. Wieland's Neuen teutschen Merkur. Januar 1809. S. 73 fg.

26) Sie erstreckte sich auf mannichfache literarische Plane, über die er seinen Freund Böttiger zu Rathe zog. „Ich habe die Idee," schrieb er am 20. Nov. 1803, „das kostbare Mus. Pio-Clement. im Kleinen nachdrucken zu lassen, mit den bloßen Umrissen der dazu gehörigen Figuren; ganz in der Art, wie die von Lambertl und Visconti herausgegebene Villa Pinciana und das Museum Gabinum, die zusammen drei Bände in gr. 8 ausmachen. Auf diese Weise könnte das ganze Mus. Pio-Clement. gleichfalls in drei Octavbänden (zwei in einen zusammengedrängt) enthalten sein, und diese kleinere Ausgabe würde bei weit wohlfeilerem Preise ganz den Nutzen der großen leisten. Ich habe noch hinzuzufügen, daß ich allenfalls auch eine teutsche Übersetzung davon geben könnte, und möchte wol hören, was Sie von dem Vorschlage halten." s. Wieland's Neuen teutschen Merkur. Januar 1809. S. 75 fg. 27) Vergl. Goethe's Werke. 31. Bd. S. 158. „Fernow," heißt es dort, „brachte einen bedeutenden Schatz mit sich, die hinterlassenen Zeichnungen seines Freundes Carstens, dem er in seiner künstlerischen Laufbahn bis an sein frühzeitiges Ende mit Rath und That, mit Urtheil und Nachhilfe treulich beigestanden hatte."

eine angenehme und seinen Neigungen entsprechende Beschäftigung, und brachte ihn überdies in die Nähe einer allgemein verehrten, Kunst und Wissenschaft schätzenden Fürstin.

Aus Tiefurth schrieb er am 4. Juni 1804 an Böttiger: „Ehegestern Nachmittag bin ich hier mit Sack und Pack eingezogen, und habe von meinen kleinen Wohnungen, die übrigens bequem genug für uns sind, Besitz genommen. — Das schöne Frühlingswetter und die Ahnung, daß ich hier wohler sein werde, als in dem halbverödeten Jena, haben mich früher hergetrieben und die Ankunft der Herzogin nicht erwarten lassen. Ich habe mich in meiner Erwartung nicht betrogen. Die Natur ist hier unaussprechlich schön, und ich habe gestern den ganzen kleinen Park die Kreuz und die Quer durchstrichen. — Das erquickende Gefühl eines reinen Naturgenusses, der uns für den Augenblick ganz genügt und beseligt, ist wol soviel werth als das namenlose Streben und Sehnen, welches eine Natur im höhern Styl und mit den Idealen der Kunst gegattet, wie in der Villa Borghese bei Rom, in uns erregt. Für mich wenigstens, einem Wiedergenesenden, der einer blos erquickenden Gegenwart bedarf, die seine Kräfte neu belebt und seinen Geist erheitert, ist diese Empfindung jetzt wohlthätiger, als irgend ein höherer Genuß, welcher wol auch seinen höhern Werth hat, aber mentem sanam in corpore sano voraussetzt, und Sie wissen, wie in diesem concreten Leben Eins von dem Andern abhängt. Die froheren Stunden geistreicher Unterhaltung, welche auch den Geist mächtiger belebt und stärkt, erwarte ich noch, wenn erst die wohlthätige Fee, die diesen reizenden Aufenthalt beherrscht, mit ihren dienenden Geistern, ihren Musengeistern und Grazien, hier eingetroffen sein wird. Indessen will ich hier fortfahren, meine Gesundheit, die, wie es scheint, auf guten Wegen ist, zu pflegen."

Bekannt ist der Kreis von geistreichen Männern und Frauen, den die kunstliebende Fürstin um sich zu versammeln pflegte. Wieland, Goethe, Herder und Schiller waren oft in Tiefurth ihre Hausgenossen. Auch mancher interessante Fremde ward in jenen Kreis gezogen. Fernow war oft genöthigt, ihn früher zu verlassen und in seiner Wohnung die Ruhe zu suchen, die sein fieberhafter beschwerlicher Zustand verlangte. Der ungestörten Muße, die ihm sein ländlicher Aufenthalt zu literarischen Arbeiten darbot, konnte sich Fernow bei seiner leidenden Gesundheit selten ungestört überlassen. Sein immer heiterer Geist und das leidenschaftliche Bedürfniß, sich mit wissenschaftlichen Gegenständen zu beschäftigen, gaben ihm die Kraft, seine wenigen freien Stunden zu einer schon früher vorbereiteten Ausgabe der classischen Dichter Italiens zu benutzen[28]).

Der in Tiefurth verlebte Sommer schien seine Gesundheit einigermaßen wieder hergestellt zu haben. Er durfte wieder seinen Freunden und seinen Lieblingsbeschäftigungen leben. „Seit Michaelis," schrieb er den 10. Febr. 1805 an Böttiger, „bin ich allmälig zur Gesundheit und mit dieser zur Thätigkeit zurückgekehrt. Den ganzen Sommer hindurch hat das Fieber mich noch jede Nacht in seinen Armen gehalten und mir die Kräfte wieder geraubt, die ich des Tages gesammelt haben mochte. Darum ist es mir auch nicht möglich gewesen, mich anders als leidend zu beschäftigen, und diese Unthätigkeit war mir lästiger als das Übel selbst, das sie verursachte. Indessen habe ich in jener Zeit die Idee zu einer Arbeit gefaßt, die mich seither fast ausschließlich beschäftigt, auch wol noch einige Jahre beschäftigen wird, ehe sie zur Ausführung gelangt." Diese Arbeit war ein allgemeines etymologisches Wörterbuch, oder eine vollständige Polyglotte der von der lateinischen Sprache abstammenden Töchtersprachen. Gewiß zu groß und umfassend für seine Kräfte, selbst wenn ihm ein längeres Leben gegönnt gewesen wäre. Ausführlich äußert sich Fernow darüber in einem Briefe an Böttiger vom 10. Febr. 1805 und in einem Briefe an Knebel vom 23. März 1805[29]).

Unter so erfolgloser Thätigkeit erhielt sich Fernow, ungeachtet seiner körperlichen Leiden, einen ruhigen, heitern Sinn, und schöpfte aus dieser Quelle Trost für einen mismüthigen Freund, der mit dem Leben zerfallen. „Ein recht probates Mittel gegen die Hypochondrie," schrieb er, „ist die Beschäftigung mit den Künsten und dem Genusse, den sie gewähren. Möchtest du doch den hohen Werth des Schönen für die innere Harmonie der Triebe und für die Heiterkeit des Gemüths, die daraus hervorgeht, recht lebendig anerkennen und zu deiner Heilung benutzen. Nur muß auf der andern Seite nicht geschehen, was bei Vielen geschieht. Die Beschäftigung mit dem Schönen und der Kunst, die uns in eine ideelle Welt erhebt, darf uns für die wirkliche nicht versteinern; sie soll vielmehr Muth geben, die Plackereien und Armseligkeiten derselben froh zu ertragen. Die Künste leisten uns keinen schlimmern Dienst, als wenn ihr Genuß uns verwöhnt, und für die Disharmonien des wirklichen Lebens, die sie auflösen sollen, nur noch empfänglicher macht. Es würde mir eins der wünschenswerthesten Geschenke des Himmels sein, wenn ich dich in der Nähe hätte und deinen Umgang oft genießen könnte. Ich wollte mir's zum höchsten Zwecke unsers Umgangs machen, den Popanz, der dich plagt und neckt, zu verbannen, und ich hoffe, es

28) Sie erschien zu Jena 1805—1809 in 12 Octavbänden, unter dem Titel: Raccolta di Autori classici Italiani. (Enthalten sind in dieser Ausgabe: Orlando furioso di *Ludovico Ariosto*, le Rime di *Francesco Petrarca*, la Divina Commedia di *Dante Alighieri* und La Gerusalemme liberata di *Torquato Tasso*.) Dem nach den besten italienischen Ausgaben berichtigten Texte sind die verschiedenen Lesarten und ein wort- und sacherklärender Commentar, sowie auch eine aus den besten Quellen geschöpfte Biographie der einzelnen Schriftsteller beigefügt. Vgl. Neue leipziger Lit.-Zeit. 1805. 2 Bd. 59. St. S. 942 fg. 80. St. S. 1275 fg. Allgem. Lit.-Zeit. 1809. 2. Bd. Nr. 163. S. 329 fg. Nr. 164. S. 337 fg. — Dem Dichter des Orlando furioso setzte Fernow späterhin noch ein besonderes biographisches Denkmal, unter dem Titel: Leben Ludovico Ariosto's des Göttlichen. Nach den besten Quellen verfaßt von K. L. Fernow. (Zürich 1809.) (Mit einem vollständigen Verzeichniß aller Ausgaben des Dichters.) Vergl. K. A. Böttiger's Aufsatz: Ariost's Leben von Fernow, im Morgenblatte. 1809. Nr. 210. S. 837 fg.

29) s. Knebel's Literar. Nachlaß und Briefwechsel. (Leipzig 1835.) 2. Bd. S. 459 fg.

sollte mir gelingen durch bloße Antipathie; denn bis jetzt hat, dem Himmel sei Dank, noch keine Stunde lang eine trübe Laune in meinem Kopfe gehaust, und noch weiß ich nicht, was Hypochondrie für ein Ding ist, außer vom Hörensagen. — Ich bin zufrieden, wenn ich zuweilen ein Paar Stunden in Goethe's oder Schiller's Unterhaltung verleben kann; dann und wann bin ich bei der Herzogin, oder denen, die sie zunächst umgeben, oder im Hause des geheimen Raths von Wollzogen, dessen Frau, die Verfasserin der Agnes von Lilien, interessant und geistreich ist. Das ist genug Zerstreuung für mich, der an keine Gesellschaft gewöhnt ist. Ich finde überall lange Weile, wo mein Geist nicht interessirt wird, oder wo ich nicht über Gegenstände, die in den kleinen Kreis meines Studiums fallen, mich lehrreich mit Jemandem unterhalten kann. In dieser Hinsicht ist mir der Umgang mit dem hiesigen Bibliothekssecretair Schmidt interessant, der neben der alten Literatur auch die neue der andern Nationen sehr kennt, besonders die italienische. Dann und wann sehe ich auch wol Jena, und noch erst kürzlich habe ich drei sehr angenehme Tage im Hause von Voß verlebt. — Für die Trennung von Italien ist es kein kleiner Ersatz für mich, daß ich mein kleines Welschland im Hause habe, daß ich in Weimar mehre finde, die in Italien gelebt und die eine Liebe für dies schöne Land hegen."

Nach seiner Rückkehr aus Tiefurth nach Weimar schrieb er den 8. Juli 1805: „Ich habe mich während der letzten Monate fast ausschließend mit der Carstens'schen Lebensbeschreibung [30]) beschäftigt, und ich hoffe, sie soll interessant werden, nicht sowol des äußern Lebens, als vielmehr des Entwickelungs- und Bildungsganges wegen, den ich darin ausführlich dargelegt, und wobei ich Gelegenheit gefunden habe, viel Betrachtungen über Kunst und Kunststudium beizufügen." Ein Exemplar dieser Biographie, das er am 24. Mai 1806 an Knebel sandte, begleitete er mit den Worten: „Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen meinen ehrlichen alten Asmus Jacob Carstens zu übersenden und Ihrer gütigen Aufnahme zu empfehlen. Der arme Kauz hat sich, trotz dem ungünstigen Gestirn, das dermalen über dem teutschen Buchhandel walten soll, noch so eben in die Welt geschlichen, und nun er einmal da ist, möcht' ich ihn gern von Freunden und Geniusverwandten wohl aufgenommen sehen. — Ich hoffe, das Büchlein wird dem Kunstfreunde einige Unterhaltung gewähren. — Nächstens werd' ich mit einer andern Frucht, die ich auf italienischem Boden gezogen, bei Ihnen erscheinen [31])."

Mit dieser Frucht sind die „Römischen Studien" gemeint [32]). Fernow schrieb über dies Werk an Böttiger den 11. Oct. 1805: „Neulich hat mir der Buchhändler Geßner in Zürich durch Wieland den Antrag thun lassen, daß er die Sammlung meiner kleinen Aufsätze in Verlag nehmen will. Zu Ostern kann der erste Theil erscheinen. Ich werde meinen Aufsatz über Canova hineinbringen [33]), der jetzt wahrscheinlich a proposito kommt, da das Monument in Wien aufgestellt ist. — Der zu meinen Aufsätzen gewählte Titel: „Römische Studien," schien mir deshalb vorzüglich vortheilhaft, weil er besser, als ein anderer, das Eigenthümliche derselben charakterisirt, und zugleich das Magische, welches das Wort Rom mit sich führt, auf das Buch überträgt. Ein solcher Reflex ist um so vortheilhafter, da er keine Charlatanerie zeigt, sondern nur dem Kinde seinen rechten Namen gibt." In einem Briefe an Knebel [34]) vom 18. Juni 1806 äußert sich Fernow über das erwähnte Werk: „Meine römischen Studien sind, wie Sie finden werden, großentheils Critica und Polemica, die ich im ersten Theile habe vorangehen lassen, um in den folgenden andere Gegenstände desto friedlicher abhandeln zu können. Indessen hoffe ich, soll auch dieser Theil den unbefangenen Leser nicht zum Unfrieden gegen den Verfasser stimmen, der das kritische Roß nur dann besteigt, wenn er der Wahrheit einen Dienst leisten zu können glaubt, und der die polemische Lanze nur dann zum Stechen anlegt, wenn sich ihm ein irrender Ritter in den Weg stellt, der seine runzlige Dulcinea für die schönste aller Damen erklärt. Sollt' ich meinen Gegner auch nicht aus dem Sattel heben können, auf dem er vielleicht festgebunden ist, so hoff' ich ihm doch wenigstens einen tüchtigen Stoß versetzt und vor männiglich bewiesen zu haben, daß seine Dulcinea nicht die wahre Schönheit ist; und damit bin ich denn auch zufrieden, und trabe nun ruhig meines Weges weiter fort, um zu Michaelis mit dem zweiten Theile zu Markte zu ziehen."

In Bezug auf seine ästhetischen Studien findet sich in Fernow's damaligen Briefen folgende charakteristische Äußerung: „Ich werde schwerlich zu der intellectuellen Anschauung gelangen, aus welcher die Seher der neuesten Philosophie ihre überirdische Weisheit schöpfen. Das, was ich Religion nenne, ist mir für alle Poesie und der Gegenstand dieser Religion für alle Philosophie zu erhaben; und für das, was man gewöhnlich Religion nennt, sind mir Poesie und Kunst wieder zu heilig, als daß sie dem Betruge, oder der Schwärmerei, oder dem Aberglauben dienen sollten. Ich sehe also auch die nothwendige Abhängigkeit der einen von der anderen nicht ein. Ich habe auch über diese Materie gegen den Kunstpietismus in dem Leben meines Freundes Carstens etwas gesagt, das den Frömmlingen oder denen, die es zu sein heucheln, wol schwerlich gefallen wird [35])."

In stiller Thätigkeit waren ihm der Winter und der darauf folgende Frühling und Sommer vergangen. Im August 1806 nahte ihm die Erfüllung eines längst gehegten Wunsches. Es war eine Reise nach Dresden, die er in Begleitung eines Freundes unternahm. An Gerhard von Kügelgen, der ihn dorthin eingeladen, schrieb er am 7. Aug. 1806: „So groß mein Verlangen, Dresden zu

30) Sie erschien, wie bereits früher erwähnt, zu Leipzig 1806. Vergl. Göttinger gel. Anzeigen. 1806. Nr. 154 und 155. 31) s. Knebel's Literarischen Nachlaß und Briefwechsel. 2. Bd. S. 460 fg. 32) Zürich 1806—1808. 3 Bde.

33) Er war einzeln erschienen zu Zürich 1806. 34) s. dessen Literararischen Nachlaß und Briefwechsel. 3. Bd. S. 462. 35) s. Literarische Zustände und Zeitgenossen; aus K. A. Böttiger's Handschriftlichem Nachlaß. 2. Bd. S. 263.

sehen, immer schon war, so wäre ich doch vielleicht dies Jahr noch nicht gekommen, sondern hätte gewartet, bis die Herzogin noch ein Mal hinreiste. Aber ich habe mich entschlossen, noch dies Jahr hinzugehen, da ich es zu meinen Arbeiten, die ich für den Winter vorhabe, bedarf, einige der dortigen Kunstwerke, besonders die Correggio's, zu sehen, von denen ich noch bisher zu wenig kannte, um mir eine vollständige Vorstellung von diesem Künstler zu machen. Deine über die Kunst geäußerten Gedanken und die Aufmerksamkeit, welche Du meinen Aufsätzen gewidmet hast, sind mir besonders erfreulich gewesen. — Es gibt mir eine besondere Befriedigung, mich mit denkenden Künstlern über ihre Kunst unterhalten zu können, da man gewiß ist, bei diesem Tausche der Gedanken und Ansichten immer etwas zu lernen, und seine eigenen Ideen mehr zu entwickeln. Wenn ich behaupte, daß die griechische Kunst für alle Zeiten und Künstler ewig das erste und vornehmste Muster ihrer Bildung sein müsse, so verstehe ich darunter nicht die besondere Bildung des Malers für sein Fach, sondern die Bildung für Idealität und Styl, welche allen bildenden Künsten gemein ist. — Für den Bildhauer sind die alten Bildwerke zunächst und einzig Muster; und es läßt sich aus der Natur des Ideals bis zur völligen Evidenz erweisen, daß in der Sculptur kein anderer Styl möglich ist, als der, welchen die Antiken zur höchsten Reinheit und Vollkommenheit ausgebildet haben. — Die Kunst ist freilich an sich Kunst, und von der Natur verschieden; aber in dem Künstler ist sie nur eine höhere Natur, die er in sich selbst zweckmäßig entwickeln muß. Nur das Technische läßt sich erlernen; was aber in der Kunst über dem Technischen noch hinaus liegt, und was man unter der Genialität begreift, beseelte Empfindung, der geistige Inhalt, dem die Technik nur den Körper bildet, das läßt sich nur entwickeln und zweckmäßig ausbilden. — Du hast sehr recht, daß der Geist, der in den alten Bildwerken herrscht, in der Malerei durch mehr Ausdruck und Leben modificirt sein muß; denn die Malerei ist der Wirklichkeit und dem Leben näher, als die abstracten Idealbildungen der Sculptur. Schon die Art der Darstellung durch Farben, welche der Ausdruck der Materie unumgänglich nöthig macht, fodert dies. Auch die materielle Art, wie die Malerei sich des Raums und aller Umgebungen im Raume bedient, bringt sie der Wirklichkeit näher. Aber dessenungeachtet bleibt auch sie immer noch in der Sphäre des Ideals, und darum ist auch in ihr das Studium der Antike zur Erlangung eines guten Styls unentbehrlich; nur muß es mit steter Hinsicht auf den Zweck der Malerei und mit Geist geschehen. Die abstracten Formen müssen nur den Styl des Malers reinigen und ihn über die gemeine Natur erheben; er muß sie zu beleben wissen durch Charakter, Ausdruck und Handlung. Dies sind eigentlich die Hauptwerke des Malers, der uns in idealen Formen veredelte Menschen in bestimmten Situationen wirklich lebend und handelnd darstellen soll, und so gibt es eine Stufe der Vollendung im Ganzen, die bis jetzt noch unerstiegen ist, und die der ersteigen wird, der Genie und Geschmack genug besitzt, um Idealität und Charakter, Ausdruck und Schönheit, in dem vollkommenen Gleichgewichte zu vereinigen, wie sie auch bei Rafael selbst noch nicht vereinigt sind."

Die wenigen Wochen, die er zu Dresden in Kügelgen's Wohnung und im Betrachten der dortigen Kunstwerke zugebracht, hatten die Erinnerung schönerer Tage in ihm zurückgerufen und seine Freude am Leben erneuert. Bald nach seiner Rückkehr, in den ersten Tagen des Octobers 1806, schrieb er an Kügelgen: „Jetzt muß ich im Ernst an meine Ästhetik der bildenden Kunst gehen. Ich hoffe, mein Aufenthalt in Dresden soll nicht ohne Nutzen für diese Arbeit gewesen sein. Ich habe dort manches Neue gelernt, manches Alte wieder aufgefrischt. Wenn einst ein günstiges Schicksal es fügte, daß ich in Dresden leben könnte, so würde mir, glaube ich, in Teutschland wenig mehr zu wünschen übrig bleiben, außer etwa noch die Gelegenheit, auch die anderen berühmten Kunstsammlungen in München, Cassel, Wien u. s. w. gehörig kennen zu lernen. Wenn ich einmal mit den allgemeinen Grundsätzen der Kunst in allen ihren Theilen auf eine befriedigende Weise im Reinen bin, so möchte ich auch gern das einzelne Vortreffliche, was in unserem Vaterlande zerstreut ist, soviel als möglich kennen lernen. Vielleicht fügt es sich, daß ich dazu gelange. Was ich davon durch eigene Kräfte erlangen kann, will ich nach und nach zu erreichen suchen. Cassel liegt mir noch am nächsten; in zwei Tagen kann man von hier dahin kommen. Ich möchte wol meine nächste Excursion dahin machen."

Alle diese Plane zerstörte die furchtbare Katastrophe, die nach der Schlacht bei Jena am 14. Oct. 1806 eintrat. Drei Tage lang war Weimar der Plünderung und allen Schrecknissen preisgegeben, welche die hereindringenden französischen Krieger, von Kampf und Sieg erhitzt, über die Stadt und ihre Bewohner verhängten. Seine gewohnte Ruhe und Fassung behauptete Fernow auch in jener furchtbaren Lage. Den in seine Wohnung eindringenden Kriegern öffnete er selbst Thüren und Schränke, und bat, nur seine Familie nicht in Schrecken zu setzen und seine Bücher zu schonen. Durch dies feste Betragen nöthigte er den Feinden Achtung ab, und erkaufte dadurch, wenn auch nicht ohne allen Verlust, doch die Ruhe und die Sicherheit der Seinigen. Die Mitbewohner seines Hauses, denen eine gleiche Fassung fehlte, suchte er zu trösten und zu beruhigen. „Ich und meine sämmtlichen Hausgenossen," schrieb er[36]), „mußten die Nacht außer dem Bette zubringen, weil unser Haus nicht zu verschließen war." Für die Seinigen besorgt, ging er aus, um Lebensmittel herbeizuschaffen, und groß war seine Freude, als er ein großes französisches Weizenbrod, das er auf der Straße fand, seinen Kindern bringen konnte.

Das geselligere Leben, das nach jenen Schreckenstagen, durch das Gefühl gemeinsam ertragener Noth unter den Bewohnern Weimars und in ihrem Verhältnisse zu Fremden eintrat, ward für Fernow die Veranlassung zu seiner

36) In einem an Böttiger den 6. Nov. 1806 gerichteten Briefe, in welchem er die Drangsale, welche Weimars Bewohner und ihn selbst getroffen, ausführlich schildert. s. Literarische Zustände und Zeitgenossen; aus K. A. Böttiger's handschriftlichem Nachlaß. 2. Bd. S. 264 fg.

nähern Bekanntschaft mit einer geistreichen Frau, die späterhin sein Leben beschrieb. Es war Johanna Schopenhauer, die damals nach Weimar gekommen. Fernow ward ihr Lehrer in der italienischen Sprache, und bald entstand zwischen beiden ein Freundschaftsverhältniß, das nur der Tod trennen konnte. Er lebte jetzt wieder mehr in geselligen Zirkeln, als früher, vorzüglich aber in dem Hause seiner Freundin, wo er fast jeden Abend Erholung von der Arbeit suchte. Gewöhnlich traf er bei ihr Gesellschaft, und wenn sie allein blieben, las er mit ihr die italienischen Classiker, oder sprach mit ihr von Italien und den Werken der bildenden Kunst [37]). Diese Gegenstände bildeten auch großentheils den Inhalt seines fortgesetzten Briefwechsels mit Gerhard von Kügelgen [38]). „Es würde," schrieb er, „in mancher Hinsicht den Genuß meines Lebens erhöhen, wenn wir an Einem Orte zusammen leben könnten; denn auch die größte Neigung und Liebe zur Kunst bedarf einer steten Anregung und Belebung durch Kunstwerke und Künstler, um nicht in der dumpfen prosaischen Alltäglichkeit des Lebens unter Menschen zu erkalten, die nur das für schön halten, was ihre physischen Bedürfnisse befriedigt und ihre Sinne kitzelt. Freilich bist du in Dresden und ich in Weimar vor diesem Unglücke so ziemlich gesichert. Indessen wünscht man doch immer seinen Zustand zu verbessern und zu vervollkommnen, und ich fühle besonders, daß mir der vertraute Umgang mit Künstlern, an den ich in Rom so viele Jahre lang gewöhnt worden bin, hier mangelt. Vielleicht führt die Zukunft das Gewünschte herbei, oder mich dem Gewünschten zu."

Den erschütternden Eindruck, den um diese Zeit, im April 1807, der Tod seiner edlen Fürstin auf ihn machte, schildert die nachfolgende Stelle in einem Briefe an Gerhard von Kügelgen: „Ich bin in einer Stimmung, wo ich mich lieber an deinen Busen werfen, und mit dir weinen, als dir einen Brief schreiben möchte. Die gute treffliche Herzogin Amalie ist leider nicht mehr! Sie starb vorgestern Nachmittag um vier Uhr. Ihr Tod betrübt mich sehr, und erst jetzt fühle ich in dieser Stimmung, die mich noch nicht verlassen will, wie sehr ich an dieser trefflichen Frau hing, die zwar eine Fürstin war, aber ein wahrhaft menschliches Herz im Busen trug. Sie liebte das Talent, und zog es an sich, wo sie es fand. — Ich habe sie nur wenige Jahre ihrer letzten Zeit gekannt; aber ich werde ihr Andenken stets verehren, sowie es jedem, der sie gekannt hat, unvergeßlich sein muß."

Die fieberhaften Anfälle und ein von Zeit zu Zeit wiederkehrender Brustschmerz, den er für rheumatisch hielt, nöthigten Fernow, auf den Rath seines Arztes, im Sommer 1807 nach Karlsbad zu gehen, wo er sich von diesen Übeln zu befreien und völlige Genesung zu finden hoffte. Er ging dahin in der Mitte des Juli, und als er von dort zu Ende des August nach Weimar zurückkehrte, schien die Freude, seine Familie und seine Freunde wiederzusehen und zu seinen Lieblingsbeschäftigungen zurückkehren zu können, ihn wieder neu zu beleben. Seine von Schmerz befreiten Stunden widmete er der Herausgabe von Winckelmann's Werken [39]). Auch schrieb er im Winter 1807 das bereits früher erwähnte Leben Ariost's [40]). Leider wurden diese Arbeiten oft durch seinen körperlichen Zustand unterbrochen. „Mit meiner Gesundheit," schrieb er am 22. Nov. 1807 an Kügelgen, „hat es seit meiner Rückkehr von Karlsbad nie recht wohl gestanden. Noch einige Monate nachher habe ich mit der Schwäche zu kämpfen gehabt, die mir von dem auflösenden Bade zurückgeblieben ist, und noch immer habe ich einen empfindlichen drückenden Schmerz in der rechten Brust und Schulter, der nicht weichen will, obgleich ich schon mancherlei dagegen gebraucht habe und noch brauche. Er ist nicht in der Lunge selbst, sondern vielmehr in den Umgebungen. — Ich suche diesen Winter so leidlich durchzukommen, und gelingt mir das, so hoffe ich mich im Frühlinge und Sommer allmälig wieder herzustellen. Obgleich mich diese Dinge nicht zur Beschäftigung unthätig machen, so sind sie doch sehr unbequem und störend, und ich thue weniger, als ich thun würde, wenn mir wohl wäre in meiner Haut. — Deine Idee, mit Weib und Kind nach Rom zu reisen, kann ich nicht anders als loben und preisen. Auch ich hätte eine solche Idee lange ausgeführt, wenn es möglich wäre. Ob es in Zukunft möglich und wirklich werden wird, weiß ich jetzt noch nicht, aber ich wünsche es sehr. Der Fisch soll im Wasser, und der Künstler in Rom leben. Ich für meine Person kann mir kein höheres Glück wünschen, als noch einige Jahre meines Lebens wenigstens, wenn nicht den ganzen Rest desselben, in Italien zu verleben. Man sollte es nie wieder verlassen, wenn man einmal da ist."

Sein körperlicher Zustand vereitelte die in diesem Briefe geäußerten Wünsche und sein Leben ward eine Kette von Schmerzen und Leiden, als seine Gattin zu Anfange des Jahres 1808 von einer gefährlichen Lungenschwindsucht ergriffen ward. Der vermehrte Schmerz in der rechten Brust und Schulter nöthigte ihn den größten Theil des Tages zu einer halbliegenden Stellung auf dem Sopha. Aber sein lebendiger Geist siegte über die körperliche Schwäche, und zeigte sich in dem regen Antheile, den er noch immer an Kunst und Wissenschaft nahm, und in einem unerschöpflichen Humor. Den Grund seines unheilbaren Übels, das seine Ärzte einer Pulsadergeschwulst zuschrieben, kannte Fernow selbst nicht. Mit dem eintretenden rauhen Frühlinge vermehrte sich sein Husten, der ihm den wenigen Schlaf raubte, den er dem Schmerze abgewann. Täglich gewohnt, frische Luft zu schöpfen, war es ihm besonders unangenehm, daß er unausgesetzt das Zimmer hüten mußte. Er lebte dort, mit der Herausgabe Winkelmann's beschäftigt, in frohen Rückerinnerungen an Italien. Von der mildern Jahreszeit und einer Brunnencur versprach er sich gänzliche Gene-

37) Vergl. Zeitgenossen. 1. Bd. 4. Heft. S. 176. 38) s. die Auszüge aus diesem Briefwechsel in Fernow's Leben von Johanna Schopenhauer. S. 309 fg.

39) Erster Band. (Dresden 1808.) Mit acht Kupfern; begleitet von einem kurzen, von Fernow verfaßten, Lebensumriß Winckelmann's. 40) Zürich 1809.

sung. Seiner um ihn besorgten Freundin, Johanna Schopenhauer, schickte er jeden Morgen eine Art von Krankenbericht, in welchem er aber gewöhnlich mehr von seinen geistigen Beschäftigungen, als von seinem körperlichen Befinden, oft mit vieler Laune, sprach. „Sie wundern sich," schrieb er unter anderem, „daß ich so ruhig und gleichgültig bin, während Sie sich in steter Unruhe meinetwegen befinden. Wäre der Fall umgekehrt, so würde, glaube ich, gewiß das Gegentheil stattfinden. Der Patient ist gewöhnlich ruhiger, als der liebend um ihn Besorgte, den man deshalb auch den Impatienten nennen könnte. Wären Sie die Patientin, so würde ich der Impatient, also auch nicht so ruhig und gelassen sein, als ich jetzt bin. Mit mir ist es nun einmal so, wenn ich eine Sache übersehen habe und entschieden weiß, daß es nicht anders sein kann, so beunruhigt sie mich nicht leicht weiter. Vielleicht liegt dies mehr in der ruhigen, heitern Grundstimmung meines Temperaments, als in einer durch Kunst und Mühe erworbenen Fertigkeit; aber desto besser, wenn die Natur mich selbst so geschaffen hat. Mein Husten hat mich gestern noch etwas geschüttelt, die Nacht nur wenig, und ich habe ziemlich viel geschlafen. Meine Brust ist jetzt wie ein Nest voll junger Mäuse; oft höre ich alle mögliche Stimmen in ihr pfeifen und quicken und flöten. Wenn Ihnen dies Bild nicht sehr reizend scheint, so verzeihen Sie es meiner prosaischen Natur. Wäre ich ein Poet, so hätte ich ein Nest voll Amorinnen, oder doch wenigstens junge Nachtigallen für Rostorf's Rosen- und Violengarten daraus gemacht [41])."

Die ruhige Stille des noch wenig besuchten Bades Liebenstein, wohin er sich im April 1808 begab, die nahen reizenden Umgebungen der Quelle schienen ihm Anfangs wohl zu thun. Vielleicht war es auch Wirkung der Reise, der Veränderung der Luft und des Aufenthalts. Bald aber kehrten seine Schmerzen wieder zurück. Dennoch verließ ihn nicht seine Heiterkeit in dem Gespräche mit ältern und neuern Bekannten, die er in Liebenstein traf. Sechs bis sieben Wochen verlebte er dort, Anfangs voll Hoffnung, zuletzt mit stiller Resignation. In dem Gespräche mit dem Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin, dessen Bekanntschaft er schon in Italien gemacht, schwelgte er in Erinnerungen an das schöne Land, in welchem sein Geist noch immer gern weilte. Mehr, als sein eigenes Leiden, beunruhigte ihn der Gesundheitszustand seiner Frau, der sich seit seiner Abreise sehr verschlimmert hatte. Seine theilnehmende Sorge schildert ein an seine Gattin gerichteter Brief vom 15. Juni 1808, der ihn als Gatten und Vater von einer sehr liebenswürdigen Seite zeigt [42]). Als er bei der Rückkehr nach Weimar zu Anfange des August seine Frau sehr leidend wiedersah, vergaß er, selbst tödtlich krank, die eigene Pflege, um für die Bequemlichkeit seiner Frau, so gut er konnte, Sorge zu tragen. In einem Briefe an Kügelgen [43]), in welchem er den ungünstigen Erfolg seiner Badecur schildert, fügt er hinzu: „Was meinen Zustand noch übler macht, ist, daß auch meine Frau an einer zehrenden Brustkrankheit leidet, von der sie schwerlich wieder genesen wird. Meine Aussichten für den nahenden Winter sind also nicht sehr erfreulich. Ich will froh sein, wenn ich mich so erhalte, daß ich die unternommene Arbeit [44]) ausführen kann. Die Schlaflosigkeit, eine Folge des schmerzhaften Zustandes, der mein Übel begleitet, macht, daß ich selten einen heitern, zur Arbeit aufgelegten, Morgen habe."

Wie wenig dessenungeachtet Fernow's Geist durch seine physische Schwäche niedergedrückt war, und mit welcher Beharrlichkeit er an dem hielt, was er in der Kunst für das Rechte erkannt, sieht man aus der nachfolgenden Stelle des eben erwähnten Briefes: „Zu was sollen die kindischen Spielereien mit der Madonna, mit Karfunkeln, Blumen und Sternen führen? Der Mythus der Madonna ist schön und gut, aber auch höchst beschränkt und von den alten Malern bereits das beste Korn herausgedroschen; die neuern werden nichts Besseres mehr herausbringen, und was soll uns jetzt das ganze Wesen? Wen spricht es an? Gibt es in der heiligen und profanen Geschichte keinen reichhaltigern Stoff, als die ewige Madonna, mit dem Christuskindlein? — Doch über diese Materie ist viel zu sprechen, um sie zu erschöpfen und sich von allen Seiten darüber zu verständigen. Wenn Du diesen Herbst herkommst, so soll sie der Gegenstand unserer Unterhaltung sein. Ebenso auch, was die Schönheit des Gefühls anbetrifft, durch welche der christliche Mythus den griechischen übertreffen soll. Ich kann diesem nur unter großen Einschränkungen beistimmen, welche am Ende den Vorzug wol aufwiegen möchten. Wie aber wollen Künstler die hohe geistige Schönheit des Ausdrucks darstellen, wenn sie nicht mehr auf der Stufenleiter der idealen Formenschönheit sich allmälig zu ihr zu erheben gelernt haben? Man stellt sich's freilich jetzt so leicht vor, das Höchste zu erfliegen, daß man keine Leiter mehr für nöthig hält, um, wie die alten Künstler, mühsam, aber sicher, hinanzukommen; daher kommt's denn gewöhnlich mit allem Streben zu nichts Rechtem. Jeder Pfuscher glaubt jetzt, er könne nach dem Höchsten streben, aber versteht sich, ohne sich bei dem Gründlichen aufzuhalten, auf den Flügeln des Genies. So geht es in der Poesie, so in der bildenden Kunst [45])."

Ungeachtet häufiger Aderlässe und der von seinem Arzte ihm empfohlenen Traubencur vermehrten sich die Beklemmung und der Schmerz in der Brust. Es war ihm peinlich, keinen klaren Begriff von seiner Krankheit zu haben. Um dazu zu gelangen, ließ er sich von einem Buchhändler Scarpa's Werk über die Pulsadergeschwulst verschreiben. Der Gleichmuth, mit dem er sein Geschick ertrug, verließ ihn nicht. Als er eben diese Schrift wieder in das Futteral einschob, trat Gruber bei ihm ein, und er sagte lächelnd: Nun weiß ich ja, daß ich sterben

41) Anspielung auf Rostorf's (K. G. A. v. Hardenberg's) Dichtergarten. Erster Gang. Violen. (Würzburg 1807.) 42) Man findet diesen Brief, in italienischer Sprache geschrieben, in Fernow's Leben von Johanna Schopenhauer. S. 407 fg. 43) Vom 19. Aug. 1808.

44) Die Herausgabe von Winckelmann's Werken. 45) Vgl. Fernow's Aufsatz: Die Kunst im Dienste der Religion (in den theologischen Annalen. 1806. S. 711 fg.).

muß; warum hat man mir es denn verschwiegen? Sonderbar, ich habe niemals Curiositäten geliebt, und muß an einer Curiosität sterben. Seiner Freundin Johanna Schopenhauer schrieb er: „Wie sehr ich wünsche, es möchte anders sein, können Sie denken. Aber dieser Wunsch, der höchste, den ich haben kann, darf nicht die Schranken überschreiten, die ich ihm gezogen habe; er darf in meine Fassung nicht einbrechen. Einen Punkt muß der Mensch haben, wo er unerschütterlich auf sich selbst beruht, oder er muß sich jeden Augenblick verloren geben an tausend feindliche Gewalten, die auf ihn eindringen können."

Zum ersten Male schien sein Muth gebrochen bei dem Tode seiner Gattin in den letzten Tagen des Septembers 1808. Erschüttert folgte er seiner um ihn besorgten Freundin Johanna Schopenhauer, als sie ihn aus seiner verödeten Wohnung führte und ihm ein Zimmer in ihrem Hause einräumte. Seine Kinder waren einstweilen von einer Freundin seiner verstorbenen Frau zu sich genommen worden. Die Veränderung seines Aufenthalts schien Anfangs wohlthätig auf ihn zu wirken. In wenigen Wochen aber trat zu den heftig wiederkehrenden Brustschmerzen eine völlige Athemlosigkeit. Durch das früher erwähnte Werk Scarpa's, in dem er fleißig las, hatte er sich überzeugt, daß an keine Heilung für ihn mehr zu denken sei. Auch in den leidensvollsten Momenten verließ ihn nicht sein Gleichmuth. Noch erschien er unbefangen, gesprächig. Selbst sein Witz und Humor schienen ihn nicht verlassen zu haben. Je trüber seine Gegenwart war, je mehr lebte er in der Vergangenheit. Ein Besuch Wilhelm von Humboldt's rief ihm die genußreichen Stunden zurück, die er einst in seinem Hause verlebt. In schmerzbefreiten Stunden war er noch immer beschäftigt. Seine letzte Arbeit war die Biographie Dante's für die von ihm besorgte Ausgabe jenes Dichters. Er schrieb es in italienischer Sprache, mit Benutzung der besten Quellen. Es blieb leider nur Fragment. Noch wenige Stunden vor seinem Tode hatte er sich damit beschäftigt. Er starb am 3. Dec. 1808, im 45. Lebensjahre. Ein sanfter Schlummer schien ihn von seinen Leiden befreit zu haben. Keine Spur von Schmerz oder Todeskampf zeigte sich in seinem Gesichte. Sein oft mit Sehnsucht von ihm erwarteter Freund Gerhard von Kügelgen war erst am Tage seines Begräbnisses in Weimar angekommen. Was er der Welt gewesen war, sagten die poetischen Todtenkränze, mit denen einige Freunde sein Grab schmückten[46]). (*Heinrich Döring.*)

FERNROHR. Die Fernröhre sind optische Instrumente, welche entfernte Gegenstände deutlich und vergrößert zeigen, während die Mikroskope dazu dienen, um für sehr kleine, in der Nähe befindliche Gegenstände denselben Zweck zu erfüllen. Beide Arten von Instrumenten bestehen aus mehren Glaslinsen oder Spiegeln, und unterscheiden sich nur durch die Form und Stellung der einzelnen Theile. Nach ihren Bestandtheilen lassen sich die Fernröhre eintheilen in solche, welche blos aus Glaslinsen bestehen, dioptrische Fernröhre (oder Refractoren), und in solche, welche Spiegel und Glaslinsen zugleich enthalten, und eben wegen der Spiegel katoptrische Fernröhre (oder Spiegel-Teleskope) heißen. Obwol diese letztern wegen ihrer größern Einfachheit früher auf einen gewissen Grad von Vollkommenheit gebracht wurden, als die erstern, so müssen doch diese erstern jetzt uns zunächst beschäftigen, weil mit ihnen diese für den menschlichen Geist so ehrenvolle und für die Wissenschaften und das praktische Leben so unendlich fruchtbare Erfindung begann. Außerdem werden auch jetzt die dioptrischen Fernröhre in einer solchen Vollkommenheit angefertigt, daß sie den Spiegelteleskopen vorzuziehen sind. Für uns wird sich zugleich der Vortheil darbieten, daß wir nach der Erklärung der dioptrischen Fernröhre die katoptrischen in der Kürze hinreichend erläutern können.

I. Die dioptrischen Fernröhre.

Den Namen desjenigen Mannes, welcher zuerst diese wichtige Entdeckung machte und ein Fernrohr, wenn auch in unvollkommenster Gestalt, durch Verbindung zweier Gläser zusammenstellte, kann man nicht mit Gewißheit angeben, und unsere jetzigen Nachforschungen möchten zu keinem genügendern Resultate führen, da schon kurze Zeit nach der Erfindung sich nichts Bestimmtes hierüber ausmitteln ließ. Der Vollständigkeit wegen mögen indessen die Angaben über die Erfinder hier kurz erwähnt werden, da hierdurch wenigstens Ort und Zeit dieser Erfindung einigermaßen festgestellt werden. Daß das Fernrohr früher als vor dem Ende des 16. oder dem Anfange des 17. Jahrh. bekannt gewesen sei, läßt sich durchaus nicht nachweisen. Brewster scheint zwar in seiner Optik nicht zweifelhaft zu sein, daß Roger Baco schon das Fernrohr gekannt habe. Indessen sind die Worte Baco's in seinem Opus majus gewiß, wie viele andere von ihm in derselben Form ausgesprochene Sätze, nur Gedanken, die sich seiner Meinung nach ausführen ließen. Daß Baco durchaus kein Fernrohr in den Händen gehabt hat, geht deutlich aus den Wirkungen hervor, welche er ihm zuschreibt, die dasselbe aber nicht hat; er bezieht sich an dieser Stelle ferner auf die früheren Abschnitte, in denen sich jedoch nichts findet, was an die Zusammensetzung eines Fernrohrs erinnert[1]). Es ist auch im höchsten Grade

46) „Den Manen meines Freundes Fernow," von Ludwig Nauwerk (in Wieland's Neuem teutschen Merkur. 1809. März. S. 161—164). „Zu Fernow's Todtenfeier," von F. L. Z. Werner (in dessen Ausgewählten Schriften. 1. Bd. S. 185—190). K. L. Fernow's Leben von Johanna Schopenhauer. (Tübingen 1810.) (Vergl. Bibliothek der redenden und bildenden Künste. 8. Bd. 1. St. S. 204 fg. Zeitung für die elegante Welt. 1810. Nr. 258. S. 2049 fg.) Fernow's Nekrolog von K. A. Böttiger (in Wieland's Neuem teutschen Merkur. 1808. December. S. 273—302) und von J. G. Gruber (in der Allgem. Literaturzeitung. 1809. 1. Bd. Nr. 19. S. 145—157). Nachrichten über ihn findet man noch in der Neuen berliner Monatsschrift. 1809. December. S. 356—364 und in der Jenaischen Allgem. Literaturzeitung. 1809. Intell.-Bl. Nr. 20. S. 157 fg.; in den Literarischen Zuständen und Zeitgenossen, aus K. A. Böttiger's Handschriftlichem Nachlaß. 2. Bd. S. 262 fg.; in Matthisson's Literarischem Nachlaß. 3. Bd. S. 120 fg. und in K. L. v. Knebel's Literar. Nachlaß und Briefwechsel. 2. Bd. S. 159 fg.

1) Es heißt nämlich in seinem Opus majus p. 357: De vi-

unwahrscheinlich, daß eine so nützliche Erfindung mehr als drei Jahrhunderte hindurch unbenutzt geblieben, oder gar wieder in Vergessenheit gerathen wäre. — Die aus B. Porta's Magia naturalis zum Beweise für seine Kenntniß des Fernrohrs angeführte Stelle hat gewiß einen andern Sinn, obwol er von der Verbindung eines erhabenen und converen Glases redet, durch welche man sowol nahe als entfernte Gegenstände größer und deutlicher sehen könne [2]).

Wahrscheinlich ist diese Entdeckung erst im Anfange des 17. oder ganz am Ende des 16. Jahrh. in Holland gemacht worden, und Descartes schreibt sie in dem Anfange des ersten Capitels seiner Dioptrica, die 1637 erschien, dem Zufalle zu. Jacob Metius, ein Sohn des als Mathematiker bekannten Metius, welcher sich zu seinem Vergnügen Spiegel und Brenngläser verfertigte, hat, nach der Angabe des Descartes, durch einen glücklichen Zufall geleitet, durch ein hohles und ein erhabenes Glas zugleich zu sehen versucht, und so das Fernrohr entdeckt (um 1600).

Aus der ganzen Erzählung des Descartes geht übrigens hervor, daß er sie nur wie gelegentlich mittheilt und keine besondern Nachforschungen über diese Entdeckung angestellt hat. Es scheinen mir daher seine Angaben weniger Zutrauen zu verdienen, als die Mittheilungen des Peter Borellus, welche derselbe in seiner 1665 erschienenen Schrift: De vero telescopii inventore, macht und durch gerichtliche Aussagen bestätigt. Nach ihm hat Zacharias Jansen, ein Brillenmacher in Middelburg, das Fernrohr durch Nachdenken und geschickte Zusammenordnung schon im J. 1590 erfunden und eins dem Prinzen Moritz und ein anderes dem Erzherzoge Albrecht übergeben. Doch scheint diese Erfindung nicht lange ein Geheimniß geblieben zu sein, und Johann Laprey oder Lippersheim, welcher diese Instrumente von vorzüglicher Güte zu verfertigen verstand, wurde deshalb auch öfter für den Erfinder derselben gehalten. Hiermit läßt es sich auch vereinigen, was Simon Marius [3]) in seinem mundus jovialis anführt, daß ein Holländer schon 1608 ein Fernrohr auf der Herbstmesse zu Frankfurt am Main ausgeboten habe; es muß also um diese Zeit die Verfertigung desselben schon bekannter gewesen sein.

Im April oder Mai des Jahres 1609 erhielt Galilei in Venedig die Nachricht, daß ein Holländer dem Moritz von Nassau ein optisches Instrument, durch welches ferne Gegenstände näher erschienen, überreicht habe. Galilei kehrte sogleich nach Padua zurück und errieth, wie sein Biograph [4]) erzählt, die Einrichtung schon in der folgenden Nacht. Sein erstes Fernrohr vergrößerte neun Mal; gleich darauf verfertigte er ein anderes, welches mehr als 60 Mal vergrößerte, und endlich gelang es ihm, ein Instrument von fast tausendfacher Vergrößerung herzustellen [5]). Die Entdeckungen, die er mit Hilfe derselben machte, sind bekannt (s. Galilei). — Diese in Holland und von Galilei verfertigten Fernröhre bestanden aus einem converen Glase, welches dem Objecte zugewandt ist, der sogenannten Objectivlinse, oder kurz dem Objective, und aus einem concaven Glase, welchem das Auge genähert wurde, dem sogenannten Oculare.

Daraus, daß Galilei das Gesetz der Brechung nicht genau kannte, dürfen wir wol nicht schließen, daß er allein durch Probiren zu seiner Entdeckung gelangte; da ihm die Wirkungen eines converen und concaven Glases bekannt waren, so konnte ihn die nähere Betrachtung der Brechung allerdings auf die rechte Bahn leiten, wie er solches auch selbst angibt (doctrinae de Refractione in-

---

sione fracta majora sunt; nam de facili patet per canones supradictos, quod maxima possunt apparere minima et e contra, et longe distantia videbuntur propinquissime et e converso. Nam possumus sic figurare perspicua, et taliter ea ordinare respectu nostri visus et rerum, quod frangentur radii et flectentur, quorsumcumque voluerimus, ut sub quocunque angulo voluerimus, videbimus rem prope vel longe, et sic ex incredibili distantia legeremus literas minutissimas ..... Et sic posset puer apparere gigas, et unus homo videri mons ..., et sic parvus exercitus videretur maximus, et longe positus appareret prope et e contra; sic etiam faceremus solem et lunam et stellas descendere secundum apparentiam hic inferius et similiter supra capita inimicorum apparere et multa consimilia. Eine ausführliche Besprechung dieser Stelle findet sich in *Montucla*, Histoire des mathématiques. T. I. p. 314 sq.

2) In Fischer's Geschichte der Physik. 1. Bd. S. 180 wird aus der Magia naturalis seu de miraculis rerum naturalium libri XX. (Neap. 1558. fol.) L. XVII. Cap. X folgende Stelle angeführt: si utrumque (vitrum concavum et convexum) recte componere noveris, et longinqua et proxima majora et clara videbis. Non parum multis amicis auxilii praestitimus qui et longinqua obsoleta, proxima turbida conspiciebant, ut omnia perfectissime contuerentur. Der letzte Zusatz scheint mir durchaus auf die Fernröhre nicht bezogen werden zu können, indem sonst diese Entdeckung bekannter geworden wäre; vielleicht benutzte er nur eine Verbindung eines converen und concaven Glases, die unmittelbar hinter einander lagen, ähnlich einem gewöhnlichen Brillenglase. — In einer Ausgabe der Magia naturalis (Lugduni 1569.) finde ich nur vier Bücher, ebenso wie Brandes in der Übersetzung (Magdeburg 1618.), und obige Stelle steht nicht darin. Nach v. Zach Corresp. astronomique II, 552 enthält die erste Ausgabe der Magia naturalis von 1558 nur drei Bücher, die zweite von 1589 aber 20 Bücher. Dies stimmt freilich nicht mit [illegible] obigen Angabe von Fischer.

3) Mundus jovialis. (Norimbergae 1614.) *Borellus*, De ver. invent. lib. II. p. 19. 4) Opere di *Galileo Galilei*. (Milano 1808.) Vol. I. p. 27. 28. 5) Die eigenen Worte des Galilei in seinem 1610 erschienenen Nuncius sidereus sind p. 4 folgende (unter der Dedication steht: Datum Patavii 4. Idus Martii 1610): Mensibus abhinc decem fere rumor ad aures nostras increpuit, fuisse a quodam Belga Perspicillum elaboratum, cujus beneficio objecta visibilia, licet ab oculo inspicientis longe dissita, veluti propinqua distincte cernebantur; ac hujus profecto admirabilis effectus nonnullae experientiae circumferebantur, quibus fidem alii praebebant, negabant alii. Idem paucos post dies mihi literas a nobili Gallo Jacobo Badovere ex Lutetia confirmatum est, quod tandem in causa fuit, ut ad rationes inquirendas, nec non media excogitanda, per quae ad consimilis Organi inventionem devenirem, me totum converterem; quam paullo post doctrinae de Refractionibus innixus assecutus sum; ac tubum primum plumbeum mihi paravi, in cujus extremitatibus vitrea Perspicilla, ambo ex altera parte plana, ex altera vero unum sphaerice convexum, alterum vero cavum aptavi; oculum deinde ad cavum admovens objecta satis magna, et propinqua intuitus sum; triplo enim viciniora, nonuplo vero majora a[illegible]rebant, quam dum sola naturali acie spectarentur etc. [illegible]gabe der Opere di *Galileo Galilei* (Milano 1808.) steht [illegible] Stelle Vol. IV. p. 305 und 306.

nixus assecutus sum). Die richtige Erklärung der Wirkungen des Fernrohrs rührt von Keppler her, der nach und nach von der Betrachtung des menschlichen Auges und der Entstehung der Bilder auf der Netzhaut desselben, zur Erklärung der Erscheinungen, welche die Brillen darbieten, und selbst zu einer im Wesentlichen richtigen Theorie der Fernröhre sich erhob. Er fand durch dieselbe, daß ein Fernrohr mit zwei converen Linsen (das jetzt sogenannte Keppler'sche oder astronomische Fernrohr) zwar die Gegenstände verkehrt zeige, aber bei Beobachtungen himmlischer Objecte bedeutende Vortheile vor dem Galilei'schen mit einem concaven Oculare gewähre. Um die Gegenstände aufrecht zu sehen, schlug er die Anwendung von drei converen Linsen vor. Er selbst hat keinen seiner Vorschläge ausgeführt; der erste, welcher ein Keppler'sches Fernrohr mit zwei converen Linsen ausführte, scheint der Jesuit Scheiner[6]) gewesen zu sein. Der Vorschlag, ein Fernrohr für terrestrische Gegenstände mittels dreier Converlinsen zu construiren, ist nicht benutzt worden, sondern zweckmäßiger von dem Capuciner Ant. Mar. de Rheita[7]) durch eine Zusammenstellung von vier converen Linsen ersetzt worden (das noch jetzt gebräuchliche Erdfernrohr). Der Letztere hat auch das sogenannte Binocularteleskop erfunden, welches aus zwei auf einem Stative befindlichen Fernröhren besteht, deren Aren man nach einem und demselben Gegenstande richten kann, um mit beiden Augen zu beobachten; die Unbequemlichkeit des Stellens hat es aber nicht in Gebrauch kommen lassen.

Nachdem das Gesetz der Brechung der Lichtstrahlen durch Snell gefunden war, ergab sich, daß die in der Nähe der Are und des Randes der Linse auffallenden Strahlen nach ihrer Brechung nicht genau in einem Punkte sich vereinigen, wodurch in dem durch die Linse gebildeten Bilde eine Undeutlichkeit entsteht, die man die Abweichung wegen der Kugelgestalt der Linsen oder schlechthin die Kugelabweichung nennt. Descartes suchte nun durch geometrische Betrachtungen andere Gestalten der Linsen zu finden, welche dieser Abweichung nicht unterliegen. Für die Praxis blieb diese Untersuchung jedoch ohne Nutzen, da es nicht möglich ist, Gläser mit andern als sphärischen Oberflächen hinlänglich genau zu schleifen.

Um die Kugelabweichung zu vermindern und bei starker Vergrößerung noch hinreichende Helligkeit und Deutlichkeit zu erhalten, blieb den Verfertigern der Fernröhre nichts übrig, als Gläser von ungemein großen Brennweiten anzufertigen, und Eustachius de Divinis in Rom, und besonders Campani in Bologna, zeichneten sich durch Schleifen solcher Linsen aus. Mit den Gläsern des Campani von 86, 100 und 136 pariser Fuß Brennweite hat Dominic Cassini vier Saturnusmonde entdeckt. Der französische Astronom Auzout hatte sogar ein Glas von 600 Fuß Brennweite geschliffen, das aber wegen der Unbequemlichkeit seines Aufstellens nicht gebraucht werden konnte.

Um Linsen von so großen Brennweiten anzuwenden, ließ Huygens die lange Röhre zwischen beiden Gläsern fort, und befestigte das Objectivglas in einem kurzen Rohre vermittels einer Nuß, sodaß es nach allen Seiten beweglich war. Dieses Rohr wurde dann auf einer langen Stange, oder dem Giebel eines Hauses angebracht, und der untenstehende Beobachter konnte ihm vermittels einer Schnure jede nöthige Richtung geben; das Ocular mußte natürlich auch leicht in die erfoderliche Stellung zu bringen sein. Huygens hat sich auch um die Theorie der Fernröhre, besonders um die Anordnung der Gläser, Verdienste erworben.

Nachdem durch Newton die Brechung des Lichtes durch ein dreiseitiges Prisma genau untersucht worden war, so zeigte sich für die Construction der Fernröhre ein neuer großer Nachtheil darin, daß durch die Farbenzerstreuung bei der Brechung in der Linse das Bild an Deutlichkeit verliert; und dieses Hinderniß erschien dem Newton, der durch einen Versuch irre geleitet war, unüberwindlich zu sein. Er glaubte nämlich gefunden zu haben, daß bei den verschiedenen lichtbrechenden Körpern die Zerstreuung der farbigen Strahlen stets proportional dem Brechungserponenten sei; wäre dieser Satz richtig, so wäre die Construction einer sogenannten achromatischen Linse, d. h. einer solchen, welche alle von einem Punkte ausgehenden Strahlen wieder in einem Brennpunkte vereinigt, und also Bilder ohne farbige Ränder darstellt, unmöglich. Deshalb wandte Newton sich von den bis dahin gebräuchlichen dioptrischen Fernröhren ab, und empfahl die katoptrischen, bei denen durch die Zurückwerfung vom Spiegel nicht nur keine Farben entstehen, sondern auch die Kugelabweichung ungefähr acht Mal geringer ist, als bei Linsen von gleicher Öffnung und Brennweite (s. katoptrische Fernröhre weiter unten).

Der Ausspruch Newton's, daß das Licht nach seinem Durchgange durch brechende Mittel nur dann ungefärbt erscheine, wenn der ausfahrende Strahl mit dem einfallenden parallel ist[8]), hätte, wenn er eine Wahrheit und keinen Irrthum enthielte, die Unmöglichkeit der Construction achromatischer Fernröhre, wie schon vorhin erwähnt wurde, bewiesen; und diese wichtige Entdeckung wurde durch ihn über ein halbes Jahrhundert aufgehalten. Es war Euler[9]), der zuerst wieder die Construction achromatischer Fernröhre für möglich hielt, indem er durch verschiedene brechende Mittel die Farbenzerstreuung auf gleiche Weise glaubte vernichten zu können, wie dies in unserm Auge geschehen ist. Er schlug nach Analogie des Auges vor, zwischen die innere concave Fläche zweier Glaslinsen Wasser zu bringen, suchte aber statt durch directe Beobachtung die für die Berechnung nothwendigen Brechungserponenten und Farbenzerstreuungen des Glases und des Wassers zu bestimmen, dieselben aus einem durch blos theoretische Speculationen gewonnenen allgemeinen Gesetze abzuleiten. Man darf sich deshalb auch nicht wundern, wenn die Ausführung einer solchen farblosen oder achromatischen Doppellinse nach Euler's Angabe durch den geschicktesten Künstler seiner Zeit, John Dol-

6) Rosa ursina. (Bracciani 1630.) p. 130. 7) Oculus Enochi et Eliae. (Antv. 1665.)

8) Im achten Experimente des zweiten Theiles seiner Optik.
9) Mémoir. de l'Acad. de Berlin. 1747. p. 277 suiv.

lond, im J. 1752 ein ungünstiges Resultat gab und für die Richtigkeit der Ansicht Newton's zu sprechen schien. In dem hierüber zwischen Euler und Dollond entstandenen Streite behauptete Euler aber stets, gestützt auf die Einrichtung unseres Auges, die Möglichkeit einer achromatischen Doppellinse, indem unser Auge die Gegenstände nicht farblos sehen könnte, wenn Newton's Ausspruch richtig wäre.

Durch Euler's Aufsatz angeregt, unterwarf der schwedische Mathematiker Klingenstierna[10]) die Versuche und Schlüsse Newton's einer genauern Prüfung, und fand, daß das durch Prismen gebrochene Licht auch dann noch farblos erscheinen kann, wenn die austretenden Strahlen mit den einfallenden nicht parallel sind. Newton hatte durch Anwendung sehr dünner Prismen eine unvollkommene Beobachtung gemacht, und dem aus ihr gezogenen Resultate eine Allgemeinheit gegeben, die ihm nicht zukam. Klingenstierna sandte einen Auszug seiner Abhandlung an Mallet, um ihn Dollond mitzutheilen, und Letzterer überzeugte sich von der Unrichtigkeit des Newton'schen Satzes. Es gelang dem Dollond[11]) leicht, durch Eintauchen eines gläsernen Prisma's in ein Wasserprisma, dessen Winkel er ändern konnte, einen Strahl zu erhalten, der nach der Brechung in beiden Prismen parallel dem einfallenden austrat und dennoch gefärbt erschien; und er schloß sehr richtig, daß es auch möglich sein müsse, eine Brechung durch zwei solche Prismen zu erhalten, bei welcher der austretende Strahl, obwol er von seiner ursprünglichen Richtung abgelenkt sei, doch ungefärbt erscheine. Der Versuch bestätigte seinen Schluß, und er hat damals schon Linsen aus zwei Stücken mit Wasser dazwischen verfertigt, die zwar keine Farben zeigten, aber bedeutende Undeutlichkeit übrig ließen, die jedoch, wie er richtig erkannte, durch die Abweichungen wegen der Kugelgestalt erzeugt wurde.

Dollond wollte nun auch versuchen, durch Anwendung verschiedener Glassorten die Farben aufzuheben; die Versuche darüber wurden aber bis zum Jahre 1757 verschoben. Gleich seine ersten Versuche hierüber zeigten ihm jedoch, daß die Sache die allergrößte Beachtung verdiene; er ließ es sich deshalb angelegen sein, die besonderen Eigenschaften jeder Glassorte in Beziehung auf Brechung und Farbenzerstreuung zu erforschen, und fand hinsichtlich derselben den größten Unterschied zwischen dem Kron- und Flintglase. Es gelang ihm, durch Zusammensetzung zweier Prismen aus Kronglas und Flintglas mit entgegengesetzt gerichteten Winkeln ein zusammengesetztes Prisma zu construiren, welches das Licht ohne Farbenerzeugung brach. Er wandte nun die durch die Prismen gewonnenen Erfahrungen auf die Construction einer Doppellinse an, indem er, um das achromatische Prisma nachzuahmen, die eine Linse concav und die andere convex machte, und diejenige, welche die stärkere Brechung ausüben sollte, also die convexe, aus Kronglas verfertigte. Da die Brechungen sphärischer Gläser sich umgekehrt wie ihre Brennweiten verhalten, so nahm er die Brennweiten der beiden Gläser umgekehrt wie die Brechungen der Prismen u. s. w. Nach mancherlei Versuchen, namentlich auch um bei diesen Doppellinsen die Kugelabweichung fortzuschaffen, vollendete er 1758 das erste achromatische Fernrohr, dessen achromatische Doppellinse eine Brennweite von fünf Fuß hatte. Er suchte die Construction dieser Fernröhre in den drei letzten Jahren seines Lebens noch zu vervollkommnen, und überließ sie seinem Sohne Peter Dollond, der in Verbindung mit Ramsden ihnen die Vollendung gab, welche sie am Ende des vorigen Jahrh. besaßen. Durch zahlreiche Versuche über die Oculare, denen er vier, fünf und sechs Linsen gab, gelang es ihm, die durch das einfache Ocular entstehende Farbenzerstreuung zu vermindern und zugleich das Gesichtsfeld der Fernröhre zu vergrößern.

Euler hielt Anfangs die glänzenden Erfolge Dollond's für einen glücklichen Zufall in der Wahl der Krümmungen, bis ihn Clairaut versicherte, daß die Erfahrungen Dollond's vollkommen zuverlässig wären, und Zeiher durch seine Versuche überzeugte, daß ein größerer Zusatz von Bleioxyd die Farbenzerstreuung des Glases bedeutend vermehre, während die Brechung desselben nahe unverändert bleibe, und daß ein größerer Zusatz von Kali die umgekehrte Erscheinung zur Folge habe. Nun suchte Euler[12]) die Theorie der Fernröhre auf einem allgemeinen und der Natur des Gegenstandes angemessenen Wege zu begründen, und gab, nachdem er vorher in einzelnen Abhandlungen die Kugelabweichungen und Farbenabweichungen auf einfache Formeln zurückgeführt, und die vortheilhaftesten Halbmesser der Linsen durch Rechnung zu bestimmen gelehrt hatte, eine vollständige Theorie aller optischen Instrumente in seiner Dioptrica. — Auch Clairaut und d'Alembert[13]) haben sich um die Berechnung und Theorie der Fernröhre Verdienste erworben.

Wenn die Arbeiten eines Euler, Clairaut, d'Alembert im Ganzen für die praktische Ausführung achromatischer Fernröhre wenig fruchtbar gewesen sind, so ist die Schuld nicht blos darin zu suchen, daß diese Männer in ihren Rechnungen, um einfachere Resultate zu erhalten, eine nur genäherte Auflösung ihrer Aufgabe gegeben haben, indem sie häufig die Dicke der Glaslinsen und die Entfernung der Theile des Objectes vernachlässigen, sondern zum größten Theile wol in dem Mangel an mathematischer Bildung, der sich bei den meisten Künstlern dieser Art findet, und sie unfähig macht, die Schriften dieser Männer zu verstehen. Auszüge aber aus denselben nutzen ihnen ebenso wenig, da ihr Verständniß nur schwieriger ist, und die für eine Glassorte gewonnenen Resultate sich nicht ohne Weiteres auf eine andere ausdehnen lassen. In der mangelhaften Bestimmung der Brechungen und Zerstreuungen des Lichtes durch die verschiedenen Gläser, welche der Künstler anwenden will, liegt auch gewiß ein großer Theil der Schuld, warum die nach diesen Theorien gearbeiteten Fernröhre nicht genügt haben, den Mangel

10) Schwed. Abhandl. von 1754, teutsche Übersetzung S. 300.
11) Philos. Transact. Vol. X. P. II. p. 733.
12) Mémoir. de l'acad. de Berlin 1753. 1757. 1762 etc. Dioptrica Petropoli 1769—1771. III Vol.
13) Mémoir. de l'acad. de Paris 1756. 1757. 1764. 1765. 1767.

an genauer Ausführung der berechneten Krümmungen der Linsen gar nicht zu rechnen.

Das größte Hinderniß, Objectivlinsen von sehr großer Öffnung zu verfertigen, liegt in der Darstellung großer Stücke Glas, welche frei sind von Bläschen und Nebel, und besonders von Streifen, da diese letztern auf eine in den verschiedenen Theilen des Glases verschiedene Brechbarkeit und Farbenzerstreuung hindeuten, durch welche dasselbe zum optischen Gebrauche ganz untauglich gemacht wird. Vorzügliche Schwierigkeit bietet in dieser Beziehung das Flintglas dar, welches aus Kieselerde, Kali und Bleioxyd besteht; da letzteres um Vieles specifisch schwerer ist, als das Kali und die Kieselerde, so sinkt es im Flusse zu Boden, und läßt sich nicht leicht zu einer gleichförmigen Verbindung bringen. Diese Schwierigkeiten erhellen genugsam aus den unbefriedigt gebliebenen Aufgaben, auf welche die pariser und londoner Akademie einen Preis von 12,000 Livres und 1000 Pf. St. gestellt hatten. Artigues verfertigte ein Flintglas, das von Cauchoir zu mehren Fernröhren bis 45 Linien Öffnung vortheilhaft benutzt wurde. Guinand, Anfangs in München, später in der Schweiz, verfertigte Flintglas von vorzüglicher Güte und in großer Menge. Das beste Flintglas in größern Stücken hat aber Frauenhofer dargestellt, wie seine daraus verfertigten Fernröhre beweisen, die als die besten und vorzüglichsten allgemein anerkannt sind. Das größte von ihm construirte Fernrohr von 9 par. Zoll Öffnung und 14 Fuß Brennweite, welches auf der Sternwarte in Dorpat steht, ist das größte und vollkommenste optische Instrument dieser Art, welches bisher aus den Händen unserer Künstler gekommen ist. Leider wurde der durch seine theoretischen Kenntnisse, sowie durch seine praktischen Geschicklichkeiten gleich ausgezeichnete Künstler schon im 38. Jahre seines Lebens durch den Tod mitten aus seinen Arbeiten hinweggerissen.

Um das Flintglas zu vermeiden, hat man versucht Linsen aus Flüssigkeiten, welche zwischen Glas eingeschlossen werden, zu construiren. Namentlich scheint sich der Schwefelkohlenstoff sehr gut dazu zu eignen, da er nach Brewster neben einem großen Brechungsvermögen ein sehr bedeutendes Zerstreuungsvermögen besitzt, sodaß er in der letzten Beziehung nur von dem Cassiaöl übertroffen wird, das jedoch wegen der gelblichen Farbe sich weniger anwenden läßt. Barlow [14]) hat ein solches Fernrohr mit einer concaven Linse aus Schwefelkohlenstoff statt des Flintglases (von 59 Zoll Brennweite) verfertigt, und dabei zugleich diese Linse aus Schwefelkohlenstoff von dem convexen Objectivglase (7 Zoll Öffnung und 78 Zoll Brennweite) um 40 Zoll entfernt; er beobachtete damit Doppelsterne bei einer 700maligen Vergrößerung, obgleich das Gesichtsfeld noch nicht die erwünschte Helligkeit hatte. — Schon zu Ende des vorigen Jahrh. suchte Blair [15]) aus Flüssigkeiten achromatische Objectivlinsen zu verfertigen, und stellte sich dabei zugleich die Aufgabe, auch die sogenannten secundären Farbenbilder, welche bei einer Doppellinse aus Kron- und Flintglas sich noch finden, fortzuschaffen; ein Gesichtspunkt, der wol die Beachtung der praktischen Optiker verdient. — Es ist aber wenig glaublich, daß die mit Flüssigkeiten construirten Fernröhre auf längere Zeit und unter allen Umständen gute Dienste leisten werden, da ja schon die durch die Temperaturveränderungen bewirkten Strömungen sehr störend wirken, und die Verdunstung oder Zersetzung der Flüssigkeiten leicht das ganze Instrument verderben können.

Es muß deshalb das Streben, größere Fernröhre auch mit kleinern reinen Flintglasstücken zu construiren, sehr beachtenswerth erscheinen; das Mittel zur Erreichung dieses Zweckes besteht in der Entfernung der Flintglaslinse von der Kronglaslinse. Den ersten Vorschlag zu diesen sogenannten **dialytischen** Fernröhren machte 1827 Littrow [16]); es ergab sich aber auf dem von ihm eingeschlagenen Wege, daß zur Erreichung der gewünschten Vortheile, nämlich zu der Verminderung des Durchmessers der Flintglaslinse und der bedeutenden Verkürzung des ganzen Instrumentes, ein Kronglas von größerem Brechungsvermögen und geringerer Farbenzerstreuung, oder ein Flintglas von geringerem Brechungsvermögen und größerer Farbenzerstreuung, als bis jetzt geliefert werde, nöthig sei; wolle man jetzt ein solches Fernrohr ausführen, so müsse man Flüssigkeiten anwenden. Im J. 1828 wurde das vorhin erwähnte Fernrohr von Barlow auf diese Weise mit Schwefelkohlenstoff construirt. Um dieselbe Zeit machte Rogers [17]) in Edinburgh den Vorschlag, die Farbenzerstreuung einer einfachen Objectivlinse durch eine in einer bestimmten Entfernung von ihr befindliche doppelte Linse aus Kron- und Flintglas zu verbessern; in der kleinern Correctionslinse sollte das Flintglas hinter dem Kronglase stehen. Nach Stampfer's und Santini's Berechnung scheint aber dieser Vorschlag an mehren Mängeln zu leiden. Unbekannt mit diesem Vorschlage von Rogers, und nur angeregt durch die Untersuchungen Littrow's versuchte Plössl [18]) in Wien ein dialytisches Fernrohr zu construiren; er wandte ein ähnliches Mittel an, als Rogers vorgeschlagen hatte, nur befand sich in der kleinern, ebenfalls aus Kron- und Flintglas bestehenden, Correctionslinse das Flintglas vor dem Kronglase. Er führte das erste Fernrohr dieser Art im August 1832 aus, und es ergab sich, daß die neue Einrichtung nicht nur die Anwendung einer kleinern Flintglaslinse gestattet, sondern auch, was namentlich bei größeren astronomischen Instrumenten von bedeutender Wichtigkeit ist, eine Verkürzung der Instrumente erlaubt, und ihnen eine Schärfe und Lichtstärke verleiht, welche die ältere Einrichtung übertrifft. — Außer den bereits genannten wurde die Theorie der Fernröhre besonders durch Klügel, Gauß, Bohnenberger, Santini und Herschel den Jüngeren erweitert.

Das sogenannte **Heliometer** wurde beinahe zugleich von Savary und Bouguer erfunden; seine jetzige

14) Brewster, Optik. 2. Th. S. 139. Philosoph. Transact. 1829. 15) Transact. of the Royal Societ. of Edinb. 1791.

16) Zeitschrift für Physik und Mathematik von Baumgartner und Ettingshausen. 4. Bd. S. 257 und in seiner Dioptrik. 17) Annal. of Philos. Juny 1828. p. 455. Zeitschrift für Physik und Mathematik. 5. Bd. S. 120. 18) Zeitschrift für Physik und verwandte Wissenschaften, von Baumgartner. 3. Bd. S. 57.

Einrichtung rührt von Dollond her, und wurde ebenfalls durch Frauenhofer auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht. Es besteht dieses Instrument aus einem Fernrohre, dessen Objectiv in zwei Hälften zerschnitten ist, die sich längs ihrer Durchschnittslinie gegen einander verschieben lassen, indem dieselben in durch Schrauben beweglichen Schiebern angebracht sind. Fallen die Centra der beiden Objectivlinsen (oder vielmehr Objectivhälften) nicht zusammen, so erhält man durch jede Hälfte von dem beobachteten Gegenstande ein besonderes Bild, und der Abstand dieser zwei Bilder wird durch die Zahl der Schraubenumdrehungen gemessen, durch welche die Hälften gegen einander verschoben wurden. Da die Objectivfassung zugleich eine Drehung erlaubt, so läßt sich die Verschiebungslinie leicht in die Richtung bringen, in welcher der Abstand zweier Objecte gemessen werden soll; es dient das Heliometer nämlich dazu, um die Distanzen sehr naher Objecte, welche zugleich im Fernrohre gesehen werden, mit Genauigkeit zu bestimmen. Soll z. B. der Durchmesser der Sonnenscheibe gemessen werden, so verschiebt man die beiden Hälften soweit, bis das eine Bild mit seinem Rande den entgegengesetzten Rand des anderen Bildes berührt. Wenn man nun den Werth eines Schraubenganges und die Anzahl derselben, um welche die eine Hälfte gegen die andere verschoben wurde, kennt, so ergibt sich daraus der Durchmesser der Sonnenscheibe.

Aus dem Vorigen erhellt, daß die Einrichtung der Fernröhre sehr verschieden sein kann; es wird deshalb vortheilhafter sein, erst die einzelnen Theile derselben besonders zu betrachten, ehe wir ihre Verbindungen kennen lernen. Der wichtigste Theil eines jeden Fernrohrs ist das sogenannte Objectivglas, dasjenige convexe Glas, welches dem betrachteten Gegenstande zunächst liegt, und dazu dient, von dem entfernten Gegenstande ein Bild zu machen, das wir dann mittels des Ocularglases, des dem Auge zunächst liegenden Glases, vergrößern. Wir wollen uns deshalb hier auch zuerst zur Betrachtung des Objectivglases wenden.

Das Objectivglas. Das Objectivglas, oder schlechthin Objectiv, soll, wie so eben angegeben wurde, von dem entfernten Gegenstande ein Bild darstellen, damit wir dasselbe durch das Ocular vergrößern können. Soll das Fernrohr das Prädicat eines vortrefflichen verdienen, so muß es die Gegenstände ohne Verzerrung, mit großer Deutlichkeit, Schärfe und Helligkeit zeigen; es wird diese Foderung aber nur erfüllt werden, wenn das Bild, welches vom Objective gemacht wird, vollkommen, d. h. ohne Verzerrung und ohne Undeutlichkeit an den Rändern und Umrissen seiner einzelnen Theile, und hinlänglich lichtstark ist, um eine bedeutende Vergrößerung zu vertragen. Es wird also die Aufgabe zu lösen sein, ein Objectivglas herzustellen, welches diesen Anfoderungen genügt. Ein weiterer Vorzug eines guten Fernrohrs, nämlich ein großes Gesichtsfeld zu besitzen, hängt nicht vom Objective, sondern, wie wir später sehen werden, vom Ocular ab.

Die Undeutlichkeit, welche in dem Bilde entstehen kann, hat einen doppelten Grund, der auch in dem Vorigen schon angedeutet wurde. Einmal nämlich werden nicht alle von einem Punkte ausgehenden und in einem Glase mit sphärischen Krümmungen gebrochenen Strahlen genau wieder in einen Punkt vereinigt. Die der Mitte der Axe der Linse näher auffallenden Strahlen schneiden die Axe in einem von der Linse entfernteren Punkte, als die durch den Rand der Linse gegangenen, welche letzteren also eine stärkere Brechung erleiden. Man nennt diese Abweichung die Kugelabweichung, welche hiernach also diejenige Entfernung ist, um welche das von den Centralstrahlen gemachte Bild von dem durch die Randstrahlen gebildeten absteht.

Es sei (Fig. 1) KABN ein Durchschnitt einer Linse, EO die Axe derselben, CA = CK = f der Radius der Vorderfläche und E der leuchtende Punkt, dessen Entfernung von A, also EA = a gesetzt werde; das Brechungsverhältniß aus Luft in Glas sei n und der Winkel, welchen der Randstrahl CK mit der Axe macht, AEK = M. Nimmt man an, daß der Winkel M nicht groß ist (nicht über 15° geht)[19], so kann man in der Rechnung für sin. M setzen $M - \frac{1}{6}M^3$, indem man höhere Potenzen als die dritte vernachlässigt. Ist aber EK der einfallende Strahl, KO der gebrochene, welcher in der Entfernung OA die Axe schneiden würde, und cKC das Einfallsloth, so ist

$$CK : CE = \sin CEK : \sin EKc, \text{ oder } f : a + f = \sin M : \sin EKc,$$

und wenn man a + f der Kürze wegen = c setzt,

$$\sin EKc = \frac{c}{f} \sin M = \frac{c}{f}\left(M - \tfrac{1}{6}M^3\right).$$

Wird hieraus unter derselben Vernachlässigung höherer Potenzen als der dritten der Winkel EKc selbst bestimmt, so ist

$$EKc = \frac{c}{f}M - \frac{c}{6f}M^3 + \frac{c^3}{6f^3}M^3 = \frac{c}{f}M + \frac{c(c^2 - f^2)}{6f^3}M^3,$$

und da EKc = ECK + CEK, ist

$$ECK = \frac{c - f}{f}M + \frac{c(c^2 - f^2)M^3}{6f^3}.$$

Da EKc der Einfallswinkel und CKO der Brechungswinkel ist, so hat man

$$\sin EKc : \sin CKO = n : 1, \text{ oder } \sin CKO = \frac{c}{nf}\left(M - \tfrac{1}{6}M^3\right),$$

und hieraus den Winkel selbst

$$CKO = \frac{c}{nf}M + \frac{c(c^2 - n^2f^2)}{6n^3f^3}M^3.$$

Es ist ferner COK = ECK − CKO, folglich

---

19) Euler (Dioptric. Pars I. p. 11) scheint eine Größe bis 30°, wodurch der Fehler bis auf 0,0003 wachsen kann, zu erlauben, was offenbar zu viel ist; bei 15° beträgt er 0,00001 in Theilen des Radius.

$$COK = \frac{(n-1)c - nf}{nf} M + \frac{c[(n^2-1)c^2 - n^2(n-1)f^2]}{6n^3f^3} M^3,$$

und hieraus

$$\sin COK = \frac{(n-1)c - nf}{nf} M + \frac{3(n-1)c^3 + 3(n-1)^2c^2f - 4(n-1)ncf^2 + n^3f^3}{6n^3f^3} M^3.$$

In dem Dreieck COK ist

$\sin COK : \sin CKO = CK : CO$ oder

$$CO = \frac{f \sin CKO}{\sin COK},$$

woraus folgt

$$CO = \frac{cf}{(n-1)c - nf} - \frac{(n-1)c^2(c-f)(c+nf)}{2nf((n-1)c-nf)^2} M^2,$$

und wenn zu CO die Größe $CA = f$ addirt wird

$$AO = \frac{nf(c-f)}{(n-1)c-nf} - \frac{(n-1)c^2(c-f)(c+nf)}{2nf((n-1)c-nf)^2} M^2,$$

oder, wenn man für c seinen Werth $a + f$ setzt,

$$AO = \frac{naf}{(n-1)a-f} - \frac{(n-1)a(a+f)^2(a+(n+1)f)}{2nf((n-1)a-f)^2} M^2.$$

Aus dem obigen Werthe für $\sin COK$ folgt, wenn ebenfalls für c sein Werth gesetzt wird, COK oder AOK

$$= \frac{(n-1)a-f}{nfa} M + \frac{(n-1)(a+f)[(n^2+n+1)a(a+2f)+(n+1)f^2]}{6n^3f^3} M^3.$$

Der gebrochene Strahl gelangt aber nicht nach O, sondern wird bei seinem Austritte aus der Linse zum zweiten Male gebrochen, sodaß er nach dieser zweiten Brechung die Axe in V schneidet. Jetzt ist KO der einfallende Strahl und DN der Radius der hintern Fläche; setzt man den Winkel $KOA = M'$, $DN = DB = g$, $BO = b$, so kann man für BV auf ähnliche Weise den Werth finden, wie vorhin. Kürzer gelangt man indessen zu diesem Ziele, wenn man in der vorigen Formel für n, a, f schreibt $\frac{1}{n}$, $-b$ und $-g$, und statt M, M',

$$BV = \frac{bg}{(n-1)b+ng} - \frac{n(n-1)b(b+g)^2(nb+(n+1)g)}{2g((n-1)b+ng)^2} M'^2,$$

und ebenso den Winkel BVN,

$$BVN = \frac{(n-1)b+ng}{g} M' + \frac{(b+g)((n^2-1)(b+g)^2-(n-1)g^2)}{6g^3} M'^3.$$

b ist aber $= AO - d$, wenn d die Dicke der Linse AB bedeutet. Berechnet man nun den Werth von b aus $AO - d$, und setzt statt M' den frühern Werth, von dem man aber nur die erste Potenz, also

$$M' = \frac{(n-1)a-f}{nfa} M,$$

beizubehalten braucht, weil nur bis zur zweiten Potenz die Rechnung ausgedehnt werden soll, so erhält man BV und BVN. Sucht man zunächst die Werthe von AO und BV für Strahlen, welche in der Nähe der Axe auffallen, für welche man also M und M' gleich Null setzen kann, so ist

$$AO = \frac{naf}{(n-1)a-f} \text{ und } BO = b = \frac{naf}{(n-1)a-f} - d$$

und

$$BV = \frac{bg}{(n-1)b+ng} = \frac{nafg - (n-1)adg + dfg}{n(n-1)a(f+g) - nfg - (n-1)^2ad + (n-1)df} = \alpha,$$

indem man diesen letzten Werth von BV, welcher die Vereinigungsweite von Strahlen, welche nahe an der Axe einfallen, bedeutet, mit α bezeichnet. Führt man diesen Werth von α in die für BV für Randstrahlen gefundene Formel ein, so kommt[20])

$$BV = \alpha - \frac{(n-1)a(a+f)^2(g-(n-1)\alpha)^2(a+(n+1)f)}{2n^2fg^2((n-1)a-f)^2} M^2 - \frac{(n-1)\alpha(\alpha+g)^2((n-1)a-f)^2(\alpha+(n+1)g)}{2n^2f^2(g-(n-1)\alpha)^2} M^2$$

und

$$BVN = \frac{((n-1)a-f)g}{(g-(n-1)\alpha)f} M.$$

Da α die Vereinigungsweite der Centralstrahlen, BV die der Randstrahlen ist, so wird der Unterschied zwischen beiden, also die in M^2 multiplicirten Glieder, die sogenannte Kugelabweichung ausdrücken.

Vernachlässigt man die Dicke der Linse, so ist einfach für Centralstrahlen

$$\alpha = \frac{afg}{(n-1)a(f+g) - fg},$$

oder

$$(n-1)a\alpha(f+g) - \alpha fg - afg = 0,$$

oder, wenn mit $a\alpha fg$ dividirt wird,

$$\frac{n-1}{g} + \frac{n-1}{f} - \frac{1}{a} - \frac{1}{\alpha} = 0.$$

Nimmt man die Entfernung des leuchtenden Punktes $a = \infty$, so wird $\frac{1}{a} = 0$, und $\frac{1}{\alpha} = \frac{n-1}{g} + \frac{n-1}{f}$; man nennt diesen Werth von α für parallel mit der Axe einfallende Strahlen die Brennweite, und bezeichnet ihn mit p, sodaß $\frac{1}{p} = \frac{n-1}{g} + \frac{n-1}{f}$. Es wird folglich auch $\frac{1}{\alpha} + \frac{1}{a} = \frac{1}{p}$ oder $\frac{1}{\alpha} = \frac{1}{p} - \frac{1}{a}$. Ist k eine willkürliche Größe, so läßt sich die vorstehende Gleichung in zwei zerlegen, sodaß

20) *Euler*, Diopt. P. I. p. 23.

$$\frac{1}{\alpha} - \frac{n-1}{g} = \frac{n}{k}, \text{ und } \frac{n-1}{f} - \frac{1}{a} = \frac{n}{k}.$$

(Durch Abziehen der ersten Gleichung von der zweiten erhält man die vorige Gleichung wieder; k ist eigentlich nichts anderes, als die Vereinigungsweite nach der ersten Brechung $AO = \frac{naf}{(n-1)a-f}$). Hieraus erhält man

$$f = \frac{(n-1)ak}{k+na}, \quad g = \frac{(n-1)\alpha k}{k-\alpha n}.$$

Bezeichnet Fig. 2. F die Vereinigungsweite für Centralstrahlen und f für Randstrahlen, so ist Ff die Kugelabweichung, und also gleich den oben in dem Ausdrucke für BV in M^2 multiplicirten Gliedern. Ist KK die ganze Öffnung der Linse, so läßt sich die halbe Öffnung x ausdrücken durch $EA \cdot \operatorname{tg} M = a \operatorname{tg} M$; da der Winkel M klein ist, so erhält man durch Verwechselung der Tangente mit dem Bogen $x = aM$ und $M = \frac{x}{a}$.

Setzt man diesen Werth für M und nachher ebenso die für f und g gefundenen Werthe in den Ausdruck für die Kugelabweichung, so erhält man

$$Ff = \frac{n\alpha^2x^2}{2(n-1)^2}\left[\left(\frac{n}{a}+\frac{1}{k}\right)\left(\frac{1}{a}+\frac{1}{k}\right)^2 + \left(\frac{n}{\alpha}-\frac{1}{k}\right)\left(\frac{1}{\alpha}-\frac{1}{k}\right)^2\right],$$

oder, wenn man die mit k und k^2 behafteten Größen zusammenstellt und statt $\frac{1}{\alpha}+\frac{1}{a}$ das ihm gleiche $\frac{1}{p}$ setzt,

$$Ff = \frac{n\alpha^2x^2}{2(n-1)^2p}\left[n\left(\frac{1}{a^2}-\frac{1}{\alpha a}+\frac{1}{\alpha^2}\right) + \frac{2n+1}{k}\left(\frac{1}{a}-\frac{1}{\alpha}\right) + \frac{n+2}{k^2}\right].$$

Soll dieser Werth von Ff ein Minimum werden, so brauchen nur die von k abhängigen Glieder

$$\frac{2n+1}{k}\left(\frac{1}{a}+\frac{1}{\alpha}\right) + \frac{n+2}{k^2}$$

ein Minimum zu werden, weil die andern Glieder von Ff constant sind. Um sie zu einem Minimum zu machen, differenzirt man sie in Bezug auf k, setzt das Differential = 0 und zieht daraus den Werth von k. Man erhält dann

$$\frac{1}{k} = -\frac{2n+1}{2(n+2)}\left(\frac{1}{a}-\frac{1}{\alpha}\right).$$

Setzt man diesen Werth in Ff ein und bedenkt, daß

$$n\left(\frac{1}{a^2}-\frac{1}{\alpha a}+\frac{1}{\alpha^2}\right) = n\left(\frac{1}{a}-\frac{1}{\alpha}\right)^2 + \frac{n}{\alpha a}$$

und

$$\left(\frac{1}{a}-\frac{1}{\alpha}\right)^2 = \frac{1}{p^2} - \frac{4}{a\alpha},$$

so kommt für die kleinste Abweichung

$$Ff = \frac{n(4n-1)a^2x^2}{8(n-1)^2(n+2)p}\left(\frac{1}{p^2}+\frac{4(n-1)^2}{(4n-1)a\alpha}\right).$$

Um jede andere Kugelabweichung, welche nicht ein Minimum ist, auszudrücken, kann man in dem letzten Ausdrucke für Ff statt 1 die willkürliche Größe λ setzen, sodaß die Kugelabweichung überhaupt

$$Ff = \frac{n(4n-1)a^2x^2}{8(n-1)^2(n+2)p}\left(\frac{\lambda}{p^2}+\frac{4(n-1)^2}{(4n-1)a\alpha}\right).$$

Vergleicht man diesen Werth von Ff mit dem vorletzten allgemeinen von Ff, so ergibt sich zwischen k und λ die Beziehung

$$\frac{1}{k} = -\frac{2n+1}{2(n+2)}\left(\frac{1}{a}-\frac{1}{\alpha}\right) - \frac{\sqrt{(4n-1)(\lambda-1)}}{2(n+2)p}.$$

Ist $\mu = \frac{n(4n-1)}{8(n-1)^2(n+2)}$, $\nu = \frac{4(n-1)^2}{4n-1}$ und $P = \frac{\mu}{p}\left(\frac{\lambda}{p^2}+\frac{\nu}{a\alpha}\right)$, so wird die Kugelabweichung allgemein

$$Ff = a^2x^2P,$$

welche für $\lambda = 1$ ein Minimum wird.

Um f und g auch durch λ auszudrücken, setze man den Werth von $\frac{1}{k}$ in die frühern Gleichungen

$$\frac{n-1}{f} = \frac{1}{a} + \frac{n}{k} \text{ und } \frac{n-1}{g} = \frac{1}{\alpha} - \frac{n}{k},$$

so erhält man

$$\frac{1}{f} = \frac{\varrho}{a} + \frac{\sigma}{\alpha} + \frac{\tau}{p}\sqrt{\lambda-1},$$

$$\frac{1}{g} = \frac{\varrho}{\alpha} + \frac{\sigma}{a} - \frac{\tau}{p}\sqrt{\lambda-1},$$

wenn man der Kürze wegen $\varrho = \frac{4+n-2n^2}{2(n-1)(n+2)}$,

$\sigma = \frac{n(2n+1)}{2(n-2)(n+2)}$, $\tau = \frac{n\sqrt{4n-1}}{2(n-1)(n+2)}$ setzt.

Eliminirt man, mit Hilfe der Gleichung $\frac{1}{p} = \frac{1}{a} + \frac{1}{\alpha}$, die Größe α, so kommt:

$$\frac{p}{f} = \sigma - (\sigma-\varrho)\frac{p}{a} + \tau\sqrt{\lambda-1},$$

$$\frac{p}{g} = \varrho + (\sigma-\varrho)\frac{p}{a} - \tau\sqrt{\lambda-1},$$

oder

$$\frac{p}{f} = \varrho + (\sigma-\varrho)\frac{p}{\alpha} + \tau\sqrt{\lambda-1},$$

$$\frac{p}{g} = \sigma - (\sigma-\varrho)\frac{p}{\alpha} - \tau\sqrt{\lambda-1},$$

wenn man a eliminirt.

Diese Gleichungen dienen, um für gegebene Halbmesser den Werth von $\sqrt{\lambda-1}$ zu finden;

$$\sqrt{\lambda-1} = \frac{f\sigma - g\varrho}{(f+g)\tau} - \frac{p(\sigma-\varrho)}{a\tau},$$

oder auch

$$\sqrt{\lambda - 1} = \frac{g\sigma - f\varrho}{(f+g)r} - \frac{p(\sigma - \varrho)}{\alpha r}.$$

Für gleichseitige Linsen, wo $f = g$, und für parallele Strahlen, wo $a = \infty$ oder $\alpha = \infty$ ist, wird

$$\sqrt{\lambda - 1} = \frac{\sigma - \varrho}{2r} = \frac{4(n^2 - 1)}{2n\sqrt{4n - 1}}.$$

Ist die Kugelabweichung ein Minimum, also $\lambda = 1$, so ist das Verhältniß der Halbmesser $\frac{f}{g} = \frac{n\varrho + p(\sigma - \varrho)}{n\sigma - p(\sigma - \varrho)}$, oder, wenn $a = \infty$, $\frac{f}{g} = \frac{\varrho}{\sigma}$.

Soll alles durch die erste Linse hindurchgegangene Licht auch noch von einer zweiten Linse durchgelassen werden, so muß die Öffnung x' derselben wenigstens groß sein, daß sich verhält $x' : x = a' : \alpha$, wenn jetzt die mit Strichen bezeichneten Buchstaben dasselbe für diese zweite Linse bedeuten, was die frühern ohne Strich für die erste waren. a' ist also hier die Entfernung der zweiten Linse von dem Punkte, in welchem die von der ersten Linse gebrochenen Strahlen die Axe schneiden. So wie die Kugelabweichung für die erste Linse (sie werde mit Φ bezeichnet), ist $\Phi = \alpha^2 x^2 P$, so hat man die Kugelabweichung für eine zweite Linse, deren Öffnung $x' = \frac{a'x}{\alpha}$, wenn Strahlen von einem Punkte aus auf sie fallen, $\alpha'^2 x'^2 P' = \frac{P'\alpha'^2 a'^2 x^2}{\alpha^2}$. Will man die Kugelabweichung finden, nachdem das Licht durch beide Linsen gebrochen ist, so muß zu der eben angegebenen Abweichung der zweiten Linse noch diejenige Abweichung hinzugefügt werden, welche dadurch entsteht, daß die auf die zweite Linse fallenden Strahlen nicht alle von einem Punkte ausgegangen sind, indem ja schon durch die erste Linse eine Abweichung Φ erzeugt wurde. Da $\frac{1}{\alpha'} + \frac{1}{a'} = \frac{1}{p'}$, so gilt die Differenzirung in Bezug auf α' und a', wenn p' constant, $\frac{d\alpha'}{\alpha'^2} + \frac{da'}{a'^2} = 0$ oder $\frac{d\alpha'}{da'} = -\frac{\alpha'^2}{a'^2}$; eine Änderung von da' in der Entfernung des leuchtenden Punktes zieht also eine Änderung von $d\alpha'$ in der Vereinigungsweite der Strahlen nach sich, die sich zur ersten der Größe nach verhält wie $\frac{\alpha'^2}{a'^2} : 1$. Die Abweichung Φ der ersten Linse wird also durch die zweite zu $\frac{\alpha'^2}{a'^2}\Phi = \frac{\alpha'^2}{a'^2} P \alpha^2 x^2$. Wird dieser Werth zu der Abweichung durch die zweite Linse allein addirt, so kommt die Kugelabweichung durch zwei Linsen

$$\Phi' = \frac{\alpha'^2}{a'^2} P \alpha^2 x^2 + \frac{a'^2}{\alpha^2} P' \alpha'^2 x^2,$$

oder, da $P = \frac{\mu}{p}\left(\frac{\lambda}{p^2} + \frac{\nu}{a\alpha}\right)$ und entsprechend $P' = \frac{\mu'}{p'}\left(\frac{\lambda'}{p'^2} + \frac{\nu'}{a'\alpha'}\right)$,

$$\Phi' = \frac{\alpha^2 \alpha'^2 x^2}{a'^2}\left[\frac{\mu}{p}\left(\frac{\lambda}{p^2} + \frac{\nu}{a\alpha}\right) + \frac{\mu'}{p'}\left(\frac{a'}{\alpha}\right)^4\left(\frac{\lambda'}{p'^2} + \frac{\nu'}{a'\alpha'}\right)\right] = \left(\frac{\alpha\alpha'}{a'}\right)^2 x^2\left(P + \left(\frac{a'}{\alpha}\right)^4 P'\right);$$

fährt man so fort, so hat man für drei Linsen

$$\Phi'' = \left(\frac{\alpha\alpha'\alpha''}{a'a''}\right)^2 x^2\left(P + \left(\frac{a'}{\alpha}\right)^4 P' + \left(\frac{a'a''}{\alpha\alpha'}\right)^4 P''\right).$$

Dies sind Ausdrücke, die sich leicht für 4, 5 u. s. w. Linsen fortsetzen lassen. Für die Fernröhre werden diese Ausdrücke noch etwas einfacher, indem man, da nur sehr entfernte Gegenstände betrachtet werden, $a = \infty$, und also auch $\alpha = p$ setzt.

Das Sehen ist nun undeutlich, wenn die von einem Punkte ausgehenden Strahlen auf unserer Netzhaut nicht wieder zu einem Punkte vereinigt werden, und die Undeutlichkeit wird um so größer, je größer die Stelle der Netzhaut ist, über welche diese Strahlen zerstreut werden. Zur Bestimmung der Undeutlichkeit in dem Bilde einer Linse müssen wir also die scheinbare Größe des Raumes, unter welcher uns die Zerstreuung der durch eine Linse gebrochenen Strahlen erscheint, berechnen. Den Durchmesser des kleinsten Kreises, durch welchen alle gebrochenen Strahlen hindurchgehen, findet man aber auf folgende Weise. Es sei F (Fig. 2) die Vereinigungsweite für Centralstrahlen, f für Randstrahlen, die in K auffallen und f' für Strahlen, welche näher an der Axe als K, also in C auffallen, so ist Ff die Kugelabweichung für die in K auffallenden Randstrahlen (sie möge durch ψx^2 bezeichnet werden), und $f'F$ die Kugelabweichung der in C auffallenden Strahlen (sie möge durch ψz^2 bezeichnet werden, wo z die Öffnung von A bis C und x die Öffnung von A bis C ausdrückt). Der Unterschied zwischen beiden ff' ist also $= \psi(x^2 - z^2)$. Verlängert man den Strahl Kf bis er den von der andern Seite der Axe kommenden Strahl Cf' in q trifft, und zieht $qh = \varrho$ senkrecht auf die Axe, so ist

$$\varrho = fh \,.\, \mathrm{tg}\, hfq = f'h\, \mathrm{tg}\, hf'q.$$

Aber $\mathrm{tg}\, hfq = \frac{x}{Af}$, oder, da fF gegen Af nur klein ist, kann man setzen $\mathrm{tg}\, hfq = \frac{x}{AF}$, und ebenso $\mathrm{tg}\, hf'q = \frac{z}{AF}$. Die beiden Werthe für ϱ geben also

$$fh : f'h = z : x,$$

oder $fh : fh + f'h = z : z + x$, oder, da $fh + f'h = ff' = \psi(x^2 - z^2)$ ist

$$fh = \frac{\psi(x^2 - z^2)z}{x + z} = \psi(x - z)z,$$

und daher auch $\varrho = fh \,.\, \mathrm{tg}\, hfq = \frac{\psi(x - z)zx}{AF}$.

Um nun den Radius desjenigen Kreises zu finden, durch welchen alle Strahlen gehen, muß ϱ ein Maximum, oder das Differenzial von $z(x-z)$ in Bezug auf z gleich Null gesetzt werden; dies gibt $z = \frac{1}{2}x$. Wird dieser Werth eingesetzt, so ergibt sich

$$fh = \frac{\psi x^2}{4} = \frac{1}{4}\Phi$$

und

$$\varrho = \frac{\psi x^3}{4AF} = \frac{1}{4}\frac{\Phi x}{AF}.$$

Dieser Werth von ϱ heißt der Halbmesser der Kugelabweichung, und durch einen mit diesem Radius beschriebenen Kreis gehen alle von E aus in keiner größeren Entfernung von der Axe als x auffallenden Strahlen. Das Auge erhält also die vom Punkte E ausgehenden Strahlen so, als kämen sie von jenem Abweichungskreise her, dessen Radius ϱ so eben bestimmt wurde, und man kann daher diesen Halbmesser ϱ als das Maß der Undeutlichkeit wegen der sphärischen Gestalt der Linse betrachten. Es ist klar, daß der Ausdruck $\varrho = \frac{\psi x^3}{4AF}$ auch für jede gegebene Anzahl Linsen gilt, sobald nur für ψ der entsprechende Werth und für AF der weiter unten angegebene Ausdruck gesetzt wird. Ist l die Entfernung dieses Kreises vom Auge, so erscheint sein Halbmesser unter einem Winkel $R = \frac{\varrho}{l} = \frac{\psi x^3}{4 . l . AF}$; um denselben in Minuten des Bogens ausgedrückt zu erhalten, muß man mit 3438 multipliciren, $R = \frac{3438}{4}\frac{\psi . x^3}{l . AF}$.

Aus der Betrachtung der Figur 3, in welcher eE einen Gegenstand, AP die erste Linse, Ff das gebildete Bild u. s. w. darstellt, ergibt sich leicht, daß die Größe des Gegenstandes eE und des Bildes fF sich zu einander verhalten, wie die Entfernungen desselben von der Linse, also daß $fF : eE = AF : EA$ und $Ff = \frac{AF}{EA}eE = \frac{\alpha}{a}eE$. Erscheint das Bild fF dem Auge in der Entfernung l, während der Gegenstand dem Auge, wenn es an dem Orte der Linse wäre, in der Entfernung a erschiene, so wird offenbar die lineare Größe, unter welcher der Körper dem Auge in der Entfernung l erscheint, noch in dem Verhältniß $\frac{a}{l}$ vermehrt werden, sodaß die Vergrößerung m gleich ist $m = \frac{\alpha a}{a l} = \frac{\alpha}{l}$. Fährt man so fort, so erhält man bei Anwendung zweier Linsen die Größe des durch dieselben erzeugten Bildes $f'F' = \frac{\alpha\alpha'}{aa'}eE$, und wird dies Bild in der Entfernung l betrachtet, während der Gegenstand von der ersten Linse um a entfernt ist, so ist die Vergrößerung für das Auge im Verhältniß zur Größe, unter welcher der Gegenstand dem an der Stelle der ersten Linse sich befindenden Auge erscheint $m' = \frac{\alpha\alpha' . a}{aa' . l} = \frac{\alpha\alpha'}{a'l}$ u. s. f. Aus den Gleichungen $m = \frac{\alpha}{l}$ und $m' = \frac{\alpha\alpha'}{a'l}$ u. s. f. ergibt sich l für eine Linse $= \frac{\alpha}{m}$, für zwei $= \frac{\alpha\alpha'}{a'm'}$, für drei $= \frac{\alpha\alpha'\alpha''}{a'a''m''}$ u. s. w.

Um aber die Werthe zu erhalten, welche für AF bei Anwendung von mehren Linsen einzusetzen sind, ist es besser, den Ausdruck für R so umzuformen, daß diejenige Größe, von welcher die Zerstreuung unmittelbar abhängt, und durch welche auch die Größe AF in den Ausdruck gekommen war, (der Winkel nämlich, unter welchem die Randstrahlen die Axe schneiden), darin erscheint. Ist Fig. 3 der Winkel, welchen der gebrochene Randstrahl mit der Axe macht, bei einer Linse $AFP = \varphi'$, bei zwei Linsen $BF'q = \varphi''$, für drei Linsen $CF''r = \varphi'''$ u. s. f., so wird der obige Ausdruck von R für eine Linse R $= \frac{1}{4}\frac{\psi x^3}{l . AF} = \frac{1}{4}\frac{\psi x^2 \varphi'}{l . x} = \frac{1}{4}\frac{\psi x^2 \varphi'}{l}$, da $AF = \frac{x}{\varphi'}$ ist. Um diesen Ausdruck für zwei Linsen gültig zu machen, muß statt φ' gesetzt werden φ'', für drei Linsen φ''' u. s. f. Nun ist aber, wie sich leicht aus Fig. 3 ergibt, $\varphi'' = \frac{x'}{\alpha'} = \frac{a'x}{\alpha\alpha'}$, $\varphi''' = \frac{a'a''x}{\alpha\alpha'\alpha''}$ u. s. w. Setzt man diese Werthe von l und φ', φ'', φ''' ... und ψ ein, so kommt für

$$\text{eine Linse } R = \frac{mx^3 . P}{4},$$

$$\text{zwei Linsen } R' = \frac{m'x^3}{4}\left[P + \left(\frac{a'}{\alpha}\right)^4 P'\right],$$

$$\text{drei Linsen } R'' = \frac{m''x^3}{4}\left[P + \left(\frac{a'}{\alpha}\right)^4 P' + \left(\frac{a'a''}{\alpha\alpha'}\right)^4 P''\right]$$

u. s. f.

Bei Fernröhren ist der Gegenstand sehr weit entfernt, also $a = \infty$ und $\alpha = p$; für eine Linse ist dann $R = \frac{\mu\lambda}{p^3}\frac{mx^3}{4}$. Nennt man

$$Q' = \lambda'\left(\frac{a'}{p'}\right)^2 + \frac{\nu' a'}{\alpha'},$$

$$Q'' = \lambda''\left(\frac{a''}{p''}\right)^2 + \frac{\nu'' a''}{\alpha''}$$

u. s. f., so hat man für jede willkürliche Anzahl Linsen eines Fernrohrs den Halbmesser der Kugelabweichung

$$R = \frac{mx^3}{4p^4}\left[\mu\lambda p + \frac{\mu' a'^2}{p'}Q' + \frac{\mu'' a''^2}{p''}\left(\frac{a'}{\alpha'}\right)^4 Q'' + \frac{\mu''' a'''^2}{p'''}\left(\frac{a'a''}{\alpha'\alpha''}\right)^4 Q''' + \dots\right].$$

Aus dem Ausdrucke für eine Linse $R = \frac{\mu\lambda}{p^3}\frac{mx^3}{4}$ ergibt sich, daß sich bei einer Linse die Kugelabweichung

nicht beseitigen läßt; man kann sie nur vermindern, indem man die Öffnung x und die Vergrößerung m klein, dagegen die Brennweite p groß zu machen sucht. Die Verkleinerung der Öffnung verringert aber die Helligkeit (d. h. die Lichtmenge, welche das Fernrohr von einem Punkte erhält), und ein solches Fernrohr kann bei starken Vergrößerungen nicht gebraucht werden. Um also stark vergrößernde Fernröhre mit einfachen Objectivlinsen zu construiren, blieb nichts übrig, als die Brennweite derselben sehr groß zu machen, wie früher schon angeführt wurde, wodurch die Fernröhre selbst ebenso sehr verlängert und höchst unbequem wurden. Anders verhält es sich dagegen, wenn statt einer einfachen Linse eine doppelte oder mehrfache angewandt wird, wie sich nachher zeigen wird.

Es verdient nämlich jetzt auch noch die zweite Ursache der Undeutlichkeit der Bilder eine nähere Erörterung und Bestimmung. Da die in dem gewöhnlichen Sonnen- und Tageslichte enthaltenen verschiedenfarbigen Lichtstrahlen eine verschiedene Brechung erleiden (s. Farbe), und namentlich die violetten Strahlen in jedem Körper stärker gebrochen werden als die gelben und rothen, so wird das von einem Punkte ausgehende farblose Licht durch die Brechung in einer Linse nicht wieder genau in einem Punkte zu einem farblosen Bilde vereinigt werden; die violetten und blauen Strahlen werden vielmehr früher die Axe schneiden, als die mittleren grünen und gelben, und diese wieder früher als die orangefarbenen und rothen. Bedeutet n das Brechungsverhältniß der mittleren Strahlen des sogenannten Farbenspectrums (z. B. der gelben), so läßt sich die kleine Änderung, welche n für die rothen und violetten Strahlen erleidet, als das Differenzial von n, dn ansehen, sodaß das Brechungsverhältniß für die rothen Strahlen $n - dn$, und für die violetten $n + dn$ ist. Vernachlässigt man die Dicke der Linse, so ist, wie oben gezeigt, $\frac{1}{p} = \frac{n-1}{f} + \frac{n-1}{g}$ und $\frac{1}{p} = \frac{1}{a} + \frac{1}{\alpha}$; f, g und a sind constant, p und α hängen von n ab. Man erhält nun die entsprechende Änderung für diese, wenn man die beiden Gleichungen differenzirt; die erste gibt $dp = -\frac{p \cdot dn}{n-1}$ und die zweite $d\alpha = \frac{\alpha^2 dp}{p^2}$, und mit Berücksichtigung des Werthes von dp, $d\alpha = -\frac{dn}{n-1}\frac{\alpha^2}{p}$. Setzt man $\frac{dn}{n-1} = \vartheta$, so ist

$$d\alpha = -\frac{\vartheta \alpha^2}{p}.$$

Bezeichnet man für eine zweite hinter der ersten befindliche Linse dieselben Größen durch Striche, so hat man

$$\frac{1}{p'} = \frac{1}{a'} + \frac{1}{\alpha'} \text{ und } \frac{d\alpha'}{\alpha'^2} = \frac{dp'}{p'^2} - \frac{da'}{a'^2},$$

weil hier a' nicht mehr constant ist, wie bei der ersten Linse. Aber $\alpha + a'$, die Entfernung der beiden Linsen von einander, ist in jedem Fernrohre im Allgemeinen eine constante Größe, folglich ist

$$da' = -d\alpha = \frac{\vartheta \alpha^2}{p}.$$

Setzt man noch $\frac{dn'}{n'-1} = \vartheta'$, also $dp' = -p'\vartheta'$, so ist für zwei Linsen

$$d\alpha' = -\left(\frac{\vartheta}{p} + \frac{\vartheta' a'^2}{\alpha^2 p'}\right)\frac{\alpha^2 \alpha'^2}{a'^2}.$$

Ebenso wird man für drei Linsen erhalten

$$d\alpha'' = -\left(\frac{\vartheta}{p} + \frac{\vartheta' a'^2}{\alpha^2 p'} + \frac{\vartheta'' a'^2 a''^2}{\alpha^2 \alpha'^2 p''}\right)\frac{\alpha^2 \alpha'^2 \alpha''^2}{a'^2 a''^2}$$

u. s. f.

Um die Farbenabweichung für eine doppelte Linse verschwinden zu machen, hat man die Bedingung

$$d\alpha' = 0 \text{ oder } \frac{\vartheta}{p} + \frac{\vartheta' a'^2}{\alpha^2 p'} = 0.$$

Da ϑ und ϑ' stets positiv und a'^2 und α^2 ebenfalls positiv sind, so müssen, wenn diese Gleichung stattfinden soll, die Zeichen von p und p' entgegengesetzt sein, d. h. wenn die eine Linse convex ist, so muß die andere concav sein.

Will man noch eine strengere Gleichung haben, so kann man die Dicke der ersten convexen Linse berücksichtigen, die der zweiten concaven aber, weil sie viel dünner ist, vernachlässigen.

Wenn die beiden Linsen einander berühren, also ihre Distanz $a' + \alpha = 0$ ist, so hat man für diese Doppellinse $a' = -\alpha$, also $a'^2 = \alpha^2$, und wenn man $\frac{\vartheta}{\vartheta'} = \pi$ setzt, als Bedingung der Farblosigkeit

$$\frac{p}{p'} = -\pi = \left(\frac{n'-1}{n-1}\right)\frac{dn}{dn'}.$$

Da für jedes Doppelobjectiv die Größe $\frac{p}{p'}$ constant ist, so müßte auch, wenn eine völlige Farblosigkeit eintreten sollte, $\left(\frac{n'-1}{n-1}\right)\frac{dn}{dn'}$ eine constante Größe sein, oder sich $\frac{n-1}{n'-1}$ wie $\frac{dn}{dn'}$ verhalten, eine Voraussetzung, welche aber für die verschiedenen Glassorten nicht stattfindet (s. Farbe). Man muß sich deshalb begnügen, die stärksten und dunkelsten Farben möglichst fortzuschaffen und die Änderung dn und dn' für diese bestimmen.

Bei der Construction einer Doppellinse für ein Fernrohr müssen nun beide Abweichungen, da man sie nicht ganz fortschaffen kann, möglichst gering gemacht werden. Man sieht leicht, daß man beiden Bedingungen wird möglichst Genüge leisten können, indem man durch eine schickliche Wahl der Krümmungshalbmesser die Kugelabweichung, durch ein angemessenes Verhältniß der Brennweiten der beiden einfachen Linsen die Farbenabweichung zu vernichten sucht. Eine einfache von Euler gegebene und von

Klügel in seiner analytischen Optik weiter ausgeführte Methode, ein Doppelobjectiv zu bestimmen ist die folgende; sie ist zwar für große Fernröhre, weil sie sich nur auf Näherungswerthe stützt, nicht genügend, aber für kleinere wohl brauchbar

Ist die Entfernung der Mitte beider Linsen ω, so ist, da für Fernröhre $a = \infty$ und $\alpha = p$, $\omega = \alpha + a' = p + a'$, wo a' eine negative Größe ist und $p > \omega$, indem die beiden Gläser sich fast berühren. Für die zweite Linse hat man ferner $\frac{1}{p'} = \frac{1}{a'} + \frac{1}{\alpha'}$, und die Bedingung der Farblosigkeit gibt die dritte Gleichung $0 = \frac{\vartheta}{p} + \frac{\vartheta' a'^2}{p' p'}$. In diesen drei Gleichungen $\omega = \alpha + a'$, $\frac{1}{p'} = \frac{1}{a'} + \frac{1}{\alpha'}$ und $0 = \vartheta + \frac{\vartheta' a'^2}{p p'}$ sind ω und α' noch unbestimmt, alle übrigen Größen sind durch sie ausgedrückt. Setzt man, was für kleinere Fernröhre wol erlaubt ist, $\omega = 0$, so wird $a' = -\alpha = -p$, und man findet aus den vorigen Gleichungen

$$p = \frac{(\vartheta' - \vartheta)}{\vartheta'}\alpha', \quad p' = -\frac{(\vartheta' - \vartheta)}{\vartheta}\alpha'.$$

Man kann nun die Vereinigungsweite α' als Einheit annehmen, und dann lassen sich p und p' berechnen.

Aus diesen beiden Ausdrücken ergibt sich, daß das eine Glas convex und das zweite concav sein muß, weil p und p' entgegengesetzte Zeichen haben, und daß, wenn die erste Linse convex, also p positiv ist, $\vartheta' > \vartheta$, d. h. daß die zur zweiten concaven Linse angewandte Glassorte eine stärkere Zerstreuung der farbigen Strahlen erzeugt, als die Glassorte der ersten Linse. Da $\vartheta' > \vartheta$, so ist, ohne Rücksicht auf das Zeichen, $p' > p$.

Um nun die Halbmesser der beiden Linsen, deren Brennweiten p und p' nach dem Vorigen gegeben sind, zu bestimmen, so kann man die beiden Halbmesser der ersten Linse f und g so bestimmen, daß dieselben möglichst groß werden. Dies erreicht man, wenn man $f = g$ macht, und erhält für dieselben aus $\frac{1}{p} = \frac{n-1}{f} + \frac{n-1}{g}$ den Werth $f = g = 2(n-1)p$. Die Halbmesser der zweiten Linse f' und g' kann man benutzen zur Aufhebung der Kugelabweichung. Als Bedingungsgleichung für die Aufhebung derselben bei zwei Linsen ist, da $a = \infty$ und $\alpha = p$ bei einem Fernrohre, nach Oben

$$0 = \mu\lambda + \frac{\mu' a'^2}{p p'} Q' = \mu\lambda + \frac{\mu' a'^2}{p' p}\left(\frac{\lambda' a'^2}{p'^2} + \frac{\nu' a'}{\alpha'}\right).$$

In dieser Gleichung ist jetzt alles außer λ' bekannt, und dies erhält man aus derselben, da $a' = -p$,

$$\lambda' = -\frac{\mu\lambda p p'^2}{\mu' a'^4} - \frac{\nu' p'^2}{a'\alpha'}.$$

Ist nun λ' gefunden, so erhält man f' und g' aus den frühern Gleichungen (S. 188)

$$\frac{1}{f'} = \frac{\varrho'}{a'} + \frac{\sigma'}{\alpha'} + \frac{\tau'\sqrt{\lambda' - 1}}{p'};$$

$$\frac{1}{g'} = \frac{\varrho'}{\alpha'} + \frac{\sigma'}{a'} - \frac{\tau'\sqrt{\lambda' - 1}}{p'}.$$

Wollte man die erste Linse nicht gleichseitig machen, so kann man λ willkürlich bestimmen, daraus f und g berechnen (oder umgekehrt) und diesen für λ angenommenen Werth zur Berechnung von λ' anwenden.

Man kann auch, anstatt zuerst die Farbenabweichung zu berücksichtigen, von der Bedingungsgleichung für die Aufhebung der Kugelabweichung ausgehen, wie dieses J. F. W. Herschel[21]) gethan hat; seine Methode liefert sehr brauchbare Werthe, die jedoch immer nur aus genäherten Formeln abgeleitet sind. Führt man die frühern Werthe $\frac{1}{\alpha} = \frac{n-1}{f} + \frac{n-1}{g} - \frac{1}{a}$ und $\frac{n}{k} = \frac{n-1}{f} - \frac{1}{a}$ statt α und k in die frühere Gleichung für Φ ein, so kommt, wenn man die dritten und höhern Potenzen von $\frac{1}{a}$ vernachlässigt, und der Kürze wegen

$$A = \frac{n^3 - 2n^2 + 2}{n^3 f^2} + \frac{1}{g^2} + \frac{2n^2 - 2n - 1}{n^2 f g},$$

$$B = \frac{3n + 4 - 3n^2}{n^3 f} - \frac{3n + 1}{n^2 g}$$

und

$$C = \frac{3n + 2}{n^3}$$

setzt $\Phi = \frac{n^2\alpha^2 x^2}{2p}\left(A + \frac{B}{a} + \frac{C}{a^2}\right)$. Sind zwei aneinanderliegende Linsen gegeben, so ist $\alpha + a' = 0$, und es wird die Kugelabweichung für zwei Linsen

$$\Phi' = \alpha'^2 x^2 (P + P')$$

Soll $\Phi' = 0$ sein, so muß $P + P' = 0$ sein. Es war aber $\Phi = \alpha^2 x^2 P$, also $P = \frac{n^2}{2p}\left(A + \frac{B}{a} + \frac{C}{a^2}\right)$, und ebenso $P' = \frac{n'^2}{2p'}\left(A' + \frac{B'}{a'} + \frac{C'}{a'^2}\right)$; es muß also, wenn die Kugelabweichung verschwinden soll, sein

$$0 = \frac{n^2}{p}\left(A + \frac{B}{a} + \frac{C}{a^2}\right) + \frac{n'^2}{p}\left(A' + \frac{B'}{a'} + \frac{C'}{a'^2}\right).$$

Da aber $\alpha = -a'$, also $\frac{1}{a'} = \frac{1}{a} - \frac{1}{p}$, so geht diese Gleichung über in

$$0 = \frac{n^2}{p}\left(A + \frac{B}{a} + \frac{C}{a^2}\right) + \frac{n'^2}{p'}\left[A' + B'\left(\frac{1}{a} - \frac{1}{p}\right) + C'\left(\frac{1}{a^2} - \frac{2}{ap} + \frac{1}{p^2}\right)\right].$$

Ordnet man diese Gleichung nach Potenzen von $\frac{1}{a}$, so kommt, wenn man

21) Philos. Transact. für 1821.

$$s = \frac{n^2}{p}A + \frac{n'^2}{p'}\left(A' - \frac{B'}{p} + \frac{C'}{p^2}\right),$$

$$s' = \frac{n^2}{p}B + \frac{n'^2}{p'}\left(B' - \frac{2C'}{p}\right)$$

und

$$s'' = \frac{n^2}{p}C + \frac{n'^2}{p'}C'$$

setzt, $0 = s + \frac{s'}{a} + \frac{s''}{a^2}$.

Soll die Kugelabweichung nur für unendlich entfernte Gegenstände verschwinden, so fallen die beiden letzten Glieder von selbst fort, und es bleibt blos übrig die Gleichung $s = 0$. Da aber diese eine Gleichung nebst der Bedingung für die Farbenaufhebung noch nicht hinreicht, das Doppelobjectiv zu bestimmen, so kann man noch eine Bedingung aufstellen, und am nächsten liegt es offenbar, den Werth von $s' = 0$ zu setzen, sodaß das Fernrohr nicht blos für die Betrachtung unendlich weiter Gegenstände, sondern auch für die Beobachtung in mäßigen Entfernungen von der Kugelabweichung frei ist.

Die Bedingung für die Aufhebung der Farbenabweichung war, wenn man $\alpha' = 1$ und $\frac{\vartheta}{\vartheta'} = \pi$ setzt,

$$p = 1 - \pi \text{ und } p' = -\frac{1-\pi}{\pi}.$$

Substituirt man diese Werthe in die beiden Gleichungen $s = 0$ und $s' = 0$, und eliminirt mit Hilfe der Ausdrücke

$$\frac{1}{g} = \frac{1}{(n-1)p} - \frac{1}{f} \text{ und } \frac{1}{g'} = \frac{1}{(n'-1)p'} - \frac{1}{f'}$$

die Größen g und g', so erhält man in $s = 0$ und $s' = 0$ zwei Gleichungen, in denen nur f und f' als Unbekannte enthalten sind (als Einheit genommen α', d. h. die Vereinigungsweite der Doppellinse). Die erste Gleichung wird

$$0 = \frac{(n+2)}{nf^2} - \frac{(2n+1)}{(n-1)(1-\pi)f} - \frac{(n'+2)\pi}{n'f'^2}$$
$$+ \left[\frac{4(n'+1)}{n'} - \frac{(2n'+1)\pi}{n'-1}\right]\frac{\pi}{(1-\pi)f'}$$
$$+ \left[\left(\frac{n}{n-1}\right)^2 - \left(\frac{n'}{n'-1}\right)^2\pi^2 + \frac{(2n'+1)\pi^2}{n'+1}\right.$$
$$\left. - \frac{(3n'+2)\pi}{n'}\right]\frac{1}{(1-\pi)^2}$$

und die zweite

$$0 = 4\frac{n(n+1)}{4f} - \frac{4(n'+1)\pi}{n'f'} - \left[\frac{3n+1}{n-1} + \frac{3n'+1}{n'-1}\pi^2\right.$$
$$\left. - 2(3n'+2)\frac{\pi}{n'}\right]\frac{1}{1-\pi}.$$

Sind aus diesen beiden Gleichungen die Halbmesser der vordern Fläche der Linsen f und f' bestimmt, so findet man die Halbmesser der hintern durch die Gleichungen

$$\frac{1}{g} = \frac{1}{(n-1)(1-\pi)} - \frac{1}{f}$$

und

$$\frac{1}{g'} = \frac{-\pi}{(n'-1)(1-\pi)} - \frac{1}{f'}.$$

Zur bequemern Berechnung gab Herschel für verschiedene Werthe von n, n' und π eine Tafel, die von Barlow[22]) noch mehr erweitert wurde.

Um die zur Construction eines Doppelobjectives angegebenen Verhältnisse zu prüfen, darf man sich jedoch nicht mit den vorhin gebrauchten Näherungsformeln begnügen, sondern muß mit den durch diese gefundenen Verhältnissen nach ganz strengen Formeln sowol die Vereinigung der centralen, als auch der Randstrahlen für die mittleren und äußeren Farben des Spectrums berechnen, um zu sehen, wie groß die Fehler sind, welche durch die sphärische Abweichung und Farbenabweichung erzeugt werden. Man erhält diese strengen Formeln aber leicht durch geometrische Betrachtung des Weges, den ein Strahl durch die zwei Linsen zurücklegt. Es sei AB die Dicke der Kronglaslinse $= d$, CD die Dicke der Flintglaslinse $= d'$, und die Entfernung beider $BC = \triangle$ (Fig. 4). Die Radien der verschiedenen Flächen seien $AF = f$, $BG = g$, $CF' = f'$, $DG' = g'$. Der von M aus auf die erste Fläche fallende Strahl Mf wird durch dieselbe so gebrochen, daß er in der Entfernung $A\varphi = x$ unter dem Winkel $f\varphi A = \xi$ die Axe schneiden würde; sein Einfallswinkel sei $= l$, sein Brechungswinkel $= \lambda$. Er trifft aber die zweite Fläche schon in g, und würde die Axe in γ unter dem Winkel $g\gamma B = v$ schneiden; $B\gamma$ sei $= y$; sein Einfallswinkel auf die zweite Fläche sei m, sein Brechungswinkel $= \mu$. Der auf die dritte Fläche fallende Strahl würde die Axe in φ' unter dem Winkel $f'\varphi'C = \xi'$ schneiden; sein Einfallswinkel sei l', sein Brechungswinkel λ' und $C\varphi' = x'$. Der auf die vierte Fläche fallende Strahl wird die Axe nun in γ' unter dem Winkel $g'\gamma'D$ schneiden; sein Einfallswinkel sei m', sein Brechungswinkel μ', und $D\gamma' = y'$. Ist n das Brechungsverhältniß für die erste Linse, n' für die zweite, so erhält man durch das bekannte Gesetz, daß der Sinus des Einfallswinkels, dividirt durch den Sinus des Brechungswinkels, gleich dem Brechungsverhältnisse (n oder n') ist, aus der Betrachtung der verschiedenen ebenen Dreiecke der Figur 4 folgende Gleichungen für die verschiedenen Brechungen. Für die erste Brechung, wenn der Winkel fMA mit M bezeichnet wird:

$$\sin l = \frac{(f + AM)\sin M}{f};$$

$$\sin\lambda = \frac{1}{n}\sin l;$$

$$\xi = l - \lambda - M;$$

$$G\varphi = f\frac{\sin\lambda}{\sin\xi} + f + g - d;$$

22) Edinb. Philos. Journ. No. 27 und 28; steht auch in Dioptrik von Littrow S. 98 und in der praktischen Dioptrik von Prechtl.

$$x = f\frac{\sin\lambda}{\sin\xi} + f.$$

Für die zweite Brechung:

$$\sin m = \frac{G\varphi}{g}\sin\xi = \frac{f}{g}\sin\lambda + \frac{(f+g-d)}{g}\sin\xi;$$
$$\sin\mu = n\sin m;$$
$$v = \xi + \mu - m;$$
$$F'\gamma = g\frac{\sin\mu}{\sin v} + f' - g - \Delta;$$
$$y = g\frac{\sin\mu}{\sin v} - g.$$

Für die dritte Brechung:

$$\sin l' = \frac{F'\gamma\sin v}{f'} = \frac{g}{f'}\sin\mu + \frac{(f'-g-\Delta)}{f'}\sin v;$$
$$\sin\lambda' = \frac{1}{n'}\sin l';$$
$$\xi' = v + \lambda' - l';$$
$$G'\varphi' = f'\frac{\sin\lambda'}{\sin\xi'} - f' - g' - d';$$
$$x' = f'\frac{\sin\lambda'}{\sin\xi'} - f'.$$

Für die vierte Brechung:

$$\sin m' = \frac{G'\varphi'}{g'}\sin\xi' = \frac{f'}{g'}\sin\lambda' - \frac{(f'+g'+d')}{g'}\sin\xi';$$
$$\sin\mu' = n'\sin m';$$
$$v' = \xi' + m' - \mu';$$
$$y' = g'\frac{\sin\mu'}{\sin v'} + g'.$$

Diese Ausdrücke lassen sich auch leicht für noch mehr Linsen fortsetzen. Bei dem Objective für ein Fernrohr ist $MA = \infty$ und der Winkel $M = 0$. — Will man die Vereinigungsweite der rothen oder violetten Strahlen berechnen, so hat man statt n die entsprechenden Werthe $n - dn$ oder $n + dn$ und $n' - dn'$ oder $n' + dn'$ zu setzen.

Während vorhin die Berechnung der Halbmesser der Linsen nur nach den Näherungsformeln geschah, kann man sich auch bei dieser Berechnung gleich mehr an diese strengen Formeln anschließen, und da, wo man noch kleine Vernachlässigungen macht, durch Correctionen wieder nachhelfen, sodaß die erhaltenen Verhältnisse für die Doppellinse den strengen Formeln mit der verlangten Genauigkeit entsprechen.

Klügel[23]) schlug folgenden Weg ein: Um zu vermeiden, daß der einfallende Strahl einen zu großen Winkel mit seinen Lothen bilde, bestimmt er die Halbmesser f und g so, daß der Winkel $l = \mu$, d. h. daß der Strahl mit seinen beiden Lothen auf beiden Seiten der ersten Linse beinahe gleiche Winkel bildet. Es ist

$$\sin Mft = \frac{MF}{Mf}.\sin fFG$$

und

$$\sin\gamma g w = \frac{\gamma G}{\gamma g}.\sin FGg.$$

Soll nun $MFt = \gamma g w$ sein, so muß auch

$$\frac{MF}{Mf}\sin fFG = \frac{\gamma G}{\gamma g}\sin FGg$$

sein. Für Fernröhre ist MF nahe $= Mf$, also näherungsweise $\sin fFG = \frac{\gamma G}{\gamma g}\sin FGg$; ferner ist

$$\sin fFG \text{ nahe } = \frac{Gg}{Ff}\sin FGg,$$

folglich

$$\frac{Gg}{Ff} = \frac{\gamma G}{\gamma g}, \text{ oder auch}$$
$$Gg = \frac{(B\gamma + BG)Ff}{B\gamma} \text{ oder}$$
$$g = \left(\frac{y+g}{y}\right)f, \quad \frac{1}{y} = \frac{1}{f} - \frac{1}{g};$$

y wurde früher mit α bezeichnet, folglich $\frac{1}{\alpha} = \frac{1}{f} - \frac{1}{g}$. Setzt man $d = 0$, so ist $\frac{1}{\alpha}$ auch $= \frac{n-1}{f} + \frac{n-1}{g}$, da $a = \infty$, also auch $\alpha = p$. Aus den beiden Gleichungen erhält man

$$f = \frac{2(n-1)p}{n} \text{ und } g = \frac{2(n-1)p}{2-n}.$$

Den ersten Halbmesser der zweiten Linse f' bestimmt Klügel dann auf die Weise, daß die in der Mitte und am Rande der Linse auffallenden Strahlen von mittlerer Brechbarkeit sich nach der dritten Brechung genau in einem Punkte der Axe schneiden, indem er voraussetzt, daß sie dann auch nach der vierten Brechung sich sehr nahe in demselben Punkte schneiden werden.

Da für die Centralstrahlen, d. h. für die sehr nahe an der Axe einfallenden, die Einfalls- und Brechungswinkel sehr klein sind, so kann man den Sinus und Bogen verwechseln, und erhält dann für die Vereinigungsweiten der Centralstrahlen, welche parallel mit der Axe einfallen (für welche also der Winkel $M = 0$ ist), aus den obigen allgemeinen Formeln folgende einfachere:

$$\frac{1}{x} = \frac{n-1}{fn} \text{ und } B\varphi = x - d;$$
$$\frac{1}{y} = \frac{n}{B\varphi} + \frac{n-1}{g} \text{ und } C\gamma = y - \Delta;$$
$$\frac{1}{x'} = \frac{1}{n'C\gamma} - \frac{n'-1}{n'f} \text{ und } D\varphi' = x' - d';$$
$$\frac{1}{y'} = \frac{n'}{D\varphi'} - \frac{n'-1}{g}.$$

Klügel hat also zur Bestimmung des Halbmessers f' die

23) Comment. Gotting. Ann. 1795—1798. Vol. XIII.

Bedingung, daß die Vereinigungsweite der Centralstrahlen nach der dritten Brechung

$$x' = \frac{n'.C\gamma.f'}{f'-(n'-1)C\gamma}$$

dieselbe ist, als die der Randstrahlen

$$x' = \frac{f'\sin\lambda'}{\sin\xi'} - f'.$$

Er bestimmt dann hieraus f' mit Hilfe einer genäherten cubischen Gleichung. Einfacher scheint es aber, wenn man mit irgend einem genäherten Werthe von f' die beiden Vereinigungsweiten x' berechnet und durch kleine Änderungen an f' den Unterschied zwischen den Werthen von x' möglichst fortzuschaffen sucht, was wol nach einigen Wiederholungen gelingt.

Den vierten Halbmesser g' bestimmt Klügel dann so, daß die centralen (in der Nähe der Axe auffallenden) Strahlen von den äußersten Enden des Spectrums (also die rothen und violetten) sich nach der vierten Brechung in einem Punkte vereinigen. Für die Centralstrahlen ist die Vereinigungsweite nach der vierten Brechung

$$\frac{1}{y'} = \frac{n'}{D\varphi'} - \frac{n'-1}{g}.$$

Man berechnet nun y' für die rothen Strahlen, indem man statt n setzt n — dn, und erhält, wenn $D\varphi' = k$ gesetzt wird,

$$y' = \frac{k g'}{(n'-dn')g'-(n'-dn'-1)k}$$

und ebenso für die violetten, wenn statt n' gesetzt wird n' + dn',

$$y' = \frac{k'g'}{(n'+dn')g-(n'+dn'-1)k'},$$

wo $D\varphi' = k'$ mit den Größen n + dn und n' + dn' berechnet ist, sowie $D\varphi = k$ mit den Größen n — dn und n' — dn'. Setzt man beide Ausdrücke von y' einander gleich, so erhält man eine Gleichung, aus der man zieht

$$g' = \frac{2kk'dn'}{(k+k')dn'+(k-k')n'}.$$

Da bei dieser Berechnung die Kugelabweichung nur nach der dritten Brechung beseitigt ist, und die farbigen Randstrahlen unberücksichtigt gelassen sind, so schlägt Littrow[24]) vor, die Coincidenz der Strahlen nach der vierten Brechung zu bewirken, sowol der mittleren Central- und Randstrahlen, als auch der äußersten gefärbten Strahlen. Nimmt man die Brennweite der ersten Linse p als Einheit, so ist, wenn man die Bedingung Klügel's annimmt,

$$f = \frac{2(n-1)}{n} \quad \text{und} \quad g = \frac{2(n-1)}{2-n}.$$

Vernachlässigt man die Dicke der zweiten concaven Linse d' gänzlich und behält von d nur die ersten Potenzen, so hat man für die Vereinigungsweite nach der vierten Brechung y'

$$\frac{1}{y'} = (n-1)\left(\frac{1}{f}+\frac{1}{g}\right) - (n'-1)\left(\frac{1}{f'}+\frac{1}{g'}\right) + \frac{(n-1)^2 d}{n f^2}.$$

Differenzirt man diesen Ausdruck in Beziehung auf n und n' und setzt das Differenzial = 0, so ist, wenn π wieder die frühere Bedeutung $\frac{dn}{n-1} : \frac{dn'}{n'-1}$ hat,

$$0 = \left(\frac{1}{f}+\frac{1}{g}\right)\pi - \left(\frac{1}{f'}+\frac{1}{g'}\right) + (n^2-1)\frac{\pi d}{n^2 f^2}.$$

Setzt man die obigen Werthe von f und g ein, und macht der Kürze wegen $M = \frac{1}{n-1}\left[1+(n+1)\frac{d}{4}\right]$, so wird die letzte Gleichung

$$\frac{1}{f'}+\frac{1}{g'} = M\pi,$$

und dann

$$\frac{1}{y'} = 1-(n'-1)M\pi+\frac{nd}{4}.$$

Mit irgend einem hypothetischen Werthe von f' sucht man nun $\frac{1}{g'} = M\pi - \frac{1}{f'}$, und berechnet nun aus diesen Werthen von f', g' die Vereinigungsweite y' für die Centralstrahlen; dann berechnet man y' für die Vereinigungsweite der Randstrahlen (deren Einfallswinkel 1 ist) und ändert den Werth von g' so lange ab, bis die beiden Werthe von y möglichst gleich sind. Es ist gut zu bemerken, daß y' wächst, wenn f' abnimmt und umgekehrt.

Es fragt sich indessen, ob das von Klügel vorgeschlagene Verhältniß der beiden Halbmesser der ersten Linse f und g nothwendig ist; setzt man n = 1,5, so ist $\frac{f}{g}$ nach dieser Bestimmung $= \frac{1}{3}$. Nach Bohnenberger soll sogar das Verhältniß $\frac{f}{g} = \frac{2}{3}$ noch vortheilhafter sein. Fraunhofer hat diese Verhältnisse übrigens nie angewandt. Man kann deshalb diese Bestimmung fallen lassen, namentlich wenn das Objectiv nach den strengen Formeln berechnet ist; dann können ja ohne erheblichen Nachtheil die Winkel, welche die Strahlen mit ihren Lothen machen, etwas größer werden, was bei der Construction nach den genäherten Formeln natürlich vermieden werden muß. Man kann daher die beiden Halbmesser f und g anderweitig benutzen; man könnte sie also nach dem Vorschlage von Gauß so bestimmen, daß nicht nur die Central- und Randstrahlen von mittlerer Brechbarkeit, und die Centralstrahlen von dem äußern Ende des Spectrums, sondern selbst auch die Randstrahlen von dem äußern Ende des Farbenspectrums sich in einen Punkt

24) Littrow, Dioptrik S. 114.

vereinigen. Es ergibt sich freilich für beide Gläser eine convex-concave Form[25]), welche vielleicht der genauen Bearbeitung Hindernisse in den Weg stellt.

Littrow glaubt, daß man die beiden Halbmesser f und g am besten so bestimme, daß die Lichtstärke, also die Öffnung des Fernrohrs, so groß als möglich wird, indem er voraussetzt, daß durch die genaue Vernichtung der Farbenzerstreuung bei den Centralstrahlen, welche das stärkste und deutlichste Bild geben, auch die Farbenabweichung der Randstrahlen bis auf einen für unsere Sinne nicht mehr bemerkbaren Grad mitgehoben wird. Soll das Objectiv die größte Öffnung erhalten, so muß f = g, die erste Linse also gleichseitig sein; die beiden andern Halbmesser gewinnt man dann nach der früher angegebenen indirecten Methode, durch wiederholte Berechnung.

Littrow schlug, wie schon oben angeführt, vor, die Flintglaslinse von der Kronglaslinse zu trennen; es ergab sich aber bei Anwendung einer einfachen Linse von Flintglas nicht der Vortheil, den er suchte, weil die zerstreuende Kraft des Flintglases und Kronglases noch nicht hinlänglich verschieden sind. Rogers[26]) gab dann, wie auch erwähnt, eine Doppellinse aus Flint- und Kronglas an, welche in einer bestimmten Entfernung von der ersten Objectivlinse aus Kronglas steht, und so construirt ist, daß die Vorderfläche der vordern Linse nahe der hintern Fläche der hintern Linse parallel ist. Es wird durch diese Doppellinse die Vereinigungsweite der rothen Strahlen verkürzt, die der violetten verlängert, während die der Strahlen von mittlerer Brechbarkeit ungeändert bleibt. Wenn auch auf diese Weise die Farbenabweichung und selbst wol die sphärische Abweichung wegfällt, so scheint doch dieser Vorschlag wegen der Genauigkeit, mit welcher die Radien der Gläser getroffen sein müssen, in der Ausführung Schwierigkeiten zu finden. Auf ähnliche Weise ist jedoch das Problem von Plößl gelöst, und vortrefflich ausgeführt worden, wie oben angegeben wurde.

Gleich nach der Entdeckung der achromatischen Fernröhre wurde gewöhnlich ein aus drei Linsen bestehendes System angewandt, indem zwischen zwei Kronglaslinsen sich eine Flintglaslinse befand. Die Berechnung derselben wird auf ähnliche Weise ausgeführt, als bei dem Doppelobjectiv, nur werden die Formeln noch verwickelter, und mehre von den sechs Radien bleiben unserer Willkür überlassen. Sie kann hier um so eher übergangen werden, da die dreifachen Objective, wie sie bis jetzt construirt wurden, vor den blos zweifachen durchaus keinen Vortheil haben, sondern nur durch die öftern Übergänge des Lichtes aus Glas in Luft und umgekehrt, das Licht schwächen. Wollte man durch sie Vorzüge erreichen, die das zweifache Objectiv nicht gewähren kann, so möchte dies vielleicht dadurch möglich sein, daß man durch Aufsuchung und Anwendung dreier verschiedener Glassorten das bei zwei Gläsern immer noch übrigbleibende secundäre Spectrum (s. Farbe) aufzuheben sucht.

Es ist nicht gleichgültig, wie groß man die Öffnung einer Linse macht, je größer der Halbmesser ihrer Öffnung ist, desto mehr Licht empfängt sie, und die Helligkeit eines Instrumentes, welche der auffallenden Lichtmenge proportional ist, wächst folglich mit dem Quadrate dieses Halbmessers. Wenn große Lichtstärke, also große Öffnungshalbmesser, etwas sehr Wünschenswerthes sind, so entstehen durch dieselben aber wieder bedeutendere Abweichungen; so ergab sich früher, daß die Kugelabweichung mit der dritten Potenz dieses Halbmessers zunimmt. Die Äußerung Bohnenberger's, daß man bei einem Objective, bei welchem die Abweichung für einen bestimmten Einfallswinkel gleich Null gemacht sei, die Öffnung über diesen Winkel hinaustreiben könne, da ja durch die jenseit dieses Winkels auffallenden Strahlen die Abweichungen mit keinem größeren Fehler behaftet werden, als mit dem, welchen die innerhalb desselben auffallenden Strahlen erzeugen, ist von Gauß widerlegt worden, indem er darauf hinweist, daß, wenn auch der Raum, über welchen sich die Strahlen zerstreuen, nicht vergrößert wird, wenn die Öffnung bis zu einer gewissen Grenze über den berechneten Winkel hinaus erweitert wird, doch die Erleuchtung dieses falschen Bildes durch die in eben den unrichtigen Punkten vereinigten, von den entferntern Stellen des Glases herkommenden Strahlen zunimmt, und der Nachtheil in hohem Grade steigt, wenn man die Strahlen aus weiterem Abstande von der Axe aufnimmt[27]). Auch Fraunhofer berücksichtigte schon die Intensität des Lichtes, indem er empfahl, vorzüglich diejenigen Strahlen in einem Punkte zu vereinigen, deren Nichtzusammenfallen durch ihre starke Erleuchtungskraft die größten Nachtheile erzeugen würde. Die Halbmesser der Öffnungen, welche Fraunhofer seinen Fernröhren gab, betragen bei Objectivlinsen für größere astronomische Fernröhre nur ungefähr 0,03 in Theilen der Brennweite des Doppelobjectivs, bei kleinern Zugfernröhren steigt dieser Werth wol auf 0,04, und bei den Kometensuchern, bei denen Lichtstärke das wichtigste Erfoderniß und eine starke Vergrößerung weniger nöthig ist, bis auf 0,059 (bei einer Brennweite von 24 Zoll).

Um die Gläser eines zusammengesetzten Objectivs genau zu centriren, d. h. um beide so zu stellen, daß ihre Axen genau in eine grade Linie fallen, schlägt Wollaston[28]) folgenden Weg vor. Man bringt hinter das Objectiv, das in seinen Fassungen sich befindet, ein Licht, und betrachtet dieses Licht durch das Glas mit dem unbewaffneten Auge; es zeigen sich dann außer dem Bilde, welches durch das convexe Glas gebildet wird, auch noch mehre andere, welche durch Spiegelung an den Oberflächen entstehen. Diese Bilder müssen alle in einer graden Linie liegen, wenn die Axen der Gläser zusammenfallen sollen. Weichen bestimmte Bilder von der graden Linie ab, so kann man, da man ihre Entstehung kennt, leicht beurtheilen, wie dasjenige Glas, durch welches sie erzeugt werden, in seiner Stellung geändert werden muß.

Das Ocularglas. Das von dem Objectivglase ge-

25) Zeitschrift für Astronomie von v. Lindenau und v. Bohnenberger I, 280. Gehler, Physik. Wörterbuch VI. S. 415.
26) Santini Schumach. Astron. Nachricht. 7. Bd. S. 313. Stampfer, Jahrbücher des polytechn. Instit. 14. Bd. S. 108.

27) Gehler, Phys. Wörterb. 6. Bd. S. 436. 28) Gilbert, Ann. 73. Bd. S. 264.

bildete Bild wird nun durch das Ocular betrachtet, das entweder einfach ist, oder aus mehren in verschiedenen Entfernungen von einander befindlichen Linsen besteht. Die Öffnungen der Ocularгläser sind gegen die Öffnung eines Objectivs meistens so gering, daß man sich mit der Betrachtung der der Axe nahen Strahlen begnügen kann. Da die Öffnung des Objectivs absichtlich vergrößert wurde, um von jedem leuchtenden Punkte eine um so größere Menge Strahlen aufzufangen, so muß natürlich das Ocular ebenfalls noch eine hinlängliche Öffnung haben, um alle diese Strahlen durchzulassen, und die Helligkeit nicht zu verringern. Eine andere schon früher erwähnte Eigenschaft eines guten Fernrohrs, ein großes Gesichtsfeld zu haben, hängt ganz allein von der Einrichtung des Oculars ab, und muß also hier ebenfalls näher erörtert werden; ebenso verlangt auch die durch das Ocular hervorgebrachte Vergrößerung und die Fortschaffung des farbigen Randes eine nähere Betrachtung.

Am einfachsten wird es für die Erreichung des eben angegebenen Zweckes sein, den Weg der Lichtstrahlen durch mehre hinter einander in verschiedenen Entfernungen befindliche Linsen genau zu verfolgen. Es sei Fig. 3 A der Durchschnitt der ersten, B der zweiten, C der dritten, D der vierten Linse u. s. w.; ihre gemeinschaftliche Axe werde durch ABCD.. angegeben; in E befinde sich ein auf der Axe senkrechter Gegenstand Ee. Die Entfernung des Gegenstandes von der ersten Linse (oder die erste Vereinigungsweite) sei, wie früher, a, die zweite Vereinigungsweite α, und so entsprechend für die zweite Linse a', α' u. s. w.; die Brennweiten der Linsen seien p, p', p'' u. s. w.; die Entfernung zwischen der ersten und zweiten $\triangle$, zwischen der zweiten und dritten $\triangle'$ u. s. f. Ist EP der äußerste Strahl, welcher von E aus auf die Linse fällt, so darf dieser, um die Helligkeit nicht zu vermindern, durch die Oculare nicht aufgehalten werden; sein Weg ist EPqrs... Die Halbmesser der deshalb nöthigen Öffnungen der Linsen (Öffnungshalbmesser wegen der Helligkeit) mögen AP durch x, Bq durch x', Cr durch x''... bezeichnet werden, sowie die Winkel, welcher dieser Strahl nach den verschiedenen Brechungen mit der Axe bildet, AFP durch φ', BF'q durch φ'', CF''r durch φ'''... Durch die Betrachtung der ähnlichen Dreiecke in der Figur ergeben sich sogleich folgende Gleichungen, wenn man die Tangenten dieser kleinen Winkel mit deren Bogen verwechselt

$$\varphi' = \frac{x}{\alpha} \text{ und } x' = a'\varphi' = \frac{a'x}{\alpha},$$

$$\varphi'' = \frac{x'}{\alpha'} = \frac{a'x}{\alpha\alpha'} \text{ und } x'' = a''\varphi'' = \frac{a'a''x}{\alpha\alpha'},$$

$$\varphi''' = \frac{x''}{\alpha''} = \frac{a'a''x}{\alpha\alpha'\alpha''} \text{ u. s. f. } x''' = a'''\varphi''' = \frac{a'a''a'''x}{\alpha\alpha'\alpha''}$$

u. s. f.

Ist eA der von dem äußersten Punkte des Gegenstandes unter dem Winkel EAe $= \varphi$ durch den Mittelpunkt der ersten Linse gehende Strahl (der sogenannte Hauptstrahl), so kann man die in F auf der Axe senkrechte Linie Ff als das Bild des Gegenstandes betrachten, und ebenso ist, wenn man dieses Bild Ff als den Gegenstand für die zweite Linse betrachtet, F'f' das Bild der zweiten Linse, F''f'' das Bild der dritten u. s. w. Da $\frac{\text{Ee}}{\text{a}} = \text{tg}\varphi = \varphi$, so erhält man für die Größe der aufeinanderfolgenden Bilder aus den ähnlichen Dreiecken folgende Ausdrücke:

$$\text{Ff} = \frac{\alpha}{\text{a}}\text{Ee} = \alpha\varphi \text{ . . . . das Bild verkehrt, wenn Ff positiv ist}$$

$$\text{F'f'} = \frac{\alpha'}{\text{a}'}\text{Ff} = \frac{\alpha\alpha'}{\text{a}'}\varphi \text{ . . . . aufrecht . . . F'f' . . . . . .}$$

$$\text{F''f''} = \frac{\alpha''}{\text{a}''}\text{F'f'} = \frac{\alpha\alpha'\alpha''}{\text{a}'\text{a}''}\varphi \text{ verkehrt . . F''f'' . . . . . . u. s. w.}$$

Wird einer von diesen Ausdrücken negativ, so zeigt dies an, daß das Bild eine Stellung hat, welche der in der Zeichnung angegebenen entgegengesetzt ist. Wird eine oder mehre der Größen a', a'', a'''... oder α' α'' α'''... negativ, so deutet dies an, daß die Bilder, welche zu diesen negativen Vereinigungsweiten gehören, nicht zu Stande kommen, indem die Strahlen vor ihrem Vereinigungspunkte schon von der nächstfolgenden Linse aufgefangen werden.

Besteht das Fernrohr nur aus zwei Linsen (das Objectiv wird, auch wenn es doppelt oder dreifach ist, stets hier nur für eine gerechnet), so erscheint das Bild Ff einem in B befindlichen Auge unter dem Winkel FBf $= \psi'$ während der Gegenstand von dem in A befindlichen Auge unter dem Winkel EAe $= \varphi$ gesehen wird. Eigentlich soll sich das Auge in O befinden, wo der Hauptstrahl die Axe schneidet; da aber, wenn ein deutliches Sehen stattfinden soll, die aus der letzten, dem Auge zunächststehenden Linse austretenden Strahlen nahe parallel sein müssen, also fB nahe parallel mit QO, so wird auch nahe BOQ $=$ FBf $= \psi'$ sein müssen. Vernachlässigt man die Entfernung AB im Verhältniß gegen die bei Fernröhren sehr bedeutende EA oder EB, so drücken ψ' und φ die scheinbare Größe des Durchmessers des Gegenstandes aus, wie er durch die Linsen und ohne dieselben gesehen wird, oder die Vergrößerung m' eines Systemes von zwei Linsen ist $m' = \frac{\psi'}{\varphi}$. Da aber $\text{Ff} = \text{a}'\psi' = \alpha\varphi$, so ist $\psi' = \frac{\alpha\varphi}{\text{a}'}$, und $m' = \frac{\alpha}{\text{a}'}$. Besteht das Fernrohr aus drei Linsen, so geht ψ' über in $\psi'' = \frac{\alpha'}{\text{a}''}\psi' = \frac{\alpha\alpha'}{\text{a}'\text{a}''}\varphi$, und die Vergrößerung durch dasselbe m'' ist $= \frac{\alpha\alpha'}{\text{a}'\text{a}''}$, u. s. f. für vier und mehre Linsen. Da beim Fernrohre $\text{a} = \infty$, so ist $\alpha = \text{p}$, und da das letzte α (weil die Strahlen parallel austreten sollen) ebenfalls ∞, also das letzte a ebenfalls gleich der Brennweite der letzten Linse, so sind die Vergrößerungen für ein Fernrohr von zwei, drei, vier .... Linsen

$$m' = \frac{p}{p'},$$

$$m'' = \frac{\alpha' p}{a' p''},$$

$$m''' = \frac{\alpha' \alpha'' p}{a' a'' p'''} \text{ u. s. f.}$$

Erhält in diesen Ausdrücken m einen negativen Werth, so deutet dies eine der Zeichnung entgegengesetzte Lage des Bildes an, sodaß dann das Bild für eine gerade Anzahl Linsen aufrecht ist, und für eine ungerade verkehrt, während bei positiven m die umgekehrte (in der Zeichnung angegebene) Lage stattfindet.

Werden die hier für m' m'' ... gefundenen Ausdrücke benutzt, um die oben schon bestimmten Öffnungshalbmesser wegen der Helligkeit x' x'' x''' ... auszudrücken, so erhält man

$$x' = \frac{a' x}{\alpha} = \frac{x}{m'}$$

$$x'' = \frac{a' a'' x}{\alpha \alpha'} = \frac{x}{m''}$$

$$x''' = \frac{a' a'' a''' x}{\alpha \alpha' \alpha''} = \frac{x}{m'''} \text{ u. s. f.}$$

Ist eine von diesen Größen negativ, so trifft der Strahl die Linse auf der entgegengesetzten Seite der Axe als in der Figur. Nennt man schlechthin die letzte der Größen m', m'' ..., und x', x'' ..., m' und x', und bezeichnet wie vorhin mit x den Öffnungshalbmesser des Objectivs, so ist $x = m'x'$ oder $x' = \frac{x}{m'}$, wo dann x' der Halbmesser des Strahlencylinders in der Nähe des letzten Oculars oder in der Nähe des Auges ist; von diesem hängt aber die Helligkeit des Fernrohrs ab. Ist nämlich w der Halbmesser der Pupille des Auges, welches sich in der Nähe des letzten Oculars befindet, so verhält sich die Helle durchs Fernrohr zur Helle mit freiem Auge wie $x'^2 : w^2$, weil die Helligkeit, oder die Menge der Strahlen, welche von einem Punkte aus auf zwei gleichweit entfernte Flächen fallen, sich wie diese Flächen verhalten. Nimmt man die natürliche Helligkeit mit freiem Auge als Einheit an und bezeichnet die Helligkeit durch das Fernrohr mit H, so ist $H : 1 = x'^2 : w^2$, oder $H = \frac{x'^2}{w^2} = \frac{x^2}{m'^2 w^2}$; w wird gewöhnlich 0,05 Zoll, oder auch nur 0,03 Zoll angenommen. Die Helligkeit durch das Fernrohr ist also um so stärker, je größer x und je kleiner m' oder w ist. Die dioptrische Helle kann nur so lange zunehmen, bis $x' = w$; denn ist $x' > w$, so geht ein Theil des Strahlenkegels unbenutzt neben der Pupille vorbei; obige Gleichung gilt also nur so lange, als die Helligkeit durch das Fernrohr noch kleiner ist, als die natürliche mit freiem Auge. Man sollte daher, um die möglichste Helligkeit zu gewinnen, x' so nahe als möglich $= 0{,}03$ oder 0,05 und $x = 0{,}03$ m oder 0,05 m zu machen suchen. m darf man nie soweit treiben, daß $H > \frac{1}{2}$ wird, weil dann die Gegenstände zu dunkel erscheinen.

Außer der Helligkeit ist auch noch die Größe des Gesichtsfeldes zu berücksichtigen, die, wie sich gleich ergibt, ganz allein von dem Oculare abhängt, von dem Objective also unabhängig ist. Soll nämlich der von dem äußersten Ende eines Gegenstandes e kommende Strahl eA (der sogenannte Hauptstrahl) noch von den verschiedenen Ocularen aufgenommen werden, so muß die Öffnung der zweiten Linse $=$ BQ, die der dritten $=$ CR, der vierten $=$ DS ... sein. Setzt man $BQ = z'$, $CR = z''$, $DS = z'''$..., und bedeuten ω', ω'', ω''' ... kleine Brüche (die meistens kleiner als $\frac{1}{4}$ sind, oder höchstens $\frac{3}{10}$ betragen dürfen), so kann man die verschiedenen z, da sie offenbar von der Brennweite der einzelnen Oculare abhängen und stets kleiner als dieselben sind, in Theilen dieser Brennweiten ausdrücken

$$z' = p'\omega', \quad z'' = p''\omega'', \quad z''' = p'''\omega''' \dots$$ [29]),

die Größen z', z'' ... heißen die Öffnungshalbmesser wegen des Gesichtsfeldes; sie sind, wie sich ergibt, stets größer als die Öffnungshalbmesser wegen der Helligkeit.

Für die Winkel, welche der Hauptstrahl mit der Axe bildet, $BOQ = \psi'$, $CO'R = \psi''$, $SO''D = \psi'''$..., ergeben sich durch ω', ω'' ... und φ sehr einfache Ausdrücke. Es ist $\frac{1}{p'} = \frac{1}{a'} + \frac{1}{\alpha'}$ oder in der Figur $\frac{1}{p'} = \frac{1}{AB} + \frac{1}{BO}$, weil der Hauptstrahl in A die Axe schneidet, also für ihn AB die erste Vereinigungsweite ist. Da aber $AB = \frac{BQ}{tg\,\varphi} = \frac{p'\omega'}{\varphi}$, so hat man durch Einsetzung dieses Werthes in die vorige Gleichung

$$BO = \frac{p'\omega'}{\omega' - \varphi},$$

und da $tg\,\psi' = \psi' = \frac{BQ}{BO}$, so kommt

$$\psi' = \omega' - \varphi.$$

Auf gleiche Weise erhält man für drei Linsen:

$$CO = \frac{BO \cdot CR}{BQ} = \frac{p''\omega''}{\omega' - \varphi},$$

und

$$\frac{1}{p'} = \frac{1}{CO} + \frac{1}{CO'}$$

also

$$CO' = \frac{p''\omega''}{\omega'' - \omega' + \varphi},$$

und da $tg\,CO'R = \frac{CR}{CO'}$ ist,

$$\psi'' = \omega'' - \omega' + \varphi.$$

Für vier Linsen ergibt sich:

29) Die obige Grenze der Werthe von ω', ω'' ... ergibt sich gleich aus der Bedingung, daß der Einfallswinkel nicht größer als 15° oder 18° werden soll, weil sonst die Kugelabweichung zu bedeutend wird.

$$DO'' = \frac{p''' \omega'''}{\omega''' - \omega'' + \omega' - \varphi},$$

$$\psi''' = \omega''' - \omega'' + \omega' - \varphi \text{ u. f. f.}$$

Zwischen den Vereinigungsweiten der Linsen und den Größen ω', ω'', ω''' ... und φ bestehen ebenfalls einfache Beziehungen, die für das Folgende sehr wichtig sind. Es ist $BQ = AB \operatorname{tg}\varphi$ oder $p'\omega' = (\alpha + a')\,\varphi$. Aus der Ähnlichkeit der Dreiecke in der Fig. 4 folgt

$$OC : OF' = CR : f'F',$$

und hieraus

$$CR : CO = CR - f'F' : CF';$$

es ist aber nach dem Frühern $f'F' = \frac{\alpha\alpha'\varphi}{a'}$ und $CO = \frac{p''\omega''}{\omega' - \varphi}$, und wenn diese Werthe in die letzte Proportion eingesetzt werden,

$$p''\omega'' = \frac{\alpha\alpha'\varphi}{a'} + a''(\omega' - \varphi).$$

Ebenso gibt die Proportion

$$DS : DO' = DS - F''f'' : DF''$$

die Gleichung

$$p'''\omega''' = \frac{\alpha\alpha'\alpha''\varphi}{a'a''}\varphi + a'''(\omega'' - \omega' + \varphi) \text{ u. f. f.}$$

Wird einer der Werthe von z', z'', z''' oder $p'\omega'$, $p''\omega''$, $p'''\omega'''$ negativ, so trifft der Hauptstrahl eA diese Linse auf der entgegengesetzten Seite, als es in der Zeichnung angegeben ist.

Jeder Werth von z läßt sich auf eine doppelte Art ausdrücken:

$$z' = BO\,\psi' = \triangle\,.\,\varphi,$$

$$z'' = CO'\,\psi'' = CO\,\psi',$$

$$z''' = DO''\,\psi''' = DO'\,\psi'',$$

und hieraus ergeben sich für die Distanzen $\triangle$, $\triangle'$, $\triangle''$ der Linsen folgende Gleichungen:

$$BO + CO \text{ oder } \triangle' = \frac{z' + z''}{\psi'},$$

$$CO' + DO' \text{ oder } \triangle'' = \frac{z'' + z'''}{\psi''},$$

$$DO'' + F'''O''' \text{ oder } \triangle''' = \frac{z''' + z^{IV}}{\psi'''} \text{ u. f. f.},$$

und hieraus wieder

$$z' = \triangle\varphi,$$

$$z'' = (\omega' - \varphi)\triangle' - z',$$

$$z''' = (\omega'' - \omega' + \varphi)\triangle'' - z'' \text{ u. f. f.}$$

Da der Quotient aus dem jedesmaligen letzten ψ, dividirt durch φ, die Vergrößerung eines Systems von Gläsern ausdrückt, so erhält man durch Einsetzung der vorhin gefundenen Werthe der verschiedenen ψ in die Gleichungen für m', m'' u. f. f.

$$m' = \frac{\omega' - \varphi}{\varphi}, \quad m'' = \frac{\omega'' - \omega' + \varphi}{\varphi},$$

$$m''' = \frac{\omega''' - \omega'' + \omega' - \varphi}{\varphi} \text{ u. f. f.}$$

und

$$\varphi = \frac{\omega'}{m' + 1}, \quad \varphi = \frac{\omega'' - \omega'}{m'' - 1},$$

$$\varphi = \frac{\omega''' - \omega'' + \omega'}{m''' + 1} \text{ u. f. f.}$$

Werden für m die frühern Werthe gesetzt, so folgt:

$$\omega' = \left(\frac{\alpha}{a'} + 1\right)\varphi,$$

$$\omega'' - \omega' = \left(\frac{\alpha\alpha'}{a'a''} - 1\right)\varphi,$$

$$\omega''' - \omega'' + \omega' = \left(\frac{\alpha\alpha'\alpha''}{a'a''a'''} + 1\right)\varphi \text{ u. f. f.}$$

Die vorigen Ausdrücke für φ geben das halbe Gesichtsfeld für zwei, drei, vier Linsen; will man dieselben in Minuten des Bogens erhalten, so muß man sie durch 3437,75 multipliciren. Man überzeugt sich durch dieselben, daß bei stärkerer Vergrößerung das Gesichtsfeld abnimmt, und daß es überhaupt durch die Werthe von ω', ω'' ... beschränkt wird [30]).

Es war φ' derjenige Winkel, welchen der Randstrahl EP nach seiner Brechung mit der Are der Linse machte $PFA = \varphi'$. Differenzirt man den oben S. 197 für φ' angegebenen Werth $\frac{x}{\alpha}$ und betrachtet in diesem Ausdrucke $d\varphi' = -\frac{x\,d\alpha}{\alpha^2}$ die Veränderung $d\alpha$ der Größe α als durch die Farbenzerstreuung erzeugt, so ist $d\varphi'$ die durch die Farbenabweichung bewirkte Veränderung des Winkels φ'. Nach dem Frühern ist aber, wenn man $\vartheta = \frac{dn}{n - 1}$ setzt,

$$d\alpha = -\frac{\vartheta\alpha^2}{p},$$

folglich

$$d\varphi' = \frac{\vartheta x}{p}.$$

Kommt nun zu dieser ersten Linse noch eine zweite hinzu, so hat man ähnlich $\varphi'' = \frac{x'}{\alpha'}$, folglich

$$d\varphi'' = -\frac{x'\,d\alpha'}{\alpha'^2}, \quad d\varphi'' = -\frac{a'x\,.\,d\alpha'}{\alpha\alpha'^2}.$$

Nach dem Frühern S. 191 war

$$d\alpha' = -\left(\frac{\vartheta}{p} + \frac{\vartheta' a'^2}{\alpha^2 p'}\right)\frac{\alpha^2\alpha'^2}{a'^2},$$

30) Das Gesichtsfeld wird nur bis zu demjenigen höchsten Punkte eines Gegenstandes gerechnet, der noch einen Hauptstrahl eA auf das Objectiv sendet.

und wird dieser Werth für $d\alpha'$ eingesetzt, so hat man

$$d\varphi'' = \left(\frac{\vartheta}{p} + \frac{\vartheta' a'^2}{\alpha^2 p'}\right)\frac{\alpha x}{a'}.$$

Auf gleiche Weise erhält man für drei Linsen:

$$d\varphi''' = \left(\frac{\vartheta}{p} + \frac{\vartheta' a'^2}{\alpha^2 p'} + \frac{\vartheta'' a'^2 a''^2}{\alpha^2 \alpha'^2 p''}\right)\frac{\alpha\alpha' x}{a' a''} \text{ u. s. f.}$$

Besteht das Fernrohr aus zwei Linsen von derselben Glassorte, so ist $\vartheta' = \vartheta$, und da die auf das Objectiv einfallenden, sowie die aus dem Ocular austretenden Strahlen nahe parallel sind, so ist auch $p = \alpha$ und $p' = a'$, und es wird

$$d\varphi'' = \left(\frac{1}{p} + \frac{1}{p'}\right)x\vartheta.$$

Da $p' = \frac{p}{m'}$ und $x = m'x'$, so wird

$$d\varphi'' = \left(\frac{1}{p} + \frac{m'}{p}\right)m'x'\vartheta,$$

oder, wenn m' sehr groß ist,

$$d\varphi'' = \frac{m'^2}{p}x'\vartheta.$$

Sollen also zwei Fernröhre, deren zwei Linsen aus derselben Glasart bestehen, gleiche Farbenzerstreuung haben, so müssen sich die Brennweiten der Objective (oder nahe die Längen der Fernröhre) wie die Quadrate der Vergrößerungen verhalten. Deshalb hatten, wie schon angeführt, die Fernröhre mit einfachen, nicht achromatischen Objectivgläsern eine so bedeutende Länge, wenn sie bei größern Öffnungen des Objectivs stark vergrößern und keine zu große Farbenzerstreuung geben sollten.

Auf gleiche Weise, wie so eben der Einfluß der Farbenzerstreuung auf die Änderungen der Winkel φ', φ''.. u. s. w. gesucht wurden, läßt sich auch dieser Einfluß auf die Änderungen der Winkel ψ', ψ''.. u. s. w., welche der Hauptstrahl nach seinen verschiedenen Brechungen mit der Axe macht, bestimmen.

Es war $BOQ = \psi' = \omega' - \varphi$ und $p'\omega' = (\alpha + a')\varphi$, folglich

$$d\,.\,BOQ = d\omega'$$

und

$$d\omega' = -(\alpha + a')\varphi\,.\,\frac{dp'}{p'^2} = -\frac{\omega' dp'}{p'}.$$

Nach S. 191 war $dp' = -p'\vartheta'$, folglich ist

$$d\psi' = \omega'\vartheta', \quad \text{wo } \vartheta' = \frac{dn'}{n'-1}.$$

Bei Hinzufügung einer dritten Linse kann man die eben gefundene Zerstreuung $\omega'\vartheta'$ als einen Gesichtswinkel betrachten, der durch die Wirkung der dritten Linse in $\frac{\alpha'}{a''}\omega'\vartheta'$ übergeht, sodaß, mit Hinzurechnung der durch die dritte Linse allein bewirkten Zerstreuung man für die Gesammtzerstreuung der drei Linsen erhält:

$$d\psi'' = \frac{\alpha'}{a''}\omega'\vartheta + \omega''\vartheta''.$$

Für vier Linsen ist auf gleiche Weise

$$d\psi''' = \frac{\alpha''}{a'''}\left(\frac{\alpha'\omega'\vartheta}{a''} + \omega''\vartheta''\right) + \omega'''\vartheta''' \text{ u. s. f.}$$

Damit das Auge das Gesichtsfeld φ übersehen kann, wird es sich bei zwei Linsen in O, bei drei Linsen in O' u. s. f., überhaupt da, wo der Hauptstrahl nach seiner Brechung in der letzten Linse die Axe schneidet, befinden müssen. Nach dem Frühern ist diese Entfernung von der letzten Linse, wenn sie mit k', k'' ... u. s. f. bezeichnet wird,

$$k' = BO = \frac{p'\omega'}{\omega' - \varphi}, \quad k'' = CO' = \frac{p''\omega''}{\omega'' - \omega' + \varphi},$$

$$k''' = DO'' = \frac{p'''\omega'''}{\omega''' - \omega'' + \omega' - \varphi} \text{ u. s. f.,}$$

oder

$$k' = \frac{p'\omega'}{m'\varphi}; \quad k'' = \frac{p''\omega''}{m''\varphi}; \quad k''' = \frac{p'''\omega'''}{m'''\varphi} \text{ u. s. f.}$$

Wird diese Entfernung negativ, so kann das Auge diesen schicklichsten Platz nicht einnehmen, weil es sonst zwischen die Linsen gebracht werden müßte; in diesem Falle ist der passendste Ort für das Auge so nahe als möglich hinter der letzten Linse.

Um die durch die Wände des Fernrohrs oder die Glasflächen zurückgeworfenen Lichtstrahlen, welche dem deutlichen Sehen hinderlich sein würden, aufzufangen, und von dem Auge abzuhalten, dienen die sogenannten Blendungen. Es sind kreisförmig ausgeschnittene Metallschirme, die am zweckmäßigsten an der Stelle, wo die Bilder entstehen, befestigt werden, und mit diesen gleiche Größe haben; kleinere Öffnungen würden das Gesichtsfeld verkleinern, und größere nicht alles falsche Licht ausschließen.

Nachdem in dem Bisherigen die einzelnen Theile des Fernrohrs, sowie die gegenseitigen Beziehungen derselben, näher angegeben sind, wird es möglich sein, die Bedingungen zur Construction eines Fernrohrs, das eine bestimmte Vergrößerung oder Einrichtung erhalten soll, genauer anzugeben. Man theilt wol die Fernröhre nach der Anzahl der in ihnen entstehenden wahren Bilder in mehre Classen; zu der ersten würden diejenigen gehören, in denen kein wahres Bild sich zeigt, zur zweiten diejenigen, welche ein wahres Bild darbieten u. s. f. Es wird aber, namentlich um Wiederholungen zu vermeiden, vortheilhafter sein, sie nach der Anzahl der Linsen in mehre Abtheilungen zu bringen, in denen dann wieder nach der Anzahl der wahren Bilder Unterschiede gemacht werden können. Als erste Classe sollen deshalb alle Fernröhre, welche nur aus zwei Linsen bestehen, betrachtet werden, wobei jedes Mal eine zusammengesetzte doppelte oder dreifache Objectivlinse nur als eine einzige[31]) gezählt wird. Eine passende weitere Eintheilung erhält diese erste Classe durch das Vorhandensein oder gänzliche Fehlen der wahren Bilder. Ist gar kein wahres Bild vorhanden, so ist das Ocular ein concaves Glas, und das Fernrohr heißt ein holländisches oder Galileisches; findet sich aber zwischen

31) Dies gilt auch in den folgenden Classen.

dem Objective und dem Oculare ein wahres Bild, so nennt man das Fernrohr ein astronomisches oder Keppler'sches.

Das holländische oder Galileische Fernrohr besteht aus einer Objectivlinse und einem concaven Ocularglase. Es ist deshalb die Brennweite p' für das Ocular negativ. Die früheren Formeln, welche für eine Zusammenstellung von zwei Linsen sich ergaben, sind

$$m = \frac{p}{p'}, ^{32}),\quad \varphi = \frac{\omega'}{m+1},\quad \Delta = p + p' \text{ und}$$

$$k = \frac{p'\omega'}{m\varphi}.$$

Da p' negativ ist, so sind die beiden Gläser von einander um die Größe $p + p'$, d. h. um die Differenz der beiden Brennweiten, von einander entfernt; die Vergrößerungszahl m erhält ebenfalls einen negativen Werth, sodaß zwischen die beiden Gläser kein wahres Bild fällt, und der durch dieses Fernrohr betrachtete Gegenstand aufrecht erscheint. Da $z' = p'\omega'$ an sich eine positive Größe ist, so muß auch ω' negativ sein, damit $p'\omega'$ positiv werden kann. Das Gesichtsfeld dieses Fernrohrs nimmt ab, je größer m ist; es hat diese Einrichtung überhaupt immer den Nachtheil eines kleinen Gesichtsfeldes, da auch das Auge nicht einmal an den schicklichsten Ort gebracht werden kann. Der Werth von k' fällt nämlich negativ aus, und das Auge sollte demnach eigentlich sich zwischen beiden Gläsern befinden; da dies nicht thunlich ist, so muß es seine Stellung dicht hinter dem Oculare nehmen. Will man das ganze Gesichtsfeld auf ein Mal übersehen, so darf x', (die Öffnung des Oculars) nicht größer sein, als $w = \frac{1}{20}$ Zoll (der Durchmesser der Pupille), weil nur so der aus dem Oculare austretende Strahlencylinder ganz auf die Netzhaut gelangen kann. Die Helligkeit ist, wenn $x' = w$, gleich $\frac{x'^2}{w^2} = 1$, d. h. gleich der Helligkeit mit freiem Auge. Wird dem Oculare ein größerer Halbmesser als w gegeben, so kann das Auge das ganze Gesichtsfeld nur nach und nach übersehen, indem es seine Stellung hinter dem Oculare etwas verändert.

Für die Farbenzerstreuung in der Axe hat man bei diesen Fernröhren, wenn beide Linsen aus derselben Glasart angefertigt werden,

$$d\varphi = (1+m)\frac{m\vartheta x'}{p} \text{ (nach S. 200)},$$

und für die Kugelabweichung folgt unter derselben Voraussetzung aus der Formel auf S. 190, weil $\mu = \mu'$ und $\lambda = \lambda'$, $a' = p'$ und $\alpha' = \infty$,

$$R = \frac{m\mu\lambda x'^2}{4p^3}\left(1 + \frac{1}{m}\right).$$

Man sieht leicht, daß es nicht möglich ist, bei einem Fernrohre aus zwei Linsen die Farben- und Kugelabweichung zu beseitigen. In dem Ausdrucke von R bedeutet das Product aus der Einheit in den außerhalb der Klammer stehenden Factor die Kugelabweichung des Objectivs, das Product aus $\frac{1}{m}$ in denselben Factor die Kugelabweichung des Oculars; ist m sehr groß, so wird diese Abweichung des Oculars nur gering gegen die Abweichung des Objectivs. Wendet man also ein Doppelobjectiv an, welches von der Kugel- und Farbenabweichung frei ist, so kann man die Abweichungen durch das Ocular, als nur gering und für unser Auge nicht wahrnehmbar, vernachlässigen. Es ist nicht rathsam, etwa gleich bei der Construction des Doppelobjectivs selbst auf die Abweichung, welche durch das Ocular entsteht, Rücksicht zu nehmen.

Wenn bestimmte Bedingungen gegeben sind, welchen das Fernrohr genügen soll, so lassen sich diese in die obigen Gleichungen einführen, und dadurch die übrigen zur Construction des verlangten Instrumentes nothwendigen Werthe erhalten. Will man ohne Anwendung eines vollkommenen Doppelobjectivs ein gutes Fernrohr verfertigen, so könnte man von der Bedingung, daß die Kugelabweichung nur sehr gering, z. B. eine Secunde, werden soll, ausgehen, weil grade die Kugelabweichung, sobald sie nur etwas bedeutend wird, dem deutlichen Sehen merklichen Abbruch thut, was in so hohem Grade mit der Farbenabweichung nicht der Fall ist; letztere kann ohne merkliche Störung selbst einige Minuten betragen, und sie nimmt überdies auch durch die Verminderung der Kugelabweichung zugleich mit ab. Ebenso könnte man als Bedingung ein möglichst großes Gesichtsfeld und möglichst große Helligkeit aufstellen; es dürfen die anderen Stücke natürlich nie so bestimmt werden, daß sie früher aufgestellten allgemeinen Gesetzen widersprechen. Soll die Helligkeit möglichst stark werden, so hat man x' so nahe als möglich gleich $w = \frac{1}{20}$ Zoll zu setzen; soll das Gesichtsfeld möglichst groß werden, so muß ω' möglichst groß werden, darf aber die Grenze $\frac{1}{4}$ nicht gut überschreiten.

Diese Einrichtung des Galileischen Fernrohrs wird jetzt meist nur noch zu kleinen Instrumenten, z. B. den sogenannten Theater- und Taschenperspectiven, gebraucht; was sie empfiehlt, ist ihre einfache Zusammensetzung und der Vortheil, das Bild aufrecht zu zeigen, während die aus zwei converen Linsen bestehenden, sogenannten astronomischen, Fernröhre die Gegenstände verkehrt zeigen. Den Gang der Strahlen in einem solchen holländischen oder Galileischen Fernrohre übersieht man am besten in der Fig. 5. Ist Ee der betrachtete Gegenstand, so werden die auf die erste convere Linse A fallenden Strahlen so gebrochen, daß sie in Ff ein verkehrtes Bild des Gegenstandes geben würden. Ihre Convergenz nach dieser Brechung in A wird aber durch die zweite concave Linse B aufgehoben, sodaß die Strahlen wieder parallel austreten und da noch keine Durchkreuzung stattgefunden hat, erblickt das unmittelbar hinter dem Ocular B stehende Auge den Gegenstand aufrecht in der Verlängerung der in das Auge gelangenden Strahlen. Der Ausdruck, daß die Strahlen parallel wieder aus B ausfahren, ist, streng genommen, wie schon früher erwähnt, ungenau; es muß die Linse B vielmehr eine solche Stellung haben, daß das

32) Wenn statt des frühern m' blos m geschrieben wird.

Auge das vergrößerte Bild $e'E'$ in der deutlichen Sehweite erblickt. Da diese Entfernung des deutlichen Sehens aber für kurz- und weitsichtige Augen verschieden ist, so muß die Röhre, welche das Ocular trägt, beweglich sein, damit jeder Beobachter seinem Auge angemessen dieselbe so stellen kann, daß ihm das Bild $e'E'$ in der deutlichen Sehweite erscheint. Diese letzte Bemerkung gilt übrigens von allen Fernröhren.

Für das astronomische oder Keppler'sche, aus einem converen Objective und einem ebenfalls converen Oculare bestehende, Fernrohr gelten dieselben Formeln, welche vorhin auf das Galileische Fernrohr angewandt wurden, $m = \frac{p}{p'}$, $\varphi = \frac{\omega'}{m+1}$, $\Delta = \alpha + a' = p + p'$, $k = \frac{p'\omega'}{m\varphi}$. Da aber jetzt p' positiv ist, so ist m auch positiv, und es liegt ein wahres, aber verkehrtes Bild zwischen beiden Linsen, welche von einander um $\Delta = p + p'$, also um die Summe ihrer Brennweiten entfernt sind. Da k ebenfalls positiv wird

$$k = \frac{p'\omega'}{m\varphi} = \left(\frac{m+1}{m}\right)p',$$

so gibt es einen Ort in dieser Entfernung hinter der letzten Linse, von welchem aus das Auge das ganze Gesichtsfeld übersehen kann. Die Größe des Gesichtsfeldes $\varphi = \frac{\omega'}{m+1}$ nimmt mit der Größe der Öffnung des Oculars zu (ω' darf jedoch $\frac{1}{4}$ nicht überschreiten), mit steigender Vergrößerung aber ab. Die Farbenzerstreuung in der Are beträgt, wenn man die Gläser aus einerlei Glassorte verfertigt annimmt, also $\vartheta = \vartheta'$ setzt,

$$d\varphi = \left(1 + \frac{p'}{p}\right)\frac{x\vartheta}{p'} = (m+1)\frac{x\vartheta}{p}, \text{ da } p = mp'.$$

Bei starken Vergrößerungen kann man nahe setzen

$$d\varphi = \frac{mx\vartheta}{p} = \frac{m^2x'\vartheta}{p}.$$

Aus dieser Formel sieht man wieder, warum die alten Fernröhre so lang waren, weil die Farbenabweichung nur durch die Vergrößerung der Brennweite des Objectivs vermindert werden konnte. Die Kugelabweichung ist

$$R = \frac{mx^3}{4p^4}[\mu\lambda p + \mu'\lambda' p'];$$

setzt man beide Gläser gleichartig und gleichseitig, so wird sie

$$R = \frac{mx^3\mu\lambda}{4p^3}\left[1 + \frac{1}{m}\right].$$

Sind nun gewisse Werthe des Fernrohrs gegeben, so lassen sich daraus durch die vorhergehenden Gleichungen die übrigen Stücke bestimmen; reichen die gegebenen Werthe zur Bestimmung aller übrigen noch nicht aus, so fügt man noch solche Bedingungen hinzu, deren genaue Erfüllung dem Instrumente einen großen Werth geben kann; wie z. B. daß die Kugelabweichung verschwindend klein sei, oder die Farbenabweichung unbedeutend, oder das Gesichtsfeld groß u. s. w.

Wendet man ein vollkommenes Doppelobjectiv an, so verschwindet in dem obigen Werthe von R der größte Theil, und es bleibt nur der kleinere sich auf das Ocular beziehende Rest übrig. Es ist übrigens an sich klar, daß bei Anwendung eines solchen Doppelobjectivs die Farben- und Kugelabweichung eines einzigen Oculars nicht verschwinden kann. Die nähere Einrichtung eines solchen astronomischen Fernrohrs ergibt sich gleich durch den Anblick der Fig. 6, in welcher A das Objectiv, B das Ocular, AB die Are, Ee der leuchtende Gegenstand, fF sein wahres, aber verkehrtes Bild, das hinter der Objectivlinse (nahe) in ihrem Brennpunkte sich befindet, und $E'e'$ das durch das Ocular vergrößert in der deutlichen Sehweite erscheinende Bild bedeutet; der Ort des Auges, von dem aus dasselbe das ganze Gesichtsfeld übersehen kann, ist O.

In der Classe der Fernröhre mit drei Linsen lassen sich nach der Beschaffenheit der verschiedenen Oculare wieder mehre Abtheilungen machen, es kann nämlich von den zwei Gläsern des Oculars das erste conver und das zweite concav, oder sie können beide conver sein; je nach der Anzahl und der Lage der Bilder, welche entstehen sollen, müssen die Krümmungen und Entfernungen der Linsen von einander verschieden sein.

Ist das dem Objective zunächststehende Ocular ein converes Glas, das zweite dem Auge zugewandte aber ein concaves, und zugleich die Entfernung derselben so eingerichtet, daß gar kein wahres Bild entsteht, so läßt sich ein solches Fernrohr als ein Galileisches betrachten, in welchem zwischen die beiden äußersten Gläser noch eine sogenannte Collectivlinse eingeschaltet ist. Durch die Einführung dieser zweiten (sogenannten Collectivlinse) läßt sich dem Fernrohre eine größere Vollkommenheit geben, indem man z. B. durch dieselbe das Gesichtsfeld vergrößern kann; es steht nämlich dieses Glas so, daß es die aus der ersten Linse convergirend austretenden Strahlen noch stärker convergirend macht, und auf diese Weise noch Strahlen auf das concave Ocular und das Auge leitet, welche ohne seine Vermittelung dasselbe nicht getroffen haben würden.

Wichtiger als die eben angegebene Einrichtung des Galileischen Fernrohrs ist die Construction eines astronomischen Fernrohrs ebenfalls mit einer eingeschalteten converen Linse. Man kann der mittelsten Linse nun eine verschiedene Stellung geben, sodaß sie als Collectivlinse wirkt, wie vorhin bei dem Galileischen Fernrohre, und daß das einzige wahre Bild, welches im Fernrohre entsteht, zwischen diese Collectivlinse und die dem Auge zunächststehende Linse fällt, oder so, daß das einzige wahre Bild des Fernrohrs zwischen das Objectiv und die mittelste Linse fällt, und diese letztere mit der hintersten Linse zusammen gewissermaßen ein Doppelocular bildet. Die Anzahl und die Lage der Bilder in einem Fernrohre läßt sich jedes Mal leicht mit Hilfe der Vorzeichen der verschiedenen Vereinigungsweiten (a und α) bestimmen; die Form der Gläser, ob sie conver oder concav sind, ergibt sich aus dem Vorzeichen der entsprechenden Brennweiten. Ist z. B.

a' negativ, so liegt zwischen der ersten und zweiten Linse kein wahres Bild; ist a'' negativ, so liegt kein solches zwischen der zweiten und dritten Linse u. s. f.

Die Gleichungen, welche sich für jedes Fernrohr mit drei Linsen aus dem Frühern S. 199 ergeben, sind

$$\varphi = \frac{\omega'' - \omega'}{m - 1}, \quad m = \frac{\alpha' p}{a' p''}\ {}^{33)},$$

$$\Delta = p + \alpha' = \frac{\omega' p'}{\varphi} \text{ und } \frac{1}{p'} = \frac{1}{a'} + \frac{1}{\alpha'}.$$

Da diese Gleichungen zur genauen Bestimmung der einzelnen Theile nicht ausreichen, so kann man noch andere Bedingungen hinzufügen. So gibt die Vernichtung des farbigen Randes die Bedingungsgleichung

$$0 = \omega' \vartheta' + \frac{p''}{a'} \omega'' \vartheta''.$$

Aus den vorstehenden fünf Gleichungen erhält man

$$\varphi = \frac{\omega'' - \omega'}{m - 1}, \quad a' = -\frac{p}{m} \cdot \frac{\omega'' \vartheta''}{\omega' \vartheta'},$$

$$p' = \frac{p\varphi}{\omega'}\left(1 - \frac{\omega'' \vartheta''}{m \omega' \vartheta'}\right), \quad \alpha' = \frac{a' p'}{a' - p'}$$

$$p'' = -\frac{\alpha' \omega' \vartheta'}{\omega'' \vartheta''}.$$

Nimmt man für beide Oculare dieselbe Glassorte, so ist $\vartheta' = \vartheta''$, setzt man $\omega'' = b\omega'$ (wo b eine noch unbestimmte Größe bedeutet), und bezeichnet der Kürze wegen den Ausdruck

$$\frac{b(b-1)(m-b)}{m(m-1)b + m(b-1)(m-b)} = M$$

mit M, so geben die vorstehenden Gleichungen

$$\varphi = \frac{\omega'(b-1)}{m-1}, \quad a' = -\frac{pb}{m}$$

$$p' = \frac{p(b-1)(m-b)}{m(m-1)}, \quad \alpha' = pM,$$

$$p'' = -\frac{pM}{b}.$$

Es ist ferner

$$\Delta = \frac{p(m-b)}{m}, \quad \Delta' = \frac{pM(b-1)}{b},$$

und der Ort des Auges hinter der letzten Linse

$$k = \frac{p'' \omega''}{m\varphi} = -\frac{p(m-1)M}{m(b-1)},$$

sowie $z' = p'\omega'$, $z'' = p''\omega''$ und $x = mx''$.

Die Bedingung der Vernichtung der Farbenabweichung gibt, wenn alle die Linsen gleichartig und folglich $\vartheta = \vartheta' = \vartheta''$,

$$d\varphi = \left(\frac{1}{p} + \frac{a'^2}{p^2 p'} + \frac{a'^2 p''}{p^2 \alpha'^2}\right)\frac{p\alpha' x \vartheta}{a' p''},$$

oder, da $m = \frac{p\alpha'}{a'p''}$ und $\alpha' = -p''b$, $a' = -\frac{pb}{m}$,

$$d\varphi = \left(\frac{1}{p} + \frac{b^2}{p' m^2} + \frac{1}{p'' m^3}\right) m x \vartheta.$$

Man ersieht aus der letzten Gleichung, daß wenn die Vergrößerung m bedeutend ist, die von den beiden Ocularen hervorgebrachte Farbenabweichung gegen die des Objectivs zu vernachlässigen ist. Dasselbe gilt auch von der Kugelabweichung, die nach S. 190, wenn $\mu = \mu' = \mu''$ und $\nu = \nu' = \nu''$ ist, sich ergibt

$$R = \frac{\mu m x^2}{4p^4}\left[\lambda p + \frac{a'^3}{p'}\left(\frac{\lambda' a'^2}{p'^2} + \frac{\nu' a'}{\alpha'}\right) + \frac{a''^4 \alpha'^4 \lambda''}{\alpha''^4 p''^3}\right],$$

oder mit Einsetzung der vorigen Werthe

$$R = \frac{\mu m x^3}{4p^3}\left[\lambda + \frac{\lambda' p^3 b^4}{p'^3 m^4} + \frac{\nu' p^2 b^2}{p' p'' m^3} + \frac{\lambda'' p^3}{p''^3 m^4}\right];$$

die drei letzten Glieder drücken die durch die beiden Oculare erzeugte Abweichung aus. Ist das Objectiv doppelt und von beiden Abweichungen befreit, so ist der größte Theil dieser Abweichungen vernichtet, und man kann dann die Gleichungen für dieses Fernrohr so anordnen, daß dadurch andere wesentliche Vortheile, z. B. ein großes Gesichtsfeld, erreicht werden. Es möchte aber keinen wesentlichen Nutzen darbieten, die obigen Gleichungen zu verfolgen, da aus ihnen die Construction eines Fernrohrs, bei welchem das einzige wahre Bild zwischen das Objectiv und die mittelste Linse fällt, sich nicht herleiten läßt.

Nimmt man an, daß ein von beiden Abweichungen freies Doppelobjectiv gegeben sei, und vernachlässigt zunächst die Farbenabweichung der beiden Oculare als unbedeutend, so hat man für ein Fernrohr aus drei converen Linsen, das jedoch nur ein wahres Bild enthalten soll, blos folgende Gleichungen:

$$\varphi = \frac{\omega'' - \omega'}{m - 1}, \quad m = \frac{p\alpha'}{p'' a'},$$

$$p + a' = \frac{p'\omega'}{\varphi}, \quad \frac{1}{p'} = \frac{1}{a'} + \frac{1}{\alpha'}$$

worin die Vergrößerungszahl m negativ ist. Wenn man der Kürze wegen $\frac{\omega''}{\omega'} = b$ und $\frac{a'}{\alpha'} = A$ setzt, so erhält man die vier Größen p', p'', a', α' durch die gegebenen p, m, b, A,

$$p' = -\frac{p(b-1)}{B}, \quad p'' = \frac{p}{Am},$$

$$a' = -\frac{p(b-1)(A+1)}{B}, \quad \alpha' = -\frac{p(b-1)(A+1)}{AB},$$

wenn $B = b - m + (b-1)A$ ist. Die Distanzen der Linsen ergeben sich

$$\Delta = -\frac{p(m-1)}{B},$$

$$\Delta' = \frac{p[b - m + (b-1)[(1-m)A - m]]}{mAB},$$

33) Wenn statt des frühern m'' der Einfachheit wegen blos m geschrieben wird.

Ferner war $z' = p'\omega'$ und $z'' = p''\omega''$; und zu erfüllen sind noch die Bedingungen $p'\omega' > \frac{a'x}{p}$ und $p''\omega'' > \frac{a'p''x}{\alpha'p}$, weil die Öffnungshalbmesser wegen des Gesichtsfeldes stets größer sind, als die Öffnungshalbmesser wegen der Helligkeit. Da $p' = \frac{a'\alpha'}{a'+\alpha'}$; so geben die letzten beiden Bedingungen

$$\omega' > (1+A)\frac{x}{p} \text{ und } \omega'' > \frac{Ax}{p},$$

oder $\omega' > \frac{Ax}{pb}$, weil $\omega'' = b\omega'$.

Da ω' und ω'' höchstens $\frac{1}{4}$, so kann A keine gegen die Einheit große Zahl sein, weil auch bei einem Doppelobjective $\frac{x}{p}$ höchstens $= 0{,}05$ sein kann; b kann aber sehr verschiedene Werthe annehmen. Der Ort des Auges ist

$$k = \frac{p''\omega''}{m\varphi} = \frac{p\omega''}{m^2A\varphi},$$

und sowol k als Δ und Δ' müssen stets positiv sein.

Bestimmt man den Werth von b mittels der Bedingung, daß das Gesichtsfeld möglich groß werde, so muß man $\omega'' = -\omega'$, also $b = -1$ setzen, und die obigen Gleichungen werden dadurch $B = -1 - m - 2A$

$$p' = \frac{2p}{B}, \quad p'' = \frac{p}{Am},$$

$$a' = \frac{2p(A+1)}{B}, \quad \alpha' = \frac{2p(A+1)}{AB},$$

$$\Delta = -\frac{p(m-1)}{B}, \quad \Delta' = \frac{p(m-1)(2A+1)}{ABm}.$$

Die erwähnten Bedingungen sind $\omega' > (1+A)\frac{x}{p}$ und $\omega'' > \frac{Ax}{p}$, und zugleich soll $k = \frac{p(m-1)}{2m^2A}$ und Δ und Δ' positiv sein. Ist ω'' oder ω' gleich $\frac{1}{4}$ und $\frac{x}{p} = 0{,}05$, so muß nach den beiden Bedingungen $A < 4$ sein. Weil k positiv sein soll, $\frac{m-1}{2m^2}$ aber für dieses Fernrohr negativ ist, so muß $\frac{p}{A}$ auch negativ sein; und weil die Brennweite p nothwendig positiv, so muß A negativ sein. Um A noch genauer zu bestimmen, kann man den Werth $\Delta' = -\frac{p(m-1)(2A+1)}{Am(1+m+2A)}$ anwenden, der stets positiv sein muß. Da aber Am und $-p(m-1)$ positiv, $(1+m+2A)$ negativ ist, so muß $2A+1$ negativ sein; deshalb darf A nicht kleiner als $\frac{1}{2}$ sein, und liegt also zwischen $\frac{1}{2}$ und 4. Weil $A = \frac{a'}{\alpha'}$ negativ ist, so muß entweder a' oder α' eine negative Größe sein; ist a' negativ und α' positiv, so fällt nicht zwischen die beiden ersten, sondern zwischen die beiden letzten Linsen das wahre Bild; ist α' negativ und a' positiv, so fällt nicht zwischen die beiden letzten, sondern zwischen die beiden ersten das wahre Bild. In jedem dieser beiden Fälle kann der Werth von A innerhalb der angegebenen Grenzen sich ändern.

Es sei zunächst α' positiv, a' negativ, und $b = -1$. Wollte man A auch $= -1$ setzen, so erhielte man den Ort der zweiten Linse genau in dem Brennpunkte der beiden äußersten; das Gesichtsfeld würde durch diese Einrichtung gegen ein astronomisches Fernrohr mit zwei Linsen aufs Doppelte vergrößert (die Vergrößerung selbst ist aber dieselbe, wie bei zwei Linsen), dagegen würden alle Unreinheiten auf und in der zweiten Linse sehr störend wirken. — Die vortheilhafteste Stellung der zweiten Linse ist diejenige, bei welcher das Bild grade in die Mitte zwischen beide Oculare fällt, sodaß $\alpha' = p''$ wird. Diese Stellung erhält aber das Bild, wenn man

$$A = -\frac{(3m+1)}{(2m+1)}$$

setzt; es werden dann die obigen Gleichungen

$$p' = -\frac{2p(m+1)}{m(m-1)}, \quad p'' = -\frac{2p(m+1)}{m(3m+1)},$$

$$\Delta' = -\frac{4p(m+1)}{m(3m+1)} = 2p'', \quad a' = +\frac{p}{m},$$

$$\alpha' = -\frac{2p(m+1)}{m(3m+1)}.$$

Diese Einrichtung ist aber auch zugleich diejenige, welche den farbigen Rand aufhebt, und man erhält sie ebenfalls aus den weiter oben mit Rücksicht auf die Farbenzerstreuung aufgestellten Gleichungen, wenn zugleich zur Erlangung eines möglichst großen Gesichtsfeldes $b = -1$ gesetzt wird. Diese Oculare stimmen nahe mit den von Dollond und Fraunhofer verfertigten überein. Nimmt man den Werth von $A = -1{,}6$, so erhält man Werthe für p' p'' Δ'.., welche ebenfalls sehr nahe mit der Einrichtung übereinstimmen, welche Dollond und Fraunhofer ihren Doppelocularen dieser Art gaben.

Es sei α' negativ, a' positiv und $b = -1$, sodaß das wahre Bild zwischen die Objectivlinse und das erste Ocularglas fällt. Diese Construction ist von Wichtigkeit für Fernröhre, welche zu unmittelbaren Messungen bestimmt, und deswegen mit einem Mikrometer versehen sind. Das Mikrometer befindet sich an dem Orte, an welchem durch das Objectiv das Bild entsteht, und die Veränderung der Stellung des Oculars oder die Einsetzung eines andern übt auf das Mikrometer keinen Einfluß aus. Setzt man $A = -\frac{10}{11}$ oder $A = -\frac{10}{13}$, so stimmen die hiernach construirten Instrumente in ihren Doppelocularen sehr nahe mit denen überein, welche Fraunhofer an seine Mittagsröhre und Meridiankreise anzubringen pflegte.

In dem Vorhergehenden war $A = \frac{a'}{\alpha'}$ stets negativ genommen, weil nur ein einziges wahres Bild entstehen

sollte; nimmt man dagegen den Werth von A positiv, so sind auch a' und α' positiv, und das Fernrohr hat, da auch $\alpha = p$, und $a'' = p''$ positiv sind, zwei wahre Bilder. Es wäre dies die einfachste Einrichtung des von Rheita erfundenen Erdfernrohrs, und man sieht durch dasselbe die Gegenstände aufrecht. Man findet aber bei der Untersuchung der Gleichungen für diese Einrichtung sehr bald, daß das Gesichtsfeld sehr klein ausfällt, daß die Kugelabweichung niemals ganz verschwinden, und der Bedingungsgleichung für die Aufhebung des farbigen Randes nicht Genüge geleistet werden kann; deßhalb muß diese Einrichtung als unbrauchbar verworfen werden. Mit vier Linsen läßt sich jedoch ein Fernrohr, welches die Gegenstände aufrecht zeigt, recht gut construiren.

Da es für sich klar ist, daß bei Anwendung von vier Linsen die Einrichtungen, welche man einem Fernrohre geben kann, noch viel mannichfaltiger sein können, als bei einem Fernrohre aus drei Linsen, je nach der Anzahl und der Lage der Bilder, welche entstehen sollen, so scheint es zweckmäßiger, sogleich die allgemeinen Gleichungen für die Vereinigungsweiten und die Brennweiten, sowie für die Distanzen der einzelnen Linsen aufzusuchen. Nach S. 199 finden die Gleichungen

$$p'\omega' = (a' + \alpha)\varphi, \quad p''\omega'' = \frac{\alpha\alpha'\varphi}{a'} - a''(\omega - \varphi),$$

$$p'''\omega''' = \frac{\alpha\alpha'\alpha''}{a'a''}\varphi + a'''(\omega'' - \omega' + \varphi)$$

statt. Um die Rechnung zu vereinfachen, setze man $A = \frac{\alpha'}{a'}$, $A' = \frac{\alpha''}{a''}$, $A'' = \frac{\alpha'''}{a'''}$, so ist

$$p'\omega' = (a' + \alpha)\varphi, \quad p''\omega'' = \alpha A\varphi - a''(\omega - \varphi),$$

$$p'''\omega''' = \alpha AA'\varphi + a'''(\omega'' - \omega' + \varphi).$$

Außerdem gibt es zwischen den Brennweiten und den beiden Vereinigungsweiten der einzelnen Linsen folgende bekannte Gleichungen:

$$\frac{1}{p'} = \frac{1}{\alpha'} + \frac{1}{a'}, \quad \frac{1}{p''} = \frac{1}{\alpha''} + \frac{1}{a''}, \quad \frac{1}{p'''} = \frac{1}{\alpha'''} + \frac{1}{a'''},$$

oder

$$p' = \frac{\alpha' a'}{\alpha' + a'}, \quad p'' = \frac{\alpha'' a''}{\alpha'' + a''}, \quad p''' = \frac{\alpha''' a'''}{\alpha''' + a'''},$$

oder nach dem Einsetzen der Größen A, A', A''

$$p' = \frac{a'A}{(A+1)}, \quad p'' = \frac{a''A'}{(A'+1)}, \quad p''' = \frac{a'''A''}{(A''+1)}.$$

Werden diese Gleichungen mit den obigen verbunden, so erhält man durch Elimination aus den beiden ersten

$$a' = \frac{\alpha(A+1)\varphi}{A\omega' - (A+1)\varphi},$$

und ebenso aus den folgenden

$$a'' = \frac{\alpha A(A'+1)\varphi}{A'\omega'' - (A'+1)(\omega' - \varphi)},$$

$$a''' = \frac{\alpha AA'(A''+1)\varphi}{A''\omega''' - (A''+1)(\omega'' - \omega' + \varphi)}.$$

Für die zweiten Vereinigungsweiten α', α'', α''' erhält man aus den Gleichungen $\alpha' = a'A$, $\alpha'' = a''A'$, $\alpha''' = a'''A''$

$$\alpha' = \frac{\alpha A(A+1)\varphi}{A\omega' - (A+1)\varphi},$$

$$\alpha'' = \frac{\alpha AA'(A'+1)\varphi}{A'\omega'' - (A'+1)(\omega' - \varphi)},$$

$$\alpha''' = \frac{\alpha AA'A''(A''+1)\varphi}{A''\omega''' - (A''+1)(\omega'' - \omega' + \varphi)}.$$

Die Brennweiten sind

$$p' = \frac{\alpha A\varphi}{A\omega' - (A+1)\varphi},$$

$$p'' = \frac{\alpha AA'\varphi}{A'\omega'' - (A'+1)(\omega' - \varphi)},$$

$$p''' = \frac{\alpha AA'A''\varphi}{A''\omega''' - (A''+1)(\omega'' - \omega' + \varphi)}.$$

Die Entfernungen der einzelnen auf einander folgenden Linsen ergeben sich aus den Gleichungen $\Delta = \alpha + a'$, $\Delta' = \alpha' + a''$, $\Delta'' = \alpha'' + a'''$.

Für ein Fernrohr aus vier Linsen ist aber $\alpha = p$, und $a''' = p'''$, und $\alpha''' = \infty$, sodaß $A'' = \infty$[34]. Dadurch werden die obigen Gleichungen

$$a' = \frac{p(A+1)\varphi}{A\omega' - (A+1)\varphi}, \quad \alpha' = \frac{pA(A+1)\varphi}{A\omega' - (A+1)\varphi},$$

$$a'' = \frac{pA(A'+1)\varphi}{A'\omega'' - (A'+1)(\omega' - \varphi)},$$

$$\alpha'' = \frac{pAA'(A'+1)\varphi}{A'\omega'' - (A'+1)(\omega' - \varphi)}.$$

$$p' = \frac{pA\varphi}{A\omega' - (A+1)\varphi},$$

$$p'' = \frac{pAA'\varphi}{A'\omega'' - (A'+1)(\omega' - \varphi)},$$

$$p''' = \frac{pAA'\varphi}{\omega''' - \omega'' + \omega' - \varphi}.$$

$$\Delta = \frac{pA\omega'}{A\omega' - (A+1)\varphi},$$

$$\Delta' = \frac{pA\varphi[A'(A+1)\omega'' - (A'+1)\omega']}{[A\omega' - (A+1)\varphi][A'\omega'' - (A'+1)(\omega' - \varphi)]},$$

$$\Delta'' = \frac{pAA'\varphi[(A'+1)(\omega''' - \omega'')]}{[A'\omega'' - (A'+1)(\omega' - \varphi)][\omega''' - \omega'' + \omega' - \varphi]},$$

---

34) Die vorstehenden Formeln sind zugleich auch die allgemeinen Gleichungen der Fernröhre aus zwei und drei Linsen. Für Fernröhre aus zwei Linsen genügt die erste aus jeder Reihe, und zugleich ist $\alpha = p$, $a' = p'$, $\alpha' = \infty$ und $A = \infty$; für drei Linsen hat man die ersten beiden Gleichungen aus jeder Reihe nöthig, und es ist $\alpha = p$, $a'' = p''$, $\alpha'' = \infty$ und $A' = \infty$. Für Fernröhre aus fünf Linsen müssen noch die Gleichungen für die fünfte Linse hinzugefügt und dann $\alpha = p$, $a'''' = p''''$, $\alpha'''' = \infty$ und $A''' = \infty$ gesetzt werden.

Die Vergrößerung dieser Fernröhre ist $m = \frac{\alpha'\alpha'' p}{a'a'' p'''}$, der Ort des Auges hinter der letzten Linse $k = \frac{p'''^2 \omega'''}{pAA'\varphi}$. Dieser Werth von k, ebenso wie die Werthe von $\triangle$, $\triangle'$, $\triangle''$, müssen positive Größen sein; und außerdem

$$\omega' > (A+1)\frac{x}{pA},\ \omega'' > (A'+1)\frac{x}{pAA'};\ \omega''' > \frac{x}{pAA''}$$

weil die Öffnungshalbmesser wegen des Gesichtsfeldes stets größer als die Öffnungshalbmesser wegen der Helligkeit sein sollen. Die Bedingung für die Aufhebung des farbigen Randes ist $0 = \omega' + \frac{a''\omega''}{a'A} + \frac{p'''\omega'''}{a'AA'}$.

Aus den vielen möglichen Fällen soll hier nur derjenige hervorgehoben werden, in welchem zwei wahre Bilder, das erste zwischen der ersten und zweiten, und das zweite zwischen der dritten und vierten Linse, entstehen; es sollen dabei die Strahlen aus der zweiten Linse parallel austreten, und also auch parallel die dritte Linse treffen (Fig. 7). Dies ist nämlich die Einrichtung, nach welcher die gewöhnlichen Erdfernröhre aus vier Linsen construirt sind; für diese ist also $a' = p'$, $\alpha' = \infty$, $a'' = \infty$, $\alpha'' = p''$, $a''' = p'''$, $\alpha''' = \infty'''$, und $A = \infty$ und $A' = 0$.

Die ältern Künstler nahmen gewöhnlich die Brennweiten der drei letzten Linsen unter sich gleich an, $p' = p'' = p'''$, wodurch auch $\alpha' = \alpha'' = \alpha''' = p$ wird, und stellten diese Linsen in gleiche Entfernungen von einander, sodaß $\triangle' = \triangle'' = 2p'$. Um ein möglichst großes Gesichtsfeld zu erlangen, wird man in der Gleichung

$$\varphi = \left(\frac{\omega''' - \omega'' + \omega'}{m+1}\right),\ \omega''' = -\omega''$$

setzen; es ist dann

$$\varphi = -\left(\frac{2\omega'' - \omega'}{m+1}\right).$$

Ferner erhält man

$$m = -\frac{p}{p'};\ \omega' = \left(1 + \frac{p}{p'}\right)\varphi.$$

Durch Elimination von φ

$$\omega' = \frac{2\omega''(p+p')}{p - mp'} = \omega''\left(\frac{m-1}{m}\right).$$

Ist $\omega'' = 1/4$, so ist $\omega' = \frac{m-1}{4m}$. Die Gleichungen zur Bestimmung dieses Fernrohres sind also

$$p' = p'' = p''' = -\frac{p}{m};\ \varphi = \frac{1}{4m};$$

$$k = -\frac{\omega'' p'}{m\varphi} = -\frac{p}{m}.$$

Bei der Bestimmung dieses Fernrohrs ist aber auf den farbigen Rand gar keine Rücksicht genommen worden, und es wird deshalb zweckmäßiger sein, die drei letzten Linsen nicht gleich zu machen und in gleiche Entfernung zu stellen, sondern durch sie eben den farbigen Rand aufzuheben. Werden die Größen $A = \infty$ und $A' = 0$ in die obigen Gleichungen eingesetzt, und wieder $\omega''' = -\omega''$ angenommen, so kommt

$$a' = p' = \frac{p\varphi}{\omega' - \varphi},\ \alpha' = \infty,\ a'' = -\infty,$$

$$\alpha'' = -\frac{pAA'\varphi}{\omega' - \varphi} = -p'AA';$$

$AA' = \infty . 0 = \frac{\alpha'\alpha''}{a'a''} = -\frac{p''}{p'}$, weil $\alpha'' = p''$, folglich $p'' = \frac{pp''\varphi}{p'(\omega' - \varphi)}$.

Diese letzte Gleichung ist aber identisch mit der frühern für p'; es bleibt also p'' eine unbestimmte Größe:

$$p''' = \frac{pp''\varphi}{p'(2\omega'' - \omega' + \varphi)},\ m = -\frac{pp''}{p'p'''},$$

$$\varphi = -\frac{(2\omega'' - \omega')}{m+1}.$$

Die Distanzen der Linsen werden

$$\triangle = \frac{p\omega'}{\omega' - \varphi},\quad \triangle' = \frac{p'\omega' + p''\omega''}{\omega' - \varphi},$$

$$\triangle'' = \frac{2pp''\omega''\varphi}{p'(\omega' - \varphi)(2\omega'' - \omega' + \varphi)},$$

oder da $\omega' = \frac{(p+p')\varphi}{p'}$ und $\omega'' = \frac{p''(p+p')\varphi}{p'(p'' - p''')}$ und $\omega' - \varphi = \frac{p\varphi}{p'}$,

$$\triangle = p + p',\quad \triangle' = \frac{p'(p+p')}{p} + \frac{p''^2(p+p')}{p(p'' - p''')},$$

$$\triangle'' = p'' + p'''.$$

Die Bedingung des farblosen Randes ist

$$0 = \omega' - \omega'' + \frac{p'''\omega''}{p''}.$$

Ist nun m und p gegeben, so erhält man durch die vier Gleichungen

$$m = -\frac{pp''}{p'p'''},\ p' = \frac{p\varphi}{\omega' - \varphi},\ \varphi = -\frac{2\omega'' - \omega'}{m+1},$$

$$0 = \omega' - \omega'' + \frac{p'''\omega''}{p''}$$

die nähere Bestimmung eines solchen Fernrohrs, nur p'' oder p''' bleibt, wie schon vorhin erwähnt, unbestimmt. Aus den letzten drei Gleichungen erhält man durch Elimination von φ und ω''

$$m + 1 = -\frac{(p+p')(p''+p''')}{p'(p''-p''')}.$$

Nach der ersten Gleichung ist $p''' = -\frac{pp''}{p'm}$, also auch $p' = \frac{p}{m + \sqrt{2m(m+1)}}$, wodurch p' gegeben ist. Eliminirt man aus der zweiten und dritten Gleichung φ, so

ist $\omega' = \frac{2\omega''(p+p')}{p-p'm}$, und dann gibt die dritte Gleichung $\varphi = \frac{2\omega'' p}{p-p'm}$. Es hat also diese Einrichtung vor der ältern zugleich noch den Vortheil eines größern Gesichtsfeldes. Zur Bestimmung des noch unbestimmten Werthes der einen Brennweite kann man die Bedingungsgleichung für die möglichste Aufhebung der Farben in der Axe, oder (was in diesem Falle auf dasselbe hinausläuft) für die kleinste Kugelabweichung benutzen.

Haben die beiden letzten Linsen gleiche Brennweiten $p'' = p'''$, so ist $m = -\frac{p}{p'}$; man sieht dann durch ein solches Instrument den Gegenstand ebenso groß, wie durch ein aus den beiden ersten Gläsern allein bestehendes, aber aufrecht; ebenso ist es, wenn alle drei letzten Linsen gleiche Brennweiten haben. Sind dagegen die Brennweiten der beiden mittleren Linsen gleich, $p' = p''$, so ist die Vergrößerung $m = -\frac{p}{p'''}$ wie bei einem nur aus den beiden äußersten bestehenden Fernrohre; der Gegenstand erscheint aber aufrecht.

Ähnlich, wie bei vier Linsen, lassen sich auch die Gleichungen für die Construction eines Fernrohrs aus fünf Linsen aufstellen; man hat nur nöthig, zu den S. 205 angeführten noch eine neue, die sich leicht bilden läßt, für die fünfte Linse hinzuzufügen, und in diesen Ausdrücken dann (nicht mehr $A'' = \infty$, sondern) $A''' = \infty$ zu setzen. Nach der gefoderten Anzahl und Lage der Bilder muß die Einrichtung eines solchen Instrumentes natürlich sehr verschieden sein. In den meisten Fällen werden zwei wahre Bilder verlangt werden, damit man durch das Fernrohr die betrachteten Gegenstände aufrecht erblicke, und diese Bilder können dann entweder zwischen der zweiten und dritten, und der dritten und vierten (dann ist a' und α''' negativ), oder zwischen der zweiten und dritten, und der vierten und fünften, oder zwischen der ersten und zweiten und der vierten und fünften liegen. Da die Anzahl der Linsen so bedeutend ist, so lassen sich mehre Bedingungen als früher und oft auf verschiedene Weise erfüllen. Anstatt diese Fälle einzeln zu behandeln, möge es genügen, aus der praktischen Dioptrik von Prechtl die Abmessungen einiger Fernröhre von Fraunhofer hier mitzutheilen; p bedeutet ebenso wie früher die Brennweiten, und △ die Entfernungen der einzelnen Linsen, m aber die Vergrößerung des Fernrohrs.

m	p	p′	p″	p‴	p⁗	△′	△″	△‴	p′/p″	p′/p‴	p′/p⁗	△′/△″	△′/△‴
70	44,428	1,22	1,49	1,70	0,94	1,81	2,79	1,43	0,82	0,71	1,30	0,65	1,26
66	58,614	1,71	2,09	2,38	1,31	2,55	3,92	2,01	0,82	0,72	1,30	0,65	1,26
60	56,562	1,82	2,23	2,55	1,40	2,72	4,19	2,15	0,82	0,71	1,30	0,65	1,26
42	31,150	1,45	1,78	2,02	1,11	2,16	3,32	1,71	0,82	0,71	1,30	0,65	1,26
26	20,217	1,56	1,91	2,18	1,20	2,33	3,58	1,84	0,82	0,71	1,30	0,65	1,26

Es geht aus diesen Messungen hervor, daß das Verhältniß von $\frac{p'}{p''}$, $\frac{p'}{p'''}$, $\frac{p'}{p''''}$ und $\frac{\triangle'}{\triangle''}$, $\frac{\triangle'}{\triangle'''}$ bei allen diesen Fernröhren ein constantes ist. Mit Hilfe derselben lassen sich leicht die noch übrigen Stücke des Fernrohrs, welche man zu wissen verlangt, durch die frühern Formeln erhalten, und man kann sie bei andern gegebenen Vergrößerungen, welche sich innerhalb der in der Tabelle mitgetheilten Grenzen halten, sicher überall mit gutem Erfolge anwenden.

Da die Vergrößerung eines Fernrohrs aus fünf Linsen ausgedrückt wird, durch $m = \frac{a'\alpha''\alpha'''p}{a'a''a'''p'''}$, und wie bekannt die zweiten Vereinigungsweiten (α) sich ändern, wenn die ersten Vereinigungsweiten (a) sich ändern, so ist klar, daß man durch verschiedene Stellungen, welche man den Ocularen gibt, wodurch sich die verschiedenen (α) und (a) in obigem Ausdrucke ändern, auch andere Vergrößerungen erhalten wird. Brewster hat schon dieses Mittel, mit demselben Oculare verschiedene Vergrößerungen zu erhalten, im J. 1805 gekannt, und in seinem Buche on new philos. instrum. beschrieben; später ist diese Einrichtung wieder als eine neue Verbesserung der Fernröhre von Kitchiner als pankratische Ocularröhre (pancratic eyetube) angekündigt worden. Nach Kitchiner sind die beiden ersten und die beiden letzten Ocularlinsen unter sich vereinigt, und um die Vergrößerung zu verstärken, wird die Röhre, welche die beiden letzten Linsen enthält, herausgezogen, während die andere, welche die beiden ersten einschließt, hineingeschoben, also dem Objective genähert wird. Die Behauptung, daß man auf diese Weise die Vergrößerung sehr weit treiben kann, wird jedoch nur dann gültig sein, wenn das Objectiv vollkommen von beiden Abweichungen frei ist; da aber bei den noch unvermeidlichen Fehlern jedes Objectiv nur eine gewisse Vergrößerung, ohne der Deutlichkeit zu schaden, verträgt, so wird hierdurch der Vergrößerung durch ein und dasselbe Objectiv und Ocular eine Grenze gesetzt.

Nicht ohne Interesse scheint mir die eigenthümliche und von dem Vorigen ganz abweichende Construction eines Fernrohrs, welche Brewster schon im J. 1812 gefunden und 1813 in seinem Treatise on new philos. Instruments mitgetheilt hat. Es bestehen diese Fernröhre, denen er den Namen Teinoscope gab, aus zwei (oder auch vier) Prismen. Hält man nämlich ein Prisma mit

seiner brechenden Kante nach Unten und horizontal, und betrachtet dadurch eine Fensterscheibe, so kann man leicht eine Lage finden, in welcher die Scheibe ohne Veränderung ihrer Größe erscheint; es ist dies diejenige Lage des Prisma's, in welcher der in das Prisma eintretende und der dasselbe verlassende Strahl mit den Seiten des Prisma's gleiche Winkel bilden (s. den Art. Farbe). Dreht man aber von dieser Lage aus die brechende Kante dem Fenster zu, so wird man die Scheibe in verticaler Richtung vergrößert erblicken. Befindet sich nun hinter diesem ersten Prisma ein zweites von denselben Winkeln, aber in einer solchen Lage, daß seine brechende Kante vertical ist, so wird bei einer gleichen Lage desselben im Verhältniß zur verticalen Seite der Scheibe, als bei dem ersten im Verhältniß zur horizontalen Seite derselben, die Scheibe in der horizontalen Richtung vergrößert erscheinen. Aus beiden Prismen erhält man also ein Instrument, welches die dadurch betrachteten Gegenstände nach der Höhe und Breite gleichmäßig vergrößert zeigt; freilich sind die Gegenstände aber auch mit den schönsten prismatischen Farben umgeben. Um diese Farben hinwegzuschaffen, hat man nach Brewster's Angabe drei Wege; entweder läßt man durch ein farbiges Glas alle Farben außer einer absorbiren, oder man wendet zwei achromatische Prismen an, oder, was am einfachsten ist, man stellt statt eines Prisma's zwei einander ähnliche in umgekehrter Lage auf, sodaß das Fernrohr aus vier Linsen besteht. AB und AC (Fig. 8) sind zwei Prismen aus demselben Glase und mit denselben Brechungswinkeln, deren Brechungsebenen vertical (also ihre brechende Kante horizontal) liegen; DE und EF sind zwei andere ähnliche Prismen, deren Brechungsebenen horizontal (also ihre brechende Kante vertical) liegen. Trifft nun ein von dem Gegenstande M ausgehender Lichtstrahl das erste Prisma EF in a und tritt aus dem zweiten in b aus, so trifft er das dritte Prisma in AC, und gelangt, nachdem er das vierte Prisma AB in d verlassen hat, in das Auge O. Der Gegenstand M wird durch jedes der beiden Prismen EF und ED horizontal, und durch jedes der beiden Prismen AB und AC vertical vergrößert. Die völlige Gleichheit aller vier Prismen ist nicht nöthig, nur müssen AB und DE, AC und EF unter sich gleich sein; denn die Farbe eines jeden Prisma's kann mit einem andern durch bloße Veränderung der Lagen aufgehoben werden. — In neuerer Zeit hat Amici in Modena solche Fernröhre in großer Vollkommenheit verfertigt; Herschel sah bei ihm im J. 1826 ein solches Instrument, welches vier Mal vergrößerte.

II. Katoptrische Fernröhre oder Spiegelteleskope.

Zuerst ist die Idee, statt der Glaslinsen Spiegel anzuwenden, von Mersenne in Frankreich, im Jahre 1644 ausgesprochen worden[35]), der indessen schon früher seit dem Jahre 1639, wie aus den Briefen des Descartes an Mersenne erhellt, sich mit derselben beschäftigt hat. Nach Klügel's Angabe soll schon im Jahre 1616 der Pater Zucchi in Italien ein Spiegelteleskop ausgeführt haben[36]). Wahrscheinlich unbekannt mit dem Vorschlage des Mersenne machte James Gregory in London die noch seinen Namen führende Einrichtung eines Spiegelteleskops mit zwei concaven Spiegeln und einer Ocularlinse, wie sie weiter unten näher angegeben werden wird, im J. 1663 bekannt, ohne daß er jedoch ein solches Instrument ausgeführt hätte; er hatte zwar einen metallenen Spiegel verfertigen lassen, aber die Glasschleifer konnten demselben nicht die nöthige Politur geben. — Da, wie wir oben gesehen haben, Newton, irre geleitet durch einen Versuch, die Vernichtung der Abweichung der Farben und damit zugleich die Construction einer achromatischen Linse für unmöglich hielt, so wandte er sich von den dioptrischen Fernröhren zu den von diesem Fehler freien katoptrischen, und machte seine Ideen hierüber schon im J. 1666 bekannt; auch versuchte er dieselbe auszuführen, und im J. 1668 gelang es ihm nach Überwindung mancher Schwierigkeiten endlich, die Politur eines Spiegels zu Stande zu bringen. Dies war also das erste überhaupt ausgeführte Spiegelteleskop; der sphärische concave Spiegel hatte eine etwas über einen Zoll große Öffnung mit einer Brennweite von 6 Zoll; die Brennweite des planconvexen Ocularglases war $1/6$ Zoll, sodaß die Vergrößerung ungefähr 40 betrug, was, wie Newton hinzufügt, mehr ist, als die besten zu seiner Zeit verfertigten Fernröhre von 6 Fuß zu leisten vermochten. Bald darauf verfertigte er ein noch vollkommneres Spiegelteleskop, das er auf Ansuchen der königlichen Gesellschaft zu London an dieselbe einsandte und das von dieser Gesellschaft noch jetzt in ihrem Museum aufbewahrt wird[37]). — Cassegrain in Frankreich suchte den kleinen Hohlspiegel des Gregorianischen Teleskops in einen convexen zu verwandeln, wie später noch näher angegeben werden soll.

Es scheinen indessen die Spiegelteleskope gleich nach ihrer Erfindung nicht sehr verbreitet gewesen zu sein, und die Optiker ihren Fleiß mehr auf die Anfertigung der dioptrischen Instrumente gewendet zu haben; erst im J. 1730 fanden die erstern durch den Fleiß und die Kunst des James Short in Edinburgh allgemeinere Anerkennung, und haben seit dieser Zeit, namentlich in England, weniger auf dem Festlande, eine große Verbreitung gefunden. James Short hat schon Spiegel von 12 und mehr Fuß Brennweite verfertigt.

Die vorzüglichsten, größten und dabei zugleich einfachsten Spiegelteleskope verdanken wir dem W. Herschel, der mit unübertroffener Ausdauer und mit dem glücklichsten Geschick sich selbst die Instrumente verfertigte, mit denen er die großen Entdeckungen am Himmel gemacht hat. Schon während seines Aufenthaltes in Bath hat er nicht weniger als 200 Metallspiegel von 7 Fuß, 150 Spiegel von 10 Fuß und etwa 80 von 20 Fuß Brennweite verfertigt. Das größte Spiegelteleskop, welches er auf Ko-

35) Universae Geometriae synopsis. (Par. 1644. 4.)

36) *Nic. Zucchii* Parmensis Opera philosophica. (Lugd. 1652. 4.) T. I. cap. 14. p. 126. 37) Es trägt die Inschrift: Invented by Sir Isaac Newton and made with his own hands. In the year 1671.

sten Georg's III. verfertigt hat, besaß einen Spiegel von 39 Fuß 4 Zoll engl. Brennweite, und 4 Fuß und 10 Zoll engl. Durchmesser. Den ersten Spiegel, den Herschel für dieses Instrument verfertigt hatte, fand er, obgleich derselbe 1035 Pfund wog, zu schwach, und er schliff deshalb einen zweiten, der 2148 Pfund wog. Die 39 Fuß 4 Zoll lange Röhre dieses Instrumentes war cylindrisch und von Eisenblech, und das ganze Instrument wog gegen 5100 Pfund. Das Instrument war mittels Schnüre zwischen einem Gerüste sehr sinnreich aufgehangen und wurde auf diese Weise in verticaler Richtung bewegt, während die horizontale Bewegung dadurch erzeugt wurde, daß das Fernrohr mit dem Gerüste mittels vier Rollen auf der Peripherie einer kreisförmigen Unterlage ebenfalls durch Schnüre und Kurbeln herumgeführt wurde. Zu seiner Handhabung bedurfte Herschel der Hilfe zweier starken Männer, während ein dritter nöthig war, um die Zeit zu merken. Der Spiegel dieses Instrumentes stand etwas schief gegen die Axe, sodaß das Bild nahe am Rande der cylindrischen Röhre erzeugt und durch das hier angebrachte Ocularglas vergrößert wurde. Die stärkste Vergrößerung, die Herschel noch bei Beobachtung der Firsterne mit diesem Instrumente anwandte, betrug 6400; für die Planeten pflegte er eine Vergrößerung von 500 oder auch von 250 anzuwenden; die Helligkeit dieses Fernrohrs war außerordentlich groß. Wegen seiner Größe war das Instrument nur, wie schon gesagt, mit fremder Hilfe zu handhaben, und der Spiegel erlitt selbst durch geringe Temperaturdifferenzen, weil die Ausgleichung der Temperatur in der großen Metallmasse nur langsam erfolgen konnte, Änderungen, welche Störungen in der Schärfe der Bilder verursachten, sodaß es nach Herschel's Angabe im ganzen Jahre nur 100 Stunden gab, in welchen dieses Fernrohr angewandt werden konnte. Mit ihm entdeckte Herschel den sechsten und siebenten Saturntrabanten, während er den Uranus schon 1781 durch ein Instrument von 7 Fuß Brennweite entdeckt hatte; sonst bediente er sich gewöhnlich der 12- und 20füßigen. Das große Spiegelteleskop ist seit dem 1. Jan. 1840 von dem Sohne des großen Astronomen, J. F. W. Herschel, mitten in dem Kreise, in dem es sich ehemals befand, in der Richtung der Mittagslinie auf zwei steinerne Pfeiler niedergelegt und hermetisch verschlossen worden. Zu Sonnenbeobachtungen scheint Herschel sich, um das Licht zu schwächen, auch eines Teleskops mit gläsernem Spiegel bedient zu haben, wie z. B. bei der Beobachtung des Durchgangs des Merkurs am 9. Nov. 1802; das angewandte Instrument war 7 Fuß lang und hatte 6,3 Zoll im Durchmesser [38]). Da bei den großen Teleskopen von Herschel der Beobachter sich an dem offenen Ende des Rohrs dem etwas schief gestellten Spiegel gegenüber befindet, so nannte er sie front view telescope.

Wenn auch die Spiegel von der Farbenabweichung frei sind, so stellt sich dafür bei ihnen ein neuer Übelstand durch die starke Absorption der Lichtstrahlen bei der Zurückwerfung ein; Newton ersetzte deshalb auch den zweiten Spiegel durch ein Prisma, in welchem das Licht die totale Reflexion erlitt. Bei dem Spiegel werden nämlich von 100 einfallenden Strahlen, bei senkrechtem Einfalle, nur 67,3 zurückgeworfen [39]); werden diese Strahlen nochmals senkrecht von einem zweiten Spiegel reflectirt, so werden von den auf den ersten einfallenden 100 nur noch 45,2 reflectirt, während eine Glasplatte von der Dicke der Oculare von 100 Strahlen noch 94,8 hindurchläßt. — Außerdem tritt auch bei der Reflexion an sphärischen Spiegeln die Abweichung wegen der Kugelgestalt, wenn auch in einem geringeren Grade, als bei der Brechung in sphärischen Linsen, wieder ein, wie sich leicht aus dem Folgenden ergibt. Es war wol zum Theil das Bestreben durch Anwendung parabolischer oder elliptischer Spiegel, diese Abweichung zu vernichten, was die ersten Erfinder der Spiegelteleskope auf die Benutzung dieser durch Reflexion entstandenen Bilder brachte; Mersenne wenigstens wollte zwei parabolische und einen Planspiegel mit einander verbinden. Wenn auch diese Abweichung durch Anwendung der genannten Spiegel sich gänzlich fortschaffen läßt, so tritt dafür der Nachtheil ein, daß sie nur für ganz bestimmte Entfernungen völlig genau gehoben ist, und dann vor Allem die Unmöglichkeit, solche Spiegel mit der erfoderlichen Genauigkeit zu schleifen und zu poliren. Da indessen, wie oben bemerkt, die Kugelabweichung bei der Reflexion von sphärischen Spiegeln bedeutend geringer ist, als bei Glaslinsen, und da die durch die Brechung entstehende Farbenabweichung gänzlich fehlt, so sieht man leicht, warum diese katoptrischen Fernröhre früher einen gewissen Grad der Vollkommenheit erreichten, als die dioptrischen, bei denen die Darstellung eines achromatischen Objectivs eine Zeit lang für unmöglich gehalten wurde, und dann später mit der Überwindung vieler Schwierigkeiten verbunden war.

Ist AD die reflectirende Oberfläche eines Spiegels (Fig. 9), S der leuchtende Punkt, und die Entfernung desselben vom Spiegel, SA = a. Der von S in der Richtung der Axe (durch den Mittelpunkt der Kugelfläche, auf welcher der Spiegel geschliffen wurde) auffallende Strahl wird, da er in D senkrecht auffällt, auch senkrecht wieder zurückgeworfen nach DS. Ein zweiter von S auf den Spiegel in A auffallender Strahl SA wird, da er gegen den Radius CA als Einfallsloth den Winkel SAC macht, unter gleichem Winkel wieder nach AF zurückgeworfen, sodaß der Winkel SAC = dem Winkel CAF ist. Daraus folgt, daß in dem Dreiecke SAF, dessen Winkel an der Spitze halbirt ist, sich verhält

38) Philosoph. Transact. für 1803. Merkwürdig ist der von Herschel beobachtete Unterschied, welcher durch die Erhöhung der Temperatur bei Sonnenbeobachtungen in der Änderung der Brennweite bei Metall- und Glasspiegeln sich zeigt; bei Metallspiegeln nahm Herschel nämlich eine Verlängerung der Brennweite, bei Glasspiegeln dagegen eine Verkürzung derselben wahr.

39) Huygens scheint 1672 diese Absorption des Lichtes noch nicht gekannt zu haben, indem er (Mém. de l'Acad. de Scienc. T. X. p. 505) bei dem Newton'schen Spiegelteleskope es als einen dritten Vortheil ansieht, daß „bei der Reflexion durch den Metallspiegel keine Strahlen verloren gehen, wie bei Gläsern, welche durch jede ihrer Oberflächen eine ansehnliche Menge von Strahlen zurückwerfen und durch die Dunkelheit ihrer Materie noch einen Theil derselben auffangen."

$$SA : AF = SC : CF.$$

Da ferner

$$SA : AF = \sin DFA : \sin ASF,$$

und folglich

$$SC : CF = \sin DFA : \sin ASF,$$

so wird, wenn $CD = r$ und $DF = \alpha$ gesetzt wird,

$$a - r : r - \alpha = \sin DFA : \sin ASF.$$

Bezeichnet man die halbe Öffnung des Spiegels AE durch x, so hat man annäherungsweise $DE = \frac{x^2}{2r}$, und es wird

$$\sin DFA = \frac{AE}{AF} = \frac{x}{\sqrt{x^2 + \left(\alpha - \frac{x^2}{2r}\right)^2}},$$

und also nahe

$$= \frac{x}{\sqrt{\left(\alpha^2 + \frac{r-\alpha}{r} \cdot x\right)^2}};$$

$$\sin ASF = \frac{AE}{AS} = \frac{x}{\sqrt{x^2 + \left(a - \frac{x^2}{2r}\right)^2}},$$

und also nahe

$$= \frac{x}{\sqrt{a^2 + \frac{r-a}{r} \cdot x^2}}.$$

Durch Einsetzung dieser Werthe erhält man aus der letzten Proportion die Gleichung

$$(a-r)\sqrt{\alpha^2 + \frac{r-\alpha}{r} x^2} = (r-\alpha)\sqrt{a^2 + \frac{r-a}{r} x^2}.$$

Vernachlässigt man bei der Entwickelung dieser Ausdrücke höhere Potenzen als x^2, so ergibt sich

$$(a-r)\alpha - (r-\alpha)a = \frac{(r-a)(r-\alpha)}{2r}\left(\frac{1}{a} + \frac{1}{\alpha}\right)x^2,$$

und hieraus

$$\alpha = \frac{ar}{2a-r} + \frac{(r-a)(r-\alpha)}{2r(2a-r)}\left(\frac{1}{a} + \frac{1}{\alpha}\right)x^2.$$

Hiernach besteht also der Werth der Vereinigungsweite α aus zwei Theilen, von denen der eine von der Öffnung des Spiegels unabhängig, der zweite aber mit dem Quadrat von x multiplicirt ist. Nimmt man nun Strahlen, die unendlich nahe an der Axe einfallen, so ist für diese Centralstrahlen $x = 0$, und einfach

$$\alpha = \frac{ar}{2a-r},$$

oder, wenn man den halben Radius mit p bezeichnet, also $r = 2p$ setzt,

$$\alpha = \frac{ap}{a-p} \quad \text{oder} \quad \frac{1}{\alpha} = \frac{1}{p} - \frac{1}{a}.$$

Ist die Entfernung des leuchtenden Punktes $a = \infty$, fallen also die Strahlen parallel auf, so wird $\alpha = p$. Nennt man diesen Werth von α oder p die Brennweite des Spiegels, so läßt sich das Gesetz für den Spiegel ganz ebenso ausdrücken, wie für die Linse. — Fallen die Strahlen aber in der Entfernung x von der Axe auf den Spiegel, so weicht deren Vereinigungsweite um die mit x^2 multiplicirte Größe des obigen Ausdrucks von der Brennweite der Centralstrahlen ab, und der Werth dieser Abweichung ist

$$Ff = fD - FD = -\frac{(r-a)(r-\alpha)}{2r(2a-r)}\left(\frac{1}{a} + \frac{1}{\alpha}\right)x^2$$

$$= -\frac{(2p-a)(2p-\alpha)}{8p(a-p)}\left(\frac{1}{a} + \frac{1}{\alpha}\right)x^2 = \frac{(a-\alpha)^2}{8 \cdot a^2 p}x^2,$$

wenn man für $\frac{1}{p}$ seinen Werth $\frac{1}{p} = \frac{1}{a} + \frac{1}{\alpha}$ setzt.

Zieht man von der Vereinigungsweite f für Centralstrahlen eine Senkrechte, bis sie den in A reflectirten äußersten Strahl AF in G schneidet, so ist klar, daß alle von S ausgehenden und zwischen D und A reflectirten Strahlen durch den kleinen Kreis gehen, dessen Mittelpunkt f und dessen Radius fG ist. Es ist dieser sogenannte Halbmesser der Kugelabweichung ϱ aber

$$\varrho = fG = fF \operatorname{tg} . fFG = \frac{(a-\alpha)^2 x^2}{8 \cdot a^2 p} \cdot \frac{x}{\alpha}$$

$$= \frac{(a-\alpha)^2}{8 \cdot a^2 \alpha p} x^3.$$

Ist $a = \infty$, so wird $\alpha = p$, und $fF = \frac{x^2}{8p}$, und $\varrho = \frac{x^3}{8p^2} = 0{,}125 \frac{x^3}{p}$.

Für Linsen ist nach S. 188 fF oder die Längenabweichung $= \frac{\mu x^2}{p} = 0{,}938 \frac{x^2}{p}$, wenn man den Brechungsexponenten für Glas $n = 1{,}55$ setzt. Es ist daher diese Abweichung bei einer Linse von derselben Brennweite und derselben Öffnung mehr als 7 Mal größer, als bei einem Spiegel.

Man übersieht leicht, daß man bei der Anwendung der Spiegel zu Fernröhren sich ganz derselben Formeln bedienen kann, als bei Linsen, wenn man nur an den den Spiegeln entsprechenden Stellen die obigen Werthe der Kugelabweichung einführt, und die Farbenabweichung derselben $= 0$ setzt. Die Abweichung bei einem System von Linsen und Spiegeln ist also

$$R = \frac{mx^3}{4}\left[P + \left(\frac{a'}{\alpha}\right)^4 P' + \left(\frac{a'a''}{\alpha\alpha'}\right)^4 P'' + \left(\frac{a'a''a'''}{\alpha\alpha'\alpha''}\right)^4 P''' + \ldots\right].$$

Da nun bei den Spiegelteleskopen, mit Ausschluß der von Herschel construirten, stets zwei Spiegel angewendet werden, so ist $P = \frac{1}{8p^3}$, da $a = \infty$ und $P' = \frac{(\alpha' - a')^2}{8 \cdot a'^2 \alpha'^2 p'}$. In Betreff der Farbenabweichung hat man also blos die

Oculare zu berücksichtigen. Die Vergrößerungen dieser Instrumente berechnen sich grade wie bei den frühern.

Das Newton'sche Teleskop. In einem hohlen Cylinder AB (Fig. 10) findet sich an dem einen Ende A ein sphärischer Concavspiegel, dessen Axe mit der Axe des Cylinders zusammenfällt. Die Brennweite für parallele Strahlen sei AF; es würde dann das Bild des Gegenstandes sich in F erzeugen. In C befindet sich aber ein kleiner Planspiegel unter 45° gegen die Axe des großen Spiegels AF geneigt; dieser Planspiegel ist oval, und seine größten und kleinsten Durchmesser verhalten sich zu einander wie 7 : 5. Durch diesen kleinen Spiegel entsteht das Bild nicht in F, sondern in D in einer auf die Axe AF senkrechten Richtung. In dieser Richtung CD befindet sich in einer Öffnung des Cylinders eine kleine Röhre mit den Ocularglàsern, welche so gestellt wird, daß das vom Spiegel erzeugte Bild durch dieselben deutlich erscheint. Um diese Einstellung vornehmen zu können, ist der kleine Spiegel durch einen dünnen Arm an einer Platte befestigt, welche auch zugleich die Ocularröhre trägt, und sich längs des Cylinders verschieben läßt. Indem sich der kleine Spiegel auf diese Weise dem großen Spiegel nähert oder von ihm entfernt, ändert sich entsprechend die Lage des Bildes in D, oder wenn durch die Änderung der Entfernung des Gegenstandes die Lage des Bildes sich ändert, so kann durch Verschiebung des kleinen Spiegels das Bild stets wieder nach D gebracht werden, wo es dann deutlich durch die Oculare gesehen wird. Für dieses Fernrohr wäre das Glied, welches der durch den zweiten Spiegel entstandenen Kugelabweichung entspricht, $P' = 0$, weil für einen Planspiegel $p' = \infty$ ist. Die Vergrößerung dieses Fernrohrs erhält man durch Division der Brennweite des großen Spiegels durch die Brennweite des Oculars.

Da durch die Reflexion des Lichtes sehr viel Licht verloren geht, so schlug Newton statt des kleinen Metallspiegels ein rechtwinkliges Prisma vor, welches so gestellt ist, daß das Licht eine totale Reflexion erleidet. Macht man die beiden Seiten dieses Prisma's convex statt eben, so wirkt es wie eine Linse, und kann die Vergrößerung des Fernrohrs ändern. Der von Newton gesuchte Vortheil würde aber nur dann gewonnen werden, wenn man zu dem Prisma ein ganz farbloses, von Flecken und Adern freies Glas verwendete; wegen der Schwierigkeit der Herstellung solcher ist dieser Vorschlag niemals ausgeführt. — Brewster hat geglaubt, diesen zweiten kleinen Spiegel vortheilhaft durch ein achromatisches Prisma aus Kronglas und Flintglas zu ersetzen, welches in der Axe des Cylinders sich befindet, und welches nur dient, um die Strahlen zur Seite gegen das in einer Öffnung der cylindrischen Röhre befindliche Ocular zu brechen; kittet man die beiden Prismen mittels einer Substanz von mittlerem Brechungsvermögen zusammen, so geht durch die Brechung in dem achromatischen Prisma kein Licht weiter verloren, als dasjenige, was von den beiden äußern Flächen reflectirt wird. — Zweckmäßig möchte es auch nach Brewster sein, wenn man einmal den kleinen Spiegel beibehalten will, denselben unter einen kleinern Winkel, als 45° gegen die Axe zu stellen, damit die Strahlen möglichst schief auffallen und also in stärkerem Grade zurückgeworfen werden. Es ist dann freilich ein etwas größerer Planspiegel erfoderlich, aber die größere Schiefe der reflectirten Strahlen compensirt diesen Fehler hinlänglich; man wird unter diesen Umständen statt des kleinen Metallspiegels sich vielleicht ebenso gut eines kleinen Glasspiegels von starkem Brechungsvermögen bedienen können, weil derselbe bei großen Einfallswinkeln ebenso viel Licht zurückwirft, als ein Metallspiegel, und besser zu poliren ist, als der letztere.

Das Gregory'sche Teleskop. Dieses Instrument besteht aus einer Röhre (Fig. 11), in welcher sich zwei Concavspiegel, ein großer A und ein kleiner B, ungefähr um die Summe ihrer Brennweiten von einander entfernt befinden; der kleinere ist an einem Träger befestigt, und kann mit diesem durch eine Schraube dem größern Spiegel näher oder ferner gebracht werden. Das von dem großen im Grunde der Röhre befindlichen Spiegel A gemachte Bild erzeugt sich im Punkte C, und die von hier aus divergirenden Strahlen fallen auf den kleinen Spiegel B, welcher ein neues Bild erzeugen würde. Es ist nämlich der große Spiegel in der Mitte durchbohrt, um die vom zweiten Spiegel zurückgeworfenen Strahlen durchzulassen. Dieses zweite Bild wird dann durch ein Ocular vergrößert. Besser ist es jedoch, wenn man die vom zweiten Spiegel zurückgeworfenen Strahlen sich nicht gleich vereinigen läßt, sondern durch sie mittels einer dazwischengestellten Collectivlinse E das Bild in F erzeugt, und dieses dann durch das Ocular G vergrößert. Man gewinnt auf diese Weise, wie schon früher gezeigt, an Größe des Gesichtsfeldes, und kann die Farbenabweichung des Oculars zum Theil durch das Collectiv verbessern. Der betrachtete Gegenstand erscheint in diesem Fernrohre aufrecht.

Das Cassegrain'sche Teleskop (Fig. 12) unterscheidet sich von dem vorhergehenden dadurch, daß der zweite kleine Spiegel B nicht ein Concavspiegel, sondern ein Convexspiegel ist. Es ist die Entfernung der beiden Spiegel hier ungefähr gleich der Differenz ihrer Brennweiten. Die von dem ersten Spiegel A zurückgeworfenen Strahlen gelangen noch, ehe sie sich durchschneiden, auf den zweiten Spiegel, und erzeugen erst nach dieser Reflexion ein Bild; gewöhnlich fügt man noch ein Collectivglas E hinzu, sodaß das Bild in F entsteht, und durch die Ocularlinse G vergrößert wird. Auch bei diesem Fernrohre läßt sich der kleine Spiegel durch eine Schraube von dem großen entfernen, oder demselben näher bringen; es ist dies nöthig, weil die Ocularröhren unbeweglich sind, und bei Betrachtung von Gegenständen in verschiedenen Entfernungen das Bild (oder die Bilder beim vorigen) in Beziehung auf das Ocular seine Stellung ändern, und deshalb undeutlich werden würde; durch die Veränderung in der Stellung des kleinen Spiegels läßt sich dasselbe aber stets wieder genau nach F bringen. Der betrachtete Gegenstand erscheint durch dieses Fernrohr verkehrt. — Aus den frühern Formeln ergibt sich, daß man durch eine zweckmäßige Wahl der Krümmungen der

Spiegel bei dieser von Cassegrain angegebenen Einrichtung die Abweichungen wegen der Kugelgestalt sehr vermindern kann; sie werden stets kleiner sein als bei dem vorhergehenden. Außerdem, daß diese Cassegrain'schen Teleskope noch um die doppelte Brennweite kürzer sind, als die Gregory'schen, und wie eben angeführt ein deutlicheres Bild geben, sollen sie auch eine größere Helligkeit besitzen. Kater wenigstens fand bei der Vergleichung derselben, daß die Cassegrain'sche Einrichtung einen entschiedenen Vorzug hinsichtlich der Intensität vor der Gregory'schen darbiete. Es scheint dies von einer Interferenz der Strahlen herzurühren, welche sie bei der Vereinigung in dem Brennpunkte erleiden. Es stimmt auch damit die Erfahrung Herschel's überein, daß ein concaves Ocular in Betreff der Helle und Schärfe dem converen vorzuziehen sei; bei ersterem bildet sich kein wahres Bild, und die Strahlen können sich nicht schwächen. Der Versuch Herschel's, daß das durch eine seitwärts befindliche Linse in dem Brennpunkte eines Fernrohrs, wo das Bild eines Gegenstandes sich befand, concentrirte Licht dieses Bild nicht schwäche, kann nicht als Gegenbeweis aufgeführt werden, weil bei diesem letzten Versuche die Lichtstrahlen aus verschiedenen Quellen ausgingen, während wenn eine Interferenz stattfinden soll, das Licht aus derselben Quelle herstammen muß; und dies letztere ist in dem Brennpunkte der Fall.

Das Herschel'sche Teleskop. Da durch jede Reflexion ein bedeutender Lichtverlust entsteht, so ließ Herschel den kleinen Spiegel ganz weg, und stellte den großen Spiegel im Grunde der cylindrischen Röhre etwas schief, sodaß das Bild oben an den Rand der Öffnung der Röhre zu liegen kommt, wo es durch ein Ocular vergrößert wird. Der Beobachter sieht bei dieser Einrichtung in den Tubus, indem er mit dem Rücken gegen das Object gekehrt ist; der Kopf des Beobachters kann bei der schiefen Stellung des Spiegels von dem einfallenden Lichte nur wenig auffangen. Herschel hatte auf diese Weise auch den Vortheil, den mittleren Theil des Spiegels zu benutzen, der bei den vorigen beiden Einrichtungen durch die Durchbohrung verloren geht. — Eine gleiche Construction hat auch das von Ramage verfertigte und im J. 1820 auf der Sternwarte zu Greenwich aufgestellte Teleskop; der große Spiegel hat 25 Fuß (engl.) Brennweite, und 15 Zoll Durchmesser; das Rohr ist ein zwölfseitiges Prisma. Die Aufstellung dieses größten aller jetzt im Gebrauch befindlichen Fernröhre ist ebenso einfach als sinnreich, und ein Beweis von der Geschicklichkeit des Künstlers.

Die Aufstellung eines Fernrohrs ist überhaupt ein Gegenstand von der größten Wichtigkeit. Für kleine, nicht zu genauern Beobachtungen bestimmte Instrumente ist es leicht, eine solche Vorrichtung anzugeben; es genügt eine an den das Fernrohr umgebenden und haltenden Ringen angebrachte Nuß, welche durch Schrauben in eine gleich große hohle, an einem dreifüßigen Gestelle befestigte Kugelform eingeklemmt wird. Auf diese Weise läßt sich das Fernrohr leicht nach allen Richtungen wenden und auch in einer bestimmten Lage festhalten. Wird an der hohlen Kugel statt des Fußgestelles eine Schraube angebracht, so kann man den Transport des schweren Fußes ersparen und das Fernrohr auf Reisen mittels derselben an einem Baume oder Pfahle befestigen. Soll aber ein stark vergrößerndes Fernrohr zu genauen Beobachtungen, z. B. zur Verfolgung eines Sternes, den man einmal im Felde hat, dienen, so muß dasselbe so aufgestellt sein, daß es in zwei auf einander senkrechten Ebenen sich mittels eines Mechanismus sehr sanft bewegen kann. Fernröhre, die nicht an einem Orte befestigt, sondern transportabel sind, befestigt man deshalb auf einer verticalen Are, welche mittels einer horizontalen gezähnten Scheibe, in deren Zähne eine Schraube ohne Ende eingreift, gedreht werden kann. Außerdem ist der auf der verticalen Are ruhende Theil der Unterstützung des Fernrohrs mit einer horizontalen Are versehen, um welche es durch eine ähnliche Vorrichtung, wie vorhin, in einer verticalen Ebene gedreht werden, und also jede Neigung gegen den Horizont annehmen kann. Durch die gleichzeitige Bewegung der beiden Schrauben ohne Ende ist es möglich, das Gestirn im Sehfelde zu behalten. Wird das Fernrohr an einem bestimmten Orte fest aufgestellt, so wählt man statt der verticalen Are lieber eine mit der Weltare parallele; es stimmt dann die Drehung um diese Are mit der täglichen Bewegung der Gestirne überein, und es genügt diese eine Drehung, um einen einmal im Sehfelde befindlichen Stern in der Mitte des Feldes zu erhalten. Die Drehung um die horizontale Are dient dann, um Sterne aufzusuchen, welche auf demselben Declinationskreise stehen. Um die Drehung mit der Hand zu vermeiden, hat man Uhrwerke angebracht, welche das Fernrohr in 24 Stunden ein Mal um jene der Weltare parallele Are herumbewegen würden, und welche diese Drehung so gleichmäßig vollführen, daß der Stern an demselben Punkte des Sehfeldes bleibt. Am vollkommensten sind in dieser Beziehung die großen Refractoren von Fraunhofer, welche durch eine von ihm construirte Vorrichtung so gleichmäßig gedreht werden, daß man beim Beobachten gar nicht durch eine zitternde Bewegung gestört wird [40]).

Um bei dem Gebrauche sehr stark vergrößernder Fernröhre, die jedes Mal ein kleines Gesichtsfeld haben, den zu beobachtenden Gegenstand am Himmel leichter und schneller aufzufinden, ist parallel mit der Are des großen Fernrohrs auf demselben ein kleines (Sucher genannt) von mäßiger Vergrößerung und hinlänglicher Lichtstärke so befestigt, daß der Punkt, welcher in der Mitte des Sehfeldes dieses kleinen sich befindet, in dem großen Fernrohre ebenfalls genau die Mitte des Sehfeldes einnimmt.

Zu genauen Meßinstrumenten wurden die Fernröhre erst durch die Ausspannung von zwei oder mehren sich kreuzenden oder parallelen feinen Fäden aus einem Spinngewebe in dem Brennpunkte des Objectivs; durch dieselben wurde es möglich, mit Genauigkeit einen bestimmten Ort des Sehfeldes zu bezeichnen. Bei Beobachtungen zur Nachtzeit müssen diese Fäden durch Lampenlicht erleuchtet werden; dies geschieht bei dem Passageinstrumente

40) Struve, Beschreibung des großen Refractors. (Dorpat 1825. Fol.)

z. B. durch die hohlen Axen, mit denen das Fernrohr auf den beiden Pfeilern aufliegt, indem ein kleiner schief gegen diese Axen gerichteter Spiegel im Innern des Fernrohrs das durch dieselben erhaltene Licht nach den Fäden im Brennpunkte des Objectivs hinwirft. Die Fäden erscheinen deutlich und vergrößert, weil sie zugleich auch in dem Brennpunkte des Oculars stehen. Diese einfache, aber folgenreiche Idee verdankt man dem Gascoigne[41]), der schon im J. 1640 sich eines solchen mit Fäden versehenen Fernrohrs zu seinen Beobachtungen bediente.

Um die Fernröhre in Beziehung auf ihre Leistungen zu prüfen, sind die Doppelsterne das beste Object. Wie schon früher erwähnt, ist das erste Erfoderniß eines guten Fernrohrs, daß alle von einem Punkte ausgehende Strahlen auch genau wieder in einem Punkt vereinigt werden; es hängt dies hauptsächlich von der Vollkommenheit des Objectivs ab. Geschieht dies nicht, so wird ein solcher leuchtender Punkt, z. B. ein Stern, nicht mehr als ein Punkt, sondern als eine mehr oder weniger ausgedehnte kleine Scheibe im Fernrohre erscheinen; stehen nun zwei Sterne, wie bei den Doppelsternen, sehr nahe bei einander, so werden diese in einem solchen weniger vollkommenen Fernrohre nicht mehr getrennt, als zwei, sondern als ein einziger etwas in die Länge gezogener Stern erscheinen. Ein Verzeichniß solcher Doppelsterne, welche sich zur Prüfung der Fernröhre eignen, findet sich in dem neuen physikal. Wörterbuche von Gehler 9. Bd. S. 203—204.

Ebendaselbst S. 204 — 208 findet sich auch ein Verzeichniß der Preise der Plössl'schen Instrumente, das auch einige Male in der Zeitschrift von Baumgärtner steht. Verzeichnisse der Instrumente aus der Utzschneider'schen Werkstatt sind gegeben in *Zach*, Corresp. astronomique VI, 94. Astron. Zeitschrift von v. Lindenau und v. Bohnenberger II, 173. Gilbert, Annal. 54. 202. Ein Verzeichniß der Preise der Short'schen Spiegelteleskope gibt Brewster in seinem populären Handbuche der Optik in dem Abschnitt, welcher das Gregory'sche Teleskop behandelt. *(Hankel.)*

FERNSICHTIGKEIT oder Weitsichtigkeit, heißt jener Zustand des Auges, wo ein deutliches Sehen der Gegenstände erst dann möglich wird, wenn sie sich in einer größern Entfernung vom Auge befinden, als jene ist, die sich bei der Mehrzahl jugendlicher Individuen als mittlere Entfernung des deutlichsten Sehens (12 — 16 Zoll) herausstellt. Als niedrigsten Grad oder als Anfang von Fernsichtigkeit kann man es ansehen, wenn Jemand bei gehörigem Tageslichte Geschriebenes und andere kleine Gegenstände wenigstens 20 Zoll vom Auge entfernt halten muß. Bei höhern Graden muß diese Entfernung 2 — 3 Fuß betragen. Dabei sucht der Fernsichtige das Licht; am Tage hält er das Buch dem einfallenden Lichte entgegen, Abends bringt er das Licht zwischen Auge und Buch, er zieht beim Lesen große Schrift vor, weil ihm die Buchstaben kleiner Schrift zusammenfließen, und weil sich dabei Druck und Spannung im Auge, sowie Thränen der Augen einstellt. Der mit einem hohen Grade des Übels Behaftete ist sogar ganz unvermögend, kleine Schrift zu lesen. Entferntere Gegenstände erkennt der Fernsichtige im Allgemeinen sehr gut. Am Auge macht sich meistens ein Tiefliegen in der Augenhöhle, eine Abplattung der Hornhaut, eine enge Pupille bemerklich.

Die optische Ursache der Fernsichtigkeit liegt darin, daß die Lichtstrahlen beim Durchgange durch die durchsichtigen Theile des Auges nicht stark genug gebrochen werden; ihr Vereinigungspunkt fällt **hinter** die Netzhaut, wenn der betrachtete Gegenstand sich in der mittleren Entfernung des deutlichsten Sehens befindet. Ein mehr oder weniger starker Grad von Fernsichtigkeit ist aber die natürliche Folge des Alters, namentlich bei Individuen, die vermöge ihres Berufes viel im Freien leben und häufig nach entfernteren Gegenständen sehen, z. B. bei Jägern, bei Landleuten; weshalb dieser Sehfehler auch Presbyopia (von πρέσβυς, alt und ὤψις, das Sehen), oder Visus senilis genannt wird. Die Fernsichtigkeit in Folge des Alters beginnt übrigens selten vor dem 40. Jahre, und sie tritt nur bei Individuen ein, die nicht vorher kurzsichtig waren. Kurzsichtige können in Folge des Alters nur etwa weniger kurzsichtig werden, sodaß sie mit schwächern Brillen oder ohne alle Brillen auskommen, nicht aber Fernsichtige.

Ursächliche Momente der Fernsichtigkeit sind im Speciellen, oder es werden doch als solche aufgeführt: 1) Schwache Convexität der Hornhaut, oder der Linse, oder beider zusammen, die einfach in Folge des Alters sich zu entwickeln pflegt, in selteneren Fällen vielleicht auch angeboren sein mag. Es kann ferner eine solche Bildung an der Hornhaut durch Wunden, durch Geschwüre hervorgerufen werden, bei der Linse durch Atrophie. 2) Veränderungen in den einschließenden Theilen des Augapfels, die eine Stellverrückung der Linse nach sich ziehen, wodurch sie der Hornhaut näher rückt, oder wodurch sie auch (nach Benedict) der Netzhaut zu sehr genähert wird. Dahin rechnet man Structurveränderungen der Sclerotica, außerdem auch, aber ganz hypothetisch, eine zu starke Action der vier geraden Augenmuskeln. 3) Verminderung der absoluten Brechkraft einzelner Theile des Augapfels als Folge einer verminderten Dichtigkeit derselben. Dieses Moment ist zwar hypothetisch denkbar, sein wirkliches Vorkommen aber durch nichts erwiesen. Denn es heißt nur eine neue Hypothese hinzufügen, wenn man dafür Fälle anführt, wo im Alter die Fernsichtigkeit verschwand, und diese durch ein Dichter- und Dickerwerden der Hornhaut erklärt. Dagegen wird freilich die Brechkraft der gesammten brechenden Medien vermindert und Fernsichtigkeit gesetzt, wenn bei Staarblinden die Linse entfernt wird. Man hat daher selbst daran gedacht, zur Hebung des höchsten Grades von Kurzsichtigkeit die Linse aus dem Auge zu nehmen. 4) Habituelle Verengerung der Pupille wird auch mit angeführt. Doch dürfte hiebei eine Verwechselung von Ursache und Wirkung stattfinden. Ähnlich verhält es sich wol mit dem 5) Schwinden des Fettes in der Augenhöhle. Ganz unphysiologisch ist es aber, wenn 6) einer eigenthümlichen Verstimmung der Netz-

41) Philos. Transact. XXX, 603.

baut unter den ursächlichen Momenten der Fernsichtigkeit Erwähnung geschieht.

Es sind keine Heilmittel der Fernsichtigkeit bekannt; nur eine palliative Hilfe ist möglich durch die Benutzung converer Brillen. Vor deren Wahl ist zu ermitteln, ob die Sehweite beider Augen die nämliche ist. Die Brille darf nicht stärker gewählt werden, als daß der Presbyope damit die Gegenstände in der Entfernung von 12 — 16 Zoll am deutlichsten erkennt. Bessert sich das Auge, so muß eine schwächere Brille gewählt werden; bei zunehmender Fernsichtigkeit eine gradweise stärkere.

(*F. Wilh. Theile.*)

FEROBUN (pers. Rel.), ein heiliges Feuer, welches Dsjemschid und Gustasp verehrten. Jener errichtete Dadgahs auf dem Berge Kharesem, wo Ferobunfeuer glänzte; Zohak bewahrte seinen Glanz; auf und unter Gustasp's Regierung, als das Gesetz erschien, wurde dies Feuer vom Berge Kharesem nach Kabulistan in die Flecken Kabuls gebracht. Bun-dehesch Cap. 17. (*Richter.*)

FERONIA, eine von den alten Nationalgottheiten Italiens, vielleicht selbst eine der höheren, denn die Volsker nannten sie die Gemahlin ihres höchsten Gottes Anxur, und da dieser in der Folge zum Jupiter ward, so verwechselte man sie mit der Juno. Etwa 3000 Schritte von Anxur (jetzt Terracina) war ihr ein Hain, Tempel und eine Quelle geheiligt, wo die Reisenden im Vorbeigehen ihre Andacht verrichteten. In ihrem den Sabinern und Lateinern gemeinschaftlichen Tempel, der sehr reich war, (*Liv.* XXVI, 11; *Sil.* II, 13. 84) erhielten in den ältesten Zeiten die Sklaven den Hut der Freiheit und Servius ad Aen. VIII. 564 erzählt, es sei darin eine Bank gewesen mit der Aufschrift: Wohlverdiente Sklaven sitzen, Freie stehen auf. Dionysius (A. R. II. 6) berichtet, Lakedämonier, welche vor den strengen Gesetzen des Lykurgus flohen, hätten diesen Tempel erbaut, um ein auf dem Meere gethanes Gelübde zu erfüllen. Derselbe erklärt den Namen aus dem Griechischen für *ἀνθηφόρος*, *στεφανόφιλος*, Blumentragende, Kranzliebende (II, 49; III. 32), was freilich nicht viel Beifall finden möchte. Von *φέρειν* leiten indessen Mehre den Namen ab und halten sie für eine Göttin der Vegetation, deren Wesen die Idee von Erhaltung und Belebung der Bäume und ihrer Früchte, der Pflanzen, Blüthen und Blumen unterliege. Auf einer Münze von Turpilianus sieht man sie mit einem Blumenkranze um das Haupt. Es gab zwei Haine, die den Namen Feronia führten, der eine der schon erwähnte bei Terracina, der andere in Etrurien bei der Stadt Luna. Wieland (Übers. d. Hor. Sat. I. S. 175) glaubt, die Göttin habe von dem Quelle im Feronischen Haine ihren Ursprung, weil sein gutes und trinkbares Wasser den Einwohnern um so angenehmer gewesen sei, da die Gegend umher sumpfig war und reines Wasser mangelte. (*Richter.*)

FERONIA. Diese von Correa (Transact. of the Linn. Soc. V. p. 224) aufgestellte Pflanzengattung gehört zu der ersten Ordnung der zehnten Linné'schen Classe und zu der natürlichen Familie der Aurantieen. Char. Der Kelch flach, fünftheilig; die fünf Corollenblättchen ablang; die Staubfäden an der Basis breit, zottig, mit ablangen Antheren, die Narbe fünflappig; die Orangenfrucht vielfächerig, mit vielsamigen Fächern und schwammigem Fleische. Die beiden bekannten Arten, F. Elephantum *Corr.* (*Roxburgh.* Coromand. II. t. 141) und F. pellucida (*Roth.* Nov. sp. 384) sind ostindische dornige Bäume mit unpaar-gefiederten Blättern und kleinen achsel- und gipfelständigen Blüthenrispen. F. Elephantum ist ein großer Baum, dessen Früchte eßbar und dessen Blätter wohlriechend sind; aus dem verletzten Stamme schwitzt ein dem arabischen ähnliches Gummi.

(*A. Sprengel.*)

FERONIA. Leach*) wählte diese, fast gleichzeitig von Latreille für eine Carabicinengattung angewendete, Benennung für eine Fliegengattung aus der Familie der Pupiparen, welche sich durch vollkommene Randzellen der stumpf gerundeten Flügel, Mangel der Nebenaugen, zweikrallige Klauen und vorn ausgerandetes Halsschild von Hippobosca unterscheidet. Es scheint diese Gattung an Nirmomya (*Nitzsch*) anzuschließen und mit derselben vereinigt werden zu können. (*Germar.*)

FERONII und FERONIA. Latreille hatte in der ersten Ausgabe von *Cuvier* Règne animal unter dem Gattungsnamen Feronia alle diejenigen Carabicinen zusammengefaßt, die durch ihre ausgerandeten Vorderschienen, unabgestutzten Flügeldecken und nicht pfriemenförmigen Taster der größern, von ihm aufgestellten Gruppe Thoracici angehörend, nur das vorderste Tarsenpaar im männlichen Geschlechte erweitert haben. Später in der von ihm mit Dejean herausgegebenen Iconographie des Coléoptères d'Europe (Paris 1822.) und in seinen Familles naturelles du règne animal (1825) gab er die Gattung Feronia wieder auf und adoptirte eine Zahl von Gattungen, die Bonelli bereits 1809 [1]) in seiner systematischen Bearbeitung der Carabicinenfamilie, meistens freilich nach etwas unsichern Merkmalen, aufgestellt hatte, und die zum Theil von Sturm [2]) weiter begründet und durch Abbildungen erläutert waren. Er vermehrte sie sogar noch durch einige, von Megerle und Ziegler nur namhaft gemachte, nicht charakterisirte Gattungen, und vertheilte sie unter die verschiedenen Abtheilungen seiner Thoracici.

Dejean [3]) kam zum Theil auf Latreille's frühere Idee zurück; er vereinigte eine ziemlich große Zahl dieser Gattungen, denen es an durchgreifenden systematischen Charakteren fehlte, unter dem Namen Feronia, und benannte die Gruppe, deren Hauptbestandtheil diese Gattung ausmacht, Feronlens. Es entspricht diese Gruppe nicht ganz der alten Latreille'schen Gattung Feronia; Dejean trennte diejenigen Formen ab, bei denen die zwei oder drei im männlichen Geschlechte erweiterten Glieder der Vordertarsen mehr oder weniger viereckig oder rund sind und die Unterseite dieser Glieder mit dichten Haaren ge-

*) Mem. of the Wern. nat. hist. soc. 1817.

1) Observations entomologiques in den Mémoir. de l'Academ. de Turin. 2) Teutschlands Fauna. Insekten: Käfer. 3—6. Bändchen. 3) Species général des Coléoptères. T. III. (Paris 1828.)

polstert ist. Aus diesen errichtete er mit noch einigen andern Gattungen die Gruppe der Patellimanes.

Mit den ebengenannten Patellimanen und der Gruppe der Harpalinen bilden nun die Dejean'schen Feronii die größere von Latreille errichtete Gruppe der Thoracici; sie unterscheiden sich von den Harpalinen durch die mittlern Tarsen und das vierte Glied der Vordertarsen, die im männlichen Geschlechte stets einfach, nie erweitert sind, und von den Patellimanen durch die mehr oder weniger herzförmige Form der beim Männchen erweiterten Vorderfußglieder, die nie viereckig oder rund und an der Innenseite nur dünn behaart, nicht gepolstert sind.

Der Inhalt der Feroniens wurde von Dejean auf folgende Weise weiter abgetheilt.

I. Nur das erste Glied der Vordertarsen bei den Männchen erweitert. Einzige Gattung Stenomorphus.

II. Das erste und zweite Glied der Vordertarsen beim Männchen erweitert. Gattungen: Omphreus, Melanotus, Pogonus, Cardiaderus, Baripus, Patrobus.

III. Die drei ersten Glieder der Vordertarsen bei dem Männchen erweitert.

A. Die Krallen auf der Unterseite kammförmig gezähnt. Gattungen: Dolichus, Pristonychus, Calathus, Pristodactyla, Taphria.

B. Die Krallen einfach.

a) Das dritte Glied der Fühler stark verlängert. Gattungen: Mormolyce, Sphodrus.

b) Das dritte Fühlerglied wenig verlängert. Gattungen: Platynus, Anchomenus, Agonum, Olisthopus, Trigonotoma, Catadromus, Lesticus, Distrigus, Abacetus, Drimostoma, Microcephalus, Feronia, Camptoscelis, Myas, Cephalotes, Pelor, Zabrus, Amara, Lophidius, Antarctia, Masoreus.

Ein dieser Gruppe ganz fremdes Glied ist ihr hier mit der merkwürdigen Gattung Mormolyce einverleibt worden, deren Beziehungen zur Gruppe der Truncatipennia und nahe Verwandtschaft mit Agra von Audinet-Serville [4]) und Klug [5]) nachgewiesen worden ist.

Latreille war im weitern Verlaufe seiner Studien zu ganz ähnlichen Resultaten wie Dejean gelangt, die er in der ziemlich gleichzeitig erschienenen zweiten Auflage von Cuvier's Règne animal mittheilte. Die hier aufgestellte Gruppe der Simplicimanes entspricht fast ganz den Dejean'schen Feroniens, nur hat er noch die Gattungen Tetragonoderus und Catascopus, in ersterer aber wenigstens ein fremdes Glied mit derselben verbunden; dagegen die Gattungen Dolichus, Platynus, Anchomenus, Agonum, Cynthia (= Microcephalus) und Patrobus mit den Patellimanen vereinigt, deren systematischen Charakter er etwas abweichend von Dejean in die an der Spitze immer gerundeten und nie, wie bei den Feronien, mit spitzen Ecken endigenden erweiterten Glieder der männlichen Vorderfüße setzt.

Von den neuesten systematischen Bearbeitern der Carabicinenfamilie hat Erichson [6]) die Gattungen mit zwei erweiterten Vorderfußgliedern, Pogonus, Patrobus etc. mit der Gruppe der Trechini verbunden, den übrigen Inhalt der Dejean'schen Feronii in zwei Gruppen, die Anchomenini und Pterostichini, aufgelöst. Die letztere Gruppe umfaßt den größern Theil der Feronii; die Anwendung desselben Namens wurde aber deshalb vermieden, da es außerdem schon zwei Gattungen dieses Namens gibt und sogar eine davon unter den Insekten. Als zur Gruppe der Anchomenini gehörig werden die in der Mark Brandenburg einheimischen Gattungen: Taphria, Calathus, Dolichus, Pristonychus, Sphodrus, Anchomenus (unter diesem Namen werden Platynus, Anchomenus und Agonum vereinigt) aufgeführt; außerdem gehören zu derselben noch die Gattungen Pristodactyla und Olisthopus. Die Mitglieder dieser Gruppe sind leichter gebaut, die Beine länger und dünner, die Vorderschienen schmal und nach der Spitze zu nicht erweitert; die drei ersten Fußglieder der Vordertarsen beim Männchen schmal und gleichbreit. Die Pterostichini sind dagegen durch die nach der Spitze zu allmälig erweiterten dreieckigen Vorderschienen, die am Ende des äußeren Randes mit Dörnchen besetzt sind, charakterisirt; sie gleichen in der Gestalt dieser Theile und im gedrungenen Bau der Beine überhaupt den Harpalinen. Außerdem sind bei ihnen die drei erweiterten Glieder der Vordertarsen beim Männchen entweder dreieckig oder herzförmig.

Schiödte [7]) hat diese beiden Gruppen wieder vereinigt, indem er die Erichson'schen Charaktere für unzuverlässig erklärt; seine Gruppe Pterostichini entspricht also vollkommen der unter Nr. III. oben angeführten Abtheilung der Dejean'schen Feronii.

Die von Dejean angenommene Gattung Feronia ist von Erichson und Schiödte in derselben Ausdehnung beibehalten worden; nur ist von ihnen aus dem angeführten Grunde der Name Pterostichus, den Bonelli einem Theile derselben beigelegt hatte, für dieselbe in Anwendung gebracht worden. Sie umfaßt alle diejenigen Arten, die sich von den übrigen Gattungen der Feronii durch folgende Merkmale unterscheiden: Das letzte Tarsenglied mehr oder weniger verlängert, walzenförmig oder unvollkommen beilförmig; die Fühler fadenförmig, das dritte Glied nur mäßig verlängert; die Oberlippe ein Viereck bildend, das weniger lang als breit ist, ihr Vorderrand gerade abgestutzt oder schwach ausgerandet; die Oberkiefer mehr oder weniger vorstehend; das Kinn mit einem zweispaltigen Zahne in der Mitte der Ausrandung; das Halsschild mehr oder weniger herzförmig, gerundet, viereckig oder trapezoidal, kaum jemals breiter als lang; die mittleren Schienen gerade, nicht gekrümmt; an den Vordertarsen drei Glieder im männlichen Geschlechte erweitert.

In diesem Umfange ist die Gattung Feronia noch immer reicher an Arten, als alle übrigen Gattungen der Gruppe zusammengenommen; es sind deren bereits gegen 300 beschrieben, die in Bezug auf ihren äußern Bau, namentlich in den extremen Gliedern, vielfache und sehr

4) Encyclop. méthod. T. X. p. 725. 5) Jahrbücher der Insektenkunde. S. 54. (Berlin 1834.) 6) Die Käfer der Mark Brandenburg. 1. Bd. (Berlin 1839.)

7) Genera og species af Danmarks Eleutherata. (Kiøbenh. 1841.)

auffallende Abweichungen darbieten. So wünschenswerth es daher auch erscheint, diese Gattung in mehre aufgelöst zu sehen, so sind doch die bisherigen in dieser Absicht unternommenen Versuche wenig geglückt. Folgende zum Theil von Bonelli und Sturm charakterisirte, zum Theil von Megerle und Ziegler nur namhaft gemachte Gattungen: Poecilus, Argutor, Omaseus (Melanius), Steropus, Platysma, Cophosus, Pterostichus, Abax, Percus und Molops, hatten traditionell schon eine gewisse Geltung erlangt, als Dejean nachwies, daß die habituellen Verschiedenheiten, auf denen sie basirt waren, höchst unzureichend wären, und daß in einer größern Reihe von Arten die extremsten Formen durch die allmäligsten Übergänge vermittelt wurden. Wenn eine Zahl einzelner Arten, wie die, die unter dem Namen Molops vereinigt waren, eine gewisse Eigenthümlichkeit in der äußern Form beibehält, so fehlt es doch auch hier an systematischen Charakteren zu ihrer Absonderung.

Ein neuerer Versuch, die Gattung Feronia zu theilen, ist von Chaudoir [*]) unternommen; es ist in dieser Arbeit die Sorgfältigkeit der Beobachtung nicht zu verkennen; zu wünschen wäre aber, daß der Verfasser in der Abwägung der Kennzeichen mit etwas mehr Kritik zu Werke gegangen wäre. Die übergroße Zahl der Gattungen, das eigne Geständniß des Verfassers, daß er selbst noch viele Arten kenne, die er in dieser systematischen Anordnung nicht unterzubringen wisse, verbunden mit dem Umstande, daß oft die verwandtesten Arten in verschiedene Gattungen gebracht sind, können als Fingerzeige dienen, daß man es hier nur mit Charakteren von Unterabtheilungen, zum Theil selbst mit Artcharakteren zu thun habe. Es wird daher genügen, hier die Namen der von ihm angenommenen Gattungen anzugeben und einige Arten aufzuführen, die als Beispiele dienen können.

1) Sogines *Steph.*, mit gekielten Wurzelgliedern der Fühlhörner. Einzige Art: Feron. punctulata.

2) Poecilus *Bon.* Von Sogines durch längeres drittes Fühlerglied unterschieden. F. cuprea, lepida, puncticollis etc.

3) Carenostylus *Chaud.*, nur das erste Wurzelglied der Fühler gekielt. Einzige Art: Feron. infuscata *Dej.*

4) Trirammatus *Eschsch.* F. unistriata.

5) Hypherpes *Eschsch.* F. brunnea, castanea.

6) Haplocoelus *Chaud.*, mit stark vorgequollenen Augen. Einzige Art: F. tristis.

7) Dysidius *Chaud.* Die Hinterschienen sind auf der Innenseite zottig. Einzige Art: F. morosa.

8) Cyclomus *Chaud.*, durch verlängerte Fühlerglieder ausgezeichnet. Einzige Art: F. conformis (der Gattungsname Cyclomus ist bereits von Schönherr unter den Rüsselkäfern vergeben).

9) Argutor *Meg.* F. strenua, negligens, rufa etc.

10) Orthoinus *Chaud.*, durch das hintere breitere Halsschild von Argutor unterschieden.

11) Bothriopterus *Chaud.*, das Endglied der Taster eiförmig. F. oblongopunctata, angustata, Luczotii adstricta, vitrea.

12) Pterostichus *Bon.*, das Endglied der Taster walzig, die Beine schlank. F. parumpunctata, rutilans, truncata, nigra etc.

13) Metallophilus *Chaud.* F. interrupta.

14) Oreophilus *Chaud.*, Das erste Glied der Vordertarsen des Männchens verlängert. F. multipunctata, externopunctata etc.

15) Psychobius *Chaud.* F. flavofemorata, *Spinolae!*

16) Petrophilus *Chaud.* F. Findelii, einzige Art.

17) Arachnoideus *Chaud.*, einzige Art: F. fasciatopunctata.

18) Agonodemus *Chaud.* F. picimana, graja.

19) Lyrothorax *Chaud.* Omaseus caspius *Ménétr.*, *Fald.*

20) Pseudosteropus *Chaud.* Steropus Schmidtii *Parr.* (= Feronia cognata *Dej.*).

21) Steropus (*Meg.*). Feron. aethiops, rufitarsis *Dej.*

22) Pseudomaseus (*Chaud.*). F. nigrita, anthracina, luctuosa, minor, gracilis.

23) Lagarus (*Chaud.*). F. vernalis, cursor.

24) Lissotarsus (*Chaud.*). F. depressa.

25) Haptoderus (*Chaud.*). Das letztere Tasterglied fast pfriemenförmig. F. spadicea, subsinuata.

26) Brachystylus *Chaud.* F. californica, valida.

27) Bryabius *Chaud.* F. Jurini, bicolor, Heydenii.

28) Glyptopterus (*Chaud.*). F. variabilis, Pterostichus Schönherri *Fald.*, Mysosoda irregularis *Fischer*, Pterostichus scrobiculatus *Adams.*

29) Platypterus (*Chaud.*). F. Panzeri, cribrata.

30) Coscionopterus (*Chaud.*). Einzige Art: F. Wellensii.

31) Calopterus (*Chaud.*). F. Duvalii, Prevostii, fossulata etc.

32) Cophosus (*Ziegl.*). F. magna, cylindrica, filiformis.

33) Percus (*Bon.*). F. lacertosa, corsica, Paykullii, navarica etc.

34) Cryobius (*Chaud.*). F. ventricosa, pinguedinea, empetricola, frigida.

35) Diorychoderus (*Chaud.*). F. alpestris?

36) Omaseus (*Ziegl.*). F. melas, depressa, magus, altaica etc.

37) Pachymorphus (*Chaud.*). Einzige Art: F. aerea.

38) Lyperus (*Chaud.*). F. nigerrima, aterrima, elongata.

39) Pseudorthomus (*Chaud.*). Einzige Art: F. amaroides.

40) Abax (*Bon.*). F. ovalis, carinata etc.

41) Cheporus (*Meg.*). Einzige Art: F. striolata.

42) Molops (*Bon.*). F. robusta, elata, terricola.

---

[*]) Bulletin de la soc. impér. d. natural. d. Mosc. 1838. pag. 2.

Außerdem hat Chaudoir[9]) noch von der Dejean'schen Gattung Feronia als besondere Gattungen abgetrennt: Scaphiodactylus, auf F. moesta *Dej.*, Chalcochrous auf F. tenebricosa gegründet. — Sonst gehören noch folgende einzeln aufgestellte Gattungen zur Gruppe der Feronii: Stereocerus und Isopleurus *Kirby*[10]), Megalostylus *Chaud.*[11]), Simodontus *Chaud.*, Oxypselaphus *Chaud.*, Megalonychus *Chaud.*, Stenognathus *Chaud.*, Oxyglossus *Chaud.*[12]), Cnemacanthus und Cnemalobus *Brullé* und *Guér.*[13]), Metius *Curtis*[14]). (*Germar.*)

FERRABOSCO (Constantino), wird, wie der gleich mit anzugebende Matthia, in *Draudii* Biblioth. class., angeführt, von Walther und dann von Gerber in ihren Lexik. der Tonkünstler benutzt. Dagegen wird der folgende Domenico Ferrabosco übergangen. Vom Constantino heißt es: Er gab heraus Canzonette a 4 voci. (Venedig 1591.), auf deren Titel er sich Bolognese, Musico di S. M. Cesarea nennt.

Matthia Ferrabosco, ein Componist aus Bologna, gab heraus Canzonette a 4 voci. (Venedig 1591.) Schon Walther vermuthet, daß Constantino und Matthia eine Person wären, welcher beide Vornamen zukämen. Er schreibt auch den Alfonso nicht, wie Gerber, Ferabosco, sondern Ferrabosco, wie Andere gleichfalls, denen Gerber jedoch hierin nicht folgt, ohne darüber einen bestimmten Grund anzugeben. — Wir sehen wenigstens, daß hier noch Manches unsicher steht, das nur dadurch entschieden werden könnte, wenn beide Ausgaben gleiches Titels, aber mit verschiedenen Vornamen, irgendwo aufgefunden werden könnten, die dann mit einander zu vergleichen wären, ob sie verschiedene Canzonetten enthielten, oder nicht. Damit stelle man meine Bedenken im gleich folgenden Artikel: Ferrabosco, Domenico, zusammen. (*G. W. Fink.*)

FERRABOSCO (Domenico Maria), wird von Baini gewöhnlich mit dem Beinamen Domenico an verschiedenen Stellen seines Werkes über Palestrina angeführt, und nur ein Mal mit Dom. Maria. Er lebte um 1540 als Gesanglehrer in Rom, zu einer Zeit, wo Italien unter seinen Landeskindern noch sehr wenige gebildete Musiker aufzuweisen hatte; er und ein junger Brescianer Giov. Contini, mit dem schon alternden Cost. Festa, waren damals die einzigen Italiener, die in Rom einigen Ruf hatten. Ferrabosco wurde vom März des Jahres 1547 an, als Maestro de' putti (Gesanglehrer der Knaben) an der Kapelle Giulia im Vatican angestellt, behielt aber das Amt nur bis Ende Januars 1548, wo Michele Cimatori, der Kapellmeister zu S. Petronio in Bologna, sein Nachfolger wurde, während Ferrabosco das Kapellmeisteramt in Bologna übernahm. So heißt es ausdrücklich S. 5 der Kandler'schen Übersetzung Baini's, wo noch erinnert wird, Franc. Roselli habe dem Ferrabosco einige Zeit substituirt. Dagegen muß es auffallen, daß in der Tabelle der Kapellmeister an den drei Hauptkirchen Roms von Baini selbst Cimatori gar nicht genannt wird, sondern Franc. Roselli als eigentlicher Singmeister der Knaben folgt. Immer eine bedenkliche Unsicherheit, die Baini hätte vermeiden sollen. — Auch hier blieb Ferrabosco nicht lange; Papst Julius III. berief ihn als Sänger an die päpstliche Kapelle, welchen Posten Ferrabosco im November 1550 antrat, ob er gleich verheirathet war. Paul IV. war dagegen anderer Meinung, als sein Vorgänger; er fand es unschicklich, vermählte Sänger in seiner Kapelle zu haben, und wider die Regel war es allerdings; und so wurde er denn zugleich mit Palestrina und Leonardo Barrè, trotz aller Verwendung des Sängercollegiums, am 30. Juli 1555 ausgestoßen. Jeder dieser drei Männer erhielt noch sechs Scudi monatlich als Gehalt oder Vergütung. — Und soweit nur geht die Angabe der Lebensverhältnisse des Dom. Ferrabosco, von welchem im Anhange es noch heißt: Von diesem zu seiner Zeit sehr geachteten Tonsetzer findet man einige Motetten in der bezüglichen Sammlung des Gardano vom J. 1554, und einige Madrigale in einer ähnlichen Sammlung vom J. 1557, deren auch Doni der Ältere in der Libreria p. 83 und Vinc. Galilei im Fronimo p. 27 erwähnt. Letzterer gibt auch das Lied Ferrabosco's: Jo mi son giovinetta, mit der Lautentabulatur. — Im päpstlichen Archive finden sich mehre schätzbare Werke von diesem Meister, der übrigens auch zuweilen Ferraboschi genannt wird.

Domenico Ferrabosco, dessen Lebensnachrichten mit 1555 schließen, war nach Allem, was Baini, ihn S. 52 unter die berühmten Tonsetzer der damaligen päpstlichen Kapelle setzend, über ihn berichtet, ein unternehmender, leicht beweglicher Mann, von welchem nicht anzunehmen ist, daß er nach seiner Absetzung lange und ruhig in Rom sitzen geblieben sein wird. Man erfährt wol durch Baini, daß sich Palestrina die Untersuchung Paul's IV. so zu Herzen genommen habe, daß er zwei Monate gefährlich krank lag; von Dom. Ferrabosco dagegen verlautet nichts dergleichen. Wie wär' es, wenn er sich mit Frau und Kind, oder Kindern, nach England begeben hätte? Dem Unternehmungsgeiste des Mannes sieht es ähnlich genug. Das an und für sich Geringfügige und noch dazu schon durch doppelte Schreibart zweifelhaft gemachte r und rr im Namen würde weit weniger Umstände machen, als der ganz verschiedene Vorname, der leicht ein Mal mit dem Vornamen des Sohnes verwechselt worden sein könnte. Alles, was sonst vom Vater des Alfonso erzählt wird, paßt ganz genau auf diesen Domenico Ferrabosco. Auch die Nachricht würde sich begründen, daß Alfonso, der Sohn, aus Bologna sei. Ebenso würde sich die Geschicklichkeit, einstimmige Lieder mit Lautenbegleitung zu schreiben, so groß oder klein sie eben damals war, vom Domenico herleiten lassen, von welchem Alfonso gelernt hätte. Die Zeitangaben selbst haben nicht nur nichts gegen diese Annahme, sondern Alles dafür. Es käme dadurch ein sehr natürlicher Zusammenhang ins Ganze. — Säße ich an einem Orte, wie Wien, wo große musika-

9) Bull. de Mosc. 1838. p. 20. 10) Fauna boreali-americ. (Norwich. 1837. 4.) 11) Bull. de Mosc. 1842. p. 855. 12) Bull. de Mosc. 1843. p. 412 sq. 13) *Brullé*, Hist. natur. d. ins. T. IV. 1839. *Guérin*, Magaz. d. Zoolog. 1838. 14) Transact. of the Linn. Soc. 1839. Vol. XVIII. P. II. p. 181.

lische Bibliotheken offen stehen, so wäre durch sorgfältige Vergleichung aller hierher gehörigen alten Ausgaben die Frage höchst wahrscheinlich gründlich zu erörtern. Da mir das vor der Hand unmöglich ist, kann ich nur als Hypothese hinstellen, daß die Männer unter dem Namen Ferabosco und Ferrabosco wol zu einer und derselben Familie gehören; daß der Vorname Alfonso, der auch dem Vater gegeben wird, wol nur aus einer Verwechselung entstanden ist und in Domenico umzuwandeln sein dürfte. So sehr auch meine Vermuthung einleuchtet, so wenig ist es doch meine Art, die Angaben eines so sorgfältigen Mannes, als Gerber ist, ohne vollkommene geschichtliche Gründe für niedergeschlagen zu erklären. Es wäre aber wünschenswerth, daß ein hierzu geeigneter Kunstforscher in Wien oder Paris die Untersuchung auf sich nähme, damit wir auf eine oder die andere Art völlig ins Klare kämen. Ich meine aber, daß die früher genannten Ferabosci und dieser Ferrabosco eine und dieselbe Familie bilden. (*G. W. Fink.*)

FERRACINO (Bartolomeo), ein sehr geschickter Maschinenbauer ohne theoretische Kenntnisse, wurde geboren zu Solagna unweit Bassano im J. 1692. Um sich und den Seinigen Brod erwerben zu helfen, mußte er, sobald er die nöthigen Kräfte besaß, ins Gebirge wandern und dort Breter sägen. Bald gab ihm sein Genie ein, eine Maschine zu bauen, welche diese Arbeit für ihn verrichten könne, und wirklich brachte er eine Windmühle der Art zu Stande. Diesem ersten Versuche seines mechanischen Talents folgten bald mehre andere, die ihm großen Ruf verschafften. Er ließ sich nun in Padua nieder, und bereiste von da aus die zahlreichen Örter, wo man seinen Rath und seine Hilfe verlangte. Die Uhr des St. Marcusplatzes in Venedig, das Gewölbe des großen Saales zu Padua sind Werke Ferracino's. Im J. 1749 baute Ferracino eine hydraulische Maschine, welche, vermittels mehrer Archimedischer Schrauben, das Wasser 35 Fuß hoch hob. Diese Maschine wurde allgemein bewundert und deshalb mit einer Inschrift zu Ehren ihres Urhebers versehen. Von allen Werken Ferracino's ist aber die Brücke zu Bassano dasjenige, welches seinem Genie am Meisten Ehre machte. Die Geschichte und Beschreibung dieser Brücke findet man in dem am Schlusse dieses Artikels angeführten Werke von Memmo. Bei allen seinen Arbeiten wurde Ferracino gleichsam durch Instinct auf das einfachste und zweckmäßigste Verfahren geleitet, ohne sich um die Theorie zu bekümmern. Vergeblich versuchte man ihm Geschmack an den Wissenschaften einzuflößen, indem man ihm zu verstehen gab, welchen Ruhm er sich erwerben könnte, wenn er durch Lectüre und Umgang mit Gelehrten seinen Geist bilden wollte. Fragte man ihn, wie er es mache, um Etwas zu erfinden, so antwortete er lachend, er lerne Alles aus dem Buche der Natur. — Ferracino starb zu Solagna im J. 1777. Die Stadt Bassano hat ihm ein Monument errichtet. Ferracino's Leben und Werke haben beschrieben Francesco Memmo unter dem Titel: Vita e macchine di Bartol. Ferracino (Venedig 1754. 4. Mit Figuren und dem Portrait Ferracino's), und Gianbattista Verci in einem Elogio storico del famoso ingegnere B. Ferracino (Venedig 1777.), woraus Nicollet in der Biographie universelle T. 14 geschöpft hat. (*Gartz.*)

FERRADINI (Antonio), ein Neapolitaner des 18. Jahrh., dessen Kirchen- und Theaterwerke von Kennern sehr gerühmt wurden. Gerber schreibt, daß er in beiden Fächern mit Glück und Beifall gearbeitet habe. Wir finden in Busby's Geschichte (2. B. S. 514 der Übers.) einen Ferradini ohne Vornamen und im Vorbeigehen erwähnt, dessen Compositionen mit denen eines Hasse, Galuppi, des londoner Bach rc. zu einem Pasticcio (s. dieses) verarbeitet wurden 1764. Sein Name war also auch in England bekannt. Er muß Italien früh verlassen haben; warum, lesen wir nirgends. Er hatte sich nach Prag gewendet, wo er 30 Jahre lang blieb, und sich immer mehr vom Geräusche der Welt zurückzog, zu welcher ihn auch die Noth nicht wieder zu bringen vermochte. Dabei blieb er der Kunst treu und schrieb noch kurz vor seinem Tode ein Stabat mater, das für ein originelles Meisterstück gehalten wird. Erst nach seinem Tode, der ihn 1779 völlig verarmt, im Hospital der Italiener traf, wurde das Werk wiederholt zu Gehör gebracht. Der Mann scheint also ein Genie gewesen zu sein, das mit der Welt zerfallen war. — Ein anderer

Ferradini, Giovanni, war Flötist und ließ 1729 zu Amsterdam, wo er eine Zeit lang lebte, zwei Hefte für die Flöte drucken, die in Marpurg's kritischen Briefen 2. Bd. S. 465 erwähnt werden. (*G. W. Fink.*)

FERRAND (Joh.), geboren zu Puy 1586, wurde Jesuit, lehrte Theologie und Humaniora; vorzüglich bekannt durch seine Vertheidigung der Reliquien gegen den Vorwurf der außerordentlichen Menge mancher einzelner Heiligthümer solcher Überbleibsel. Er behauptete, die Reste mancher Heiligen seien durch ein göttliches Wunder vervielfältigt worden, damit sie desto mehr verehrt werden könnten. War auch der Ausspruch nicht neu, so war er es doch den Meisten, daß auch der Mann dadurch in bessern Ruf kam, als durch seine übrige Thätigkeit, die er auch als Exeget zum Besten des Glaubens entwickelte. Er starb 1672 am 30. Oct. zu Lyon. Seine Schriften sind: Disquisitio Reliquiarum. (Lion 1647.) Vita Fulgentii Ferrandi. (Ebendas.) Epicinion pro Liliis aureis Franciae adversus J. Jac. Chiffletium, Apes pro Liliis sufficere audentem. (1663.) Epicinion secundum etc. (1671. Ebendas.) Animadversioni Chiffletianae Animadversio cum foenore repensa. (Dijon.) — Pro animabus purgatorii juvandis. — Pro laborantibus in partu de pietate erga S. Ignatium. (*G. W. Fink.*)

FERRAND (Bevays), geb. 1735 zu Castres, aus einem adligen Geschlechte stammend, befehligte zu Anfange der Revolution als Brigadegeneral (1792) unter Dumouriez einen Theil des linken Flügels bei Gemappe, und ward dann Commandant von Mons. Im J. 1793 vertheidigte er Valenciennes 87 Tage. Er ließ darüber kurz vor seinem Tode einen ausführlichen Bericht drucken. Wegen seines Verhaltens ward er mehrmals in gerichtliche

Untersuchung gezogen, doch immer wieder freigesprochen. Unter der Directorialregierung befehligte er ein Armeecorps in Belgien. Zuletzt war er Präfect des Niedermaasdepartements. Im J. 1804 trat er in den Privatstand zurück. Er starb im November 1805 zu Planchette bei Paris im 70. Jahre. (*Heinrich Döring.*)

FERRAND (Antoine), geb. 1752, widmete sich dem Studium der Rechte, ward Advocat und späterhin Parlamentsrath zu Paris. In dieser Stellung bot er seine hinreichende Beredsamkeit auf, um manchen Schritten des Ministeriums, die er mit dem öffentlichen Wohle für unverträglich hielt, kräftig Einhalt zu thun. Besonders verwarf er die gefoderten Anleihen. In einem Schreiben, das er Ludwig XVI. vorlegte, suchte er darzuthun, wie nur durch eine Einheit zwischen dem Throne und Parlament dem Sinken des Staatscredits vorgebeugt werden könnte. Während der französischen Revolution gehörte er zu den Emigrirten. Als er 1801 wieder nach Frankreich zurückkehrte, entzog er sich den öffentlichen Geschäften. Ohne eine Anstellung zu suchen, widmete er sich mannichfachen literarischen Beschäftigungen, vorzüglich historischen Studien. Ludwig XVIII. berief ihn 1814 in das Ministerium, in Anerkennung des Eifers, mit welchem sich Ferrand für die Zurückberufung der Bourbons erklärt hatte. Als Mitglied des Comité, der mit dem Entwurfe der Verfassungsurkunde beauftragt worden war, hatte er an derselben großen Antheil. Späterhin trat er aus dem Ministerium in die Pairskammer. Rastlos thätig, wohnte er auch da noch ihren Sitzungen bei, als in höheren Jahren zu dem Übel der Blindheit noch eine Lähmung der Füße trat. Er starb am 16. Jan. 1825. Als Schriftsteller empfahl er sich durch sein gediegenes Werk: L'esprit de l'histoire, dessen vier Bände 1816 zu Paris zum fünften Male aufgelegt wurden. Aus Rulhiere's literarischem Nachlaß setzte er die von jenem Schriftsteller begonnene Histoire de la Pologne fort. Ein sehr ausführliches Werk erschien noch von ihm zu Paris in vier Octavbänden unter dem Titel: Théorie des revolutions. (*Heinrich Döring.*)

FERRARA (44° 50′ 18″ nördl. Br., 29° 16′ 29″ östl. L. vor Ferro [1]), eine der schönsten Städte Italiens und nächst Turin unstreitig diejenige, der in Ansehung der Regelmäßigkeit ihrer Anlage der erste Platz unter allen Orten des oberen Italiens gebührt. Ihre Lage im Tieflande Oberitaliens, in der durch die Anschwemmungen des Po, vor seinem Eintritte in das adriatische Meer, gebildeten, zum Theile stark versumpften Ebene, die von einem Arme des Po bewässert wird, setzte sie mehrmals der großen Gefahr aus, ganz unter Wasser gesetzt zu werden, wogegen man sich durch zahlreich aufgeworfene Dämme zu schützen gewußt hat. Durch die vielen Sümpfe, die zum Theil bis in die Stadt selbst sich hinein-, wenigstens jedenfalls bis dicht an sie herandrängen, ist die Luft immerhin verpestet [2]), durch den Lauf der Zeit und die Macht der Verhältnisse sein einst weitverbreiteter Ruhm verschollen und seine Straßen und Plätze verödet. Die Stadt sieht schon von Außen alt und halb verfallen aus, erscheint dagegen im Innern gut gebaut, großartig und als eine regelmäßige Stadt; nur sind ihre Paläste verfallen, ihre bewunderten langen und breiten Straßen menschenleer, sodaß das Gras in ihnen lustig zwischen den Fugen der Schritt- und Pflastersteine emporschießt, und ihre weiten und herrlichen Plätze voll Trauer und Einsamkeit. Sie zählte aber auch einst gegen 80,000 Einwohner [3]), deren Zahl jetzt auf 25—30,000 herabgesunken ist [4]). Diese Hauptstadt der gleichnamigen päpstlichen Delegation ist befestigt, mit Mauern und Bastionen umgeben, von Gräben und Kanälen umringt und im Südwesten auch durch eine Citadelle vertheidigt, die aber zu lange vernachlässigt wurde, als daß sie noch bedeutend sein könnte; in ihr hat Österreich das völkervertragsmäßige Besatzungsrecht.

Man betritt die Stadt, von Padua herkommend, durch das Johannisthor, von dem sich bis zum entgegengesetzten Thore, das gegen Bologna hinausführt, die ungefähr 300 Schritte lange Straße des heiligen Benedict, in gerader Richtung fortlaufend, und nur in der Mitte von einer andern, ebenfalls langen und geraden Straße rechtwinkelig durchschnitten, dahinzieht, und lernt dieselbe sogleich als eine der schönsten Städte Italiens kennen; denn auch die meisten übrigen Straßen, Gassen und Plätze sind breit, zum Theil schnurgerade, vortrefflich gepflastert, freilich sehr öde, aber durchaus kein verfallenes Ansehen zur Schau tragend [5]). Die oben erwähnte Straße oder der Corso di porta Po ist in seiner ganzen bedeutenden Länge mit Palästen geschmückt, deren viele auch in andere Gegenden der Stadt vertheilt sind. Überhaupt zählt die Stadt gegen 5000 Häuser, die meist sauber, gut unterhalten, und von wohnlichem Aussehen sind und durch ihren größtentheils rothen Anstrich zu dem gefälligen Eindrucke viel beitragen, den das Äußere der Stadt hervorbringt [6]). Selbst das Ghetto, Stadtviertel der Juden, deren es hier

---

1) s. Dr. Heinrich Berghaus' Allgemeine Länder- und Völkerkunde rc. (Stuttgart 1843.) 5. Bd. S. 997. In der Sammlung von Hilfs- und Rechnungstafeln zu Heinrich Berghaus' Grundriß der Geographie rc. (Breslau 1843.) S. 52: 44° 49′ 56″ nördl. Br., 9° 16′ 10″ östl. L. von Paris. G. B. Rampoldi in seiner Corografia dell' Italia. (Milano 1833.) Vol. II. p. 35 hat: 44° 50′ nördl. Br. und 9° 16′ östl. L.

2) s. Fußreise durch Italien und Sicilien. Von J. Baumann. (Luzern 1839.) 2. Bd. S. 280. 3) s. Handbuch für Reisende in Italien, von Dr. J. F. Neigebauer. Dritte Auflage. (Leipzig 1840.) 2. Th. S. 153. 4) Dr. Heinrich Berghaus gibt ihre Zahl auf 30,000 (Das europäische Staatensystem, nach seinen geographisch-statistischen Hauptverhältnissen. [Stuttgart 1843.] 2. Th. S. 997) und 25,000 (s. desselben Grundriß der Geographie in fünf Büchern rc. [Breslau 1843.] S. 863) an; Neigebaure 23,000, W. v. Lüdemann zu 31,000 (s. Karl Frommel's Pittoreskes Italien rc.; Text für Oberitalien von W. v. Lüdemann. [Leipzig 1840.] 1. Bd. S. 86), G. B. Rampoldi (Corografia dell' Italia. (Milano 1833.) Vol. II. p. 35) zu 22,000, Dr. Ernst Förster 31,600 (s. Handbuch für Reisende in Italien. [München 1840.] S. 227) Seelen u. s. w. 5) Darstellungen aus einer Reise durch Teutschland und Italien im J. 1835. Von Fr. K. von Strombeck. (Braunschweig 1838.) 2. Th. S. 6. 6) Reisen in Italien seit 1822. Von Friedrich Thiersch, Ludwig Schorn, Eduard Gerhard und Leo von Klenze. (Leipz. 1826.) 1. Th. S. 315.

mehre Tausende gibt, bildet ganz im Gegensatze zu anderen Städten ein sehr schönes Stadtquartier [7]).

Diese regelmäßige, alte und dem äußeren Ansehen nach neuere Stadt ist die Hauptstadt der Provinz oder Delegation gleiches Namens, der Sitz des päpstlichen Legaten, eines Erzbischofs, unter dem nur das Bisthum Comachio steht [8]); einer Universität mit ungefähr 300 Studenten, eines Collegiums (Vorbereitungs-Lehranstalt für die Universität), einer Artillerie- und Ingenieursschule, einer öffentlichen Bibliothek von ungefähr 80,000 Bänden, einer Congregazione amministrativa (der Provinz), eines Civiltribunals und des städtischen Magistrats. Die Juden haben hier eine Synagoge und für den Elementarunterricht gibt es mehre Schulen und Privatlehranstalten für Mädchen und Knaben.

Gehen wir nun ins Einzelne über. Die Stadt hat zwar keine großen öffentlichen Plätze, doch einen und den andern darunter, die allerdings der Beachtung werth sind. Die Piazza Ariostina ist ein schöner offener, heiterer Platz, der die Form eines großen länglichen Vierecks hat, mit Rasen bewachsen, mit Bäumen bepflanzt und mit gepflasterten Straßen umgeben ist. In der Mitte desselben befindet sich eine schöne Statue Ariosto's. In der Mitte steht eine Säule. Auch andere öffentliche Plätze sind nicht ohne Schönheit. — Unter den Straßen ist der Corso di Porta Po oder Strada di S. Benedetto wahrhaft imposant, die eine Länge von einer halben teutschen Meile hat und mit Palästen geschmückt ist. Die Straße, welche den Namen la Giuecca führt, ist aber denn doch die schönste der ganzen Stadt, die eine Länge von 2814 und eine Breite von 1959 Metres hat, nämlich von der Porta San Benedetto bis zur Porta San Giorgio.

Unter den öffentlichen und Privatgebäuden zeichnen sich auch hier, wie in Italien, überhaupt die Kirchen aus, deren Ferrara noch immer gegen 100 zählt. Unter diesen sind die bemerkenswerthesten: der Dom, eine Kathedrale, welcher, was seine ursprüngliche Anlage betrifft, in die Reihe der früheren Gebäude aus der Zeit des lombardischen Baustyls (wie ihn Prof. Fr. Kugler nennt) gehört und zwar aus der Periode seiner reichsten und einer verhältnißmäßig edeln Ausbildung [9]). Der untere Theil seiner Façade, an dem sich das Datum des Jahres 1135 findet, und die äußere Decoration seiner Langseiten entspricht den Formen des Domes von Modena, der Oberbau der Schauseite oben ist in ziemlich baroker Anordnung in den Formen des gothischen Baustyls ausgeführt worden und gehört ohne Zweifel dem Verlaufe des 13. Jahrh. an. Für Freunde der älteren Kunstdenkmäler sind die Sculpturen des Nicolo da Ficarolo an der Giebelseite merkwürdig [10]). Über der Hauptthüre und weitumher am Giebel vertheilt ist eine große Darstellung des jüngsten Gerichts, die Seligen in Abraham's Schooße, die Verdammten im Höllenrachen; die Seelen vom Engel gewogen, wobei sich der Teufel an die Schale hängt, um sie herunterzuziehen, Scenen der Passion Christi; die sieben Todsünden u. a. m. In diesen Bildwerken ist wiederum ein wenig mehr Lebensgedanke und Geschicklichkeit ersichtlich, als in jenen seiner Vorgänger. Unter mehren seltsamen Gebilden an der Mittelthür ist schon ein Fuchs in einer Mönchskutte, dergleichen Vorstellungen auch sonst in Italien aus dem Mittelalter häufig vorkommen. Die langen Seiten der Kirche sind außen auch noch alt, und besonders die nach dem Markte reich verziert. Über der linken Seitenthüre eine als Madonna verehrte antike Büste von griechischem Marmor und daneben die Statue Albert's von Este von Marescotto, als Pilger abgebildet, als welcher er im J. 1390 von Rom sich Ablaß seiner Sünden geholt. Ehe man das Innere dieses Gebäudes betritt, betrachte man noch die Architektur, welche es in die Reihe der reichsten und zugleich abenteuerlichsten Gebäude Italiens einreiht. Die Giebelseite hat oben drei an einander stoßende kleinere Giebel, von gleicher Höhe; darunter vier Stockwerke kleiner Säulen; unter drei Thüren, deren vortretende Säulen eigentlich vier in der Mitte durch ein Band umschlungene Säulen, gebückte Männer tragen, die auf Löwen stehen; von den beiden Seitenthüren sind aber nur noch die Löwen übrig. Zwischen den in die Wand vertieften Säulen und Pfeilern der Hauptthüre treten die früher erwähnten Bildwerke und Bildsäulen hervor. Die Langseiten zeigen oben zwei Stockwerke kleiner Säulen von der mannichfaltigsten Gestaltung, runde, eckige, gereifte, oder sonst gemusterte, gewundene, im Zickzack aufsteigende zwei oder vier, wie Reben zusammengedrehte, zusammengebundene, ja wie Seile, in Knoten verschürzte, oder in Schlingen sich auffassende. — Im Innern der Kirche ist aber von dem alten Baue gar nichts mehr zu erkennen, sondern alles antik-modernisirt. Sie ist dem Georg, dem Schutzpatron der Stadt, den sie auch in ihrem Insiegel führt [11]), geweiht, in der Form eines griechischen Kreuzes erbaut, und im neueren römischen Geschmacke verziert. Trotz seines dem Äußeren widersprechenden Charakters macht das Innere doch durch große Verhältnisse und die schöne Wölbung des Chors einen bedeutenden Eindruck. Die Altäre sind mit einigen der Beachtung würdigen Bildern geschmückt; unter diesen zeichnen sich aus: Von Benvenuto Tisio, genannt il Garofale, dem vorzüglichsten Maler in Ferrara, St. Peter und Paul, eine Himmelfahrt Mariä und die Madonna auf dem Throne mit Heiligen; das Martyrium des heil. Laurentius von Guercino aus Cento; ein Franc. Francia u. a. m. Die Gewölbe des Chores sind von einem großen Frescobilde, dem jüngsten Gerichte des Sebastiano Filippi, einem Schüler des Michelangelo, bedeckt, das sich durch große Gruppen und den Reichthum der Anordnung auszeichnet; in ihm erscheinen auch höchst interessante Bildnisse. Es

---

7) Praktisches Reisehandbuch nach und durch Italien rc. Von A. Lewald. (Stuttgart 1840.) S. 109. 8) s. Dr. Fr. W. Schubert's Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa. (Königsberg 1839.) Ersten Bandes vierter Theil. S. 421. 9) s. Handbuch der Kunstgeschichte von Dr. Fr. Kugler. (Stuttgart 1842.) S. 444. 10) s. Briefe in die Heimath aus Teutschland, der Schweiz und Italien. Von Dr. Fr. H. v. d. Hagen. (Breslau 1818.) 2. Bd. S. 172; dann Gaye im Kunstblatte des Morgenblattes. 1826. Nr. 77. Kugler a. a. O. S. 500.

11) s. J. D. Fiorillo's Geschichte der zeichnenden Künste rc. (Göttingen 1798.) 2. Bd. S. 229.

verdient nach dem jüngsten Gerichte Michel Angelo's in der Sixtinischen Kapelle zu Rom genannt zu werden. Von demselben Meister ist auch am fünften Altar eine heil. Katharina. Von Cosimo Tura sind hier zu sehen eine Verkündigung und ein heil. Georg. Eine Madonna mit dem Kinde, genannt della Colonna, von Gelasio di Niccolo della Masnada di S. Georgio im J. 1242 auf die Mauer gemalt und eine Madonna von Ettore Bonacossa, mit der Unterschrift des Malers vom J. 1448 verdienen auch ausdrücklich genannt zu werden. Von den übrigen Gegenständen der Kunst sind noch zu beachten: das Grabmal des Papstes Urban III.; jenes des Luigi Gregorio Giraldi, der alte Altar mit fünf Statuen von Erz, nämlich: Christus am Kreuze, die Jungfrau und der heil. Johannes, Georg und Maurelus von Bindelli und Marescotti, zu deren Schätzung Donatello von Venedig hierher berufen wurde, der dafür den Preis von 1641 Dukaten sich auszahlen ließ; endlich die 23 Choralbücher von größtem Format mit den herrlichsten Miniaturen, die man mit Recht für das Schönste hält, was in dieser Art vorhanden ist und die den berühmten Schätzen dieser Art in Siena an die Seite gesetzt werden müssen. — Der Thurm aus mehren übereinanderstehenden und durch Mauerwerk verbundenen Säulenstellungen gebaut, wird von den Italienern für schön gehalten und doch fehlt ihm noch eine Säulenstellung und die Kuppel.

Die Kirche S. Francesco gehört zu den schönen alten Gebäuden, deren Seitenschiffe durch starke Säulen und Bogengänge von dem Hauptschiffe getrennt sind, wodurch in ihr ein 16faches Echo hervorgebracht wird. Diese Kirche hat einen Theil ihrer Schätze an vorzüglichen Bildern aus den Schulen von Ferrara, Venedig und Bologna verloren, zum Theil durch Verkauf, zum Theil durch Abgabe an Frankreich, und von dort nichts zurückerhalten. Noch besitzt sie eine Reihe vortrefflicher Bilder auf Holz und Wand von Garofalo, die zu seinen Hauptwerken gehören, nämlich: eine Gefangennehmung Christi, in der Kapelle Riminaldi die Ruhe der heiligen Familie auf der Flucht nach Ägypten; die Erweckung des Lazarus; der Mord der Kinder in Bethlehem und eine Madonna mit dem heil. Johannes und Hieronymus. — Von Domenico Panetti (Laneti, Lanero) die heil. Elisabeth; von Ortolano eine heil. Familie; anderer Bilder von Monio (einer Auferstehung und Himmelfahrt), Scarsellino (einer Flucht nach Ägypten) nicht zu gedenken. Unter den zahlreichen Grabmälern befinden sich jene der Herzoge von Este, namentlich von Azzo IX. bis auf Alberto III. und das Grab des Geschichtschreibers Giambattista Pigna, Secretairs und Günstlings des Herzogs Alfonso, des Nebenbuhlers und Feindes Torquato Tasso's.

Die Kirche S. Benedetto ist eine der schönsten Kirchen Ferrara's und noch immer reich an kunstgeschichtlich berühmten Gemälden; darunter zeichnen sich aus: eine Anbetung der Hirten, das Meisterstück von Giovanni Francesco Surchi, genannt il Dielai [12]); die Beschneidung von Garofalo, die heil. Katharina und die Himmelfahrt Mariä von Scarselino und die Hochzeit zu Kana, Christus am Ölberg und ein heil. Marcus von Carlo Bononi; der heil. Marcus, das Evangelium schreibend, von Cremonese [13]). In dieser großen, schönen Kirche war früher der muntere Heldensänger Ludovico Ariosto begraben, dessen Denkmal, sammt seinen Gebeinen, im J. 1801, als die Franzosen dieselbe in ein Vorrathshaus für Kriegsbedürfnisse zu verwenden beschlossen, in den großen Saal der öffentlichen Bibliothek übertragen wurde. Das zur Kirche gehörige ehemalige Benedictinerkloster, jetzt in ein Militairspital verwandelt, ist von außerordentlichem Umfange und eins der schönsten Gebäude von Ferrara. Drei große, mit Säulenhallen umgebene, Höfe enthalten auch ein und das andere Merkwürdige; so sieht man noch in einer der großen Hallen ein großes Frescogemälde von Dosso Dossi, das Paradies mit dem Engelchore, unter dem auch Ariosto, der des Malers Freund war, angebracht ist; in einem anderen Raume ist, auch in Fresco gemalt, eine Grablegung von Garofalo. Beide Gemälde sind von den Soldaten arg mishandelt worden. In diesem Kloster soll Papst Pius VII. in früheren Jahren als Bruder gelebt haben.

Die entlegene Kirche S. Maria del Vado, im Innern durch zwei mit Bogen verbundene Säulenreihen in drei Schiffe getheilt, ist wol das älteste Gotteshaus von Ferrara und von den Gläubigen besonders hoch verehrt. Nach der Sage spritzte hier am Ostersonntage des Jahres 1171 das Blut aus der Hostie bis an die Decke, um den Messe lesenden Priester zu bekehren, den im Augenblicke der Consecration der Glaube verließ. Die eng aneinanderstehenden Seitenaltäre sind nicht durch große Vorbaue und dicke Säulen getrennt, sondern entwickeln sich ohne solche Störungen in zwei langen Reihen offen und frei an der Mauer, und da jeder ein Gemälde trägt, die auf solche Weise alle auf ein Mal dem Beschauer sichtbar sind, so gewinnt dadurch die Kirche selbst das Ansehen einer Gemäldegalerie, deren Decken auch mit sehr geschätzten Werken des Carlo Bononi geschmückt sind. Unter den Bildern verdienen genannt zu werden: der heil. Johannes der Evangelist auf Patmos sitzend, umher die Einöde, vor sich die Offenbarung der babylonischen Hure, die ursprünglich nackt von einem frommen Kanonikus von Bologna mit einem grünen Gewande bekleidet ward; vielleicht das schönste Bild des Dosso Dossi [14]); Christus mit dem Zinsgroschen vor dem Pharisäer von dem ältern Palma; die Heimsuchung von Panetti in der Sakristei; eine Wundergeschichte des heil. Antonius von Girolamo de' Carpi; die Madonna mit dem heil. Rochus und Anton dem Abt von Stefano Folza Goloni, genannt Stefano da Ferrara vom J. 1531; die Verkündigung von Camillo Filippi; ein Bild von Girolamo Marchetti von Cotignola, das man für eine Arbeit des Dossi gehalten [15]); auf dem Altare des heil. Matthias der Besuch Maria's

12) Italienische Reise von K. F. Scholler. (Leipzig 1831.) 1. Bd. S. 266.

13) Fiorillo a. a. O. 2. Bd. S. 222. Thiersch a. a. O. S. 324. 14) Fiorillo a. a. O. S. 217, 218 und 231. 15) Kunstblatt des Morgenblatts für gebildete Stände. März 1830. Nr. 19.

bei Elisabeth von Domenico Panetti; in einer Kapelle des Querschiffs auf einem verlassenen Altar der Tod der Maria von Vittore Carpaccio vom J. 1508; am Bilde der Gerechtigkeit und Stärke befindet sich das berühmte Räthsel von Alessandro Guarini[16]), in lateinischer Sprache, das bisher noch Niemand gelöst. Die Gewölbe der Tribune sind von Carlo Bononi gemalt, sodaß es völlig einem Werke der Caracci in Correggio's Geiste gleicht[17]). In der Sakristei ist eine Flucht zur See nach Ägypten von einem Venetianer. Unter den vielen Grabmälern sind nicht zu übersehen die einfachen Gräber Garofalo's und Bastianino's; die Denkmäler der Dichter Tito Vespasiano Strozzi und seines Sohnes Ercole, des Dielai, Ortolano, Bonone, der bedeutendsten Meister der ferraresischen Malerschule.

In San Gaetano ist eine Darbringung des Kindes im Tempel von Guercino.

In der den Maltesern gehörigen Kirche S. Giovanni sucht man jetzt schon seit längerer Zeit eine Madonna von Michel Angelo vergebens, die schon vor Jahren nach Rom verkauft worden ist. Noch immer findet man aber in diesem Gotteshause eine Enthauptung Johannes des Täufers von Guercino da Cento, einige Bilder von Dosso Dossi, worunter eine Grablegung und eine Anbetung der heiligen drei Könige von dem Ferraresen Scarsellino.

In San Domenico sind an der Außenseite der Kirche die Statuen von Ferrari, im Innern mehre gute Bilder zu beachten, vor Allem die Ermordung des heil. Pietro de' Rosini, oder des Märtyrers durch zwei Räuber von Garofalo; die Darstellung des Wunders, wie ein Todter, auf den das Kreuz Christi gelegt worden, wieder zum Leben erwacht, von demselben Meister, und eine heil. Katharina von Avanzi; das schöne Hochaltarblatt von Cignaroli.

Die Kirche des Campo Santo hat Malereien von Bonone, Dielai und Anderen.

In Sant Andrea sind viele und schöne Bilder und andere Kunstwerke. Unter den Sculpturen ist vor Allem bemerkenswerth die Statue des Apostels Andreas von Lombardo, von dem auch nach W. v. Lüdemann die Statue des heil. Nicolaus (?) sein soll. Unter den Gemälden zeichnen sich aus: auf dem ersten Altare rechts die Mutter Gottes auf dem Throne von Michael Cordellini? vom J. 1508; auf dem dritten Altare die Himmelfahrt Mariä von unbekannter Hand; der heil. Andreas von Panetti; Dosso Dossi's thronende Jungfrau; eine Auferstehung vielleicht von Tizian; die Gesetztafeln der Juden, ein großes, sehr zerstörtes Bild von Garofalo; von demselben Meister ist im Chore auch ein großes Bild, an dem, wie versichert wird, Rafael Sanzio selbst gearbeitet haben soll; es stellt die Madonna auf einem Throne vor, von Heiligen umgeben. Im Klosterhofe dabei findet sich ein verfallenes Refectorium, worin auch ein großes allegorisches Frescogemälde von Garofalo zu sehen ist, welches den Sieg des neuen Testaments über das alte darstellt.

In Santa Maria della Consolazione ist das Epitaphium zu sehen, welches Herkules Bentivoglio seiner vierjährigen Tochter Julia gesetzt hat.

Die St. Paulskirche enthält Bilder von Bastianino; das Grabmal des Antonio Montecatino, Professors und Rathes des Herzogs Alfons und als das geistige Widerspiel Tasso's berühmt, mit seiner Büste von Vicentini, deren strenge Züge den Mann zeichnen, wie ihn Zedlitz aufgefaßt hat. Eine Kapelle ist von Ercole Grandi oder Ercole von Ferrara gemalt, der auch zu Bologna in San Petronio gearbeitet hat. Unter den Denkmälern sind besonders jene von Giov. Bapt. Dossi, Bastaruolo und Antonio Montecatino bemerkenswerth; von denen der Letztere ein berühmter Peripatetiker des 16. Jahrh. und Rath des Herzogs Alfons von Este war, den wir auch als Goethe's Tasso kennen. Der Chor in dieser Kirche ist von Scarsellino und Bonone gemalt.

In der Kirche der Religiosen des Corpus Domini soll sich unter verschiedenen Gräbern des Hauses Este auch das der Tochter Alexander's VI., der berüchtigten Lucrezia Borgia, befinden.

In der Kirche del Giesu sind Gemälde von Bastianino und das Mausoleum der Herzogin Barbara, Freundin Tasso's; bei den Theatinern ist eine Auferstehung von Guercino. Selbst die arme Kirche der Capucinerinnen hat Bilder von Bonone und eine schöne Statue von Fereri. Die Kirche S. Maria degli Angeli, welche noch immer in mehren Reisebeschreibungen vorkommt, ist schon seit Jahren abgetragen. — Auch die meisten übrigen Kirchen enthalten wenigstens ein und das andere sehenswerthe Gemälde, Grabmal, oder Schnitzwerk.

Unter den weltlichen Gebäuden gebührt dem ehemaligen herzoglichen Palaste unstreitig der erste Platz. Es liegt derselbe am Ende der langen und breiten Straße della Giovecca, welche die Stadt der Länge nach durchschneidet, mitten in der Stadt, von Wassergräben umgeben, im Innern sehr verfallen und von Außen mit vier Thürmen versehen, im Style der Ritterburgen aufgeführt. Nicolaus von Este ließ ihn nach einem Aufstande des Volkes gegen ihn zu seiner Sicherheit erbauen. Es ist dieses Castel zwar von beträchtlicher Größe und noch ziemlich fest, sodaß es im Nothfalle noch immer als Schloß benutzt werden könnte, aber ohne alle Kunstform in der Anlage und auch sonst ziemlich unregelmäßig und theilweise verfallen. Diese ehemalige Residenz der Herzoge, der Schauplatz so vieler Ereignisse, welche in uns die rührendsten Erinnerungen wecken, ist nun die Wohnung des päpstlichen Legaten, der Sitz der Polizei und einiger anderer Staatsbehörden. Die alte Gemäldepracht des berühmten und vielgepriesenen Hauses, in dem einst die Estenser Hof hielten, Tasso liebte und litt, Ariosto seine zaubervollen Gesänge dichtete, Michel Angelo als Gast einkehrte und Dosso Dossi seine vielgepriesenen Gemälde schuf, diese und die übrigen Kunstwerke, welche einst die Wände dieses Gebäudes schmückten, haben durch

16) Es heißt: Quae sunt pro his quae non sunt, quae si essent pro his quae cum sint non sunt quae videntur esse pro his quae clam sunt in causa sunt ut quod estis sitis. 17) Fiorillo a. a. O. S. 233.

Feuersbrunst, Feuchtigkeit, Versäumniß und verkehrten Geschmack sehr viel gelitten, sodaß nur wenige Fresken noch zu sehen sind. Nach dem J. 1554, wo eine Feuersbrunst den größten Theil des Innern und fast sämmtliche Dächer verzehrte, wurde der Palast durch Hercules II. erneuert. An der Mauer über dem äußern Thore sind noch drei Frescobilder zu sehen. Die Madonna in der mittleren Mauervertiefung ist noch am wenigsten, die beiden anderen sind beinahe ganz zerstört [18]). Von den Gemälden, die in einigen Gemächern Dosso Dossi mit seinem Bruder Giov. Battista und auch mit Tizian malte, ist viel mehr und darunter Einiges sehr gut erhalten, obgleich vieles Andere theils übertüncht und theils mit neuen Tapeten verdeckt worden ist. Im sogenannten Saale der Aurora, dessen Wände ohne Schmuck sind, enthält nur die Decke Vorstellungen aus dem Mythus, die ihm vorzugsweise den Namen gegeben, obschon dem Wagen der Aurora gegenüber auch Helios mit dem Sonnengespanne abgebildet ist. Diese Fresken sind von Dosso [19]). In einem längeren Saale ist die Decke am reichsten bemalt und mit Verzierungen von sehr gutem Geschmacke versehen. Sowol das Bacchanal im mittleren Viereck, als auch der Fries mit Kindergruppen sind im Basreliefstyle die letzteren en Grisaille gemalt. Dieses ist auch von Dosso und gehört mit dem Bilde der gegenüberstehenden Seite von gleichem Raume, welches in ähnlicher Anordnung eine Palästra vorstellt, zu den vorzüglichsten Arbeiten Dosso Dossi's. Die Fresken der Sala del gran Consiglio werden von Einigen dem Bruder Dosso's, Giovanni Battista, zugeschrieben. Das kleine Cabinet, welches ehemals zur Loggia gehörte, enthält an der den Fenstern gegenüberstehenden Wand die von Tizian und Dosso gemeinsam ausgeführten Vorstellungen von Bacchanalen, die am sorgfältigsten geschützt, aber auch restaurirt worden sind, wodurch alle Spuren der Originalität der Behandlung verwischt worden sind.

Im **Palazzo del Magistrato**, in dem der Gonfaloniere wohnt und die Academia degli Ariostei (sonst degli Intrepidi) ihre Sitzungen hält, haben sich kostbare Bilder erhalten; als von Garofalo, die zwölf Apostel; Christus im Ölgarten; die Auferstehung und die Ausgießung des heil. Geistes; von Cosimo Tura das Martyrium des heil. Maurelius; der heil. Bruno von Guercino; eine Himmelfahrt von Bastianino; ein Mannaregen von Augustin Carracci; die Arche Noä von Dosso Dossi; ein Bild von Ortolano u. m. a. Der Aufenthalt Renata's von Frankreich erinnert daran, daß Ferrara nächst Venedig der Sitz des Calvinismus in Italien war, der aber in diesem Lande sehr bald wieder verschwand.

Unweit des Schlosses liegt das Sanct-Annenhospital, in dem Torquato Tasso auf Befehl Herzogs Alfonso's II. gefangen gehalten wurde. Da aber in einem Briefe aus seinem Gefängnisse Tasso selbst davon spricht, daß er aus seinem Fenster den Schloßthurm Leonoren's sehe, dieses aber aus der engen, dunklen, dumpfigen Celle, die jetzt für sein Gefängniß gilt, nicht möglich ist, so darf man wol, trotz der solches bezeugenden Inschrift über der Thüre mit Recht daran zweifeln [20]); das Loch ist denn doch wirklich gar zu entsetzlich, als daß der unglückliche Dichter hier hätte an neuen und an der Überarbeitung alter Werke arbeiten können. In der Nähe der Kirche von S. Benedetto wird das Haus gezeigt, in dem er seine Jugendjahre zubrachte.

Auch das Haus Ariosto's, nicht weit von der Bibliothek entfernt, ist noch zu sehen. Es führt die von ihm selbst verfaßte Inschrift: Parva, sed apta mihi, sed nulli obnoxia, sed non sordida. Darunter ließ sein Sohn Virginio setzen: Sic domus haec Ariosto propitios habeat Deos, olim ut Pindarica. In diesem Hause schrieb und starb er im J. 1533. Es war lange in fremden und profanen Händen, die nicht einmal der Grotte schonten, in der er nachzudenken pflegte. Erst im Jahre 1811 kaufte es der Gemeinderath, stellte es vom Verfalle wieder her und ließ die Büste des Dichters daran aufstellen. Im Hause der „Ariostei" bei Maria di Bocha ward er erzogen und stellte dort auch die Erstlinge seiner Muße dar, begraben wurde er endlich in der Kirche S. Benedetto. In ihr lag seine Asche bis zum Jahre 1801, zu welcher Zeit sie, da die französische Behörde jene alte Kirche für ihr Militair in Beschlag nahm, in die öffentliche Bibliothek übertragen wurde, in der man auch noch das im J. 1612 von seinem Urenkel Lodovico Ariosto errichtete Denkmal sieht, welches aus seiner Büste von Alratti und mancherlei architektonischen und allegorischen Zierathen besteht. — Auch das Haus des Dichters Guarini, das noch den Nachkommen desselben gehört, ist in der Nähe zu sehen.

In der Bibliothek befindet sich unter den gedruckten Werken eine, wie behauptet wird, ganz vollständige Sammlung aller von Ferraresern geschriebenen Bücher und Büchlein. Unter den Handschriften befinden sich einige große Choralbücher mit feinen Miniaturbildchen, von der Hand des alten ferraresischen Malers Cosme geschmückt. Die Bibliothek besitzt auch Ariosto's Orlando Furioso in dessen eigener Handschrift, in Octav. Alfieri erhielt, als er sich vor diesem Manuscripte ehrfurchtsvoll beugte, die Erlaubniß dieses in das Manuscript einzuschreiben, in dem man nun von seiner Hand liest: „V. Alfieri vidde e venerò. 18. Giugno 1783." Auch zeigt man die Spur einer Thräne, die Alfieri bei dieser Gelegenheit vergossen haben soll. Dieses Manuscript zeigt sehr viele Correcturen. Sein Lustspiel „La Scolastica" hat dagegen sehr wenige Correcturen, die in den „Satyren" sind sehr anziehend. Man zeigt hier auch des Dichters Lehnstuhl von Nußbaum und sein zierliches bronzenes Schreibzeug, ein Geschenk des Herzogs Alfonso von Este; es zeigt oben einen kleinen Amor, der den Finger auf den Mund legt. —

---

18) Kunstblatt des Morgenblattes für gebildete Stände vom 16. Sept. 1841, Nr. 74, S. 310. 19) Ebendaselbst am 21. Sept. Nr. 75. S. 313.

20) s. darüber Fr. K. v. Strombeck a. a. O. II, 4. Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. (Stuttgart und Tübingen 1829.) 27. Bd. S. 156. K. Frommel's Pittoreskes Italien. (Leipzig 1840.) I, 89. A. Lewald a. a. O. S. 111.

Von demselben befinden sich hier auch viele eigenhändige Briefe in einem Foliobande. Von Torquato Tasso ist hier ein Quartband Klagelieder, die er während seiner langen Gefangenschaft schrieb und auch die Urschrift seines „Gerusalemme liberata;“ endlich findet man hier auch die Handschrift des „Pastor fido“ von Guarini. Lodovico Ariosto's von Dosso Dossi gemaltes Bildniß ist auch in der Bibliothek zu sehen. Von den frühesten Ausgaben dieses Dichters sind 52 vorhanden, worunter die erste sich befindet von Giovanni Mazocco del Bondeno Ferrara den 22. April 1516. Diese Bibliothek, deren Hallen prachtvoll sind, wurde zwar erst im J. 1646 gegründet, aber sogleich durch die reiche Sammlung des Cardinals Bentivoglio vermehrt, ist aber denn doch eine der größten Italiens. Sie zählt bei 80,000 Druckwerke und 900 Handschriften, unter welchen sich, außer den schon früher erwähnten, griechische Palimpsesten des Gregor von Nazianz, Chrysostomus 2c., überhaupt aber keine befinden, die über das Ende des 15. Jahrh. hinausreichen. — Unter den 18 Portraits von Cardinälen, die sich in den schönen Localitäten der Bibliothek befinden, ist dasjenige des Cardinals Hippolyt d'Este eins der interessantesten, in sofern seine Physiognomie in der That auf das Werk hindeutet, zu welchem er (Ariosto) Veranlassung gegeben. Als dieser ihm nämlich sein Gedicht überreichte, that der Cardinal an ihn die Frage: „Meister Ludwig, wo bekommt ihr alle die Zoten her?“ worauf der Dichter geantwortet haben soll: „aus dem Cabinet Ew. Eminenz!“ [21])

Die Universität, il studio publico, eine Lehranstalt für Medicin und Gesetzkunde, enthält sowol in der Vorhalle des ansehnlichen Palastes, als auch im Hofe und zum Theil auch auf den Stiegen eine nicht uninteressante Sammlung lateinischer Inschriften und römischer Kunstdenkmäler, welche in der Stadt selbst oder in der umliegenden Landschaft ausgegeben und dieser Anstalt geschenkt worden sind; auch einige griechische sind darunter; ferner eine Sammlung von alten Münzen, ein physikalisches Cabinet und einen botanischen Garten. Unter den Antiken zeichnen sich aus: ein Grabesrelief einer Hippodameia in der Form eines Discus mit griechischer Inschrift; ein Cippus eines B. Pupius; ein kolossaler Sarkophag, von Aurelia Eutychia ihrem Gemahl, einem Syrer, mit dem sie 13 Jahre gelebt, gemacht. — Die Zahl der Studenten ist jetzt auf ungefähr 100—150 zusammengeschmolzen. — In diesem Palazzo vollendete auch Ariosto einst seinen Bildungscursus, den er im Hause der „Ariostei“ bei Santa Maria di Bocche gleichsam begann, wo er erzogen wurde und wo er auch die Erstlinge seiner dramatischen Muse darstellte.

Von den übrigen Palästen und Privatgebäuden verdienen ausdrücklich genannt zu werden das Diamantenhaus, welchen Namen der Palazzo Ercole Villa von der äußern Bekleidung führt, welche aus facettenartig behauenen Steinen besteht; das große Theater neben dem Dom, die zu den schönsten Gebäuden der Stadt gehörigen Paläste der Gräfin Scrofa, Calcagnini, Ercole und Bevilacqua. Die „Casa della Rosa“, das Sanssouci des Herzogs Alfons I., wo seine Geliebte, Laura Dianti, wohnte, und der schöne Palast der Grafen Crespi, von Carpi erbaut, sind gleichfalls sehenswerth.

Außer der öffentlichen Bibliothek, die täglich von 8 bis 12 und von 3 bis 5 Uhr offen ist, dürften für Geschichtsforscher auch das Demarchio, das Archiv der Karmeliter, dann das Stadtarchiv, von dem aber ein bedeutender Theil mit der Familie Este nach Modena gewandert ist, und jenes des Marchese Fr. Calcagnini manche beachtungswerthe Urkunden enthalten. — Das Museo Scalabrini enthält dagegen einige beachtungswerthe Inschriften.

Sehr lohnend ist auch ein Gang nach dem Campo santo, der ehemals eine Karthause war und von bedeutendem Umfange ist. Außer den vielen Denkmälern, welche der Gottesacker selbst enthält, bietet die Kirche desselben schon allein einen hinreichenden Stoff zu lehrreichem Beschauen. In den zwölf Kapellen sieht man die zwölf Mysterien von Roselli, einem ferraresischen Maler des 16. Jahrh., der in der Art des Garofalo malte; eine Geburt von Dielai; eine Kreuzerhöhung von Bastaruolo; einen heil. Bruno von Scarsellino; ein Abendmahl von Cignaroli; die Hochzeit zu Kana in Galiläa von Carlo Bonone; einen heil. Christoph von Bastianino; eine Enthauptung des heil. Johannes von Parolini; herrliche Sculpturen von Lombardini (?).

Eine andere Sehenswürdigkeit in der Nähe von Ferrara ist auch das Schloß Belriguardo, in dem Goethe seinen Torquato Tasso spielen läßt, das aber jetzt verfallen ist; ein Theil dieses Gebäudes ist derzeit eine Bauernherberge, der andere dient dem Besitzer einer Meierei zur Wohnung [22]).

Ferrara erfreut sich des Rufes, daß seine Gesellschaft dem Fremden sich leicht öffnet und ihn entgegenkommend aufnimmt, sehr fein, gebildet und ungezwungen sei. Unter den literarischen Gesellschaften Italiens ist die hiesige Accademia scientifica letteraria degli Ariostei immer noch nicht unrühmlich bekannt. Überhaupt war Ferrara schon in sehr früher Zeit ein Sitz der Wissenschaften und Künste, es hatte seine eigene Malerschule, welche sehr gefeierte Namen aufzuweisen hat, und ist auch der Geburtsort mehrer berühmten Männer, als des Gironimo Savonarola (geb. den 21. Sept. 1452), der Maler Cosimo Tura (geb. 1406); Jacopo Argenta (lebte 1561); Gios. Avarci (gest. 1718); Jacopo Bombini (gest. 1629); Filippo Mazzuoli (gest. 1588); Dosso und Gian. Bat. Dossi, Benvenuto Tisio, genannt il Garofalo (geb. 1481); Ettore Bonacossa (lebte 1448); Gio. Bonatti (geb. 1635);

21) s. Notizie della publica biblioteca di Ferrara. (Ferrara 1818.)

22) Über diese Stadt siehe: *Frizzi*, Memorie per la storia di Ferrara. (Ferrara 1791.) Desselben Guida al forestiere per la città di Ferrara. (Ferrara 1787.) *Baruffaldi's* Notizie storiche delle Accademie letterarie ferraresi. (Ferrara 1787.) *Barotti*, Pitture e sculture di Ferrara. (Ferrara 1770.) *Baldi*, Chiese di Ferrara. (Ferrara 1773.) *M. Ant. Guarini*, Compendio storico dell' origine delle chiese e luoghi pii della città e dominio di Ferrara.

Carlo Bonone (geb. 1569); Carlo Borsari, Gio. Braccioli (geb. 1697); Gabriele Cappellini (blühte 1520); Girolamo de Carpi (geb. 1501); Ippolito Casoli (lebte 1577); Costanz Cattanio u. v. A. (*G. F. Schreiner.*)

FERRARA (Gabriel), Chirurg, der am Ende des 16. und zu Anfange des 17. Jahrh. in Mailand prakticirte. Den Namen Gabriel soll er erst im Kloster statt seines wahren Vornamens Camillo angenommen haben. Ferrara ist der Verfasser der ziemlich verbreiteten Schrift: Nuova selva di chirurgia (Venet. 1596. [Ib. 1627.]), welche von Peter Uffenbach ins Lateinische übersetzt wurde: Sylva chirurgiae in tres libros divisa. (Francof. 1625. [Ib. 1629 und 1644.]). In der Übersetzung ist das erste Buch eine Art Compendium der Chirurgie, das zweite Buch eine Verbandlehre, und das dritte handelt von den chemischen Heilmitteln. Ferrara erscheint in dieser Schrift häufig leichtgläubig und abergläubisch; doch hat er auch nach Freind das Verdienst, einer der Ersten die Incisio durae matris zur Entleerung eines Ergusses unter derselben empfohlen zu haben. (*Fr. Wilh. Theile.*)

FERRARA (Alphius), Arzt, geb. zu Trestacagne in Sicilien im J. 1777, studirte in Catanea, wo sein älterer Bruder lebte, der sich den Naturwissenschaften gewidmet hatte. Als die Engländer während des Krieges mit der französischen Republik in Sicilien landeten, wurde der junge Ferrara Gehilfe in dem zu Messina errichteten Militairspitale und bald nachher ordinirender Arzt und Wundarzt. Er bekam die kranken Engländer unter seine Behandlung, die von der ägyptischen Expedition zurückkamen, begleitete einen Theil derselben nach England, und erhielt eine Anstellung in einem londoner Hospitale. Ferrara machte dann als Oberchirurg mehre Campagnen in Spanien mit, kehrte hierauf nach Sicilien zurück und wurde weiterhin als Oberchirurg der englischen Station auf den Jonischen Inseln nach Santa Maura versetzt. Nachdem er hier seinen Abschied erhalten hatte, nahm er seinen Wohnsitz in Paris, woselbst er am 27. Oct. 1829 starb. Ferrara hatte sich besonders als Augenoperateur einen Namen erworben. Eine ansehnliche Medaillensammlung ist nach seinem Tode dem ältern Bruder zugefallen. Er war mit einem größern Werke über die endemischen Krankheiten der Jonischen Inseln beschäftigt. Außer einer englisch geschriebenen Abhandlung über die Korallen Siciliens, welche 1813 in London erschien, hat er zwei gute medicinische Schriften herausgegeben, nämlich: 1) Memoria sopra le acque della Sicilia. (Londra 1811.) 2) Coup-d'oeil sur les maladies les plus importantes qui règnent dans une des îles les plus célèbres de la Grèce, ou Topographie médicale de l'île de Leucade ou Saint-Maure. (Paris 1827.)

(*Fr. Wilh. Theile.*)

FERRARI (Gaudenzio), geb. zu Valdugia um 1484. Sein erster Lehrer war Andrea Scotto, dann auch richtete er sein Augenmerk auf Leonardo da Vinci, dem er viel verdankt[1]). Daß man sagt, er habe auch bei Pietro Perugino gelernt, schreibt sich daher, daß er einige Bilder in dessen Manier ausführte, worin die Vergoldung nach dem Gebrauche des 15. Jahrh. angebracht ist. Schon als Jüngling ging Gaudenzio nach Rom, wo er Rafael an dessen Ausführungen soll geholfen haben; soviel ist aber sicher, daß er hier seine Zeichnung veredelte und an Großartigkeit des Styls gewann, und so dem Perino und Giulio Romano am nächsten kam. Um sich in allen Theilen seiner Kunst auszuzeichnen, vereinigte er mit der Malerei die Baukunst und Plastik, und so vorbereitet zeigte er sich als ausgezeichneter Künstler, dessen Pinsel viel herrliche Werke hervorbrachte. Zu seinen schönsten Gemälden, welche er in Mailand ausführte, gehört eine Geburt Christi und eine Magdalena, in der Galerie des Erzbischofs; beide sind Meisterstücke, sowol in Reinheit des Styls, als der Zeichnung. Auch eine Taufe Christi in der Kirche, di san Celso, und sein büßender Hieronymus, in der Kirche des heil. Georg, verdienen gleiches Lob. Das Gemälde des heil. Paulus, welches er im J. 1543 mit Tizian wetteifernd ausführte und mit zu seinen schönsten gehört, befindet sich gegenwärtig zu Paris[2]). Gaudenzio wählte zu seinen Darstellungen mehr heilige Gegenstände, denen er den frommen und passenden Ausdruck zu geben wußte; er war glücklich in der Zusammenstellung, sowol großer als einfacher Gruppen, verstand seine Figuren gut zu drapiren, und bediente sich der schillernden Gewänder, nach damaligem Zeitgeschmacke. Die Verkürzungen, die er öfter anbrachte, sind gut gezeichnet und die Fleischtinten wahr, nach den verschiedenen Gegenständen angegeben. (*A. Weise.*)

FERRARI (Johann Matthias), Arzt und Professor im 15. Jahrh. Bekannter ist derselbe übrigens unter dem Namen de Gradibus oder Gradius (weniger richtig auch de Gradi), und er wird von Haller (Bibl. anat. I, 150) und andern Literarhistorikern und Biographen unter dem letztern Namen aufgeführt. Ferrari gehörte nämlich der gleichnamigen gräflichen Familie an; von seinem Geburtsorte, der kleinen Felseninsel Grado im ehemaligen Friaul, nahm er selbst den zweiten Namen an. Corte (Notizie istoriche intorno ai medici scrittori Milanesi etc. [Mil. 1718.]) nennt ihn auch de Ferrariis, und auch Haller führt ihn an einem andern Orte (Bibl. med. pract. I. p. 462) unter diesem Namen auf. Ferrari wurde 1530 (1536?) in Mailand Doctor, prakticirte daselbst einige Zeit, erhielt aber bald eine medicinische Professur in Pavia, die er bis zu seinem Tode bekleidete. Zugleich war er Leibarzt der Herzogin Bianca Maria, Gemahlin des Herzogs Franz Sforza von Mailand. Manche haben das J. 1460, Portal das J. 1480 als sein Todesjahr bezeichnet; nach Argelati's Untersuchungen starb er aber im December 1472. Er vermachte sein Vermögen dem Hospitale in Pavia zum Behufe von Stipendien für Studirende. Ferrari hat sich nur als Erklärer der Araber, namentlich des Rhazes und Avicenna, bekannt gemacht. Seine weitschweifigen, breiten Commentare wurden mehrfach abgedruckt. Nach Portal sollen in den jetzt

1) Lanzi, Geschichte der Malerei. 2. Th. S. 417—420.

2) Fiorillo, Geschichte der Malerei in Italien. 2. Th. S. 399—402.

unbrauchbaren Schriften wenigstens einige gute anatomische Sachen vorkommen, und nach Lessing (Geschichte der Medicin. I. Bd. S. 310) soll Ferrari zuerst die bis dahin sogenannten weiblichen Hoden als Eierstöcke bezeichnet und den Eierstöcken der Vögel verglichen haben, eine Parallele, welche Regner de Graaf zwei Jahrhunderte später ganz ebenso, aber als seine Entdeckung, hinstellte. Seine Schriften sind: Practicae pars prima et secunda, vel Commentarius textualis cum amplificationibus et additionibus materiarum in nonum Rhazis ad Almansorem. (In andern Ausgaben: Practica s. Commentaria in nonum Rhazis ad Almanzorem etc.) (Papiae 1471 (?). Fol. Ib. 1497. Lugd. 1519. Fol. Ib. 1527. 4. Venet. 1520. Fol. Ib. 1560.) Expositiones super vigesimam secundam fen tertiae canonis Avicennae. (Mediol. 1494. Fol.) Adjectae sunt Expositiones super librum Avicennae de Urinis. Consiliorum secundum vias Avicennae ordinatorum utile Repertorium; additis antiquissimi medici Rabbi Moysis de regimine vitae quinque tractatibus, necnon Raymundi Lullii de secretis naturae libris duobus. (Papiae 1501. Fol. Venet. 1514. Fol. Lugd. 1535. Fol.) (*Fr. Wilh. Theile.*)

FERRARI (Benedetto), geb. zu Reggio in der Lombardei, befleißigte sich im ersten Viertel des 17. Jahrh. der schönen Wissenschaften und machte sich bald darauf als Dichter, Musiker, vorzüglich durch sein Spiel auf der Theorbe (s. d. Art.), und als Componist für seine Zeit berühmt und der Nachwelt nützlich. Vorzüglich war es die seit 1600 in Italien von Florenz aus höchst beliebt gewordene Oper, welcher Fürsten und reiche Städte ihre Gunst schenkten, um darin ihre Pracht zu zeigen, für welche er in Venedig hauptsächlich auf vielfache Weise sorgte. Hier dichtete er 1637 das Opernbuch Andromeda, die Francesco Monetti in Musik setzte. Dieser Gegenstand war jedoch schon 1610, Musik von Girolamo Giacobbi, zu Bologna auf die Bühne gebracht worden. Benedetto Ferrari setzte, wie es überall heißt, dieses von ihm gedichtete Opernwerk auf seine Kosten, die sich auf 2000 Thaler beliefen, in die Scene. Falsch ist es aber, wenn erst vor Kurzem noch behauptet wurde, daß solche Musikschauspiele, was die Opern nach 1600 keineswegs mehr waren, den Venetianern neu gewesen sein sollen. Längst schon hatten sie solche oder ähnliche Glanzaufführungen begünstigt; und Monteverde, der bereits seit 1613 Kapellmeister von S. Marco war, hatte, seiner frühern Opern von 1607 und 1608 nicht zu gedenken, schon 1630 Proserpina rapita, Gedicht von Strozzi, in Musik gesetzt. Man fängt aber die Opern in Venedig nur darum mit 1637 an, weil das Verzeichniß der in Venedig von 1637 bis 1730 aufgeführten Opern in Marpurg's Historisch-kritischen Beiträgen. 2. Bd. 1756 bekannt gemacht wurde. Bened. Ferrari's und Franc. Monetti's Andromeda war also nicht die erste Oper, die man zu Venedig sah. — Im J. 1638 gab der durch seine Aufführung bekannter und beliebter gewordene Dichter und Musiker einstimmige Gesänge seiner Composition heraus: Musiche varie a voce sola, die Beifall fanden und ihn zu größern Tondichtungen ermuthigten. Von diesem Werke berichtet Burney, daß er über einem kurzen, erzählenden Gedichte den Titel Cantata zum ersten Male gefunden. Hindert dies nun auch nicht, den Carissimi, um 1640, immerhin Muster und Gesetzgeber im Fache der Cantaten-Composition zu nennen, so steht es doch abermals sehr zweideutig, ihn den Erfinder der Cantate in Hinsicht auf Composition zu nennen; ebenso schwankend wird es, der Barbara Strozzi die Erfindung dieser Dichtungsart zuzuschreiben, ob sie gleich selbst sich die Erfinderin derselben nennt. So verhält es sich auch im Ganzen mit der Oper, welcher Bened. Ferrari von nun an seine besten Kräfte widmete. Im J. 1639 trat er in Venedig auch als Operncomponist auf mit seiner Armida; 1641 folgte la Ninfa avara; il Pastor Regio; dann 1643 il Principe Giardiniero, sämmtlich in Venedig. Im J. 1643 wurde sein l'inganno d'amore zu Regensburg in Scene gesetzt; 1656 wieder in Venedig Amori d'Alessandro magno e di Rossana; 1664 Licasta zu Ferrara und ebenda 1666 Gara degli Elementi.

2) Ferrari, Carlo, war um 1756 als Violoncellist mit dem Infanten Don Philipp in Paris, wo sein Spiel in den Concerts spirituelles in Erstaunen setzte. Von seinen gleichfalls sehr beliebten Compositionen für sein Instrument wurden in Paris sechs Violoncellsoli als Op. 1 gedruckt. Burney fand ihn 1770 zu Parma noch am Leben.

3) Ferrari, Domenico, des Vorigen Bruder, war ausgezeichneter Virtuos auf der Violine, ein Schüler Tartini's, der sich aber in der Folge eine andere Spielart aneignete, zu welcher er noch die sons harmoniques (Flageolett) und Octavenpassagen fügte; um 1748 lebte er in Cremona. Im J. 1754 wurde er in Paris als erster Geiger der Welt bewundert; 1758 kam er in die herzogliche Kapelle nach Stuttgart, von wo er sich abermals nach Paris wandte und in großen Ehren stand. Um 1780 starb er dort, oder wurde umgebracht. Burney läßt ihn auf einer Reise nach London sterben. Ein Heft seiner Violinsoli sind als Op. 1 zu London und ein zweites als Op. 2 zu Paris veröffentlicht worden.

4) Ferrari, Filippo, aus Mailand, wahrscheinlich ebenfalls ein Bruder der beiden Vorigen, oder doch ein Anverwandter, war 1655 als Altsänger am kaiserlichen Hofe Ferdinand's III. angestellt. (Nach Walther.) Weiteres fehlt.

5) Ferrari, Jacques Godefroi, ein Sohn des Violinvirtuosen Domenico Ferrari, zeichnete sich als Clavierspieler so aus, daß er für seine Zeit allgemein bewundert wurde. Er war 1791 zu Paris, wo er wahrscheinlich geboren wurde, Cembalist am Theater du Monsieur. Daneben gab er Unterricht, auch im Gesange; die meiste Zeit wurde jedoch auf Composition verwendet, mehr in kleinen, leichten und gefälligen, sogar possirlichen Geselligkeitsunterhaltungen, als in größern Werken glücklich. Selbst die einzige Oper, und auch diese war eine komische, la Villanella rapita, hatte nur einen getheilten Beifall, wurde aber doch 1797 in Partitur herausgege-

ben. Dagegen machten sich seine Romanzen, Airs, Canzonetten und dergl., die meist heiter und nett sind, so beliebt, daß manches Heft auch in Teutschland wiederholt gedruckt wurde; die meisten erschienen von 1793 an, bald mit Pianofortebegleitung, bald mit Harfe, bald mit Guitarre. — Ebenso stand es mit seinen Pianofortewerkchen, die sämmtlich zeitgemäß und in Kotzeluch's Art sind, als Sonatinen, mit und ohne Begleitungsinstrument, Capricen, Variationen und dergl. Das erste Opus erschien zu Paris 1788. In Teutschland wurden nicht wenige von ihm gedruckt; in Wien sogar ein sogenanntes Concert in C dur, als Op. 6. — Auch für die Harfe allein und mit dem Pianoforte schrieb er in seiner gewandten Weise. Mehre seiner Herausgaben findet man in den ersten zehn Jahrgängen der Leipziger Allgemeinen musikalischen Zeitung angezeigt, und im 18. Jahrgange noch drei Quartetten für Flöte, zwei Clarinetten und Fagott; auch diese in seiner Weise, kurze Sätze, leicht und hübsch zur Unterhaltung. Im J. 1798 wandte er sich nach London, wo er als Gesanglehrer wirkte bis etwa 1805. Dann unternahm er mit seinen Kindern Kunstreisen; 1807 versuchten sie sich in Teutschland; es ging bis Petersburg vorwärts, dann durch Schweden, Dänemark und Norwegen, wo er sich in Christiania 1809 oder 1810 als Musiklehrer niederließ und dort seinen Tod erwartete. Sein Sohn war

6) Jacob Ferrari, ein Flötist, der auch etliche Kleinigkeiten setzte, übrigens entweder im Dunkeln lebte, oder bald der Welt entnommen wurde. Mehr wirkte seine Tochter

7) Francisca Ferrari, eine angenehme Harfenistin (geb. zu Paris 1786), eine der ersten, die vom Conservatoire gebildet wurden. Ihre Erscheinung war angenehm und ihr Spiel fertig und geschmackvoll. Von Christiania aus unternahm sie eine neue Kunstreise 1826 und gefiel, starb aber auf dieser Reise am 3. Oct. 1828 zu Groß-Salzbrunn in Schlesien. — Außer diesen gab und gibt es in Italien noch mehre Sänger dieses Namens, die aber allesammt nicht Epoche machten. Wir wollen nur noch auf einen neuern Schriftsteller dieses Namens aufmerksam machen, den die Zukunft zu beurtheilen hat, da Lebende hier nicht aufzunehmen sind:

8) Ferrari, Antonio: La Musica Anacreontica storico-mitologica. (Rovigo, tipografia Andreola. 1833.) 38 Octavseiten. Der Name ist also unter den Musikern noch nicht ausgestorben. (*G. W. Fink.*)

FERRARI (Giovambattista), geb. den 21. Juni 1732 zu Tresto bei Este, trat im zwölften Jahre in das Seminar zu Padua, woselbst er nach vollendeten Studien als Lehrer angestellt und schon 1771 prefetto degli studj wurde. Dieses Amt verwaltete er bis an seinen Tod, der den 14. April 1806 erfolgte. Unter seinem in der eben erwähnten berühmten Lehranstalt aufbewahrten handschriftlichen Nachlasse befindet sich eine Menge von Elegien, Epigrammen, Oden und andern Gedichten, alle in lateinischer Sprache, der einzigen, in welcher er als Schriftsteller auftrat und die ihm ebenso geläufig war, als das Italienische. Man rühmt den wahrhaft classischen Ausdruck, der in allen seinen Werken herrscht, die nach nachstehendem Verzeichnisse zahlreich und alle in der Druckerei des Seminars erschienen sind: 1) Laudatio in funere Clementis XIII. Pontificis Maximi habita in aede cathedrali Patavina. (Patavii, typis Seminarii 1769. 4.) — 2) Laudatio in funere F. Antonini Valsecchi. (Ibid. 1791. 4.) — 3) Vita Aegidii Forcellini. (Ibid. 1792. 4.) — 4) Vita Alexandri Papafava, Episcopi Famaugustani, et laudatio in ejusdem funere. (Ibid. 1792. 4.) — Carmina de S. Philippo Nerio. (Ibid. 1795.) — 6) Laudatio in funere Nicolai Antonii Justiniani, episcopi patavini. (Ibid. 1796. 4.) — 7) Opusculum de singulari B. Gregorii Barbadici studio et amore in Sem. Patavin. (Ibid. 1798.) — 8) Vita Jacobi Facciolati, cui praemittitur epistola ad Cardinalem Stephanum Borgia. (Ibid. 1799.) — 9) Vitae illustrium virorum Seminarii Patavini. (Ibid. 1799.)*). — 10) Vita Pii Sexti, Pontificis maximi, cum appendice. (Ibid. 1802. 4.) — 11) Oratio posthuma Friderico Marchioni sacra primum peragenti dicata. (Ibid. 1815.) Es ist eine Lobschrift auf S. Filippo Neri. — 12) Dialogus de Dei existentia. (Ibid. MDCCCXVII.) — 13) Dialogus de natura animorum. (Ibid. MDCCCXVII.) Diese Gespräche beweisen, wie sehr der Verfasser es verdient, auch zu den bessern neuern lateinischen Dichtern gezählt zu werden. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

FERRARI (Luigi Maria), Physiker, geb. zu Mailand am 5. Juni 1747, trat 1764 in die Congregation der Barnabiten, und studirte zu Bologna Philosophie unter Regis und Racagni, Theologie unter Ugo und Alproni. Er lehrte dann als Professor der Mathematik und Physik bis zum J. 1810, wo die Barnabiten und die anderen Congregationen aufgehoben wurden, welche Joseph II. in der Lombardei hatte bestehen lassen. Im J. 1816 setzte ihn der Graf Scopoli wieder in Activität. Es wurde ihm der Religionsunterricht am Lyceum Alexandrinum in Mailand übertragen, und er bekleidete diese Stelle bis

*) Von diesem Werke ist noch ein zweiter Theil oder Band handschriftlich vorhanden. Daraus hat Jacopo Ferretto die Lebensbeschreibung von vier bekannten Gelehrten, Giambattista Brunacci, Angiolo Schiavetti, Andrea Maggia und Gaetano Cognolato, unter dem Titel: Vitae quatuor illustrium virorum Montissilicis, qui Seminarium patavinum ornarunt (Patavii, typis Seminarii 1808.) herausgegeben. s. Giornale dell' Italiana Letteratura — degli signori Niccolò e Girolamo fratelli da Rio. (Padova 1808.) Tomo XX. p. 169. In dieser Zeitschrift (Padova 1806. Tomo XIII. p. 183) stehen auch „Notizie biografiche intorno *Giovambattista Ferrari.*“ Vergleiche ebenfalls die Serie seconda dieses Giornale (Padova 1823.) Tomo XXVIII. p. 341, wo einer Lobrede auf Ferrari von seinem Nachfolger Sebastiano Melan gedacht wird. Diese letzte befindet sich in einem in lateinischer Sprache geschriebenen Werke, dessen Titel die Biblioteca italiana (Milano 1816.) Tomo IV. p. 239 seltsamer Weise folgendermaßen angibt: Vitae Virorum, etc. Vite degli uomini illustri del Seminario di Padova con un opuscolo concernente quanto fere per quel Seminario il B. Gregorio Barbarigo; opera di *Giambattista Ferrari*, con in fronte l'elogio del medesimo, scritto da *Sebastiano Melan*, dottore d'ambe le leggi e prefetto degli studj dello stesso Seminario. (Padova, dalla stamperia del Seminario, 1815.) Volume unico, di pag. 448.

zu seinem Tode am 9. Mai 1820. Ferrari's Hauptstudium war die Hydraulik, über welche er 1793, 1797 und 1811 drei Bände einzelner Abhandlungen herausgegeben hat. Auch ist er Verfasser mehrer theologischen Schriften in italienischer Sprache: Über die Sendung Moses', nebst einer Abhandlung über den samaritanischen Pentateuch; über die Wahrheit der christlichen Religion; Einleitung ins Studium der geoffenbarten Religion.

(*Fr. Wilh. Theile.*)

FERRARIA. Diese Pflanzengattung, aus der zweiten Ordnung der 16. Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Irideen, hat Burmann (Act. nat. cur. 1761. t. 3 f. 1) so benannt zu Ehren des Jesuiten Joh. Baptista Ferrari (geb. zu Siena 1584, gest. zu Rom 1655), welcher, in Verbindung mit den großen Künstlern Guido Reni und Pietro Berettini die schönsten Blumen der römischen Gärten bekannt machte, in dem Werke: De florum cultura. (Rom. 1633. 4.; Amstelod. 1664. 4.) und außerdem ein Buch unter dem Titel: (Hesperides (Rom. 1646.) herausgab. Char. Die Blüthenscheide ist ein- oder mehrklappig, ein- oder mehrblumig; die Blumendecke sechstheilig, mit ablangen, wellenförmig-gebogenen Fetzen, von denen die drei äußern breiter sind, als die drei innern; die Staubfäden unterhalb zu einer Röhre zusammengewachsen, mit eiförmigen Zwillingsantheren; der Griffel fadenförmig, mit sechs pinselförmigen Narben; die Kapsel dreifächerig, vielsamig. Es sind drei Arten, schönblühende Gewächse mit Zwiebelknollen, bekannt; zwei davon: F. undulata *Burm.* (l. c. *Ferrari* de fl. cult. p. 168. t. 171. Redouté Liliac. t. 28. Bot. mag. t. 144) und F. Ferrariola *Willdenow* (Moraea Ferrariola *Jacquin* collect. IV. p. 141. Ferraria viridiflora *Andrews* rep. t. 285. F. antherosa Bot. mag. t. 751) sind am Vorgebirge der guten Hoffnung einheimisch. Eine dritte brasilische Art, welche Martius F. purgans genannt hat, gilt in ihrem Vaterlande für ein mild eröffnendes, diuretisches Mittel. (*A. Sprengel.*)

FERRARIO [1]) (Ludovico), ein berühmter Mathematiker, geb. den 2. Febr. 1522 zu Bologna [2]), wohin sein aus Mailand verbannter Großvater eingewandert war. In seinem 15. Jahre kam er als Bedienter zu dem großen Arzte und Mathematiker Cardan (s. den Art. Cardanus), der ihn aber, angezogen von seinem angenehmen Äußeren, seiner Wißbegierde und seinen Geistesanlagen zu seinem Amanuensis machte. Hier lernte er Lateinisch, Griechisch und Mathematik so schnell, daß er schon nach Vollendung seines 18. Jahres als öffentlicher Lehrer auftreten konnte, und noch vor seinem 20. Jahre die damals in großem Rufe stehenden Mathematiker Joh. Colla und Nicolo Tartalea in öffentlichen Disputationen besiegte. Colla hatte die Aufgabe aufgestellt: Drei stetig proportionirte Zahlen zu finden, deren Summe 10, und von denen das Product der ersten in die zweite 6 sei. Dies Problem, auf die gewöhnliche Weise behandelt, führt auf eine gemischte Gleichung vierten Grades und konnte darum von den Algebraikern jener Zeit noch nicht gelöst werden. Cardan jedoch, durch die kurz vorher entdeckte Auflösung der Gleichungen dritten Grades ermuthigt, verzweifelte nicht daran, daß sich auch die Gleichungen vierten Grades lösen ließen, und ermunterte Ferrario, die Auflösung zu suchen. Wirklich fand Ferrario die seitdem unter seinem, oder, noch gewöhnlicher, unter Bombelli's Namen bekannte Zurückführung der biquadratischen Gleichungen auf eine kubische. — Zwei Jahre später erhielt Ferrario mehre glänzende Vocationen, von denen er die des Cardinals von Mantua den übrigen vorzog, weil dessen Bruder Ferdinand Gonzaga ihm zugleich die ehrenvolle und einträgliche Oberaufsicht bei der Vermessung des mailändischen Gebiets übertrug. Acht Jahre blieb er in dieser Stellung, die ihn zwar bereicherte, aber auch, bei seinem Hange zur Unmäßigkeit, zu einem zügellosen Leben verleitete und ihm dadurch eine Krankheit zuzog. Erbost auf den Cardinal, als ob dieser, der ihn beständig mit Gunstbezeigungen überhäuft hatte, an seinem Unglücke Schuld sei, zog er sich zu seiner verwitweten Schwester nach Bologna zurück, erbaute sich dort ein Haus, und lebte, soweit es sein körperliches Leiden gestattete, ziemlich angenehm, wurde auch, als Cardan um diese Zeit nach Bologna kam, als Professor der Mathematik angestellt. Kaum war jedoch ein Jahr verstrichen, so starb Ferrario [3]), wahrscheinlich vergiftet von seiner ihn beerbenden Schwester, welche sich wenige Tage nach seinem Tode wieder verheirathete. — Für den Druck ausgearbeitete Schriften fanden sich unter Ferrario's Nachlasse weiter nicht vor, als Bemerkungen zum Cäsar und Vitruv, welche der neue Schwestermann in Beschlag nahm, um sie, wie er selbst sagte, einst von seinem in einer früheren Ehe erzeugten Sohne als dessen Geistesproducte herausgeben zu lassen. Ferrario's Äußeres schildert Cardan wie folgt: Fuit parvae staturae, jucundi vultus, blando sermone, prudens in rebus exigui momenti, comptus, naso parvo, non tamen deformi, roseo colore; verbo, undequaque ad decorem formatus. Sitten und Charakter Ferrario's waren dagegen nach Cardan's Schilderung nichts weniger als liebenswürdig; denn er war zwar ingenio et eruditione in Mathematicis nulli secundus, aber in humanis rebus minime sapiens et in Deum parum pius, ut qui et illum et Divos omnes ex consuetudine turpiter execraretur und dabei so jähzornig, daß Cardan ihn selten zu besuchen, oder auch nur anzureden wagte. (*Gartz.*)

1) So schreibt Bombelli diesen Namen, Andere schreiben ihn Ferrari. 2) So gibt nicht nur Bombelli, sondern auch Cardan (Opp. T. IX. p. 568 der lyoner Ausgabe) den Geburtsort L. Ferrario's an. Montucla, welcher beim Cardan a. a. O. Mailand als Geburtsort Ferrario's gefunden haben will, scheint den Anfang jener biographischen Skizze flüchtig gelesen und daher misverstanden zu haben. Auch läßt Cardan den Ferrario, nicht wie Montucla angibt, schon im 17. Jahre, sondern erst nach Zurücklegung des 18. Jahres als öffentlichen Lehrer auftreten.

3) Die lyoner Ausgabe von Cardan's Werken gibt (T. IX. p. 569) das Datum von Ferrario's Tode folgendermaßen an: Obiit anno M.DLXV. die Octobris. Vielleicht ist dies zu lesen: anno MDLX quinto die Octobris, da in dieser Ausgabe öfter die Zahlen ungenau gedruckt sind, wie z. B. bei der Angabe von Cardan's eigenem Geburtstage; vergl. den Art. Cardanus.

FERRARO (Giambattista), im 16. Jahrh. zu Neapel geboren, und Stallmeister des Königs Philipp II. von Spanien, soll nach Cinelli Verfasser einer Anatomie des Pferdes sein, die unter dem Titel: Duo Anatomie, una delli Membri e Viscere, l'altra dell' ossa de' cavalli (Bologna 1678. 12.) erschienen wäre, lange nach Ferraro's Tode. Nach Haller dagegen (Bibl. anat. T. I. p. 615) scheint diese Anatomie in der Schrift enthalten zu sein: Trattato utile per guarir cavalli, bovi, vacche etc. (Bologna 1673. 12.) — Ferraro ist ferner Verfasser einer Abhandlung über Zucht und Verbesserung der Pferderacen, welche dem Buche: Il cavallo frenato. (Napoli 1602. Fol. [Venezia 1620. Fol. Ib. 1653. Fol.]), vorgedruckt ist. Verfasser dieses in seiner Art gelehrten, mit Abbildungen versehenen Buches über Zäumung des Pferdes ist aber Ferraro's Sohn, Pietro Antonio, der ebenfalls Philipp's II. Stallmeister war.

(*Fr. Wilh. Theile*).

FERRARO (P. Antonio), ein Karmeliter. Im Anhange der teutschen Übersetzung des Baini'schen Werkes über Palestrina von Kandler: Notizen über berühmte Musiker, ihr Leben und ihre Werke, als Ergänzung und Berichtigung des Gerber'schen Tonkünstlerlexikons — heißt es: Ferraro wird unter den Tonsetzern des 17. Jahrh., die sich zuerst der Cromen und Semicromen (Achtel und Sechzehntel) bedienten, als Beispiel angeführt. Von ihm ist folgendes gedruckte Werk bekannt:

F. Antonii Ferraro, Carmelitae Siculi Politanensis etc. Sacrae cantiones, quae tum unica, tum duabus, tribus ac quatuor vocibus concinuntur cum basso pro Organo. (Romae 1617.) (*G. W. Fink.*)

FERREIN (Antoine), Arzt, geb. im October 1693 zu Frespech bei Agen. Die erste Bildung erhielt er zu Agen durch die Jesuiten, und dann kam er nach Cahors, wo er Jurisprudenz studiren sollte. Der junge Ferrein besuchte aber auch theologische, mathematische Vorlesungen neben den juridischen, und da ihm Borelli's Werk über die Bewegung unverständlich war, weil ihm die Kenntniß der Anatomie abging, so warf er sich zunächst auch aufs Studium der Anatomie, und bald war er entschlossen, dem Willen seines Vaters entgegen, sich gänzlich der Medicin zu widmen, die er von 1715 an in Montpellier studirte. Häusliche Angelegenheiten führten ihn bald von Montpellier weg nach Marseille, und er hielt hier auf mehrseitige Auffoderung Vorlesungen über Anatomie und Physiologie, sowie über chirurgische Operationen. Später wieder nach Montpellier zurückkehrend, erhielt er 1728 aus Chicoyneau's Händen den Doctorhut. Bald nachher supplirte er während Astruc's Abwesenheit auf dessen Lehrstuhle. Als nun 1731 und 1732 in Montpellier zwei medicinische Lehrstühle erledigt wurden durch Astruc's und Deidier's Demission, wurde Ferrein in Folge des Concurses einstimmig als erster Candidat dem Könige zur Genehmigung vorgeschlagen; dieser aber ernannte Fizès und Marcot. Aufs Höchste empört über diese Ungerechtigkeit verließ Ferrein Montpellier, und vergebens wurden ihm entschädigende Anerbietungen gemacht, wenn er dahin zurückkehren wollte; er ging nach Paris, und hielt hier besuchte Vorlesungen über Anatomie. Gegen Ende 1733 wurde er mit der Armee als Arzt nach Italien geschickt, aber schon 1735 zurückgerufen, weil man seine Beschwerden über schlechte Vorsorge für die Kranken nicht gern hörte. Die Regierung sandte ihn übrigens alsbald nach seiner Rückkehr ins Vexin français, wo eine Schweißfieberepidemie Verheerungen anrichtete. Entschlossen, in Paris zu bleiben, ließ er sich 1738 als Doctor der pariser Facultät aufnehmen. Nun wurde er rasch auf einander Mitglied der Akademie (1741), Professor am Collége de France nach Andry's Tode und Professor der Chirurgie bei der medicinischen Facultät (1742), Professor der Pharmacie (1745), und endlich an Winslow's Stelle, der seinen Abschied nahm, Professor der Anatomie und Chirurgie am Jardin du Roi (1758). Er starb, 76 Jahre alt, am 28. Febr. 1769, nachdem in den letzten beiden Jahren seine geistigen Kräfte, namentlich das Gedächtniß, bedeutend gelitten hatten. Ferrein's Name ist noch gegenwärtig in der anatomischen Nomenclatur eingebürgert. Ferreinsche Pyramiden (Pyramides Ferreinii) heißen die kleinen Büschel von Harnkanälchen, welche innerhalb der Marksubstanz der Nieren aus der Vereinigung mehrer gerader Kanälchen entstehen. Dagegen ist die Benennung der Stimmritzenbänder als Ferreinsche Saiten (Chordae Ferreinii), weil er sie mit gespannten Saiten verglich, nicht mehr gebräuchlich.

Ferrein hat außer acht Abhandlungen in den Mémoires de l'Academie des Sc., unter denen sich auch die berühmte Abhandlung Sur la formation de la voix de l'homme (1741) befindet, nur zwei Universitätsschriften herausgegeben: Quaestiones medicae duodecim, quas pro cathedra vacante propugnabit. (Monsp. 1732. 4.) und: Ergo mechanica actio pulmonis in fluida est in tempore exspirationis. (Paris. 1738. 4.) Allein schon bei Ferrein's Lebzeiten gab Dienert, und zwar zuerst anonym, eine Introduction à la matière médicale en forme de Thérapeutique (Paris 1751.) heraus, die nichts anderes ist, als ein Abriß von Ferrein's Vorlesung, und nach seinem Tode erschienen dann noch folgende Vorlesungen: Cours de médecine pratique, redigé d'après les principes de *M. Ferrein* etc. par *Arnauld de Nobleville*. (Paris 1769. 3 Voll. 12.) Matière médicale extraite des meilleurs auteurs et principalement du traité des médicamens de M. de Tournefort et des leçons de *M. Ferrein*. (Par *Andry*. [Paris 1770. 3 Voll. 12.]) Elémens de Chirurgie pratique, ouvrage redigé d'après les leçons de *Ferrein*, par *Gauthier*. T. I. (Paris 1775. 12.)

(*Fr. Wilh. Theile.*)

FERREIRA (Antonio), den man den portugiesischen Horaz genannt hat, wurde im J. 1528 zu Lissabon geboren. Seine Ältern gehörten angesehenen adeligen Familien an und trugen Sorge für eine anständige Erziehung ihrer beiden Söhne, Garcia Froes und Antonio, wovon der Erstere die militairische, der Letztere die gelehrte Laufbahn betrat und zwar unter den glücklichsten Verhältnissen auf der Universität von Coimbra. Denn diese stand zu jener Zeit eben in ihrer größten Blüthe; es

lehrten dort die Humanisten Diogo de Teive, die Brüder Gouvea und der berühmte Buchanan, den der eifrige Gönner der Wissenschaften König Johann III. berufen hatte; sodaß diese Universität regen Antheil nahm an dem in ganz Europa mit neu erwachtem Eifer betriebenen Studium der altclassischen Philologie und Literatur. Unter der Regierung seines Vaters, Emanuel's des Großen, war aber auch durch einen blühenden Zustand im Innern und die glücklichen Entdeckungszüge und Eroberungen der Portugiesen das Nationalbewußtsein derselben aufgeregt und gesteigert worden. Unter solchen Verhältnissen konnte es daher nicht fehlen, daß unter der jüngeren Generation, besonders unter den Schülern von Coimbra, sich bald ein Kreis von Begabteren bildete, die, von den classischen Mustern begeistert und vom Nationalgefühl gehoben, der vaterländischen Literatur einen neuen Impuls in diesen beiden Richtungen gaben. Die beiden talentvollsten und einflußreichsten, deren Namen eine neue Epoche der portugiesischen Nationalliteratur bezeichnen, waren Sá de Miranda und Antonio Ferreira. Antonio hatte die Universität vorzugsweise in der Absicht bezogen, um die Rechtswissenschaften zu studiren; bei dem mächtigen Einflusse aber, den das Studium der altclassischen Literatur damals auf alle besseren Köpfe übte, fühlte auch er sich bald von diesem mehr angezogen und machte darin bedeutende Fortschritte unter der Leitung seines Lehrers Diogo de Teive, den er auch in seinen Gedichten mit dankbarer Liebe gefeiert hat. Aber weder das Beispiel dieses Lehrers, der selbst ein berühmter lateinischer Dichter war, noch die damals noch fast allgemein herrschende Sitte der gelehrten Kunstdichter, in der Sprache Latiums zu schreiben, noch selbst seine Vorliebe für Horaz, den er sich zum Hauptmuster erkoren, konnten den richtigen vom Nationalgefühle geleiteten Sinn Ferreira's irreleiten, und er dichtete nie in einer anderen, als in seiner Muttersprache, sodaß — wie sein Freund und Kunstgenosse Diogo Bernardes in der Elegie auf seinen Tod sagt — „unter den vielen trefflichen Versen, womit er das Vaterland beschenkte, sich kein einziger in einer fremden Sprache findet" (dando á patria tantos versos raros, hum só nunca lhe deo em lingua alheia). Dieses damals die ganze Nation durchdringende Selbstbewußtsein war es, was sich am Volksthümlichsten in Gil Vicente, am meisten idealisirt in Camoens aussprach, was selbst die Choragen der classischen Schule, Sá de Miranda und Antonio Ferreira, zwang, trotz aller gelehrten Nachahmung doch vor Allem portugiesische Dichter zu bleiben, und Ferreira selbst sprach dieses stolze Nationalgefühl ebenso schön als wahr in der „Zueignungsstanze an seine einsichtsvollen und wohlgesinnten Leser" (a os bons ingenhos) aus, die er seinen Gedichten vorsetzte: „Ich aber bin mit dem Ruhme allein zufrieden: daß ich mein Vaterland liebte und mein Volk" (Eu desta gloria só fico contente, Que a minha terra amei, e a minha gente).

Darum folgte Ferreira hierin mehr dem Beispiele seines älteren Kunstgenossen Sá de Miranda, als dem seines sonst hochverehrten Lehrers Teive, und zeigte auch durch seine Verse, „daß die portugiesische Sprache, selbst in Hinsicht auf Wörtervorrath und Getragenheit des Styls keiner anderen nachstehe [1])." Ja er beschränkte sich nicht darauf, durch seine eigenen Werke nur zur Bildung und Bereicherung seiner Muttersprache beizutragen, sondern ermahnte auch dazu die jüngeren Studien- und Kunstgenossen, die sich an ihn angeschlossen hatten, wie die Dichter Andrade Caminha, Simão da Silveira, Jeronimo Cortereal, Diogo Bernardes u. a., welche unter Sá de Miranda's und seiner Führung die classisch vaterländische Dichterschule von Coimbra bildeten. Wenn er aber in seinen Gedichten sich ausschließend der sogenannten italienischen Sylbenmaße (vorzüglich der eilf- und siebensylbigen Verse) bediente, mit gänzlicher Vernachlässigung der mehr volksmäßigen, den Portugiesen mit den Spaniern gemeinsamen (versos de arte comun y de arte mayor) die in der spanisch-portugiesischen Hofpoesie der vorhergehenden Periode (in den Gedichten der Cancioneiros) üblich waren, so war dies mehr eine scheinbare Neuerung und Nachahmung des Fremdländischen, eigentlich aber nur eine, wenn auch unbewußte, Rückkehr zu den von den Provenzalen schon in die galicisch-portugiesische Kunstpoesie eingebürgerten und von den Italienern nur neu eingeführten kunstmäßigen Versmaßen der Portugiesen; eben weil durch diese classische Schule das Kunstprincip in der portugiesischen Poesie wieder vorherrschend wurde [2]). Ferreira hat auch zuerst in seiner „Castro" den reimlosen Vers (verso solto) angewandt.

Ferreira schrieb fast alle seine Sonette und überhaupt den größten Theil seiner lyrischen Gedichte noch während seiner Studienjahre zu Coimbra. Natürlich hatte auch an seiner poetischen Begeisterung und Productivität die Liebe keinen geringen Antheil. So besingt er in den ersten 45 Sonetten eine Schöne, die sich wahrscheinlich in Lissabon aufhielt, da er ihre Entfernung beklagt; kaum ist er aber durch Enttäuschung von ihren Banden frei geworden, so knüpft er neue innigere mit seiner zärtlich geliebten „Marilia" (unter welchem Namen wahrscheinlich Dona Maria Pimentel besungen wird, vom 52. Sonette an, in mehren Elegien und in den beiden letzten Epitaphien), die ihm leider ein früher Tod entriß. Aber auch die „Comedia de Bristo" hatte er schon vor vollendetem 26. Jahre geschrieben, da sie dem Prinzen Johann dedicirt ist, der im Jahre 1554 starb [3]). Im J. 1557, im 29. Jahre

---

1) So sagt der Sohn des Ferreira und Herausgeber seiner Werke in der Dedication dazu über dies Verhältniß seines Vaters zu Sá de Miranda: Foi elle (Sá) o primeiro, que com a singular brandura dos seus versos Lusitanos começou mostrar o descuido dos passados, e que esta lingua (a portugueza) he capaz de nella se cantarem Damas, Capitães, e Emperadores. Com *cujo exemplo meu pai*, que então estava nos estudos, pertendeo com a variedade destes *seus* (versos) manifestar como a lingua portugueza, assi em copia de palavras, como em gravidade de estylo a nenhuma he inferior. 2) Vergl. meine Anzeige von Bellermann's „Die alten Liederbücher der Portugiesen," in der Halle'schen Allgem. Literaturzeitung. Mai 1843, besonders S. 99—101 und 118—119. 3) Sie wurde diesem Prinzen, einem Sohne König Johann's III., im Namen der Universität Coimbra

seines Alters, hatte er schon die Absicht, seine Gedichte im Druck erscheinen zu lassen[4]), wiewol dies, aus unbekannten Ursachen bis lange nach seinem Tode sich verzögerte.

Doch vernachlässigte er über der Poesie nicht seine Berufsstudien, die Rechtswissenschaften. Er erhielt darin nicht nur den Doctorgrad, sondern gab auch darüber Vorlesungen auf der Universität von Coimbra. Endlich verließ er diese, um in seine Geburtsstadt Lissabon zurückzukehren, wo er zum Rath des Obertribunals in Justiz- und Gnadensachen (Desembargador da Casa da Supplicação) und dann zum königl. Kammerherrn (Fidalgo da Casa Real) ernannt wurde. Auch vermählte er sich später, aus welcher Ehe er aber nur einen einzigen Sohn, Miguel Leite Ferreira, in so unmündigem Alter hinterließ, daß dieser seinen Vater nicht mehr persönlich gekannt hat.

Wol sehnte sich Ferreira aus diesem geräuschvollen Geschäfts- und Hofleben nach dem stillen Musensitze zurück und bewährte seinen wahren Dichterberuf dadurch, daß er auch jetzt noch fortfuhr, seine Musestunden der Poesie zu widmen, in ihr Erholung und Sammlung fand. So schrieb er in diesen spätern Jahren erst seine poetischen Briefe (Cartas), das zweite seiner Lustspiele, die Comedia: „O Cioso“ (der Eifersüchtige) und seine so berühmt gewordene Tragödie: „Castro.“ — So war Ferreira nicht nur als liebenswürdiger Mensch, nicht nur als hochgestellter Beamter und Hofmann, sondern auch als Dichter geehrt und einflußreich, und blieb auch förder noch in freundschaftlicher Verbindung mit seinen gleichzeitigen Kunstgenossen, ja einer der Ersten unter ihnen, dessen Meisterschaft und Urtheil sie anriefen und anerkannten, der durch sein Ansehen und seine Verbindungen an einem kunstliebenden Hofe, durch seine neidlose treue Freundschaft und seinen regen Eifer für die Kunst auf die Bildung und Entwickelung vieler Einzelnen und der vaterländischen Poesie überhaupt bedeutend einwirkte. So sind seine Werke, abgesehen von ihrem absoluten ästhetischen Werthe, auch in Hinsicht auf die Cultur- und Literaturgeschichte seiner Zeit kostbare Denkmäler.

Aber leider entriß ihn ein früher Tod inmitten einer so glänzenden und nützlichen Laufbahn seinen zahlreichen Freunden und Verehrern. Er starb im 41. Jahre seines Alters an der im J. 1569 zu Lissabon grassirenden Pest. Er liegt im Kreuzgange des dortigen Karmeliterklosters begraben und ein nur halb zertrümmerter Leichenstein verkündet in lateinischen Distichen die Verdienste und Tugenden eines der größten portugiesischen Dichter.

Ein dauernderes und würdigeres Denkmal seines Geistes und Wirkens hat er sich selbst in seinen Werken gesetzt, die aber erst im J. 1596 zum ersten Male von seinem Sohne in Druck gelegt wurden: **Poemas Lusitanos do Doutor A. F. dedicados por seu filho Miguel Leyte Ferreira ao Principe D. Philippe nosso Senhor. (Em Lisboa. Impresso com licença por *Pedro Craesbeeck*. 1598. Com Privilegio. A' custa de *Estevão Lopes*, Livreiro. 4.)** Sie bestehen aus zwei Abtheilungen; die erste enthält 103 Sonette in zwei Büchern, zehn Epigramme, dreizehn Oden in zwei Büchern, neun Elegien, zwölf Eklogen, ein Epithalamium auf die Vermählung der Prinzessin Maria mit dem Fürsten Alexander Farnese von Parma und die poetische Legende von der heil. Colomba (Santa Comba dos Valles); — die zweite Abtheilung bilden zwei Bücher Briefe (Cartas), jedes zu dreizehn, neunzehn Epitaphien und die Tragödie, „Castro.“ Den Band schließen zwei Elegien auf den Tod Ferreira's von seinen Freunden Diogo Bernardes und Pedro d'Andrade Caminha. — Seine beiden Lustspiele in Prosa wurden zuerst mit denen des Sá de Miranda zusammen im J. 1622 zu Lissabon in einem Quartband gedruckt. — Eine neue Ausgabe seiner sämmtlichen Werke mit der recht gut geschriebenen Biographie des Dichters (die unserm Artikel zu Grunde liegt) vom Professor Pedro José da Fonseca, erschien in zwei Octavbänden zu Lissabon im J. 1771[5]).

Schon aus diesem Verzeichnisse ersieht man, daß Ferreira sich in vielen Dichtungsgattungen versucht hat, und mehre wurden von ihm zuerst nach classischen und italienischen Mustern in die portugiesische Poesie eingeführt. So hat er nicht nur die von Sá de Miranda eingeführte Elegie und Horazische Epistel vervollkommnet, sondern auch der Erste das Epigramm, die Ode, das Epithalamium und die Tragödie der vaterländischen Dichtkunst gegeben. „Sein fleißiges Studium des Horaz — sagt einer der besten einheimischen Kritiker, Franc. Dias Gomes (in dem **memorias de Litteratura portug. publ. pela Acad. real das Scienc. de Lisboa. [Lisboa 1793. 4.] T. IV. p. 93)**[6]), — das Bestreben,

---

überreicht: „como cousa (wie es in der Dedication heißt) pera isso de dias ordenada, e de author grave composta, sendo a *primeira cousa de homem tão mancebo*, feita por só seu desenfadamento em certos dias de ferias, e ainda esses furtados ao estudo.“

4) Dies erhellt aus dem ersten, an sein „Buch“ (Livro) gerichteten, Sonette, welches also schließt:

> Dirás que a pezar meu foste fugindo,
> Reynando Sebastião, Rey de quatro annos:
> Anno *cincoenta e sete:* eu *vinte e nove*.

Und aus der vom 15. Mai 1598 datirten Dedication der ersten, von seinem Sohne besorgten, Ausgabe seiner Gedichte, worin dieser sagt: „Este livro esteve por espaço de *quarenta* annos, assi em vida do meu pai, como depois do seu falecimento, offerecido por vezes a se imprimir, e sem se entender a causa que o impedisse, não ouve effeito.“ — Natürlich versteht sich dies nur von den Gedichten, welche den ersten Theil (Primeira parte) ausmachen; denn außer einigen, auch in diesem Theile erst später hinzugefügten (wie z. B. Livro II. Soneto XV. und Ecloga IX.), sind die des zweiten Theiles, die Cartas und die Tragödie Castro erst in reiferen Jahren geschrieben worden. Beide Theile erschienen aber in der ersten Ausgabe im Drucke, und es ist ein Irrthum, wenn Barbosa Machado (Bibliotheca Lusit. T. 1. p. 273) sagt, „der zweite Theil sei nie gedruckt worden.“ („Cuja segunda Parte, que *se não imprimio* . . . .,“ dem er selbst gleich darauf widerspricht, indem er von der am Ende des zweiten Theiles gedruckten Tragödie „Castro“ selbst bemerkt: „que *sahio impressa* no fim dos seus Poemas.“) Wol aber bilden beide Theile in der ersten Ausgabe nur einen Band in Quart.

5) Proben von seinen Gedichten finden sich im Parnaso Lusitano (Paris 1827. 32. T. II. III. und V.; im letzteren auch Scenen aus der Castro) und zwei Sonette mit englischer Übersetzung in John Adamson's Lusitania illustrata. Part I. Selection of Sonnets. (Newcastle upon Tyne, 1842.) 6) Vergl. den

den Fußstapfen des Dichters Miranda zu folgen, dessen Credit ihm die höchste Achtung nicht nur in Portugal, sondern in ganz Spanien erworben hatte, und die angeborene Strenge seines Geistes ließen ihn an der Gedrängtheit des Styls solchen Geschmack finden, daß er fast immer dem Gedanken den Wohlklang opfert. Dieser Dichter weihte sich ganz der nützlichen Poesie (poesia util) und ist der einzige von unseren Poeten, der keine wohlklingenden Tändeleien (ninharias canoras) machte. Nach Camoens hat er am meisten die Sprache bereichert, nicht nur durch seine eigenen erhabenen Gedanken (seu pensar sublime), sondern auch durch seine Nachahmungen der Griechen und Lateiner, in deren Sprache er sehr gelehrt war. In allen seinen Werken spricht sich ein im Denken geübter Verstand und Tiefsinn (a razão acompanhada de huma profundidade de pensar) aus, die das Hauptmerkmal seines Charakters ausmachen. Seine Gemälde sind ernst; aber manchmal etwas zu trocken (mas hum tanto mesquinhas); sein mehr starker als lieblicher Ausdruck ist sehr belebt, voll von jenem Feuer, das erhebt, den Geist nährt und das Herz erwärmt. Er war der erste von unseren Dichtern, der die Poesie des Bildes mit der des Gefühls vereinte, der die Wahrheit und Wichtigkeit des utile dulci des lateinischen Lyrikers erkannte und der den Grund zur tragischen Poesie legte, wovon seine Nachfolger so wenig Nutzen zu ziehen verstanden." — Ferreira war unbezweifelt ein poetisches Talent; aber kein Genie; er bestrebte sich classische Muster nachzuahmen und that es mit Geschick; aber an origineller Auffassung und schöpferischer Phantasie fehlte es ihm [7]); seine Gedichte waren mehr die Resultate eines durch Welterfahrung und Lectüre gebildeten feinen Beobachters und scharfsinnigen Denkers, als die Ergüsse inneren Dranges, die nothwendigen Producte poetischer Zeugungskraft, daher hatten sie meist eine didaktische Richtung und einen paränetischen Ton, daher ward Horaz sein Liebling und Vorbild, den er in Concision des Gedankens, Correctheit des Ausdrucks und Eleganz der Form zu erreichen strebte, und hierin in der That oft das Mögliche leistete; ihm aber an ironischer Weltanschauung und Energie in der Darstellung beiweitem nachstand, daher sind unter seinen lyrischen Gedichten die poetischen Briefe (Cartas) die gelungensten, während seinen Petrarchischen Sonetten jener weiche Schmelz wollüstiger Anmuth, seinen Oden lyrischer Schwung und Freiheit der Bewegung, seinen Eklogen jener zarte Duft echtländlicher Naivetät und Naturanschauung fehlen.

Am meisten berühmt wurde aber Ferreira durch seine Tragödie „Castro," die nicht nur in der portugiesischen Literatur die erste Tragödie im altclassischen Geschmacke ist, sondern auch in den modern-europäischen Nationalliteraturen überhaupt die zweitälteste, da ihr nur die „Sophonisba" des Trissino um wenige Jahre voranging, sodaß Ferreira diese kaum gekannt haben konnte und hier also nur griechischen Mustern folgte. Aber auch hierin zeigen sich die beiden Hauptimpulse, von denen Ferreira und die ganze gleichzeitige Dichterschule von Coimbra bestimmt wurden, das neuerwachte Studium des classischen Alterthums und das nationale Selbstgefühl. Durch das erstere wurde er zur Nachahmung classischer Formen, durch das letztere zur Wahl eines vaterländischen Gegenstandes bestimmt, während die fast gleichzeitigen, ebenfalls die gelehrte Richtung verfolgenden, aber von keinem so starken Nationalgefühle begeisterten Dichter Italiens und Frankreichs einen der Tragödie würdigen Stoff auch nur in den altclassischen Fabeln zu finden glaubten. Aber selbst schon durch diese Nachahmung veralteter fremdartiger Formen war Ferreira's Tragödie nicht sowol für das große Publicum und zur Aufführung, als vielmehr nur für einen engeren Kreis gebildeter Leser geeignet und der Einfluß dieser Tragödie ward daher auf die Entwickelung der portugiesischen Nationalbücher eher hemmend als fördernd, und dies um so mehr, je mehr ihr Ruf zunahm und sie selbst Mustergültigkeit errang und Nachahmungen hervorrief [8]). Sie verdiente diesen Ruf allerdings durch große Vorzüge, besonders in Hinsicht auf Sprache und Ausdruck, und einzelne Züge zeigen von tiefer Kenntniß des menschlichen Herzens und selbst des tragischen Effectes; aber die Composition ist im Ganzen zu einfach, der herrliche Stoff beiweitem nicht gehörig benutzt, sodaß bei dessen Reichthume an dramatischen Momenten und Situationen das Stück dennoch arm an Handlung und ergreifenden Scenen ist, die lyrischen Elemente darin beiweitem vorherrschen, und statt der drastischen Darstellung der thatengebärenden Leidenschaften ein redseliges Pathos in sententiösen Tiraden sich breit macht; auch sind die Chöre zu wenig mit der Handlung verbunden, und die reimlo-

mit dieser gekrönten Abhandlung des Gomes concurrirenden, ebenda T. V. p. 1 sq. abgedruckten: „Ensaio sobre a Filologia Por[illegible] por *Antonio Das Neves Pereira*," der aber mehr nur in [illegible] sprachlicher Beziehung den Ferreira beurtheilt: p. 22—31, 36—63, [illegible]—141.

7) Sowol das Urtheil des Almeida Garrett, in der historisch[illegible] Einleitung zum Parnaso Lusitano (T. I. p. XX), im [illegible] dort ist über Ferreira's Nachahmungen, so enthält es [illegible] Wahre: „Cegou-se tod a via o nosso bom Fer[illegible] dos antigos; copiou-os, não os imitou: e [illegible] a lingua, empobreceu a litteratura, porque [illegible] *habito de copista; cancro que roe o espirito* [illegible] *da poesia nacional.*" Dagegen gibt er [illegible] „O que é sem dúvida é que nas linguas [illegible] o primeiro imitador feliz de Horacio, e o [illegible] que pulsou a lyra classica."

8) Ferreira hat mit richtigem Takte zuerst diesen hochtragischen Stoff, die an dramatischem Interesse so reiche Geschichte der Ignez de Castro behandelt, die dann nicht nur von mehren seiner Landsleute, sondern auch von Dichtern anderer Nationen wiederholt für die Bühne bearbeitet wurde (vergl. Ignez de Castro, Trauerspiel von J. B. Gomes, übersetzt von Dr. Alex. Wittich. Mit geschichtlicher Einleitung und einer vergleichenden Kritik der verschiedenen Ignez-Tragödien. (Leipzig 1841.) — Die Ignez des Ferreira wurde bald nach ihrer Erscheinung von dem Galicier Geronimo Bermudez unter dem anagrammatischen Titel: „Nise (Ines) Castimosa," in spanischer Sprache bearbeitet (vergl. Bouterwek, Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. 3. Th. S. 296 fg. und 4. Th. S. 136 fg.); von einem Ungenannten ins Französische übersetzt (s. *Barbosa Machado* l. c.) und in neuerer Zeit auch ins Englische: „Ignez de Castro, a Tragedy, by *A. F.*, translated from the Portug., by *Thomas Moore Musgrave*." (London 1825. 12.)

sen, manchmal sogar den alten Metren nachgebildeten und oft harten Verse vollenden den Eindruck, daß dies Stück mehr aus der Studirstube, als aus der Schule des Lebens hervorgegangen ist.

Auch in seinen Lustspielen folgte Ferreira lateinischen Mustern; hatte aber hierin schon den Sá de Miranda zum Vorgänger, den er auch als seinen Meister anerkennt und in der That an Naivetät und komischer Laune ihm nachsteht. Die Nachahmung des Terenz und Plautus ist allzusichtlich, aus denen ganze Scenen und selbst Charaktere entlehnt sind, sowie die häufigen gelehrten Citate, die langen Monologe und Moralisationen auch diese Lustspiele als scholastische, für das größere Publicum ungenießbare, Producte kennzeichnen. Doch gehören sie unter die ältesten neu-europäischen Charakter-Lustspiele; sie haben in der That kunstvoll angelegte und entwickelte Charaktere, und gelten den Portugiesen als Muster einer leichten und eleganten Prosa[9]). (*Ferdinand Wolf.*)

FERREIRA (Cosme Baena), geb. zu Evora im ersten Viertel des 16. Jahrh., schon in seiner Jugend als Chorsänger in seiner Vaterstadt ausgezeichnet, machte sich als Kapellmeister und Professor der Musik zu Coimbra durch seine Compositionen berühmt, und wurde dann in derselben Stadt zum Prior zu S. Joan de Almedina erhoben. Machado gibt in s. Bibl. Lus. T. I. p. 599 folgende Werke an, die F. hinterließ: 1) Enchiridion Missarum et Vesperarum. 2) Officium hebdomadae sanctae. 3) Responsorios do Officio de Desunctos a 4 Voces. — Er soll ein Anverwandter des in demselben Jahrhunderte blühenden und berühmten Dichters Antonio Ferreira gewesen sein. Wir machen auf die in frühern Zeiten ausgezeichneten Componisten Spaniens und Portugals um so sorgfältiger aufmerksam, weil wir vom musikalischen Zustande jener Länder immer noch nur sehr schlecht unterrichtet sind. Beispiele von der Compositionsweise auch der dem Namen nach bekannt gewordenen Männer fehlen noch fast gänzlich. Es würde eine Lücke ausgefüllt werden, wenn ein Sammler sich finden wollte. Das Durchsuchen dortiger Universitäts-, Stadt- und Klosterbibliotheken würde viel Unbekanntes zu Tage fördern, und nicht blos aus dem 16. Jahrh., sondern gewiß auch aus noch früheren, worauf besondere Rücksicht genommen werden müßte. Eine solche Untersuchung würde viel für Aufhellung der dunkeln Jahrhunderte in der Geschichte der Musik beitragen. (*G. W. Fink.*)

FERREIRA DE LACERDA (Bernarda), eine portugiesische Dichterin, die zu ihrer Zeit als ein Wunder von Gelehrsamkeit und Frömmigkeit angestaunt wurde, stammt von adeligen Ältern und wurde zu Oporto im J. 1595 geboren. Sie zeichnete sich schon in früher Jugend durch Schönheit und Geist aus, und erhielt eine sorgfältige, ja gelehrte Erziehung; denn sie bekam nicht nur in Sprachen, Musik und in den schönen Künsten Unterricht, sondern studirte auch Philosophie, Mathematik und selbst Theologie. So sprach sie mit Geläufigkeit und Eleganz außer ihrer Muttersprache Lateinisch, Italienisch und Spanisch, und hielt sogar eine öffentliche Disputation vor den Mitgliedern der theologischen Facultät über das Mysterium der Dreifaltigkeit. Taugte dieser gelehrte Prunk aber auch nur, um ihre pedantischen Zeitgenossen in Erstaunen zu setzen, so ist sie durch ihre poetischen Anlagen und Werke selbst für die Nachwelt eine interessante Erscheinung geworden. Der Ruf ihrer Kenntnisse und Talente bewog den König Philipp III. von Spanien, unter dessen Herrschaft damals auch Portugal stand, sie zur Lehrerin seiner Söhne, der Prinzen D. Carlos und D. Fernando, zu ernennen; welche Ehre sie aber aus Bescheidenheit ablehnte. Sie vermählte sich mit D. Fernão Correa de Sousa, den sie, sowie mehre ihrer Kinder, das Unglück hatte, zu überleben, welches sie aber mit wahrhaft frommer Ergebung ertrug. Sie starb zu Lissabon den 1. Oct. 1644.

Von ihren Werken, wovon die meisten nach der damals in Portugal herrschenden Sitte spanisch geschrieben sind, erschienen folgende im Druck: 1) España libertada. Poema en octava rima. 1ª. Parte. (Lisboa por *Pedro Crasbeeck*, 1618. 4.) 2ª. Parte (von der Tochter der Verfasserin, Donna Maria Clara de Menezes, herausgegeben [ebenda, por *João da Costa*, 1673. 4.]). An der Vollendung des dritten Theiles wurde sie durch den Tod verhindert. Dieses Epos begründete vorzugsweise ihren dichterischen Ruhm, und sogar Lope de Vega, der ihr auch seine Ekloge „Filis" (Madrid 1635.) gewidmet hatte, erwähnt derselben mit großem Lobe in seinem „Laurel de Apolo"[1]). Nun ist es, wie so viele andere Epopöen der Spanier, in Vergessenheit gekommen.

2) Soledades de Buçaco. (Lisboa, per *Mathias Rodrigues*, 1634. 12.) Ein beschreibendes Gedicht in Redondilien, worin sie das in der Einöde von Buzaco errichtete Karmeliterkloster, die Einsiedeleien und das Leben der Mönche besingt. Es besteht aus einer Reihe von Romanzen in spanischer Sprache, worunter mehre sich durch gelungene Naturschilderungen, die meisten durch kindlich-frommen Sinn und alle durch einen fließenden Versbau auszeichnen, und die wirklich poetisches Talent beurkunden, dem nur ein dankbarerer Stoff zu wünschen gewesen wäre[2]). Diesen Romanzen sind einige lyrische

9) Vergl. über Ferreira außer den angeführten: *Denis*, Résumé de l'hist. litt. du Portugal. (Paris 1826.) p. 59 suiv. und 166 suiv. Dessen Chefs-d'oeuvre du Théâtre portug. (Paris 1823.) p. 10—16. Osmia, Trauerspiel. Aus dem Portugiesischen übersetzt ..., nebst vorangehender Geschichte der dramatischen Kunst in Portugal. (Halberstadt 1824.) S. 54 fg. Memoria sobre o Theatro portug. ..., por *Franc. Manoel Trigozo d'Aragão Morato*, in den Mem. da Acad. real das Scienc. de Lisboa. T. V. 2. p. 63—67.

1) Silva 3 sagt er davon:

Si pudiera tener la Fama aumento
y gloria Lusitana,
D. Bernarda de Ferreira fuera
A cuyo Portuguez entendimiento,
y pluma Castellana
„La España libertada" España deve:
etc. . . . .

2) In Böhl de Faber's Floresta de rimas antiguas castellanas. P. III. stehen sieben Romanzen daraus (Nr. 699—705), und in den Anmerk. sagt er davon: „Sieben Romanzen einer Klosterfrau (!), die sich durch ein lebendiges Colorit, eine schöne Auffassung der Natur und warme Andacht auszeichnen."

Gedichte auf denselben Gegenstand in spanischer, portugiesischer, lateinischer und italienischer Sprache von der Verfasserin beigegeben [3]).

3) Rithmo Latino, e cinco Decimas Portuguezas em applauzo do Poema Heroico intitulado Malaca conquistada por *Franc. de Sá e Menezes*; zu welchem Epos sie auch die Argumente geschrieben hat.

4) Mehre Sonette, Decimen und Sestinen in portugiesischer Sprache zum Lobe spanischer und portugiesischer Dichter.

Unter den ungedruckt gebliebenen Werken von ihr befinden sich auch einige spanische „Comedias“ [4]).

(*Ferdinand Wolf.*)

FERREIRA DE VASCONCELLOS (Jorge), einer der ältesten dramatischen Dichter der Portugiesen, wurde zu Coimbra oder Monte mór o Velho geboren. Er war Ritter des Christusordens; zuerst in Diensten des Hauses Aveiro, dann Schreiber im Finanz- und Colonialdepartement (Escrivão do Thezouro Real e da Caza da India). Er vermählte sich mit Donna Anna de Souto und starb im J. 1585. — Zu seiner Zeit wurde auch in Portugal das Bedürfniß nach einem selbständigeren Drama immer dringender; doch schwankte es zwischen der nationalen und gelehrten Richtung, und neigte sich durch Sá de Miranda's und Antonio Ferreira's (s. d. Art.) Einfluß mehr der letztern zu. Ferreira hatte Anlage zum Komischen, war vertraut mit der Sprache und den Sitten seiner Nation, hatte aber auch eine gelehrte Bildung erhalten, und suchte daher mehr nach dem Beispiele der Erstgenannten, als in der von Gil Vicente eingeschlagenen volksthümlichen Richtung zur Bildung der sogenannten „Comedia nova“ oder „classica“ mitzuwirken. Doch sollte diese „neue Komödie,“ wie er selbst sagt (im Prólogo zum Ulyssipo), „ein Bild des Lebens, ein Spiegel der Sitten und ein Bild dessen, was im täglichen Verkehr vorkommt, sein, und in niederem Style und in Prosa geschrieben werden“ [1]). Er nahm daher das wirkliche Leben zur Basis, Charakter- und Sittenschilderung zum Zwecke und die Umgangssprache zur Redeform. Dabei diente ihm die eben damals berühmt gewordene „Comedia de Calisto y Melibea“ oder „Celestina“ des Spaniers Fernando de Rojas so unverkennbar zum Muster, daß seine erste „Comedia Eufrosina,“ sowol in der Wahl des Stoffes und in der Zeichnung der Charaktere, als auch in Behandlung, Styl und Sprache nur eine Nachahmung jener ist, der sie freilich an genialer Conception und Meisterschaft der Darstellung beiweitem nachsteht. So wurden auch Ferreira's sogenannte „Comedias“ mehr dialogisirte Novellen von solchem Umfange und so breiter Behandlung, daß sie zur Aufführung kaum geeignet waren und selbst zur Lecture eine mehr als gewöhnliche Geduld erfodern, da sie endlose Monologe, Moralisationen und gehäufte gelehrte Citationen, und eine durch geflissentliche Archaismen, Idiotismen, Sentenzen und Sprüchwörter schwer verständliche Sprache haben [2]). Sie waren daher auf die Entwickelung der portugiesischen Nationalbühne ohne bedeutenden Einfluß, obwol sie in stylistischer Hinsicht im 16. und 17. Jahrh. in Ansehen standen und noch jetzt als Sprachdenkmäler geschätzt zu werden verdienen. Kurz Ferreira's Komödien sind mehr mühsam ausgeführte Sitten- und Charaktergemälde, von der ängstlich pinselnden Hand eines Gelehrten für geduldige Beschauer, als ein Stück Leben selbst in Bewegung und Handlung gesetzt von einem kühnen, echt dramatischen Genius für spannungbegierige Zuschauer; sie sind Bücher (auch dem Umfange nach) für die Studirstube, aber keine Stücke für die Bühne.

Ferreira hat solcher Komödien drei geschrieben: die „Comedia Eufrosina,“ in fünf Akten, unter dem fingirten Namen João de Espera em Deos, die er zuerst zu Coimbra im J. 1560 in 8. [3]) herausgab, und von welcher der berühmte Dichter Francisco Roiz Lobo im J. 1616 in 8. zu Lissabon und zuletzt Professor Bento Joze de Sousa Farinha, ebenda 1786, ebenfalls in einem Octavbande, Wiederabdrücke, aber leider ohne allen Commentar, dessen sie so sehr bedürfte, besorgten. Sie wurde von dem Capitain Fernando de Ballesteros y Saavedra ins Spanische übersetzt und erschien, mit einem Vorworte von Quevedo versehen [4]), zu Madrid im J. 1631 in 16. und 1735 in 8. — Durch den Erfolg der „Eufrosina“ aufgemuntert, ließ Ferreira selbst noch, aber anonym, die „Comedia Ulyssipo,“ in fünf Akten, erscheinen (Ort und Jahr dieser ersten Ausgabe fand ich nirgends angegeben), wovon die zweite Auflage ebenfalls von Lobo (Lissabon 1616. 8.) und die dritte von Sousa Farinha

3) Die Verf. sucht sich im „Prologo“ zu rechtfertigen, daß sie den größten Theil in spanischer Sprache geschrieben, indem sie sagt: ... a cuya causa escrivo en Castellano por ser idioma claro, y *casi comun*; si desto me hizieren cargo mis Portugueses, contentense con el original (d. i. dem beschriebenen Gegenstande), de quien lo mas que ofrezco en esta copia a todas, es lo menos. 4) s. hierüber, sowie über ihr Leben, die „Bibliotheca Lusitana“ von *Barbosa-Machado* T. I. p. 513—515, wo eine ansehnliche Reihe von Schriftstellern angeführt wird, die ihrer lobend gedenken. — Vergl. *Nic. Antonio*, Bibl. hisp. nov. ed. 2. T. I. p. 214.

1) .... huma imitação de vida, espelho de costumes, e imagem do que nos negocios passa, per estilo humilde, e chegado á prosa, qual vos ora pretendemos mostrar.

2) Vgl. Memoria sobre o Theatro portug. .... por *Franc. Manoel Trigozo d'Aragão Morato*, in den Mem. da Academ. real das Scienc. de Lisboa. T. V. 2. p. 64. 65, der von Ferreira's Komödien sagt: ¿Que importa que ellas encerrem en si hum precioso deposito da lingua e fraseologia Portugueza, accommodadas ao verdadeiro estilo comico, se não he possivel que haja pessoa dotada de tanta paciencia e constancia, que sofra sem fadiga a sua não interrompida representação, ou leitura? etc. 3) So nach Brunet's Manuel, letzte Ausgabe s. v. *Ferreira*; — nach Velazquez, Geschichte der spanischen Dichtkunst, übers. von Dieze S. 314, soll die erste Ausgabe zu Evora 1566 erschienen und verboten werden sein; die spätern Abdrücke sind castigirt. 4) Darin findet sich folgende, für die Literärgeschichte nicht unwichtige, Stelle: Pocas comedias hay *en prosa* de nuestra lengua, si bien lo fueron todas las de Lope de Rueda. Mas *para leidas* tenemos la „Selvagia,“ y con superior estimacion la „Celestina“ que tanto aplauso ha tenido en todas las naciones. En Portugues hay una de Camoens, dos del doctisimo Corte-Real, y esta „*Eufrosina*,“ de que careciamos por que su original *no cercenado* por Lobo es *dificil* por los idiotismos de la lengua, y los proverbios antiguos, y que ya son *remotos* á la habla moderna. Übrigens war dem Quevedo, der sowol das Original, als die Übersetzung sehr lobt, der wahre Verfasser der Eufrosina noch unbekannt.

(ebenda 1787. 8.) besorgt wurde. — Die dritte: „Comedia Aulegrafia," eine Schilderung des Hoflebens in vier Akten, konnte er nicht selbst mehr herausgeben, sondern sie wurde zuerst von seinem Schwiegersohne, Antonio de Noronha, zu Lissabon im J. 1619 in 4. in Druck gelegt [5]), wovon abermals Sousa Farinha einen Wiederabdruck (Lissabon 1787. 8.) besorgte.

Außer diesen Komödien schrieb Ferreira noch: Triumfos de Sagramor, em que se tratão os feitos dos Cavalleiros da segunda Tavola Redonda. (Coimbra, por *João Alvares*. 1554. fol.) — Memorial das proezas dos Cavalleiros da segunda Tavola Redonda. (Lisboa, por *João Barreira*. 1567. fol.) [6]). — Und die, wie es scheint, ungedruckt gebliebenen Werke: Dialogo das grandezas de Salamão; — Peregrino (in der Art der Eufrosina); — Colloquio sobre parvos (im J. 1556 verfaßt) [7]). (*Ferdinand Wolf.*)

FERREO [1]) (Scipione), ein Professor der Mathematik zu Bologna, welcher nach Fantuzzi's Angabe (Scrittori bolognesi. T. III. p. 324) in den Jahren 1496 bis 1525 lehrte, war, nach Cardan's Erzählung [2]), der Erste, welcher gemischte kubische Gleichungen auflöste, und zwar nur eigentlich Gleichungen von der Form $x^3 + px = q$, was man damals capitolo de cose e cubo eguali a numero nannte. Ferreo selbst machte seine Auflösungsart nicht bekannt, theilte dieselbe aber einem gewissen Maria Antonio del Fiore oder Florido mit, der nachher durch seine dem Tartalea vorgelegten, auf solche Gleichungen führenden Aufgaben Letzteren veranlaßte, selbst die Auflösung zu suchen und zu finden (vgl. die Art. Cardanus und Tartalea). (*Gartz.*)

Ferreol, St., s. Kanal von Languedoc.

Ferreola *König*, s. Maba.

FERRERAS (Juan de), einer der bekanntesten Geschichtschreiber der Spanier, wurde den 7. Juni 1652 zu La Bañeza, einem Städtchen in der Diöcese von Astorga, geboren, wo seine adeligen, aber unbegüterten Ältern, D. Antonio de Ferreras und Doña Antonia Garcia de la Cruz, in dürftigen Umständen lebten. Ein väterlicher Onkel nahm sich seiner an und ließ ihn studiren. In dem Jesuitercollegium zu Montforte de Lemus hörte er die unteren Grammaticalclassen und in dem Dominikanerkloster von Trianos die Humanitätsclassen, Philosophie und Theologie. Um sich in der letzteren, seiner Brodwissenschaft, auszubilden, bezog er die Universitäten von Valladolid und Salamanca. Nachdem er zum Priester geweiht, erhielt er die Pfarre zu Santiago de Talavera, wo er sich durch seine Predigten so sehr auszeichnete, daß er die Aufmerksamkeit des Cardinal-Erzbischofs von Aragonien auf sich zog. Da er aber in Folge der außerordentlich heißen Lage dieses Ortes erblindete, wurde er im J. 1681 nach Alvares versetzt, wo er das Augenlicht wieder erhielt. Aber nicht nur für die Herstellung seiner Gesundheit, sondern auch für seine geistige Ausbildung war der Aufenthalt zu Alvares von bedeutenden und heilsamen Folgen; denn in dem nahegelegenen Mondejar, seinem Stammsitze, hielt sich damals der Marques D. Gaspar de Mendoza Ibañez de Segovia auf, ein großer Freund der vaterländischen Geschichte und selbst als historischer Schriftsteller rühmlichst bekannt. Durch dessen Umgang und Freundschaft wurde auch in Ferreras die Liebe zur vaterländischen Geschichte und zu historischen Forschungen angeregt, und er begann damals schon, sich mit besonderem Eifer auf das Studium der Chronologie, Geographie und der Geschichte Spaniens zu legen. Im J. 1685 wurde er Pfarrer zu Camarma, in der Nähe der Universität von Alcalá de Henares, wo er Gelegenheit fand, seine Kenntnisse in der Theologie zu erweitern und auch in dieser Wissenschaft sich zum Schriftsteller auszubilden. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit nahm dadurch so sehr zu, daß der Cardinal Portocarrero ihn nach Madrid berief, ihm die dortige Pfarre von S. Pedro und später die von S. Andrés übertrug und ihn zu seinem Beichtvater ernannte. Der Cardinal, der als Erzbischof von Toledo und als Staatsminister eine hohe und einflußreiche Stellung hatte, bediente sich aber seiner nicht nur als Gewissensrathes, sondern auch als Gehilfen und Rathgebers in seinen wichtigen geistlichen und politischen Geschäften, und hier zeichnete sich Ferreras während der Successionsstreitigkeiten als treuer Anhänger der Bourbonischen Partei und des päpstlichen Stuhles aus, und gab mehre Schriften zur Vertheidigung dieser Interessen heraus. Dies verschaffte ihm großen Credit bei dem Nuntius Aquaviva und bei dem Papste Clemens XI., der ihn zum Examinator und Theologen des päpstlichen Tribunals

5) Lobo wollte auch die „Aulegrafia" herausgeben, die der Verfasser druckfertig hinterließ, wie aus der „Advertencia" Lobo's zur Ulyssipo erhellt: „Das comoedias que Jorge Ferreira de Vasconcellos compos, foy esta Ulysippo a segunda, estando ja no serviço del Rey nesta cidade. E a derradeira, a sua Aulegrafia cortesam, em que cantando *Cygnea voce*, como dizem, melhor que nunca, a não imprimio por hum desgosto geral deste Reyno, que nella se contará, se no bom trato que a esta se fizer, quizerdes mostrar o gosto que tereis destoutra sair, que está da pena do seu autor, e assi aprovada ja, e com todas as licenças pera logo se poder imprimir. 6) So führt Barbosa-Machado diese Romane von der Tafelrunde als zwei verschiedene Werke an; Nic. Antonio (Bibl. hisp. nova. II. p. 335) und nach ihm Brunet (l. c. s. v. *Memorial*) erwähnen nur das „Memorial" mit dem Druckort: Coimbra 1567. 4.; doch dürften es nur zwei verschiedene Auflagen desselben Romans mit verändertem Titel sein, wie man aus folgender Stelle der erst erwähnten „Advertencia" zur Ulyssipo von Lobo, der auch von diesem Romane eine vom Verfasser vorbereitete und umgearbeitete dritte Ausgabe und eine ungedruckte Fortsetzung herausgeben wollte, schließen könnte: „A outra comedia (Aulegrafia) com a *primeira parte da Tabola redonda*, que pera a *terceira impressão* emendou o autor em sua vida de sorte, que do meyo em diante em tudo ficou differente; e assi mais a *segunda parte* da mesma historia, podeis começar a esperar muito em breve; que quiça ordenou o ceo *differirselhe a impressão* pera este tempo, pera com ella se tornar a avivar nelle a boa memoria deste Portuguez, com muita razão de toda a outra nação tão invejado como Homero." 7) s. *Barbosa-Machado*, Bibliotheca Lusitana. Tomo II. p. 805. 806. *Nic. Antonio*, Bibliotheca hisp. nova. 2. ed. Tomo I. p. 538. Vergl. Velazquez, Geschichte der spanischen Dichtkunst, übersetzt von Diez. S. 313. 314.

1) So schreiben diesen Namen Montucla u. A.; Libri (Hist. des sciences mathémat. en Italie. Tom. III.) nennt ihn Ferro. 2) Artis magnae Cap. XI.

ernannte. Auch das Inquisitionstribunal übertrug ihm die Stelle eines Qualificators und Provisors, und der König selbst befahl ihm, den Sitzungen des Staatsrathes beizuwohnen. Nur sein bescheidener Sinn hinderte ihn, zu noch höheren Würden emporzusteigen; denn er lehnte die ihm von der neapolitanischen Regierung und von dem Könige angetragenen Bisthümer von Monópoli und von Zamora ab. Hingegen nahm er an der Errichtung der k. spanischen Akademie den thätigsten Antheil, wurde 1713 wirkliches Mitglied derselben und einer der eifrigsten Mitarbeiter an dem von ihr im J. 1739 herausgegebenen Wörterbuche. Durch seine Ernennung zum Oberbibliothekar der königlichen Bibliothek zu Madrid erhielt er den Zugang zu den Hilfsmitteln, die ihn in den Stand setzten, seine in Alvares begonnenen Studien über die vaterländische Geschichte nach einem großartigen Plane auszudehnen und das Werk, das ihm einen bleibenden Namen in der Literatur verschaffen sollte, seine Geschichte von Spanien, auszuarbeiten. Er starb im 83. Jahre seines Alters den 8. Juni 1735 [1]).

Er hinterließ 38 Werke, theils gedruckt, theils handschriftlich. Die vorzüglichsten der in Druck erschienenen sind: 1) Disputationes theologicae de Deo uno et trino. (Madrid 1735. 4.) 2 Voll. — 2) Paraenesis ad Galliarum parochos (Madr. 1696.), worin er die französische Geistlichkeit zur Unterwerfung unter den päpstlichen Stuhl ermahnt. — 3) Desegaño politico (Madrid 1712.), für die bourbonischen Interessen, wodurch er der Sache Philipp's V. sehr nützlich wurde. — 4) Varias poesias (Madrid 1726.), worin er freilich kein großes poetisches Talent, aber doch eine bedeutende Gewandtheit in der Sprache und Versification gezeigt hat. — 5) Sein Hauptwerk: Synopsis historica chronologica de España ó Historia de España, erschien zu Madrid von 1700—1727 in 16 Quartbänden (neue Auflage ebendas. 1775—1791 in 17 Quartbänden; — französisch mit Anmerkungen von d'Hermilly. 10 Bde. [Paris 1751. 4.]; — nach der französischen Übersetzung ins Teutsche übertragen unter Baumgarten's und Semler's Leitung und von Bertram fortgesetzt bis zum J. 1648. [Halle 1754—1772. 4.] 13 Bde.); eigentlich Jahrbücher der spanischen Geschichte von den ältesten Zeiten bis zum Tode Philipp's II. (1598), die sich hauptsächlich durch genaue Chronologie und kritische Ausmerzung der fabelhaften Sagen und Legenden auszeichnen und in soweit eine brauchbarere Grundlage für kommende Geschichtschreiber wurden, als alle früheren Arbeiten spanischer Historiker; hingegen fast nur die äußere Geschichte berücksichtigen, trocken und farblos in der Darstellung, ohne lebendiges Nationalgefühl und ohne alle historische Kunst, und hierin der warmen, volksthümlichen, wenn auch unkritischeren Erzählung Mariana's beiweitem nachstehen. Ferreras stand nämlich an der Grenzscheide zwischen der altspanischen nationalen und der modern-europäischen kosmopolitischen Zeitrichtung; ihm fehlte schon die gläubige Naivetät und das lebendige Nationalbewußtsein der ersteren, und er hatte von der letzteren nur die kritische Nüchternheit, ohne die skeptische Kühnheit und Schärfe. So drang seine Geschichte nicht, wie die Mariana's, ins Volk, und wurde, trotz all ihrer streng-katholischen Orthodoxie, doch von den Blindgläubigen vielfach angefochten [2]). Ihr Platz ist daher mehr nur in der Studirstube des Historikers, dem sie, trotz allem Ballast, noch immer unentbehrlich ist [3]). (*Ferdinand Wolf.*)

FERRERS, FERRIÈRES. Walquelinus, Vuascelinus, jener streitbare Baron der Normandie, welcher unter den Zeugen der Stiftung der Abtei Bernay genannt wird, und in einem Gefechte, seinem Nachbar Hugo von Montfort geliefert, zugleich mit diesem das Leben einbüßte, erbaute, der Sage nach, an einer der Jagdlust bequemen Stelle, dem buisson Conilafre zunächst, die Burg Ferrières, so genannt von den anliegenden, aus uralten Zeiten herstammenden Eisenwerken, welche, so scheint es, in der Einrichtung unsern Osemundösen zu vergleichen gewesen. Als des Walquelinus Sohn ist Wilhelm de Ferrières bekannt, der als Zeuge des Herzogs Wilhelm Urkunde für die Abtei S. Evroult, 1050, unterfertigte. Ein Sohn dieses Wilhelm, ebenfalls Wilhelm genannt, bewährte sich als der treueste Anhänger des Herzogs Robert Courteheuse, namentlich 1091, in der Belagerung von Courcy, wo er in einem Ausfalle der Besatzung gefangen und zur Entrichtung eines schweren Lösegeldes gezwungen wurde. Er folgte hierauf seinem Herzoge in den Kreuzzug, wie in die Schlacht von Tinchebray, wo er abermals, wie Robert selbst, in Gefangenschaft gerieth. Falaise sollte hierauf vertragsmäßig dem Sieger überliefert werden; die Einwohner verweigerten aber beharrlich die Öffnung, sie geschehe denn zu Handen des unglücklichen Herzogs selbst, oder des Getreuesten seiner Getreuen. Nothgedrungen unterzog sich demnach Wilhelm de Ferrières dem traurigen Geschäfte, seines Lehnsherrn Kind und letzte Zuflucht dem Usurpator zu überantworten. Ein Heinrich de Ferrières, Anhänger des K. Stephan, wurde 1136, vor Ermes, des Wilhelm Talvas Gefangener. Seine Nachkommen bewohnten die Burg Ferrières noch 1267, bezogen aber später das benachbarte Chambrais, neben welchem sie auch die großen Baronien Préaux, Dangu, Thury u. s. w. erwarben. Die Familie scheint im Laufe des 16. Jahrh. erloschen zu sein; die Baronie Ferrières, mehrmals vererbt und veräußert, wurde am 6. Sept. 1716 von Nicolaus Simon Arnauld, Marquis de Pomponne, an den Grafen Franz von Broglio verkauft und im Juni 1742 zu einem Her-

1) s. die auf ihn gehaltene Lobrede von D. Blas Antonio Nasarre y Ferriz, in der Sitzung der königl. spanischen Akademie vom 4. Aug. 1735; gedruckt in selbem Jahre zu Madrid in 4.; auszugsweise in den Mém. de Trévoux, août, 1743, und Retratos de los Españoles ilustres con un epitome de sus vidas. (Madrid 1791. fol.)

2) s. die in Meusel's Biblioth. hist. VI, I. p. 154 angeführten Controversschriften, denen noch beigefügt werden kann: Reparos historicos, sobre los doce primeros años del Tomo VII. de la Hist. de Esp. de F. Alcalá (1723. 4.), und Ferrera's Vertheidigungsschrift: D. J. F. vindicado. (Madrid 1729. 4.) 3) Vergl. *Meusel* l. c. p. 150—154. Wachler, Geschichte der historischen Forschung und Kunst. II, I. S. 166, 167.

zogthume, des Namens Broglio, erhoben. Das Gut befindet sich bis auf diesen Tag im Besitze der Familie Broglio, das Kirchdorf Ferrières aber liegt in dem Bezirke von Bernay, des Euredepartements, an dem Flüßchen Carentonne, von Bernay zwei Stunden westlich entfernt. Die Barone von Ferrières hatten einem Herzoge der Normandie fünf Ritterpferde zu stellen und nahmen in der Sternkammer unter den Baronen des Amts Evreux den zweiten Rang ein. Von der Beträchtlichkeit ihres Lehnhofes zeugt der Umstand, daß in Kriegszeiten ein Gefolge von vier vollständig geharnischten Rittern und $42\frac{3}{4}$ Wäpelingen ihnen zu Gebote stand. Unter ihren Titeln erscheint auch der eines premier baron fossier de Normandie, eine Qualification, dem Besitze der ältesten und wichtigsten Eisenwerke der Provinz entlehnt. Außer dem Sohne Wilhelm, welcher das Geschlecht in der Normandie fortsetzte, soll der Stammvater Walquelinus einen zweiten Sohn, des Namens Heinrich, hinterlassen haben, welcher, ein Genosse von Herzog Wilhelm's Siegeszug über den Kanal, als der bewiesenen Tapferkeit reichlichen Lohn, in den verschiedenen Landschaften von England 220 Güter empfing, in Derbyshire allein 114, in Staffordshire sieben, nebst dem Burgflecken Tutbury, wo Heinrich und seine Nachkommen ihren Lieblingssitz finden sollten. In Tutbury hat derselbe Heinrich ein Kloster für Cluniacensermönche gestiftet, dessen Dotation seine Gemahlin Bertha durch Hinzufügung der Stadt Dubbridge und des Manors Estanfort verbesserte. Heinrich's Sohn, Robert, scheint die gräfliche Würde erworben zu haben, indem er zur Belohnung seiner bei North-Allerton, in der Bannerschlacht, gegen die Schotten bewiesenen Tapferkeit, den 22. Aug. 1138, von der Dankbarkeit K. Stephan's die Grafschaft Derby empfing. Den von demselben König 1136 gegebenen Freiheitsbrief hatte Robert als Zeuge bekräftigt. Er starb 1139. Sein Sohn, der jüngere Robert, Graf von Ferrers, Derby und Nottingham, vergabte 1141 an die Mönche von Tutbury seine Zehnten zu Newborough, gleichwie er an die Chorherren zu Nostel, in Yorkshire, die Kirche zu Bredon, in Leicestershire, mit ihrem reichen Zubehör als eine Cella verschenkte. Er stiftete auch zu Derby ein später nach Derley übertragenes Priorat für Augustiner-Chorherren und der heiligen Jungfrau zu Ehren die Abtei Merivale, in Warwickshire. In Merivale, seiner mit freigebiger Hand ausgestatteten Stiftung, wurde er, eingehüllt in eine Ochsenhaut, begraben. Ihm folgte, von Ferrers vierter, von Derby dritter Graf, sein Sohn Wilhelm, der, ebenfalls für milde Stiftungen ein großer Wohlthäter, in einer Urkunde von 1165, bei Gelegenheit der Fräuleinsteuer, bekennt, daß er 79 Ritterlehen besitze, um deretwillen er demnächst 68 Mark bezahlte. Mit Margarethen, der Tochter und Erbin von Wilhelm Peverell, verheirathet, hinterließ er die Söhne Robert III. und Walquelin, den Baron von Okham. Walquelin's Tochter, Isabella, hat als Erbin ihres Bruders Hugo die Baronie Okham auf ihren Gemahl, Roger Mortimer, gebracht. Robert III., Graf von Ferrers und Derby, verband sich 1172 mit den Grafen von Chester, Leicester, Norfolk zur Empörung, plünderte und verbrannte Nottingham und beunruhigte geraume Zeit die innern Landschaften des Königreichs, bis Heinrich's II. unerwartetes Eintreffen aus der Normandie und die durch die Wallisen vorgenommene Belagerung seiner Feste Tutbury ihn und seine Verbündeten zu gänzlicher Muthlosigkeit herabstimmte. Er eilte nach Northampton, des Königs Verzeihung durch Überlieferung seiner Burgen Tutbury und Duffield, die beide gebrochen wurden, zu erkaufen, den 31. Juli 1174. Er starb 1189, nachdem er noch des Priorats Woodham-Ferrers, in Essex, Stifter geworden. Von seinen Töchtern heirathete die ältere, Melisenda, in das Haus Mortimer; Agathe wurde des Königs Johann Beischläferin und Mutter der an Llewelline, den Fürsten von Wales, verheiratheten Johanna. Auch Robert's Sohn, Wilhelm II., hatte sich der persönlichen Bekanntschaft mit dem Regenten nicht zu beloben, denn Richard entsetzte ihn der Grafschaften Derby und Nottingham, um sie an den Prinzen Johann zu verleihen. Nach einiger Zeit in sein Eigenthum wieder eingesetzt, folgte Wilhelm dem Könige in den Kreuzzug, besonders zu der Belagerung von Ptolemais, und ist er in deren Laufe 1191 verstorben. Sein Sohn, Wilhelm III., war unter den Baronen schier der Erste, sich für den aus der Gefangenschaft heimkehrenden König Richard zu erklären und dessen Gegner zu befehden. Am 11. Juli 1205 verlieh ihm K. Johann die Manors Wirksworth und Ashbourne, in Derbyshire, gegen eine Rente von 70 Pf. an die Sternkammer zu entrichten; außerdem wurden ihm die Manors Higham-Ferrers, Bliseworth und Newbottle, in Northamptonshire zuerkannt, als von seinem Urgroßvater, Wilhelm Peverell, herrührendes Erbe, nachdem er vorher allem weitern Anspruche an dieses Erbe entsagt und 2000 Mark baar erlegt hatte. Da auch Zweifel über die Gültigkeit von seines Vaters Restitution obgewaltet haben mögen, so bestätigte ihm der König durch Urkunde, 1205, die Grafschaft Derby, ihn eigenhändig mit dem Schwerte umgürtend und ihm das Drittel von allen Sporteln, welche bei den Gerichten der Grafschaft fallen möchten, zuerkennend. Hingegen zeigte sich Wilhelm treu dem Könige ergeben, in dessen Streite mit den Baronen, sodaß Johann sich veranlaßt fand, seine Erkenntlichkeit zu bezeigen. Das Haus des Juden Isaak, zu London, in St. Margarethen-Kirchspiel gelegen, wurde dem Grafen zugeeignet, unter der Verpflichtung, den König an großen Festtagen bei der Tafel zu bedienen, und zwar ohne Mantel, einen goldenen Reif, von der Breite seines kleinen Fingers, um die Schläfe tragend. Die standhafte Ergebenheit für seinen Herrn in der Einnahme der Festen Peak und Bolsover bewährt, wendete Wilhelm auch dem Nachfolger zu, wie er denn zu allen Unternehmungen des großen Grafen von Pembroke, der Belagerung von Mountsorell, dem Entsatz von Lincoln u. s. w., wirkte. Im J. 1217 trat er, in des Grafen von Chester Gesellschaft, eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande an. Er starb, nachdem er viele Jahre an dem Zipperlein darniedergelegen, den 22. Sept. 1246, aus seiner Ehe mit Agnesen, einer Schwester von Ranulf Blondeville, dem letzten Grafen von Chester, die Söhne

Wilhelm IV. und Thomas hinterlassend. Dieser, mit der Baronie Chartley in Staffordshire, welche aus der Erbschaft des Hauses Chester herrührte, abgefunden, starb ohne Nachkommenschaft. Wilhelm IV., Graf von Ferrers, Derby und Nottingham, Baron von Tutbury und Chartley, durch Leibesschwachheit verhindert, an den Angelegenheiten des Reichs einen der Wichtigkeit seines Besitzthums angemessenen Antheil zu nehmen, empfängt von den Zeitgenossen das Lob, „that he was a very just man, and well versed in the laws of the land." Aus einer amtlichen Verhandlung weiß man, daß er in den Grafschaften Derby, Stafford und Lancaster 83 Lordships besaß. Durch das anhaltende Zipperlein des Gebrauchs seiner Glieder verlustig, mußte er, um von einer Stelle zur andern zu gelangen, sich eines Rollwagens bedienen; in dieser Weise sollte er die Brücke von St. Neots, in Huntingdonshire, überschreiten; der Wagen stürzte, durch Unvorsichtigkeit des Führers, in die Tiefe, und der Graf, schwer verletzt, starb an seinen Wunden den 24. März 1254. Er hatte zwei Frauen gehabt; von Sibyllen, einer der fünf Töchter des Grafen Wilhelm von Pembroke, und als solche Erbin der irländischen Grafschaft Kildare, kamen einzig Töchter, sieben an der Zahl; Margaretha aber, eine der Töchter und Erbinnen von Roger von Quincy, dem Grafen von Winchester und Connétable von Schottland, wurde die Mutter von Robert IV. und von Wilhelm von Ferrers, dieser der Ahnherr der Ferrers von Groby. Robert IV., Graf von Ferrers, Derby und Nottingham, Lord von Tutbury und Chartley, war ein Knabe noch, als er den Vater verlor, und daher, als der reichste Erbe im Königreiche, ein Gegenstand für mancherlei vormundschaftliche Begierden. Zuletzt wurde die Vormundschaft, gegen Entrichtung von 6000 Mark, der Königin und dem Prinzen Peter von Savoyen zugeschlagen. Zu Jahren gekommen, schloß Robert sich dem Vereine der aufrührischen Barone an, 1262; er namentlich drang in die Stadt Worcester ein, zerstörte das Judenquartier, plünderte die Gotteshäuser und sammelte reiche Beute in den königlichen Parkanlagen der Umgebung, Beleidigungen, für welche Prinz Eduard nicht verfehlte, in der Wegnahme und vollständigen Zerstörung der Feste Tutbury Rache zu nehmen. Um so eifriger in Erfüllung seiner gegen Simon von Montfort und den Grafen von Glocester, Gilbert von Clare, eingegangenen Verpflichtungen, wirkte Ferrers entscheidend zu der Niederlage des königlichen Heeres bei Lewes, zu der Gefangennehmung des Königs und des Prinzen. Als hierauf in herkömmlicher Weise die Sieger sich entzweiten, Ferrers zu dem Grafen von Glocester hielt, wurde er, auf Montfort's Geheiß, gefangen gesetzt. Hiernach hätte sich wol erwarten lassen sollen, daß er wie Glocester thun, den endlichen Sieg der königlichen Partei befördern würde, statt dessen focht er bei Evesham für Montfort, daher er, dem Schlachtfelde entkommen, gleichwie die Montforts und wenige Andere, dem dictum von Kenilworth verfiel. Hiernach sollte er einer peinlichen Anklage sich unterwerfen, deren Ausgang abzuwarten er doch nicht räthlich fand. Er nahm eine silberne, mit Edelsteinen besetzte Trinkschale, welche er von Michael de Toni, gegen das Manor Perry, in Northamptonshire, eingetauscht, fügte eine Verschreibung über 1500 Mark hinzu und legte beides zu des Königs Füßen nieder, zugleich auf Gnade sich ergebend. Dem reuigen Sünder erließ Heinrich III. alle Strafe, unter der Bedingung, daß er, nochmals demselben Fehler verfallend, seine Besitzungen sammt und sonders einbüßen müsse. Dazu verstand sich Ferrers durch körperlichen Eid; aber schon im nächsten Frühjahre, 1266, wähnte er sich aller Verbindlichkeit entbunden, durch des Königs abermalige Eingriffe in die magna charta. Nicht nur, daß er die Zahlung der 1500 Mark einstellte, er hob auch ein bedeutendes Truppencorps aus, und wollte, durch mehre gleichgesinnte Barone verstärkt, gegen den Mittelpunkt des Reichs vordringen, als Henry d'Allemagne, des Königs Richard von Cornwall ältester Sohn, bei Chesterfield ihm entgegentrat und in einem scharfen Gefechte die Aufrührer vollständig besiegte. Ferrers entkam, suchte Zuflucht in einer Kirche, wurde aber, unter einem Verstecke von Wollsäcken, ausgekundschaftet und gefangen nach London abgeführt, auch ohne Säumen von dem zu Westminster versammelten Parlament aller seiner Ehren und Würden verlustig erklärt. Die Grafschaft Derby und das ausgedehnte Besitzthum gab der König seinem Sohne, dem Prinzen Edmund. Zwei Jahre brachte Ferrers im Gefängnisse zu, da wurden die Fürbitten so dringlich, daß abermals für Recht Gnade zu üben der König sich entschloß. Das Instrument deshalb wurde am 5. März 1268 ausgefertigt, auch der Prinz Edmund angewiesen, die confiscirten Güter an den ursprünglichen Eigenthümer zurückzugeben, gegen Empfang zwar einer Entschädigung von 50,000 Pf. (eine unvernünftige Foderung, da der Ertrag der Güter, der im J. 1750 zu dem Belaufe von 100,000 Pf. gestiegen war, damals die Summe von 3000 Pf. nicht überstieg). Die größten Barone des Reichs wurden des Vertrags Bürgen, wogegen Ferrers ihnen sein gesammtes Eigenthum zu Pfande setzte; allein Holbroke, in Derbyshire, und Chartley sich vorbehaltend. Der Haft entlassen, verweigerte er jedoch die Erfüllung des lästigen Vertrages, unter dem Vorwande, daß er zu dessen Unterzeichnung allerdings aus dem Gefängnisse zu Windsor abgeführt und nach Chippenham gebracht, daselbst aber nach wie vor bewacht worden sei, daß er auch, nach Abschluß des Geschäftes, noch ganzer drei Wochen zu Wallingford auf der Burg in Haft sich befunden habe, sodaß alle seine Zugeständnisse, herrührend von einem der Freiheit beraubten Manne, als null und nichtig zu betrachten seien. Um jedoch ein Übriges zu thun, erbot er sich, den siebenjährigen Ertrag der Güter, als eine Ablösungssumme, an den Prinzen Edmund zu entrichten. Diesen hatten nämlich die Bürgen, als sie um die Zahlung der 50,000 Pf. gemahnt worden, wiederum in den Besitz der Güter eingeführt. Er schlug aber die so bedeutend reducirte Summe aus, und Ferrers wurde genöthigt, vor der Kings Bench einen Rechtsstreit zu erheben, in dem er zwar vollständig unterlag, und zum Verluste der Güter nicht nur, sondern auch der Grafschaft verurtheilt wurde. Beides blieb dem Prinzen

Edmund oder dem Hause Lancaster, obgleich des depossedirten neunten Grafen von Ferrers, Derby und Nottingham einziger Sohn, Johann de Ferrers, Baron Chartley, sogar den Beistand des Papstes Nicolaus III. suchte, um seiner Väter Erbe zurückzuerhalten. Nichtsdestoweniger erscheint Johann in vielen Verhandlungen als ein bedeutender Grundherr, indem ihm 1293 die Besitzungen seiner Großmutter, Margaretha von Quincy, heimfielen, er auch mit Havisen von Muscegros ihres Hauses reichen Grundbesitz in Somersetshire, Muscegros, Charleton u. s. w. erheirathete. Seneschalk von Aquitanien, 1311, mit einer Bestallung von 400 Pf. à 4 Turnosen, starb er 1324. Sein Sohn, Robert, zweiter Lord Ferrers von Chartley, ein Kriegsmann von hohem Rufe, erscheint als der stete Begleiter von Eduard's III. Zügen, wie ihm denn für jenen von 1342 eine Unterstützung, 42 Wollsäcke aus den königlichen Domainen in Worcestershire, bewilligt wurde. Des Grafen von Derby Gefährte bei dem Entsatze von Auberoche, 1345, gewann er 1346 durch einen kühnen Anfall die Burg la Roche-Guyon, an der Seine, hiermit zu Schanden machend das bekannte Sprüchlein:

> La fleur du lys perdera son nom,
> Quand sera gagnée la Roche-Guyon.

In der unüberwindlichen Feste hatten viele Damen Schutz gesucht; sie alle geriethen in Gefangenschaft, wurden aber von dem Sieger mit der feinsten Aufmerksamkeit behandelt und sofort den Ihrigen wiedergegeben. Kaum aus der Schlacht bei Cressy heimgekehrt, starb Robert 1350. Sein jüngerer Sohn, Robert, mit der Erbtochter des Lords Boteler von Wemme, in Shropshire, verheirathet, wurde der Stammvater der zeitig wieder erloschenen Barone Ferrers von Wemme; der ältere, Johann, dritter Lord Ferrers von Chartley, nachdem er verschiedenen Feldzügen in Aquitanien beigewohnt, starb über See, den 2. April 1367, Vater von Robert, Großvater von Edmund. Dieser, mit 20 Gleven und 60 Schützen in K. Heinrich's V. Heer bei der Belagerung von Rouen dienend, starb 1437, bei welcher Gelegenheit als sein Eigenthum genannt werden die Manors Buckbroke, in Northamptonshire, Norton-Bonewood, Charleton und Muscegros mit dem Hundred von Bowood und dem Amte eines Woodward des Forstes Selwood, in Somersetshire, Teinton und Bykenore-Englisch, mit dem Amte eines Woodward für den Wald von Deane, in Glocestershire, Chinnore, in Oxfordshire, Hampstead-Ferrers, in Buckinghamshire, Chartley und Hardwicke, in Staffordshire, Bradshale oder Netherhall, in Derbyshire, Kerton und Parton, dann zwei Antheile des Manors Eynesbury und des Dorfes Parton, in Huntingdonshire. Außerdem besaß seine Witwe, Elisabeth, eine Tochter des Lord Thomas Bermingham, aus der väterlichen Erbschaft Castle Bromwich, dann die Hälfte der Manors Nether-Whitacre und Bermingham, die heutige Fabrikstadt, in Warwickshire. Wilhelm, sechster und letzter Lord Ferrers von Chartley, für alle diese Besitzungen der einzige Erbe, starb den 9. Juni 1449, mit Hinterlassung der Tochter Anna, die, nicht völlig zwölf Jahre alt, an Walter Devereux von Weobley, in Herefordshire, verheirathet wurde. Als Lord Ferrers von Chartley zum Parlament berufen, fiel Walter in der Schlacht von Bosworth; doch wurde der verwirkte Titel seinem Sohne zurückgegeben, und die Baronie Chartley hat sich in dem Hause Devereux vererbt, bis zu dem tödtlichen Abgange des Grafen Robert II. von Essex, den 14. Sept. 1646. — Die Ferrers von Groby entstammen von Wilhelm, dem jüngern Sohne des Grafen Wilhelm IV. von Ferrers und Derby. Von dem Vater mit Wodham-Ferrers, Stebbings und Fairstead, in Essex, abgefunden, erhielt er von der Mutter die Lordship Groby, in Leicestershire. Er sollte auch der Quincy großes Gut in Schottland und das darauf ruhende Erbamt eines Connétable haben, konnte aber in den fortwährenden Kriegsläufen niemals zu einem dauernden Besitze gelangen. Er starb 1287, und werden, außer Groby, Wodham-Ferrers, Stebbings und Fairstead, auch Roleby, in Leicestershire, und Bolton, in Lancashire, als sein Eigenthum genannt. Seine Witwe, Eleonore, des Lord Matthäus von Lovaine Tochter, fuhr hinüber nach Schottland, um ihr Witthum auf den von dem Hause Quincy herrührenden Gütern zu suchen. In Travernent, bei Alan de la Zouch, verweilend, wurde sie, oder vielleicht nur ihr Recht an die Güter, ein Gegenstand der Begehrlichkeit für Wilhelm Douglas, der sie gewaltsam entführte, hierdurch aber den König Eduard I. zu schwerem Zorn herausfoderte. Schwer sollte der Douglas büßen, schwerer aber wogen die 100 Pf., welche er dem Könige darbrachte, und die erzwungene Ehe empfing die höchste Bestätigung, 1290. Eleonoren's Sohn erster Ehe, Wilhelm, wurde 1295 von K. Eduard I. mit der Quincy Gütern belehnt, auch 1296 als Lord Ferrers von Groby in das Oberhaus berufen, diente in den verschiedenen Heerfahrten des ersten und des zweiten Eduard, und beschloß 1324 sein Leben. Sein Sohn Heinrich, ein Theilnehmer an Eduard's III. erstem Zuge gegen die Schotten, benutzte die Gelegenheit, um die Ansprüche auf seiner Vorfahren Besitzungen in dem Nachbarreiche zu erneuern und sie zum Gegenstande einer besondern Verwendung von Seiten des Königs zu erheben; indem aber die bei dem Regenten, dem Grafen von Murray, versuchte Vermittelung ebenso wenig, wie die rechtliche Ausführung, ein Resultat erzielte, fand Heinrich für gut, an seinen Degen zu appelliren. Als Eduard Baliol sein Recht an die Krone von Schottland geltend zu machen, in England Bundesgenossen suchte, war Lord Ferrers der erste schier, ihm seine Haustruppen zuzuführen, 1332, und zu der waglichsten, abenteuerlichsten der Unternehmungen zu wirken. Bereits hatte er, in Anerkenntniß nützlicher Dienste, von seinem Könige die Voigtei der Kirche zu Rothley, in Leicestershire, als ein Lehen empfangen; diesem Geschenke fügte Eduard III. am 18. Mai 1337 noch die Manors Risburgh-Comitis, in Buckinghamshire, Walton upon Trent, in Derbyshire, und Newport, in Essex, hinzu. Mehre andere Gnaden, von dem nämlichen Könige bewilligt, gaben zu erkennen, wie nützlich auch in den spätern Feldzügen auf dem Festlande Heinrich gebraucht werden konnte. Er starb 1343, aus

seiner Ehe mit Isabellen den einzigen Sohn Wilhelm hinterlassend. Isabelle, eine der vier Schwestern des Lords Theobald Verdon von Weobly, hatte in der Theilung von dessen Nachlasse, außer bedeutenden Gütern in Irland, die Manors Lutterworth, in Leicestershire, Fleckenhoe, in Warwickshire, Stoke upon Tearne, mit der halben Stadt Ludlow, in Shropshire, und Cottenhall, in Staffordshire, übernommen. Ihr Sohn, Wilhelm Lord Ferrers von Groby, nachdem er sich in verschiedenen Feldzügen gegen die Franzosen versucht, starb 1370, Besitzer von Wodham-Ferrers, Stebbing, Groby, Lutterworth, Stallingburgh, in Leicestershire, Stoke upon Tearne und Claverley, mit dem Bailiwick des Hundreds von Bradford, in Shropshire, Tettenhall und Wooton under Were, in Staffordshire, Newbottle, in Northamptonshire, Bolton on the Mores und Chorley, sammt einem Viertel von dem Wapontake of Lelandshire, in Lancashire, von Cronden, in Buckinghamshire, zu einem Drittel, von Hesil und Paddocks Thorpe, in Yorkshire, diese beiden Güter von seiner ersten Frau, Margaretha de Ufford, Tochter des Grafen Robert von Suffolk, herrührend, von Hethe endlich, in Oxfordshire. Unter seinem Sohne, dem Lord Heinrich, ist dieses reiche Besitzthum noch ferner vergrößert worden durch die Erwerbung von Laundry, in Essex, von Moker-Hangar, in Bedfordshire, von Brantingby, Brantingthorpe und Houghton, in Leicestershire, sodaß dieses Heinrich's Sohn, Wilhelm, Baron Ferrers von Groby, für einen der reichsten Landherren gelten konnte. Es hat aber Wilhelm, gest. den 18. Mai 1445, das Unglück gehabt, seinen ältesten Sohn, Heinrich, überleben zu müssen. Indem dieser in seiner Ehe mit Elisabeth Mowbray, einer der Töchter und Erbinnen des Herzogs Thomas von Norfolk, der Vater eines einzigen Kindes, der Elisabeth, geworden, mußte der beste Theil von des Großvaters Erbschaft an besagte Enkelin fallen, und hat Elisabeth das Hauptvermögen dieser Linie an ihren Eheherrn, Eduard Grey, gebracht, welcher in der Eigenschaft eines Baron Ferrers von Groby 1448 in dem Oberhause Platz nahm, auch diesen Titel auf seine Nachkommen vererbte, bis dahin Heinrich Grey, Baron Ferrers von Groby, Marquis von Dorset, Herzog von Suffolk, sein Leben auf dem Blutgerüste beschloß, den 17. Oct. 1554. Thomas, des Lords Wilhelm Ferrers von Groby anderer Sohn, Sheriff von Staffordshire, 1447, erheirathete Tamworth-Castle, in Warwickshire, mit Elisabeth Frevile, und starb 1458, Vater von Thomas und Heinrich. Dieses, zeitlebens auf Hambleton, in Rutlandshire, gesessen, Nachkommenschaft blüht bis auf den heutigen Tag in der Person von Marmion Eduard Ferrers, esq. geb. den 13. Oct. 1813, und Besitzer des seit der Mitte des 16. Jahrh. in der Familie vererbten Gutes Baddesley Clinton Hall, in Warwickshire, acht Miles von Warwick. Des Erwerbers von Tamworth-Castle älterer Sohn hingegen, Thomas de Ferrers, zweiter Lord Tamworth, Sheriff von Leicester- und Warwickshire, gerieth in der Schlacht bei Wakefield, für den Herzog von York streitend, in Gefangenschaft, und sollte dem Sieger mit 300 Mark büßen. Bevor aber das Urtheil vollstreckt werden konnte, erstieg Eduard IV. den seinem Vater unzugänglich gebliebenen Thron. Um seinetwillen war der Lord Tamworth verurtheilt; doch die ganze Summe aufzugeben, konnte der König sich nicht entschließen; er moderirte die Pönalsumme bis zu dem Betrage von 100 Mark. Thomas, Ritter des Bathordens seit 1474, starb den 22. Aug. 1498. Sein späterer Enkel, Johann Ferrers, der neunte Lord Tamworth, von der Eroberung an zu rechnen, der 22. Ferrers, hatte den einzigen Sohn Humfried, welcher 1678 in der Trent verunglückte, zu beweinen. Gemahnt, durch dies unglückliche Ereigniß, sein Haus zu bestellen, verkaufte der unglückliche Vater Güter zu Tamworth und das Manor Lee, in Derbyshire, bis zu dem Belaufe von 12,000 Pf., als die seiner Tochter Dorothea, bei ihrer Vermählung mit Richard Butler, dem Grafen von Arran, zugesagte Heirathsgabe; dann traf er die nöthigen Anordnungen, um sein übriges Eigenthum dem einzigen von seinem Sohne hinterlassenen Kinde zu sichern. Er starb 1680, wie auf dem netten, in der Stiftskirche von Tamworth ihm gesetzten, Monumente zu lesen ist; seine Enkelin aber, Anna Ferrers, die Erbin von Tamworth, von Walton upon Trent und von Bradborne, in Derbyshire, eines Einkommens überhaupt von 2000 Pf., heirathete den Lord Ferrers von Chartley, Bourchier und Lovaine, des Geschlechtes Shirley. Diese Shirley sind, wie sich das von englischen Großen, ohne Beweis und ohne Wahrscheinlichkeit, stets von selbst versteht, eines uralten Herkommens, wenn es anders mit der Ableitung von einem auf Nether-Edington, in Warwickshire, gesessenen Angelsachsen Sewald, der ein Zeitgenosse des Bekenners ist, seine Richtigkeit haben sollte. Hugo Shirley, auf Shirley und Hoone, in Derbyshire, König Heinrich's IV. Falkenmeister, fiel in der Schlacht von Shrewsbury; einer derjenigen, welche, um den Feind zu täuschen, königliche Rüstung angelegt hatten, bezahlte er diese großmüthige Aufopferung mit dem Leben. Sein Urenkel, Ralf Shirley, auf Shirley, Brailesford, Barnham, Staunton-Harold, Rakedale und Willowes, Burton, Long-Whatton, Ratelyff-Dunton, Esterleyke, Sutton-Bonyngton und Newton-Regis, starb den 6. Jan. 1517. Dessen Urenkel, Georg, war der Ordnung nach der vierte, die eben eingeführte Baronetwürde zu empfangen, den 22. Mai 1611, verließ aber diese Zeitlichkeit am 27. April 1622, mit Hinterlassung zweier Söhne, von denen der ältere, der Baronet Heinrich Shirley, auf Astwell, Falcot, Bilingmanor, alias Gifford's Manor, Brookes- oder Mamseymanor, Staunton-Harold, Syleby, Ragdale und Willows, sämmtlich in Leicestershire belegen, Etenton, Orhill, Fulride und Whatcoate, in Warwickshire, Sutton-Bonyngton, in Nottinghamshire, Shirley und Bray-Jefford, in Derbyshire, zum Weibe nahm des berühmten Grafen von Essex, Robert's I. jüngere Tochter, Dorothea Devereux, und am 8. Febr. 1632 sein Leben beschloß. Ihm folgten in Titel und Gütern nach einander seine Söhne Karl und Robert. Jener starb 1646, Robert als Gefangener im Tower, wohin seine Anhänglichkeit für den König ihn geführt hatte. Robert's gleichnamiger Sohn wurde von König Karl II. am 14. Dec.

1677 als Baron Ferrers von Chartley, Bourchier und Lovaine begrüßt, und demnach am 28. Jan. 1678 in das Oberhaus eingeführt. Es wurden besagte Titel ihm verliehen, in Betracht, daß seine Großmutter eine der Schwestern und Erbinnen des letzten Grafen von Esser, aus dem Hause Devereur, gewesen. Um dieser Großmutter wegen führte Robert auch, und folgen ihm darin seine Nachkommen, ein geviertetes Wappen, dessen Felder zwei und drei die Lilien von Frankreich und die Leoparden von England enthalten, zum Zeichen, daß die Grafen von Esser in weiblicher Linie von Richard Plantagenet, dem Grafen von Cambridge und Großvater K. Eduard's III. abstammten. Dem neuen Lord Ferrers wurde im Oberhause der Platz angewiesen, welchen Johann Ferrers von Chartley in Folge des „ancien writ of summons," vom 6. Febr. 1298 eingenommen hatte. Master of the horse und Steward of the houshold der Königin Katharina, sworn of the Privy council, empfing Robert noch ferner, den 3. Sept. 1711, die Titel eines Viscount Tamworth und Grafen Ferrers. Er starb den 25. Dec. 1717, aus zwei Ehen eine zahlreiche Nachkommenschaft hinterlassend, namentlich die Söhne Washington, Heinrich und Laurentius, dann die Tochter Franziska. Von Lady Frances Shirley, einer der Schönheiten an dem Hofe K. Georg's I., das Geschenk eines Schreibzeugs (standish) und zweier Federn empfangend, entgegnete Pope durch folgende Zeilen:

> Yes, I beheld th' Athenian queen,
> Descend in all her sober charms;
> And take, she said, and smil'd serene,
> Take at this hand celestial arms u. s. w.

Washington succedirte dem Vater in dem Grafentitel, nicht aber in den Baronien Ferrers von Chartley, Bourchier und Lovaine. Sein ältester Bruder Robert, eben derjenige, welchem im Sept. 1688 Anna, die Erbin der Ferrers von Tamworth, angetraut worden, starb nämlich vor des Vaters Erhöhung zu der Grafenwürde, hinterließ aber einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn, Robert, starb ebenfalls noch vor dem Großvater den 5. Juli 1714, daß also seine Schwester, Elisabeth, des Vaters alleinige Erbin geworden ist, auch, vermöge des Repräsentationsrechtes, dem Großvater in den Baronien Ferrers de Chartley, Bourchier und Lovaine zu succediren hatte. Sie wurde am 3. März 1716 dem Grafen von Northampton, gleichwie 1751 ihre Tochter und Erbin Charlotte Compton, dem ersten Marquis Townshend angetraut, und ist seitdem das Erbe der Ferrers von Tamworth, zusammt den Baronien Ferrers de Chartley, Bourchier und Lovaine in dem Hause Townshend geblieben. Washington Shirley, der zweite Graf von Ferrers, hätte sich des verlornen dreifachen Titels wol trösten mögen, aber er war mit einem empfindlichen, anderweitigen Verluste bedroht. Die Gräfin von Northampton foderte in dem Rechte ihres Vaters, als des ältesten Sohns, alle in den Grafschaften Leicester, Warwick, Northampton, Derby und Notthingham belegene Güter des Hauses Shirley, und um diesen Anspruch mußte ein schwerer Proceß geführt werden, bis in dem Vergleiche vom 12. März 1727 Washington sich bequemte, an seine Nichte 15,000 Pf., den zweijährigen Ertrag der bestrittenen Güter, zu entrichten, und um diesen Preis weitere Anfechtungen abkaufte. Er starb den 14. April 1729, mit Hinterlassung von drei Töchtern, daher ihm in der gräflichen Würde, gleichwie in dem Amte eines Lord-Lieutenant und Custos rotulorum von Staffordshire, sein Bruder Heinrich folgte. Dieser starb unbeweibt, im August 1745, und wurde von seines Bruders Laurentius Sohn, dem jüngeren Laurentius, beerbt. Der junge Graf vermählte sich am 16. Sept. 1752 mit Maria Meredith, nöthigte aber nach wenigen Jahren die unglückliche Frau, die bei seinen Brutalitäten des Lebens nicht sicher, den Scheidungsproceß vor dem Parlament zu erheben. Die Ehe wurde demnach getrennt, und der Graf Ferrers überließ sich ganz und gar seinen unbändigen Leidenschaften. „Er beging alle Arten von Ausschweifungen, war stolz, halsstarrig, eigensinnig und rachgierig, und achtete seine Bedienten und Unterthanen, ja überhaupt alle Leute von geringem Stande, vor nichtswürdige Canaille. Er war der Hofpartei zuwider, und hielt sich zu den Feinden der jetzigen Regierung, daher er auch bei Hofe wenig Freunde hatte. Eins seiner größten Laster war auch die Trunkenheit, die ihn öfters ganz unerträglich machte." — Trunken mag er wol gewesen sein, als er gegen Ausgang Januars 1760 Abends seinen Hausverwalter (land-steward) William Johnson zu sich fodern ließ (auf Staunton-harold). Der Mann hatte kaum die Stube betreten, „als der Graf ihm bedeutete, daß er jetzt sterben müßte; er sollte daher die wenigen Augenblicke, die er noch zu leben hätte, zum Heile seiner Seele anwenden. Hiervon konnten den Grafen weder die demüthigen Vorstellungen und Erinnerungen an seine so langwierigen und getreuen Dienste abbringen, noch das bewegliche und fußfällige Flehen des armen Hausverwalters demselben Vernunft und Barmherzigkeit einflößen. Indem nun der in Todesangst schwebende Mann noch die Kniee seines grausamen Herrn umfaßt hielt, gab er ihm mit einem Pistol einen tödtlichen Schuß, davon er sogleich umfiel und sich in seinem Blute herumwälzte. Die Reue folgte der That bei dem Grafen alsbald nach. Er hob ihn auf einen Lehnstuhl und ließ gleich einen Wundarzt kommen, ihn zu verbinden. Kaum setzte dieser den Fuß in das Zimmer, so drohte der Graf, auf gleiche Art mit ihm zu verfahren, wenn er Jemandem das Geringste von dieser Begebenheit erzählen würde. Der Wundarzt versprach zwar das heiligste Stillschweigen und verband den tödtlich verwundeten Hausverwalter, achtete es aber für seine Pflicht, diese That sogleich, da er nach Hause ging, dem Gerichte anzuzeigen. Der Graf wurde alsbald auf seinem Gute in Verhaft genommen und in das Stadtgefängniß zu Leicester gebracht, wo er bis den 11. Febr. saß, da man ihn nach London abholte. Der Hausverwalter gab einige Stunden nach dem empfangenen Schusse seinen Geist auf, wendete aber diese kurze Zeit dazu an, dem Gerichte einen ausführlichen Bericht von diesem traurigen Auftritte mit seinem Herrn abzustatten. Er hat eine Frau mit fünf Kindern hinterlassen, und ist jederzeit für einen rechtschaffenen Mann ge-

halten worden. Der Mörder langte, wie ein englischer Roßhändler gekleidet, in seinem prächtigen Staatswagen, vor welchen sechs Pferde gespannt waren, unter einem außerordentlichen Zulaufe des Volkes zu London an," und bestand noch an demselben Abende vor den Schranken des Oberhauses das erste Verhör. In seinem Gefängnisse, im Tower, hätte er den 29. März beinahe die zweite Mordthat begangen. „Er gerieth mit einem Wächter in einen Religionsdiscours; da ihn denn der starke Widerspruch des Wächters in eine solche Wuth brachte, daß er das glühende Schüreisen aus dem Camin nahm und ihn damit tödten wollte. Zum Glücke sprung ein anderer Wächter herbei." Den 16. April fand die erste Sitzung der Peers statt. „In dem Saale befand sich eine große Menge Damen, die alle in großer Gala und meistens in sechsspännigen Kutschen gekommen waren. Die Stellen waren bereits frühe von acht Uhr insgesammt eingenommen, und die Neubegierde war so groß, daß man 5—20 Guineen für einen Platz bot. Verschiedene Personen hatten sich unter dem Gedränge ohne Billets eingeschlichen, sie mußten aber, sobald man es merkte, wieder hinaus. Man sagt, daß der Graf von Ferrers selbst diejenigen acht Billets, die ihm als Pair des Königsreichs in solchen Fällen zukommen, habe fodern lassen. Die Versammlung der Pairs war so zahlreich und prächtig, als jemals bei dergleichen Gelegenheiten wahrgenommen worden. Die Vertheidigung bemühte sich darzuthun, daß der Mord, dem Thäter unwissend, in einem Paroxysmus des Unsinns, der ein Familienfehler, begangen worden sei, und führte zu dem Ende zwei von des Grafen Brüdern als Zeugen auf. Allein die Richter fanden den Beweis unzureichend und am 18. April verkündete der High-Steward, Lord Henley, dem Verbrecher sein Urtheil in folgenden Worten: „Ihr Lorenz, Graf von Ferrers, sollt gehängt werden, bis Ihr todt seid, und euer Leib hernach den Wundärzten übergeben werden, um aufgeschnitten zu werden, wegen euers, an dem William Johnson verübten, vorsätzlichen Mordes." Die Hinrichtung hätte gesetzlich 48 Stunden nach gesprochenem Urtheile folgen müssen, wurde jedoch auf den 5. Mai hinausgesetzt, damit der Delinquent Zeit habe, sich zu bekehren. Mittlerweile wurde von der Mutter und den Brüdern ein Gesuch um Begnadigung, dann um die Verwandlung der Strafe eingereicht; Ferrers selbst gab dem Könige zu bedenken, daß er in Ansehung der Verwandtschaft die Felder des königlichen Wappens in dem seinigen führen dürfe, und bat um die einzige Gnade, dort, wo sein Ahn, der Graf von Essex, gelitten habe, auf Towerhill enthauptet zu werden. Der König zeigte sich unerbittlich. Den 5. Mai 1760, früh um 9 Uhr, fuhren die beiden Sheriffs von London, Paul Vaillant und William Errington, dem Tower vor, verlangten und erhielten die Auslieferung des Missethäters. Dieser, indem er seine ganze Garderobe hatte nach dem Tower bringen lassen, war lange unschlüssig gewesen, welches Kleid er für den letzten Act seines Lebens zu wählen habe. Endlich entschied er sich, mit seines Wächters Rath, für das Hochzeitkleid, Rock von weißem Tuche, mit silbernen Tressen besetzt, weiß atlassene Weste, sehr reich mit Silber verbrämt, schwarze seidene Beinkleider, weiße seidene Strümpfe, Schuhe und Knieschnallen mit Brillanten besetzt, die Haare sorgfältig frisirt. Seinen Wagen begleiteten auf beiden Seiten einige Grenadiere, dicht hinter ihm fuhr der Sheriff Errington; den Zug schlossen der Leichenwagen und eine Trauerkutsche, beide mit sechs Pferden bespannt. In dem Trauerwagen saßen des Grafen Bruder und andere Verwandte. Kurz vor 12 Uhr erreichte man Tyburn. Da war eine große Bühne errichtet, umgeben von einem Geländer; in dem Mittelpunkte befand sich eine kleine Bühne, von dem Galgen überragt. Alles war mit schwarzem Tuche ausgeschlagen. Der Graf betrat die Bühne mit dem Hute in der Hand, sprach von der Beschimpfung, die ihm, einem Peer von England, durch seine Hinrichtung auf Tyburn, durch diese Assimilation mit den gemeinsten Missethätern, angethan werde, betete eine Weile und bezeugte seine Reue über die unglückliche That. „Nachdem er hierauf dem Sheriff Vaillant für seine Bemühung gedankt und ihm seine goldene Uhr verehrt, auch den Henker mit einem Beutel voll Geld beschenkt und ihn ermahnt, sein Geschäft geschwind zu verrichten, betrat er das kleine Gerüste, da man ihm dann eine weiße Mütze über die Augen zog, die Arme und Hände mit einem schwarzen seidenen Bande umgab, und den Strick am Halse befestigte. Alsdann wurde unter diesem Gerüste eine Pfoste weggeschlagen, und in demselben Augenblicke hing er in der Luft. Man ließ ihn eine ganze Stunde hängen, worauf der Strick abgeschnitten, der Leichnam in einen Sarg gelegt und in dem mit sechs Pferden bespannten Leichenwagen, den die Trauerkutsche begleitete, nach Surgeonshall (Behufs der Zergliederung) gebracht wurde. Den 7. Mai wurde er dem öffentlichen Anschauen ausgesetzt. Ein Officier, der dabei die Wache hatte, ermahnte die Zuschauer, sich vor den Ausbrüchen der Affecten zu hüten, da sie sähen, daß weder Geburt, noch Titel, noch Reichthum die erschrecklichen Folgen, die solche nach sich zögen, abwenden könnten. Den 8. Mai wurde der Körper von 9 Uhr früh an bis zu Mittage abermals zur Schau öffentlich ausgesetzt, gegen 5 Uhr Abends aber in einen bleiernen Sarg gelegt, welcher in einen anderen mit Sammet beschlagenen Sarg eingeschlossen wurde, der die Aufschrift hatte: Lawrence, Earl of Ferrers, suffered May the 5th. 1760. Man führte ihn den 9. Abends auf einem mit sechs Pferden bespannten Leichenwagen nach Staunton-harold, wo er in dem Erbbegräbnisse beigesetzt wurde." Den kinderlosen Laurentius beerbte sein Bruder Washington, Fregatten-Capitain seit dem 19. April 1746, und Befehlshaber des Temple, von 70 Kanonen, in dem 1759 den Franzosen in der Bai von Quiberon gelieferten, für ihn höchst ruhmvollen, Gefechte. Am 14. Dec. 1761 wurde der neue Graf von Ferrers in die Zahl der Mitglieder der königlichen Gesellschaft aufgenommen, als welche hiermit seine Beobachtungen um den Durchgang der Venus durch die Sonne, den 6. Juni 1761 anerkennen wollte. Der Graf von Ferrers, Viceadmiral von der blauen Flagge, starb ohne Kinder, den 1. Oct. 1778, sein Bruder und Nachfolger, Robert, den 18. April 1787. Dieses Sohn ist der siebente Graf von

Ferrers, Robert Shirley, geb. den 21. Sept. 1756, geworden, der seinen einzigen Sohn, Robert Sewallis, Viscount Tamworth (gest. den 6. Juni 1824) überlebend, ohne allen Zweifel den Sohn oder Enkel seines Bruders Washington Shirley, zum Nachfolger gehabt haben wird. Staunton-harold, der Hauptsitz der Familie, ist, nach dem Umfange der Gebäude, einer Stadt zu vergleichen. Chartley Castle, einst der unglücklichen Königin Maria Stuart Gefängniß, ist zu Anfange dieses Jahrh. bis auf den Grund abgebrannt. (*v. Stramberg.*)

FERRETI (Zaccaria), zu Vicenza 1479 geboren, studirte das kanonische Recht zu Padua und trat in den Benedictinerorden zu Monte Cassino. Hier zogen ihm seine Bibliothek und seine Studien heftige Verfolgungen zu, denen er vergebens durch einen Übertritt in den Karthäuserorden zu entgehen hoffte; man brachte ihn gewaltsam zurück und er floh endlich 1506 nach Rom, wo er nicht allein Schutz fand, sondern auch zum Doctor Theologiae ernannt und mit dem Dichterlorbeer geschmückt wurde. Noch ein Mal, 1508, versuchte er es, zu Venedig Karthäuser zu werden; allein seine Feinde verhinderten ihn nochmals daran. In dem Concilio zu Pisa hielt er im Jahre 1511 eine heftige Rede gegen den Ehrgeiz und die Kriege Julius' II., und ward zum Secretair der Versammlung ernannt. Später, 1519, versöhnte er sich mit Leo X., welcher ihn zum Bischof von Guardia im Neapolitanischen ernannte und 1520 als Nuntius nach Teutschland und Polen schickte, unter Anderem auch, um die angeblichen Wunder des heil. Kasimir zu untersuchen, dessen Leben er bei dieser Gelegenheit beschrieb. Nach Rom zurückgekehrt, gab er 1525 seine geistlichen Hymnen heraus, und muß bald darauf gestorben sein. Tiraboschi hat Nachrichten über sein Leben in dem Giornale di Modena T. XVI. gegeben. Seine wichtigsten Werke sind: S. Carthusiensis ordinis Origo, (Mantuae 1509.) Promotiones et progressus Sacrosancti Pisani concilii, incohati an. 1511, nec non acta et decreta ejusdem synodi. Apologia sacri Pisani concilii moderni. (Pisa 1511. fol.) Acta scitu dignissima Constantiensis concilii. (Milano 1511. fol.) Decreta et acta concilii Basiliensis. (Basil. 1511. fol. Paris. 1512. 8.) Lugdunense somnium de Divi Leonis X. ad summum pontificatum divina promotione carmen. (Lugd. 1513.) Vita S. Casimiri. (Cracov. 1520. 4.) Oratio de eliminandis e regno Poloniae erroneis traditionibus Lutheri. (Cracov. 1521. 4.) De reformatione ecclesiae suasoria oratio ad beatum patrem Hadrianum VI., pont. max. (Venet. 1522.) Hymni novi ecclesiastici, juxta veram metri et latinitatis normam. (Romae 1525. 4. und 1549. 8.) Tiraboschi meint, die Schönheit der Gedichte, und besonders die Eleganz der Sprache, entsprächen nicht dem Luxus dieser Ausgabe. Noch manche seiner Werke sind ungedruckt geblieben. (*Blanc.*)

FERRETO, nach Muratori geb. gegen 1296 zu Vicenza, schrieb die Geschichte Italiens von dem Jahre 1250 bis 1318, in welcher aber die Begebenheiten seiner Vaterstadt den Hauptgegenstand ausmachen. Diese Geschichte ist nach dem Urtheile Muratori's, des Herausgebers von Ferreto's Schriften, eine der besseren jener Zeit, weit entfernt von der Fabelsucht der damaligen Geschichtschreiber und in vorzüglicherer Darstellung. Auch als Dichter hat er sich bekannt gemacht durch eine Elegie auf den Tod seines Landsmannes und damals ebenfalls namhaften Dichters, des Benvenuto de' Campesani, und durch ein Gedicht sull' origine della famiglia degli Scaligeri (dalla Scala), welches zwar etwas schwülstig ist, aber doch an Gehalt und Zierlichkeit die meisten seines Zeitalters übertrifft. (Scriptores rerum Ital. Vol. IX. p. 1183. (*H.*)

FERRETTI (Giovanni), ein beliebter neapolitanischer Componist des 16. Jahrh., welcher sich mit kleinen mehrstimmigen Gesängen leichterer Art, als die Madrigalen sind, bekannt machte. Baini rechnet ihn unter die Tonsetzer, welche dem Zeitabschnitte Palestrina's unmittelbar vorhergingen, also die erste Hälfte des 16. Jahrh. umfassen (und das dritte Viertel dieses 16. Jahrh.); s. die Übersetzung Baini's von Kandler S. 163. Von ihm sind zu Venedig 1567 gedruckt worden: Canzone alla Napolitana a 5 Voci (dell' eccellentissimo Musico Gio. Ferretti) etc. In München werden noch zwei ähnliche Druckwerke desselben aufbewahrt: Canzoni alla Napolitana a 5 voci (Venez. 1574.); Canzoni alla Napol. a 6 voci. (Venez. 1576.) Dergleichen leichtere, auch etwas unterrichteten Dilettanten zugängliche Gesellschaftsunterhaltungen waren im 16. Jahrh. Bedürfniß geworden; ein Beweis mehr, daß ein allgemeines Verlangen herrschte, die Tonkunst ihrer bisherig steifen Form zu entkleiden und sie ins weltliche Leben überzusiedeln; ein Wunsch, der seine Befriedigung fand, und auf vielfache Art. Wir erinnern nur an die immer mehr versuchten geistlichen und weltlichen Musikdramen. — Walther hatte diesen Ferretti in s. Lexikon Ferresti nach Draudius genannt. Ob der von ihm angeführte Johannes Feretus derselbe ist, wäre die Frage, wenn etwas darauf ankäme. — Von einem anderen Ferretti (ohne Vornamen) wurden zu London 1795 zwei Sinfonien gedruckt, die, nach Gerber, von Hamburg aus gerühmt wurden. Es ist aber nichts weiter von dem Manne bekannt geworden. Der Erstgenannte bleibt also der einzig bemerkenswerthe, erstlich, daß man die wachsende Liebe der Italiener zu gefälliger und weltlicher Tonkunst gebührend in Anschlag bringt, und zweitens, daß man sich nicht verleiten läßt, zu glauben, Italien sei damals allzu arm an Musikliebe gewesen, da nur die Neigung zum Studium der contrapunktisch-niederländischen Tonsetzkunst bis ungefähr auf Palestrina nicht groß unter ihnen war. (*G. W. Fink.*)

FERRI (Alfons), latinisirt Ferrus oder Ferrius, ein italienischer Arzt des 16. Jahrh. Er soll nach Einigen in Faenza, nach Anderen in Neapel geboren sein. Gewiß ist, daß er in Neapel die Chirurgie lehrte. Papst Paul III. rief ihn nach Rom, wo er auch die Anatomie mit vortrug. Ferri ist Erfinder des jetzt obsoleten Kugelausziehers, der nach seinem Vornamen in der Chirurgie als Alfonsin bekannt war, und wovon sich z. B. bei Scultetus (Armamentarium Tab. 17. Fig. 1. 2. 3)

eine Abbildung findet. Sein Todesjahr ist unbekannt; doch lebte er noch 1574 als ein 80jähriger Greis. Durch folgende zwei Schriften hat sich Ferri seiner Zeit bekannt gemacht.

De ligni sancti multiplici medicina et vini exhibitione libri quatuor. (Romae [1527. 4.?] 1537. 8. Basil. 1538. 8. Paris. 1540 und 1542. Lugd. 1547. Ins Französische übersetzt: Poitiers 1546. 16. u. 1550. 8. Ins Teutsche übersetzt von G. H. Ryff. [Strasburg 1541. 8.]) Auch in den Aphrodisiacus des Luisinus ist die Schrift aufgenommen worden. (Das erste Buch handelt über das Pharmakologische und Pharmaceutische. Im zweiten Buche werden jene Krankheiten aufgeführt, welche durch Guajak geheilt werden können; ihre Zahl ist so groß, daß Ferri den Guajak eigentlich zu einer Panacee stempelt. Das dritte Buch verbreitet sich über die Lustseuche und deren Behandlung mit Guajak. Im vierten wird die Frage erörtert, wann dem Decoct. Guajaci Wein zugesetzt werden soll und in welcher Weise.)

De sclopetorum seu archibusorum vulneribus libri tres; Corollarium de sclopeti ac similium tormentorum pulvere; De caruncula sive callo, quae cervici vesicae innascitur opusculum. (Romae 1552. 4. Lugd. 1553. 4.). Wurde auch in die chirurgischen Sammlungen von Geßner und von Uffenbach aufgenommen. (Ferri, gleich Vigo, schreibt den Schußwunden eine giftige Beschaffenheit zu; die Luftstreifschüsse seien deshalb so gefährlich, weil der giftige Dunst bei ihnen einwirkt. Die Schußwunden sind aber nicht blos vergiftete, es findet in ihnen zugleich Quetschung und Verbrennung statt. Während daher Ferri die Schußwunden einerseits mit dem Ätzmittel behandelt, und zwar nach eigener Erfindung mit einer Zusammensetzung aus Sublimat, Vitriol und Bleiglätte, dringt er anderseits besonders auf sorgfältiges Reinhalten der Wunden. Er empfiehlt das Ausziehen der Kugeln mittels seines Alfonsins, ohne jedoch die Wunde zu erweitern. — Die Abhandlung de Caruncula etc. verbreitet sich über die Harnröhrenverengerungen, die er hauptsächlich vom Tripper ableitet. Man soll zunächst reinigende, erweichende Mittel anwenden, in hartnäckigen Fällen aber Caustica, nämlich Bougies, die mit Grünspan, mit Arsenik, mit ungelöschtem Kalke bedeckt sind.)

(*Fr. Wilh. Theile.*)

FERRI (Baldassarre), einer der glücklichsten Sänger der glänzendsten Zeit Italiens. Und doch hat uns das Entzücken über ihn keine genaue Lebensbeschreibung geliefert! Das Beste findet sich in Arteaga's Geschichte der italienischen Oper, im 2. Bde. S. 32 der Übersetzung von Forkel: Er war aus Perugia. Die Musik lernte er gegen das Ende des 17. Jahrh. in Neapel und in Rom. Ob er gleich in frühen Jahren starb, so lebt doch sein Andenken in verschiedenen Sammlungen von Gedichten noch fort, Früchte der Begeisterung, die dieser außerordentliche (zum Ritter gemachte) Sänger überall erregte. Wenn man seinen Zeitverwandten glaubt, so waren Thamyris, Terpander und Tyrtäus nichts gegen ihn. Alle Eigenschaften, die schon einzeln einen Musiker bewundernswürdig machen können, waren in ihm vereinigt. Er hatte alle Charaktere in seiner Gewalt, schmiegte sich auf eine wunderbare Weise in alle Formen, und erregte unwiderstehlich alle Leidenschaften. Rousseau erwähnt seiner im musikalischen Wörterbuche und sagt zum Beweis seiner Geschicklichkeit, daß er in einem Athem zwei volle Octaven mit beständigen Trillern habe auf- und absteigen können, und daß alle chromatische Stufen auch ohne Begleitung so richtig intonirt waren, daß, wenn das Orchester unversehens einen Ton angegeben hätte, auf welchem er sich grade befand, man augenblicklich die Übereinstimmung fühlte und darüber erstaunen mußte (Artikel Voix). Die Liebe des Publicums gegen ihn war nicht geringer, als sein Verdienst. Wenn er aus dem Theater kam, wo er gesungen hatte, wurde bisweilen sein Wagen mit Rosen bestreut. Als er nach Florenz gerufen wurde, ging ihm eine große Menge Damen und Herren wol drei Meilen entgegen, und empfing ihn ebenso, wie man nur immer einen Fürsten empfangen kann. Als er in London ein Mal die Rolle des Zephyr gespielt hatte, wurde ihm beim Herausgehen von einer unbekannten maskirten Person ein Smaragd von großem Werthe überreicht. Ich habe sein Bildniß in Kupfer gesehen, auf welchem die Umschrift folgendes entweihte Motto enthielt: Qui fecit mirabilia multa; ebenso eine Medaille, wo man auf der einen Seite das Haupt mit Lorbeer gekrönt, und auf der anderen einen sterbenden Schwan von den Ufern des Meander mit Arion's Zither, der vom Himmel herabsteigt, sieht.

Im ersten Bande der Caecilia p. 257 schreibt Sievers in seinem Aufsatze über den heutigen Zustand der Musik in Italien, besonders in Rom 1824 im Jenner: Rom besitzt noch drei männliche Sopransänger, Mariani, Ferri und Dobili. Ferri's Stimme gab einen dicken Ton, mit vieler Masse, weniger Höhe und Schmelz des Vortrags erreichend, als der erste. Bekanntlich war damals die absichtliche Castration bei Strafe auch in Rom schon untersagt.

(*G. W. Fink.*)

FERRI (Ciro), ein Römer, wurde 1634 geboren, und von Pietro Cortona in der Malerei unterrichtet, dessen treuer Nachahmer er wurde und viele Werke mit seinem Meister gemeinsam malte. Mehre Werke von seiner Hand sind so treu in der Manier des Lehrers ausgeführt, daß es schwer hält, einen Unterschied darin zu finden. Nach dem Tode Pietro's mußte er mehre unvollendete Werke desselben vollenden, als: die sechs Zimmer im Palast Pitti zu Florenz; ein großes umfassendes Werk auf Kalk führte er hier in S. Maria Maggiore in biblischen Darstellungen aus, ferner seine Kuppel zu St. Agnese, und für St. Ambrogio in Rom den Kirchenheiligen, ein ausgezeichnetes Werk. Dieser Künstler, der bei der theuern Bezahlung seiner Gemälde wohlhabend war, verleugnete doch nicht im Wohlstande seine Bescheidenheit; er sagt selbst in den Lettere pittoriche T. II. p. 38, daß man das Colorit in seinen Werken in Maria Maggiore getadelt habe, und um sich zu verbessern, nach Venedig zu gehen Willens sei. Lange sagt, daß sein Meister im Vergleiche mit ihm weniger Anmuth in der Zeichnung besitze, weniger geistreiche Breite; auch meide Ferri den vollen Faltenwurf des Cortona. Ferri starb geehrt 1689. Viele

Stecher haben nach seinen Werken gestochen. (Geschichte der Malerei 1. Th. S. 499.) (*A. Weise.*)

FERRIAR (John), praktischer Arzt, geb. zu Chester im J. 1763, machte seine ärztlichen Studien zu Edinburgh und ließ sich in Manchester nieder, woselbst er allmälig Spitalarzt und Irrenarzt wurde. Er starb 1815. Als gründlicher Beobachter hat er sich besonders durch sein Werk bekannt gemacht: Medical Histories and Reflections. 3 Voll. (Lond. 1792. 1795 u. 1798. [Neue Ausgabe in 4 Bänden. Lond. 1810 — 1813.]) Die ältere Ausgabe wurde auch ins Teutsche übersetzt: J. Ferriar's Bemerkungen über Wassersucht, Wasserscheu, ansteckende und andere Krankheiten 2 Th. (Leipzig 1792 und 1797.) Dazu: J. Ferriar's Neue Bemerkungen über die Hundswuth, die häutige Bräune, den Keuchhusten, die Lustseuche u. s. w., übersetzt von Ch. F. Michaelis. (Leipzig 1801.) Ferriar ist ferner Verfasser von: An Essay on the medical properties of the digitalis purpurea, or foxglove. (Manchester 1799. 12.) Bibliomania; an epistle to Richard Heber. (Lond. 1809.) An Essay towards a theory of Apparition. (Lond. 1813. 12.) (*Fr. Wilh. Theile.*)

Ferrier, Arnold, s. Duferrier. 28. Bd. S. 198.

FERRIER (Auger), lateinisch Ferrerius, ein französischer Arzt des 16. Jahrh. Geboren im J. 1513 in der Nähe von Toulouse, studirte er, der Sohn eines Chirurgen, in Montpellier Medicin; mit besonderer Vorliebe war er aber der Mathematik und namentlich den Träumereien der Astrologie zugewandt. Nachdem er 1540 die Doctorwürde erlangt hatte, begab er sich nach Paris, wo sein astrologisches Wissen, verbunden mit einem gefälligen Äußeren und mit Gewandtheit im Umgange, ihm Zutritt zu den höchsten Kreisen verschaffte. Der Großsiegelbewahrer, Cardinal Bertrand, führte ihn bei Catharina von Medici ein, und später nahm er ihn mit sich nach Rom. Bei seiner Rückkehr nach Frankreich ließ sich Ferrier in Toulouse nieder, wo er nicht nur als praktischer Arzt in großen Ruf kam, sondern auch durch seine, zum Theil wiederholt aufgelegten, medicinischen und astrologischen Schriften eine unverdiente Berühmtheit erlangte. Aber selbst Jul. Cäs. Scaliger stimmte in das Lob des Mannes ein, wenigstens in Betreff seiner Schrift über die Syphilis. Gegen das Ende seines Lebens ließ sich Ferrier in einen bittern Streit ein mit Jean Bodin, über dessen Schrift: Six livres de la Republique, der ihn noch bei seinem im J. 1588 erfolgten Tode beschäftigte. Seine Schriften sind: De diebus decretoriis secundum Pythagoricam doctrinam et astronomicam observationem. (Lugd. 1541. 16. Ib. 1549.) Liber de somniis. (Lugd. 1549. 16.) Des jugemens astronomiques sur les nativitez. (Lyon 1550.) De pudendagra, Lue Hispanica, libri duo. (Tolos. 1553. 12. Antwerp. 1564. 8. Paris. 1577. 16.) De radice China liber, quo probatur diversam esse ab apio. (Tolos. 1554.) Vera methodus medendi, duobus libris comprehensa. Castigationes practicae medicae. Tolos. 1557. 8. Lugd. 1574. Ib. 1602.) Avertissement à Jean Bodin sur le quatrième livre de sa République. (Toulouse 1580.) (*Fr. Wilh. Theile.*)

FERRIERE (Charles Elie de), ein französischer Marquis, war zu Anfange der Revolution Deputirter des Adelstandes von Saumur bei den Generalstaaten, und hierauf Mitglied der constitutionellen Versammlung. In der Folge zog er sich vom öffentlichen Leben zurück und beschäftigte sich mit mannichfachen literarischen Arbeiten auf seinem Gute zu Marsey im Viennedepartement. Er starb dort am 30. Juli 1804, geschätzt von seinen Zeitgenossen als ein Mann von ausgezeichnetem Kopf und Herzen. Mit großer Unparteilichkeit schrieb er 1791 seine instructiven und reichhaltigen Mémoires pour servir à l'histoire de l'Assemblée constituante. Dies Werk, in drei Sedezbänden gedruckt, ward, weil es in der Provinz erschienen, nicht so bekannt, als es verdiente. Sein 1785 erschienenes und 1790 wieder aufgelegtes Werk, Le Theïsme, enthält Betrachtungen über den Menschen und seine moralischen und politischen Verhältnisse zu anderen Menschen. Durch eine teutsche Übersetzung von A. A. Hayder (Berlin 1795.) ist unter seinen übrigen Schriften besonders der Roman: St. Flour et Justine[1]), bekannt geworden[2]). (*Heinrich Döring.*)

FERRIERES (Karl Elias, Marquis de), geb. zu Poitiers, den 27. Jan. 1741, der Enkel einer du Bellay, also dem Geschlechte verwandt, das der gewandten Handhabung von Feder und Schwert ebenso Auszeichnung verdankt, als dem Besitze des Königreichs Yvetot, brachte seine erste Jugend zu Vendôme, in dem Hause seines Oheims, des Abbé du Bellay, zu. Zehn Jahre war er alt, da foderten die Ältern ihn nach Hause, um ihn der Leitung der Jesuiten in den Collegien von Poitiers und la Flèche zu übergeben, und es wurzelte in diesen Anstalten in dem Jünglinge eine herzliche, unvergängliche Zuneigung für seine Lehrer, eine allgemeine Bildung, ein Eifer zu studiren und zu forschen. Dieser Eifer diente ihm als Ägide bei seinem Eintritte in die Welt, oder bestimmter in die Schule der Zerstreuung, wie die königlichen Garden überhaupt genannt werden konnten. Der junge Marquis bestand ohne wesentlichen Unfall auf der schlüpfrigen Bahn der Chevaux-legers, die er doch im J. 1766 verließ, um sich eine Ehegefährtin zu suchen. Henriette de Monbielle d'Hus wurde ihm angetraut, und beglückte ihn, in des Wortes wahrem Sinne, ganze 38 Jahre lang. Zwei Töchter waren die Frucht dieser Ehe, und die Erziehung seiner Kinder beschäftigte auf das Angenehmste den Vater in der Einsamkeit seiner Burg Marsey, in der Umgebung von Mirebeau, als der Freunde Wunsch ihn bestimmte, so erzählt er, die Assemblée bailliagère zu Saumur, wo man sich mit den Wahlen für den Reichstag von 1789 beschäftigte, zu besuchen. Den Wählern beinahe fremd, bestimmte er gleichwol ihre Unschlüssigkeit und als adeliger Deputirter der Senechaussée von Sau-

1) Ou histoire d'une jeune Française du XVIII. siècle. (Paris 1788. 12.) 2 Voll. 12. 2) s. Ersch im Gel. Frankreich. Baur's Neues histor.-biograph. Handwörterbuch. 6. B. S. 400 fg.

nur sollte Ferrières zu dem großen Werke der Regeneration von Frankreich beitragen. In der Versammlung selbst hat er nicht als Redner geglänzt, wol aber der Sache, welcher er, vermöge seiner religiösen Überzeugung und seiner persönlichen Stellung, angehörte, mit Consequenz gedient. Er befand sich in der adeligen Majorität, welche der Vereinigung der drei Stände widersprach, er stimmte in den wichtigsten Fragen mit der Opposition, und protestirte, wie die große Mehrheit der rechten Seite, gegen die Constitution von 1791. Mit der Auflösung der Constituante kehrte er in seine Einsamkeit zurück, und in ländlicher Beschäftigung, in dem Gemeindewohle zusagender Wirksamkeit — u. a. ist er der Stifter des Athenäums zu Poitiers — verlebte er noch 14 Jahre, bis sein Stündlein kam, den 30. Juli 1804. Er schrieb ein Werk über jene Periode der französischen Revolution, zu der er wider seinen Willen habe beitragen müssen. Die erste Auflage der Mémoires pour servir à l'histoire de l'assemblée constituante et de la révolution de 1789, erschien in 3 Bden, an VII. Sie reicht bis zu dem Tage, wo Thouret im Namen der Versammlung sprach: „l'Assemblée constituante déclare que sa mission est finie, et qu'elle termine en ce moment ses séances." Man wußte aber von einer bis zur Hinrichtung des Königs reichenden Fortsetzung, und diese hat des Verfassers Tochter, die Marquise de Messelière, an Berville und Barrère überlassen, als diese für ihre Collection des mémoires relatifs à la révolution française eine neue Ausgabe des Werkes veranstalteten. Das hiermit vervollständigte Werk bildet in jener Sammlung die zweite Lieferung, Bd. 1 und 2, 1822, dann die vierte Lieferung, Bd. 3, 1821. Ferrières hat sich bemüht, die Thatsachen, die Verhandlungen der Versammlung in der größten Unparteilichkeit darzustellen, und das glückte ihm so vollkommen, daß er in der Hitze des Streites von beiden Parteien als ein Gegner angefeindet wurde. Deshalb bietet seine Arbeit für die Geschichte jener Zeit das höchste Interesse. Andere Schriften von ihm sind: Le Théisme, ou recherches sur la nature de l'homme et sur ses rapports avec les autres hommes dans l'ordre moral et dans l'ordre politique, 2 voll. 12., zweite Ausgabe. (Paris 1791.) Er bekämpft darin den Unglauben, wie das auch der Zweck eines Romans ist: Justine et S. Flour, précédé d'un entretien sur les femmes, considérées dans l'ordre social. 2 voll. 12. Die Schrift: les Voeux betitelt, ist wol auch ein Roman, unbeschadet dem Zusatze: histoire véritable, 12. In seiner politischen Laufbahn debutirte Ferrières durch die Abhandlung: De la Constitution qui convient aux Français, 1789. Ihr folgten: Plan de finances pour l'établissement d'une caisse territoriale, 1790. Item Opinion contre l'arrestation du roi à Varennes, 1791 und Compte rendu à mes commettans, 1791. Endlich veröffentlichte er gleichzeitig mit der Geschichte der Nationalversammlung seine Schrift, De l'état des lettres dans le Poitou, depuis l'an 300 de l'ère chrétienne jusqu'à l'année 1789; suivi d'un Discours sur le Goût; de l'éloge historique du comte de Breguigny; de Lydia, conte imité du grec de Parthénius de Nicée. An VII. Auf Raynal's Betrieb versuchte er sich auch in der von der Akademie von Lyon aufgegebenen Frage: la Découverte de l'Amérique a-t-elle été utile ou nuisible au genre humain? Von den verschiedenen, in seinem Nachlasse vorgefundenen Manuscripten nennt man einzig: Lettre à V. D. M. sur l'origine du mal. (*v. Stramberg.*)

FERRING, ein Kirchspiel im westlichen Jütland, an der Nordsee, theilweise auf dem Bovberge, den das Meer sichtbar abspühlt. Das Kirchspiel, Kreises Wardfeld, Amtes Ringkiöbing, 1⅕ Meile von Lemvig, ist Filial von Wardborg, und enthält 18 größtentheils isolirte Höfe und 26 Häuser. (*v. Schubert.*)

FERRO, eigentlich Hierro, auch früher Ombros oder Pluvialia, d. i. schwarzes oder Regenland, wegen der häufigen Nebel, ist die südwestlichste, zugleich aber auch die kleinste der canarischen Inseln. Sie liegt südwestlich von Gomera, hat eine dreizipflige Gestalt, 4—6 □Meilen und (1815) 5000 Seelen. Sie ist ein aus dem Meere emporsteigender, ziemlich rauher Berg, ohne Quellwasser. Das Wasser, das man hier hat, ist, außer drei Brunnen, kein anderes, als solches, das man durch den Regen gewinnt*). Der Boden ist weniger völlig unfruchtbar, als vernachlässigt. Er ist eisenhaltig (daher der Name Isla de Hierro = Eiseninsel) und bringt Wein, Obst, besonders Feigen, hervor. Die Viehzucht ist nicht unbeträchtlich; die Ochsen sollen sehr schmackhaftes Fleisch haben, die Bienen sind zahlreich und liefern guten Honig. Über die Bewohner von Ferro und über die der Canarien überhaupt hat neuerlich Berthelot in seinem „Mémoire sur les Guanches" (Mémoires de la Société ethnologique. T. I. [Paris 1841.] Vergl. Neue Jenaische Allgem. Literat.-Zeit. 1844. Nr. 9. 10) interessante Mittheilungen gemacht. Jene Guanchen nämlich sind nach Berthelot nicht als ausgestorben anzusehen; sie erhielten sich, wenn auch mit spanischem Blute gemischt, in den Landleuten und Hirten der Canarien. In Bezug auf die Bewohner von Ferro, das, wie v. Buch sagt, zu den isolirtesten Ländern der Erde gehört, heißt es a. a. O.: Wir erkennen in ihnen das sanfteste, das ernsteste und in moralischer und intellectueller Hinsicht, wie in Bezug auf seine patriarchalische Beherrschungsweise das am wenigsten entwickelte, oder, mit andern Worten, dem früheren Zustande des canarischen Volkes am nächsten gebliebene Volk. Nach einigen Geographen gibt es auf der Insel keine Stadt und keine Pfarrkirche, sondern nur den Hafen und Flecken Tamaduste auf der Nordostküste; Andere geben eine Stadt Valverde an. — Berühmt ist dies Inselchen besonders dadurch geworden, daß man früher ziemlich allgemein über Ferro oder bei Ferro vorbei den ersten Meridian zog; vergl. Meridian. Nach dieser Annahme liegt die Insel 0° 30′ östl. L. und 27° 38—50′ nördl. Br. (*Daniel.*)

FERRO (Vincenzo), ein bisher in den musikali-

*) Die noch vielfach angeführte Geschichte von der Wasser träufelnden Linde gehört unter die Fabeln.

schen Lericis übergangener, in Kandler's Übersetzung des Baini S. 243 angegebener Tonsetzer des 16. Jahrh., welcher in Barrè's Madrigalensammlung vom Jahre 1555 vorkommt. — Ein neuerer Schriftsteller dieses Namens, ein aus Trapani gebürtiger Sicilier, gab zu Palermo 1808 Dissertazioni delle Belle-Arti heraus, unter welchen die dritte Abhandlung des zweiten Theiles von der Tonkunst, ihrer Wirkung und Abtheilung in Theater- und Kirchenmusik rc. handelt. Nach *Bertini* Dizion. degli scritt. di Musica. (*G. W. Fink.*)

FERRO (Pascal Joseph von), Arzt, wurde 1753 in Bonn geboren. Nach Vollendung seiner medicinischen Studien ließ er sich in Wien nieder, und erfreute sich bald eines gewissen Rufes als Praktiker, den er noch durch seine schriftstellerische Thätigkeit, wobei er zum Theil Tagesfragen vornahm, unterstützte. Im J. 1793 wurde er zum Regierungsrathe und zum Referenten in Medicinalsachen von Niederösterreich ernannt; 1800 wurde er Physikus von Wien; 1805 erhob ihn der Kaiser in den Adelsstand; 1809 erhielt er die Ernennung zum Vicedirector der medicinischen Facultät. Doch starb er schon in dem nämlichen Jahre, am 21. Aug., 56 Jahre alt. Außer einigen Journalartikeln hat er folgende Schriften verfaßt:

Collin's Wahrnehmungen von den Kräften der bittern Kreuzblumenwurzel und des Kamphers. (Wien 1780.) Vom Gebrauche des kalten Bades. (Wien 1781. Ebendas. 1790. [Enthusiastische Anpreisung der kalten Bäder.]) Von der Ansteckung der epidemischen Krankheiten und besonders der Pest. (Leipzig 1782.) — Nähere Untersuchung der Pestansteckung, nebst zwei Aufsätzen von der Glaubwürdigkeit der meisten Pestberichte aus Moldau und Walachei und der Schädlichkeit der bisherigen Contumazen von Lange und Fronius. (Wien 1787.) (Die Pestfrage war in Folge der Pestepidemie, welche durch das 1769 aus Constantinopel gegen die Russen ausziehende türkische Heer in die Moldau und Walachei eingeschleppt wurde, sich dann in Siebenbürgen, Polen, Südrußland ausbreitete und am heftigsten in Moskau wüthete, im achten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts lebhaft discutirt worden. Ferro nahm die Frage in den beiden kleinen Schriften wieder auf, um das Epidemische aller Pestepidemien hervorzuheben. Ohne die Ansteckungsfähigkeit der Pest in Frage zu stellen, bekämpfte er doch jene, welche bei der Pest lediglich an die Ansteckung denken.) Einrichtung der medicinischen Facultät zu Wien, ihre Gesetze, Lehrart und Prüfungen u. s. w. (Übersetzung von Stoerck's Institutio fac. med. Vindob.) (Wien 1785.) Anzeige der Mittel, die Ungesundheit derjenigen Wohnungen zu vermindern, welche den Überschwemmungen ausgesetzt gewesen. (Wien 1787.) Ephemerides medicae. Vindob. 1792. 8. [Ins Teutsche übersetzt von A. G. Rosenbladt. Gotha 1795. 8.]) Versuche mit neuen Arzneimitteln. 1. Th. (Wien 1793.) (Oxygengas und Angusturawurzel werden darin abgehandelt. Nach seinen Versuchen, die sich aber blos auf acht Individuen beziehen, sollte das Einathmen von Oxygengas die entzündliche Tendenz bei der Phthisis vermindern, was ihn in eine literarische Fehde mit Scherer verwickelte.) Über die Wirkungen der Lebensluft. (Wien 1793.) Fortsetzung über die Wirkungen der Lebensluft. (Wien 1795.) Sammlung aller Sanitätsverordnungen im Erzherzogthume Österreich unter der Ens während der Regierung Franz II. bis 1797. (Wien 1798. Desgl. von 1798 bis 1806. Ebendas. 1807.) Medicinisches Archiv von Wien und Österreich unter der Ens. Fünf Jahrgänge. (Wien 1799—1803.) Über den Nutzen der Kuhpockenimpfung. (Wien 1802.) (*Fr. Wilh. Theile.*)

FERRÓL, 43° 29' 30" nördl. Br., 10° 33' 11" westl. L. (von Paris), in der spanischen Provinz Corunna, war bis 1752 ein schmutziger, unbedeutender Fischerflecken. Der Minister Ensenada wußte zuerst die überaus günstige Lage zu würdigen. In die felsige und zerrissene Nordwestküste von Galizien nämlich greift am tiefsten eine Bucht ein, die man bald nach der einen, bald nach der andern der gleich zu erwähnenden Städte zu benennen pflegt. An dem Ausgange in das Meer, etwa eine Meile breit, greift sie in drei Zipfeln oder Rias in das Land. An der Westseite des Westzipfels liegt Corunna, an der Spitze des Mittelzipfels Betanzos, an der Nordseite des Nordostzipfels (in welchen sich das Flüßchen Jubia mündet) Ferról. Der Hafen gilt für den besten Kriegshafen von Europa. Der schmale Eingang hat 50 Fuß Tiefe und kann mit einer Kette geschlossen werden; das äußerst geräumige innere Bassin wird durch zwei Batterien und die Forts S. Felipe und Palma gedeckt. Um in den Hafen zu gelangen, müssen überhaupt die Schiffe eine Stunde Weges an einer befestigten und armirten Küste hinziehen. Die Landbefestigungen der Villa Ferról, welche seit 1752 einen gut gebauten neuen Stadttheil erhielt, sind nicht von Bedeutung. Volkmann fand Redouten, deren jede 4—5 Kanonen auf der Vorderseite und 3—4 auf den Seiten hatte; alle waren durch einen Wall mit Schießlöchern verbunden. Dagegen fehlen Gräben und andere Werke. Da indessen die Beschaffenheit der Küste eine Landung in unmittelbarer Nähe von Ferról gar nicht zuläßt, auch die Eröffnung von Laufgräben in dem felsigen Boden kaum thunlich ist, so thut dieser Umstand der Festigkeit des Platzes wenig Eintrag. Weit größere Nachtheile entstehen durch das ungesunde, feuchte und regnerische Klima, wie auch dadurch, daß man nur bei einem Winde aus dem Hafen auslaufen kann. Trotz dem wurde Ferról der dritte Kriegshafen Spaniens, Hauptort des dritten Seedepartements und durch Anlagen der verschiedensten Art immer bedeutender. Dalrymple fand hier 1774 6000 Arbeiter und 600 Sträflinge arbeiten und 30 Linienschiffe, sieben Fregatten und Schaluppen auf dem Stapel. Man findet geräumige Schiffswerfte, das größte spanische Arsenal, Casernen für 5712 Mann. Daneben wurden eine Seecadetten-Akademie, eine nautische und Pilotenschule, Segeltuchfabriken, Taudrehereien u. s. w. angelegt. In den letzten Decennien ist aber das Meiste von dem Allen in Verfall gekommen. Die Zahl der Einwohner, welche jener englische Reisende auf 30,000 anschlägt, beträgt jetzt wol kaum 20,000. — Ob Ferról in dem

Abobrica oder Brigantium der Alten zu suchen sei, ist kaum zu entscheiden. Am 4. Nov. 1805 fand hier ein Seegefecht zwischen dem französischen Contreadmiral Du Manoir (welcher hierher mit vier Linienschiffen nach der Schlacht bei Trafalgar geflüchtet war) und dem englischen Admiral Strachan zum Nachtheile des Ersteren statt. Am 27. Jan. 1809 bemächtigten sich die Franzosen der Stadt und fanden, außer kleineren Fahrzeugen, acht Linienschiffe und drei Fregatten. Aber schon am 22. Juni mußten sie Ferröl den Engländern räumen, welche jene Schiffe nach Cadiz als Beute führten. (*Daniel.*)

FERRONI (Girolamo), geb. zu Mailand 1687. Schon als selbständiger Maler reiste er nach Rom, um sich unter Maratti in seiner Kunst noch mehr auszubilden. In seiner Geburtsstadt malte er für die Kirche St. Eustorgio den Tod des heil. Joseph; auch für mehre Privathäuser führte er Gemälde aus. Wodurch er sich aber noch merkwürdig machte, sind seine radirten Blätter, deren er nach Bartsch*) neun Stück ausführte. Das Jahr seines Todes ist nicht bekannt. (*A. Weise.*)

Ferrum equinum *Tournef.*, s. Hippocrepis.

FERSE, entspringt im Kreise Behrendt aus einem See im Osten von Kloboczyn, wechselt öfter ihre Richtung, fließt jedoch im Ganzen nach Südost und durch den Kreis Stargard hindurch bei Mewe in die Weichsel. Unter ihren Zuflüssen ist keiner von Bedeutung. (*Daniel.*)

FERSE (Calx), heißt beim Menschen derjenige Theil des Fußes, welcher den hintern Umfang des Fußgelenkes nach Hinten überragt. Ihre knöcherne Grundlage ist ein Theil des Fersenbeins. Beim Stehen bildet sie zum guten Theil den Stützpunkt für die Körperlast. An ihr befestigt sich die sogenannte Achillessehne, die Sehne der Wadenmuskeln, welche den Fuß in Streckung bringen. Auch bei den Säugethieren überragt ein Theil des Fersenbeins das Fußgelenk nach Hinten; allein bei ihnen trägt diese mehr oder weniger vorspringende Ferse nicht zur Stützung des Körpers bei, wenn man den Bär, das Känguruh und einige andere ausnimmt. Sie bleibt beim Stehen und Gehen mehr oder weniger weit vom Boden entfernt. (*Fr. Wilh. Theile.*)

FERSEN, Freiherr. 1) Fabian, geb. zu Reval 1626, gest. zu Malmö den 30. Juli 1677, Sohn des Oberstlieutenants Reinhold Fabiansson von Fersen und der Dorothea Wrangel. Am Hofe der Königin Christine, wohin ihn seine Ältern 1643 sandten, fühlte er sich nicht wohl. Er ging daher an Bord der unter dem tapfern Admiral Karl Gustav Wrangel gegen Dänemark agirenden Flotte und begab sich, als bald mit letzterer Krone Frieden geschlossen ward, zur schwedischen Armee nach Teutschland. Hier ward er 1645 Hauptmann im sogenannten Leibregimente des Grafen Torstenson und zeichnete sich schnell so aus, daß er 1646 zum Major und 1647 zum Oberstlieutenant avancirte. Nach geschlossenem Frieden unternahm er 1650 eine Reise durch die Niederlande nach Frankreich. Nach seiner Heimkehr ernannte ihn König Karl Gustav während des polnischen Krieges 1657 zum Commandanten von Krakau, wo er sich in selbigem Jahre mit Sabine Elisabeth Westerhage verheirathete. Im J. 1658 ward er zum schwedischen Heere commandirt, mit welchem er vor Kopenhagen zog. Nachdem er noch 1658 in der Schlacht vor Kronenborg fünf gefährliche Wunden erhalten, ward er zum Generalmajor befördert und zeigte 1659 abermals vor Kopenhagen seine Tapferkeit. Dann ward er zum Entsatze der Feste Stralsund entsandt. Im J. 1663 ernannte ihn König Karl Gustav zum Generalgouverneur von Livland und 1668 zum General-Lieutenant. Im J. 1674 ward er General und Freiherr. Nach seiner Rückkehr ward er als Kriegsrath zur Berathung über alle Kriegsangelegenheiten in Stockholm berufen. Als 1675 die Dänen neue Unruhen in Schonen begannen, empfing er die Vollmacht eines General-Feldmarschalls, Generalgouverneurs über Schonen, Halland und Blekingen, und eines Oberdirectors über alle dortigen Miliz- und Festungssachen, welchen Ämtern er mit Besonnenheit, Eifer, Männlichkeit und Vorsichtigkeit vorstand. Im J. 1677 bekam er den Befehl, in einer wichtigen Angelegenheit sich nach Livland zu begeben; während er aber zu dieser Reise sich bereitete, ereilte ihn der Tod noch in selbigem Jahre, nachdem er kurz zuvor zum Reichsrath erhoben worden. Seine Leiche ward von Malmö nach Reval zur Familiengruft im Dom abgeführt.

2) Otto Wilhelm, geb. zu Reval 1623, gest. zu Kurnate bei Reval 1703, Sohn des Lieutenants Hermann Fabiansson von Fersen und der Margaretha Anrep. 18 Jahre alt ward er Junker am Hofe der Königin Christina, trat aber schon 1643 ins Militair. Im dänischen Kriege legte er Proben seiner Herzhaftigkeit ab, die ihm die Beförderung zum Lieutenant brachten. In einem Treffen wider die Kaiserlichen, 1648, an der Donau wurden ihm drei Pferde unter dem Leibe erschossen und er selbst ward schwer verwundet. Bei der Eroberung von Prag durch die Schweden ward er Rittmeister. Nach dem Friedensschlusse trat er als Major in französische Dienste. In der Schlacht bei St. Marthe ward er verwundet und gerieth in äußerste Lebensgefahr, als sein ungarisches Pferd mehrmals mit ihm in die feindlichen Reihen rannte, ein Mal auch in einen reißenden Fluß sprang, wo ihn die Feinde retteten. Aus dem französischen Dienste trat er in den schwedischen zurück und ward Kammerherr des Königs Karl Gustav, dem er 1655, als der polnische Krieg begann, als Hofmarschall auf der Reise in die südlichen Provinzen des Reiches folgte. Nachdem er noch zum Oberstlieutenant avancirt, ging er nach Teutschland auf Werbung, wo abermals ein scheu gewordenes Pferd ihn in Lebensgefahr brachte. Um seiner Tapferkeit willen in den polnischen und dänischen Kriegen ward er Oberst und empfing vom Könige ein Gnadengeschenk von 1000 Dukaten. Nachdem im J. 1660 der Friede mit Polen geschlossen war, trat er das Amt eines Landraths in Ehstland an. Hier bevollmächtigte ihn der ehstnische Adel, 1672, die Bestätigung der Privilegien desselben bei Karl XI. nachzusuchen. Während dieses seines Aufenthaltes in Stockholm ernannte ihn der König zum

*) Peintre Graveur. T. XXI. p. 325. Vgl. Rost's Handbuch. 4. Th. S. 124.

Generalmajor, bald zum Generallieutenant, in welcher Eigenschaft er 1675 mit dem Heere an die norwegische Grenze den Dänen entgegenzog. In der blutigen Schlacht bei Lund ward er schwer verwundet, gefangen und nach Dänemark abgeführt, wo er unter großen Schmerzen, die ihm seine Wunden verursachten, und in einer elenden Lage einige Jahre zubringen mußte. Endlich ward er, Behufs warmer Bäder, auf sein Ehrenwort entlassen, Falls er nicht eine große Geldsumme erlege; diese vermochte er nicht zu zahlen, und stellte sich daher wieder als Gefangener, bis er, nach dem Siege Königsmark's auf Rügen, gegen einige dänische Officiere ausgewechselt ward. Im J. 1684 verlor er in Narva, wo er mittlerweile Generalgouverneur geworden war, in einer Feuersbrunst seine gesammte Habe und war nahe daran, auch das Leben einzubüßen. Im J. 1693 ward er Feldmarschall; 1698 schied er, nach seinem Wunsche, aus dem Amte, um fortan in der Stille auf seinem Gute zu leben, wo er entschlief. Er war seit 1669 verheirathet mit Gertrud von Yakull. (*v. Schubert.*)

FERSENBEIN. Das Fersenbein (Os calcis, Calcaneus, Calcaneum), der größte unter den Fußwurzelknochen, bildet die feste Grundlage für das hintere Drittheil der Fußlänge. Man unterscheidet an ihm den Körper und zwei Fortsätze. Der Körper trägt auf seiner obern Fläche, und zwar nach Vorn zu, eine Gelenkfläche zur Verbindung mit dem darüber liegenden Sprungbeine. Jener Theil des Körpers, welcher hinter dieser Gelenkfläche liegt, bildet die Ferse; er trägt nach Hinten den Fersenhöcker (Tuber calcanei), an welchen sich die Achillessehne anheftet. An der untern Fläche des Körpers, in der Fußsohle, ragen noch zwei Höcker hervor, von denen die Fußsohlenaponeurose und einige Zehenmuskeln entspringen. Der vordere Fortsatz (Processus anterior) ist an der obern Seite durch eine Vertiefung (Sinus tarsi) vom Körper gesondert, in welchen er außen, unten und innen sich gleichmäßig fortsetzt; seine vordere Fläche ist überknorpelt zur Verbindung mit dem Würfelbeine. Der innere Fortsatz (Processus internus s. minor, Sustentaculum tali) springt oben und vorn an der Innenfläche des Körpers vor; seine obere Fläche ist überknorpelt zur Verbindung mit dem Kopfe des Sprungbeines.

Das Fersenbein verknöchert unter allen Fußwurzelknochen am frühesten; schon beim sechsmonatlichen Fötus kommt bisweilen ein Knochenkern in demselben vor. Der Fersenhöcker bekommt einen eigenen Knochenkern.

Das Fersenbein kommt bei den Säugethieren überall als ein besonderer Fußwurzelknochen vor; niemals ist es mit einem anderen Fußwurzelknochen verschmolzen, wenn sich deren Anzahl auch noch so sehr vermindert. Der Fersentheil, namentlich der Fersenhöcker, bildet meistens, im Verhältnisse zum ganzen Knochen, eine weit stärkere Hervorragung, als beim Menschen. Bei den meisten Fledermäusen bildet der hier getrennt bleibende Fersenhöcker einen langen dünnen Knochen, welcher sich in die Flughaut hinein erstreckt. Gewöhnlich verbindet sich das Fersenbein nur mit den nämlichen Knochen, wie beim Menschen, nämlich mit dem Sprungbeine und dem Würfelbeine; bei den Pachydermen, Zahnlosen und Wiederkäuern steht es aber auch mit dem Wadenbeine oder dessen unterem Rudimente in Verbindung. — Die Vögel haben kein getrenntes Fersenbein, weil die ganze Fußwurzel mit dem Mittelfuße verschmolzen ist. — Bei den Amphibien entspricht wieder einer von den mehrfachen Fußwurzelknochen dem Fersenbeine. (*Fr. Wilh. Theile.*)

FERTE (la), ein Name, der sehr vielen französischen Orten gemeinsam ist, die dann durch Zusätze unterschieden werden. Er wird in lateinischen Urkunden durch Firmitas oder Feritas übersetzt, und ist ursprünglich wol nur festen Plätzen beigelegt. Er entspricht ganz dem Burg und Schloß in so vielen teutschen Ortsnamen. 1) Ferté (ohne Zusatz), ein Flecken am Chiers, der hier einen Bach aufnimmt, im französischen Luxemburg, Departement Maas, Bezirk Montmedy, zwischen Montmedy und Stenay. — Ein anderes Ferté ohne Zusatz liegt in der Picardie, Departement Somme, Bezirk Abbeville an der Somme. 2) Ferté-St. Aignan, am Cousson, im alten Orleannois, Election Beaugenci, jetzt Departement Loir und Cher, Bezirk Blois, 3000 Einwohner. 3) Ferté Alais oder Aleps, 20° 2′ L., 48° 30′ Br., Flecken am Bache Juine, im alten Gatinois François, jetzt Departement Seine-Oise, Bezirk Etampes, 800 Einwohner in 150 Häusern; Cantonshauptort. 4) Ferté sur Amance, Flecken am Flüßchen Amance, in Champagne, Election von Langres, sonst mit einer dem Geschlechte Choiseul gehörigen Baronie, Departement Ober-Marne, Bezirk Langres. 5) Ferté sur Aube, Städtchen in Champagne, Departement Ober-Marne, Bezirk Chaumont, 1200 Einwohner in 100 Häusern; Eisenwerke. 6) Ferté St. Aubin oder Ferté Nabert, Stadt und Canton in Orleannois, Landschaft Sologne, jetzt Departement Loiret, Bezirk Orléans, am Cousson, 2000 Einwohner in 300 Häusern. 7) Ferté Avrain, ebendaselbst, früher Herzogthum und Pairie, im Departement Loir und Cher, am Beuvron, 70 Häuser. 8) Ferté Bernard, 18° 14′ L., 48° 30′ Br., ummauerte Stadt in Nieder-Maine, jetzt Departement Sarthe, Bezirk Mamers, Cantonshauptort, am Einflusse der Mesme in den Huine, 420 Häuser, die wegen der sumpfigen Gegend auf Rosten stehen, 2800 Einwohner. Drillich-, Etamin-, Hanf-, Leinwand-, Hut- und Tabaksfabriken, Branntweinbrennereien, Käsebereitung, Handel mit Kleesamen. Der Ort war früher eine Baronie, der Sitz einer Mairie, Maréchaussée, eines Forstamtes und eines Salzhauses, mit einem Schlosse, zwei Pfarrkirchen, einer Abtei, zwei Klöstern und einem Hospitale. Sie gehörte dem Herzoge von Richelieu. Geburtsort des tragischen Dichters Robert Garnier. 9) Ferté en Bray, kleiner Ort in der Normandie, Departement Nieder-Seine, Bezirk Neufchatel. 10) Ferté Chauderon, Städtchen und alte Baronie in Nivernois, deren Besitzer den Titel eines Landvoigts und Marschalls von Nivernois hatte; Departement Nièvre, Bezirk Nevers, 160 Häuser. 11) Ferté

St. Cyr, Dorf in Orleannois, Landschaft Beaugenci. 12) Ferté Fresnay oder Fresuel, Flecken in der Ober-Normandie mit altem Schloß, Departement Orne, Bezirk Argentan; 400 Einwohner. 13) Ferté-Gaucher, Flecken in der Landschaft Brie, am Flüßchen Morin, Departement Seine-Marne, Bezirk Coulommiers, 2000 Einwohner in 340 Häusern. Cantonshauptort. Sergefabriken. 14) Ferté-sur-Grosne, Flecken in Bourgogne, Departement Saone-Loire, Bezirk Chalons. Hier war früher eine Cistercienserabtei von 25,000 Livres Einkünften, eine der ersten vier sogenannten Töchter von Citeaur. 15) Ferte-Hubert, Flecken im Departement Loir und Cher, Bezirk Romorantin, auf einer Insel im Cousson; 70 Häuser, 260 Einwohner. 16) Ferté-Imbault oder Hubault, auch la Selle, St. Denis, Städtchen in Sologne in Orleannois, Departement Loir und Cher, Bezirk Romorantin, am Flüßchen Seudre; 380 Häuser, 1800 Einwohner. Schloß. 17) Ferté sous Jouarre, auch Ferté-Aucol, Ferté-Ancoul, lateinisch Firmitas S. Anculphi, nicht weit von der ehemaligen Abtei Jouarre, Stadt und Canton in Brie Champenoise, Departement Seine-Marne, Bezirk Meaur, an der Vereinigung der Marne und des Morin; 4000 Einwohner in 460 Häusern. Gute Käse, Schiffbau, Mühlsteine. Im J. 1562 von den Hugenotten zerstört. 18) Ferté le Vidame, Stadt und Canton in Perche, Departement Eure und Loir, Bezirk Dreur; 870 Einwohner. 19) Ferté Loupière, Ort in Champagne, zwischen Sens und Auxerre, Departement Yonne, Bezirk Joigny; 180 Häuser, 1200 Einwohner. 20) Ferté Langeron, Ort in Nivernois, Departement Nièvre, Bezirk Nevers, am Allier; 1300 Einwohner; Eisenhammer. 21) Ferté-Macé, Stadt in Maine, Departement Orne, Bezirk Domfront, Cantonshauptort, 280 Häuser, 4000 Einwohner; Zwillichfabriken. 22) Ferté-Milon, 20° 42′ L., 49° 10′ Br., Stadt in Isle de France, Departement Aisne, Bezirk Chateau-Thierry, der Sage nach unter Ludwig dem Dicken erbaut und dem Grafen Milon zu Ehren benannt, durch den Fluß Ourcq in die Ober- und Niederstadt getheilt, mit Vorstädten 2200 Einwohner in 500 Häusern; Korn- und Holzhandel. In den Religionskriegen des 16. Jahrh. hat die Stadt viel gelitten. Geburtsort von Jean Racine, 1631. 23) Ferté-St.-Nectaire oder Ferté-Senneterre, Ort in Nieder-Orleannois. 24) Ferté-St.-Sanson, Flecken in der Normandie, früher dem Hause Matignon gehörig. 25) Ferté-Vineuse, Flecken in der Landschaft Dunois in Orleannois. 26) Ferté-Villeneuville, Flecken im Departement Eure und Loir, Bezirk Chateaudun, am Aigre, 400 Einwohner.

(*Daniel.*)

FERTÉ (la — Firmitas), Cistercienserabtei, dem Ursprunge und Range nach die erste der vier Töchter von Cisterz, und als solche das Haupt einer Filiation, wurde am 18. Mai 1113 durch die Grafen von Chalon, Savary von Semur und Wilhelm von Thiern, in dem Umfange des Waldes von Bragny, gestiftet, da das Gotteshaus Cisterz weder die Menge derjenigen, welche unter des Abtes Stephanus Leitung höhere Vollkommenheit zu erstreben begierig waren, aufnehmen, noch viel weniger ernähren konnte. Dreizehn Brüder wurden durch den Abt aus Cisterz entsendet und liebreich von den Stiftern aufgenommen. Aber der Ort, ihnen zum Aufenthalte angewiesen, war einer traurigen Wildniß zu vergleichen, ringsum von Wald umschlossen, sumpfig und ungesund durch die Ausdünstungen des Flüßchens Grone. Doch verzagte nicht Philibert, der erste Vorsteher; die Wildniß wurde gerodet und allmälig unter den Pflug gebracht, in dem Hause selbst die heilsame Satzung von Cisterz eingeführt und beinahe noch überboten. In demselben Geiste wirkten der dritte Abt, Peter, von Tarantaise zugenannt, nach dem Erzbisthume, welchem vorzustehen er, von allen Cisterciensern der erste Bischof, berufen wurde, und der selige Bartholomäus, gest. 1160, der Sage nach ein Bruder des heil. Bernhard. Im J. 1210 begann der Bau der prachtvollen Kirche, die 1217, als die Gräfin Beatrir von Chalon Ländereien und 1200 Schafe zur Fortsetzung des Baues schenkte, nur bis zum ersten Gurt gefördert war. Beatrir fand ihre Ruhestätte in dem Kreuzgange, neben andern Wohlthätern. Im J. 1300 wurden die Klostergebäude von Räubern in Brand gesteckt, 30 Mönche, der Abt an der Spitze, erschlagen. Vor ähnlichen Unfällen das Gotteshaus zu bewahren, umgab Herzog Johann von Burgund 1415 den gesammten Umfang der Gebäude mit einer Mauer von Backsteinen, von ungewöhnlicher Mächtigkeit, und mit einem Graben, der 25 Fuß tief und breit war; dann legte er auf der Wasserseite ein Hornwerk an. Am 20. Juni 1570 ließ der Admiral von Coligny die Abtei plündern und einäschern, die Mönche ermorden; ein Gemälde in der Sakristei bewahrte das Andenken dieser Schlächterei. Unter den 47 Äbten, wovon die Gallia Christiana doch nur 33 kennt, verdienen noch ehrende Erwähnung Ivo Sauvageot, der mehr denn 50 Jahre, auch 1628 saß, und Claudius Petit. Dieser ließ, von 1680 an, die Festungswerke schleifen, die Gräben ausfüllen, die von zwei mächtigen Thürmen beschützte Zugbrücke abwerfen, daß das burgliche Ansehen verschwand. Auf den Trümmern der Jahrhunderte erbaute er hierauf, von 1682 an, die drei stattlichen Corps de logis, mit denen die Reste der alten Zeit, die Kirche, die Sakristei und das Capitelhaus, ein herrliches Ganze ausmachen. Die Kirche, 232 Fuß Länge, 65 Fuß Breite und 60 Höhe, mißt im Kreuze 188 Fuß Länge, bei 31 Fuß Breite, ohne die Kapellen, von 8 Fuß Tiefe. Dieses majestätische Gebäude auszuschmücken, beschäftigte Claudius Jahre lang den berühmten Dubois, von dessen Meisterhand namentlich die Sculpturen um den Hochaltar und die Chorstühle herrühren. Im J. 1705 fügte Claudius die Orgel hinzu, in Reichthum und Vollendung ein seltenes Werk, doch nicht hinreichend, um die gleichzeitig an den Denkmälern der Frömmigkeit vergangener Jahrhunderte begangene Sünde auszugleichen. Alle in der Kirche zerstreuten Grabmonumente wurden weggeschafft und durch Gedächtnißtafeln von schwarzem Marmor, der Wand incrustirt, ersetzt. Eine Bibliothek zu begründen, denn bisher waren nur Handschriften, zum Theil von seltener Schönheit, vorhan-

den gewesen, erkaufte Claudius 1695 eines Parlamentsraths Fleutelot Büchersammlung, 6000 Bände, um 22,500 Livres. Sie war 1710 zu 9000 und 1780, zu den Zeiten des 47. Abtes, Anton Ludwig Desvignes de la Cerve (erwählt den 16. Juni 1777)*), zu 13,000 Bänden erwachsen. Hingegen waren um das anderweitige Besitzthum des Hauses mancherlei Veräußerungen unumgänglich geworden, wie jene der Grangia von Auvenet, des Hauses zu Ivry, der Herrschaft Vincelles, der Baronie Ruffey. Gleichwol berechnet Robert de Vaugondey die Einkünfte zu 100,000 Franken, während man im Hause selbst nur zu der Hälfte sich bekannte. Diese Einkünfte beruhten auf Nully, Chazeut, Avoise, Lalhene, S. Ambreuil, Villeneuve, dann auf der Grangia Maligny bei Arnay. Der Abt vergab 13 Pfarren und nahm auf dem Landtage zu Dijon unmittelbar nach dem Abte von Cisterz Sitz. Von seinen Berechtigungen als Pater Abbas der Filiation von la Ferté war ihm sehr wenig übriggeblieben. In den Tagen des Glanzes zählte diese Filiation 33 meist in der Lombardei gelegene Klöster, davon wir doch nur 15, mit dem Stiftungsjahre, anzugeben wissen, nämlich: Tiletto, in dem Bisthume Acqui, 1120; Lucedio, in dem Bisthume Vercelli, 1123; Castagnola, in dem Bisthume Parma, 1126; Maizières, in dem Bisthume Chalon-sur-Saone, 1130; Rivalta, in dem Bisthume Turin, 1130; Stafarda, ebendaselbst, 1135; S. Maria de Jubino, auf dem Schwarzenberge, bei Antiochia in Syrien, 1136; S. Severo zu Ravenna, 1140; Stürzelbronn, in der Herrschaft Bitsch, 1143; Casanuova, in dem Bisthume Turin, 1150; Barona, in der Erzdiöcese von Mailand, 1187; Sala, in dem Sprengel von Siena, 1189; S. Sergio, in dem Bisthume Bobbio, 1237; Acqualonga, in dem Erzbisthume Mailand, 1240; Perallo, in dem Sprengel von Genua, 1246. Von allen diesen Häusern waren einzig Maizières und Stürzelbronn ihren Beziehungen zu dem Abte von la Ferté treu geblieben, indessen die Klöster in Piemont und der Lombardei sich zu einer Congregation vereinigt hatten, welche dem Generalcapitel unmittelbar untergeben war. La Ferté liegt drei Stunden südwestlich von Chalon-sur-Saone.

(*v. Stramberg.*)

FERTILITAS, die Fruchtbarkeit, personificirt als Göttin. Sie erscheint auf Münzen mit den Symbolen von Füllhorn, Ähren, einem Caduceus zwischen denselben, Körbchen, Scheffel mit Ähren und Früchten und dergl., oder als weibliche Figur, welche das Product trägt, durch welches das Land, dessen Fruchtbarkeit sie eben andeuten soll, sich auszeichnet. (*Richter.*)

FERTIT. Aus der Mitte von Darfur, von Kobbe aus, gelangt man in 23½ Tagereisen nach Süden zu der Terrasse von Fertit, wo reiche Kupferminen sind. Auf ihr entspringt der Bahr Misselad, der gegen Norden fließt; aber noch höher aufwärts muß man steigen zu den Quellen des Bahr el Abiad nach Donga zum äthiopischen Hochlande. Vergl. Ritter, Erdkunde I. S. 250 fg.

(*Daniel.*)

*) Die Abtei war nämlich in der ursprünglichen Verfassung, en règle, geblieben.

FERUER, FERVER, in der Religionslehre der Parsen das Urbild, Uridee, Prototyp jedes Wesens, der Urgedanke des Schöpfers, das vollkommenste Urbild, nach dem er jedes Wesen als Körper ins Dasein rief. Was die Gottheit denkt, ist nichts Leeres, Wesenloses, sondern Kraft und Leben, geistig wirklich, nicht ein bloßes Gedankending. Nur der Ewige selbst (Zeruane akerene) hat keinen Ferver; von ihm gibt es kein Ideal, weil er dieses selbst ist, aber außer ihm jedes andere geschaffene Wesen, denn ehe es wurde, mußte er es denken. Selbst Ormuzd und alle Amschaspands und Izeds haben ihre Ferver. Ebenso auch das, was wir uns leblos denken, die Erde, das Feuer, das Wasser, die Bäume, die Heerden und dergl., um so mehr aber noch alles Lebendige, jedes Thier und jeder Mensch. Ehe diese Körperwelt wurde, war die Welt der reinen Fervers. Gott, oder vielmehr jetzt Ormuzd, die unmittelbare Zeugung des Ewigen, wollte Wesen schaffen, die Kraft hätten, gegen Ahriman zu kämpfen. Er dachte sich diese Wesen, jedes in seiner Vollkommenheit, rein, gut und edel. Diese Gedanken waren die Fervers, die Urbilder, nach denen aus sterblichen Stoffen die sichtbaren Wesen geformt wurden. So gingen also aus Ormuzd's allschaffendem Geiste alle reinen Wesen in zahllosen Arten, Gestalten und Stufen als geistige Urbilder der nach ihnen gebildeten Substanzen hervor, unsterblich, wie ihr Urheber, ganz Leben und Geist und Kraft, und stets wirkend. Sie sind der Grund alles Lebens in der Natur, alles ist durch sie in Bewegung und Segen bringend. Jeder bildet an sich auch die Form ab, in der sein Nachbild erscheint, oder erscheinen soll. Sie sind des Himmels Schutz und Wache gegen Ahriman und der Seele Schutz, die sie gesund erhalten und bei der Auferstehung von allem Bösen reinigen. Mit Blitzesschnelle fahren sie vom Himmel auf die Erde und wieder zurück, und bringen die Gebete der Menschen vor Ormuzd. In der Welt aber an Körper gebunden, vermindern sie durch den Kampf gegen die Dews die Unreinigkeit. Unendlich groß ist die Zahl und Stufenfolge der Fervers, ihr erster und höchster der Ferver des Ormuzd, der Gedanke des Ewigen, in dem er sich selbst im allmächtigen Worte denkt und der also ein Abdruck seines eigenen Wesens ist (der Logos der neuplatonischen Philosophie und des Christenthums). Auch das Gesetz hat seinen Ferver, er ist der Geist und die Lebenskraft desselben. Eins der schönsten Ideale in Ormuzd's Augen ist der Ferver Zoroaster's, denn er hat das Gesetz in Gang gebracht und in seiner Herrlichkeit den Menschen dargestellt.

Die Fervers sind also das wahre Wesen jedes Dinges, abgesehen von allem Stoffe, das, was in jedem Dinge der reinste Funke von himmlischer und göttlicher Natur, der Geist desselben ist, im abstractesten Sinne gedacht. Mehre Gelehrte, auch Rhode, halten sie für identisch mit der Seele, aber in sofern diese das Princip des Lebens und aller seiner Functionen ist, stehen sie höher als diese und bilden nur das reine Geistige, die vernünftige Natur, die dem Himmel und dem Göttlichen zugekehrte Seite derselben ab. Der Grund, warum sie mit diesem oder jenem Geschöpfe vereinigt werden sollen, liegt

in ihnen, aber sie sind noch nicht dieses Geschöpf selbst. Als Ormuzd's Gedanke den Ferver Zoroaster's schuf, war derselbe zwar von allen Fervers höherer Geister, sowie von denen der übrigen Menschen verschieden, aber er war noch nicht Zoroaster, sondern enthielt nur in wahrer lebendiger Existenz, was Zoroaster einst in sinnlicher Hülle sein und darstellen sollte. Diese Fervers lebten, sowie sie von Ormuzd gedacht waren, und wirkten viele Jahrtausende vorher, ehe sie in endlichen Stoffen sich sichtbar darstellten. Als Funken des göttlichen Geistes sind sie unsterblich, ihre Dauer ist eine ewige. Zunächst brauchten die Perser das Wort Ferver von verständigen und lebendigen Wesen, aber auch in allen anderen Dingen gibt es Fervers (Geist), als das geistige Princip aller Kraft, Licht und Wärme in jedem Geschöpfe, als der Grund alles Lebens und Wachsthums, aller Regsamkeit und Bewegung. Ohne ihn sind Seele und Leib unrein und werden irre geleitet, darum ist er der Seele Schutz und man muß für seinen Ferver besonders beten, daß Ormuzd ihn bewahren wolle. In Izeschne Ha 23 heißt es: Ich richte mein Gebet an alle Fervers, die von Anfang an gewesen sind, an allen Orten, in den Straßen, Städten, Provinzen, an dem Himmel in seinem Laufe, das Wasser in seinem Laufe, die Erde in ihrem Laufe, an die Fervers der Thiere und die reingebornen Kinder, an die Gebärerinnen der Kinder, die auf Erden wandeln und verschwinden, an den Ferver Ormuzd's und der Amschaspands, an alle heiligen Ferver der himmlischen Izeds, an die Fervers Kaiomort's, Zoroaster's und der Poeriodekeschans (d. h. der erstgeschaffenen Menschen des ersten Gesetzes), an alle reine Fervers derer, die auf Erden gelebt haben und gestorben sind, der Frauen und Jünglinge und Töchter dieser Welt, an die reinen, starken und mächtig ausgerüsteten Fervers, an die Fervers der Meinigen und den Ferver meiner Seele: ich bete zu ihnen und bringe ihnen Jescht.

Im Bun-dehesch Cap. 2 heißt es: Als Ormuzd die Fervers der Menschen geschaffen, sagte er zu ihnen: Welcher Gewinn für euch, Körper in der Welt zu beleben! Seid daher tapfer im Kampfe gegen die Darudjs und macht sie schwinden; am Ende sollt ihr in euren ersten Zustand zurückkehren und Seligkeit soll euch werden, Unsterblichkeit ohne Veraltung, ohne Übel; mein Fittig soll euch gegen alle Feinde decken. Darauf trat des Menschen Ferver sichtbar in die Welt. Am Zeituntergange wird er von Ahriman errettet und des ersten Glücks genießen, wenn die Todten neu leben, durch alle Ewigkeiten der Wesendauer.

Als Ormuzd den Himmel geschaffen hatte, versuchte Ahriman den ersten Kampf gegen das Gute, aber der Anblick der Schönheit, Reinheit und Stärke der Izeds bewog ihn zur Flucht. Der Himmel (der sich drehende nämlich) stellte sich wie ein Streiter mit dem Cuirasse vor Ahriman zum Kampfe und Ormuzd unterstützte ihn aus seinem festen Himmel (dem sich nicht bewegenden). Die Fervers der Krieger und Reinen, mit Lanzen und Keulen in der Hand, rüsteten sich, dem sich drehenden Himmel zu helfen. Da flohen die Dews und Ahriman, ohne sie kraftlos, mit ihnen. Bun-dehesch Cap. 6. Der Aufenthalt der Fervers nämlich ist in Gorodman, dem Sitze der Seligen, jenseit des festen Himmelsgewölbes (des sich drehenden Himmels). Hier schimmern sie in Glanz und Glorie, kommen über die Brücke Tschinevad auf den Gipfel des Albordj und schweben von da, gleich Vögeln, herab zum Schutze der Gerechten, die ihre Hilfe anrufen. Im Jescht Farvardin, der überhaupt das Meiste über die Fervers enthält, werden ihre Eigenschaften, ihr steter Kampf gegen das Böse, besonders hervorgehoben. Alle Kraft und Größe, aller Glanz und alle Freuden kommen von den starken und wohlgerüsteten Fervers der Heiligen. Ormuzd erhob sie hoch und verlieh ihnen Licht und Glanz. Ohne sie würden die Thiere untergehen und der lasterverschlungene Darudj die Welt sich unterwerfen. Wenn in Zukunft Größe und Hoheit desselben schwinden; wenn das Wasser überall hinströmt und Leben in sich trägt und um sich verbreitet, wenn Bäume wachsen und neues Leben erzeugen, wenn der Wind bläst in die Welt, wenn die Erzeugungen glücklich von Statten gehen, wenn der Mensch in Größe lebt und seine Heerden wachsen, wenn Sonne, Mond und Sterne ihre Bahnen laufen: so geschieht dies alles, um den Glanz und die Glorie der Fervers sichtbar zu machen. Wenn man zu den Fervers ruft: „Ich rühme, erhebe hoch und liebe die reinen, starken, vortrefflichen Fervers durch Izeschne," so werden sie an dem Orte, der dem so Sprechenden gehört, alles lebendig machen in allen seinen Bezirken. Sie werden erhalten die Länder, wo man gut lebt, den Himmel und das Wasser, die Erde mit den Thieren und das Weib mit den Kindern; sie werden geben starke Wesen im Überflusse, Kraft und Leben und Sieg und alles, was man wünschen kann. Und an dem Orte, wo man ihren heiligen Dienst verrichtet, wird ihr Schutz über den Todten schweben. Farvardin Karde 1. Groß sind die Thaten dieser reinen, starken und vortrefflichen Himmelswesen. Richtig, weiten Umfangs, stark und kräftig sind die reinen Gedanken dieser Siegeshelden. Ganz Leben ist in dem, was sie thun. Ebendas. Karde 3. — Gleich der Sonne leben sie in der Höhe für und für. Aller Zeiten Länge durch sind sie himmlisch und von Übeln befreit. Von diesem reinen, glänzenden Berge geben sie weithin Gesundheit reinen Menschen und wachen über Alles mit Reinigkeit. Sie wachen in der Höhe wider den falschen Freund, der Arges thut. Sie kränken alle Übelthäter und zerschlagen die Schar der Dewsmenschen. Den Reinen thun sie nichts als Gutes und retten huldreich vom Übel den, der mit Lust und Demuth sie hoch erhebt. Schutzgeister denen, welche sie anrufen, eilen sie herbei, wenn ihr Name gehört wird. Als starke, reine, triumphirende Schutzgeister sind sie Geber und Erhalter der Freuden und der Nahrung des Körpers. Wenn an einem Orte, wo der Gerechte sie anruft, ein Unglück sich ereignet und Menschen angstvoll zagen, so erheben sie sich über sie und helfen durch reine Geschöpfe, durch den Ormuzd geschaffenen, lebendigen, wirksamen, siegenden, alldurchdringenden Beram (Ized der Feuerkraft). (Ebendas. Karde 4 — 11.) Stark, lebendig und siegreich geben sie Licht aus der Höhe, wirken durch Feuer, meiden

die Schlange, zerstücken die tausend Geschlechter der Dews und befreien und erlösen die von den Dews gebundenen Leiber der Menschen. (Ebendas. Karde 12.) — Sie lehren den reinen, Ormuzdgeschaffenen Wassern ihren Weg und hoch über den zahlreichen Gewässern auf dem Throne stehend, sind sie immer beschäftigt, sie zu segnen, und lassen sie die lange Zeit der Weltdauer hindurch fort und fort strömen. Die geschaffenen Bäume lehren sie in Reinigkeit wachsen und geben überfließenden Segen ihnen und den Samenkörnern. Sie wachen über den Zare Voorokosche und über das Gestirn Haftorang. (Ebendas. Karde 18 fg.) Der Ferver Ormuzd's ist der vollkommenste, vortrefflichste, reinste, stärkste, weiseste, erhaben über Alles, was heilig ist, das Wort, dessen Körper kräftig und licht ist, glänzend und weitschauend. (Ebendas. Karde 22.) Lob und Preis muß man bringen allen reinen und vortrefflichen Fervers der Heiligen von Kaiomorts an bis zum Siegeshelden Sosiosch (vom Anfang bis zum Ende des Menschengeschlechtes), den Fervers der Sterne, des himmlischen Wortes, des Feuers, des Wassers, der Erde, der Bäume, der Heerden, des Stiers, dem Ferver des himmlischen Kaiomorts, dem heiligen, reinen Ferver Zoroaster's, dem ersten der in Menge geschaffenen Wesen, dem ersten der Gedankenreinen, dem ersten Krieger und ersten Feldbauer, an dessen Schöpfung Ormuzd zuerst dachte. Lob und Preis ist zu bringen den heiligen Fervers der Großen der Welt, der Wohlthäter der Provinzen, der reinen Fürsten, der Heldengeschlechter; Preis und Lob den Fervers der Männer und Frauen in allen Theilen von Iran. (Ebendas. Karde 23—31.)

Man rief die Fervers auch für die Todten an und zwar am 4., 10. und 30 Tage nach dem Tode und am Ende des Jahres für das Heil der abgeschiedenen Seelen.

Viele Ähnlichkeit hat die Welt der Fervers mit der Ideenwelt des Plato. Auch die Ideen sind wie die Fervers die Prototypen aller Dinge, in höchster Reinheit und Vollkommenheit, welche nur erst durch die Verbindung mit dem irdischen Stoffe getrübt wird. Sie sind die Platonischen ὄντως ὄντα, das eigentliche wahre Wesen der Dinge. Sie sind, wie die Ideen des griechischen Weltweisen vor allem Sichtbaren vorhanden und gehören zu der reinen Lichtwelt, die vor der körperlichen da war. Ihre Zahl ist unendlich und im Gegensatze der höheren Geister, der Amschaspands und Izeds, werden sie im Kampfe gegen Ahriman das Volk des Ormuzd genannt. In keinem Falle schöpfte Zoroaster seine Ansichten aus Plato, eher möchte dieser mit der persischen Lehre bekannt geworden sein. Aber mit Indien ist eine ursprüngliche Verwandtschaft wol nicht zu leugnen. Auch hier gab es erst einen Geisterstaat, ehe die Körperwelt ins Dasein gerufen wurde. Diese wurde nur geschaffen, um den Abfall eines Theils der Geister zu vermitteln und diesen die Gelegenheit zur Rückkehr zu geben. Davon weiß die Zendavesta nichts, aber der ursprüngliche Geisterstaat ist hier wie dort. In Indien sind die Seelen der Menschen die gefallenen Geister selbst, auch Plato kennt eine Präexistenz der Seelen, ihren Fall und ihre Einschließung in eine materielle Hülle, aber ob die Fervers der Perser mit der Seele selbst einerlei, oder von ihr verschieden sind, darüber sind die Gelehrten noch nicht ganz einstimmig. Daß die Fervers mit den Körperformen, denen sie vorstehen, also auch mit der Menschenform, sich verbinden, wird in den Zendschriften gelehrt, aber es scheint auch, als ob diese Verbindung mehr der Wirkung als dem Wesen nach gedacht werden müsse, weil, deutlichen Stellen zufolge, die Fervers immerwährend in der Lichtwelt des Ormuzd für sich existirend gedacht werden, sodaß sie mehr als Schutzgeister der Menschen und anderer Gegenstände, als mit ihrem Wesen vereinigt erscheinen. Dagegen stellt Rhode (Heilige Sage rc. 395) die Behauptung auf, Ferver und Seele wären wesentlich eins; was man nach der Vereinigung mit dem Menschen Seele nenne, heiße vorher Ferver. Im ganzen Jescht-Farvardin würden die Benennungen Seele und Ferver gleichbedeutend gebraucht und im Bun-dehesch werde die Lehre klar ausgesprochen: Nachdem der Menschenkörper im Mutterleibe gebildet ist, kommt die Seele vom Himmel und belebt ihn. So lange er durch sie lebt und sich bewegt, begleitet sie ihn unablässig; wenn aber der Mensch stirbt, so wird sein Leib zu Staub und die Seele kehrt zum Himmel zurück. In dieser Stelle, meint er, sei es offenbar, daß Seele und Ferver für ein und dasselbe Wesen genommen würden. Diese offenbare Klarheit will uns indessen nicht ganz einleuchten, denn von der Seele, wenn sie vom Ferver verschieden ist, kann ebenso, wie dort, gesprochen werden. Die menschlichen Seelen werden überdies oft von Ahriman zum Bösen verführt, kommen unter die Herrschaft der Dews und empfangen nach dem Tode ihre Strafe. Das paßt nicht zur Natur der Fervers, die immer als das heilige reine Volk des Ormuzd gepriesen und die steten Kämpfer und Besieger der Dews genannt werden. Über den Einwurf, daß in zwei verschiedenen Stellen (Zend-A. 1. Bd. S. 97. 251) von einem Ferver der Seele die Rede sei, erklärt er sich so: Dies ist entweder ein Übersetzungsfehler, oder man muß darauf Rücksicht nehmen, daß das Wort Oroué, Seele, zwei verschiedene Bedeutungen hat: 1) Leben, 2) Seele als Grund des Lebens. Wenn also dem Oroué ein Ferver gegeben wird, so hat es die allgemeine Bedeutung Leben und sein Ferver ist dann der Grund des Lebens, das Seelenprincip. Einen anderen Einwurf, daß Ormuzd von seinem eigenen Ferver als einem besonderen Wesen spricht und ihn anzurufen befiehlt (Vendidat Farg. 19), daß Zoroaster und sein Ferver zugleich angerufen werden (Zend-A. 1. Bd. S. 123) widerlegt er so: Aus der besonderen Anrufung eines Fervers ist noch nicht zu schließen, daß man den Ferver außerhalb des Menschen dachte. Im Izeschne (Zend-A. 1. Bd. S. 110) werde ja auch zu der eigenen Seele gebetet. Manche Wesen kommen unter verschiedenen Personificationen vor. Man könnte daher Ferver und Seele so unterscheiden: Ferver ist das ganze Urbild des Menschen, auch dem Körper nach, daher man den Fervern vor ihrer Vereinigung mit dem menschlichen Körper eine menschliche Gestalt, also auch einen, obgleich unendlich feinen, Körper zuschrieb; Seele aber ist die den irdischen Körper belebende Kraft des Fervers. Man konnte also zwei Per-

sonificationen bilden, ohne deswegen Seele und Ferver als zwei verschiedene Wesen zu betrachten. Uns scheint es, daß die persische Lehre mit sich selbst über diesen Punkt nicht recht einig war. Gewiß dachte man sich die Fervers der Dinge als abgesonderte Geisterwesen in Ormuzd's Himmel, aber ob die Seelen zu ihnen gehörten, ließ man unbestimmt, oder warf vielmehr die Frage gar nicht auf. Waren aber auch Seele und Ferver wirklich getrennt, so hatte doch erstere alles Große, Reine und Gute, was in ihr war, durch die Kraft ihres Fervers. Sie war mit ihm actu, aber vielleicht nicht essentia einerlei. Wenn einige neuere Philosophen im Menschen Geist und Seele unterscheiden, und unter ersterem den eigentlich göttlichen Funken, das Princip des Reinguten, verstehen, die Seele aber für das Princip der Sinnlichkeit, des irdischen Verstandes, der mangelhaften Vernunft erklären, so möchte dies den persischen Begriff in einiger Hinsicht erläutern. Der Ferver des Menschen wäre dann das Göttliche in ihm, der Geist, der allein nach dem Guten strebt, die Seele das dem Leben und vielen anderen der Gebrechlichkeit unterworfenen Kräften zum Grunde liegende Princip, das auch böse werden kann. Als der göttliche Funke ist der Geist (Ferver) ein Wesen außerhalb und Schutzgeist der Seele, aber auch in ihr und mit ihr verbunden, wenn sie nicht selbst seine Kraft des Guten zurückstößt, sondern dem Göttlichen zustrebt. Vollmar in seinem mythologischen Wörterbuche erklärt sich ganz gegen die Einerleiheit von Seele und Ferver. Er sagt: „Die Fervers wohnen in der reinen Lichtwelt der Seligen, im Himmel des Ormuzd. Dort befinden sich die Fervers des Urstiers, des Urmenschen, des Feuers, des Wassers, der Erde, der ganzen Thier- und Pflanzenwelt, und jede neue Geburt eines Thieres, einer Pflanze, eines Menschen ist nichts als eine neue Offenbarung eines Fervers. Da aber diese nicht sterben, so bevölkert sich der Himmel der Seligen immer mehr, weil er die Ideale der Wesen aller vergangenen, jetzigen und künftigen Zeiten enthält. Da die Fervers schon vor der sichtbaren Schöpfung da waren, so kämpften sie auch schon mit den Urbildern von Ahrimans grauenvollen Dews und werden Ormuzd in allen Kriegen bis zur letzten Entscheidungsschlacht beistehen; darum sind sie auch verehrte und angebetete Wesen und man fleht zu ihnen um Schutz, Rath und Beistand. Die Seele ist etwas von ihnen durchaus Verschiedenes, denn die letztere wohnt im Menschen, sein Ferver aber schwebt nur zu seinem Schutze und seiner Hilfe herbei, wenn er seiner bedarf und zu den Gerechten gehört, kehrt aber auch alsdann nach seinem Wohnsitze zurück." (*Richter.*)

FERULA. Die unter diesem Namen schon den alten Römern bekannte Pflanzengattung gehört zu der zweiten Ordnung der fünften Linné'schen Classe und zu der Gruppe der Selineen (Peucedaneen Candolle's) der natürlichen Familie der Umbelliferae. Char. Gemeinschaftliche und besondere Doldenhüllen meist mehrblätterig; polygamische Blüthen; der Kelchrand kurz, fünfzähnig; die Frucht zusammengedrückt, flach, mit verdicktem Rande und drei stumpfen Rippen auf dem Rücken (*Tournefort*, Inst. t. 170). Candolle (Prodr. IV. p. 171—175) rechnet 30 Arten zu dieser Gattung, welche als Kräuter mit perennirender, starker Wurzel, hohem Stengel, mehrfach zusammengesetzten oder halbgefiederten Blättern, oft linienförmigen Blättchen oder Blattfetzen, gegenüberstehenden oder quirlförmigen Nebendolden und gelben Blumen, vorzüglich im Gebiete des Mittelmeeres, im südöstlichen Europa, in Mittelasien, eine in Mexico und drei wenig bekannte Arten in Nordamerika einheimisch sind. Die bekannteste und schon von den Alten vielfach erwähnte Art ist F. communis *L.* (*Sibthorp*, Fl. gr. t. 279. *Dodon.* Pempt. p. 321. f. 1. *Lobel.* Ic. t. 778. f. 2. F. nodiflora *L.*?, gemeines Steckenkraut, *νάρθηξ*, *Theophrast.* Hist. pl. VI, 2. 7; *Dioscorid.* Mat. med. III, 81; ferula *Plin.* N. H. XX, 98; XXI, 30; XXIV, 1; XXVI, 83; *καλάμι* der Neugriechen), ein im ganzen Gebiete des Mittelmeeres auf sonnigen Hügeln häufig vorkommendes Kraut mit 5 — 8 Fuß hohem, drehrundem, ästigem Stengel, linien-pfriemenförmigen, schlaffen Blattfetzen, sehr großen oberen Blattscheiden und ohne Doldenhülle. Die trockenen Stengel sind sehr leicht und fest, sodaß man sie zu Stäben, namentlich bei den Bacchanalien, und zum Züchtigen der Schulknaben, auch zur Anfertigung von Verbandschienen benutzte, und noch jetzt auf den griechischen Inseln Sättel und Sessel daraus macht; auch bedient man sich derselben als Zunderbüchsen, wie denn die alte Mythe den Prometheus das himmlische Feuer in einem solchen Stengel stehlen läßt. Eine andere, für die Heilkunst sehr wichtige Art, welche aber bis jetzt nur von Kämpfer genauer untersucht und beschrieben worden ist, F. Asa foetida *L.* (Asa foetida *Kämpf.* Amoen. exot. p. 535. 536. Schkuhr, Handb. t. 66. Stinkasand, Hingiseh der Perser), mit drehrundem, einfachem Stengel, welcher mit blattlosen Scheiden besetzt ist, doppelt und dreifach buchtig-halbgefiederten Blättern, ablangen, stumpfen Blattlappen und ohne Doldenhüllen, ist in den persischen Provinzen Khorasan und Laristan einheimisch. Die Wurzel, welche, wenn sie keine Blüthenstengel treibt, oft klafterlang wird, ist schwer, einfach, oder in wenige Äste getheilt, außen schwarz, oben am Halse, welcher zu Tage steht, mit einem Schopfe dunkelbrauner Borsten besetzt, innen weiß, von einem fetten, weißen, stark nach Knoblauch riechenden Milchsafte strotzend, welcher bei Verwundung der Wurzel ausfließt und an der Luft zu einem Gummiharze (Teufelsdreck, Asa foetida der Officinen, von dem chaldäischen Worte אָסָא, heilen, singa im Sanskrit, *σίλφιον μηδικὸν καὶ συριακὸν* *Diosc.* l. c. 84; *Strabo* XI. p. 561. ed. *Tzsch.*; laser syriacum *Columella*, De re rust. XII, 59, 5; laser persicum *Plin.* l. c. XIX, 15; laser parthicum *Apicius*, De art. coqu. I, 30; III, 13; انجدان, die Pflanze, محروت, die Wurzel, حلتيت, der Saft; *Avicenn.* 130; 211) erstarrt, welches in drei Arten im Handel vorkommt. Die beste Art ist der mandelförmige Teufelsdreck (Asa foetida amygdaloides); er besteht aus größeren Stücken, welche rundliche oder eckige, weißglänzende, später braunrothe Körner von muscheligem Bruche in eine weichere, bräunlich-gelbe Masse eingebettet ent-

halten. Die zweite Sorte, der körnige Teufelsdreck (Asa foetida in granis) besteht aus losen, gelben Stücken; und die dritte seltenste Art hat Martius steinigen Teufelsdreck (Asa foetida petraea) genannt und dessen Aussehen mit dem des Dolomits verglichen. Guter Teufelsdreck muß einen sehr starken knoblauchartigen Geruch haben; sein Geschmack ist unangenehm, bitter, scharf und aromatisch; dennoch, und obwol alle Secrete nach dem Genusse desselben ebenso stinken, wurden früher Eß- und Trinkgeräthe damit bestrichen und die Speisen damit gewürzt. Die Hauptbestandtheile desselben sind nach Brandes ein eigenthümliches ätherisches Öl, welches nach Angelini Schwefel enthält, Harz, Gummi, Traganthstoff, kohlen- und schwefelsaurer Kalk und nach Trommsdorff auch Phosphor. Der Teufelsdreck ist ein treffliches nervenreizendes, krampfstillendes, belebendes Mittel. Er leistet wesentliche Dienste bei vielen Übeln aus Stockung, Atonie und Krampf in den Unterleibsorganen, bei Hysterie, Hypochondrie, Flatulenz, Verschleimung, Amenorrhöe u. s. w. Man verordnet ihn von 5—20 Gran in Pillen, oder als Emulsion, und in Klystieren zu einer halben bis zwei Drachmen. Die aus ihm bereitete Aqua foetida pragensis hat sich in vielen Frauenzimmerkrankheiten bewährt; die Tinctur mit Liquor Ammonii caustici wird als Riechmittel bei hysterischen Ohnmachten und das Emplastrum foetidum zur Belebung der Aufsaugung bei kalten Geschwülsten benutzt. Größere Gaben verursachen Abführen, Blutwallungen, Schwindel und Augenschmerzen. Da der Geruch des Teufelsdreckes den meisten Thieren sehr unangenehm ist, so wendet man denselben auch an, um namentlich junge Bäume und Feldfrüchte vor Hasen- und Mäusefraß zu schützen. — Zwei andere Gummiharze, das Galbanum (Mutterharz, *χαλβάνη*, *Theophr.* l. c. IX. 9. 2. *Diosc.* l. c. 87, galbanum *Plin.* l. c. XII, 56; XIX; 58; XXIV, 12), von blaßgelber Farbe, starkem, eigenthümlichem Geruche und scharfbitterem Geschmacke, besonders gegen Unterleibskrämpfe im Gebrauche, und das Sagapenum (Serapinum, *σαγαπηνόν* *Diosc.* l. c. 85, sagapenum *Plin.* l. c. XII, 56. XIX, 52; XX, 75; XXVIII, 48), von brauner Farbe, knoblauchsartigem Geruche und brennend-scharfem, bitterlichem Geschmacke; in seiner Wirkungsart zwischen Galbanum und Asa in der Mitte stehend, jetzt wol kaum mehr angewendet, stammen wahrscheinlich auch von Ferula-Arten. Das Sagapenum leitet man von F. persica *Willdenow* (*Andrews*, Bot. rep. t. 558. *Sims*, Bot. mag. t. 2096), oder von F. Szowitsiana *Candolle*, zwei persischen Pflanzen, her; dem Galbanum gab man früher mit Unrecht Bubon Galbanum *L.* am Vorgebirge der guten Hoffnung, dann die im Gebiete des Mittelmeeres, auch in Ungarn, Siebenbürgen und Galizien einheimische F. Ferulago *L.* (F. nodiflora *Jacquin*, Austr. app. t. 5) zur Mutterpflanze; Don und Lindley haben nach den in diesem Gummiharze enthaltenen Früchten zwei Gattungen, Galbanum und Opoïdia, aufgestellt, welche jedenfalls nahe mit Ferula verwandt sind. Das Ammoniak-Gummiharz (s. d. Art.), welches man früher auch einer Ferula zuschrieb, kommt von Dorema armeniacum *Don* (s. d. Art.). — Die Gattung Opopanax, welche Koch (Umb. 96) begründet hat, kann als Untergattung zu Ferula gerechnet werden. Char. Die Doldenhüllen wenig-blätterig; der Kelchrand unscheinbar; die Frucht flachgedrückt, mit breitem, converem Rande und feinen, fadenförmigen Rippen auf dem Rücken. Die einzige Art, Op. Chironium *Koch* (l. c. *Lobel.* Ic. t. 702. Laserpitium Chironium *L.*, Pastinaca Opopanax *L.*, *Gouan*, ill. t. 14. *Waldstein* et *Kitaibel*, Pl. rar. Hung. III. t. 211, *Sibthorp*, Fl. gr. t. 288, P. altissima *Lamarck*, Selinum Opopanax *Crantz*, Ferula Opopanax *Spreng.*, *πάνακες χειρώνειον* *Theophr.* l. c. IX, 11, 1; *πάνακες Ἡράκλειον* *Diosc.* l. c. 48; panaces Chironion *Plin.* l. c. XXV, 13; XXX, 82; جاوشير *Avic.* 151, *πολύκαρπον*, *ἀμπελόνια* und *χορτιά* der Neugriechen), ist ein auf fettem, sonnigem Boden im Gebiete des Mittelmeeres wachsendes Kraut mit starker, fleischiger, außen schwarzer, perennirender Wurzel, gestreiftem, fünf bis sechs Fuß hohem, ästigem Stengel, doppelt halbgefiederten Blättern, deren Lappen ungleich herzförmig, stumpf und gekerbt sind und mit gelben Blumen. Der Milchsaft der Wurzel erhärtet zu einem Gummiharze (Opopanax), welches in kleinen, eckigen, außen röthlich-braunen, innen gelblich-weißen, wachsartig glänzenden, wie Liebstöckel riechenden, aromatisch und sehr bitter schmeckenden Stücken vorkommt. Nach Pelletier enthält das Opopanax ein ätherisches Öl, Harz, Gummi, Wachs mit Extractivstoff, Äpfelsäure und Stärkemehl; man bediente sich desselben früher als eines dem Ammoniak-Gummiharze ähnlichen Reizmittels, besonders bei Brustaffectionen; jetzt ist es fast vergessen. (*A. Sprengel.*)

FÉRUSSAC (Jean Baptiste Louis d'Audebart, Baron de), einer alten Familie angehörig, deren Stammgut Férussac in der Nähe von Agen lag, hat sich als Conchyliolog bekannt gemacht. Am 30. Juni 1745 zu Clérac geboren, wurde er schon im Knabenalter der militairischen Carrière bestimmt, und 1778 war er Hauptmann in der Artillerie. Neben Chemie und Physik studirte er mit Vorliebe die noch ganz darniederliegende Geologie; später aber wandte er seinen ganzen Fleiß dem Studium der Conchylien zu. Der Ausbruch der Revolution veranlaßte ihn, im J. 1790 seinen Abschied zu nehmen. Im folgenden Jahre brachte er Frau und Kinder zu seiner Schwiegermutter in der Franche Comté, er selbst aber begab sich durch die Schweiz zur Armee des Prinzen Condé, machte alle Campagnen derselben bei der Artillerie mit und stieg dabei bis zum Lieutenant-Colonel. Nach der Rückkehr in sein Vaterland im J. 1801 wandte er sich ganz seinen conchyliologischen Studien zu, und schon im folgenden Jahre veröffentlichte er in den Mémoires de la société médicale d'émulation die Abhandlung: Essai d'une méthode conchyliologique, appliquée aux mollusques fluviatiles et terrestres, welche 1807 besonders abgedruckt wurde, verbessert und vervollständigt durch seinen Sohn. Die rückkehrenden Bourbonen belohnten die geleisteten Dienste durch Ernennung zum Colonel mit Pension. Férussac starb aber schon

1815 auf dem Schlosse de la Garde in der Nähe von Lauzerte, ohne sein großes Werk über die Conchylien, an welchem er seit 30 Jahren arbeitete, ganz vollendet zu haben. Der Sohn vollendete dieses Prachtwerk, und gab es seit 1819 unter dem Titel heraus: Histoire naturelle, générale et particulière des mollusques terrestres et fluviatiles, tant des espèces que l'on trouve aujourd'hui vivantes, que des dépouilles fossiles de celles qui n'existent plus. (Paris 1819. 4. Avec fig.) *(Fr. Wilh. Theile.)*

FÉRUSSAC (André Etienne Just Pascal Joseph François d'Audebart, Baron de), Sohn des Vorigen, wurde am 30. Dec. 1786 zu Chartrou in der Nähe von Lauzerte geboren. Schon im fünften Jahre wurde er der Aufsicht seines Vaters entrückt, der sich zur royalistischen Armee unter Condé begab. Er wohnte bei seiner Großmutter in Arbois. Neben dem Studium der alten Sprachen und der Mathematik beschäftigte den Knaben frühzeitig das Sammeln und Ordnen von Steinen, Schnecken, Insekten, wozu wol neben angeborner Neigung nicht minder der Umstand beitrug, daß ihm die Beschäftigung des Vaters mit diesen Gegenständen vor Augen schwebte. Der Jura bot dem Sammelnden hinlängliche Ausbeute. Nachdem er das Alter erreicht hatte, in welchem er sich für einen Beruf entscheiden mußte, ging er nach Paris, um in das Corps der leichten Truppen einzutreten, welches Napoleon unter dem Namen der Velites errichtete. Der Rath und die Fürsorge der Freunde seines Vaters standen ihm hier in allen Beziehungen zu Gebote. Ein Mémoire sur de petits crustacés, welches der erst 18jährige Jüngling in der Akademie vorlesen durfte, wurde der Aufnahme in die Annales du Muséum d'histoire naturelle würdig befunden. Die Kriegsereignisse führten ihn aber bald von Paris weg, zunächst als Lieutenant des 103. Regiments nach Schlesien, und von dort nach Spanien, wo er bei der Belagerung von Saragossa durch die Brust geschossen wurde. Nach seiner Genesung wurde er Adjutant des in Sevilla commandirenden Generals Daricaud, in welcher Stellung er Gelegenheit fand, Andalusien und andere Theile Spaniens kennen zu lernen. Die Folgen jenes Schusses durch die Brust nöthigten ihn indessen, bald nachher den Abschied zu nehmen, als er eben zum Capitain ernannt worden war; er lebte einige Zeit seinen wissenschaftlichen Bestrebungen in Paris, bis ihn die Ernennung zum Unterpräfecten von Oleron im J. 1812 dem Verwaltungsfache zuführte. Unter den Bourbons trat er wieder in militairische Stellungen ein. Er war bei Organisirung der Ecole d'application thätig, hielt an derselben einige Jahre Vorträge über Geographie und Statistik, und wurde später Chef de Bureau de Statistique étrangère. Im J. 1823 gründete er das großartige Journal, welches den Titel Bulletin des Annonces et des Nouvelles scientifiques im folgenden Jahre mit demjenigen des Bulletin universel des sciences et de l'Industrie vertauschte; ein kritisches Repertorium für die gesammte Literatur, welches in die acht getrennten Sectionen der Sciences mathématiques, naturelles, médicales, agricoles, technologiques, géographiques, historiques et militaires zerfiel, das sich aber nur bis zum Jahre 1831 zu halten im Stande war. Nach der Julirevolution trat Férussac für das Departement Tarn-et-Garonne in die Deputirtenkammer, aus welcher er aber schon 1832 wiederum ausschied. Der Tod ereilte ihn im 50. Jahre am 21. Jan. 1836. Außer einer Menge von Abhandlungen und Artikeln in den Annales du Musée, im Journal de Physique, im Dictionnaire d'histoire naturelle, im Bulletin universel u. s. w. schrieb Férussac: Considérations générales sur les mollusques terrestres et fluviatiles et sur les fossiles des terrains d'eau douce. (Paris. 1812. 4.) Extrait du journal de mes campagnes en Espagne, contenant un coup d'oeil sur l'Andalousie, une dissertation sur Cadix et son île, la Relation historique du siège de Saragosse. (Paris 1813.) (Sammlung der einzelnen Aufsätze, welche als Briefe an einen Freund einzeln bekannt gemacht worden waren.) De la géographie et de la statistique, considerées dans leurs rapports avec les sciences qui les avoisinent de plus près; suivi d'un plan sommaire d'un traité de géographie et de statistique à l'usage des officiers d'état-major. (Paris 1821.) Das größte Verdienst aber erwarb sich Férussac durch die Vervollständigung und Herausgabe des Werks, an welchem sein Vater 30 Jahre gearbeitet hatte, Histoire des Mollusques etc. (Paris 1819. 4.) *(Fr. Wilh. Theile.)*

FES, das durch ein b um einen Halbton erniedrigte f, das auf dem Clavier mit e zusammenfällt, d. i. auf einer und derselben Taste gegriffen wird, also eine und dieselbe Tonhöhe mit e hat. Wäre nun die Temperatur nicht (s. d. Art.), so müßten die große Terz e von c und die kleine Quarte fes von c auch in der Tonhöhe von einander verschieden sein, wenn auch nur um eine Kleinigkeit, um eine Diesis. Die Temperatur macht, daß sie nur in der Schrift verschieden sind, und demnach enharmonisch mit einander umgetauscht werden können. In der musikalischen Rechtschreibung ist aber der Unterschied zwischen beiden bedeutend, weil ganz verschiedene Intervallenverhältnisse und darum ganz andere Accordverbindungen herauskommen, je nachdem auf dem Liniensysteme e oder fes gesetzt wird. Es sind zwei ganz verschiedene Accorde, wenn b, des, fes — und b, des, e — geschrieben wird, von denen jeder ganz anders fortschreitet u. s. f. (s. Accorde und Verbindung der Accorde). Verwendet man nun auch dieses fes nicht als Grundton (Tonica) eines ganzen Tonsatzes, weil man dadurch schon die einfachen Erniedrigungsvorzeichnungen nicht blos sämmtlich erschöpft, sondern auch schon ein Doppel-b nöthig hätte, folglich ohne Noth in zu große Schwierigkeiten gerathen würde: so braucht man das fes doch zuweilen, und bei vielen b-Vorzeichnungen nicht selten nothwendig, im Laufe eines Tonstückes, richtiger Modulation wegen (s. Modulation). In diesem Falle kann es auch sogar die vorübergehende Tonica eines Accordes bilden, als fes, as, ces, fes, was in enharmonischer Verwandlung mit e, gis, h, e gleich ist. Daß beide

hingegen andere Fortschreitungen erhalten, ist begreiflich, muß aber anderwärts erklärt werden. Als Durchgangston ist fes noch gewöhnlicher. (*G. W. Fink.*)

FESCA (*Friedrich Ernst*), geb. am 15. Febr. 1789 zu Magdeburg, wo sein Vater, Joh. Peter Aug., Obersecretair des Magistrats und zugleich ein fertiger Clavier- und Violoncellspieler war. Seine Mutter, Mariane, geborne Podleska, eine ausgezeichnete Schülerin Hiller's in Leipzig, war Kammersängerin der Herzogin von Kurland gewesen. Musikalische Unterhaltungen waren daher im Hause häufig, und so war es natürlich, daß der kaum vierjährige Knabe die ihm vorgesungenen Lieder seiner Mutter, die er überaus liebte, nicht allein bald nachsang, sondern sich auch auf dem Claviere versuchte und kleine Fertigkeiten gewann. Wurden nun auch später die Schulkenntnisse keineswegs vernachlässigt, so überwog doch die Liebe zur Musik alles Andere. Es wurden ihm auch hierin keine Fesseln angelegt; vielmehr erhielt er schon im neunten Jahre Unterricht auf der Violine bei dem damaligen Vorgeiger am dortigen Theater, Lohse, unter dessen gründlicher Leitung er schnelle Fortschritte machte. Der gute Geschmack und die höhere Musikrichtung seiner Ältern und ihrer Hausfreunde brachten es bald dahin, daß ihm die damals beliebten, auch gar nicht zu verachtenden Compositionen Pleyel's und seiner Genossen nicht lange zusagten; er verlangte nach dem Spiele der Quartette von Haydn und Mozart, und ruhete nicht eher, bis er sie mit zu spielen gelernt hatte, zu welchem Eifer der Beifall und die Lust der Seinen gewiß nicht wenig beitrugen. Im eilften Jahre seines Alters spielte er das erste Mal öffentlich, als seine Tante, Thekla Batka, geborne Podleska, in Magdeburg Concert gab. Der Beifall hob seinen Eifer, den die Abonnementconcerte in der Freimaurerloge nicht erkalten ließen. Jetzt fing er an, sich die nothwendig theoretischen Kenntnisse beim Musikdirector der altstädter Schule, Zachariä in Magdeburg, zu erwerben, welche Studien dann der damalige Theatermusikdirector Pitterlin, ein geistvoller und erfahrener Mann, zu leiten fortfuhr, zum Segen des dankbaren Schülers. Nachdem aber Pitterlin 1804, zu früh für ihn, gestorben war, begab sich der Jüngling im Juni des nächsten Jahres nach Leipzig, seine Studien unter dem damaligen Cantor an der Thomasschule, Aug. Eberhard Müller (s. d.), fortzusetzen. Während Fesca hier Gelegenheit fand, mit den Kirchenwerken älterer Tonsetzer sich bekannt zu machen, regte ihn sein neuer Lehrer, der selbst Bravoursätze pflegte, an, für sich eigene Violinconcerte zu componiren, von denen er schon Michaelis 1805 eins aus E moll im Gewandhaussaale mit großem Beifalle vortrug. Von vielen Seiten unterstützten erfahrene Männer den bescheidenen und eifrig vorwärtsstrebenden Jüngling mit Rath und That, sowie ihm besonders der Concertmeister Aug. Matthäi (s. diesen) zur Abrundung seines Violinspieles viel nützte. — Im Januar 1806 hörte ihn hier der Herzog von Oldenburg und bot ihm eine Stelle in seiner Kapelle an, die der Jüngling, dessen Ältern mehre jüngere Kinder zu versorgen hatten, gern annahm, und schon im Februar nach Oldenburg abging. Zeit zu höherer Ausbildung hatte er hier genug, nur fast zu viel, dabei zu wenig Gelegenheit, mit eigenen Compositionen aufzutreten, was ihm misbehaglich wurde im Drange der Jugend. Im Herbste 1807 hatte er eine Reise nach seiner Vaterstadt gemacht, um seine kränkelnde Mutter noch ein Mal zu sehen. Bei dieser Gelegenheit wurde er mit der neu und glänzend errichteten Kapelle des königlich westfälischen Hofes in Cassel bekannt, welche durch Reichardt's Einfluß mit vorzüglichen Musikern besetzt worden war. Da die Beschäftigung derselben nicht minder bedeutend, als der Jahrgehalt war, gab er sich Mühe, ein Mitglied dieser Kapelle zu werden. Es gelang ihm durch Empfehlung des Marschalls Victor, vor dem Hofe zu spielen, worauf er sogleich als Sologeiger mit beträchtlichem Einkommen angestellt wurde. In diesen neuen Verhältnissen ging ihm alles so nach Wunsche, daß er selbst die Jahre bis 1813, wo Teutschland sich wendete, die glücklichsten seines Lebens nannte, ungeachtet schon hier ihn von Zeit zu Zeit jene Kränklichkeit überfiel, die seine rastlose Thätigkeit nur zu oft unterbrach. Allein sein zufriedener, still-heiterer Sinn, die erwünschtesten Kunstanregungen von Außen und der Umgang mit tüchtigen Männern, sowie die Achtung und Anerkennung seiner Verdienste hoben ihn leicht über diese noch geringen Hinderungen weg, um so mehr, da er auch als Componist mit Ehren ins öffentliche Leben getreten war. Er schrieb hier seine ersten Quartetten, Op. 1 und 2, und aus Op. 3 das aus D dur (also sieben), und seine zwei ersten Symphonien aus Es und D dur. — Man weiß, daß in diesen Quartetten die erste Violine besonders bedacht worden ist, ohne daß dadurch die anderen Instrumente zu bloßen Begleitern herabgedrückt worden sind, was auch dem eigentlichen Quartett nie zukommt, und nur im concertirenden Soloquartett zulässig ist, was aber auch dadurch nur für eine Nebengattung erkannt werden muß. Hatte hingegen Fesca für das Eigenthümliche und durchaus Wesentliche des echten Quartettes hinlänglich gesorgt, so hatte er allerdings noch damit, daß er auf seine Vortragsweise und Fertigkeit Rücksicht genommen hatte, was ihm zuverlässig ganz ungesucht kommen mußte, den Werken einen Reiz gegeben, der durch sein Spiel auf eine Höhe gesteigert wurde, die freilich jeder andere, wenn auch tüchtige, Spieler kaum wieder zu erreichen vermochte. Blieben nun diese Tonsätze, sobald sie nur gespielt werden, wie es gefodert werden kann, immerhin schön: welchen Eindruck mußten sie machen, wenn der Componist selbst die erste Violine spielte, der bekanntlich im seelenvollen Vortrage des Gesangreichen eine ganz eigenthümliche Kraft besaß! Man war entzückt und liebte den Verfasser. — Im J. 1812 vermählte sich Fesca mit Charlotte Dingelstedt, der Tochter eines dortigen Hofkapellisten, die ihm fünf Söhne und zwei Töchter gebar. — Nachdem nun 1814 bei der Wiedergeburt Teutschlands das Königreich Westfalen untergegangen war, begab sich Fesca auf kurze Zeit nach Wien, wo er einen Bruder hatte, schon damals vom Concertspielen zurückgetreten, theils und hauptsächlich seiner geschwächten Gesundheit wegen, theils auch, weil ihm Concertspiel und Concertcom-

position nicht mehr recht zusagen wollten. Er ließ sich daher in Wien nur mit seinen Quartetten hören, die jedoch so sehr durchschlugen, daß Mechetti die drei ersten Lieferungen derselben veröffentlichte. — Im J. 1815 wurde er vom Hoftheater-Intendanten, Baron von Ende, als erster Violinist und Concertmeister in die großherzoglich badische Kapelle nach Karlsruhe berufen. Sein liebenswürdiges Betragen, seine praktische und schöpferische Kunst erwarben ihm auch hier bald neue Freunde, sowie sich seine seelenvolle Thätigkeit die Ehre in der großen Welt zu sichern und zu heben wußte. Nach allen Seiten des Kunstlebens breiteten sich seine Bestrebungen aus. Außer seinen übrigen Quartetten wurden noch vier Quintette für Streichinstrumente geschaffen; noch vier Quintette und ein Quintett mit Flöte; mehre Ouverturen für das Theater, und zwei Opern: Cantemire; und Omar und Leila. Leider aber hatten diese Opern das Schicksal, das viele teutsche Operncomponisten mit ihm theilen; sie wurden von Kennern geachtet, von tüchtigen Dilettanten gesungen, auch sogar (bei Simrock) im Clavierauszuge gedruckt, was vielen anderen nicht gelingt: allein in Scene gesetzt wurden sie nicht, und nicht zur rechten Zeit; sie konnten also auch nicht so allgemein werden, als sie es verdienten. Jetzt dürfte es jedoch kaum mehr möglich sein, sie mit Erfolg auf die Bühne zu bringen, ob man gleich vor Kurzem wieder darauf angetragen hat.

Auch für Lieder- und Kirchengesang zeigte er sich nun thätig. Es hatten sich durch Concert und Oper, sowie durch tüchtige Lehrer seit der Errichtung einer ausgezeichneten Kapelle und eines rühmlichen Theaters nicht wenige Dilettanten herangebildet, die in mancherlei Privatgesellschaften zusammentraten. Nicht zu wenige Künstler schlossen sich gern an sie an, kamen ihnen zuvor und veredelten ihre Zusammenkünfte; ja sie fanden es gerathen und der Kunst zuträglich, wenn Künstler von Profession und Dilettanten immer inniger sich an einander schlössen, und gaben sich Mühe, diese Einigkeit möglichst zu fördern. Unter diesen stand Fesca oben an. Sein anspruchloses Wesen und seine Milde flößten ebenso viel Zutrauen ein, als seine Kenntnisse und Leistungen Achtung geboten. So war er denn das Haupt, das Künstler und Dilettanten vereinte. Diese seine Stellung war es, die viele kleinere und größere Gesangcompositionen hervorrief, von denen auch nicht wenige veröffentlicht worden sind, als: Op. 16, Sechs teutsche Lieder mit Begleitung des Pianoforte; Op. 17, Vier vierstimmige Gesänge mit Begleitung des Pianoforte (bei Mechetti); Op. 24, 27, 30 und 32 teutsche Lieder mit Begleitung (bei Simrock); Op. 31 und 35, Vierstimmige Tafellieder für Männer (bei Simrock). — Dann größere Gesangcompositionen für musikalische Gesellschaften und für die Kirche. Namentlich gehören seine Psalmen hierher, deren mehre aus innerstem Drange seiner Seele bei besonderen Lebensverhältnissen, in Krankheitsleiden und nach erfolgter Genesung ins Dasein gerufen wurden, als: Op. 25 und 26; dann ein achtstimmiges Vater-Unser, Op. 18 (bei Hofmeister) u. s. w.

Hatte er sich aber auch von oft wiederkehrenden Blutstürzen 1821 scheinbar erholt, so war doch ein unheilbares Lungenleiden zurückgeblieben, das ihn nach und nach verzehrte. Dies und dazu noch manche trübe Erfahrung machten ihn so zurückgezogen, daß er nur einigen erprobten Freunden den Zugang in sein Haus gestattete. Noch ein Glück war es, daß er auch in dieser traurigen Zeit die Liebe zur Composition sich erhalten konnte. Vorzüglich erquickte ihn 1825 das emser Wasser, daß er noch eine Orchester-Ouverture und sein letztes Quartett mit der Flöte schreiben konnte. Das Neujahr 1826 fand ihn desto hinfälliger; sein Leiden wuchs mit Macht, sodaß er sich den Tod ersehnen mußte, so sehr auch die Liebe der Seinen und seiner Getreuen ihm den Abschied im Herzen erschwerte, je mehr sie sich müheten, ihm denselben zu erleichtern. Er starb sanft am 24. Mai 1826, von Allen, die ihn kannten, wie von der ganzen Musikwelt beklagt. Ihm selbst war aber der Tod eine Wohlthat. In seinen letzten sechs Jahren hatte er nicht mehr seine Violine spielen gekonnt. — Das Verzeichniß seiner gedruckten Werke wie seinen Nekrolog liest man in der Leipziger Allgem. musikal. Zeitung 1826. Nr. 34. S. 551.

Im Ganzen sind es 43 Werke. — Von seinen Streichstücken trug er selbst am liebsten vor: die Quartetten aus B dur (Op. 1); aus H moll (Op. 2); aus D dur (Op. 3); aus A moll (Op. 3); aus F moll (Op. 7) und das Quintett aus Es dur (Op. 9). — Unter seine besten Arbeiten zählte er selbst folgende (außer mehren eben genannten): aus Op. 1, das Quartett aus Fis moll; Op. 15 Violinquintett aus E dur; Op. 36 Violinquartett in C dur; Op. 40 Flötenquartett in F dur; Op. 4, grand Quatuor. E moll; Op. 41, Ouverture in C für Orchester. — Unter seinen Gesängen waren ihm selbst die liebsten: Op. 17, vier vierstimmige Gesänge für Sopran, Alt, Tenor und Baß, mit Begleitung; — Op. 21, der große neunte Psalm (Partitur) mit Orchesterbegleitung; — Op. 24, sechs teutsche Lieder mit Begleitung des Pianoforte; — Op. 25, ein Psalmsatz aus dem 13. Psalm, vierstimmig, mit Begleitung des Pianoforte; — Op. 26, der 103. Psalm mit Orchester- und Clavierbegleitung; — das Vater-Unser (Op. 18) war vor anderen hauptsächlich mit geschätzt, sowie verschiedene Lieder in mancherlei Heften. — Übrigens sind wir gleichfalls der Überzeugung, daß sich das Eigenthümlichste seines Wesens in seinen Quartetten am ausgeprägtesten kund gibt, wenn auch die gelungensten seiner geistlichen Gesänge höhern Aufschwung zu entwickeln scheinen. Ein still Wohlthuendes, liebreich Tiefes und klar Seelenvolles ist es, was in ihm originell genannt werden muß, wenn Originelles nicht allein im Brausenden, kräftig mit sich fortreißenden, oder wol gar im Unerhörten und Bizarren bestehen soll. Die Arten des Originellen sind aber verschieden, und nicht Alle sind im Stande, mehr als eine dafür zu erkennen, was sie ist rc. Schon dies spricht für Fesca's ernstliebevolle Selbständigkeit, daß er sich in seinen Arbeiten nie wissentlich nach dem richtete, was eben galt, so wenig ihm auch der Antheil seiner Nebenmenschen gleichgültig war, sondern stets das Wahre, Gute und Schöne erstrebte, wie es ihm eben als solches erschien. — Auch im Auslande ist dies erkannt worden und wieder

vorzüglich in seinen Quartetten und Quintetten. Und so gehört er denn unter die Meister der neuvergangenen, aber blühenden und früchtereichen Epoche, die nicht nur redlich Reines und Vollendetes gewollt, sondern auch zu Stande und Wesen gebracht haben. (*G. W. Fink.*)

FESCENNIA, unter den Städten Etruriens von Plinius (H. N. III. 5. sect. 8) aufgezählt, von Solinus und Servius (ad *Virgil.* Aen. VII, 695) Fescenninum genannt und von Letzterem irrthümlich als eine campanische Stadt bezeichnet. Dionysius von Halikarnaß (Antiqq. Romm. I, 21 init.) nennt sie (Φασκένιον) in Verbindung mit dem nahen, etwas südwärts gelegenen Falerii, und gibt beiden Städten einen siculischen Ursprung; von den Pelasgern, welche nachher sich dort niedergelassen, waren nur wenige Reste noch vorhanden, da die Bevölkerung bis auf des Dionysius Zeit hin als eine römische von ihm bezeichnet wird. Wenn man früher über die Lage dieser dem südlichen Theile Etruriens angehörigen Stadt, die mit Falerii näher und enger verbunden, auch in dessen Nähe gesucht, keineswegs aber, wie einst Cluver, auf die Stelle desselben verlegt werden muß, im Zweifel war, und bald in dem heutigen Orti, bald und insbesondere in dem heutigen Gallese die Stelle der alt pelasgisch-etrurischen Stadt suchen wollte, so haben die neueren Untersuchungen von William Gell [1]) uns darüber sowol, wie über die Lage des alten Falerii und seiner alterthümlichen Reste, welche von ihm an Ort und Stelle untersucht und genau beschrieben wurden, keinen weiteren Zweifel zurückgelassen. Wenn die Lage von Falerii bei dem heutigen Santa Maria di Falleri und in seiner Umkreisung, wo die Ruinen von Mauern, Thoren, Theatern, Gräbern u. dgl. erblickt werden, zu sehen ist, so ist das alte Fescennium nicht sehr fern davon bei dem heutigen Civita Castellana zu suchen, an einer Stelle, die allerdings nach der Versicherung des genannten Gelehrten früher vielfach übersehen ward, während sie noch manche Reste hohen Alterthums auch jetzt noch erkennen läßt, die der Aufmerksamkeit Gell's keineswegs entgingen, und zum Theil in den Ruinen von Wällen aus gewaltigen Steinen bestehen, während in der Nähe, auf dem Wege, welcher von da nach Falerii führt, sich Gräber in Menge finden sollen. In dem heutigen Städtchen Civita Castellana, deren Bewohner einst sogar ihrer Stadt die Ehre des alten Veji's irrthümlich zutheilen wollten, findet sich übrigens nichts von bemerkenswerthen Resten des Alterthums. Eben der enge Zusammenhang und die Verbindung mit dem ungleich bedeutenderen Falerii scheint schon vor wie während der Römerzeit dem Orte seine Bedeutung entzogen zu haben, der wol auch im Alterthume im Ganzen schwerlich mehr als eine bloße Landstadt gewesen sein mag. Nur in einer Beziehung hat sich der Name des Ortes in der Geschichte der alt-italischen Cultur und Literatur auf eine bemerkenswerthe Weise erhalten, in den sogenannten Fescenninen, *Fescennini* (sc. versus), welche nach dieser Stadt, woher sie demnach stammen, offenbar benannt worden sind; denn die mit Bezug auf eine Äußerung in der gleich anzuführenden Stelle des Festus von neueren Gelehrten [2]) für richtiger ausgegebene Ableitung *a fascino* wird schwerlich bewiesen werden können; ein Zusammenhang des Wortes [3]) wenigstens (nicht der Sache) mit *Facetus* oder gar mit dem teutschen Fasching oder Faxen, Fächsen (d. i. Possen) erscheint ebenso ungewiß und unwahrscheinlich. *Fescennini versus*, heißt es in den Excerpten aus Festus (p. 64. ed. *Lindem.*), qui canebantur in nuptiis, ex urbe Fescennina [richtiger wol Fescennia] allati sive ideo dicti, quia fascinum putabantur arcere. Und in demselben Sinne, aber kürzer, Servius zu Virgil's Äneis (VII. 695): „*Fescennium* oppidum est, ubi nuptialia inventa sunt carmina." Und diese Ableitung werden wir, schon als die natürliche und ungezwungen sich darbietende, auch in alter Tradition, aus welcher diese Grammatiker geschöpft haben, begründete, um so mehr festzuhalten haben, als der bei Festus befindliche Zusatz zwar auch in einer mit den Fescenninen verbundenen alten Vorstellung seinen Grund haben mag, aber ebendarin sich nur als der Deutungsversuch eines Grammatikers darstellt, der diese Seite des fescenninischen Liedes auch in dem Worte und in dessen Etymologie nachweisen wollte.

Es gehören aber die fescenninischen Verse oder Lieder offenbar in den Kreis der alt-italischen Volkspoesie, und sie mögen wol, wie so manches Andere der Art, was aus Etrurien in die Tiberstadt schon mit deren erster Anlage einwanderte, frühzeitig von Etrurien aus nach Rom verpflanzt und zunächst unter dem Hirten- und Landvolke, welches die Hauptbevölkerung des neuen Staates bildete, gern aufgenommen, verbreitet und sofort beibehalten worden sein. Daß sie ziemlich roh und unvollkommen waren, der Sprache, der Denkweise und den Sitten des Landvolkes angemessen, geht schon aus dem Gegensatze hervor, in welchen Livius [4]) diese Fescenninen mit dem Vortrage der kunstgeübten, regelrechten, aus Etrurien gleichfalls nach Rom kommenden Histrionen bringt; noch mehr aber sieht man dies aus der Schilderung, die uns glücklicherweise davon Horatius noch in den folgenden Versen seiner ersten Epistel (Buch II). V. 139 fg. [5]) hinterlassen hat:

> Vormals pflegte der tapfre, bei Wenigem glückliche Landmann,
> Hatt' er die Früchte verwahrt, an festlichen Freuden erlabend
> Leib und Seele zugleich, die in Hoffnung des Ends die Beschwer trug,

1) s. The Topography of Rome and its vicinity. (London 1834.) I. p. 200 sq. 413 sq. Auch früher hatte Nardini und mit ihm K. O. Müller (Etrusk. I. S. 111) sich für die jetzt von Gell näher nachgewiesene Localität erklärt.

2) s. in Jahn's Jahrbb. der Philolog. VI. (1832.) S. 329. XXXVIII. S. 119. Vergl. dagegen K. O. Müller, Etrusker II. S. 284 und s. unten. 3) s. Döderlein, Latein. Synonym. V. S. 217. 4) VII, 2 und daselbst die Worte: — „Vernaculis artificibus, quia hister Tusco verbo ludio vocabatur, nomen histrionibus inditum, qui non, *sicut ante, Fescennino versu similem incompositum temere ac rudem alternis jaciebant*; sed impletas modis saturas, descripto jam ad tibicinem cantu motuque congruenti peragebant." 5) Nach Voß die folgende Übersetzung. Ähnliche Schilderungen ländlicher Feste des italischen Landvolks bieten auch Virgilius Georgicc. II, 385 fg. und Tibullus II, 1, 51, worauf bereits Zell (Ferienschriften) II. S. 124 hingewiesen hat.

Sammt den Genossen des Werks, dem redlichen Weib und Kindern,
Tellus zur Sühn' ein Ferkel und Milch dem Silvanus zu opfern,
Blumen und Wein dem Gemahner an flüchtige Zeit, dem Geburtsgott.
Bald bei der Feier erhub sich der fescennische Muthwill,
Welcher im Wechselgesang versmäßige Schmähungen ausgoß;
Diese dem kehrenden Tage des Jahrs willkommnere Freiheit
Trieb ihr gefälliges Spiel: bis bitter schon in des Angriffs
Offene Wuth sich der Scherz umwandelte, und ungestraft nun
Drohend die edelsten Häuser durchdrang. Laut klagte, wen boshaft
Faßte der blutige Zahn: auch kam Ungetroffenen Sorge
Ob der gemeinschaftlichen Begegniß. Ja ein Gesetz noch
Gab bei Strafe Verbot, in bösem Liede zu schildern
Leben und Art. Man wandte den Ton, durch Schrecken des Knittels,
Gutes hinfort zu reden und wohl zu vergnügen, genöthigt.

Wir sehen aus dieser Schilderung, daß das fescenninische Lied einen wesentlichen Theil der festlichen Feier der Land- und Erntefeste ausmachte, die sich, bei der natürlichen Heiterkeit und Munterkeit des Italieners, in kunstloser, freier, ungebundener Rede äußert, in improvisirten Versen und Liedern sich Luft macht und theils in muntern und heitern Scherzen, theils auch in muthwilligem und daher selbst verletzendem und höhnendem Spott sich ergeht; charakteristisch ist dabei das auch von Horaz hervorgehobene Moment des wechselnden Gesanges, in sofern wir uns darunter einen Wechsel des Liedes denken, der in gegenseitiger, scherzhaft-heiterer Herausfoderung und Erwiederung von Seiten des Andern bestand, welcher die scherzhaften und muthwilligen Angriffe, die Neckereien und den Spott, der wider ihn erhoben war, in ähnlicher Weise zurückzugeben und somit in einem improvisirten Liede gleichen Inhalts zu antworten hatte, in welchem sein Witz, seine Heiterkeit und Gewandtheit sich bewähren konnte. Hier war volle Freiheit in allen Äußerungen und keine Schranke dem festlichen Improvisator gesetzt, der in nichts gehindert oder gehemmt war; wie denn grade diese Ungebundenheit und völlige Freiheit, welche in keiner Weise beschränkt sich völlig gehen lassen kann, ja, wie wir bei ähnlichen Veranlassungen auch in Griechenland sehen, selbst der Götter nicht schont, Menschliches wie Göttliches, Heiliges wie Unheiliges in ihren Kreis zieht, und Alles dem heiteren Muthwillen, Lust und Spott unterwirft, grade mit zu dem Charakter und der Haltung solcher Feste gehört, an welchen die Lust und Freude über das von den Göttern verliehene Gut sich in jeder Weise äußern sollte, ohne daß der festlichen Stimmung irgend etwas in den Weg treten, irgend ein Hinderniß gesetzt werden sollte. Und Wechselgesänge der Art, mit gegenseitigem Necken und Herausfodern wie Erwiedern finden wir ja ebenso gut bei dem griechischen Landvolke, wie es uns Theokrit in der vierten und fünften Idylle vorführt, als bei den Bauern und Hirten des alten Italiens, hier zunächst in Etrurien und bei den von dort aus nach Rom und in dessen Umgebung gewanderten Hirten und Bauern. Kommt doch selbst bei den römischen Triumphliedern, welche die Soldaten in heiterer, ausgelassener Freude und Lust auch ihren siegreichen, nun auch dem Spott preisgegebenen Feldherren sangen, ein ähnlicher Wechsel vor. Daß man bei solchen Liedern, die zunächst nichts weiter als Ausbrüche festlicher Freude in ausgelassener, unbeschränkter Weise, also ursprünglich wol auch nur improvisirt waren, kaum an eine streng regelmäßige, kunstgerechte Form, mithin auch an ein bestimmtes Metrum denken kann, wird wol nicht in Abrede zu stellen sein; jedenfalls, wenn man auch eine bestimmte metrische Form anzunehmen vermocht sein sollte, könnte dies nur das wenig ausgebildete, rohe und unvollkommene, in der frühesten Zeit mehr auf accentuirende Verhältnisse, als auf quantitative gebaute, höchstens auf eine bestimmte Zahl von Sylben und nichts weiter gebundene Saturnische Metrum sein, das uns durch neuere Forschungen[6]) als ein solches, für solche rohere Darstellungen, Improvisationen und dergl. geeignetes, dargestellt worden ist. Hier läßt sich nun weiter fragen, ob in diesen Wechselliedern, wie sie uns in den Fescenninen entgegentreten, auch rhythmische Bewegung und Tanz, also ein orchestisches Element[7]), an den Vortrag und die Darstellung, die gewiß mit Mimik, d. h. mit einem lebendigen Geberdenspiel, wie wie es der Italiener liebt, verbunden war, sich knüpfte. Da festliche Tänze der Art in Etrurien überhaupt einheimisch seit den ältesten Zeiten waren, und von hier aus gleichfalls, mit den etrurischen Histrionen, nach Rom gebracht worden sind, da beides mit einander meist verbunden und in innerer Übereinstimmung ist, so wird sich eine solche Verbindung der Orchestik schwerlich unbedingt verwerfen, andererseits aber auch nicht sicher und bestimmt nachweisen lassen, eben weil das Ganze schwerlich eine künstlerische Ausbildung und Vervollkommnung erhielt, die eine solche Verbindung von Tanz, Musik und Action mit dem Vortrage solcher Wechsellieder nöthig gemacht hätte, sondern Alles in einer ungebundenen, ausgelassenen Weise beim Land- und Hirtenvolke sich bewegte, welches mit seinen Fescenninen ebenso wol orchestische Darstellung vereinigen, als, zumal da, wo die Verhältnisse ganz einfach waren, sie unterlassen konnte. Nehmen wir freilich an, daß die Fescenninen schon in ihrem Heimathlande, etwa in den Städten, auf die Bühne gebracht und zu scenischen Darstellungen erhoben waren, so werden wir Tanz wie Musik schwerlich von ihrem Vortrage zu trennen im Stande sein. In Rom scheinen sie, wie wir wol aus den Worten des Livius abnehmen können, keineswegs in der ersten Zeit wenigstens zu einer solchen höheren Stellung und Ausbildung gelangt zu sein, wodurch sie sich gewissermaßen als ein Kunst-Ganzes, als ein, wenn auch noch roher, Anfang einer dramatischen Kunst (wiewol allerdings dramatische Elemente in den Fescenninen liegen) dargestellt hätten; daß sie aber in Rom verbreitet und beliebt, daß sie durch ihren Inhalt, der wahrscheinlich auch städtische Verhältnisse, oder Verhältnisse der herrschenden Familien, der Patricier und des Senates berührte und zum Gegenstande der ausgelassensten festlichen Lust, des Muthwillens, ja des Spottes und Hohnes machte, viel

6) s. meine Geschichte der römischen Literatur. 3. Ausgabe. §. 28 mit den dort Not. 5. 6 gegebenen Nachweisungen. 7) Vgl. K. O. Müller, Etrusker II. S. 284 fg.

Aufsehen erregten durch schonungslose Angriffe auf Privatpersonen und Familien (der höheren Stände, des Adels ohne Zweifel) Anstoß gaben, und zuletzt die Gesetzgebung zu einem Einschreiten veranlaßten, das unter Androhung schwerer Strafe solche pasquillartige Ausfälle, persönliche Schmähungen und dergl. in diesen Gedichten untersagte, und dadurch eine Rückkehr zu einem anständigeren Tone veranlaßte, dies sieht man deutlich aus der oben angeführten Stelle des Horatius; es kann dies auch bei der aristokratischen Politik der römischen Republik, zumal in den ersten Jahrhunderten nach Abschaffung des königlichen Regiments, weniger auffallen, bei einer Politik, welche die herrschenden Familien und Geschlechter in einem höheren Glanze stets darzustellen suchte, und ihre Schwächen, Gebrechen, Untugenden nicht dem großen Haufen in solcher Weise, die ihrem zur Erhaltung der Herrschergewalt nothwendigen äußeren Ansehen und dem Einflusse auf das Volk bei Wahlen, Kriegszügen und dergl. Abbruch thun könnte, durch Spott und Hohn dargestellt oder auch selbst entstellt sehen wollte, die daher auch später einen Nävius in den Kerker warf und exilirte, als er in seinen Komödien, im Sinne und Geiste eines Aristophanes und der älteren Attischen Komödie, Anspielungen auf Laster und Schwächen einzelner Großen Roms aus den vornehmeren Geschlechtern des Adels sich erlaubt hatte [8]). Fragen wir aber nun näher nach dieser polizeilichen Verfügung, welche der allzu freien und schonungslosen Äußerung des fescenninischen Liedes in den Weg trat und von Horatius in der oben angeführten Stelle [9]) als eine Lex bezeichnet wird, so können wir hier wol kaum an ein anderes Gesetz, als an das der zwölf Tafeln denken, welches gegen derartige Verbalinjurien, in Pasquillen, Schmähgedichten und dergl., in böswilliger Absicht, um dem Andern zu schaden und ihn um seinen guten Ruf zu bringen, verübt, mit der Strafe der Stäupung oder Peitschenhieben als eine Art von Bastonade eintrat [10]). Da die Fescenninen, wie wir oben angedeutet, als eine altitalisch-etrurische Volksbelustigung, in die älteste Zeit Roms zurückfallen, mithin vor dem Jahre 303 u. c., in welches die Gesetzgebung der zwölf Tafeln fällt, auch wol schon im Gange waren, so kann darin gewiß kein chronologischer Widerspruch mit der in das Jahr 391 u. c. fallenden Erwähnung der Fescenninen bei Livius liegen [11]), da grade der Zusatz sicut nunc zur Genüge zeigt, daß schon vor diesem Jahre, wo die von Livius berichtete Einführung kunstmäßiger Schauspieler mit Musik und Tanz aus Etrurien sammt den Neuerungen, welche daraus im Verfolg hervorgingen, stattfand, fescenninische Lieder in Rom verbreitet und heimisch waren. Es ist daher auch kein Grund vorhanden, in dem von Horatius erwähnten Gesetze, das auch, seinem ganzen Zusammenhange nach, nur auf die frühere Periode Roms, ehe noch griechische Bildung in dasselbe eingedrungen war, sich beziehen kann, nicht sowol die oben angeführte Bestimmung des Zwölftafelgesetzes selbst, sondern „eine durch die fescenninische Frechheit veranlaßte Erneuerung des Zwölftafelgesetzes," wie dies zu verschiedenen Zeiten geschehen, zu finden [12]). Aber ebendiese Bestimmungen, wie wir sie gegen Verbal-Injurien, Pasquille und dergl. allerdings in der späteren Gesetzgebung antreffen [13]), begründet, wenn man will, in jener Bestimmung des Grundgesetzes der Zwölf-Tafeln, können auf diese frühere Periode füglich nicht angewendet werden.

Wenn diese einschränkende, polizeiliche, mit so schwerer und harter Strafe drohende Verfügung gewiß mit in Anschlag zu bringen ist, wenn wir den Gründen nachforschen, welche die Fescenninen zu keiner höheren und kunstgemäßen Ausbildung kommen ließen, wenn sie ebendeshalb von der Zeit der Einführung eines regelmäßigen Lustspiels an, das sich, zumal in manchen Arten der Fabula togata, ganz in der Sphäre und in den Kreisen des niederen italischen Volkslebens hielt und heitere Scenen desselben vorführte, desgleichen in Folge der Mimen und Atellanen, die ja auch in späteren Zeiten eine kunstgemäßere Ausbildung und Vervollkommnung erhielten [14]), immer mehr in den Hintergrund traten, und so zu den Zeiten des Horatius wie eine Art von Reliquie da standen, die an die Einfachheit und naturgemäße Einfalt des älteren römischen Volkslebens die entarteten Römer der späteren Zeit erinnern konnte, so blieb doch fortwährend in der Erinnerung das Andenken an den ebenso heitern und lustigen, als oft muthwilligen und ungebundenen, in Übertreibungen bis zur Frechheit sich versteigenden Inhalt und Charakter der alten fescenninischen Volkslieder, und daraus erklären sich denn auch manche Ausdrücke, welche hinreichend zeigen, daß der Ausdruck *Fescennina licentia*, wie ihn Horatius anwendet, fast ganz allgemein und sprüchwörtlich genommen ward, um Ungebundenheit, frechen, ausgelassenen Muthwillen, ebenso aber auch ungebundene Lustigkeit und Heiterkeit, wie sie, ohne Rücksicht auf den Ausdruck und die hier zu beobachtenden Schranken des Anstandes, z. B. in Hochzeitsliedern, sich kund gab, zu bezeichnen. In diesem Sinne kommt in dem schönen Hymenäus des Catullus [15]) auf Julia und Man-

8) s. meine Geschichte der römischen Literat. 3. Ausg. §. 49 Not. 3. 4, mit Bezug auf *Gellius*, Noctt. Att. III, 3. 9) Es heißt hier wörtlich: — — — quin etiam *lex Poenaque* lata, malo quae nollet carmine quemquam Describi; vertere modum, *formidine fustis* Ad bene dicendum delectandumque redacti. 10) s. die Hauptstellen bei *Cicero*, Tusc. IV, 2. De Republ. IV, 10 (aus *Augustinus*, De Civit. Dei II, 9); *Arnobius* IV. p. 151. Vergl. auch die alten Scholien zu *Horat.* Sat. II, 1. 80. Epist. II, 1. 152. Darnach suchte Gothofred die alte Fassung des Zwölftafelgesetzes in folgender Weise herzustellen: *Si qui pipul occentasit carmenve condidit, quod infamiam faxit flagitiumve alteri, fuste ferito.* s. ein Mehres bei *Heineccius*, Syntagm. Antiqq. Romm. IV, 4. §. 2. Dirksen, Kritik der Zwölftafelgesetze S. 508 fg. Die von Den Tex herausgegebenen Fontes tres juris civilis Rom. (Amstelod. 1840.) p. 17. 11) An einen solchen Widerspruch dachte Th. Schmid zu der angef. St. in Horaz. Episteln S. 95.

12) So meinte nämlich Schmid a. a. O.; das Gegentheil Den Tex a. a. O. 13) Wie z. B. in dem von Schmid angeführten Fragmente. *Ulpiani* 5. §. 9. Dig. de injur. et famos. libell.; s. auch *Heineccius* l. c. 14) s. das Nähere in meiner Geschichte der römischen Literatur. §. 63 fg. der 3. Ausg. 15) Es heißt dort:

> Nec diu taceat procax
> *Fescennina locutio*;

lius (Nr. LXI. Vers 126) die *Fescennina* locutio vor; in diesem Sinne finden wir auch in dem Hymenäus, welchen der Chor in Seneca's Medea singt, am Schlusse die Worte (Vers 113):

Festa dicax fundat convicia *Fescenninus*.

Auch Ammianus [16]), des Gellius Freund und Zeitgenosse, der ein Landgut im falisker Lande — also in der Nähe von Fescennium — besaß und als Dichter einiges Renommée gehabt zu haben scheint, mag, wie man glaubt, in solchen fescenninischen Liedern, die freilich ganz anderer Art, als das alte fescenninische Wechsel- und Volkslied, gefaßt waren, sich versucht haben; und ebenso nennt auch Claudianus [17]) sein Hochzeitslied auf die Vermählung des Honorius und der Maria eine *Fescennina*; in gleichem Sinne spricht, den Horazischen Ausdruck aufnehmend, Martianus Capella [18]) von der *Fescennina licentia*, was uns jedenfalls zeigen kann, von welcher Ausdehnung und Bedeutung das fescenninische Lied und der fescenninische Volksgesang in den früheren Zeiten gewesen sein mußte, da noch bis in so späte Zeiten herab Name, und wenn man will, auch Begriff und Inhalt desselben sich erhalten und mit dem festlichen Hochzeitsliede in Verbindung gebracht worden ist. Denn finden auch die oben angeführten Erklärungen aus Festus und Servius, welche die Fescenninen als Lieder bei der Hochzeit abgesungen bezeichnen, ohne Schwierigkeit ihre Erledigung, ja selbst die bei Festus erwähnte Ableitung von fascinum, d. i. Hexerei, Verzauberung und dergl., welche diese Lieder abwehren sollen, wird dann auf ihren Inhalt zu beziehen sein, der von den Neuvermählten den Einfluß aller und jeder bösen Geister verscheuchen, jede Verhexung und Verzauberung fern halten, also vielmehr glück- und heilbringend sein soll. Denn nichts Anderes kann wol der Inhalt und Sinn der angeführten Glosse des Festus sein: ideo dicti (Fescennini) quia fascinum putabantur arcere, womit sich dann wol auch eine andere Glosse in denselben Excerpten des Festus (p. 65) zusammenstellen läßt: Fescenoe vocabantur, qui depellere fascinum credebantur, d. i. fescenninische Lieder, welche für eine Abwehr jeder Verhexung, jedes Einflusses böser Geister gelten. Bei der Bedeutung, welche im alten Etrurien die ganze Geisterwelt, die guten, wie die bösen Geister, spielt, wird die fescenninische Localität dann schwerlich befremden; um so weniger aber werden wir dem etrurischen Ursprunge des Ganzen entgegentreten, oder, um diesen zu beseitigen, zu Erklärungen unsere Zuflucht nehmen können, welche der näheren Begründung, wie sie aus der grade das Gegentheil besagenden Stelle des Festus abgeleitet werden soll, gänzlich entbehren. Hiernach nämlich soll Fescenninus rein appellativisch und verwandt sein mit *fascinus, fascinum*, *effascinare* und *praeficiscini*, blos spöttisch, beschreiend bedeuten, und aus dem griechischen *βασκαίνειν*, womit auch *βάσκανος*, *βασκανία* zusammenhänge, hervorgegangen sein [19]), und demnach bedeuten: versus *fascini* s. orationis *invidiosae plenus* (s. Klotz in Jahn's Jahrbüchern der Philolog. XXXVIII. S. 120). Und ebenso wenig können wir auch in der Stelle des Plinius (H. N. XXVIII, 4. sect. 7), wo von einem Gott *Fascinus* die Rede, keine Beziehung oder Begünstigung dieser Deutung finden, obwol Hartung (Relig. der Römer II. S. 259) einen solchen anzunehmen allerdings geneigt scheint. (*Baehr.*)

FESCH [1]), FÄSCH, eine Familie, die in der Person der Brüder Heinzmann und Burkard, 1409, das Bürgerrecht zu Basel erlangt hat. Romey Fesch wurde in den Rath gezogen, 1491, und dessen Enkel Hans Rudolf, Landvoigt auf Waldenburg, 1552 an den König Heinrich II. von Frankreich abgesendet, um gegen die gewaltsame Occupation des Elsasses zu protestiren. Remigius befand sich, Namens der Stadt Basel, bei der Deputation, welche von Seiten der Cantone 1586 an den König von Frankreich, Heinrich III., abgeordnet worden, bekleidete hierauf das Bürgermeisteramt, und starb 1618. Ein späterer Remigius, J. utr. D. und Professor, „war neben den Rechten, worin er große Kenntnisse besaß, ein sonderbarer Liebhaber der Antiquitäten, unterhielte derowegen mit ausländischen Gelehrten einen weitläufigen Briefwechsel und sammelte von allerhand curieusen und raren Stücken eine solche Menge zusammen, daß er damit ein ganzes Cabinet anfüllte, welches unter dem Namen der Feschischen Kunstkammer noch bis auf den heutigen Tag bekannt ist, und den Liebhabern zu einer sonderbaren Ergötzung dient. Der Stifter hat in seiner Verordnung angehängt, daß im Falle keiner von dem Feschischen Hause mehr übrig wäre, der die Jura prosequirte, sowol die Bücher als das Cabinet der Universität zufallen sollten." Er starb ledigen Standes, 1667. Ein Neffe von ihm, Emanuel, geb. 1646, trat in französische Dienste, und erhielt, in seines ersten Feldzugs Laufe, 1667 eine Fahne bei der Schweizergarde. In des Prinzen von Birkenfeld Regiment befehligte er 1670 eine Compagnie, sowie in der Schlacht von Montcassel, 1674, ein Regiment. Er quittirte 1683, um in dem folgenden Jahre von dem Kurfürsten von Cöln Bestallung als Oberst des hildesheimschen Infanterieregiments anzunehmen, auch mit besagtem Regiment in den Türkenkrieg zu marschiren. Der Feldzug von 1685, die unglückliche Belagerung von Neuhäusel, scheinen ihm aber den Kriegsdienst verleidet zu haben; er quittirte abermals, wurde 1689 Rathsherr, 1691 Dreier- und Dreizehnerherr, auch Kriegscommissarius in seiner Vaterstadt, und starb 1693. Johann Rudolf Fesch, nachdem er es in französischen Diensten bis zum Obersten gebracht, hierauf in der Heimath verschiedene Ämter bekleidet hatte, wurde am 2. Oct. 1760 zum Bürgermei-

Neu nuces pueris neget
Desertum domini audiens
Concubinus amorem.

16) s. *Gellius*. Noctt. Att. XX, 8; cf. VII, 7. IX, 10 und K. O. Müller, Etrusker II. S. 286. 17) s. dazu *Casp. Barth* (ad *Claudian*. Epithal. Honor. et Mar. p. 705). 18) De nuptiis philolog. etc. IX. §. 904. ed. *Kopp*.

19) An eine solche Ableitung denkt auch Lindemann zu der angeführten Stelle des Festus S. 424.

1) So schreibt der baseler Athen.

ster erwählt, starb aber den 5. April 1762, in dem 82. Altersjahre. Ein anderer Johann Rudolf Fäsch, ebenfalls in Basel geboren, Oberstlieutenant, dann, December 1741, Oberst bei dem kursächsischen Ingenieurcorps, starb zu Dresden, 1749, in dem Rufe, in seinem Wirkungskreise einer der ausgezeichnetesten Männer gewesen zu sein, ein Ruf, welchen eine nähere Prüfung seiner Schriften, der kriegswissenschaftlichen wenigstens, leicht in Gefahr bringen könnte. In seinen Anfangsgründen der Fortification will er, mit einigen anderen Ingenieuren, Clairac namentlich, eine Erfindung der Festungsbaukunst, den bedeckten Weg, auch auf Feldverschanzungen übertragen, und sucht den Einwurf, daß die Vertheidiger eines solchen bedeckten Weges durch das Feuer der eigenen Schanze leiden würden, dadurch zu beseitigen, daß der Graben mit einigen Fußbänken versehen und davon die oberste mit Pallisaden besetzt werde, womit er einen sattsam niedrig liegenden bedeckten Weg herstellen zu können glaubt [3]). Sein Sohn Georg Rudolf Fäsch, ebenfalls in kursächsischen Diensten, erhielt als Oberst bei dem Ingenieurcorps am 4. Sept. 1768 den eben gestifteten S. Heinrichsorden, und starb als Generalmajor und Chef des Ingenieurcorps, in seinem 77. Jahre, den 1. Mai 1787, wie der Vater eine große Anzahl von Schriften hinterlassend [4]). Joseph Fäsch von S. Eustache wurde im Juli 1741 als Generaldirector nach der holländischen Insel Curassao versendet. Johann Rudolf Fäsch, der preußische Agent zu Amsterdam, empfing im Februar 1750 von seinem Hofe den Charakter eines geheimen Oberfinanzrathes, und der von ihm herrührende Zweig der Familie besteht bis auf den heutigen Tag in Holland. Ungeachtet diese holländische Linie die Schreibart Fäsch angenommen hat, gehörte zu ihren nächsten Vettern jener Franz Fesch, der, Lieutenant in dem in französischem Solde stehenden Schweizerregiment Boccard, das einen Theil der Besatzung von Ajaccio ausmachte, aus Liebe zu der jungen Witwe Ramolini den katholischen Glauben annahm, darauf 1757 diese Witwe ehelichte, und durch sie Vater von zwei Kindern wurde. Davon heirathete die Tochter einen Handelsherrn, des Namens Bürkly, zu Basel.

Der Sohn, Joseph Fesch, geb. zu Ajaccio, den 3. Jan. 1763, war dem geistlichen Stande bestimmt, und empfing die zu dieser Bestimmung befähigende Bildung, von seinem 13. Jahre an in dem Seminarium zu Air. Der Cursus war noch nicht vollendet, als der Ausbruch der französischen Revolution den Entwürfen für die Zukunft des Jünglings eine veränderte Richtung ausdrückte. Mit Feuereifer die neuen Ideen ergreifend, warf Joseph das geistliche Gewand von sich, um zunächst in der Kriegsverwaltung ein Unterkommen zu suchen. Als Garde-magasin stand er bei Montesquiou's Armee in Savoyen; als Kriegscommissair fand ihn bei der italienischen Armee, 1796, seiner Halbschwester, Lätitia Ramolini, Sohn, Napoleon Bonaparte, und eine glänzende Zukunft enthüllte sich hiermit dem bis dahin in der Masse der Commissaires-grippe und wie sie sonst geheißen haben mögen, verlornen Oheim. Besonders lucrative Geschäfte in englischen Waaren soll dieser, der Expedition nach Livorno folgend, gemacht haben. Napoleon liebte im Allgemeinen die abtrünnigen Priester nicht, jedoch scheint weniger diese Abneigung, als vielmehr das eigene religiöse Gefühl den mittlerweile zum Manne gereiften Fesch, um die Größe, um die Strafbarkeit des begangenen Irrthums belehrt zu haben. Er kehrte zu seinen kirchlichen Verpflichtungen zurück, sobald die sogenannte constitutionelle Kirche zu Grunde ging. Domkanonikus zu Bastia, seit 1802, wurde er am 9. April desselben Jahres zum Erzbischof von Lyon ernannt, am 15. August von dem Cardinallegaten geweiht, und am 17. Jan. 1803 von Papst Pius VII. mit dem Purpur bekleidet. Cardinalpriester, schien er besser, als irgend ein Diplomat, geeignet, das innigste Freundschaftsbündniß mit dem römischen Stuhle zu knüpfen, und der Gesandtschaftsposten bei Pius VII. wurde ihm übertragen. Er traf am 1. Juli 1803 in Rom ein, fand die schmeichelhafteste Aufnahme, und in der schwierigen Unterhandlung über die Kaiserkrönung wenigstens keinen unüberwindlichen Widerstand. Aber Concerte, zu denen er die vornehme Welt versammelte, und die er während der Fastenzeit fortsetzte, veranlaßten einiges Scandal, und den Cardinalvicarius la Somaglia zu einer entschiedenen Manifestation: es wurde allen Mitgliedern des heiligen Collegiums der Besuch dieser Concerte untersagt. Am 3. Nov. 1804 trat der heilige Vater die Krönungsfahrt an, und hatte dabei den Cardinal Fesch zum Begleiter, sowie in den Ceremonien der Krönung zum Beistande. Unmittelbar vor derselben empfing das kaiserliche Ehepaar aus den Händen des Cardinals, als Grand-aumônier (seit dem 10. Juli 1804) die priesterliche Einsegnung. Der Grand-aumônier, vermöge seiner Würde einer der Grands-officiers de l'empire, wurde auch nachträglich

4) Gr. Rud. Fäsch schrieb: 1) Mathematische Vorschläge, wie ein Fürst adelige Landeskinder erziehen solle. (Dresden 1713. 4.) 2) Einleitung in die mathematische Wissenschaft. (Dresden 1716. 4.) 3) Kurze, jedoch genaue und deutliche Anfangsgründe zu der Fortification. (Nürnberg 1725. Fol.) (Ein neues Titelblatt trägt die Firma: Leipzig 1780.) 4) Kriegs-, Ingenieur-, Artillerie- und Seelexiken; mit Kupf. (Dresden 1723 und 1735; auch unter der falschen Firma: 1786.); desgleichen französisch. 5) Architektonische Werke. (Nürnberg 1725. 5 Thle. Fol.) (Aufgewärmt 1780 und 1781.) 6) Befestigtes Europa, bestehend in 100 Planen theils befestigter Städte und Schlösser, theils wirklicher Festungen, Schanzen und Seehäfen. (Nürnberg 1727. [fälschlich 1786.] 4.) 7) Journal von den Belagerungen in den Niederlanden. 1740. Auch französ. (Amsterdam 1750.) Puységur's Kriegskunst, aus dem Französischen übersetzt. (Leipzig 1753.) Mittel, die Flüsse schiffbar zu machen; Mit Kupf. (Leipzig 1757.) Des Grafen von Sachsen Einfälle (rêveries) über die Kriegskunst. Aus dem Französischen übersetzt. (Leipzig 1757.) Instructions militaires du roi de Prusse pour ses généraux, publiées par *G. R. Füsch*. (Londres [Leipsic] 1761, und Francfort 1766.) Diese letzte Ausgabe mit dem Zusatze: traduit de l'allemand par *G. R. Füsch*. Auch teutsch, unter dem Titel: Anweisung des größten Meisters in der Kriegskunst, den Krieg mit Vortheil zu führen. Herausgegeben von G. R. Fäsch. Mit Kupf. (Frankfurt 1770.) Relation et plans des batailles et combats de la guerre en 1756 et 1757. (Dresde 1770. 4.) Règles et principes de l'art de la guerre. (Leips. 1771—1774.) Auch in teutscher Sprache, unter dem Titel: Regeln und Grundsätze der Kriegskunst. (Leipzig 1771—1774.) Geschichte des österreichischen Erbfolgekrieges. (Dresden 1787.) Wird als sehr gut und brauchbar gerühmt.

zum Vorsteher der Missionen, den 28. März 1805, und am 20. Febr. 1806 zum Primicerius des Capitels von S. Denys ernannt, gleichwie er in Rom die Ämter eines Prefetto der Congregationen del Concilio, de propaganda fide, de' riti und de' negotii consistoriali bekleidete. Am 1. Febr. 1805 ward er in den Erhaltungssenat aufgenommen, gleichzeitig auch mit dem großen Bande der Ehrenlegion, und am 9. Aug. 1805 von dem Könige von Spanien mit dem Vließorden beschenkt. Aber der Gesandtschaftposten in Rom konnte bei der zunehmenden Verwickelung der Dinge nicht länger dem Oheime des Kaisers von Frankreich zusagen: Fesch verließ die christliche Hauptstadt im Mai 1806. Am 27. Mai 1806 wurde er von dem Kurfürsten Erzkanzler des teutschen Reichs, der in den nächsten Tagen in den Fürsten Primas des Rheinbundes sich verwandeln sollte, zu seinem Coadjutor und Nachfolger bestimmt, eine Anordnung, welche Napoleon am 5. Juni genehmigte und eine päpstliche Bulle vom 20. Nov. 1806 sanctionirte. Allein der Cardinal, besorgt ein mit so vielen Schwierigkeiten und Weitläufigkeiten verknüpftes Beginnen einzugehen, verbat sich die Coadjutorie, ohne doch einstweilen seine Protestation gegen die ihm zugedachte Ehre veröffentlichen zu dürfen. Überhaupt war der Verkehr mit dem römischen Hofe nicht ohne Einfluß auf seine Gesinnung geblieben, hatte ihm namentlich die sogenannte Freiheit der gallikanischen Kirche zu einem Greuel gemacht. In mehren seiner Handlungen offenbarte sich bereits eine Opposition gegen das System der Regierung, wie er denn der erste gewesen ist, in seiner Diöcese, neben anderen geistlichen Genossenschaften, die Pères de la foi einzuführen. Den Starrkopf genauer zu beaufsichtigen, wollte Napoleon ihn von Lyon entfernen; es wurde das Erzbisthum Paris am 31. Jan. 1809 dem Cardinal verliehen. Zu klug aber, um seine ehrenvolle und gewichtige kirchliche Stellung gegen eine Pfründe, zu der eine kanonische Einführung unmöglich, aufzugeben. Denselben Mangel an Fügsamkeit für den kaiserlichen Willen ließ Fesch sich in der bald darauf alles Ernstes zur Sprache kommenden Frage um die Gültigkeit der durch ihn eingesegneten kaiserlichen Ehe zu Schulden kommen. Für seine strenge Anhänglichkeit an die Gesetze der Kirche ihn zu bestrafen, erklärte Napoleon in einer Botschaft an den Erhaltungssenat vom 1. März 1810, daß er von wegen Unverträglichkeit der priesterlichen Würde mit der Ausübung irgend einer Art von Souverainetät, die Handlung des Fürsten Primas, wodurch derselbe den Cardinal Fesch zu seinem Coadjutor und Nachfolger ausersehen habe, als ungeschehen betrachte, zumal der zu solcher Coadjutorie Berufene sie abgelehnt habe. Während der Kaiser in dieser Erklärung seinen Unwillen aussprach, hatte er einen Entschluß gefaßt, der wie kaum ein anderer, des Cardinals Wichtigkeit zu erhöhen, geeignet war. Den Tag vorher, den 28. Febr., war das Nationalconcilium decretirt worden, jene Erfindung, von welcher Napoleon die Lösung der täglich mehr ihn belästigenden kirchlichen Wirren hoffte; dem Concilium aber den Schein wenigstens der Legalität zu verleihen, war der Beistand des Primas von Gallien, des Erzbischofs von Lyon, unerläßlich. Fesch, gezwungen das Präsidium dieser Versammlung zu übernehmen, eröffnete sie am 17. Juni 1811, wenn aber der Neffe von ihm irgend eine dem kaiserlichen Despotismus förderliche Concession erwartet hatte, so mußte die Enttäuschung sich als Folge der ersten Sitzungen ergeben. An den Buchstaben der kirchlichen Satzungen sich haltend, viel eher geneigt zu übertreiben, denn zahme Nachgiebigkeit zu üben, wurde Fesch in dem Concilium, welches so viele unabhängige, der Menschenfurcht unzugängliche Gesinnungen zu Tage fördern sollte, durch Unerschrockenheit, Geistesgegenwart und sichern Takt einer der Leiter der Opposition, bis sich nach drei Monaten das sogenannte Nationalconcilium von Frankreich und Italien unvermerkt auflöste. Für Napoleon hätte die Entdeckung, daß es in der weltlichen Gesellschaft, wie in der einzelnen Menschenbrust, eine Seite gibt, an deren Schnellkraft jede Art von Gewalt abprallt, ein gleich heilsames und folgenreiches Ereigniß werden können, er achtete ihrer aber so wenig, wie der vielen anderen, von dem Geschicke, in wohlthätiger Absicht, ihm zugesendeten Warnungen, und zeigte sich lediglich bedacht, die Verächter des kaiserlichen Willens seinen Zorn empfinden zu lassen. Fesch, in entschiedene Ungnade verfallen, fand eine Zuflucht auf seinem bischöflichen Stuhle. Er hatte zu Lyon die prächtigen Gebäude der Karthause angekauft und geschmackvoll eingerichtet; von diesem Fernsitze aus regierte er seine Diöcese in seltener Weisheit, jede Gelegenheit ergreifend, den Geist der Religiosität bei seinen Diöcesanen zu beleben, auch diesem Geiste in neugegründeten geistlichen Instituten die sichersten Vorbilder zu bieten. Aber es kamen die Zeiten, welche Fesch und seine Schwester so oft im Geiste geschauet, so bestimmt angekündigt hatten. Durch die Annäherung der Österreicher sah der Cardinal sich genöthigt, Lyon zu verlassen, den 12. Jan. 1814. In Gesellschaft der Civilbehörden gelangte er nach Roanne, und sehr verächtlich hat sich daselbst der Corse, der Oheim Napoleon's, über die Lyonesen ausgedrückt: „qui avaient l'ineptie de ne pas se défendre." In dem nahen Pradines, in einem Frauenkloster seiner Stiftung, suchte und fand er einstweilen ein Unterkommen, aus welchem ihn jedoch, ohne vieles Säumen, ein feindliches Reitercommando vertrieb; beinahe wäre er noch den Verfolgern in die Hände gefallen. Er gelangte nach Orléans am Ostersonntage, verließ aber schon wieder am 9. April das verödete Blois, um in Gesellschaft seiner Schwester über Lyon, wo sie am 24. April eintrafen, nach Rom sich zu begeben. Am 14. Mai ward Rom erreicht, und es schien von nun an des Cardinals Bestreben zu sein, vergessen von der Welt, die Welt zu vergessen. Aber des Menschen Sinn ist wandelbar; der nämliche Seher, der in den Glanztagen des Kaiserthums zu dessen Zukunft niemals ein Vertrauen fassen konnte, dieser Seher wollte, die Nachricht von der Landung bei Cannes und deren nächste Folgen vernehmend, in solchen wunderbaren Ereignissen die höchste Verherrlichung der Vorsicht erblicken. Er empfing Besuche und Glückwünsche, er verhieß Schutz und Beistand, und war nicht mehr zu halten, sobald Napoleon von seiner vorma-

ligen Hauptstadt Besitz genommen hatte. Fesch eilte nach Paris, wurde am 2. Juni 1815 zum Pair des Reichs ernannt, fand aber bald Ursache, seine Übereilung zu bereuen. Abermals von seiner Schwester begleitet wendete er sich den Alpen zu, und in Bourg den 22. Juli übernachtend, las er am anderen Morgen, Sonntag, in der Pfarrkirche Messe. Das Volk, den Oheim, die Mutter des großen Kaisers erblickend, gerieth in Gährung; der Ruf, es lebe der Kaiser, ertönte von allen Seiten, blieb aber, wie billig, von dem Cardinale unbeachtet. Eine Stunde später saß er zu Wagen. Papst Pius VII. bezeigte dem verlornen Sohne keinen Groll über den Ausflug, vielmehr eine herzliche Zuneigung dem Manne, der sich in der That durch sein Benehmen auf jenem Nationalconcilium, abgesehen von allem anderen, derselben so würdig gezeigt. Indem aber Fesch, durch die échappade, seine Stellung zu den großen Mächten wesentlich verschlimmert fand, machte er von nun an es sich zur Aufgabe, durch die vorsichtigste Haltung jeden Verdacht, jeden Zweifel über seine vollkommene Unterwürfigkeit unter die Gewalt der Umstände zu beseitigen. Außer seinen Verwandten und einigen zu Rom ansässigen Corsen sah er wenig Gesellschaft, und wenn er auch alle seine Collegen durch elegante Toilette, glänzende Dienerschaft, reiche Equipagen übertraf, so machte er doch keineswegs ein Haus. In Mitte dieser vollständigen Abscheidung von Allem, was ihn zu Verwicklung führen konnte, war ein Punkt doch, welchen der Cardinal festhielt, wie einst gegen seinen Neffen die Interessen der Kirche. Wie dringend auch von dem französischen Hofe ihm zugemuthet wurde, daß er seinem Erzbisthume entsage, wie sehr der römische Hof sich bemühte, ihn zu einer Nachgiebigkeit für diese Exigenz zu stimmen, nie war in dieser Hinsicht das Geringste ihm abzugewinnen. Die Restauration sah sich gemüßigt, ihm in der Person des Abbé de Rohan einen Generalvicarius zu bestellen, und Leo XII. fügte den vielen Schwachheiten seines Regiments auch noch ein Breve hinzu 1824, wodurch dem Cardinale jede Ausübung einer geistlichen Gerichtsbarkeit in dem Sprengel von Lyon untersagt wurde. Gezwungen, der Autorität des heiligen Stuhls sich zu unterwerfen, wendete Fesch seine ganze Thätigkeit einer Liebhaberei zu, die seit Jahren schon ihn beschäftigte, und der er den Besitz einer Gemäldesammlung verdankte, vollständiger und belehrender, als irgend eine Privatgalerie, und als die meisten öffentlichen Sammlungen. Für deren Anschaffung war ihm sehr zu Statten gekommen, daß er in Zeiten sammeln konnte, wo die Liebhaberei gering, und die Käufer selten waren. Unter diesen günstigen Umständen waren sehr viele Hauptbilder an ihn gekommen, Niederländer besonders reicher Auswahl, für Rom, wo diese Schule nicht häufig vorkommt, ein Schatz von eigenthümlichem Werthe. Die ganze Sammlung zählte über 2000 Nummern: außerdem hatte der Cardinal unzählige Bilder von geringerm Werthe, in Gesammtkäufen erworben, an katholische Kirchen in Amerika verschenkt, einzig das Beste sich vorbehaltend. Denn er kannte das Fach genau, bis in die Feinheiten des Kunsthandels und der Restauration hinaus, und verschmähte es daher auch nicht, hohen Fremden, die zum Besuche der Galerie sich einfanden, als Führer zu dienen. In solchen Fällen zeigte er sich in Liebenswürdigkeit unübertrefflich, gleichwie in der Feinheit, womit er der Fremden Aufmerksamkeit von Bildern abzulenken wußte, welche wol ihres Kunstwerthes, nicht aber grade des Dargestellten wegen geeignet waren, in der Sammlung eines geistlichen Herrn zu figuriren. Seit dem Tode von Pius VII. waren alle Nuditäten in ein Magazin relegirt; verkauft oder verbrannt wurde aber keine dieser Darstellungen. Das eine würde dem Kunstliebhaber zu schmerzlich, das andere eine Verbreitung gewesen sein. Fesch, der die schwierige Kunst erfaßt hatte, unter dem Einflusse höchst widerwärtiger Umstände mit vier Päpsten leidlich, mit zweien derselben sogar gut zu stehen, starb, als Capo d'ordine der Cardinal-Priester, nach längerer Krankheit, den 13. Mai 1839, in dem hohen Alter von 76 Jahren, welches zu erreichen, ihn einzig die strengste Diät befähigt hat. Er war von Gestalt eher klein, als groß, ohne allen helvetischen Zusatz ein Corse. Feste, wenig bewegliche Züge wurden durch kleine, aber blitzende Augen gehoben, durch einen sehr geschlossenen, beinahe lippenlosen Mund entstellt. Auch die braune Perücke kleidete nicht so vortheilhaft, als die frühere, wohl gepuderte und dem echten Abbéstyl entlehnte Frisur. Das Französische blieb jederzeit des Cardinals Lieblingssprache, doch drückte er sich auch im Italienischen mit Reinheit und Eleganz aus. Wie sehr auch den Grundsätzen der gallicanischen Kirche entgegen, trug er dennoch bis an sein Ende das gallicanische Bäffchen. Unter den vielen Glaubenseifrigen, welche das heilige Collegium unter seinen Mitgliedern zählte, wird ihn wol keiner in der Strenge der Orthodoxie übertroffen haben. Ein wahrer Triumph mag es ihm gewesen sein, daß er 1819, auf seines Neffen bittliches Ansuchen, die beiden Priester Buonavita und Vignali nach S. Helena zu entsenden hatte. Seine Fürsorge für die Bedürfnisse der amerikanischen Kirche ist bereits angedeutet worden. Ein des großen Neffen nicht unwürdiger Oheim hat Fesch durch die Würde seines Betragens vor und nach dem Falle, durch streng kirchliche Haltung und innige religiöse Überzeugung, durch eine lobenswerthe Liebhaberei sogar, manch unfreundliches Vorurtheil besiegt. (*v. Stramberg.*)

FESSARD (Etienne), geb. zu Paris im J. 1714, war ein Schüler des Edme Jeaurat und berechtigte schon durch seine frühern Arbeiten zu so großen Hoffnungen, daß ihn der König zu seinem Kupferstecher ernannte. Dieser Künstler lieferte eine große Anzahl Blätter, worin die Nadel mit dem Grabstichel verbunden ist. Zwar zeichnete er richtig, aber nicht zierlich; auch sind die Arbeiten etwas trocken. Das Bedeutendste, was er ausführte, sind 16 Blätter nach den Gemälden von Natoire in der Kapelle des Enfans trouvés zu Paris. Er starb im J. 1774. (Rost's Handbuch. 8. Th. S. 158—160 beschreibt viele seiner Werke.) (*A. Weise.*)

FESSEL (Joh. Heinr. Ernst), geb. zu Wernigerode am 17. April 1764, lernte in seiner Vaterstadt das Tischlerhandwerk, kam dann nach Quedlinburg zu dem damals angesehenen Orgelbauer Braun und 1785 nach

Dresden zu dem berühmten Clavierbauer Horn. Im J. 1791 legte er eine eigene Werkstatt für Claviere an, die, mit doppeltem Resonanzboden versehen, einen guten und starken Ton hatten und immer noch gesucht waren, obgleich das Pianoforte immer mehr in Aufnahme kam und die Claviere verdrängte. Er verfertigte nun auch Pianoforte, die sich mit Recht einen Ruf machten, wenn sie auch nicht zu den berühmtesten gehörten, da besonders die wiener geschätzt wurden. (*G. W. Fink.*)

FESSEL (Orden der Ritter von der goldenen Fessel und der Schildknappen von der silbernen Fessel). Herzog Johann von Bourbon, Sohn des Herzogs Ludwig II. von Bourbon, stiftete am 1. Jan. 1415 diesen Orden. Hauptregeln waren: durch die Waffen sich hervorzuthun, den Müßiggang zu fliehen und den Damen zu Gefallen zu leben. Seine Mitgliederzahl sollte nur 16 sein, zum Theil Ritter, zum Theil Knappen, doch alle edlen Geschlechts. Sonntags am linken Fuße eine Gefangenfessel an einer Kette zu tragen, die Ritter von Gold, die Knappen von Silber, waren sie verpflichtet. Für Unterlassung dieser Vorschrift mußten sie vier Sous an die Armen zahlen. Bei der Aufnahme in den Orden beschwor der Aufgenommene, unter einander als Brüder sich zu ehren und zu lieben, üble Nachrede zu rächen, ihre Ehre aufs Äußerste zu vertheidigen und Gutes zu thun. Da ihre Waffen hauptsächlich dem Dienste der Damen, welche sie um Beistand baten, geweiht waren, so war bestimmt, daß, um diesen einen Beweis ihrer Hingebung und Aufopferung an den Tag zu legen, sie alle zwei Jahre zu Fuß oder zu Pferd mit einander kämpfen mußten, und zwar auf Leib und Leben, mit Lanzen, Äxten, Degen, Dolchen, selbst mit Stäben, welche Waffe auch der Gegner wählte. Fanden sich aber vor Ablauf der zwei Jahre andere unbescholtene Ritter und Schildknappen zu solchem Kampf mit ihnen ein, so mußte mit diesen gekämpft werden. Unterlagen sie in solchem Kampfe, oder, wie es in der Stiftungsurkunde heißt: „werden sie beschämt," so blieben sie Gefangene des Siegers, oder mußten diesem als Lösegeld ihr Ordenszeichen geben. Waren sie Sieger und wollten die Überwundenen durch ein Geschenk sich lösen, so mußte von den Rittern ein goldenes, von den Knappen ein silbernes Armband gegeben werden. Blieb ein Ritter im Streite, oder starb er durch Krankheit, so wurde das Ordenszeichen zurückgegeben, in der Ordenskapelle vor dem Bilde der heiligen Jungfrau aufgehangen, und für die Seele des Geschiedenen mußte jeder Ritter einen Dienst thun, sowie 17 Messen lesen lassen, denen sie in Trauerkleidung beiwohnten. Nicht der Stifter des Ordens ernannte allein die Ordensmitglieder, sondern das ganze Ordenspersonal nach der Stimmenmehrheit.

Dieser Orden war von keiner langen Dauer, denn der Herzog von Bourbon kam bald nach der Stiftung desselben als Kriegsgefangener nach England, wo er nach 19 Jahren im Gefängnisse starb und mit ihm derselbe der Vergessenheit verfiel. (*F. Gottschalck.*)

FESSELBEIN, FESSELKNOCHEN, wird in der Veterinairkunde die erste Phalanx an der vordern sowol, wie an der hintern Extremität genannt. Der Name ist zuerst für den einfachen Knochen der Einhufer in Gebrauch gekommen; doch nennt man die ersten Fingerglieder bei den Wiederkäuern mit zwei Zehen, bei den Schweinen mit vier Zehen ebenfalls Fesselbeine, nicht aber bei den Hunden und Katzen mit 4—5 Zehen. Fesselbeingelenk, oder gewöhnlicher blos Fesselgelenk, heißt jenes, welches zwischen dem Fesselbeine und dem vordern und hintern Mittelfuße oder dem sogenannten Schienbeine sich befindet. Am lebenden Thiere bezeichnet man auch die Gegend dieses Gelenkes als Fessel, und zwar gebrauchen die Thierärzte dieses Wort sowol als Masculinum, wie als Femininum. (*Fr. Wilh. Theile.*)

FESSLER (Ignaz Aurelius), war am 18. Mai 1756 in dem ungarischen Marktflecken Czurendorf[1]) geboren. Er stammte aus einer ursprünglich im Elsaß einheimischen Familie, die sich späterhin in den Rheingegenden, zu Ichenheim, Dundenheim und Weingarten, angesiedelt, und sich von da nach Ungarn gewendet hatte. Sein Vater Johann Georg Feßler[2]), früher in österreichischen Militairdiensten, hatte in dem Kriege gegen die Pforte in den Jahren 1737—1739 und bei der Vertheidigung von Belgrad sich rühmlich ausgezeichnet, später seinen Abschied genommen und zu Czurendorf einen herrschaftlichen Gasthof gepachtet. In Anna Maria Kneidinger fand er dort eine treue und sorgsame Hausfrau. Auch eine exemplarische Frömmigkeit gehörte zu ihren Tugenden. Daß Feßler in der Taufe den Namen Ignatius erhielt, war eine Folge der Begeisterung seiner Mutter für die Gesinnungen, den Wandel und die Thaten des Stifters der Jesuiten. Mit einer solchen Geistesrichtung vertrug sich nicht das unruhige Leben in dem czurendorfer Gasthofe, und nachdem der Blitz dort eingeschlagen, doch glücklicher Weise nicht gezündet hatte, freute sie sich sehr als ihr Gatte seinen Pacht aufgab und in die Dienste des Grafen Arco zu Presburg trat.

Dorthin folgte Feßler, als er eben das dritte Lebensjahr erreicht hatte, seinen Ältern. Die Verschiedenheit des Glaubens störte nicht ihr freundschaftliches Verhältniß zu der Familie des Hutfabrikanten Schütz in Presburg, eines Lutheraners, in dessen Hause sie wohnten. Feßler erinnerte sich in spätern Jahren, als Kind mit seiner Mutter dem Lutherischen Gottesdienste beigewohnt zu haben. Sie war es auch, die ihn, ohne fremde Mitwirkung, lesen und schreiben lehrte, und er mußte ihr, die im Sommer und Winter früh um fünf Uhr aufstand, um durch anhaltenden Fleiß in Handarbeiten die spärlichen Einkünfte ihres Gatten zu vermehren, oft vorlesen. Zum Vorlesen wurden längere Zeit ausschließlich Rosweid's Leben der Altväter[3]) und Ribadeneyra's Leben der Heiligen Gottes[4]) abwechselnd gewählt. Den Eindruck, den diese

1) Nicht in Presburg, wie hier und da irrig angegeben wird. 2) Der in Teutschland seltene und doch teutsche Name Feßler kommt vor in *Gabrielis Bucelini*, Monachi Wingartensis, Germania Topo-Chrono-Stemmatographica. (Aug. Vindel. 1655.) Vol. IV.; in dem Verzeichnisse der elsassischen Familien, theils schlechtweg, theils mit dem Zusatze von Arnsberg. 3) Augsburg 1733. Fol. 4) Ebendas. 1732. Fol.

Schriften auf ihn machten, schildert er selbst mit den Worten: „So ward ich mit dem kirchlichen Himmel und mit den Heiligen der alten bessern Welt frühzeitig vertraut, und blieb mit den Freuden, wie mit den Unarten der Kinderwelt, völlig unbekannt. So mannichfaltig auch in der Folge die dadurch empfangenen Eindrücke unter der Thätigkeit der Phantasie und unter der Zucht des Verstandes in mir sich gestalten mochten, unauslöschlich blieben die Grundzüge derselben, das Erhabene und Heilige einer gottseligen Menschheit, in meinem Gemüthe, und nie, selbst nicht unter den Stürmen jugendlicher Leidenschaften, konnte ich in völliger Verfinsterung und Entwürdigung des Geistes untergehen [5]). In seiner lebhaften Phantasie bildete sich ein näheres und entfernteres Verhältniß zu jenen verklärten Himmelsbürgern, unter denen Jesus und die Apostel, vorzüglich Paulus und Johannes, ihm als die höchsten Musterbilder galten, nächst ihnen die ersten Märtyrer der Kirche, Polykarp, Ignatius u. a. Die vorgeblichen Wunder der Heiligen ließen ihn, nach seinem eigenen Geständnisse, bald ungerührt bei der zunehmenden Schärfe seines Verstandes, und sie um ihre Fürbitte anzurufen, kam ihm nicht in den Sinn, weil auch seine Mutter selbst es nie that. Doch ward er von ihr oft ermahnt, die Beispiele der Heiligen nachzuahmen, und wiederholt schärfte sie ihm ein, wie unnütz alles Wissen sei, wenn es nicht auch das Thun als nothwendige Folge nach sich zöge. Diese wohlgemeinte mütterliche Lehre wirkte aber so nachtheilig auf ihn, daß seine aufgeregte Phantasie ihm allerlei Erscheinungen vorgaukelte. In der Nachahmung der Heiligen ging er am zweiten Osterfeiertage 1763 soweit, daß er sich nach dem Beispiele des Ignatius Loyola, dessen Bekehrungsgeschichte er gelesen, mit einer Scheere die Augenbrauen glatt hinwegschnitt. Bald nachher, als er am Pfingstfeste zum ersten Male das heilige Abendmahl genossen, ward er zuerst mit der Bibel bekannt, die ihm seine Mutter bisher entzogen. Ihre Erklärung einiger Stellen in dem Evangelium des Johannes, und die Begeisterung, mit der sie sprach, blieben ihm unvergeßlich. Auf seine dringende Bitte ließ sie ihn seitdem jeden Sonntag Einiges aus der Bibel vorlesen.

Feßler's Vater hatte unterdessen die Dienste des Grafen Arco verlassen und sie mit einer Anstellung bei dem Weihbischofe Gann in Raab vertauscht. Dort erhielt Feßler seit dem Jahre 1764 den ersten gründlichen Unterricht in der lateinischen Sprache. Er machte darin rasche Fortschritte, zu großer Freude des Weihbischofs, der sich seiner väterlich annahm und ihn mit seinem Rathe unterstützte. Der Unterricht, den er in seinem zehnten Jahre in dem Gymnasium zu Raab erhielt, war dürftig und nicht geeignet, ihn in seiner Bildung zu fördern. Auf Anrathen ihres Bruders ward er 1768 nach Presburg geschickt, um dort die Ingenieurkunst zu lernen. Die Beschäftigung mit den Linien, Winkeln, Cirkeln und dem architektonischen Nachzeichnen machte ihm Freude. Fast noch größern Genuß bot ihm in seines Oheims Bibliothek die Lecture von Imhof's historischem Bildersaal und von Calmet's Kirchen- und Weltgeschichte, vorzüglich aber fesselte ihn Crugot's Christ in der Einsamkeit. Die zuletzt genannte Schrift fand in seinem Herzen einen empfänglichen und fruchtbaren Boden. Der Aufenthalt bei seinem Oheime wäre für seinen künftigen Beruf entscheidend geworden, wenn diesen nicht ein königlicher Befehl nach Kroatien gerufen hätte, wo er als Geometer eine Anstellung fand. Er sah sich dadurch genöthigt, den zwölfjährigen Knaben bereits im Juni 1768 wieder nach Raab zurückzuschicken. An einem unterrichteten Candidaten der Theologie, Ignatius Nagy, fand er einen Hauslehrer, dessen Unterricht er auch noch genoß, als er in die obere grammatikalische Classe des Jesuitencollegiums aufgenommen worden. Der Rector dieser Lehranstalt, der Pater Szluha, bezeigte ihm seine Zufriedenheit mit den erlangten Schulkenntnissen. Auch seiner anderen Lehrer Zuneigung erwarb er sich durch seinen Fleiß. Die erste Anwendung von der Fertigkeit, lateinisch zu denken und das Gedachte niederzuschreiben, machte Feßler bei der Abfassung eines Gebetbüchleins. Es bezeichnete die Richtung seines Geistes, indem es nicht ein einziges Gebet an die Jungfrau Maria, oder an irgend einen Heiligen enthielt. Das Ganze bestand, nach Feßler's eigenen Äußerungen [6]), aus mystischen Affecten der Liebe zu Gott und zu Jesus, aus Selbstgesprächen und lyrischen Ergießungen eines zerknirschten Herzens. Merkwürdig waren darin drei mit heißer Sehnsucht ausgesprochene Bitten. Gott und Jesus möchten ihn nämlich zum Doctor der Gottesgelahrtheit und zur Stütze seiner Kirche machen, dann zum Märtyrer für den Glauben. Als er diese Gebetsformeln seinem Beichtvater, dem Pater Zollner, zeigte, behielt dieser sie absichtlich einige Zeit zurück, und schenkte ihm dafür die aus den Schriften des heiligen Augustinus zusammengetragenen Meditationes et Soliloquia. Noch in späten Jahren erinnerte er sich lebhaft der Freude, die er empfunden, als er eine der seinigen ähnliche Geistesrichtung in jenem Werke zu finden geglaubt hatte.

Einen besondern Fleiß widmete er katechetischen Übungen. Außerdem gewann er Geschichte und Geographie besonders lieb. Aus Hübner's Staats- und Zeitungslexikon und einigen anderen Werken stellte er sich mit vieler Mühe eine ziemlich ausführliche Geographie von Asien und Afrika zusammen. Er schrieb sie in lateinischer Sprache nieder. Sein Beichtvater Zollner belohnte seinen Fleiß durch das Geschenk von zwei Büchern, durch welche die Aufgeregtheit seines Geistes beträchtlich gesteigert ward. Es war die Schrift von Thomas a Kempis: De imitatione Christi, und *R. Bellarmini* Ascensio mentis in Deum. Er las diese Schriften mit einigen Schülern, deren Fleiß und Geistesrichtung der seinigen glich. Selbst ihre Spiele mußten die Gestalt der Frömmigkeit annehmen. Am liebsten spielten sie Cönobiten, wo denn abwechselnd einer von ihnen Abt sein und sein Wochenamt mit einer Predigt antreten und es auch wieder so beschliessen mußte. Bei Feßler schien indessen

5) s. Feßler's Rückblicke auf seine siebenzigjährige Pilgerfahrt. (Breslau 1824.) S. 9 fg.

6) s. Rückblicke u. s. w. S. 22.

dies unschuldige Treiben in finstern Fanatismus auszuarten. Längst misbilligte er den Umgang seiner Mutter mit Lutheranern, die er, überzeugt, daß der römisch-katholische Glaube der allein selig machende sei, für Ketzer hielt. Die Vorwürfe seiner Mutter machten ihn duldsamer, und eine Veränderung seines Aufenthaltes gab auch seinem Geiste eine andere Richtung. Er war im September 1770 nach Presburg in die dortige lateinische Schule geschickt worden. In die poetische Classe versetzt, studirte er mit Eifer die römischen Dichter, auch einige der neuern, besonders den Janus Pannonius und Sarbievius. Seneca's Tragödien begeisterten ihn zur Abfassung eines Drama's, „Saul" betitelt, in welchem er bei der Aufführung mit einigen Mitschülern die Rolle jenes Königs übernahm. Unter Allem aber, was er las und trieb, sagte seinem frommen Gemüthe nichts inniger zu, als die von Hermann Hugo unter dem Titel: Pia desideria [7]), herausgegebenen Elegien über das Hohe Lied.

Nur ein Jahr brachte Feßler in Presburg zu. Dessenungeachtet hatte er in dieser kurzen Zeit seine Schulkenntnisse beträchtlich vermehrt und sein wissenschaftlicher Gesichtskreis war umfassender geworden, als er im September 1771 nach Raab zurückkehrte. Im November zur rhetorischen Classe befördert, erhielt er einen kenntnißreichen und freundlichen Lehrer an dem Jesuiten Antonius Mancini. Die Schriften Cicero's und Quinctilian's entschieden seine Vorliebe für die Beredsamkeit. Das Lesen der römischen Dichter, besonders des Horaz und Terenz, fesselte ihn noch immer. Doch gewann er auch den römischen Historikern, dem Livius, Sallust und Tacitus, ein entschiedenes Interesse ab. Immer aber neigte sich sein frommes Gemüth zu den Werken der Heiligen und Kirchenväter. Er las die Schriften des Franz von Sales, Augustin's Bekenntnisse, die Episteln des heiligen Hieronymus und ähnliche Werke. Dabei blieb ihm immer der von seiner Mutter geweckte Sinn für die Vereinigung des Thuns mit dem Wissen und ein nach ihrem Beispiele bis aufs Höchste getriebenes Wuchern mit der Zeit.

Unter so rastloser Beschäftigung und Anstrengung seines Geistes hatte er im Mai 1772 sein 16. Jahr erreicht. Um diese Zeit übertrug ihm sein Lehrer Mancini die Abfassung einer Lobrede auf den heiligen Ignatius. Seine Arbeit empfahl sich nicht blos durch rhetorische Floskeln, sondern auch aus dem Vorrathe seiner anderweitigen Kenntnisse durch einige gehaltvolle Gedanken. Er erntete allgemeinen Beifall ein, als er dies specimen eloquentiae bei einem öffentlichen Schulacte im August 1772 einer zahlreichen Versammlung vortrug. Um so mehr kränkte es ihn, als er einige Wochen nachher um die Aufnahme in den Jesuitenorden, der seiner Auflösung schon nahe war, anhielt, und unter dem Vorwande, daß er noch zu jung sei, bis auf Weiteres abgewiesen ward. Über den ihm versagten Wunsch beruhigte er sich mit der Ergebung in den göttlichen Willen. Mit dem festen Vorsatze, in den Orden der Karmeliter oder der Camaldulenser-Eremiten zu treten, besuchte er vom November 1772 bis Ende Mai 1773 fleißig die logischen und metaphysischen Vorlesungen. Zugleich unterzog er sich allen möglichen Beschwerlichkeiten und Abhärtungen, um sich zu der strengen Lebensweise der Camaldulenser vorzubereiten. Sein Schicksal nahm jedoch, statt ihn in die Ruhe und Einsamkeit und Contemplation zu führen, eine andere Wendung.

Sein mütterlicher Oheim, Georg Kneidinger, den er in Ofen besuchte, wo derselbe Lector Philosophiae in dem dortigen Capucinerkloster war, weckte in ihm den Entschluß, ein Mitglied jenes Ordens zu werden. Der Ordensprovinzial, Pater Verecundus, war grade in Ofen anwesend. Da er die öffentliche Prüfung zu dieses Mannes Zufriedenheit bestand, ward er in das Kloster zu Moor, in der stuhlweißenburger Gespanschaft, gewiesen, und am 9. Juli 1773 als Noviz eingekleidet. Der Name Innocentius, den er nun erhielt, war nicht unpassend, denn nach seinem eigenen Geständnisse in spätern Jahren war er damals noch so unschuldig, daß er nicht einmal mit dem körperlichen Unterschiede der Geschlechter bekannt war. Durch seine Geistesanlagen und Fähigkeiten, die er bei dem Vorlesen im Refectorium entwickelte, erregte er die Aufmerksamkeit und das Erstaunen seines Novizmeisters, des Paters Onesimus. Das Ansehen, das er dadurch und durch manche Beweise seiner gründlichen und vielseitigen Kenntnisse unter seinen Obern und im ganzen Kloster gewann, konnte ihn nicht befreien von den niedrigen Diensten, deren Verrichtung ihm als Novizen oblag. Das Glätten der Altarstufen, das Ausfegen der Klostergänge, die Arbeiten in dem Garten, vor Allem aber das Schlafen in dem groben Gewand auf bloßem Leibe wollte ihm durchaus nicht behagen. Er dachte ernstlich an seine Rückkehr in die Welt, und foderte nach einiger Zeit seine Entlassung. Der Pater Onesimus aber brachte ihm des Philosophen Seneca Schriften auf seine Celle, mit der väterlichen Weisung: von den Heiden christliche Demuth, Ertödtung der Sinnlichkeit und Resignation zu lernen. Feßler studirte fleißig in dem genannten Werke. Die Abhandlungen: de providentia, de vita beata und de brevitate vitae, wußte er bald auswendig [8]). Er lernte viel aus Seneca's Schriften, wenn auch nicht das, was der Pater Onesimus beabsichtigt hatte.

„Es war," sagt Feßler selbst [9]), „die erste Erschütterung meiner innern Welt, die ich jedoch durch meine Geistesthätigkeit bald wieder in Ruhe und Ordnung zu bringen wußte. Es gelang mir, in Seneca's Schriften selbst einen gewissen Mysticismus zu entdecken, und dieser machte mir glaublich, daß göttliche Erleuchtungen unmöglich ihm gefehlt haben konnten. Ewig selig mußte er auf

7) Lipsiae 1721; cum praefatione *J. H. Ernesti*.

8) Seinen Antheil an jenem römischen Schriftsteller zeigte Feßler in spätern Jahren durch eine Ausgabe seiner Werke, die er gemeinschaftlich mit einem Freunde unter dem Titel veranstaltete: *L. A. Senecae* Philosophi Opera omnia. Ad fidem LXIII librorum veterum, tum manuscriptorum, tum impressorum, recensuerunt et cum adnotationibus illustrarunt *Ig. Aur. Fessler* et *J. C. Ch. Fischer*. Indicem latinitatis philologico-criticum adjecit *C. F. Bauer*. (Vratislav. 1795.) 3 Voll. 9) s. Rückblicke u. s. w. S. 36 fg.

alle Fälle sein, ob er gleich, bei der Unbekanntschaft und Verborgenheit des Christenthums zu seiner Zeit, außer Stande war, Christ zu werden. Und nun diente mir sein Mysticismus zur Bestärkung und Erhöhung des meinigen; seine Moral aber beschränkte ich auf die Verhältnisse meines äußerlichen Lebens, in welchen mich meine Mystik oft ungewiß und hilflos gelassen hatte. So also, voll angelernter Mystik ohne innige Religiosität und den Blick auf das Ziel meiner drei Bitten geheftet, ging ich im Stillen meinen Weg fort, mit kindlicher Ergebung in Gottes Willen erwartend, was die Väter des Ordens über mich beschließen würden."

Am 9. Juli 1774 leistete er am Altare die feierlichen Gelübde. Das unauflösliche Band, das ihn an den Orden kettete, war nun geknüpft. Noch in dem genannten Monate ward er in das zwei Meilen von Pesth gelegene Kloster Besnijió geschickt. Der dortige Guardian, Cölestinus, gewann ihn bald lieb, und bewies ihm auf mehrfache Weise seine väterliche Zuneigung. Dem Bibliothekar des Klosters, Pater Leonidas, empfahl er sich durch die Bereitwilligkeit, ihm bei der Pflanzung und Pflege seines Gartens und dem Begießen der Blumen zu helfen. Selbst der schwersten Arbeit entzog er sich nie, auf keinen andern Lohn rechnend, als aus der Klosterbibliothek Bücher zu erhalten. Oft entbehrte er des Nachts den Schlaf, um darin zu lesen. Seine Wahl fiel dabei vorzugsweise auf die heilige Schrift, die Kirchenväter und Mystiker, auf die Schriften des Dionysius Areopagita, Gerson's, Ruisbroch's u. A. Die Idee, ein Märtyrer für den Glauben zu werden, erwachte wieder in ihm. Sein Verstand mußte ihm sagen, daß dieser Beruf mit einer unsäglichen Menge von Mühseligkeiten verbunden sei. Um sich im Voraus daran zu gewöhnen, durchwachte er ganze Nächte, lief oft in den Klosterwald in Sturm und Regen bis zur stärksten Erhitzung, dann wieder barfuß im Schnee umher, geißelte sich mit Dornen bis aufs Blut, verpflichtete sich zum Fasten durch Gelübde und litt Hunger und Durst bis zur gänzlichen Erschöpfung seiner Kräfte. Nur seiner festen Körperconstitution hatte er es zu danken, daß seine Gesundheit nicht völlig untergraben ward.

Eine andere Richtung erhielt sein Geist durch die Bekanntschaft mit dem Freiherrn Podmanizky, der auf seinem Gute, eine halbe Meile von Besnijió, lebte. Aus der Bibliothek dieses vielseitig gebildeten Mannes erhielt Feßler Fleury's Abhandlungen über die Kirchengeschichte und Muratori's Tractat von der wahren Andacht. Den Eindruck, den diese Schriften auf ihn machten, schildert Feßler selbst[10]) mit den Worten: „Meine Ruhe war dahin, meine innere Welt zerstört, mein Geist aus dem Himmel der Mystik herabgesunken zur Erde. Fleury hatte mich von der Ausartung der christlichen Kirche und von der Verderbtheit und Nichtigkeit des heutigen Mönchswesens, Muratori von der Gehaltlosigkeit und Verwerflichkeit der Mönchsandachten überzeugt. Mit Riesenkraft arbeitete ich nun, entweder meinen bisherigen Geisteszustand wiederherzustellen, oder in den gegenwärtigen Licht und Frieden zu bringen. Zu diesem Zwecke las ich das neue Testament sieben Male hinter einander durch, darauf einige der lateinischen Kirchenväter, unter andern den Lactantius, Cyprianus, Salvianus und Leo, und endlich die ersten vier Bände der großen Conciliensammlung mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit. An Wachen und Fasten ließ ich es dabei nicht fehlen. Mein Gebet an den göttlichen Geist bestand mehr in Seufzern und Thränen, als in Worten. Aber Alles war vergeblich. Mein angelernter Glaube war dahin, und ohne ihn war mein bisheriges, gegenwärtiges und künftiges Leben mit Finsterniß bedeckt."

In dieser Stimmung fielen ihm durch die Gewohnheit, überall Bücher herbeizuschaffen, Hoffmannswaldau's Gedichte in die Hände. Die darin enthaltenen unsittlichen Schilderungen erregten in ihm mit stürmischer Heftigkeit den Geschlechtstrieb, und er vergaß, wie er selbst erzählt, am nächsten Himmelfahrtsfeste den Himmel mit allen seinen Heiligen bei dem Anblicke vieler lieblich gestalteten Erdentöchter unter den anwesenden Wallfahrern. Was ihn zurückhielt, die Befriedigung physischer Triebe zu suchen und dadurch die Mönchsfesseln gewaltsam zu sprengen, war die wiederholte Lecture von Seneca's Schriften. Ihr Inhalt reichte zwar nicht hin, sich ein System des religiösen Wissens zu bilden; aber Seneca's Moral schützte ihn gegen die Verderbniß des Herzens durch Ausschweifungen, in welche seine Phantasie, mit Bildern der Wollust erfüllt, ihn zu stürzen drohte. Einigermaßen beruhigt, dachte er auf Mittel, sich mit Ehren den Banden des Klosterlebens zu entwinden. Das Zweckmäßigste schien ihm, sich um eine Pfarre oder eine Hauskapellan- und Beichtvaterstelle am Hofe eines Bischofs oder Grafen zu bewerben. Nur durch tadellose Sitten und Auszeichnung in wissenschaftlichen Kenntnissen glaubte er dies Ziel erreichen zu können. Als er daher zu Anfange des September 1775 in das Kloster zu Großwardein versetzt worden war, um dort die scholastische Philosophie zu studiren, brachte er es mit ausdauernder Anstrengung bald dahin, daß er als der gewandteste Dialektiker galt, wenn er bei Disputationen als Respondent oder Opponent auftrat. Die Domherren Bimbó und Gánoczy, selbst der Bischof Patachich, lobten nicht nur seinen Eifer im Studiren, sondern unterstützten ihn auch freigebig mit Geschenken an Büchern. Mit 50 Bänden bereichert, verließ er, nachdem er seinen zweijährigen Cursus der scholastischen Philosophie beendigt, 1776 seinen bisherigen Aufenthalt. Er ward um diese Zeit nach dem bei Wien gelegenen Kloster Schwächat geschickt, um dort Moraltheologie und Casuistik zu studiren. Ihn erwarteten dort ungünstige Verhältnisse. Gleich bei seiner Ankunft wurden ihm die mitgebrachten Bücher weggenommen, obgleich sie nichts den Klosterstudien Widersprechendes enthielten. Auch die Benutzung der Bibliothek ward ihm untersagt. Er sollte nichts anderes lesen, als ein ihm dargebotenes, höchst dürftiges Compendium Theologiae moralis universae, und die fast noch armseligern Hefte des Lectors Amadeus. Dennoch steigerte sich sein Fleiß und erhielt

10) f. Rückblicke S. 43 fg.

einen neuen Sporn, als ihm ein Freund ein Exemplar der von Paul Riegger verfaßten Synopsis juris ecclesiastici publici et privati schickte. Durch ebendiesen Freund wandte er sich im Januar 1777 schriftlich an den Hofrath und Professor des Kirchenrechts zu Wien, Valentin von Eybel, dem er seine Denkungsart und seine Schicksale aufrichtig schilderte, und die von jenem gelehrten Manne herausgegebenen Schriften über das Kirchenrecht erhielt. Sorgsam verbarg er diese Schätze in den verborgensten Winkeln des Klosters und zog sie nur des Nachts hervor, um sie zu benutzen.

Durch vieles Wachen, übermäßige Geistesanstrengung und eine hinzugetretene Erkältung erkrankte er zu Ende Octobers 1778. Dem berühmten Arzte Maximilian Stoll, der aus Wien herbeigerufen ward, entdeckte er nicht nur sein physisches Übel, sondern auch seine Gemüthskrankheit, und bat ihn um Rath und Beistand. Zu weiterer ärztlicher Behandlung ward Feßler im November nach Wien gebracht. Seine körperliche Krankheit war bald gehoben. Zur Heilung seines Gemüths trug besonders Eybel bei, der ihn zur Fortsetzung seiner Studien ermunterte, um sich dadurch zu einem öffentlichen Lehramte vorzubereiten und ihn dabei mit den nöthigen Büchern zu unterstützen versprach. Durch ihn ward Feßler auch mit dem gelehrten Benedictiner Stephan Rautenstrauch bekannt, der die Stelle eines Referendars bei der Hofstudien-Commission in Wien bekleidete und zugleich Director aller theologischen Facultäten in der österreichischen Monarchie war. Auch dieser Mann unterstützte ihn mit seinem Rath und mit seinen Büchern, die ihm Trost gewährten in seinen traurigen Verhältnissen. Die in jenen Schriften ausgesprochenen Grundsätze standen in dem auffallendsten Contraste mit den veralteten Mönchsstudien. Nichts, was irgend einen Anstrich von heuchlerischer Frömmigkeit hatte, war in jenen Büchern unaufgedeckt und unverworfen geblieben, nichts darin übergangen, was sich auf die Pflichten einer reinen Religiosität bezog. Erst durch jene Bücher ward Feßler, nach seinem eigenen Geständniß, in Stand gesetzt, die Richtschnur zu einer gründlichen Gelehrsamkeit zu erkennen und aufzufassen. Um so mehr schmerzte es ihn nach seiner Rückkehr ins Kloster, daß jene literarischen Schätze, nicht behutsam genug verwahrt, von den argwöhnischen Blicken des Lectors Amadeus entdeckt wurden und der Raubsucht dieses harten Mannes anheimfielen. Dem Kummer über diesen Verlust folgte bald eine neue Kränkung. Angeblich wegen nächtlichen Verweilens außerhalb des Klosters mußte er auf Befehl des Provincials am 17. Dec. 1778 öffentlich Wasser und Brod auf der Erde essen. Um sich von dem Lector Amadeus, den er als Lehrer verachtete und als seinen Verfolger haßte, befreit zu sehen, verfaßte er ein demüthiges Schreiben an den Provincial, in welchem er um Versetzung in ein anderes Kloster bat. Der erste Erfolg seiner Bitte war ein väterliches Ermahnungsschreiben zu demüthiger Hingebung seines ganzen Wesens an den heiligen Ordensgeist [11]). Hierauf traf ihn am 23. Dec. abermals die Strafe mit Wasser und Brod auf der Erde. Am 29. Dec. aber ward er in das Kloster zu Wienerisch-Neustadt versetzt. Zum Glück fand er zuvor noch Zeit, seine verborgenen literarischen Schätze den Händen eines Freundes zu überliefern und auf diese Weise in Sicherheit zu bringen.

Durch diese Veränderung hatte seine Lage sich noch verschlimmert. An Stolz, Rohheit und Härte kam dem Lector Celsus keiner gleich. Geduldig ertrug Feßler mit seinen Mitschülern eine Zeit lang die heftigen Ausbrüche des Zorns, zu denen sich jener leidenschaftliche Mann hinreißen ließ. Als er es aber gar zu arg trieb, verlangten sie von dem Ordenscapitel ihres Verfolgers Entfernung. Ihr Wunsch ward erfüllt; doch wurden sie ungehört zur Strafe eines dreitägigen Fastens bei Wasser und Brod verurtheilt und hierauf im August 1779 in das drittehalb Meilen von Wien gelegene Kloster Mödling versetzt. Schon 1777 war Feßler von dem Cardinal Migazzi in Wien zum Subdiakonus und ebendaselbst 1778 von dem päpstlichen Nuntius, Bischof Garampi, zum Diakonus geweiht worden. Bald nachher, am 29. Mai 1779, hatte er die Priesterweihe empfangen. Er war damals 23 Jahre alt. Seine Stimmung und seine Verhältnisse in Mödling schildern einige vertraute Briefe an seinen Oheim, Andreas Kneidinger, in Presburg und an den Prälaten Stephan Rautenstrauch in Wien. An jenen schrieb er den 20. Mai 1780: „Ihre philosophischen Gedanken über die Vortheile des Mistrauens, die Sie mir in Ihrem letzten Briefe zur Beherzigung vorlegten, scheinen mir mit der Würde des Menschen nicht ganz übereinstimmend. Wenigstens ist mein Herz noch zu weich, der Vorrath meiner Erfahrungen noch zu dürftig, und die Gelegenheit, Beobachtungen im Ganzen anzustellen, für mich noch zu selten, als daß ich mir Ihren Satz: der Mensch ist so lange für böse zu halten, bis er überzeugende Beweise vom Gegentheile gibt, zur allgemeinen praktischen Maxime meines Umganges mit Menschen machen könnte. Verzeihen Sie mir, wenn ich im Denken und Handeln nicht weiter gehe, als soweit mich Natur und Wahrheit an dem rechten Arme der Erfahrung sicher geleitet haben. Ich habe die Menschen noch nie böse gefunden, als wenn sie ein Interesse fanden, es zu sein, und für ihre Mitbürger nie gefährlich, als wenn ihre gegenseitigen Interessen sich durchkreuzten. Wenn ich dann von meinen Ordensbrüdern schon so manches Böse erfahren habe, so ist nicht die Ursache, weil sie böse waren und ich sie dafür hätte halten sollen, sondern weil ich zur Verbesserung meines Schicksals wider den Ordensgeist, durch den allein sie bestehen, stürmisch ankämpfte, oder weil ihr besonderes Interesse mit dem meinigen in Widerstreit gerieth, und ich noch zu wenig Scharfsinn besaß, um dergleichen Collisionen einzusehen und die zweckmäßigsten Mittel zur Aufhebung derselben zu finden. Nie möchte ich darum die Gerechtigkeit des Satzes bezweifeln: Übe deinen Beobachtungsgeist in Untersuchung, Prüfung und Bestimmung des verschiedenen Interesse der Menschen, und in Abwägung der Kräfte und Mittel, deren sie sich im Collisionsfalle derselben mit den deinigen bedienen könn-

11) s. dies Schreiben in lateinischer Sprache mit beigefügter teutscher Übersetzung in Feßler's Rückblicken u. s. w. S. 430 fg.

ten, und nach diesem Maßstabe miß dein Betragen gegen sie ab."

So maß Feßler mit edler Selbstverleugnung sich selbst die Schuld seiner ungünstigen Verhältnisse zu. Die nachfolgende Stelle in dem eben mitgetheilten Briefe gestattet einen tiefen Blick in sein Inneres: „Von Priestern und von einem Weibe erzogen, ist man im 17. Jahre noch unfähig zu wählen. Ich ging in das Kloster, weil ich glaubte, daß es zu meinem Heil so sein müßte; ich legte die Ordensgelübde ab, weil ich glaubte, daß es so sein müßte; und ich lebe jetzt in den drückendsten Fesseln, ungeachtet meiner gewissen Überzeugung, daß es anders sein könnte und sollte. Hätte ich übrigens kein edleres Bedürfniß kennen gelernt, als gut zu essen und zu trinken, von himmlischen Freuden zu träumen, alte Frauen zu trösten und ihre Töchter auf den Wegen des Heils liebend zu begleiten, so wäre ich bei allem Schein der Strenge, mit dem mein Kleid die Welt täuscht, der glücklichste Mensch." Wie er in seinem Stande den Deisten mit dem katholischen Priester vereinigte, zeigt sein eigenes Geständniß im Gespräche mit einem seiner Freunde, dem Staatssecretair von Molinari, der gemeint hatte, er sei nichts weniger als mit ganzer Seele Capuciner. „So lange ich denke," antwortete Feßler, „kenne ich mich als einen sehr gewöhnlichen Menschen, und mit ganzer Seele bin ich nichts als Schüler der Natur und Wahrheit. Aber ich bin auch Christ und Priester; das Erste im strengen, das Zweite im wahren Verstande genommen. So deucht mir, schließt eins das andere aus. Ich bin Christ und kenne den Priestergeist, ohne in eitler Rücksicht Priester zu sein. Wer das Evangelium gelesen, weiß ohne meine weitere Erklärung, was nach dem Evangelium Christ, was Priester heißt. Der Christ folgt der Sittenlehre Jesu, den die Priester kreuzigen ließen."

Nach dieser Erklärung mußte er alle kirchlichen Dogmen als positive Lehrsätze betrachten, nicht blos als symbolische Aussprüche religiöser Anschauungen, und in den kirchlichen Ceremonien erblickte er nicht die bloßen Formen religiöser Gefühle, sondern das Leben der Religion selbst. Er war daher äußerst pünktlich in allen priesterlichen Verrichtungen. Mit Andacht las er die Messe, in welcher er ein Huldigungsopfer an die ewige allwaltende Natur erblickte. Der Beichtstuhl ward ihm eine reichhaltige Quelle der Kenntniß des menschlichen Herzens. „Keinen verwegenen Sünder," sagt Feßler selbst[12]), „keine vornehme, in Unzucht und Schamlosigkeit tief versunkene Sünderin entließ ich aus meinem Beichtstuhle, bevor sie mir nicht umständlich und ausführlich, bald freimüthig bekennend, bald auf meine Fragen antwortend, entdeckt hatten, auf welche Weise sie von Schritt zu Schritt auf den Grad ihrer moralischen Verderbtheit gestiegen seien."

Eine zufriedene Stimmung herrscht in einem Briefe Feßler's an den Prälaten Rautenstrauch in Wien, am 31. Mai 1781. „Ich genieße," schrieb er, „seit zwei Jahren einer ungestörten Ruhe. Kaum hat man mehr ein wachsames Auge auf mich. An meiner mönchischen Orthodoxie zweifelt Niemand, und wie könnten sie es, da ich in einem fort nur von Kirche, Papst, Bellarmin und Sanct Bonaventura schwärme, und sie des Nachts schlafen, wenn ich in der Gesellschaft der Geister Petri de Marca, Bossuet's, van Espen und ihrer Verwandten in voller Kraft lebe[13]). Nur noch kurze Zeit, und man wird mich nicht nur als des Ordens Stütze, sondern auch als des Papstthums Pfeiler betrachten."

Andere Ansichten schien er gewonnen zu haben in dem wiener Kloster, wohin er nach dem Tode der Kaiserin Maria Theresia, im September 1781, zur Vollendung seiner Studien versetzt worden war. Der Gedanke, sich den Fesseln eines Standes zu entwinden, für den er nicht geschaffen, ward in ihm zum unerschütterlichen Entschlusse. An seinen Oheim, Andreas Kneidinger in Presburg, schrieb er am 16. Febr. 1782: „Sie wissen, daß meine Wahl des Mönchsstandes das Werk der Frömmigkeit meiner Mutter war. Ich habe ihr zu viel zu danken, als daß ich mir ein besseres Schicksal auf dem Grabe ihrer Ruhe schmieden sollte. Ich bin aber auch zuviel Mensch, um den Zweck und die Zufriedenheit meines ganzen Lebens ihren frommen Vorurtheilen aufzuopfern. Da nun meine künftigen Schritte öffentlich geschehen müssen, so sollen sie auch zur Kenntniß meiner Mutter gelangen; aber zuerst durch Sie, lieber Oheim, damit nicht die Lügen und Übertreibungen meiner Feinde voreilig dem mütterlichen Auge Thränen, dem mütterlichen Herzen Verwünschungen erpressen über ihren nach rechtlichen und edlen Dingen strebenden Sohn. Ich selbst werde ihr nichts von Allem, was ich unternehme, schreiben; denn in meiner eigenen Sache würde ich mehr ihr Mistrauen erwecken, als ihr Vertrauen gewinnen."

Am 23. Febr. 1782 war Feßler um Mitternacht, auf Befehl des Guardians, Pater Verecundus, von einem Laienbruder in die ihm bisher unbekannten unterirdischen Klostergefängnisse geführt worden. Er sollte einem dort eingeschlossenen Mönch, Nikomedes mit Namen, der dem Tode nahe, die Sacramente reichen. Der unglückliche Greis verschied in jenem furchtbaren Kerker in Feßler's Armen. Zweiundfunfzig Jahre lang hatte er dort eine jugendliche Übereilung büßen müssen. Tief ergriffen von dem unter dem Capucinerhabit nicht erstorbenen Gefühle der Humanität, und unbekümmert um seine eigene Sicherheit, entdeckte Feßler in einem geheimen Schreiben dem Kaiser Joseph II. jenen Höllenabgrund, in welchem der geistliche Haß seine Opfer so lange geschlachtet. An den Prälaten Rautenstrauch schrieb er am 1. Mai 1782: „Wohl mir, daß meine Anzeige der Gefängnisse im hiesigen Kloster in Ihre Hände gekommen ist; dadurch sehe ich mich gegen Verrath gesichert. Erst nachdem meine Schrift schon in den Händen des Kaisers war, gingen mir

12) s. Rückblicke u. s. w. S. 73 fg.

13) In einem Briefe an seinen Oheim, Andreas Kneidinger, äußert Feßler, wie glücklich er sich fühle, daß sein Reichthum an wissenschaftlichen Schätzen wachse. „Ich wühle und schwelge darin," schreibt er, „und gewahre mit Freuden, daß sich mein historischer, kanonistischer und theologischer Gesichtskreis täglich mehr erweitert, dankbar dabei gedenkend meiner Mutter, die mich das Nöthigste dazu, den Zeitwucher, gelehrt hat." s. a. a. O. 78.

die Augen auf, und ich erkannte, wie viel ich gewagt, wenn der Monarch meine Anzeige, was leicht geschehen konnte, an einen Mönchsfreund zum Referat gesandt hätte. Jetzt bin ich durch die Nachricht Ihres Secretairs beruhigt. Ihm habe ich auch meine Gedanken über die Art und Weise, wie ich glaube, daß die Untersuchung geführt werden müßte, mitgetheilt."

In das Lob, das ihm der Prälat Rautenstrauch über jenen gutgemeinten Entwurf zollte, stimmten andere seiner Freunde nicht mit ein, am wenigsten Molinari, der schon über seine Anzeige der Klostergefängnisse seine Misbilligung zu erkennen gegeben hatte. Feßler war indessen von der Bündigkeit seiner Arbeit, sowie von der Rechtlichkeit seiner Absichten zu sehr überzeugt, als daß irgend ein Einwurf dagegen ihn irre machen konnte. Er war in seiner Schrift von der Meinung ausgegangen, daß der Kaiser im Einverständnisse mit dem geldbedürftigen Papste Pius VI., mit dem ehrgeizigen Cardinale Migazzi und mit einigen helldenkenden Bischöfen, bei der ziemlichen Anzahl aufgeklärter oder wenigstens gelehrter Prälaten und Geistlichen, alle Schwierigkeiten überwinden würde, sobald er etwas Großes und Ganzes wollte. Die erwähnte Schrift gab die Mittel an, jenes Einverständniß zu erlangen und zu befestigen [14]).

Der Erfolg entsprach seinen Wünschen. Eine strenge Untersuchung fand statt in allen Mönchs- und Nonnenklöstern der österreichischen Monarchie. Noch im September 1782 ward in verschiedenen Klöstern eine beträchtliche Anzahl von Mönchen und Nonnen aus düstern Kerkern ans Licht gezogen. Auf Befehl des Kaisers wurden alle Klostergefängnisse zerstört. Dem Hasse seiner Ordensbrüder, denen er längst verdächtig geworden war, konnte Feßler nicht entgehen. Ihn traf bald das Schicksal der unversöhnlichsten Verfolgung. Indessen war mit dem Schlusse des Jahres 1782 der Zeitpunkt für ihn herangekommen, wo er, nach vollendeten Mönchsstudien, einem weit von Wien entlegenen Kloster in Ungarn der Dunkelheit und Vergessenheit überliefert werden sollte. Er hatte nichts mehr zu verlieren, und wagte daher das Äußerste. Seine Jugend brauchte er zum Vorwande, als er an den Kaiser die Bitte richtete, seine theologischen Studien, die er im Kloster nur dürftig habe betreiben können, auf der Universität zu Wien repetiren zu dürfen. Dort wollte er sich auch zugleich mit dem Natur-, Staats- und Kirchenrecht beschäftigen. Um aber seine heimlichen Verfolger zum öffentlichen Kampfe herauszufodern, ließ er unter seinem Namen eine Schrift drucken über die Majestätsrechte des Kaisers in kirchlichen Sachen [15]). Dadurch reizte er seine Feinde, sich gegen ihn mit Waffen zu rüsten, die um so gefährlicher trafen, je sicherer sie unter dem Scheine der Religion und der Frömmigkeit gebraucht wurden. Seine damalige Stimmung schildert er selbst [16]) mit den Worten: „Das Leben fing an, mir peinlich zu werden, und ich würde mich körperlich ausgezehrt haben, wenn nicht das lebendigste Gefühl meiner Kraft mich aufrecht erhalten hätte. Oft fühlte ich mich gewaltig angetrieben, die Flucht zu ergreifen, in ein ganz protestantisches Land zu ziehen, und zur Lutherischen Kirche überzugehen; denn von der papistischen Kirche war schon lange kein Punkt mehr in meiner Seele. Dennoch sträubte sich mein Ehrgefühl unüberwindlich gegen heimliche Flucht; es nöthigte mich zu dem alten und schönen: Perfer et obdura, dolor hic tibi proderit olim, bis ich mit Ehren die mich bindenden Fesseln zerreißen könnte."

Angeklagt, die Gelübde der Armuth, Obedienz und Keuschheit verletzt zu haben, ward er vor den Richterstuhl des Erzbischofs und Cardinals Migazzi gestellt. Sein eigener Oheim, Pater Georgius, löste die Bande der Menschlichkeit und des Bluts, um als falscher Ankläger gegen ihn aufzutreten. „Meine Sache nimmt die ungünstigste Wendung," schrieb er am 3. Sept. 1782 seinem Oheim Andreas Kneidinger in Presburg. „Mein Schicksal neigt sich zur Entscheidung. Immer schwächer wird meine Hoffnung, über die Ränke der Mönche und des Cardinal-Erzbischofs zu siegen. Nur Gottes wunderbare Fügungen können mich der Verwirrung glücklich entwinden, in die ich mich verwickelt sehe. Der Ihnen bewußten Briefe und meiner in Druck gegebenen Schrift wegen war ich bei dem erzbischöflichen Consistorio angeklagt und auf vier Wochen von allen priesterlichen Functionen suspendirt worden. Gestern war diese Strafzeit abgeflossen, und ich las heute wieder zum ersten Male Messe." In so trüben Verhältnissen fand er, außer dem Prälaten Rautenstrauch, einen einflußreichen Gönner an dem Barone Franz Karl von Kressel, dem Präsidenten der von dem Kaiser niedergesetzten geistlichen Commission. Jene beiden wackern Männer suchten seine Unschuld unmittelbar vor dem Monarchen wirksam zu vertheidigen. Der Erfolg war günstig. Am 6. Febr. 1784 ward Feßler zum Lector und am 11. Nov. zum ordentlichen Professor der orientalischen Sprachen und der Hermeneutik des alten Testaments auf der Universität zu Lemberg ernannt. Mit der Professur hatte er zugleich den theologischen Doctorgrad erhalten. Durch ein kaiserliches Decret war er zugleich aus dem Capucinerorden gesetzlich entlassen worden. Einen besondern Beweis seiner Huld gab ihm der Kaiser noch durch ein Geschenk von 150 Fl. zur Bestreitung der Reisekosten.

Seine damalige Lage und sich selbst hat Feßler geschildert [17]) in folgenden charakteristischen Zügen: „So hin-

---

14) Vergl. Rückblicke u. s. w. S. 108 fg., wo Feßler sich über das Ganze der bezweckten Reform ausführlich äußert. 15) Die Schrift erschien unter dem Titel: „Was ist der Kaiser? Verfaßt von einem Capuciner, herausgegeben von Feßler." (Wien 1782.) Der Verleger war der dortige Buchhändler Weingand (s. Rückblicke u. s. w. S. 124). Noch in dem genannten Jahre erschien ein zweites Heft. Feßler äußert darüber in einem Briefe an seinen Oheim, Andreas Kneidinger: „Das Motto auf dem Titelblatte aus 1 Sam. 10, 25 und Ps. 40, 11 kündigt allen Wahrheit- und Menschenfreunden meine gegenwärtige bedenkliche Lage an. Dies zweite Heft ist gründlicher, nachdrücklicher, pikanter geschrieben, als das erste, und kann zugleich zum Maßstabe meiner gegenwärtigen Natur-, Staats- und Kirchenrechtskenntnisse dienen. So gering diese auch sein mögen, so muß diese Schrift dennoch meine Freunde zur Thätigkeit für mich spornen, wenn sie erwägen, unter welchen Schwierigkeiten, in meinem Alter, nur im Geheim und durch Privatfleiß ich mir dieselben erwerben mußte."

16) s. Rückblicke u. s. w. S. 128 fg. 17) s. a. a. O. S. 183 fg.

ausgeworfen in die Welt, stand ich da, ohne Glauben, ohne Religion, voll todten Bücherwissens, leer im Herzen, mit einem durch den Beichtstuhl geübten Blick, in den Leuten der Menschen zu lesen, in der unbehilflichen Form eines säcularisirten Mönches, der den harten Kampf mit seinem Schicksale männlich bestanden hatte; mit einer Menge ungeregelter Kräfte, mitten unter Menschen, denen diese Form fremd, auffallend, misfällig war; unter Menschen voll Ansprüche, die sie vor mir nicht begründen konnten; unter Menschen voll humoristischer Protectionsgüte, deren zu bedürfen ich nicht glaubte; ohne alle Gerechtigkeit im Urtheilen und Behandeln, welche ich verdiente und foderte; ohne Einsicht, das Originelle und Selbständige an mir zu fassen, ohne Humanität, es an mir zu dulden. So ging ich einem schweren Stande entgegen, wenn auch nicht, wie ich nachmals erfahren habe, von Exjesuiten eine Anzahl Uriasbriefe mir nach Lemberg vorangegangen wären, der dortige Gubernialrath Graf Galenberg nicht öffentlich von mir behauptet hätte: der Mensch von gemeiner Herkunft kann nichts Ordentliches gelernt haben; wenn auch meinen künftigen Zuhörern gar nicht eingefallen wäre, laut zu sagen: Was will der Capuciner uns lehren, der gestern noch Student war, wie wir?"

Ein paar Tage vor seiner Abreise ereignete sich ein Vorfall, der ihm beinahe das Leben gekostet hätte. Nach Mitternacht, als er noch in seiner Celle studirte, ward er von dem Pater Sergius mit einem großen Fleischmesser und mit den Worten: „Stirb, Ketzer!" überfallen. Er würde diese That vollbracht haben, wenn nicht Feßler rasch einen auf dem Tische liegenden Dolch ergriffen und ihn damit an der Hand verwundet hätte. Bestürzt ließ der Fanatiker das Messer fallen und entlief[18]). „Die Aufhebung des Klosters," sagt Feßler, „wäre vielleicht die geringste Strafe des versuchten und dem Monarchen kund zu machenden Verbrechens geworden. Da ich aber dem Mönchsstande ehestens entnommen werden sollte, so wollte ich keine Rache, sondern gab dem Guardian Nicephorus zweckmäßige Anleitung, wie sowol meine persönliche Sicherheit, als auch die öffentliche Achtung des Ordens erhalten werden könnte. Durch mein Zeugniß unterstützt, erhielt der Guardian von dem Barone Kressel Erlaubniß, den Pater Sergius, als in Wahnsinn verfallen, den barmherzigen Brüdern zur Krankenpflege zu überliefern."

Am 15. März 1784 eröffnete Feßler sein Lehramt in Lemberg in Gegenwart der Vorsteher der dortigen zwei Seminarien, der Professoren, einiger Exjesuiten, vieler Weltgeistlichen und mehr als 200 studirender Alumnen. Er hielt eine Rede über die Wichtigkeit der orientalischen Literatur und der Schriften des alten Testaments, als ehrwürdiger Urkunden der göttlichen Erziehung des Menschengeschlechtes. Sein Vortrag war fließend, lebhaft, klar und bestimmt. In wenigen Monaten hatte er den Beifall seiner Zuhörer gewonnen und sie zu der Überzeugung geführt, daß der vor Kurzem noch von ihnen verachtete Capuciner sie doch etwas lehren könne.

18) s. a. a. O. S. 479.

Um sich diesen Beifall zu erhalten, zerrüttete er seine Gesundheit durch nächtliche Studien und durch Entbehrung des Schlafs. Nur langsam ward er mit ärztlicher Hilfe wieder hergestellt. Seine wissenschaftlichen Kenntnisse hatte er dadurch beträchtlich vermehrt. Als er aber, mit Hintansetzung seines gelehrten Treibens, sich auch in die ihm unbekannten Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens einzudrängen versuchte, ward ihm bald fühlbar, daß er sein eigenes Selbst völlig verleugnen müßte, um mit der Welt in harmonischer Wechselwirkung zu stehen. Bald als ein übermüthiger, bald als ein böser und gefährlicher Mensch unfreundlich zurückgewiesen, flüchtete er sich mit tiefem Unmuthe in seine Einsamkeit zurück, und beschränkte sich auf den Umgang mit einigen wissenschaftlich gebildeten Männern, zu denen besonders der Professor Martinovicsch und der Raitrath Zauner gehörten. Nächst ihrer wissenschaftlichen Bildung war Musik, die er sehr liebte, das Hauptband, das ihn an jene Freunde fesselte.

Um diese Zeit trat er wieder als Schriftsteller auf. Zum Gebrauch für angehende Theologen gab er seine Anthologia hebraica heraus[19]), und ließ bald nachher bei W. G. Korn in Breslau Institutiones Linguarum Orientalium drucken[20]), die er dem Präsidenten der Hofstudien-Commission in Wien, dem vielseitig gebildeten Freiherrn van Swieten, übersandte. Über das erstgenannte Werk, die hebräische Blumenlese, schrieb ihm der Professor Monsberger aus Wien am 12. Mai 1787: „Sie haben in dieser Anthologie sowol sich selbst als meine Erwartung übertroffen. Sie zeigen darin einen gründlichen Exegeten und helldenkenden Kritiker. Zwar kannte ich Sie längst als einen aufgeklärten Kopf mit tief eindringendem Geiste. Dennoch hoffte ich in so kurzer Zeit kein solches Werk, das eine langwierige rastlose Benutzung und Auswahl unserer neuesten und besten Schriftsteller voraussetzt." Erhöht ward seine Freude über diese Anerkennung seiner literarischen Thätigkeit noch durch die Huld und Herablassung, die ihm Kaiser Joseph II. bewies, als er um diese Zeit die Hochschule zu Lemberg besuchte. Andere Erfahrungen machte er aber auf einer Ferienreise durch einen Theil von Ungarn und Österreich, um seine Verwandten und Freunde zu besuchen. Von seinem Besuche in den Klöstern sagt er: „Nirgends fand ich eine Spur brüderlicher Liebe; überall sah ich mich mit Nachstellungen und Gefahren des alten Hasses bedroht. In der Hauptstadt Ofen einige Tage verweilend, erhielt ich Kunde, daß eben der Sergius, der vor vier Jahren mich zu ermorden versucht hatte, jetzt in dem ofener Kloster das ehrenvolle Amt eines Predigers bekleide. Einer der Brüder, der sein besseres Schicksal mir zu verdanken hatte, ließ nicht ab, mich vor längerem Verweilen in diesem Kloster zu

19) Anthologia hebraica, e sacris Hebraeorum libris depromta, adjecta versione latina et annotationibus. (Leopoli 1787. 4 maj.) 20) Institutiones Linguarum Orientalium, Hebraicae, Chaldaicae, Syriacae et Arabicae, cum Chrestomathia Arabica *J. G. Eichhornii*. Pars prior. (Vratislav. 1787.) Pars posterior, Institutiones Linguae Chaldaicae et Arabicae complectens. (Ibid. 1789.)

warnen. Ich folgte ihm, ohne seinen Warnungen völligen Glauben beizumessen, wohl wissend, daß besorgte Freunde bisweilen auch von irrigem Verdachte getäuscht werden."

Er war dadurch zu dem Entschlusse gekommen, nichts mehr zu thun für das, was man damals Aufklärung nannte. Schon früher hatte er, dem kaiserlichen Schutze nicht recht trauend, sich auf dem Katheder enthalten, irgend etwas gegen den Katholicismus zu lehren. Noch vorsichtiger ward er, als er den Auftrag erhalten, neben seinem eigentlichen Lehrfache auch Dogmatik und Polemik zu lesen. Bald nach seiner Rückkehr nach Lemberg entwarf er in einem Berichte an den Ordens-Provinzial, den Pater Chrysologus, eine Schilderung der Widerwärtigkeiten, die er auf seiner Reise in verschiedenen Capucinerklöstern erduldet. Als kaiserlicher Beamter war er ohnehin schon der klösterlichen Gerichtsbarkeit entnommen. Er verlangte daher in jenem Berichte eine schriftliche und förmliche Auflösung aller Verbindung zwischen ihm und dem Capucinerorden. Der Pater Chrysologus, ein auf Recht und Gerechtigkeit haltender Mann, trug kein Bedenken, jene Bitte zu erfüllen, und fügte seinem Antwortschreiben die Auflösungsurkunde bei[21]). Nachdem auf diese Weise alle Verbindung zwischen ihm und dem Orden aufgehoben war, legte Feßler auch den Ordensnamen Innocentius ab, und nahm seinen Taufnamen Ignatius mit dem Beisatze Aurelius, aus Achtung für den heiligen Augustin, zurück.

„Mein dogmatisch-polemisches Collegium," sagt er selbst[22]), „wurde nun sehr seicht und trocken; denn ich hatte in mir selbst zu arbeiten. Zum ersten Male hatte ich hinter der Verwirrung der Skepsis einige Funken des Lichts erblickt. Aber es war Licht des Verstandes, nicht Erleuchtung aus der Vernunft. Darum führte mich jenes wieder nur auf meine alten Wege, auf welchen nie etwas Ganzes und Gediegenes in mir werden konnte, weil überhaupt durch Bücher nichts im Menschen wird. — Spinoza's Opera posthuma lagen wie eine algebraische Größe vor mir; aber ich war noch unfähig, aus ihrer höhern und höchsten Potenz die Wurzel herauszuziehen. Seine streng-wissenschaftliche Methode wirkte jedoch mit unwiderstehlichem Reize auf mich. Ich entsagte der unhaltbaren Skepsis; mein Verstand nahm seinen Pantheismus begierig in sich auf, und jede Wiederholung seiner dogmatischen Formeln legte einen neuen Quaderstein zu dem Gebäude, in dem ich bald, jedem Sturm trotzend, unerschütterlich zu wohnen hoffte. Nachdem ich die Ethik mehrmals durchgelesen, schien ich mir ganz einheimisch in dieser scheinbar festen, auf diamantnem Felsen erbauten Burg; denn ich wußte buchstäblich Alles, was Spinoza geschrieben, aber ebenso wenig, als seine Gegner, auch nur das Geringste von dem, was er in dem Ein und All erschaut und gedacht, was mehr in seinem Geiste als in dem Körper seines Buchstabens als reiner Abglanz des Göttlichen geleuchtet, was in seinem Gemüthe, unaussprechlich durch Begriff und Sprache, in der Einheit des Seins und des Denkens gelebt hatte. Dennoch hatte seine Ethik einige Regungen des Lebens in mir geweckt. Dieses bildete sich nun selbstthätig in mir fort, bis es zur Kraft gedieh, welche mich zwang, einzusehen, daß mein Verstand wieder nur ein unhaltbares System mit einem folgerichtigern vertauscht hatte."

Dieser Speculationen und überhaupt der Theologie, wie alles Katholicismus überdrüssig, dennoch aber von dem Verlangen nach literarischer Thätigkeit und Schriftstellerruhm erfüllt, ergriff Feßler die Idee, in Marc-Aurel das Bild eines weisen und gerechten Regenten in einem historisch psychologischen Gemälde aufzustellen. Er wählte dazu die dialogische Form, die er zu psychologischen Entwickelungen für besonders geeignet hielt. Um seine Fähigkeit zur dialogischen Schreibart zu prüfen, dichtete er eine Tragödie[23]), zu der er den Stoff aus der Geschichte Englands unter Jacob II. wählte. „Die Handlung des Stücks," sagt Feßler[24]), „war des wollüstigen und blutdürstigen Obersten Kirke schändliches Verfahren mit einer Liebenden, Lilla genannt, der er für einen einzigen Nachtbesuch das Leben ihres verhafteten Geliebten Sidney versprochen hatte, ihn aber des Morgens aus dem Fenster ihr aufgehängt zeigte. In den Zwischenauftritten wurden des Richters Jeffrie's und Kirke's unmenschliche Grausamkeiten, Jacob's II. willkürliche Machthandlungen, der Jesuiten verderbliche Ränke theils dargestellt, theils mit den grellsten Farben erzählt. Das Ganze, fügt Feßler hinzu, trug das Gepräge meines höchst misvergnügten Gemüths, und ungeregelter, wild ausströmender Kraft."

Um zu erfahren, was er nach dem Urtheile Anderer im dramatischen Fache zu leisten vermöchte, las Feßler sein Trauerspiel einigen Freunden vor. Sie sollten es nur als Vorarbeit zu einem wichtigen Werke betrachten, von dem Stoffe und dessen Ausführung durchaus absehen, und ihre Aufmerksamkeit lediglich auf den Mechanismus des Dialogs richten. Seine Freunde jedoch, angezogen von der Fabel und von dem Gegenstande selbst ergriffen, drangen ungestüm in ihn, das Stück dem Director der Schauspielergesellschaft in Lemberg, Toscani mit Namen, zur Aufführung zu übergeben. Seine eigene Eitelkeit spornte ihn, jenen Wunsch zu erfüllen. Unter Genehmigung des k. k. Theatercensors, Freiherrn von Dornfeld, ward das Stück am 26. Jan. 1788 mit vieler Kunst und unter lärmendem Beifalle des Publicums aufgeführt. Vorzüglich gefielen die kräftigen Äußerungen über Jacob's II. Tyrannei und über den Fanatismus der Papisten in England. Daraus sogen aber die unter den Zuschauern befindlichen Jesuiten Gift, um es verstärkt über den Verfasser jenes Trauerspiels ausströmen zu lassen. An ihrer Spitze stand der als Mathematiker bekannte Pater

21) Sie steht in Feßler's Ansichten von Religion und Kirchenthum. 2. Th. S. 391 fg. Ebendaselbst S. 390 befindet sich auch der Brief des Provinzials. 22) s. Rückblicke u. s. w. S. 220 fg.

23) Sidney, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen; ohne des Verfassers Namen angeblich zu Cöln, doch eigentlich zu Breslau bei W. G. Korn 1788 in Octav gedruckt. Vergl. Allgem. Lit.-Zeit. 1788. 3. Bd. S. 789 fg. Allgem. teutsche Bibliothek. 87. Bd. 1. St. S. 214 fg. Oberteutsche Allgem. Lit.-Zeit. 1788. 4. Bd. S. 3261 fg. 24) s. Rückblicke u. s. w. S. 222.

Liesganig. Was von Jacob II. gesagt worden, deuteten sie auf Joseph II., und wollten überhaupt in dem Stücke gar viele Verlockungen zum Aufruhre, Anzüglichkeiten gegen die katholische Kirche und Lästerungen gegen ihre Priester gefunden haben. Dem Verfasser des Trauerspiels ward das Manuscript, den Schauspielern wurden ihre Rollen abgefodert. Genau unterrichtet von dem geheimen Fortschreiten jener jesuitischen Umtriebe, verzweifelte Feßler an einem für ihn günstigen Erfolge. Selbst wenn die Sache dem Kaiser vorgelegt ward, mußte er, bei Joseph's Unzufriedenheit über die niederländischen Unruhen und bei seiner Rüstung zu dem Türkenkriege, für sich die nachtheiligsten Folgen befürchten. Seine Ahnung täuschte ihn nicht. Er ward in einen fiscalischen Proceß verwickelt. Einer seiner Freunde, der Gouverneur von Galizien, Graf Joseph Brizido, machte ihn durch seinen Leibarzt, Dr. Sada, aufmerksam auf die von den Jesuiten ihm drohende Gefahr. Sein Entschluß war schnell gefaßt. Ohne den Fortgang der Sache abzuwarten, floh er nach Schlesien. Die schriftliche Resignation seines Lehramtes legte er in seinem Schreibpult nieder. Ein Freund hatte ihm auf den Namen eines bekannten lemberger Kaufmanns Postpferde bestellt. „So fuhr ich," sagt Feßler, „am 2. Febr. 1788 Abends um 7 Uhr bei 28 Grad Kälte aus Lemberg ab, mit keinem anderen Gepäcke als einem kleinen Kofferchen, der einige Papiere und meine ganze ärmliche Habseligkeit enthielt. Tag und Nacht in einem fort reisend, hatte ich am 6. Febr. Abends Breslau erreicht.

Die freundliche Aufnahme, die er dort in dem Hause des Buchhändlers Korn, des Verlegers seiner früher erwähnten orientalischen Sprachlehre, fand, versöhnte ihn mit seinem trüben Schicksale und weckte wieder in ihm das verlorene Vertrauen zu den Menschen und das Bedürfniß, sich ihnen anzuschließen.

Eine günstigere Wendung nahm sein Schicksal, als eine Recension seines Trauerspiels Sidney, welche der regierende Fürst von Schönaich-Carolath gelesen, die nähere Bekanntschaft mit diesem vielseitig gebildeten Herrn vermittelte. Auf Wallissurth, wo er residirte, ward Feßler zum Erzieher seiner Kinder ernannt. Am 2. Juli 1788 reiste er von Breslau dahin ab. Bei seinem Gefühl für die Schönheiten der Natur behagte ihm der einsame Aufenthalt zwischen den wallissurther Felsen. Doch nahm er auch lebhaften Antheil an den geselligen Kreisen, die der Fürst dort zu versammeln pflegte, und war oft dessen Begleiter auf seinen Lustreisen. Mitten unter diesen Zerstreuungen blieb ihm, ungeachtet der Zeit, die sein Erzieheramt foderte, noch Muße, bis zu Ende des August 1790 die ersten drei Bände seines Marc-Aurel zu beendigen. Marc-Aurel erlebte bereits 1799 die dritte Auflage, einige Nachdrücke ungerechnet[25]). Feßler erblickte darin ein Zeichen, daß das lesende Publicum richtiger als die Kritik[26]) begriffen hatte, was er mit dem Buche gewollt. „Das Publicum," sagt er selbst[27]), „nahm das Werk für das, was es ist, für Lösung des Problems, wie nach psychologischen Gesetzen, unter den gegebenen, nicht erdichteten Zeit- und Nationalverhältnissen ein Regent, wie Marc-Aurel war, werden konnte und mußte." Mehr aber als über die drei Auflagen seines Werkes freute sich Feßler über die moralische Wirkung seines Buches. Er überzeugte sich davon, nach seinem eigenen Geständnisse[28]), durch die ihm gewordene Nachricht, daß zwei Eheherren vornehmen Standes, der eine in Berlin, der andere in Wien, im Begriffe, sich scheiden zu lassen, diesen Entschluß wieder aufgegeben, gerührt und tief ergriffen von Feßler's Rechtfertigung der „Faustina"[29]). Ein kurzer Aufenthalt in Berlin im September 1791 machte ihn mit den Merkwürdigkeiten jener Residenz und mit mehren dortigen Gelehrten, Ramler, Göckingk, Tiedge, Wilhelm von Humboldt, Ganz, dem Bildhauer Schadow u. A. bekannt. Jene Zerstreuung wirkte günstig auf seine Stimmung, und gab ihm neue Kraft, den vierten Band seines Marc-Aurel zu vollenden, in welchem er seine politischen und religiösen Überzeugungen in der Person des gefangenen Quadenkönigs, Ariogesos und des christlichen Weisen Athenagoras unumwunden aussprach.

Um diese Zeit (1791) führte er seinen Entschluß aus, zur Lutherischen Kirche überzutreten. Was ihn dazu bestimmte, möge hier mit seinen eigenen Worten geschildert werden, die von dem richtigen Überblicke seines geistigen Zustandes und seiner äußern Lage zeugen[30]). „Als gesetzlich entlassener Exmönch, aber noch immer katholischer Priester, mit dem Hasse der Priesterschaft beladen und ihren geheimen Ränken und Nachstellungen hingegeben; jetzt bei einem Fürsten, reformirter Confession, in die angenehmste Lage versetzt: was sollte ich bei meiner bekannten anti-römisch-katholischen Denkungsart Redlicheres thun, als zu einer anderen kirchlichen Confession, und zwar, um meinen Schritt über allen Verdacht des Eigennutzes oder der Schmeichelei zu erheben, nicht zu der des Fürsten, sondern zur evangelisch-lutherischen übergehen? — Mein Glaube an die Unfehlbarkeit der Kirche und an die von ihr festgesetzten Dogmen über Beichte und über die Transsubstantiation der heiligen Zeichen im Abendmahle war längst verschwunden, weil für die tiefe Bedeutung des letzteren Dogma's: völliger Übergang des Reinmenschlichen in das Göttliche durch allumfassende und verwandelnde Liebe, mein Sinn noch verschlossen war. Ohne diesen Glauben schien es mir unstatthaft, durch Beichtehören und Messelesen, durch Beichtegehen und Communiciren darzu-

25) Die erste Ausgabe des „Marc-Aurel" erschien mit dem Motto: Semper honos, nomenque tuum, laudesque manebunt, zu Breslau 1790—1792 in 3 Theilen. Die dritte vom J. 1799 war um einen Band vermehrt, mit dem Bildnisse des Marc-Aurel von Lips und andern Kupfern von Kohl und Henne geziert worden.

26) Vergl. die Recensionen des „Marc-Aurel" in der Allgem. Lit.-Zeit. 1791. 1. Bd. Nr. 86. S. 683 fg., in der Allgem. teutschen Bibliothek. 94. Bd. 2. St. S. 445 fg. 103. Bd. 2. St. S. 492 fg. 104. Bd. 1. St. S. 170 fg., in der Neuen Allgem. teutschen Bibliothek. 4. Bd. 2. St. S. 379 fg. 55. Bd. 2. St. S. 388 fg., in der Oberteutschen Allgem. Lit.-Zeit. 1790. 1. Bd. S. 285 fg. 1792. 2. Bd. S. 627 fg. u. a. m. 27) s. Rückblicke u. s. w. S. 243 fg. 28) s. ebendaselbst S. 244. 29) s. Marc-Aurel. 3. Bd. S. 192 fg. 30) s. a. a. O. S. 249 fg.

legen, daß ich römisch-katholischer Gläubiger sei, der ich wirklich schon lange nicht mehr war. Thät ich es, so glaubte ich mich mit niederträchtiger Heuchelei zu beflecken und eine ganze, mir immer noch ehrwürdige Gemeinde zu betrügen; that ich es nicht, so drängte sich mir zwischen meinen kirchlichen Verhältnissen und meinem kirchlichen Betragen ein Gefühl der Zweideutigkeit auf, welches ich nicht ersticken konnte. — Als vorgeblicher Katholik, mit entgegengesetzten Überzeugungen im Herzen, stand ich in Hinsicht auf kirchliche Gemeinschaft isolirt da. Ich gehörte keiner an, hatte bei keiner das Recht, an ihrem Cultus Theil zu nehmen. Den kirchlichen Neutralismus, in welchem einzelne Staatsbürger als Beispiel sich aufstellen, daß man alle bürgerlichen Pflichten erfüllen und alle bürgerlichen Vortheile genießen könne, ohne daß es nöthig wäre, an irgend einer kirchlichen Gemeinschaft sichtbaren, thätigen, ungeheuchelten Antheil zu nehmen, dies hielt ich für schädlich. Je größer das Ansehen solcher Neutralisten ist, desto nachtheiliger wird ihr Beispiel. Die Niedrigen, auf welche sie Einfluß haben, werden Zweifler; die Zweifler entweder Ungläubige oder Neutralisten, wie ihre Vorbilder."

Zu dieser religiösen Überzeugung traten für Feßler noch besondere Rücksichten durch das übernommene Lehramt eines Prinzenerziehers. Er fürchtete, daß sein Beispiel des kirchlichen Neutralismus den Eindruck der Lehren schwächen möchte, die seine Zöglinge von ihrem Hofprediger empfangen. Unter diesen und ähnlichen Vorstellungen reifte sein Entschluß, zur evangelisch-lutherischen Kirche überzutreten. In ihren Schoos ward er am 10. Juli 1791 in der benachbarten Stadt Beuthen durch den Prediger Kunovsky aufgenommen. „Ihm waren," sagt Feßler [31]), „meine kirchlichen Ansichten, meine Gesinnungen und Grundsätze längst bekannt. Meine Beweggründe zu dem Schritte, den ich zu thun im Begriffe stand, hatten seine vollste Billigung, und der liberal denkende, über dem kleinlichen Sektengeist erhaben stehende Mann trug kein Bedenken, mein Verlangen zu erfüllen. Ohne ein Abschwören des römischen Katholicismus oder die Ablegung eines förmlichen detaillirten Glaubensbekenntnisses von mir zu verlangen, begnügte er sich mit meiner Erklärung, daß ich mich hinfort zur evangelisch-lutherischen Kirche halten und an ihrem Abendmahle Theil nehmen wolle. Er meldete meinen Übertritt der Regierung, und fertigte mir ein Zeugniß darüber aus [32])."

Durch diese Veränderung für seine persönliche Sicherheit, für sein Gewissen und auch für seine äußern Verhältnisse beruhigt, widmete sich Feßler mit anhaltendem Fleiße der Beendigung seines „Marc-Aurel." Gleichzeitig beschäftigte ihn ein ähnliches Werk: „Aristides und Themistokles [33])." Auch in diesem Werke beabsichtigte er nichts weniger, als eine Geschichte jener zwei großen gleichzeitigen Nebenbuhler zu schreiben. Mit Festhaltung ihrer historisch gegebenen Charaktere wollte er nur an ihnen entwickeln, wie unter den gegebenen Zeit- und Nationalverhältnissen der eine das Muster staatsbürgerlicher Rechtlichkeit und Vaterlandsliebe, der andere das Vorbild selbstsüchtiger Politik werden konnte. Zugleich aber wollte er den beharrlichen Kampf zwischen der strengsten Gerechtigkeit und der schlauesten Staatsklugheit darstellen. Das schon früher begonnene Studium der Kantischen Philosophie setzte er eifrig fort. Durch unablässige Anstrengung war er mit dem Inhalte der Kritik der reinen und der praktischen Vernunft so vertraut geworden, daß er, aufgescheucht aus der Ruhe seines frühern Pantheismus, an der Grenze alles vernünftigen Wissens im Endlichen den einzig sichern Standpunkt gefunden zu haben glaubte, von welchem aus ihn nur die Flügel eines vernünftigen Glaubens dem Unendlichen und Ewigen näher bringen könnten. In dem Glauben, den er zu besitzen glaubte, fühlte er sich so glücklich, daß er in seinem Enthusiasmus für die kritische Philosophie jeden directen oder indirecten Angriff auf dieselbe schon deshalb fürchtete, weil sich in ihm die Besorgniß regte, sein mit unsäglicher Mühe errungener Standpunkt möchte dadurch erschüttert werden. Es war ihm hoher Ernst, mit sich selbst, mit der Welt und mit Gott in ein harmonisches Verhältniß zu kommen, ohne daß er ahnen mochte, wie weit entfernt er noch von diesem Ziele war. In dieser Befangenheit überraschte ihn ein Schreiben des Guardians in dem Kloster Besnijiö, des Pater Cölestinus, der, unbekannt mit Allem, was mit und in ihm vorgegangen, ihn väterlich ermahnte, Schlesien zu verlassen und wieder in den Capucinerorden zurückzukehren [34]). Die Antwort mußte ablehnend ausfallen. Feßler gab sie indessen ausführlich und bestimmt [35]), und ließ den um sein Heil besorgten Geistlichen seine Denk- und Sinnesart ihrem ganzen Umfange nach so klar durchschauen, daß der Pater Cölestinus von der Unmöglichkeit des verlangten Schrittes sich überzeugen mußte.

Durch rastlose Geistesanstrengung und öfteres Nachtwachen war Feßler's physische Kraft zu Ende des Jahres 1791 gänzlich erschöpft worden. Der reichliche Genuß von Speisen an der fürstlichen Tafel war bei seiner sitzenden Lebensweise nicht geeignet, seine Gesundheit wiederherzustellen. Seinem Wunsche nach einem frugalern Mahl kam der Fürst zuvor, indem er ihm einen beträchtlichen Deputat an Lebensmitteln anwies. Oft entwarf er sich ein anmuthiges Bild von einem eigenen bescheidenen Herd und einer häuslichen Existenz. Seine Wahl fiel auf eine von den Töchtern aus einer allgemein geachteten bürgerlichen Familie, die in einem Städtchen unweit Carolath einfach und genügsam und zufrieden bei beschränkten Einkünften lebte. Er konnte sich selbst keinen Vorwurf machen, wenn die eingegangene Verbindung, wie es sich späterhin zeigte, eine unglückliche war. Noch ehe er sich verlobt, richtete er an die Geliebte ein ausführliches Schreiben, in welchem er mit der Offenheit eines redlichen Man-

31) s. Rückblicke u. s. w. S. 252. 32) s. dies Zeugniß in Feßler's Ansichten von Religion und Kirchenthum. 2. Th. S. 402. 33) Es erschien zu Berlin 1792. 2 Thle. Mit Kupfern, und in einer neuen Auflage. (Ebend. 1818.) 2 Thle. Vergl. Allgemeine Lit.-Zeit. 1793. 2. Bd. Nr. 108. S. 124 fg.

34) s. das Schreiben des Pater Cölestinus, datirt aus Pesth vom 10. März 1791, in Feßler's Rückblicken u. s. w. S. 453 fg. 35) s. a. a. O. S. 463 fg. Beide Schreiben sind in lateinischer Sprache abgefaßt, mit beigefügter teutscher Übersetzung.

nes sie von seinen Foderungen und Eigenthümlichkeiten aufs Bestimmteste in Kenntniß setzte, um ihr den Rückschritt zu erleichtern, wenn es ihr an Kraft fehlte, die einen zu erfüllen und die andern zu ertragen.

Das Versprechen, welches das gutmüthige Mädchen dem vielfodernden Manne gab, alle seine Wünsche zu erfüllen, beschleunigte am 25. Jan. 1792 eine eheliche Verbindung, die für Feßler die Quelle eines zehnjährigen kummervollen Lebens ward. Der letzte Funke der Zuneigung zu seiner Gattin erlosch durch die mannichfachen Kränkungen, die ihr reizbares Gemüth seiner von ihm innig geliebten Mutter zufügte, die er aus Presburg zu sich genommen. Nach manchen Vorwürfen über das Betragen seiner Gattin und wiederholten dringenden Bitten, ihre Sinnesart zu ändern, sah sich Feßler endlich genöthigt (1802), nach einer zehnjährigen, höchst unglücklichen Ehe auf gerichtliche Trennung derselben anzutragen. Die Scheidung von seiner Gattin erfolgte zu Berlin, wo er seit dem Mai 1796 lebte, weil der Fürst von Carolath durch seine ökonomischen Verhältnisse genöthigt worden, mit seinen sämmtlichen Hofbeamten auch Feßler aus seinem Dienste zu entlassen. In seinen literarischen Beschäftigungen hatte er Trost und Vergessenheit seiner unglücklichen häuslichen Verhältnisse gesucht. So waren noch in Carolath, als Vorarbeiten zu einer ausführlichen Geschichte der Ungarn, die er erst in den letzten Jahren seines Lebens vollendete, sein „Matthias Corvinus"[36]), sein „Attila"[37]) und sein „Alexander der Eroberer"[38]) entstanden. Aber auch nach Außen hin wandte sich seine Thätigkeit. Wie er noch während seines Aufenthaltes in Carolath unter dem Namen des Evergeten-Bundes eine auf gegenseitige sittliche und wissenschaftliche Ausbildung hinwirkende Verbindung gestiftet hatte, die sich jedoch wegen der politischen Tendenz, die man ihr Schuld gab, bald wieder sich auflösen mußte[39]), so begründete Feßler am 11. Jan. 1797 zu Berlin die dort noch bestehende Gesellschaft der Freunde der Humanität. Zum Grunde legte er bei diesem Verein die strengen, bis zur Schwärmerei exaltirten Anfoderungen, die er an Moralität, Rechtlichkeit und höhere Geistesbildung machte. Diese schon in seinem „Marc-Aurel" aufgestellten Principien wurden die Veranlassung, daß eine gebildete adelige Dame in Livland, die verwitwete Landräthin von Rennekampf, ihm in Berlin die Erziehung ihrer drei Söhne übertrug. Sie machte ihm zugleich Hoffnung, daß er mehre junge Adelige aus Livland zu Zöglingen erhalten werde. Auf diese Aussicht hin gründete Feßler 1797 eine Erziehungsanstalt, die jedoch schon im nächsten Jahre wieder einging durch Kaiser Paul's Zurückberufung aller im Auslande studirenden Unterthanen. Feßler's ökonomische Verhältnisse wurden dadurch sehr zerrüttet. Gegen den Druck der dringendsten Lebensbedürfnisse sicherte ihn eine durch die Minister v. Schrötter und v. Voß erlangte Anstellung als Consulent bei dem neu-ost- und südpreußischen Departement. Er ward jedoch dadurch nicht von der Nothwendigkeit befreit, zur Tilgung der Schulden, in die ihn die Errichtung seines Instituts gestürzt, einen nicht unbeträchtlichen Theil seiner Bibliothek zu verkaufen. Sein Amt gönnte ihm hinlängliche Muße, um in anderweitiger Thätigkeit seine häuslichen Leiden zu vergessen. Diese Thätigkeit erstreckte sich vorzüglich auf den Freimaurerorden. Schon am 1. Mai 1783 war er in Lemberg der Loge Phönix zur runden Tafel beigetreten. Am 2. Juni 1796 affiliirte er sich zu Berlin bei der Loge Royal York. Wie er von dem Directorium derselben aufgefodert, durch eine gänzliche Reform und durch Verbannung des täuschenden Gradewesens, der Geheimnißkrämerei und Mysteriokrypsie jener Loge das öffentlich erklärte Vertrauen und den Schutz der Regierung erworben; wie mächtige Feinde er sich aber auch dadurch unter den Mitgliedern der übrigen berliner Logen zugezogen, hat Feßler selbst ausführlich geschildert[40]). Als er jene verdienstvolle Arbeit unternahm, hatte er mit den verschiedenen Ansichten und Vorurtheilen hart zu kämpfen. Während Einige, empfänglich und begeistert für die höhere Bestimmung des Menschen, über leere Ceremonien hinwegsehend, sich blos an die reine, das sittliche Gefühl erhebende Moral hielten, kannten Andere kein edleres Ziel, als Freude und Sinnengenuß, und spotteten der Thoren, die sich in der Aussicht auf ein ewiges Leben um ihr gegenwärtiges Dasein betrügen ließen. Gänzlich unfähig zum Selbstdenken hielt ein großer Theil das von Feßler aufgestellte System für nichts Anderes, als für das Resultat der Kantischen Philosophie, während Andere in seinen Principien Jesuitismus und Katholicismus witterten. Diese verschiedenen Urtheile und Vorurtheile konnten ihn nicht überzeugen, daß seine Bemühungen um das Logenwesen ohne Nutzen und Zweck wären. In dem festen Glauben, daß in der moralischen Ordnung der Dinge

36) Matthias Corvinus, König der Hungarn und Großherzog von Schlesien. Vom Verfasser des Marc-Aurel. (Berlin 1793—1794.) 2 Theile. Neue Auflage ebendas. 1796. Dritte ebendas. 1806. Vergl. Goth. gel. Zeit. 1796. 88. St. S. 788 fg. Liter. Beilage zu den Schlesischen Provinzialblättern. 1793. 10. St. S. 303 fg. 1794. 6. St. S. 176 fg. 7. S. 209 fg. Neue Allgem. teutsche Bibliothek. 25. Bd. 1. St. S. 266 fg. Oberteutsche Allgem. Lit.-Zeit. 1794. 2. Bd. S. 585 fg. 37) Attila, König der Hunnen. Von Dr. Feßler. (Breslau 1794.) Mit einem Titelkupfer und zwei Vignetten. Neue verbesserte Auflage ebendaselbst 1806. (Auch mit dem Matthias Corvinus unter dem gemeinschaftlichen Titel: Gemälde aus den alten Zeiten der Hungarn. [Breslau 1806.] 3. Bde. Ein vierter Band [ebend. 1806.] enthält die Könige der Hungarn aus dem Arpadischen Stamme.) Recensirt ward der Attila in der Allgem. Lit.-Zeit. 1795. 2. Bd. Nr. 150. S. 433 fg., in der Oberteutschen Allgem. Lit.-Zeit. 1795. 1. Bd. 59. St. S. 963 fg., in der Literar. Beilage zu den Schlesischen Provinzialblättern. 1795. 2. St. S. 43 fg. 3. St. S. 65 fg., und in Jakobs' Philosoph. Anzeiger. 1795. 52. St. S. 409 fg. (von Feßler selbst). 38) Oder Fortsetzung der in Anacharsis Reise enthaltenen Geschichte von Altgriechenland. (Berlin 1797.) Zweiter Theil: Der Achäische Bund. (ebendas. 1798.) Vergl. Allgem. Lit.-Zeit. 1798. 4. Bd. Nr. 344. S. 395 fg. 39) Sie ward geschlossen zu Polnisch-Tarne im Fürstenthume Carolath am 9. Nov. 1793 und erlosch am 14. Febr. 1795. s. Feßler's Actenmäßige Aufschlüsse über den Bund der Evergeten in Schlesien. (Freiberg 1804.)

40) s. Feßler's sämmtliche Schriften über Freimaurerei. (Freiberg 1801.) 1. Th. S. 273 fg. Vergl. die Rückblicke auf die letzten sechs Jahre seiner Logenthätigkeit. (Ebendas. 1807.)

ebenso wenig, wie in der physischen, irgend etwas fruchtlos verloren gehen könnte, beschäftigte er sich unablässig mit der Reform des Rituals, und arbeitete daneben eine vollständige Geschichte des Freimaurerordens von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1802 aus[41]). Er fühlte sich reichlich belohnt, wenn ihm der Beifall irgend eines achtungswerthen und einsichtsvollen Mannes zu Theil ward. Erleichtert ward ihm seine Arbeit durch seine eigenthümlichen Geistesanlagen und Fähigkeiten, durch den geschärften Überblick des Ganzen und Einzelnen, durch die von seinen frühern Schicksalen ihm gleichsam aufgedrungene Combinationsgabe, durch seine Raschheit im Handeln, durch den Ernst, die Kälte und Unbiegsamkeit seines Charakters. Die zuletztgenannten Eigenschaften erschwerten ihm jedoch auch wieder die übernommenen Verpflichtungen. Als er, nicht gewohnt, Rücksichten zu nehmen, vielfach verkannt und angefeindet, am 5. Sept. 1802 aus allen Logenverbindungen austrat, konnte er sich mit dem Bewußtsein trösten, daß er für die Sache der Freimaurerei, oder was ihm für gleichbedeutend galt, für Religion, Tugend und Moral soviel Gutes gewirkt, als in seinen Kräften lag. Aber auch für ihn selbst war seine sechsjährige Logenthätigkeit ungemein lehrreich gewesen. Sie hatte seine Foderungen an die Menschen herabgestimmt, und ihn die Kunst gelehrt, in seiner idealischen Welt zu leben und in der wirklichen zu handeln. In dem kurzen Raume von sechs Jahren glaubte er, nach seinem eigenen Geständnisse, seine Ansichten von der Welt, von den Menschen und von sich selbst mehr erweitert und berichtigt zu haben, als in irgend einer frühern Periode seines Lebens.

Aus dem schönen Traume von dem Erfolge seiner Wirksamkeit zur fortschreitenden Ausbildung und Veredelung der Menschen hatten ihn mannichfache gegen ihn gerichtete Flugschriften, Pasquille und Lästerungen nicht wecken können. Aber diese Kränkungen, verbunden mit seinen angestrengten Arbeiten, hatten seine Gesundheit erschüttert. Er war genöthigt, zur Wiederherstellung derselben eine Erholungsreise zu unternehmen, auf welcher er viele interessante Bekanntschaften mit Gelehrten und Künstlern machte; in Hirschberg mit dem Salice-Contessa und mit dem Conrector Fischer, an den ihn vorzüglich die Vorliebe für die Kantische Philosophie fesselte; in Hamburg mit Reimarus und Klopstock[42]); in Wandsbeck mit Claudius; mit dem Prediger Mellin in Magdeburg, einem gebildeten Kantianer, und dem Consistorialrathe Funk; zu Klosterbergen mit Resewitz, Delbrück u. A. Der Consistorialrath Streithorst, der Rector Fischer, und besonders die Gemüthlichkeit des bereits 80jährigen Dichters Gleim machten ihm den Aufenthalt in Halberstadt unvergeßlich. Mit heiligem Ernst besuchte er in Wolfenbüttel, wo der Bibliothekar Langer ihm die mannichfachen literarischen Schätze der dortigen Bibliothek wies, die Grabstätte Lessing's, in dem er längst einen der größten Geister seiner Zeit verehrte. In Braunschweig lernte er Campe, Eschenburg und den vielseitig gebildeten Buchhändler Vieweg kennen. Heimisch und behaglich fühlte er sich auf der Reise nach Hanover zu Salzdahlen in dem Familienkreise des berühmten Landschaftsmalers Weitsch. Er ward dadurch, wie er in spätern Jahren selbst gestand[43]), wieder in der Überzeugung bestärkt, „daß die Annehmlichkeit des Umganges mit Künstlern zu dem Umgange mit Gelehrten sich so verhalte, wie das Wohlgefallen an einem reizenden, genialen Weibe zu der Ansicht einer in Stein gehauenen Minerva." In Göttingen hatte die Bibliothek und die übrigen wissenschaftlichen Anstalten für Feßler ein hohes Interesse. Mit den dortigen Gelehrten kam er in keine nähere Berührung. Doch besuchte er Plank's, Heeren's, Eichhorn's und Blumenbach's Vorlesungen. Die Professoren Stein und Baldinger und der Maler Tischbein waren die Bekanntschaften, die er zu Cassel anknüpfte; in Gotha besuchte er Löffler, Jakobs, Schlichtegroll u. a. Gelehrte. Durch einen Zufall entging ihm Goethe's persönliche Bekanntschaft in Weimar; doch verlebte er dort angenehme Stunden mit Wieland, Böttiger und Jean Paul. Am behaglichsten fühlte er sich bei Herder. Feßler äußerte sich darüber in spätern Jahren: „Obgleich ich in Herder einen entschiedenen Gegner der Kantischen reinen Vernunft fand, enthielt ich mich dennoch, aus Verehrung gegen den tiefgemüthlichen und rein religiösen Mann, aller Vertheidigung meines Ruhekissens, und freute mich kindlich über das Unterpfand seiner Liebe, welches er mir mit seinen „Gesprächen über Gott" schenkte, nach einer langen, für mich ungemein lehrreichen Unterredung über Religion, Religiosität, Christenthum und Kirche. Meine Offenherzigkeit gegen ihn war unbegrenzt; denn ich fand ihn weder von dem Glanze, der ihn umgab, verblendet und in Vornehmheit befangen, noch von dem Weihrauch, der ihm reichlich gestreut worden war, betäubt und erstickt"[44]). Besonders anziehend ward für ihn Jena durch die ausgezeichneten Männer, die damals jener Hochschule zur Zierde gereichten. Er trat in die geselligen Kreise, zu denen Paulus, Schütz, Hufeland, Schelling, A. W. Schlegel, Tieck u. A. gehörten. Den Genuß, den er dort fand, konnte selbst ein Ausfall auf ihn als Schriftsteller nicht stören, den Tieck in seinem damals so eben erschienenen „Prinzen Zerbino" sich erlaubt hatte. Ebenso ließ er sich auch den Platz gefallen, den ihm Tieck in seinem jüngsten Gericht unter den verunglückten Seelen Böttiger, Herder, Wieland und Klinger grade in der Mitte angewiesen hatte[45]). In Dresden, dem letzten Standpunkte seiner Reise, fand Feßler, nach seinem eigenen Geständniß[46]), Alles vereinigt, was Geist und Herz, was das ganze Gemüth in Anspruch nimmt: schöne

41) Das Werk ist ungedruckt geblieben. Abschriften davon in vier Foliobänden wurden durch ein Mitglied des Ordens, den Buchhändler Gerlach in Freiberg, verkauft, doch nur an Logen oder sehr rechtliche Brüder. s. Fr. v. Sydow's Asträa, Taschenbuch für Freimaurer auf das J. 1824. S. 153. 42) Unvergeßlich blieb ihm der Eindruck, mit welchem der genannte Dichter auf einem Spaziergange nach dem Grabe seiner geliebten Meta ihm den Hymnus: „das Wiedersehen," recitirte. s. Rückblicke u. s. w. S. 291.

43) s. Rückblicke u. s. w. S. 209 fg. 44) s. a. a. O. S. 317 fg. 45) s. Tieck's Poetisches Journal. Erstes Jahrgang. S. 245. 46) s. Rückblicke u. s. w. S. 322.

Natur, Freunde und Meisterwerke der Kunst. Zu seinen wichtigsten Bekanntschaften in Dresden gehörte Adelung, der Bibliothekar Daßdorf, der kunstsinnige Freiherr von Racknitz und der Maler Graf. Jeder dieser Männer gewährte ihm in seinem Gebiete oder unter seinen Schätzen ungestörtes Leben und reinen Kunstgenuß.

Unter den vielen angenehmen Rückerinnerungen, die ihm von jener Reise geblieben waren, hatten die Gespräche mit Resewitz und Herder den tiefsten Eindruck auf ihn gemacht. Sein Glaube an die Kantische Vernunftreligion war erschüttert worden. „Der erste Schreck," sagt er [47]), „ergriff mich, als ich die Grundlosigkeit, die Schwächen und Inconsequenzen des ganzen Lehrgebäudes wahrnahm, die Verwirrung zwischen dem Wesen und dem ursprünglichen Gehalt der Vernunft und der Thätigkeit des reflectirenden Verstandes, die Verwechselung der Vernunftideen mit Verstandesbegriffen, folglich die Idee vom Sein an und aus sich mit dem Begriffe vom Dasein durch das Eine absolute Sein. Diese mit dem Wesen der Vernunft gegebene Idee von absolutem Sein hielt ich fest, schon beruhigt in der Einsicht, daß in der Idee vom Sein schlechtweg zugleich die Idee von Gottes Sein der Vernunft eingeschaffen sei, in ihr und durch sie die eigentliche Form und das Wesen der Vernunft sich offenbare, das Leben derselben in der Vernunft, als reinstes und höchstes Wissen, über alles Definiren, Demonstriren, Postuliren und Glauben erhaben stehe; folglich die Frage, ob Gott sei, wie alle Beweise oder Postulate, daß er sei, aller Haltbarkeit ermangeln. — Unwiderstehlich drang sich der Gedanke mir auf, daß Alles, was die Vernunft, ihrem Wesen gemäß, fodert, auch wirklich sei, und Alles, was ist, zugleich Gegenstand ihres Wissens, zugleich Einheitspunkt ihres Weiens und des Gewußten, d. h. sie selbst sein müsse; daß der Natur des Verstandes alles Glauben ohne Definition und Demonstration widerstrebe, und die Vernunft, immer nur im Anschauen wissend und im Wissen anschauend, alle Höhen des Glaubens übersliege. Durch diesen Gedanken glänzte mir von fern das Licht eines höhern Standpunktes, auf dem man das Ewige und Göttliche durch die Vernunft allein und nothwendig, das Endliche hingegen nur in sofern, als es in der Erkenntniß des Unendlichen sich auflösen läßt, für erkennbar hält." Wie beharrlich Feßler diese Ideen verfolgte, hat er selbst ausführlich geschildert [48]).

In diesem rein geistigen Leben ward Feßler durch das Annehmen und Erwiedern conventioneller Besuche oft gestört. Um so willkommener war es ihm, als seine Gattin, Caroline Marie Wegeli, die Tochter eines Fabrikanten in Berlin, mit der er sich am 22. Nov. 1802 vermählt hatte, seinen Wunsch nach einem ländlichen Aufenthalte theilte. Er verwandte daher einen Theil seines mäßigen Einkommens, das kaum 600 Thlr. betrug, zum Ankauf des unweit Berlin gelegenen Freigutes Kleinwall, wohin er sich am 24. Juni 1803 mit seiner Gattin begab. In ländlicher Einsamkeit lebte er dort seinen literarischen Arbeiten. Das theuer bezahlte Gut war so wenig einträglich, daß der Schriftsteller den Landwirth ernähren mußte. Dennoch ließ er den Muth nicht sinken, mit äußerster Anstrengung die Ökonomie nach Thaer's Grundsätzen wissenschaftlich zu betreiben. Die Schlacht bei Jena und der darauf folgende Krieg vernichtete durch die drückenden Einquartierungen und überspannten Foderungen der französischen Truppen, seine letzte Hoffnung und sein ganzes Glück. Die Zahlung des Gehalts, den er als Consulent bezog, war seit dem 27. Oct. eingestellt worden. Kaum ausreichend für seine nöthigsten Lebensbedürfnisse war die Hilfe, die ihm, gerührt von seinem Schicksale, einige auswärtige Freunde gewährten. Schwer lastete die Sorge auf ihm, seine Frau und drei Kinder zu ernähren, da er, einzig auf sich selbst gewiesen, keinen andern Erwerb hatte, als seine literarische Thätigkeit. Ein mehr als gewöhnlicher Muth gehörte dazu, dem Drucke der äußersten Noth, den die Kriegsstürme vermehrten, mit gefaßter Seele zu begegnen. Er war genöthigt, sein Grundeigenthum mit empfindlichem Verluste zu verkaufen. Aber auch in Nieder-Schönhausen bei Berlin, wohin er sich hierauf begab, nahm sein Schicksal keine günstigere Wendung. Feßler hat selbst ein rührendes Gemälde von seiner damaligen Lage entworfen [49]). Mit der durch seine Freunde ihm eröffneten Aussicht auf eine mäßige Unterstützung an Geld und Lebensmitteln zog er am 11. Juni 1808 mit seiner Familie nach Bukow zu dem ihm befreundeten Kammerrath Kunicke. Eine sanfte Trösterin fand er an seiner ihm treu ergebenen Gattin, die jene trüben Schicksale ohne Klagen mit ihm theilte und sorgsam bemüht war, jede Störung seiner literarischen Muse von ihm abzuwenden. Dabei erfüllte ihn ihr religiöser Sinn, wie er sich bei der Lecture von Schleiermacher's Reden über die Religion, bei Schelling's Bruno und ähnlichen Schriften kund gab, oft mit Bewunderung und Rührung. Sein eigenes Ringen nach Licht und Wahrheit schildern mehre Schriften, die großentheils in die Zeit seines Aufenthalts zu Kleinwall fallen. Dahin gehören die bereits mehrfach erwähnten „Ansichten von Religion und Kirchenthum," ein höchst originelles, nicht nur in religiöser, kirchlicher und philosophischer Hinsicht merkwürdiges Werk, sondern auch in historischer Beziehung wichtig um die Ansichten einzelner kirchlichen Parteien und Sekten kennen zu lernen [50]). Außer diesem Werke lieferte Feßler damals die Schriften: Abälard und Heloise [51]), Theresia, oder Mysterien des Lebens und der Liebe [52]), Bonaventura's mystische Nächte [53]), und das

47) s. Rückblicke u. s. w. S. 326 fg. 48) In seinen Ansichten über Religion und Kirchenthum. 1. Th. S. 54 fg.

49) In seinen Rückblicken u. s. w. S. 141 fg. 50) Das genannte Werk, zu Berlin 1805 in drei Octavbänden gedruckt, behandelt in Briefform die nachfolgenden Gegenstände: 1) Religion überhaupt. 2) Christenthum überhaupt. 3) Die verschiedenen christlichen Sekten und Parteien. 4) Den Werth und Zweck des Kirchenthums. Auch über Feßler's eigene Schicksale, über den Gang seiner religiösen Überzeugungen und seinen Übertritt zur evangelischen Kirche enthält dies Werk manche wichtige Aufschlüsse. Vergl. den Freimüthigen. 1805. Nr. 228. S. 493 fg. Nr. 230. S. 501 fg. Nr. 233. S. 513 fg. Neue Allgem. Lit.-Zeit. 1806. 2. Bd. 62. St. S. 977 fg. 51) Berlin 1806. 2 Thle. Mit Kupfern und Vignetten. Vergl. Allgem. Lit.-Zeit. 1806. 3. Bd. Nr. 334. S. 701 fg. 52) Breslau 1807. 2 Bde. Mit Kupfern. Vgl. Hall. Allgem. Lit.-Zeit. 1810. Nr. 38. 53) Berlin 1807. Mit einem Kupfer. Vgl. Morgenblatt. 1808. Nr. 71.

aus Don Barca's Papieren herausgegebene Werk: Alonso, oder der Wanderer nach Montferrat [54]).

Charakteristisch sind Feßler's eigene Äußerungen über die Entstehung der ebenerwähnten Schriften. Als bloße Spiele seiner Laune betrachtete er seinen Lotario [55]) und den Nachtwächter Benedict [56]). In seinen Vorübungen zu den Geschichten der Ungarn [57]) brachte er seiner Vaterlandsliebe das Opfer; zu Nieder-Schönhausen schrieb er die „drei großen Könige der Ungarn [58]),“ und zu Bukow den „Versuch einer Geschichte der spanischen Nation [59]). In sein einsames Studienleben brachten einige Ausflüge nach Leipzig und Dresden und die Besuche von berliner Freunden eine für Feßler wohlthätige Abwechselung. Damals schloß sich besonders Zacharias Werner an ihn an, der ihm aber abhold ward, seit Feßler seine Tragödie „die Weihe der Kraft“ für einen argen Misgriff gegen die historische Wahrheit, gegen poetische Wahrscheinlichkeit, gegen theatralische Schicklichkeit und gegen kirchliche Ehrwürdigkeit erklärt, und seine von ihm romantisch genannte Tragödie „Attila“ in dem „Nachtwächter Benedict“ mit Alarich parodirt hatte [60]).

Weder Feßler's vorhin erwähnte Schriften, noch der Geist und die Richtung seiner sechsjährigen Logenthätigkeit waren vermögend gewesen, darauf eine Vermuthung seiner Brauchbarkeit in einem anderen Wirkungskreise zu gründen, um ihn dadurch von dem Drucke seiner äußern Verhältnisse zu befreien. Selbst die gutgemeinten Winke eines ihm unbekannten Freundes in einem vielgelesenen Journal [61]) waren unbeachtet geblieben. Eine Veränderung in seiner Lage bewirkten zwei Werke, die er bereits vor einer Reihe von Jahren geschrieben und beinahe vergessen hatte, seine Institutiones linguarum orientalium und die Anthologia hebraica. Diese Schriften empfahlen ihn, unter Mitwirkung eines bewährten Freundes aus Lemberg, zum Professor der orientalischen Sprachen und der Philosophie an der Alexander-Newsky-Akademie zu Petersburg mit einem Gehalte von 2500 Rubeln. Im December 1809 trat er mit seiner Familie die Reise nach Petersburg an, wo er in der Mitte des Januars 1810 eintraf. An den Staatsräthen v. Adelung, Köhler, Ellisen, Beck, Pesarovius u. A. gewann er bald ihm ergebene und thätig für ihn bemühte Freunde. Er erhielt eine bequeme Wohnung in der Nähe des Alexander-Newsky-Klosters. Vor zahlreichen Zuhörern eröffnete er im Februar 1810 seine philosophischen Vorlesungen. Einer seiner Collegen jedoch, Leonidas, der ein Collegium der Ästhetik nach Batteux las, suchte ihn bei dem Rector der Universität, dem nachherigen Erzbischofe zu Räsan, Sergius, zu verkleinern. Vorzüglich machte er ihn als Anhänger Fichte's verdächtig, und äußerte sich misbilligend darüber, daß Feßler in seinen Collegien dem Platonismus den Vorzug gegeben vor der Aristotelischen Scholastik, der Wolfischen Eklektik und dem Kantischen Kriticismus. Abgeneigt, sich mit seinem Gegner in einen Kampf einzulassen, bat Feßler um die Entlassung aus seinem Lehramte. Er erhielt sie im Juni 1810, und ward um diese Zeit als Correspondent bei der Gesetzcommission angestellt, mit dem bisher als Professor bezogenen Jahrgehalte. Die ihm zugestandene Erlaubniß, seinen Wohnort im Innern des Reichs nach Belieben zu wählen, war für ihn von unschätzbarem Vortheil. Es lag ihm daran, von aller Zerstreuung entfernt, seine späterhin in zehn Bänden herausgegebenen „Geschichten der Ungarn“ ausarbeiten zu können, zu denen er bereits seit 23 Jahren reichhaltige Materialien gesammelt hatte. Er begab sich im März 1811 mit seiner Familie nach Wolsk in dem Gouvernement Saratow. Dort führte er die Aufsicht über eine von dem Collegienrathe von Slobin gestiftete Erziehungsanstalt, mit einem Lehrergehalte von 1500 Rubeln und freier Wohnung.

In Teutschland hörte man damals längere Zeit nichts von ihm. Der irrigen Nachricht, daß er zu Sarepta in Asien unter den Herrnhutern in äußerster Dürftigkeit lebe, weil ihm ein Gnadengehalt, den er aus Frankreich erhalten, entzogen worden sei, widersprach sein Freund, der Buchhändler Gerlach in Freiberg, in dem Freimaurertaschenbuche auf die Jahre 1816 und 1817. Späterhin erklärte sich Feßler selbst mit gerechtem Unwillen über jene Erdichtung in einem Briefe an den Herausgeber der St. Petersburger Kriegszeitung am 20. April 1817. Aber auch die durch mehre Zeitungen verbreitete Nachricht von Feßler's dürftigen Verhältnissen war nicht gegründet. In Wolsk, wo unter mancherlei Hindernissen das Slobinsche Erziehungsinstitut nicht recht gedeihen wollte, und Feßler's Thätigkeit nur wenig in Anspruch nahm, fand er hinlängliche Muße zu literarischen Arbeiten. Er unterzog sich denselben mit solchem Eifer, daß er am Schlusse des Jahres 1812 bereits die Hälfte des dritten Bandes seiner Geschichte der Ungarn vollendet hatte. Willkommene Erholung gewährte ihm der vertraute Umgang mit dem liebenswürdigen Landschaftsmaler von Kügelgen. Nicht länger als zwei Jahre dauerte jedoch Feßler's Aufenthalt in Wolsk. Ökonomische Verhältnisse nöthigten den Collegienrath Slobin zu mannichfachen Beschränkungen und endlich zu der Erklärung, daß er nicht mehr im Stande

---

54) Leipzig 1808. 2 Bände. Mit Kupfern. Vergl. Morgenblatt. 1809. Nr. 187. 55) Der Groß-, Hof- und Staats-Epopt Lotario, oder der Hofnarr. (Berlin 1808.) Mit einem allegorischen Titelkupfer und einer Vignette. Vgl. Morgenblatt. 1808. Nr. 129. S. 513 fg. 56) Berlin 1809. Mit Kupfern. Vgl. Morgenblatt. 1809. Nr. 73. S. 289 fg. 57) Die Könige von Ungarn aus dem Arpadischen Stamme. (Breslau 1806.) 58) Stephanus der Heilige, Ladislaus der Heilige und Colomanus der Gelehrte. (Breslau 1808.) Mit Kupfern und Vignetten. Vgl. Allgem. Lit.-Zeit. 1809. 1. Bd. Nr. 81. S. 657 fg. 59) Die alten und neuen Spanier. Ein Völkerspiegel. (Berlin 1810.) 60) s. Rückblicke rc. S. 349. Ein zu strenges, wenn auch nicht ganz unbilliges, Urtheil über Werner fällt Feßler in den „Resultaten seines Denkens und Erfahrens“ (Breslau 1826. S. 266 fg.) in den Worten: Vor einiger Zeit wollten sich die dramatischen Dichtungen: die Söhne des Thals, Martin Luther, Attila u. a., alle reich an Tändeleien, doch nicht arm an wahren Schönheiten, selbst auf dem Theater als romantische Tragödien geltend machen; und lobenswerth ist die Genügsamkeit und die Resignation Aller, welche diese Spiele einer ungeregelten Phantasie für romantisch und ihr Ganzes für Tragödien nehmen können. In Wahrheit aber haben nur der Spanier Calderon de la Barca und der Teutsche Schiller romantische Tragödien, Letzterer nur eine, aber in ihrer Vollendung einzige, gedichtet. 61) s. Morgenblatt. 1807. Nr. 152 und 153.

sei, die Besoldung von 1500 Rubeln zu zahlen, welche Feßler bisher als Lehrer erhalten hatte. Dadurch auf den Gehalt beschränkt, den er von der Gesetzcommission bezog, veränderte Feßler seinen bisherigen Wohnort. Am 25. Febr. 1813 begab er sich mit seiner Familie nach Saratow, wo er in Zeit von drittehalb Jahren den dritten, vierten und fünften Band seiner Geschichte der Ungarn vollendete. Zugleich entwarf er den Plan zu einem Werke, das er unter dem Titel: „Documentirte Beiträge zur Gelehrtengeschichte Rußlands," herauszugeben beabsichtigte. Beschränkt auf seinen häuslichen Kreis, mit seinen literarischen Arbeiten und der Erziehung seines Sohnes beschäftigt, lebte Feßler in Saratow fast in gänzlicher Abgeschiedenheit, doch von einer Körper- und Geisteskraft unterstützt, die ein mehr als 60jähriges Alter nicht zu schwächen im Stande gewesen war.

Eine Erholungsreise, die er im August 1815 mit seiner Familie nach Sarepta unternahm, und die freundliche Aufnahme, die er unter der dortigen Brüdergemeinde fand, brachte ihn zu dem Entschluß, diese wohlfeilere und südlicher gelegene Stadt zu seinem Wohnsitze zu wählen. Manche Schicksalsschläge trafen ihn dort. Zu der Trauer über den Verlust seiner jüngsten Tochter gesellte sich die ihn erschütternde Nachricht der Einziehung seines Gehaltes, den er bisher von der Gesetzgebungscommission bezogen hatte. Der dafür angegebene Grund, daß die Staatsbedürfnisse Ersparungen foderten, konnte ihn nicht trösten. Die Basis seines Unterhaltes war ihm entrückt. In seinem Alter stand er verlassen da, ohne Vermögen und auf die mäßigen Einkünfte seines literarischen Erwerbs beschränkt. In dieser Bedrängniß nahm die herrnhuter Brüdergemeinde zu Sarepta sich seiner an, indem sie ihm auf Credit die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse reichte, die sie bei ihrer eigenen Armuth ihm nicht schenken konnte. Um seine Schuldenlast zu vermindern, verkaufte er einen großen Theil seiner Bibliothek. Seine bedrängte Lage ward dadurch bekannt, und seine Freunde in Petersburg, der Staatsrath Pesarovius und der Buchhändler Weyher, veranstalteten für ihn eine Collecte. Auch aus Sachsen, namentlich aus Freiberg von seinem Freunde Gerlach, und seinen Bekannten in Pesth und Presburg erhielt er milde Gaben, die jedoch nicht hinreichten, seinem zerrütteten Haushalte wieder aufzuhelfen. Einigermaßen erleichtert ward seine Lage, als er am 1. Sept. 1817 mit der Zahlung des ganzen rückständigen Gehaltes zugleich die Zusicherung erhielt, denselben auch für die Folge zu beziehen.

„Unter solchen Bedrängnissen," sagt Feßler selbst[62]), „hätte ich schwerlich die Kraft gehabt, bei blutendem Herzen die Ruhe und Heiterkeit meines Geistes aufrecht zu erhalten, und in Sarepta den sechsten bis neunten Band meiner Geschichte der Ungarn zu beendigen, hätte nicht der 71. Psalm mit göttlicher Kraft in meinem Innern gelebt." In dieser Stimmung und durch das Lesen der Bibel, die, nach seinem eigenen Geständniß, sein tägliches Handbuch ward, kam ihm der Gedanke, daß der Friede Gottes höher sei, als alles Treiben, Trachten und Streben des Verstandes. Sein religiöses Gefühl ergriff mächtig die Klarheit und Tiefe einzelner Aussprüche der Bibel. In dem festen Glauben an Gott und in der demüthigen Ergebung in seinen Willen fand er die Ruhe seines Herzens wieder und Trost unter harten Schicksalsschlägen. Mit Dank gegen die Vorsehung erkannte er die Huld des Kaisers, die sich ihm 1817 durch die kostenfreie Aufnahme seines 14jährigen Sohnes in die adelige Pensionsanstalt des Lyceums zu Zarskoe-Selo bewährte. Seit er den ihm entzogenen Gehalt wieder erhalten, konnte er ohne drückende Nahrungssorgen sich seinen literarischen Arbeiten widmen. Er erstaunte selbst über die verhältnißmäßig kurze Zeit, in der er im Mai 1819 neun Bände seiner Geschichte der Ungarn vollendet hatte. Der Aufenthalt in Sarepta war ihm so lieb geworden, daß er jede Aussicht von sich wies, ihn mit einem andern zu vertauschen. Selbst unter dem harten Lebensdrucke, der früher auf ihm lastete, schien es ihm ein Ernst damit zu sein, Rußland zu verlassen und nach Teutschland zurückzukehren. Als sich diese Nachricht verbreitete, und der russische Minister, Fürst Galizin, gerührt von Feßler's Lage, bei dem Amtsvorsteher der Brüdergemeinde, Loertz, nähere Erkundigung darüber einzog, erklärte Feßler auf das Bestimmteste: Nur der Druck der äußersten Dürftigkeit könne ihn nöthigen, aus Rußland auszuwandern.

Ein günstige Wendung nahm sein Schicksal im J. 1818. Der Kaiser hatte sich bewogen gefunden, für die evangelischen Glaubensgenossen, denen er gleiche Rechte mit den übrigen Confessionen gab, die Bischofswürde einzuführen, und demgemäß ein evangelisches Reichsconsistorium zu errichten. Auch für den Kirchen- und Schulzustand der 73 evangelischen Colonialgemeinden im saratowschen Gouvernement und in der Stadt Saratow selbst war ein evangelisches Consistorium errichtet. Zum weltlichen Präses dieses Consistoriums ward der Staatsrath Reinholm, zum geistlichen aber und zugleich zum Superintendenten ward Feßler ernannt. Auf überraschende Weise sah er sich durch diesen Wirkungskreis zum öffentlichen Lehrer und zum Haupte der evangelischen Kirche berufen. Um so mehr hielt er es für seine Pflicht, gleich nach seiner Ernennung zum Bischof im November 1819 den Minister der geistlichen Angelegenheiten in nähere Kenntniß zu setzen über seine religiöse und evangelisch-lutherische Gesinnung. Er that dies in seinem schriftlich abgelegten Glaubensbekenntnisse[63]). Am 30. Mai 1820 trat er in den ihm angewiesenen Wirkungskreis. Seine Amtsthätigkeit begann zu Lesnokaramysch als Mitglied der Commission, welche den Lebenswandel des Pastors Frühauf untersuchen sollte. Eine ähnliche Untersuchung, die dem Prediger Limmer in Saratow galt, führte ihn am 7. Juni in die genannte Stadt[64]). Sein Amt foderte von ihm, für die Aufrechthaltung der reinen Lehre des Evangeliums und der Moralität in den ihm untergeordneten Gemeinden zu sorgen, besonders aber über die Amts-

62) s. Rückblicke u. s. w. S. 360 fg.

63) Vollständig mitgetheilt von Feßler in seinen Rückblicken u. s. w. S. 492 fg. 64) Vergl. Feßler's Geschichte der Entlassung des gewesenen Pastors in Saratow, K. Limmer. Aus den Originalacten. (Riga 1823.)

führung der Prediger und Kirchendiener und über die Schuldisciplin zu wachen. Zu diesem Zwecke vereinigte sich Feßler mit dem Senior Huber. Er that die geeigneten Schritte, die gesunkene Sittlichkeit in einzelnen Gemeinden wieder zu fördern, und vorzüglich der moralischen Verwilderung zu steuern, die unter der Jugend einen solchen Grad erreicht hatte, daß sie mit Feßler's eigenen Worten „ein christliches Heidenthum" genannt werden konnte. Mit fester Zuversicht auf Gottes Beistand überwand er alle Schwierigkeiten, die sich seiner Wirksamkeit entgegenstellten. Der von ihm entworfene Plan zu einem wohlgeordneten Kirchenvorstande in jeder Gemeinde ward in zwei Consistorialsitzungen zum Vortrage gebracht und nach sorgfältiger Prüfung genehmigt. Durch ein Rundschreiben bereitete Feßler die sämmtlichen Prediger und Gemeinden auf eine Kirchenvisitation vor, die am 28. Dec. 1820 begann und am 3. März 1821 beendigt ward. In jenen neun Wochen hatte er 40 Mal gepredigt, wie der Geist es ihm eingab. Es waren größtentheils Ermahnungen zur Buße. Ebenso oft hatte er homiletische und katechetische Unterredungen gehalten. Manche eingerissene Misbräuche bewogen ihn zu einer veränderten Form der Liturgie bei dem öffentlichen Gottesdienste[65]). Um die evangelischen Glaubensgenossen, die in Gouvernements- und Kreisstädten zerstreut und isolirt wohnten, durch einen kirchlichen Verein zusammenzuhalten, hatte Feßler in den ihm untergeordneten Stadtgemeinden unter dem Namen eines Kirchenraths ein Collegium von fünf Männern gestiftet, welche mit dem Consistorium durch einen fortlaufenden Schriftwechsel in der nöthigen Verbindung blieben.

Ungeachtet der mit seinem Amte verbundenen Beschwerden, ungeachtet der oft Tag und Nacht hindurch fortgesetzten Reisen bei ungünstiger Witterung, des öftern Mangels an angemessener Nahrung, der Tage lang gespannten Aufmerksamkeit und Anstrengung der Brust beim Reden, hatte Feßler kaum eine Abnahme seiner Kräfte oder irgend einen Wechsel in seiner Gesundheit verspürt. Die Besorgnisse seiner Gattin, Kinder und Freunde pflegte er mit den Worten zu verscheuchen: „Ich gehe in der Kraft des Herrn!" So erfüllte ihn immer eine wahrhaft religiöse Gesinnung, die er auch in Andern zu wecken und zu fördern suchte[66]). Erweitert ward sein kirchlicher Wirkungskreis um diese Zeit (1822) durch die Eröffnung des saratowschen Provinzial-Consistoriums, das von nun an als administrative und als gerichtliche Behörde in erster Instanz handelte. Durch einen viermonatlichen Urlaub, den der weltliche Präses des Consistoriums erhalten, ruhte die ganze Last der vielfach verzweigten Geschäfte bis zum 4. Oct. 1822 auf Feßler allein. Er unterzog sich denselben mit seiner gewohnten Thätigkeit, und setzte ununterbrochen seine Visitationsreisen fort, oft der ungünstigsten Witterung und strengsten Kälte preisgegeben. Durch einen Umsturz des Wagens an der Stirn hart verletzt, litt er lange an einer dadurch verursachten Augenentzündung. Kaum wieder genesen, erfüllte er die Bitte der katharinenstädter Gemeinde am 28. Oct. 1823, den in ihrer Kirche errichteten Altar feierlich einzuweihen. In der Rede, die er bei dieser Gelegenheit hielt[67]), sagt Feßler unter andern: „Ihr habt durch eure freiwilligen Opfer diesen Altar aufgeführt; das ist für und an sich nichts. — Wir Priester haben ihn unter heiligen Worten, Gesängen und Gebräuchen geweiht; das ist gleichfalls für und an sich nichts. Eure Opfer sind verschwendet und weggeworfen, unsere Worte und Gesänge sind leerer Schall, unsere Gebräuche eitler Tand, wenn ihr nicht das noch thut, was ihr allein thun könnt; wenn ihr nicht von heute an diesen Altar zu einem allgemeinen Versöhnungsstuhle, zum Bundesaltar der Eintracht und Liebe, zum Altar des Friedens unter euch erhebt."

Eintracht und echt christliche Gesinnung suchte er überall zu verbreiten. Er that dies mit Aufopferung aller seiner Kräfte, doch zugleich in der unerschütterlichen Überzeugung, daß nur durch Gottes Beistand sein mit unsäglichen Schwierigkeiten verbundenes Werk wahrhaft gedeihen könne. Diese Ansicht hielt er fest, um sich nicht dem Mismuthe und der Verzweiflung hinzugeben, wenn er sah, wie Eigennutz, Selbstsucht und Unwissenheit der guten Sache des Evangeliums zu schaden bemüht waren. Das Gefühl, sich und seine gemeinnützigen Bestrebungen verkannt zu sehen, ist auch die vorherrschende Stimmung in seinen unlängst erwähnten „Liturgischen Versuchen"[68]), in denen Feßler manchen heimlichen Verleumdungen, die ihn getroffen, offen zu begegnen suchte. „Wer mich nun noch," sagt er[69]), „ohne die Vorrede und die Anmerkungen zu dem Werke gelesen zu haben, oder nachdem er sie gelesen, durch giftige Unterschiebungen und Verdrehungen eines Krypto-Papismus oder Jesuitismus beschuldigt, der stellt sich selbst jedem unbefangenen und rechtschaffenen Kirchengenossen als boshafter Lästerer dar."

Daß Feßler die rationelle Belehrung durch die Predigt vor der lebendigern Einwirkung auf die Sinne in den Hintergrund treten ließ, erklärt sich nicht blos aus frühern Jugendeindrücken; sie war eine Folge seiner auch noch in höherem Alter sehr regen und oft exaltirten Phantasie. Auch seine physische Kraft war so ungeschwächt geblieben, daß er in seinem 70. Jahre sich von jedem chronischen Übel völlig frei wußte. Er schien lebendig, kräftig und ausdauernd, wie im 20. Lebensjahre. Ernst und Frohsinn, rasche Entschlossenheit, männliche Festigkeit und kindliche Treuherzigkeit, mit einem leisen Anstrich von Schwärmerei, paarten sich in seinem Wesen. Einer leidenschaftlichen Reizbarkeit konnte er selbst im höhern Alter sich nicht ganz erwehren. „Zu Zeiten," schreibt er," donnerte ich mit kräftiger Stimme im Hause, als wenn ich Alles

65) Bereits 1809 hatte er zu Petersburg ein Programm: De liturgia christianae ecclesiae, drucken lassen. Späterhin gab er noch heraus ein „Liturgisches Handbuch zum beliebigen Gebrauche evangelischer Liturgen und Gemeinden" (Riga 1823.); auch unter dem Titel: „Liturgische Versuche zur Erbauung der Gläubigen, sowol geistlichen, als weltlichen." 66) Unter andern durch seine „Christlichen Reden. Ein Scherflein zur Erbauung der Gläubigen." (Riga 1822.) 2 Bde.

67) Gedruckt in den Rückblicken u. s. w. S. 496 fg. 68) Riga 1823. 69) s. Rückblicke u. s. w. S. 414 fg.

zerstören und vernichten wollte, über Manches, was anders ist, als es sein sollte. Aber in meinem Innern herrscht Ruhe, Friede und ungetrübte Heiterkeit. Ärger, Zorn, Gift und Galle haben mir noch keine Minute des Lebens verbittert." Einfach und gleichförmig war seine Lebensweise. Den Morgen bis Mittags zwei Uhr pflegte er in seiner Studirstube zuzubringen, wo seine nicht unbeträchtliche und auserlesene Bibliothek ihm gönnte, nach seinen eigenen Worten, „die seligsten Stunden der Weihe des Geistes zu feiern." Seine Individualität drang ihm die Überzeugung auf, daß er nirgends in der Welt besser aufgehoben sei, als in der Einsamkeit. Dessenungeachtet glaubte er in höhern Lebensjahren biegsamer und gefälliger geworden zu sein, und seine Anfoderungen an die Menschen vermindert zu haben. Dies gab ihm den Gleichmuth in seinem mühevollen Berufe, oft verkannt und misverstanden, mit Aufopferung aller seiner Kräfte thätig zu sein. Selbst darin, daß seine überhäuften Amtsgeschäfte ihn seiner literarischen Muße fast gänzlich entzogen, fand er keinen Grund zur Unzufriedenheit. „Wenn ich," schrieb er [70]), die nicht kleine Reihe meiner Schriften [71]) übersehe, so fühle ich mich gedrungen zum Danke gegen den Ewigen, daß er mich durch Berufung zur Arbeit in seinem Weinberge genöthigt hat, vom Schreiben zu rechter Zeit aufzuhören. Meine Schriften sind durch die öffentliche Stimme der Kritik mehr gelobt als getadelt worden; doch weder das Eine noch das Andere aus dem einzig richtigen Gesichtspunkte, aus dem sie verfaßt worden, aus dem sie folglich auch hätten gefaßt werden sollen. Man hat sich an den Körper gehalten; den Geist, das ist das Resultat meines vieljährigen Denkens, Beobachtens und Erfahrens, theils misverstanden, theils völlig außer Acht gelassen. Man foderte die Bedingungen des historischen Romans von mir, der ich nur Geisteszustände durch ein romantisches Kleid sichtbar machen wollte; man verlangte von dem Gemüthshimmel vollendete Kupferstiche zur Anschauung, der ich nur Himmelskarten zum Orientiren zu entwerfen versuchte. Ich wünschte daher, daß nie bloße Ästhetiker zur Beurtheilung übernommen hätten, was nur für den religiösen Philosophen einigen Werth haben konnte. Ich wünschte, daß meine Schriften Niemand zum Zeitvertreibe in die Hand genommen hätte, noch in Zukunft zum Zeitvertreibe in die Hand nehmen möge; denn nicht dazu, sondern zur Zeitbenutzung für mich und für Andere, denen das Leben des Geistes, wie mir, hoher Ernst, nicht leichtsinniges Spiel ist, und die auf denselben Wegen, wie ich, irren oder schwanken, sind sie geschrieben." Aus diesem Standpunkte betrachtete Feßler in den letzten Jahren seine literarische Wirksamkeit.

Feßler starb am 15. Dec. 1839 im 83. Lebensjahre. Schwieriger als das Urtheil über seine literarischen Erzeugnisse ist die richtige Auffassung seines Charakters als Mensch. Daß ein so vielbewegtes Leben, wie das seinige, manchen Misdeutungen ausgesetzt sein mußte, ist leicht erklärlich. Von Wenigen ganz gekannt, von Einzelnen theilweise verstanden, von Vielen zu etwas gemacht, was er gar nicht war, stand Feßler unter seinen Zeitgenossen als eine räthselhafte Erscheinung da. Die Wege, auf die ihn seine wechselvollen Schicksale geführt hatten, mußten dem gewöhnlichen Menschen ebenso unbegreiflich scheinen, als dem erfahrenen unglaublich dünken, wenn er nicht mit jedem seiner Schritte genau bekannt war. Unter seltsamen Schicksalsfügungen hatte sich Feßler durch eigene Kraft zu einem Grade von Bildung emporgearbeitet, daß er im Capucinerkleide seinen Schriften den Geist einzuhauchen wußte, der sie charakterisirt. Wenige Schriftsteller haben in ihren Werken den Gang ihres geistigen Lebens so scharf abgemessen und so bestimmt gezeichnet, als Feßler. Man fühlt bei seinen Schriften, daß er selbst alle Stufen durchgegangen sein mußte, des Glaubens, des Zweifels, des Wissens, daß er aber, nachdem der erste verloren war, von dem letzten, wie es scheint, nicht befriedigt, mit Besonnenheit seinen Verstand gefangen genommen, um in der Anschauung und Gefühlsreligion Befriedigung seiner Sehnsucht zu finden.

Feßler hat sich selbst hierüber in einer Weise erklärt, die zu charakteristisch ist, um hier übergangen zu werden. „Es gibt," sagt er [72]), „von dem Übersinnlichen ein Wissen, ein inniges und untrügliches, welches sich aber weder auf Verstandesbegriffe, noch in eine schulgerechte Wissenschaft bringen läßt, sondern mit dem Leben des Geistes eins ist, und durch das vollständigste Sein von selbst sich offenbart. Allen Menschen ist es in der Vernunft und in dieser mit der ihr eingeschaffenen Idee der Gottheit gegeben, ob es gleich hienieden keinem ganz, einigen mehr, einigen weniger, den meisten gar nicht im Bewußtsein erscheint. Unzählige haben nichts weiter davon, als die für sie bedeutungslosen Worte übersinnlich, unendlich, ewig. Immerhin mag man dieses Wissen religiösen Glauben nennen; denn dieser ist nichts weniger als ein Beifall des Verstandes, gestützt auf Gründe oder Zeugnisse. Was der Glaube erschaut, ist dem Gebiete des Verstandes gänzlich entzogen. Es ist auch kein freies oder abgedrungenes Fürwahrhaltenwollen; denn ohne Bestimmungsgründe ist kein Wille; und die unbedingte Wirklichkeit des Unendlichen, Ewigen, Göttlichen nach begrenzenden Gründen zur Verstandeswahrheit bestimmen und bedingen wollen, ist eine Gaukelei des ausschweifendsten Wahnsinns. Der religiöse Glaube ist wirklich die innere unmittelbare Gemüthsanschauung, das ursprüngliche unbedingte Wissen der Vernunft, ihr ewiges Zeugniß von sich selbst; Wissen, Lieben und Leben zugleich."

In der Idee von dem unbedingten göttlichen Sein glaubte er den Einheitspunkt gefunden zu haben für die wahre Religiosität und echte Lebensphilosophie. Von diesem Punkte, meinte er, müsse alles religiöse Leben ausgehen, in diesem Punkte müsse es sich gründen, erhalten

70) s. Rückblicke S. 425 fg. 71) Feßler schloß sie mit den mehrfach erwähnten „Rückblicken auf seiner siebenzigjährigen Pilgerschaft" (Breslau 1824.) und den als Anhang zu diesem Werke herausgegebenen „Resultaten seines Denkens und Erfahrens." (Breslau 1826.)

72) s. Resultate meines Denkens und Erfahrens. (Breslau 1826.) S. 6 fg.

und steigern. Auch die wahre Moral machte er hiervon abhängig. „Wem dieser Einheitspunkt," sagt Feßler[73]), „sich noch nicht in vollster Klarheit aufgeschlossen und zum beharrlichen, nie untergehenden Lichtstern sich gesetzt hat, der mag wol manches Gute thun, dennoch aber handelt er bei der besten That nicht gut, nicht in und aus Gott, nicht sittlich. Er kann sich als handelndes Wesen, nicht als Kraftäußerung des göttlichen Seins erkennen, weil sein Gemüth in der Naturnothwendigkeit befangen, von Begriffen und Triebfedern, welche aus dem Endlichen entspringen, abhängig ist. Verblendet von dem nichtigen Schein des Zufälligen lebt er nur in diesem, nicht in Gott, nicht dem Worte der Vernunft gemäß, nothwendig frei, und unmittelbar schon aus demselben gottselig gestimmt, sondern die Bestimmungsgründe für sein Handeln außerhalb des Wesens der religiösen Vernunft suchend und empfangend."

Bei solchen Ansichten konnte es ihn weder befremden, noch kränken, seiner religiösen Überzeugung nach ein Mystiker genannt zu werden. Ohne seine geistige Natur zu verleugnen, meinte er, könne der Mensch dem Mysticismus nirgends entfliehen. Was er auch denken, sein, fühlen, sehen, hören möchte, in Allem müsse er ein heiliges Dunkel, eine unergründliche Tiefe, eine verklärende Allmacht über seinem Gesichtskreis anerkennen. „Mysticismus," sagt er[74]), „ist die eingeschaffene Qualität der Vernunft, Eins mit Religiosität und Philosophie, höchste Steigerung, nicht Abspannung der Kraft; seine Thätigkeit beginnt, wo das Gebiet des Verstandes und der Begriffe sich schließt; der streng und scharf denkende Kopf wird ihn weder mit der Schwärmerei der Gefühle, noch mit dem Fanatismus einer entbrannten Einbildungskraft verwechseln, und es seiner für unwürdig halten, mit dem Pöbel faselnder Wortführer das selige Leben des Gemüths in Gott ganz widersinnig, als ein sanftes Entschlummern der Vernunft in leeren Träumen, zu verschreien. — Echte Mystik, heißt es an einer anderen Stelle[75]), in reiner Vernunftthätigkeit gegründet, und in Vernunfterleuchtung lebend, kann weder gelehrt, noch erlernt werden, woraus folgt, daß der wahre Mysticismus von aller Bekehrungssucht unendlich weit entfernt und eine mystische Sekte völlig undenkbar sei. Nur der Fanatismus, mit sich selbst im unauflöslichen Widerstreite kann mit der Proselytensucht sich vermählen und Sekten erzeugen, auf welche die Benennung mystisch nicht ohne Lästerung des Heiligen angewandt wird. Darum sind auch echt mystische Aufsätze nicht in der Absicht, zu lehren, sondern nur im Drange des Bedürfnisses, seine innere Welt selbst zur Anschauung darzustellen, geschrieben worden; und sie sind nur demjenigen faßlich und genießbar, der die höchste Weihe der Religion in seinem Gemüthe bereits empfangen hat."

Was Feßler (a. a. O. S. 108) über die einzelnen Formen des Christenthums äußert, ist sehr charakteristisch. „Alles Kirchenwesen, ist nur Vorhof zu dem Heiligthume der Religion; alle Theologie nur Sammlung von Symbolen, durch welche die Menschen von jeher ihre religiösen Ahnungen und Ansichten versinnlichen wollen." Aus solchen Ansichten floß die Duldsamkeit, womit Feßler ruhig und besonnen zu vermitteln suchte, was sein Gemüthsleben zu gefährden drohte und seinem Wirken nach Außen hin widerstrebte[76]). In dem Glaubenseifer erblickte er das ungestüme Treiben ungestümer Leidenschaften, das die Vernunft unterdrücke und den Verstand gewaltsam mit sich fortreiße, um die ihm angewiesenen Schranken gewaltsam zu durchbrechen. Der Unterschied zwischen Religiosität und kirchlichem Dogmenglauben, meinte Feßler, liege den Menschen zu nahe, als daß sie in Leidenschaft oder Sekteneifer ihn nicht übersehen sollten. Daher habe es auch zu allen Zeiten und unter allen christlichen Völkern unendlich viel Theologie und wenig Religiosität gegeben, Tausende, die an dem tödtenden Buchstaben der kirchlichen Dogmen künstelnd und krittelnd, die tiefere Bedeutung oder den lebendig machenden Geist jener Lehren nie erfaßt und das Machwerk ihres klügelnden Verstandes für Religion gehalten und für einzig wahre Gottesgelahrtheit ausgegeben hätten. „Beide Parteien," sagt er[77]), „erkannten die Bibel für den höchsten Schiedsrichter in streitigen Glaubenssachen; aber die Aussprüche dieses Schiedsrichters deutete jede der Parteien nach *ihrem* Sinne; jede hielt *ihr* Verständniß der Bibel für das einzig wahre, und keine gewahrte das Befangensein ihres Verstandes in der erbärmlichsten Folgewidrigkeit. — Es ist keine wahre redliche Toleranz oder vielmehr religiöse und bürgerpflichtmäßige Achtung für alles Kirchenwesen und für die äußerlichen Rechte des Gemüths und Gewissens möglich, so lange nicht in Cabinetten, Reichs- oder Landtagen, auf kirchlichen Lehrstühlen und in Schulen *Religion* und *Kirchenwesen* scharf und bestimmt von einander unterschieden werden, so lange man eins für das beide hält, und anstatt von religiös-katholischer, religiös-evangelischer, religiös-reformirter u. s. w. *Kirchenreform*, von katholischer, evangelischer, reformirter oder wol gar protestantischer *Religion* spricht. Ein Gott, Ein Sohn Gottes, *Eine* Religion, Ein Christenthum, *Eine* Weisheit. Katholicismus, Lutheranismus, Calvinismus, Socinianismus, Jansenismus, Herrnhutismus sind ebenso nur verschiedene Formen der *Einen Religion*, des *Einen Christenthums*, nicht *Religionen* oder *Christenthümer* selbst; wie die Platonische, Aristotelische, stoische, scholastische, Wolfische, Kantische Schule nur verschiedene Philosophirmethoden, nicht Philosophien, nicht Weisheit selbst sind. — Wahrscheinlich hätte es, ohne etwa aus persönlicher Gehässigkeit oder Eifersucht, nie eine Ketzerei, nie eine kirchliche Verfolgung gegeben, wenn man alle entstandenen Sekten und Kirchen, selbst die römische nicht ausgenommen, nur als das, was sie sind, als mannichfaltige *religiöse Ansichten und Formen*, nicht als die *Religion selbst* gedacht, betrachtet und nach dem

73) s. Resultate meines Denkens und Erfahrens. S. 11 fg. 74) s. a. a. O. S. 15. 75) s. a. a. O. S. 18.

76) Vergl. Feßler's Aufsatz: Toleranz und Intoleranz, in der Zeitschrift Eunomia. Juni 1802. S. 533 fg. 77) s. Resultate meines Denkens und Erfahrens. S. 373 fg.

Maße des in ihnen enthaltenen echt religiösen Stoffes behandelt und geehrt hätte. Der wahre Christ, von echt religiöser Gesinnung beseelt, will weder bekehren, noch darf er verfolgen; das Eine, eigenthümliches Werk der Gnade, überläßt er Gott; das Andere verbietet ihm das Gesetz der Liebe. Wo also Bekehrungssucht und fanatischer Eifer walten, dort darf man sicher annehmen, daß wahre Religiosität und echt christlicher Sinn unter der Raserei, sei es des römischen, oder des Lutherischen und Calvinistischen Sektengeistes erloschen, oder nie da gewesen seien. Der gemüthlich- und kindlich-gläubige Mensch fühlt sich nie besser gehoben, als wenn er die glücklichen Erfolge seiner eigenen, oder seiner Freunde Anstrengung lediglich dem Himmel zuschreibt, damit er sich selbst als Günstling des Himmels erkennen und achten könne. So tief gewurzelt ist in dem Gemüthe des Menschen, in den Einen der kindliche Glaube, in den Andern nur noch die dunkle Ahnung von der speciellsten Vorsehung des ewigen Weltregierers." — Was seinem eigenen Gemüth in höhern Jahren Trost und Beruhigung gegeben, sagen seine eigenen Worte: „Religion, Philosophie und Geschichte sind die treusten und sichersten Lotsen des Alters in den Hafen der Ewigkeit, wenn sie in harmonischer Eintracht sich darstellen, jede der andern zur Grundlage dient, und alle drei, von einem und demselben Geiste beseelt, wirken."

Außer seinen bereits erwähnten Schriften lieferte Feßler noch mehre Aufsätze in Zeitschriften. Außer der von ihm selbst verfaßten „Ehrenrettung des Dr. Feßler zu Kuttlau in Schlesien"[78]), schrieb er „Einige Gedanken über Hrn. K—r's Einwendungen gegen den historischen Roman"[79]); einen „Commentar über ein wichtiges Actenstück zur Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes in Sachen des Geschmacks"[80]); „an die ästhetischen Kunstrichter der Teutschen"[81]); „Bestimmungsgründe eines weisen und gerechten Fürsten, die Freimaurerei in seinen Staaten zu beschützen"[82]); Versuch eines allgemeinen „Maurer- und Logenrechts"[83]) u. a. m. Die meisten Aufsätze von ihm enthält die Zeitschrift Eunomia, die er zu Berlin mit J. G. Rhode herausgab. Darin befinden sich unter andern die Aufsätze: „Geheime Gesellschaften"[84]); „Poesie, Philosophie und Religion, oder: wo sind wir gewesen, und wo sollen wir hin?"[85]) „das neue Credo, oder der Glaube, wie ihn der Geist der Zeit offenbart, und wie ihn jetzt der höhere Mensch und der aufgeklärte Weltbürger haben, festhalten und aufs Eifrigste verbreiten soll"[86]); „die feinen Gesellschaften, verglichen mit dem Ideal der feinen Geselligkeit"[87]); „Aufklärung"[88]); „Toleranz und Intoleranz"[89]); „Was hat Poesie und Philosophie mit Religion zu thun"[90])? u. a. m. Antheil hatte Feßler außerdem an J. K. C. Fischer's Eleusina das 19. Jahrh. (1802) an den von Rhode und Marmelle herausgegebenen Jahrbüchern der Loge Royal York (Berlin 1798.) und an dem Grundvertrage und Gesetzbuche jener Loge. (Berlin 1800.)

Feßler's Bildniß befindet sich vor der kleinen Romanbibliothek (Berlin 1801.) vor dem ersten Theile seiner sämmtlichen Schriften über Freimaurerei. 2. Auflage (Freiberg 1805.) und vor Feßler's Resultaten seines Denkens und Erfahrens. (Breslau 1826.) Das zuletzt genannte Bild ist nach einem Gemälde Wasilief's von Rosmäsler in Dresden gestochen worden[91]).

(*Heinrich Döring.*)

FESSMAIER (Johann Georg von), geb. am 12. Jan. 1775 zu Staufersbuch, einem zum Rezatkreise des Königreichs Baiern gehörigen Dorfe. Seine Ältern waren rechtschaffene, aber dürftige Landleute. Aus der Dorfschule, die er fleißig besuchte, kam er, durch Verwendung des Ortspfarrers, der seine Neigung zum Studiren bemerkt hatte, im October 1786 in die lateinische Real- und Bürgerschule zu Amberg. Wohlwollenden Freunden verdankte er die Unterstützung, die ihm seine Ältern nicht gewähren konnten. Durch Talent und Fleiß zeichnete er vor vielen seiner Mitschüler sich so vortheilhaft aus, daß er in den einzelnen Classen des Gymnasiums während eines fünfjährigen Aufenthalts in Amberg immer den ersten Platz behauptete. Um sich der Jurisprudenz zu widmen, bezog er im November 1794 die Universität zu Ingolstadt. Seine Kenntnisse und sein sittliches Betragen verschafften ihm das Albertinische Stipendium. Er erhielt dadurch zwar nur ein mäßiges, aber für seine Genügsamkeit hinreichendes Einkommen, das ihn zu verdoppeltem Fleiße in seinen Studien spornte. Im Mai 1797 ward

78) In Schlözer's Staatsanzeigen. 1790. Heft 57. S. 76 fg. 79) In Jakobs' Philosophischem Anzeiger. 1795. 52. St. S. 409 fg. 80) In der teutschen Monatsschrift. 1795. 12. St. S. 304 fg. 81) In dem berl. Archive der Zeit und ihres Geschmacks. März 1796. 82) In der Schrift: Die gute Sache der Freimaurerei u. s. w. (Züllichau 1798.) Nr. 2. 83) In dem Köthner Taschenbuche für Freimaurer auf das J. 1802. S. 131 fg. 84) Eunomia. 1802. Januar. S. 14 fg. 85) a. a. O. 1802. Februar. S. 135 fg. 86) a. a. O. 1802. März. S. 234 fg. 87) a. a. O. 1802. April. S. 227 fg. 88) a. a. O. 1802. Mai. S. 433 fg. 89) a. a. O. 1802. Juni. S. 533 fg.

90) Eunomia. 1805. Februar. S. 99 fg. 91) Vergl. D. Feßler's Rückblicke auf seine siebenzigjährige Pilgerschaft. Ein Nachlaß für seine Freunde und seine Feinde. (Breslau 1824.) Anhang dazu unter dem Titel: D. Feßler's Resultate seines Denkens und Erfahrens. (Breslau 1826.) Feßler's Actenmäßige Aufschlüsse über den Bund der Evergeten in Schlesien. (Freiberg 1804.) Feßler's Ansichten von Religion und Kirchenthum. Berlin 1805.) 1. Th. S. 11 fg. 2. Th. S. 384 fg. Feßler's Rückblicke auf die letzten Jahre seiner Logenthätigkeit; herausgegeben von Friedr. Moßdorf. (Freiberg 1806.) Feßler's Maurerische Briefe aus Kleinwall. (Freiberg 1807.) Morgenblatt 1807. Nr. 152. S. 605 fg. Nr. 153. S. 609 fg. 1808. Nr. 201. S. 802 fg. (Ignaz Feßler von K. A. Böttiger.) 1809. Nr. 187. S. 746 fg. Allgemeine geographische Ephemeriden. October 1811. S. 258 fg. Allgemeine Lit.-Zeit. 1817. Nr. 31. J. G. F. Gerlach's Beleuchteter Sarsena. S. 161 fg. Bretschneider in Meusel's Vermischten Ansichten und Bemerkungen S. 95 fg. und in seiner von Göckingk herausgegebenen Reise S. 305 fg. über Feßler's Lage in Rußland, von Hauschild in der Allgem. Lit.-Zeit. 1818. Nr. 15. Eichhorn's Geschichte der Literatur. 4. Bd. 2. Abth. S. 1104 fg. Fr. Horn's Poesie und Beredsamkeit der Teutschen. 3. Bd. S. 434. Jördens' Lexikon teutscher Dichter und Prosaisten. 1. Bd. S. 509 fg. 6. Bd. S. 89 fg. v. Sydow's Asträa, Taschenbuch für Freimaurer auf das J. 1824. S. 149 fg. Zwickauer Erinnerungsblätter. 1820. S. 49. 65. 81. 129. 145 fg. Meusel's Gel. Teutschland. 2. Bd. S. 312 fg. 9. Bd. S. 335. 11. Bd. S. 218. 13. Bd. S. 371. 17. Bd. S. 562 fg. 22. Bd. 2. Abth. S. 124 fg.

er Licentiat der Rechte. Bei dieser Gelegenheit überreichte er der juristischen Facultät in Ingolstadt das Manuscript eines späterhin gedruckten Werkes [1]). Die planmäßig vorgeschriebenen wissenschaftlichen Fächer befriedigten seinen regen Geist nicht. Schon im Gymnasium hatte er sich viel mit den neuen Sprachen, besonders mit dem Französischen, beschäftigt. Auf der Universität fesselten ihn, außer den Cameralwissenschaften vorzüglich Diplomatik, Geschichte und Publicistik. Im Gebiete der historischen Wissenschaften war Maderer sein Hauptführer. Während der Ferien arbeitete er bei dem Landgerichte, um das praktisch anwenden zu lernen, was er theoretisch in den akademischen Hörsälen gelernt. In München, wo er sich zu einem der berühmtesten Hofgerichtsadvocaten begab, fand er Gelegenheit bei verwickelten Rechtsfällen seinen Scharfsinn durch Auffindung des Hauptpunktes bei Beurtheilung der Sache zu üben. Ein noch erhaltenes Zeugniß seines Principals spricht für seine Kenntnisse und seine rastlose Thätigkeit [2]). Die Mußestunden, welche ihm seine juridische Praxis übrig ließ, benutzte er zu fortgesetzten diplomatischen und historischen Studien. Es war eine zweckmäßige Übung für ihn selbst, als er im zweiten Jahre seines Aufenthalts in München, einem Sohne des Hofkammerraths-Präsidenten, Grafen von Törring, eine Art von Elementarunterricht in der Jurisprudenz ertheilte. Er empfahl sich dadurch jenem einflußreichen Manne. Im Gefühle seiner Tüchtigkeit und im Vertrauen auf die Empfehlung wohlwollender Freunde bewarb er sich um eine Stelle im Fiscalatsdepartement der kurfürstlichen Hofkammer. Diese Stelle erhielt er zwar nicht, doch einen anderen, seinen Fähigkeiten angemessenen, Wirkungskreis. Im Mai 1799 ward er außerordentlicher Professor des bairischen Staats- und Fürstenrechts zu Ingolstadt. Das Programm, mit welchem er sein akademisches Lehramt eröffnete, enthielt eine von 16 ungedruckten Urkunden begleitete diplomatische Skizze des alten Vicedom-Amtes Lengefeld. Er war um diese Zeit (1800) ordentlicher Professor der Rechte, und hielt nun auch Vorlesungen über die Geschichte der Erbstaaten. Die Verlegung der Universität von Ingolstadt nach Landshut führte ihn 1800 dorthin. Großen Beifall fand ein von ihm gelesenes Collegium über die historischen Hilfswissenschaften. Auch seine Vorlesungen über das bairische Staats- und Fürstenrecht wurden fleißig besucht. Zum Gebrauche bei seinen Vorlesungen schrieb er zweckmäßige Lehrbücher [3]). Groß war zugleich seine Thätigkeit als Geschäftsmann. Bei der Verlegung der Universität nach Landshut war ihm die Translocation des Archivs übertragen worden. Als Senator und Dekan der juristischen Facultät, als Mitglied des Judicial- und Spruchcollegiums hatte er fast ausschließlich alle Verhältnisse der Universität zu anderen Behörden zu besorgen. In den damaligen Kriegszeiten war er Quartiercommissair in Ingolstadt und Landshut. Als Deputirter der Kriegscommission hatte er während der Anwesenheit der französischen Truppen fortwährend Sendungen an die französischen Generäle, die in Landshut eintrafen, an den General Le Grand in Mainburg und selbst an den Obergeneral Moreau in München. Seine Geschäfte vermehrten sich noch, seit er der Polizeidirection in Landshut als Commissair von Seiten der Universität beigegeben worden war. Sein Sinn für das Praktische erleichterte ihm diese vielfach verzweigte Thätigkeit, die ihm so lieb geworden war, daß er kein Bedenken trug, seine bisherige Professur im Juni 1804 mit der Stelle eines Landesdirectionsrathes in München zu vertauschen. Als Respicient der städtischen Verfassungen hatte er zugleich das Commissariat der Haupt- und Residenzstadt zu verwalten. Er war dadurch während der verhängnißvollen Jahre 1805 — 1808 in einen Geschäftskreis getreten, der eine ungemeine Gewandtheit, Geistesgegenwart und Berücksichtigung der verschiedenartigsten Verhältnisse foderte. Zu einer Zeit (1805), wo der Kurfürst und das Ministerium sich nach Würzburg begeben hatten, mußte Feßmaier als Mitglied der Landes- und Stadtcommission die beträchtlichen Foderungen zu befriedigen suchen, die von den Österreichern, welche im September 1805 Baiern und München besetzt hatten, damals gemacht wurden. Kaum waren sie vertrieben, als Napoleon an der Spitze der großen Armee von der obern Donau über München an den Inn zog. Auch für die nicht geringen Bedürfnisse, welche dieser Marsch foderte, mußte Feßmaier als Mitglied der Stadtcommission sorgen. Als im August 1808 das Königreich Baiern in 15 Kreise getheilt worden, wurde Feßmaier zum vierten Rathe bei der Regierung des Isarkreises ernannt. Seine Geschäfte vermehrten sich durch die Stelle eines Stadtcommissarius, die er in der unruhigen Zeit verwaltete, als die österreichischen Truppen im April 1809 abermals einen großen Theil von Baiern und die Hauptstadt München feindlich besetzten. Bei der Eintheilung des Landes in neun Kreise ward Feßmaier im October 1810 zum zweiten Kreisrath in München ernannt, im Februar 1815 aber zum Ober-Finanzrath bei der Ministerial-, Steuer- und Domainensection befördert. Späterhin (1817) ward er zum Rath im Ministerium der Finanzen ernannt, und noch in dem genannten Jahre Mitglied der Staatsraths-Commission, die für verschiedene Rechtsgegenstände damals niedergesetzt worden war. In diesen Verhältnissen blieb er bis zum Jahre 1826, wo er mit einem Jahrgehalte von 2700 Fl. in den Ruhestand versetzt ward. Dies war in Folge einer allgemeinen Reform und neuen Besetzung des Ministeriums der Finanzen geschehen, und mehre noch rüstige und thätige Staatsdiener waren ebenfalls quiescirt worden. Ihm war es schmerzlich, bei der noch ungeschwächten Kraft seines Geistes sich außer Thätigkeit zu sehen. Müßig konnte er, seiner Natur nach, nicht bleiben. Er

1) Versuch einer pragmatischen Staatsgeschichte der obern Pfalz. (München 1799—1803.) 2 Bde. 2) „Feßmaier hat während einer fast zweijährigen Praxis nicht nur eine vollkommene Kenntniß aller theoretischen Rechtswissenschaften, sondern auch eine ungemeine, fast unglaubliche Geschicklichkeit in praktischen Geschäften gezeigt, besonders einen unermüdeten Fleiß im Arbeiten." 3) Grundriß des bairischen Staatsrechts. (Ingolstadt 1801.) Grundriß der historischen Hilfswissenschaften. (Landshut 1802.) Grundlinien zum Staatsrechte von Baiern. (Ebendas. 1803.) Das zuletztgenannte Compendium widmete Feßmaier dem damaligen Kurprinzen und jezt regierenden König Ludwig von Baiern.

beschäftigte sich daher fleißig mit der Literatur und besonders mit der vaterländischen Geschichte. Immer aber sehnte er sich wieder in den gewohnten Kreis eines praktischen Geschäftsmannes zurück. Diese Gemüthsstimmung, obgleich nicht sehr merkbar, hatte selbst Einfluß auf seine Gesundheit. Er war corpulenter geworden, aber auch schlaffer an Muskelkraft. Krank war er selten gewesen, ein oft wiederkehrendes Brustübel abgerechnet. Ungeachtet eines anhaltenden und heftigen Hustens, an welchem er im Winter 1827 litt, besuchte er regelmäßig die Sitzungen der Ständeversammlung, und unterhielt sich täglich mit einigen Freunden über die Angelegenheiten seines Vaterlandes. Bei einem solchen Besuche geschah es, daß ihn der Tod am 27. März 1828 überraschte.

Feßmaier war in vielfacher Hinsicht ein ausgezeichneter Mann, schon durch seine Biederkeit und Rechtschaffenheit. In ihm lag ein rastloses Streben nach Wahrheit. Für das, was er als wahr und recht erkannt, glaubte er alle seine Kräfte aufopfern zu müssen. Eine rastlose Thätigkeit war ihm eigen. Jede Stunde, die ihm von seinen Berufsgeschäften übrig blieb, suchte er gewissenhaft auszufüllen, um den Kreis seiner Kenntnisse zu erweitern. Er war dienstfertig und freundlich gegen Jeden, und wies sich immer zu Rath und Hilfe bereit. Fest hielt er, was er versprach, und nichts war ihm verhaßter, als Lug und Trug. Kein äußerer Vortheil konnte ihn verlocken, Andern zu schmeicheln. Mit unwandelbarer Treue hing er an seinen Freunden. Seiner Abkunft und Familie schämte er sich nicht, und oft besuchte er seine Verwandten in ihrer Heimath, oder suchte ihnen, wenn sie nach München kamen, den dortigen Aufenthalt angenehm und lehrreich zu machen. Er fand überhaupt eine große Freude daran, Allen, die ihn besuchten, die Merkwürdigkeiten der Residenz zu zeigen und zu erklären. Als seine finanziellen Verhältnisse sich verbesserten, unterstützte er seine Verwandten reichlich, was er um so eher thun konnte, da seine Ehe mit einer Tochter des Regierungsdirectors v. Maurer kinderlos geblieben war. Mit seiner liebenswürdigen und gebildeten Gattin führte er ein einfaches und anspruchsloses Leben im Umgange mit einigen gleichgestimmten Freunden und Freundinnen. Im Sommer pflegte er alljährlich eine Reise in das benachbarte Gebirge, an den Bodensee, an den Rhein u. s. w. zu unternehmen. Überhaupt war er ein großer Freund von Fußreisen. Schon von Ingolstadt aus, mehr noch von Landshut und selbst von München aus hatte er die merkwürdigsten Orte Baierns besucht, sich bei den Landleuten nach ihren Verhältnissen auf die theilnehmendste Weise erkundigt, und mitunter nicht unwichtige Aufschlüsse über Dinge erhalten, die er aus den Acten nicht kennen lernen konnte.

Seiner literarischen Thätigkeit ist bereits gedacht und ein Theil seiner Schriften erwähnt worden. Nicht zu viel Rühmliches sagt eine von Lang verfaßte Recension von Feßmaier's „Geschichte von Baiern"[4]). Jene Kritik berührt auch eine andere Schrift, in welcher Feßmaier den Herzog Stephan den Ältern von Baiern wegen des Verlustes der Grafschaft Tyrol gegen eine Anschuldigung Johannes v. Müller's zu vertheidigen suchte[5]). Als Biograph zeigte er sich von einer nicht unvortheilhaften Seite in den Grundzügen zu einer Lebensbeschreibung des Edlen Karl v. Hellersberg[6]). Die Feier des Stiftungstages der königl. bairischen Akademie der Wissenschaften verherrlichte er am 27. März 1819 durch eine gedruckte Vorlesung über das Entstehen und Aufblühen des Städtebundes und dessen Bekämpfung und Vernichtung durch Friedrich von Landshut, Pfalzgrafen bei Rhein, Herzog in Baiern[7]). Über diesen Gegenstand befanden sich in seinem literarischen Nachlasse reichhaltige Materialien[8]). (*Heinrich Döring.*)

FESSONIA, bei den Römern Göttin der Stärkung, die sie den Ermatteten (*fessis*) und Verschmachtenden gewährte, wenn sie dieselben anflehten. (*Richter.*)

FEST (Johann Samuel), geb. am 18. Febr. 1754 zu Großmonra, einem kursächsischen Dorfe unweit Kölleda in Thüringen, ward von seinem Vater, einem dortigen Schullehrer, im Lesen und Schreiben und im Clavierspiele unterrichtet, späterhin auch im Lateinischen. Durch jugendlichen Muthwillen zog er sich oft Verweise seines Vaters zu. Ein warnender Traum und die väterlichen Ermahnungen schienen ihn gebessert zu haben, als er Zögling der Schule zu Frankenhausen geworden war, wohin ihn sein Vater selbst begleitete. „Er war," sagt Fest selbst von ihm[1]), „wegen seiner Redlichkeit, Dienstfertigkeit, Verschwiegenheit, Gewissenhaftigkeit, Gottesfurcht und Bescheidenheit bei Hohen und Niedern in der ganzen Gegend beliebt. Seine wiederholten Ermahnungen, mich in ähnlichen Tugenden zu befestigen und stets Gott vor Augen zu haben, drangen, als ich mich unter seiner Begleitung dem Orte meiner Bestimmung näherte, tiefer als jemals in mein Herz. Auch das heilige Abendmahl, das ich vor meiner Abreise zum ersten Male genossen, hatte mich ungewöhnlich ernst und nachdenkend gemacht." Während eines fünfjährigen Aufenthalts in der Schule zu Frankenhausen zeigte er in der ersten Zeit einen rühmlichen Fleiß, der aber nachließ, als seine beschränkten Mittel ihm kaum eine andere Aussicht erlaubten, als das Leben eines Dorfschullehrers. Eine bessere Richtung erhielt sein Geist, als der längst von ihm genährte Wunsch, die Thomasschule in Leipzig zu besuchen, in Erfüllung ging. Sein Vater brachte ihn zu Ende des Winters 1771 dorthin. „Ein Paradies," schreibt er[2]), „stand vor meiner Einbildungskraft. Schon der bloße Name Leipzig entzückte mich, von

---

4) Landshut 1804. Die Recension steht im Hermes. 1827. 29. Bd. S. 34 fg. Auch in unserer Encyklopädie 7. Th. S. 134 fg. ist der Artikel „Baiern" von Feßmaier, und in historischer Hinsicht vorzüglich schätzbar.

5) München 1817. 6) Ebendas. 1819. 7) Ebendas. 1819. 8) Vergl. Baader's Gel. Baiern und die Lebensmomente bairischer Beamten; den Neuen Nekrolog der Teutschen. VII. Jahrg. 1. Th. S. 10 fg. Meusel's Gel. Teutschland. 9. Bd. S. 335. 11. Bd. S. 218. 13. Bd. S. 371 fg. 17. Bd. S. 565. 22. Bd. 2. Liefer. S. 125.

1) s. Fest's Biograph. Nachrichten und Bemerkungen über sich selbst. (Leipzig 1797.) S. 21. 2) a. a. O. S. 30 fg.

jeher war er mir ein Inbegriff von Gelehrsamkeit, Kunst, Reichthum und Geschmack gewesen, und so oft dieser Name genannt ward, oder mir auf dem Titel eines Buches vor Augen kam, beugte sich mein Geist tief vor ihm." In solcher Stimmung faßte er die besten Vorsätze. „Ich fühlte mich," schrieb er [3]), „so muthvoll und so fest entschlossen, Alles zu thun, wozu diese Führung Gottes mich verpflichtete, und meinem Vater Freude zu machen, daß meine Zuversicht zu mir selbst, bei seinen treuen Ermahnungen und oft wiederholten Warnungen vor Verführung, ihm beinahe als Leichtsinn verdächtig geworden wäre."

Mit großem Eifer begann Fest mit etwa 55 Mitschülern [4]) seine Studien. Hart und drückend ward für ihn die große Theurung. Bei der mäßigen Unterstützung, die ihm sein Vater gewähren konnte, mußte er sich oft hungrig zu Bette legen. Unter so drückenden Verhältnissen ermattete nicht sein Fleiß, dem er es zu verdanken hatte, bald in die erste Classe versetzt zu werden. Er genoß dort den Unterricht des als gründlichen Philologen bekannten Rectors Fischer. Er gönnte sich nur wenige Erholung, ging spät zu Bette, und stand im Sommer sehr früh auf. Dadurch gewann er, obgleich auf Kosten seiner Gesundheit, hinreichende Muße, seinen Geist durch das Lesen der bessern teutschen Schriften zu bilden. Kein Buch behagte ihm mehr, als Gellert's moralische Vorlesungen. „Ich kaufte sie mir sogleich," schrieb er [5]), „um die interessantesten Stellen zum leichtern Wiederauffinden mit Bleistift anmerken zu können, und ließ dies Buch vorzüglicher einbinden, als meine übrigen Bücher, um desto weniger etwa ein Mal durch Mangel oder Leichtsinn in Versuchung zu gerathen, mich von diesem in der Geschichte anderer Bildung so wichtigen Buche wieder zu trennen." Seine Verehrung Gellert's zeigt die nachfolgende Stelle: „Oft besuchte ich einsam sein Grab, durchdachte im Stillen sein Lied: Meine Lebenszeit verstreicht u. s. w., und erneuerte das Gelübde, seinen moralischen, von ihm selbst befolgten Vorschriften möglichst nachzuleben. Seine geistlichen Oden und Lieder erweckten mich täglich zur Frömmigkeit und gewährten mir die edelsten Gefühle. Selbst seine Briefe und sein Leben von Cramer gaben mir, nachdem Alles zu Bette und mein eigenes literarisches Pensum ausgearbeitet war, noch eine Art von Erbauungsstunde." Auch die Schriften, die der von ihm gefeierte Mann in seiner zehnten moralischen Vorlesung empfohlen hatte, las Fest nun. Einen tiefen Eindruck machte besonders auf ihn Grandison. Das Studium Gellert's veranlaßte ihn auch eine Zeit lang sich eine Art von moralischem Tagebuche zu halten.

Die große Geistesanstrengung und das oft bis spät in die Nacht fortgesetzte Lesen schwächten seine Sehkraft in solchem Grade, daß er seit 1775 auf alles Lesen und Schreiben beim Lichtbrennen verzichten mußte. „Meine Augen," schreibt er [6]), „wurden lichtscheu, und verursachten mir bei dem geringsten Gebrauche sehr empfindliche Schmerzen. Mein letztes Schuljahr, welches ich gewissen akademischen Vorübungen, und besonders der hebräischen Sprache, bestimmt hatte, mußte ich als ein Müßiggänger zubringen, ja neben allen Beschwerden der Langeweile mich noch obendrein, da die Krankheit meiner Augen äußerlich nicht sichtbar war, von manchen sogar für einen absichtlichen Müßiggänger, oder wenigstens für einen eingebildeten Kranken halten lassen." Eine allzu große Reizbarkeit der Nerven scheint die Ursache jenes Augenübels gewesen zu sein [7]), während Fest dasselbe einem Gichtstoffe in seinem Körper zuschrieb. Eine von ihm selbst verfaßte Schrift enthält die sorgsamsten Beobachtungen über sein Augenübel [8]).

In einer so traurigen Lage, unvermögend, anhaltend zu lesen und zu schreiben, begann Fest zu Ostern 1777 seine akademischen Studien. Zu jenem Übel gesellte sich um diese Zeit noch ein neues. Mit geschwollenen und schmerzhaften Füßen und niedergeschlagenen Augen, um jede Blendung zu vermeiden, saß er traurig da in den akademischen Hörsälen. Er konnte sich nur Weniges aufzeichnen, und der Reiz der Gesichtsnerven erschwerte ihm auch das Denken. In den Bädern zu Lauchstädt und Bibra suchte er, durch wohlwollende Gönner unterstützt, vergebens Genesung. Einigen Trost gewährte ihm die Theilnahme mehrer Freunde, die ihn durch Musik und Vorlesen zu erheitern suchten. Mit Schmerz aber bemerkte er ihre größern Fortschritte in den Wissenschaften. Auch noch von einer andern Seite ward sein Gemüth bewegt, als ein schwärmerisch von ihm geliebtes Mädchen, die er im Stillen zu seiner künftigen Gattin erkoren, einem Andern ihre Hand reichte.

So gut es sein trauriger Zustand erlaubte, benutzte er fleißig die Vorlesungen der Professoren. Platner ward sein Führer in der Philosophie, Morus in der Dogmatik und Exegese. Der Letztere befreite ihn wieder von dem religiösen Skepticismus, der in ihm Wurzel geschlagen. Auch Zollikofer's Predigten befestigten ihn in seinen moralischen Grundsätzen. Schon als Zögling der Thomasschule hatte ihn die Frechheit eines jungen Menschen empört, der die Existenz Gottes und die Wahrheit der evangelischen Geschichte zu leugnen gewagt hatte. „Ich nahm aber," erzählt er selbst [9]), „das Gift mit mir fort; es wirkte furchtbar in meinem Kopfe und Herzen." Die verlorene Ruhe fand er wieder in Nösselt's Vertheidigung der Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion. Dies Buch stärkte seinen Kopf, wie Gellert's moralische Vorlesungen sein Herz veredelt hatten. Späterhin lasen ihm seine Freunde in den Abendstunden noch die von Reimarus verfaßten Wahrheiten der natürlichen Religion und Jerusalem's Betrachtungen vor.

Im Frühjahre 1780 hatte er das Candidatenexamen

3) s. Fest's Biograph. Nachrichten und Bemerkungen über sich selbst. (Leipzig 1797.) S. 37. 4) Zu ihnen gehörten mehre, die sich späterhin rühmlich auszeichneten, Beck, Gurlitt, Heydenreich, Kindervater, Schleusner u. a. 5) s. Biograph. Nachrichten u. s. w. S. 52. 6) a. a. O. S. 57 fg.

7) s. Jenaische Allgem. Literaturzeitung. 1794. I. S. 409 fg. 8) Winke aus der Geschichte eines Augenkranken, zu besserer Behandlung schwacher und noch gesunder Augen. (Leipzig 1793.) Auch gedruckt in Fest's Beiträgen zur Beruhigung und Aufklärung über Dinge, die den Menschen unangenehm sind. 3. Bd. 3. St. 9) s. Biograph. Nachrichten u. s. w. S. 80.

zu Dresden gut bestanden. Der damalige Superintendent Rehkopf bezeigte ihm seine Zufriedenheit mit seinen Kenntnissen. Hinsichtlich seiner künftigen Lage beschränkten sich seine Wünsche auf eine Landpredigerstelle. Namenlosen Kummer aber verursachte ihm die Prophezeiung eines Afterarztes, daß er in wenigen Jahren an dem schwarzen Staar unheilbar erblinden werde. Er glaubte ein langes, unerträgliches Elend vor sich zu sehen, und mitten in einer lustigen Tischgesellschaft rang er mit Verzweiflung und mit dem Gedanken, sein Leben zu enden. Als er nach Leipzig zurückkehrte, schilderte er seinen dortigen Freunden in einem in Briefform abgefaßten Aufsatze die Empfindungen über seinen Zustand. Jener Aufsatz ward, wie es scheint, auf Fest's Veranlassung, doch anonym, gedruckt [10]). Doch scheint er bald als Verfasser jenes Aufsatzes bekannt geworden zu sein, wenigstens nach einem an ihn gerichteten Trostbriefe zu schließen, den der Professor Büsch in Hamburg in das teutsche Museum einrücken ließ. Durch einen Aufsatz über das Taubstummeninstitut in Leipzig [11]) war Fest dem Director jener Anstalt, Heinicke, so vortheilhaft bekannt geworden, daß er ihm eine Lehrerstelle an jenem Institute anbot, die jedoch Fest, aus Neigung zum Landleben, ausschlug. Nachdem er schon früher einige Aufsätze hatte drucken lassen [12]), beschäftigte ihn der Plan zu einem größern Werke. Die Veranlassung dazu fand er in seinem eigenen leidenden Zustande und in den von Gellert verfaßten Trostgründen wider ein sieches Leben. So entstand, nach einigen Unterbrechungen, sein „Versuch über die Vortheile der Leiden und Widerwärtigkeiten des menschlichen Lebens, zur Beruhigung meiner Brüder."

Noch ehe diese Schrift gedruckt ward [13]), hatte Fest 1782 eine Hauslehrerstelle bei dem Major von Rex in Pegau angenommen. Veranlaßt ward er dazu durch die oft gemachte Erfahrung, daß der Aufenthalt auf dem Lande seinen Augen sehr zuträglich sei. Auch wünschte er sich eine Erwerbsquelle zu öffnen. Er lebte dort in sehr angenehmen Verhältnissen, die ihm Muße gönnten zu literarischen Arbeiten. Die Vollendung und Herausgabe seiner vorhin erwähnten Schrift fällt in diese Periode seines Lebens. Sein Buch erschien zu einer Zeit, wo die kritische Philosophie noch eine schärfere Prüfung des physiko-theologischen Beweises von dem Dasein Gottes veranlaßt hatte. Fest selbst gestand späterhin, daß er Manches in seinem Buche, besonders die physischen Vortheile der Leiden, außerdem anders würde dargestellt haben. Alle Einwürfe, die man gegen sein Werk erheben könnte, fallen indessen weg, wenn man es aus dem von Fest gewählten Standpunkte eines populären Trostbuches betrachtet. Groß war seine Freude über den ziemlich allgemeinen Beifall, den es fand, und über die einst brieflich ihm mitgetheilte Äußerung: „Ihr Buch ist für Leidende geschrieben, und es hat auf Leidende Wirkung gethan; ein sicherer Beweis, daß es gut ist" [14]).

Selbst zu seiner schnellen Beförderung ins Predigtamt scheint ihm sein literarischer Ruf behilflich gewesen zu sein. Durch den Kammerherrn von Friesen erhielt er 1784 eine Pfarrstelle zu Trachenau, einem etwa vier Stunden von Leipzig gelegenen Dorfe. Um diese Zeit fand er in der Tochter des zu seiner Zeit berühmten Musikus Aaron in Leipzig eine in jedem Betrachte seiner würdige Gattin. Rührende Beweise von der Theilnahme der Menschen erhielt er, als ihn und seine Gemeinde im J. 1786 ein Hagelschlag traf. Die Herausgabe einer Sammlung von 13 Predigten [15]) ward durch dies Ereigniß veranlaßt.

Kurz zuvor, ehe er in einer 1786 ihm geborenen Tochter die erste Vaterfreude genoß, hatte Campe, mit Hinsicht auf das von ihm herausgegebene Revisionswerk, für das beste Tagebuch über die ganze physiologische Behandlung eines Kindes von dem Augenblicke seiner Geburt an einen Preis ausgesetzt. Sowol der Preis, als die Sache selbst, reizten Fest zur Ausführung. Allein das Kind starb nach 14 Tagen. „Ich befürchtete," erzählt Fest [16]), „bei den folgenden ein ebenso trauriges Ende, und wollte mir den Schmerz nicht auf ähnliche Art vermehren. So besorgt mögen Mehre gewesen sein; wenigstens hat man nicht gehört, daß Jemand den ausgesetzten Preis verdient hätte." Den Verlust seines ersten Kindes beklagte er in einer kleinen Schrift [17]).

Seine ökonomischen Verhältnisse verbesserten sich einigermaßen, seit er zu Ende des Jahres 1786 die benachbarte Pfarre Hayn erhalten hatte. Die Liebe zu seiner Gemeinde bewog ihn, einen Antrag nach Magdeburg abzulehnen. Selbst eine in Sachsen ihm angetragene Superintendentenstelle hatte nichts Lockendes für ihn. Er zog das Landleben vor, schon seiner sehr geschwächten Augen wegen, die sehr regelmäßig behandelt und Morgens und Abends geschont werden mußten. In jene Zeit fällt eine von ihm herausgegebene periodische Schrift [18]), zu

---

10) Im Teutschen Museum. 1780. 8. St. 11) a. a. O. 1782. 9. St. 12) Über die Gewohnheit, dem Frauenzimmer die Hand zu küssen; und: Edler Wetteifer; eine Anekdote von der Dorfgemeinde Groß-Neuhausen in Thüringen. Beide Aufsätze stehen im fünften Stücke des „Teutschen Museums" vom Jahre 1782. 13) Leipz. 1784. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Ebend. 1787; ins Holländische übersetzt (Leyden 1785.) unter dem Titel: Proeve over de Voordeelen van de Rampen en Tegenspoeden des menschelijken Leevens. Door *Johannes Samuel Fest.*

14) s. Schlichtegroll's Nekrolog auf das J. 1796. 2. Bd. S. 115. 15) Sammlung von Predigten, besonders in Rücksicht auf Leidende und solche, die sich für unglücklich halten, es wirklich sind, oder es zu werden fürchten. (Leipzig 1786.) Der Inhalt dieser Schrift ist folgender: 1) Vom Schicksale oder von der göttlichen Vorherbestimmung. 2) Einige Verwahrungs- und Stärkungsmittel gegen künftige allgemeine Landplagen. 3) Christliche Vorbereitung auf künftige besondere Widerwärtigkeiten und Leiden. 4) Über die Unzufriedenheit des Herzens. 5) Von der übertriebenen Furcht vor dem Tode. 6) Ob es recht und wohlgethan sei, sich großen Reichthum zu wünschen. 7) Über den Werth des Gehörs. 8) Über den Werth des Gesichts. 9) Weise Absichten Gottes bei dem Aufschube der begehrten Hilfe. 10) Ob die Barmherzigkeit Gottes auch Unglücklichen zur Nachahmung vorgestellt werden könne. 11) Einige Gedanken zur Beruhigung bei vergeblicher Arbeit. 12) Christliche Gesinnungen und Pflichten am Schlusse einer traurigen Ernte. 16) s. Biograph. Nachrichten. S. 170. 17) An meine Gattin, neben dem Leichname unserer erstgeborenen Tochter, andern trostbedürftigen Müttern öffentlich mitgetheilt. (Leipz. 1786.) 18) Beiträge zur Be-

der er schon 1784 den Plan entworfen hatte. Vorzüglich wichtig war die im dritten Bande jenes Journals enthaltene, schon früher erwähnte Abhandlung: „Winke aus der Geschichte eines Augenkranken, zu besserer Behandlung schwacher und noch gesunder Augen.“ „Diese kleine Schrift,“ sagt Fest [19]), „deren Stoff mir so theuer zu stehen kam, hat mir, nächst meinem „Versuche über die Vortheile der Leiden,“ vorzügliche Freude gemacht, und mich durch die Wirkungen, die sie hervorzubringen angefangen, mit meiner Augenkrankheit beinahe völlig ausgesöhnt. Denn was könnten wol diejenigen für ein Interesse haben, mich zu täuschen, welche mir seit der Herausgabe dieser Schrift von so vielen Seiten her für mehre meiner von ihnen befolgten Winke und Rathschläge in den wärmsten Ausdrücken Dank abstatteten, oder mir den Dank Anderer im Voraus versicherten.“ Vielleicht versprach er sich nicht zu viel, wenn er a. a. O. von jener Schrift, in der er sich mehr als in irgend einer andern von der Ebbe und Fluth philosophischer Meinungen unabhängig erhalten hatte, mit einiger Zuversicht glaubte, daß sie ihn einen Tag länger als seine andern Schriften [20]) überleben würde.

Der gewissenhaften Erfüllung seiner Amtspflichten thaten seine literarischen Arbeiten keinen Eintrag. Sein Betragen als Geistlicher war in jeder Hinsicht musterhaft. „Ein Zeugniß,“ sagt er selbst [21]), „kann ich mir sicherer als der vertrauteste Freund geben, und darf es, ohne vor mir zu erröthen: Der Mensch ist mir mehr als der Schriftsteller, und die Tugend mehr, als aller Verstand. Mein kleiner literarischer Ruf wird verschwinden. Nichts aber wird mir das Bewußtsein entreißen, daß ich im Stillen, wenn auch nicht immer mit gleichem Eifer, nach moralischem Werthe rang, daß ich mit allen meinen Mitmenschen, die meinen Kreis berührten, mich selbst zu veredeln und einer bessern Welt würdig zu machen suchte.“

In der Art, wie Fest sich auf seine Kanzelvorträge vorbereitete, hielt er zwischen dem strengen Auswendiglernen, von dem er Nachtheil für seine Gesundheit fürchtete, und zwischen dem sogenannten Extemporiren sehr verständig die Mitte. Mit seinen Verhältnissen war er um so mehr zufrieden, da seine Stelle durch die Nähe von Leipzig ihn oft mit den dortigen Gelehrten in Berührung brachte. Doch schien eine mehr trübe als heitere Stimmung immer in ihm vorherrschend. Nur im geselligen Umgange verlor sich der düstre Ernst, der auf seiner Stirn ruhte. Immer war er natürlich und ungezwungen in seinem Betragen, auch in Gesellschaft von Höheren. Alles Gesuchte und Erkünstelte haßte er, wie im Reden und Schreiben, auch in seiner Kleidung und Lebensweise. Fleiß und Arbeitsamkeit war ihm Bedürfniß, so oft er auch darin durch seine Augen gehemmt ward. Über sich selbst urtheilte er bescheiden, und erkannte lebhaft und unparteiisch jedes Gute an Andern. Seinem Geiste fehlte es nicht an Energie, obschon der Umfang seiner wissenschaftlichen Kenntnisse verhältnißmäßig gering war. Er besaß eine mehr geübte Beurtheilungskraft, als eigentliche Gelehrsamkeit. Für metaphysische Speculationen hatte er wenig Anlage, so sehr er auch philosophisches Denken liebte. Sein Verstand eignete sich mehr für das Gemeinnützige und Praktische. Gutes zu wirken, war er rastlos bemüht, und unaufgefodert und aufrichtig warnte er seine Umgebungen, um sie vor jedem Schaden und Nachtheile zu bewahren.

Im J. 1795 hatte er an seinen vieljährigen Freund, den Prediger Christian Victor Kindervater in Podelwitz, geschrieben: „Wenn ich früher sterbe als Sie, was mir sehr wahrscheinlich ist, so mögen Sie meine Lebensgeschichte, die Sie ausgearbeitet finden werden, herausgeben“ [22]). Zu der in diesem Briefe ausgesprochenen Besorgniß eines nahen Todes schien seine damals leidliche Gesundheit nicht zu berechtigen. Allein die Unterleibsbeschwerden, an denen er mitunter gelitten, nahmen im Frühjahre 1796 bedeutend zu, und gichtische Zufälle, die ihn zu einer schmerzhaften Operation nöthigten, beschleunigten seinen Tod am 16. Nov. 1796. — Fest's Bildniß befindet sich vor Beyer's Allgem. Magazin für Prediger. 11. Bd. 4. St., und nach einem Gemälde von Casse, gestochen von Endner, vor dem unten angeführten Werke [23]). *(Heinrich Döring.)*

FESTA. 1) Costanzo, einer der ältesten, obgleich gegen seine Vorbilder, die Niederländer, im fugirt verschlungenen Satze sehr gemäßigter und einfacher kanonischer Tonsetzer Italiens, wurde 1517 Sänger in der päpstlichen Kapelle, wo er am 10. April 1545 starb und in der alten Kirche di S. Maria in Transpontina begraben wurde. Kandler gibt in seiner Übersetzung Bai-

ruhigung und Aufklärung über diejenigen Dinge, die dem Menschen unangenehm sind oder sein können, und zur nähern Kenntniß der leidenden Menschheit. (Leipzig 1788—1797.) 5 Bde. (jeder drei Stücke bildend). In vier Abtheilungen enthält jeder Band 1) Abhandlungen über Leiden und über Lebensweisheit. 2) Nachrichten von glücklich geendigten oder musterhaft ertragenen Leiden. 3) Eine Correspondenz, zu Rath und Trost für Leidende bestimmt. 4) Anzeigen von Schriften über dergleichen Gegenstände.

19) s. Schlichtegroll's Nekrolog auf das J. 1796. 2. Bd. S. 119 fg. 20) Zu diesen gehören, außer den bereits genannten, noch: Acht Predigten, am jährlichen Ernte-Dankfeste gehalten. (Leipzig 1793.) Dankbares Andenken an das Glück des Friedens; eine Erntepredigt. (Ebendas. 1794.) Über Fleiß und Thätigkeit. (Ebendas. 1797.) J. G. Rosenmüller veranstaltete eine Sammlung von Fest's hinterlassenen Predigten, mit dem Zusatze auf dem Titel: „Als Beiträge zur richtigen Beurtheilung theils wahrer, theils scheinbarer Übel im menschlichen Leben.“ (Ebendas. 1798.) Herausgegeben hat Fest F. W. Reinhard's Geist des Christenthums in Hinsicht auf Beruhigung im Leiden. Dies nach dem Lateinischen bearbeitete Werk erschien zu Leipzig 1792. s. das Verzeichniß von Fest's Schriften in Meusel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 3. Bd. S. 313 fg. 21) s. Schlichtegroll a. a. O. S. 127 fg.

22) s. Schlichtegroll a. a. O. S. 129. 23) Biographische Nachrichten und Bemerkungen über sich selbst, von Johann Samuel Fest. Nach dessen Tode herausgegeben von M. Christian Victor Kindervater. (Leipz. 1797.) Beyer's Allgem. Magazin für Prediger. 11. Bd. 4. St. S. 83 fg. (Die dort befindliche biographische Skizze ist von Fest selbst verfaßt.) Schlichtegroll's Nekrolog auf das Jahr 1796. 2. Bd. S. 91 fg. H. Döring, Die gelehrten Theologen Teutschlands. 1. Bd. S. 399 fg. Meusel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 3. Bd. S. 313 fg.

ni's S. 200 folgende Übersicht über die Leistungen dieses Vorläufers des Palestrina: Seine Werke sind meist ungedruckt und daher weniger bekannt, als sie es verdienen. Pietro Aron zollt diesem Meister in seinem Lucidario di Musica großes Lob. Ein bedeutender Theil seiner Compositionen befindet sich im Archive der vaticanischen Hauptkirche; ein Theil davon wurde zu Fossombrone (in der Raccolta della corona) 1519, später in der Raccolta del Fiore 1539; zu Venedig bei Girol. Scoto 1543; ferner in der Sammlung Mottecta trium vocum a pluribus auctoribus composita, quorum nomina sunt Jachettus, Morales, Constantius Festa et Adrianus Willaert; dann noch in der Sammlung bei Scoto vom J. 1554, wo Cost. Festa bereits Kapellmeister in Rom genannt wird (was er nicht war), gedruckt. — Seine Madrigale hat Ant. Gardano in Venedig 1557 gedruckt, und Doni der Ältere führt in der sogenannten Libreria p. 84 unter seinen Büchern an: Li Terzi e Duo di Cost. Festa. — Burney in s. Geschichte der Musik, 3. Th. S. 244—246, rühmt Rhythmus, gefälligen Gesang und Correctheit an ihm, erklärt ihn für ein Muster eines guten Kirchengesanges, theilt auch ein dreistimmiges Madrigal und eine dreistimmige Motette mit. Gerber nennt noch: Madrigali a 3 voci (Venedig 1556.), als zweite Auflage. Arcadelt's Madrigali Lib. 3 (Venedig 1541.) enthält sieben Stücke von Festa. Endlich Litaniae Deiparae Virginis (Monachi 1583; auf der münchener Bibliothek). — Kandler fährt fort: Baini spricht mit vielem Eifer von Festa's Te Deum, welches noch heutzutage bei der Papstwahl und der Übergabe des Hutes an neugewählte Cardinäle, sowie am Fronleichnamstage, wenn die Procession in die vaticanische Hauptkirche tritt, gesungen wird. Dies Te Deum ist noch heute, nach 300 Jahren, so schön und neu (!), daß es Bewunderung verdient. Es ist auf die Versette nach dem Canto fermo gearbeitet. Die ersten Versette sind edel, großartig, einfach, unvergleichlich; gegen die Hälfte ermattet jedoch die Musik etwas und sinkt gegen das Ende ganz, weshalb man seit der Hälfte des vorigen Jahrhunderts vom Te ergo quaesumus an andere Verse im Falso bordone untergelegt hat. — Dieses Te Deum wurde bei Nicola Muzii in Rom 1596, also 50 Jahre nach dem Tode des Componisten, gedruckt. — Wer aber ein eigenes Urtheil über solche Musik haben will, muß sie selbst, und zwar genau und wiederholt, ansehen.

2) Festa, Luigi, ein tüchtiger Geiger, Schüler Franc. Mercieri's zu Neapel; vervollkommnete sich in Frankreich, wurde 1802 als trefflicher Orchesterdirector in Lodi gerühmt; im J. 1805 wieder zu Neapel, wo seine Schwester als Sängerin glänzte. Hier rühmte man ihn als gefälligen Componisten, besonders in hübschen Quartetten. Dergleichen vergeht schnell. In der Leipziger Allgemeinen musikalischen Zeitung findet man mehr über ihn. Auch mehre dieses Namens, die wir hier übergehen dürfen. (*G. W. Fink.*)

FESTARI (Girolamo), Arzt, geb. am 12. Oct. 1738 zu Valdagno in der jetzigen Delegation Vicenza. Sein Vater sowol, wie sein Großvater, hatten auch schon die ärztliche Laufbahn verfolgt. Die Regierung von Venedig übertrug ihm 1776 die Direction der Bäder von Recoaro, in welcher Stellung er sehr Vieles zur Hebung dieser Bäder beigetragen haben soll. Festari cultivirte neben der Heilkunde die Naturwissenschaften, namentlich Mineralogie; in einer besondern Abhandlung beschrieb er einen Theil der Berge im Vicentinischen; eine andere Abhandlung war einer basaltischen Erhebung im Vicentinischen gewidmet. Als daher der venetianische Senator A. Querini im Auftrage seiner Regierung eine politisch-staatswirthschaftliche Reise durch Europa unternahm, folgte Festari gern der Einladung, sich der Reise anzuschließen; Mineralogie, Sitten und Culturzustände waren die Gegenstände, welche er auf dieser Reise ins Auge faßte. Ein von ihm verfaßtes Reisejournal ist erst lange nach seinem Tode (gest. am 3. Juli 1801 zu Valdagno) durch Cicogna herausgegeben worden, nämlich im J. 1835. Seine Beschreibungen haben meist einen etwas poetischen Anflug. Er gibt darin Nachricht über manche Notabilitäten der damaligen Zeit, z. B. über Voltaire, Saussure, Lavater. (*Fr. Wilh. Theile.*)

FESTE. Man versteht darunter einen oder mehre Tage, welche ein Verein von Menschen dem Andenken merkwürdiger Ereignisse gewidmet hat, und die man nun, unter Enthaltung von gewöhnlichen Geschäften, auf eine den Empfindungen, welche das Ereigniß hervorruft, angemessene Weise zubringt, um diese Empfindungen auch Andern darzulegen und bei sich selbst theils zu erwecken, theils in einer gewissen Lebendigkeit zu erhalten. Ehe die Menschen wirklich kleinere oder größere Zeiträume dazu festsetzten, mögen einzelne Feierlichkeiten oder feierliche Handlungen, die Vorläufer gemacht haben, die blos unter den Mitgliedern der Familie stattfanden, oder auch nur von einem Einzelnen begangen wurden. Diesen häuslichen Festen folgten dann die öffentlichen, wenn die Einwohner einer ganzen Ortschaft oder gar das ganze Volk eines Staats das Andenken an Begebenheiten feierlich beging, die für Alle Interesse und auf ihr Wohl Einfluß gehabt hatten. Überhaupt haben alle Feste der alten Völker mehr oder weniger einen religiösen Anstrich, denn was auch geschehen sein mochte, die Ahnung höherer, wenn auch unbekannter, göttlicher Wesen mischte sich stets in das Andenken der zu feiernden Ereignisse, deren Entstehung, Fortgang und Vollendung man zuletzt doch hauptsächlich dem Walten einer höheren Macht zu danken hatte. Diese Macht war es, welche dem Menschen jede Freude des Lebens und Alles, was zu seiner Erhaltung diente, schenkte, von ihr war er in jedem Augenblicke seines Daseins abhängig, ohne sie vermochte er nichts, und jede Anwendung seiner Kräfte konnte nur durch ihren Segen gelingen. Aber wenn er sie als den Geber alles Guten betrachtete, so mußte er sie auf der anderen Seite auch fürchten und sich hüten, sie zu erzürnen und ihre Strafe auf sich zu laden. Hatte er nun Handlungen sich schuldig gemacht, welche ihn ihren Unwillen fürchten ließen, so mußte er suchen, sie wieder zu versöhnen und zu neuer Gewährung ihres Wohlwollens zu bewegen.

Gewiß entstand die Idee von Festen nicht in den

Köpfen der Menge, sondern bei einem Gesetzgeber, oder Priester, dem als Führer die Menge gehorchte und der, verständiger als der große Haufe, die Vortheile einsah, welche durch vereinten religiösen Cultus zur Entwilderung und Zähmung der rohen Natur eines Volkes erreicht werden konnten. Ein solcher sah, vermittels der ihm von Anderen mitgetheilten oder durch Nachdenken aus sich selbst geschöpften richtigeren Begriffen von dem Verhältnisse des Menschen zur Gottheit ein, wie nothwendig es sei, das Wichtigste dieser Begriffe der Masse mitzutheilen, sie an das Gefühl ihrer Abhängigkeit von Gott zu gewöhnen und ihr Empfindungen von Scheu, Ehrfurcht, Dank und Liebe gegen ihn einzuflößen. Dazu mußte offenbar die Bestimmung gewisser Tage zu feierlichen religiösen Handlungen Vieles beitragen, denn an solchen war das Volk seiner gewöhnlichen Geschäfte entbunden, oder vielmehr ihre Unterlassung wurde ihm zum Gesetz gemacht, damit es desto besser seine Zeit dem Höheren zuwenden, den Gedanken an die Götter, ihre Wohlthaten und Strafen desto lebendiger in sich entwickeln möchte. Die ersten Feste entstanden höchst wahrscheinlich aus allgemeinen Veranlassungen, welche z. B. der Wechsel der Jahreszeiten, die Zeit der Aussaat und Ernte herbeiführten. Für diese konnte man für immer bestimmte Zeiten zu ihrer Feier ansetzen, weil die Ursachen mit jedem Jahre wiederkehrten. Sie mußten überdies ganz vorzüglich an das Walten der Gottheit erinnern. Sie war es ja, die Tod und Leben wechseln und aus dem Ersten das Letztere immer wieder neu entstehen ließ. Die Begriffe, von einer sterbenden und wieder auflebenden Natur, von dem zur Verwesung in die Erde gesenkten Samenkorne und der nun daraus sich entwickelnden neuen Frucht lagen so auf der Hand, daß sie bei allen Völkern sich bilden und in ihren Festen sich aussprechen mußten. Unterschied man auch Anfangs die Gottheit noch nicht von der Natur, sondern erblickte man in dieser selbst das lebendige göttliche Walten, so hatte diese mangelhafte Vorstellung doch auf die religiöse Beziehung der Feste keinen störenden Einfluß, man fühlte sich nicht minder zum Danke, zur Freude, zur Verehrung begeistert. Unbekannt mit den Kräften der Natur und den Gesetzen, nach welchen sie wirken, erblickte man in jeder ihrer Erscheinungen ein unmittelbares göttliches Walten, was die Stimmung des Gemüths grade desto religiöser machen mußte. Auf diese Art wurde denn auch die ganze Natur mit Götterkräften bevölkert und das vorher unbestimmte Gefühl des Göttlichen löste sich in eine Menge Vorstellungen von einzelnen Gottheiten auf, die im Gewässer, in dem Boden des Landes, in Pflanzen und Thieren, in den Wolken des Himmels, in Donner, Blitz und Regen, im Brausen des Sturmes und in dem sanften Säuseln des Zephyrs ihre Macht, Güte und Weisheit offenbarten. Dies erzeugte dann bei den meisten Völkern den Polytheismus, dem aber doch, so zersplittert er auch erschien, fast bei keinem Volke eine Einheit fehlte, ein Obergott, der die Aufsicht über das Ganze führte und dessen Bevollmächtigte die zahllosen Untergötter waren. Diesen Obergott dachte man sich nun auch außerweltlich, oder vielmehr, da Welt und Erde damals Eins war, außerhalb der Erde und setzte seinen Wohnsitz in die Regionen über derselben, in den Himmel, wo die Gestirne seinen Glanz und seine Herrlichkeit verkündeten. Selten waren dem Obergotte, als solchem, Feste gefeiert; er war zu hoch erhaben, als daß die Dankbarkeit der Menschen ihn erreichen konnte, wol aber fast alle den einzelnen Untergöttern, den Dienern seiner Macht, die unmittelbar in der Natur und zum Besten des Menschen wirkten und daher seinem Danke, seinem Gebete, um ihr Wohlwollen, seinem Wunsche, ihren Zorn zu besänftigen und ihre Gunst wieder zu erlangen, weit zugänglicher waren. Wer den Diener ehrt, meinte man, ehrt auch den Herrn, und jener, wenn man sein Wohlwollen erlangt hat, weiß am besten, wie er auch seinem Gebieter eine günstige Stimmung einflößen könne. Die meisten Naturfeste bestanden darin, daß man durch mimische Handlungen die Erscheinungen der Natur darzustellen suchte. Der Priester, welcher diese vorschrieb und ordnete, hatte dabei die Absicht, theils dem Volke eine sinnliche Vorstellung von dem Walten der Götterkräfte zu geben, theils in ihrem Gemüthe angemessene Empfindungen zu erregen, während er selbst an die symbolischen Handlungen seine Beobachtungen über die Jahresveränderungen, über Sternenlauf und Landbau knüpfte und so mancherlei Regeln und Gesetze über dies Alles ausfindig machte. Diese dem Volke in Abstracto zu lehren, würde etwas Unmögliches gewesen sein, es hätte ihn entweder gar nicht verstanden, oder der Unterricht wäre ohne allen Einfluß auf sein Gemüth und seine Empfindung geblieben; er hätte den Glauben an das Göttliche zerstört, weil er ihm die sinnliche Hülle entzogen hätte, und tausend Nachtheile wären davon die Folge gewesen. Erst als der Verstand Bildung genug erhalten hatte, um den Vorhang öffnen zu können, vermochten die Religionslehrer Natur und Gott deutlicher zu unterscheiden und das Walten der erstern bestimmter von dem Walten des letzteren zu trennen. Selbst die monotheistischen Religionen mußten sich im Anfange begnügen, den Einen Gott zu einem besonderen Nationalgott zu machen, der Freund, Schützer und Wohlthäter des Einen Volkes war, in den anderen Völkern aber seine Feinde und Widersacher erblickte. Die frühesten Feste knüpften sich daher in astronomischer und den Landbau betreffender Hinsicht an den Kalender, und das Volk lernte diesen nicht an und für sich, sondern durch die Feste kennen. In Ländern, wo der Sabäismus herrschte, gab es natürlich andere Eigenthümlichkeiten desselben, als da, wo der religiöse Cultus aus dem Fetischismus entstanden war. Die Frühlings-, Neujahrs-, Neu- und Vollmondsfeste gehörten in jedem Falle zu den ältesten Festen.

Freuden- und Dank-, Buß- und Versöhnungsfeste waren gleich alte und gleich allgemeine. Zu ihnen kann man auch die frohen und traurigen Gedächtnißfeste rechnen; will man sie aber unterscheiden, so waren sie jünger als jene. An den frohen Gedächtnißfesten erinnerte man sich an glückliche Begebenheiten oder an die Thaten von Göttern, Helden, Religionsstiftern und Vorfahren, oder auch an die von den Göttern selbst empfangenen Wohlthaten. An fröhlichen Festen hielt man

es nicht nur für erlaubt, sondern sogar für Pflicht, sich allen Arten der Vergnügungen bis zum Übermaße zu überlassen, damit die Götter desto mehr sich überzeugten, wie wahr aus dem Herzen die Freude komme, und da man nichts Höheres als sinnliche Freuden kannte, und den Göttern ebenfalls Vergnügen daran zuschreiben zu müssen glaubte, da man ja ihre Idee nach der des sinnlichen Menschen gebildet hatte, so war man der festen Überzeugung, daß sie desto mehr Gefallen an der Feier solcher Freudenfeste fänden, je üppiger es dabei zuging. An den Bakchosfesten mußte man sich berauschen, und selbst strenge Weltweise meinten, daß an diesen Festen eine Ausnahme von dem Gesetze der Mäßigkeit erlaubt wäre. Ebenso überließ man sich an den Festen der cyprischen Göttin ungescheut dem sinnlichen Genusse der Liebe in den ihr heiligen Hainen und Tempeln. Ja Jungfrauen hielten es sogar der Göttin für angenehm, wenn sie sich für Geld den zum Feste strömenden Fremden Preis gäben. Das geschah indessen nur bei den weichlicheren und mehr der Sinnlichkeit fröhnenden Völkern von Westasien. Von den Griechen und Ägyptern rühmt es Herodot, daß sie nicht die Tempel zum Schauplatze ihrer Lüste machten, ja sich, wenn sie vorher ihren Weibern beigewohnt hatten, vorher reinigten, ehe sie die Tempel besuchten. Der Grund lag in dem schon höher erweckten Sittlichkeitsgefühle dieser Völker. Doch auch in Ägypten wurde das Fest der Diana zu Bubastis mit einer wilden Schamlosigkeit und Völlerei begangen, weil man glaubte, daß dies vom Dienste der Göttin unzertrennlich wäre. Auch die Unsittlichkeit der in Indien dem Gotte Schiwa, dem Principe der Zeugung, gewidmeten Feste ist bekannt.

Die ebenso alten Buß-, Versöhnungs- und Todtenfeste waren nicht immer trauriger Art. Zwar gehörten Fasten, Enthaltungen jeder Art, Kasteiungen und dergl. allerdings zu den Mitteln, durch die man die Götter zu versöhnen hoffte, aber auch Gaben, Opfer, Schmäuse, Schauspiele, Tanz und Gesang; denn sowie Menschen durch solche Dinge erheitert und unmuthige Stimmungen verscheucht werden, so hoffte man dies auch von den höheren Naturen. Viele Versöhnungs- und Todtenfeste waren daher fröhlicher oder wenigstens gemischter Art. Wenn bei den Griechen und Römern gefährliche Seuchen ausbrachen, wogegen menschliche Hilfe zu schwach war, oder sich hinter einander viel traurige Vorbedeutungen ereigneten, die den Zorn der Götter zu verkündigen schienen, so brachte man ihnen reiche Opfer und Gaben, verordnete Lectisternien und Schauspiele (*Liv.* VII, 2; XXI, 62). Ja man glaubte sogar, daß Spiele und Tänze die Götter desto eher besänftigen würden, je possenhafter die einen und je üppiger die anderen wären. So kann man sich erklären, wie Baube auf den Einfall kommen konnte, die über den Verlust ihrer Tochter trauernde Ceres durch Unanständigkeiten zu erheitern. Arnobius (VII, 23) sagt daher mit Recht: Warum habt ihr die Spiele der Flora, die megalensischen und andere, die von den Göttern ihren Namen haben, bei euch eingeführt? Weil, antwortet ihr, die Götter ebenso sehr dadurch ergötzt, als geehrt werden und alle Reste des Zorns, den sie gegen die Menschen noch haben mögen, ablegen. Wird aber Jupiter deswegen aufhören zu zürnen, wenn der Amphitryo des Plautus aufgeführt und er selbst dem Volke als ein Gegenstand des Gelächters und Abscheues dargestellt wird, oder wenn man seine Abenteuer mit der Leda, der Europa, der Danae und dem Ganymedes in Tänzen und Schauspielen wiederholt? — Auf gleiche Weise, wie die Götter, versöhnte man auch die Manen der Verstorbenen. (s. Lemuria und Feralia.)

Die traurigen Gedächtnißfeste waren meistens oder auch sämmtlich jünger, als die Buß-, Versöhnungs- und Todtenfeste; auch bei ihnen waren Freude und Leid, Muthwille und Wehklagen gemischt. So in Ägypten das Fest der Isis zu Busiris, des Mars zu Papremis; so die Adonien in Ägypten, Phönizien, Griechenland und Italien, das der Göttermutter zum Andenken des schönen Attis in Phrygien gefeierte Fest, die Hydrophorien und Plyntherien.

In Parallele mit den frohen und traurigen Gedächtnißfesten standen die glücklichen und unglücklichen Tage, welche alle Völker annahmen. Wenn an gewissen Tagen glückliche oder unglückliche Begebenheiten öfters vorgefallen waren, so schloß man, daß die Götter an solchen Tagen vorzüglich gnädig oder ungnädig seien, also die Unternehmungen des Menschen mehr als sonst begünstigten oder vereitelten. An unglücklichen, oder, wie die Römer sie auch nannten, schwarzen Tagen, enthielten sich dieselben, wie auch die Griechen, aller öffentlichen und häuslichen, gottesdienstlichen und profanen Handlungen, denen sie einen guten Ausgang wünschten. Lukianos (Pseudologist. T. III, p. 172; Wieland's Übersetzung 6. Bd. S. 75 fg.) sagt: Die Griechen nennen einen schwarzen, verwünschten, Unglück bringenden, zu keinem guten Geschäfte tauglichen Tag, einen Tag, an welchem keine obrigkeitliche Person Audienz gibt, an dem Niemand vor Gericht gefodert werden kann, an dem keine gottesdienstliche Handlung verrichtet, überhaupt nichts, was mit gutem Glücke geschehen soll, einen solchen nennen sie ἀποφρὰς ἡμέρα, d. h. einen unnennbaren Tag, und die Römer sagten dies nefastus, welches Wort auf dieselbe Art von fari, reden, gebildet ist, wie ἀποφρὰς von φράζω. An solchen Tagen vermied man es sogar, den Namen der Götter auszusprechen, oder den Verstorbenen Leichenreden zu halten, weil man darin des Jupiter und Janus erwähnen mußte. Im Kalender wurden sie mit einem schwarzen Zeichen bemerkt, und deswegen hießen sie schwarze Tage, dies atri. Den glücklichen Tagen gab man ein weißes Zeichen. *Horat.* Sat. II, 2, 246; *Pers.* Sat. V, 107. In allen Kriegen, wo die Römer der angreifende Theil waren und die Wahl des Kampfes hatten, wurde kein Treffen an schwarzen Tagen begonnen. Aber bei Vertheidigungskriegen vertheidigten sie sich auch an schwarzen Tagen mit Mannhaftigkeit. Zu den Unglückstagen gehörten alle dies postridiani, d. h. alle Tage, die unmittelbar auf die Calendas, Nonas und Idus folgten, denn an solchen Tagen waren sie oft unglücklich im Kriege gewesen. Aus demselben Grunde war auch jeder vierte Tag vor den Calendis, Nonis und

Idibus ein fast ebenso unglücklicher. Von Numa rührte die Eintheilung der Tage in dies fastos und nefastos (*Liv.* I, 19), oder in festos, profestos und intercisos (*Macrob.* Sat. I, 16) her; die erstern (festi) waren den Göttern, die andern (profesti) den Angelegenheiten des menschlichen Lebens, die dritten (intercisi) theils den Göttern, theils den Menschen gewidmet. Bei diesen letztern war es nur in gewissen Stunden erlaubt, Recht zu sprechen und zu suchen. — Großen Einfluß auf die Eintheilung der Tage in glückliche und unglückliche hatte der frühere astrologische Aberglaube, daß die Schicksale und Handlungen der Menschen von den Stellungen und Bewegungen der Gestirne abhingen, die bald günstig, bald ungünstig wären. Hesiodus handelt den Aberglauben der Tagwählerei in 60 Versen ab, Virgil dagegen geht in seiner Georgica flüchtig über diesen Gegenstand hinweg, weil er wol selbst kein Gläubiger war.

Zu den Versöhnungsmitteln der Götter gehörten auch die Ruhetage (s. Feriae), an denen man sich der gewöhnlichen Arbeiten enthielt. Den Römern waren sie auch Feste, und umgekehrt die bürgerlichen Feste Ruhetage. Unter bürgerlichen Festen verstand man nämlich solche Tage, an denen man sich aus Freude über gegenwärtige oder vergangene glückliche Ereignisse der gewöhnlichen Arbeiten enthielt, ohne zu gottesdienstlichen Handlungen verpflichtet zu sein, oder sie auszuüben. Man unterschied bei den Römern Volks-, Familien- und persönliche Ruhetage. Dergleichen waren das Nilfest in Ägypten, die Gedächtnißfeste von Geburten, Hochzeiten, Beförderungen, die Gedächtnißfeste einer glücklichen Ankunft, Niederlassung u. a. Krönungsfeste, Feste, wenn Kinder beiderlei Geschlechts in die Jahre der Mannbarkeit traten. Wenn auch nicht alle Ruhetage Feste waren, so sah man doch alle Feste für Ruhetage an, denn die Natur lehrte von selbst, daß man sich der gewöhnlichen Beschäftigungen enthalten müsse, wenn man sich mit aller Innigkeit heiligen Betrachtungen und Handlungen überlassen wolle. So dachten ohne Ausnahme alle Völker (*Strab.* X, 715).

Waren die Opfer und Opfermahlzeiten vollendet, so begannen die Schauspiele und Processionen, beide mit Gesang, Tanz und Musik begleitet. Zu den Schauspielen gab die Idee Anlaß, daß sie den Göttern ebenso viel Vergnügen gewährten als den Menschen, außerdem aber der Hang des Menschen, sich alle Thaten und Begebenheiten durch dramatische Wiederholung zu versinnlichen und so sich ihrer desto lebhafter zu erinnern. Solche Schauspiele waren bald geheime, bald öffentliche, bald von einer kleinen oder bestimmten Zahl von Schauspielern, bald von ganzen Völkern oder Gemeinden aufgeführt. Im letzteren Falle bestanden sie meistens in Processionen, oder waren doch damit verbunden, und die Hauptabsicht bei solchen gottesdienstlichen Umgängen war die Darstellung der Thaten und Begebenheiten von Göttern und Helden. So in Ägypten die Feste des Osiris, der Isis, des Mars, in Griechenland die der Demeter und des Bakchos. Bisweilen holte man auch die Bildnisse der Götter aus ihren Tempeln hervor und trug oder fuhr sie auf Wagen durch die Straßen oder die umliegende Gegend. Zu manchen Festen wurden auch nur Personen eines Geschlechtes, eines Standes, eines Volkes zugelassen, z. B. an den Eleutherien, Eleusinien, Thesmophorien, und dem Feste der Bona Dea.

Die Zahl der Feste, wie die Pracht und Verschwendung bei denselben, und die Ausgelassenheit der Feiernden nahmen theils mit der Größe und dem Reichthum der Völker, theils vornehmlich auch mit ihrer Sittenverderbtheit zu, sowie umgekehrt durch die Vervielfältigung und den steigenden Glanz der Feste, diese befördert wurde. Ein Beispiel sind die Athener, welche doppelt soviel Feste hatten, als die übrigen Griechen, und diese auch mit weit größerem Pompe feierten. *Xenoph.* De rep. Athen. c. 2. Perikles suchte sich dadurch einzuschmeicheln, daß er die Lustbarkeiten, die Pracht und die Zahl der Feste vermehrte und den sinnlichen Athenern war dies sehr willkommen, während echte Vaterlandsfreunde darüber trauerten, weil sie darin nur Anlässe zur Vermehrung des Sittenverderbens erblickten. Sie hatten sich darin nicht geirrt und so konnte Eubulos das unsinnige Gesetz durchsetzen, daß bei Todesstrafe verboten sein sollte, das Geld, was dem Pöbel zu Opfern, Brod und Schauspielen gegeben ward, zu anderen Zwecken, namentlich zur Lösung der Krieger, anzuwenden. Nach und nach folgten die übrigen Griechen ihrem Beispiele, vermehrten und verschönerten ihre Feste. Den Tarentinern warf man sogar vor, daß sie im Jahre mehr Feste feierten, als dasselbe Tage habe. *Strab.* VI, 409. Nach einem erhaltenen Denkmale widmeten die Epheser jährlich einen ganzen Monat der Feier ihrer großen Göttin. Ähnlich war es in Rom, besonders nach dem Untergange der Republik. Das Volk ließ die größten Wütheriche ungehindert rasen, wenn sie ihm nur panem et Circenses gewährten. Auch im übrigen Italien gab es Städte, wo man einer einzigen Gottheit einen ganzen Monat zu einem unaufhörlichen Feste widmete. *Augustin.* De civ. dei VII, 21. Auch in der Natur der Feste selbst lag eine Quelle der Sittenverderbniß, da sie durchaus keine religiösen in unserem Sinne des Wortes waren, indem wir Sittlichkeit nicht außer Verbindung mit Religiosität denken können. Statt ernst in sein Inneres zu blicken, sich ruhig zu sammeln, sein Herz zu prüfen und bessere Entschlüsse zu fassen, rießen sie vielmehr den Menschen aus sich heraus und gaben ihn dem Taumel der Welt hin. Voß zu Virgil's Landgedicht 3. Bd. S. 160 fg. sagt: „Die Feste der Alten waren überhaupt Lustbarkeiten, zu denen man die Götter einlud. Denn nach Polybius und Seneca verordneten die Gesetzgeber Festtage, um die Menschen öffentlich zur Fröhlichkeit zu zwingen, als einer nothwendigen Mischung der Arbeit, ohne welche ein Volk leicht verwilderte. Man verbrannte in Griechenland den herbeigerufenen Göttern zum süßen Geruche ihren gesetzmäßigen Antheil am Opferthiere, die Knochen der Hinterschenkel und anderen Abfall, sammt dem Felle und den Abschnitzeln der Glieder, um diese dadurch zu heiligen, und sprengte in gleicher Absicht etwas von dem Weine. Das Übrige verzehrte man selbst mit den Priestern und überließ sich dann den Freuden des Tanzes und Gesanges, die nur zu oft von

unsern Begriffen von Andacht abwichen, im unschuldigen Vertrauen, daß die Geber des Guten, wie andere Gäste, auch daran Gefallen hätten. Wol hat man gesagt, sagt Strabo (X, 322), daß die Menschen dann vorzüglich den Göttern nachahmen, wenn sie wohlthun; besser könnte man sagen, wenn sie glücklich sind, und dies geschieht durch Fröhlichkeit, durch Feste, durch Philosophie, durch Musenkünste. Nicht viel anders war es bei den Hebräern, die nach dem Gesetze vor dem Herrn aßen und fröhlich waren bei Allem, was sie von ihrem Segen darbrachten. Wir lesen, daß die Prophetin Mirjam dem Herrn an der Spitze der Weiber mit Pauken und Reigensang ihre Freude bezeigte, und daß David vor der Bundeslade in einem bloßen leinenen Leibrock, der ihn, zum Verdrusse seiner Gemahlin, nicht genug verhüllte, mit aller Macht unter Jauchzen und wilder Musik vor dem Herrn sprang. An das, was wir religiöse Andacht nennen, war also bei den Götterfesten gar nicht zu denken, wenn auch Manches bei dieser Art Feier sein Gutes hatte. Überhaupt war in allen polytheistischen Religionen, ja auch zum Theil in den monotheistischen, die Sittlichkeit von der Religion ganz getrennt, erstere die Schöpfung der allmälig immer mehr ausgebildeten Vernunft, die den Göttern wenig am Herzen lag, letztere mehr eigentlicher Gottesdienst, als Gottesverehrung, zu der sie nur nach und nach sich erhob. Jene Feste des Alterthums sind nichts als Ceremoniendienst, wie ihn eine Religion der Phantasie auch nur verlangen konnte. An die Stelle einer Erhebung über das Irdische setzte man Weihung des wirklichen Lebens zum sinnlichen Genusse, und da also diese Feste die Sittlichkeit nicht beförderten, so konnten sie mit ihr nur gleichen Schritt halten. Manches bessere Gemüth fühlte diesen Mangel, und selbst Tibull klagt, daß die alte schönere Zeit entschwunden sei, wo man den häuslichen Laren nur geringe Opfer und unscheinbare Kränze, aber in schlichter Einfalt des Herzens, brachte. Diese letztere glaubte man durch Kostbarkeit der Opfer, Pracht und Pomp ersetzen zu können, bis zuletzt das religiöse Fest nur ein ergötzendes Schauspiel wurde, nach dem sich erschlaffte Weichlichkeit und üppiger Müßiggang unaufhörlich sehnte. Dieses Sehnen war jedem um so eher möglich, da in Griechenland und Rom die Feste auf öffentliche Kosten gefeiert wurden. Um aber nicht den Schatz durch solche häufige Ausgaben zu erschöpfen, nahm man, um den Mangel wieder zu ersetzen, zu allerlei Mitteln seine Zuflucht. So confiscirte Thrasybulus nach Vertreibung der Tyrannen deren ganzes Vermögen zu diesem Zwecke, und nach Herstellung der demokratischen Verfassung wurde jeder Bürger, der durch seinen Reichthum den Ärmern furchtbar war, gebeten, die zu den öffentlichen Festen erfoderlichen Kosten bestreiten zu helfen.

Einen nicht geringen Werth hatten die Feste für die geistige Ausbildung, theils im Allgemeinen, theils in politischer Hinsicht. Das Letztere durch die feierlichen Kampfspiele (s. *Heyne*, Opusc. acad. I, 69), das Erstere durch die Wettkämpfe in den Musenkünsten, auch durch die damit verbundenen Chortänze. Das konnte aber freilich den Verlust, welchen die Sittlichkeit erlitt, nicht ersetzen und verständigere Weise, Philosophen und Dichter sahen dies auch immer mehr ein und versuchten daher, theils die Mythen umzudeuten und auf eine moralische Tendenz zu beziehen, theils neue Arten des Cultus zu schaffen, oder Feste in Mysterien zu verwandeln und Weihungen, Reinigungen, vielleicht auch Sündenbeichten und Besserungsangelobungen hinzuzufügen.

Da die Feste vom Ceremoniendienste ausgingen, so mußte in ihnen der Charakter jedes Volkes sich abspiegeln. „Die Feste und heiligen Gebräuche der Ägypter,“ sagt Heeren (Id. über Pol. &c. der alt. W. 3. Bd. S. 668), „waren beinahe ohne Ausnahme enthusiastischer Art, wie sie bei Barbaren zu sein pflegen, die sich bei denselben einer wilden Freude, oder auch ausschweifenden Büßungen überlassen. Die letzteren waren fast häufiger und stärker bei den Ägyptern, als die ersteren. Wenige ihrer Feste waren ohne Kasteiungen, sowie auch die Opfer größtentheils Sühnopfer waren. Andere waren dagegen mit ausschweifenden Freudenbezeigungen verbunden, sowie auch ihre Processionen noch immer das Gepräge des rohen Zeitalters trugen, in dem sich das moralische Gefühl und der Sinn für Wohlstand und Sittlichkeit noch wenig entwickelt hat (*Herod.* II, 48).“ — Die Feste Phöniziens trugen nicht das düstere Gepräge Ägyptens und hatten nicht solche Büßungen und Kasteiungen, aber enthusiastisch war ihre Feier nicht minder, wenn sie auch nicht in die orgiastische Wuth der phrygischen Feste überging. Griechenland lernte die letztere erst kennen, als sie ihm von Phrygien und Thrazien aus zugebracht wurde, sie wurde aber weder allgemein, noch artete sie in rasende Selbstzerfleischung und Selbstentmannung aus. Zwar waren die meisten Feste der Griechen auch enthusiastisch, doch einige nur schwärmend, die übrigen anständig fröhlich. Der Grund davon lag vielleicht in der spätern Entstehung der meisten griechischen Feste, denn Homer kennt nur die Ernte- und Weinlesefeste (Il. IX, 250). Die spätern Feste entstanden also erst, nachdem die Mythologie sich zu einem hohen Grade von Feinheit und Anmuth ausgebildet hatte, wie sie uns schon bei Homer erscheint. Wahrscheinlich bildeten sich die meisten zur Zeit der ersten Lyriker, welche dem Anscheine nach Priester und Aöden zugleich waren. Poesie und Feste bildeten sich nun gegenseitig weiter aus; aus beiden entwickelte sich die herrliche Blüthe der Lyrik und Dramatik. Bei den Römern war dies derselbe Fall, in sofern sie Nachahmer der Griechen waren. Der rohe, wilde Tanz veredelte sich auch bei ihnen zum feinern Chorreigen, das regellose ausgelassene Jubelgeschrei zur feierlichen Hymne, die mimisch nachahmende Possenreißerei in das feierliche Drama, welches auch im Lachen noch seine Würde behauptete. Da indessen der Charakter der Römer immer etwas Rauhes an sich behielt, so findet man bei ihnen auch mehr Spuren von Barbarei, mehr Annäherung zu den Phrygiern und Skythen.

Die Zahl der Feste in Griechenland wird an Tausend, die in Rom zu mehren Hundert angegeben. Um dies zu begreifen, muß man daran denken, daß nur wenige dieser Feste allgemeine waren, die meisten nur dieser

oder jener Provinz, Stadt oder Ortschaft angehörten, andere nur nach Verlauf mehrer Jahre, noch andere nur von einzelnen Bürgerclassen, diese blos von Männern, jene blos von Frauen gefeiert wurden. Über die hauptsächlichsten Feste verweisen wir auf die einzelnen Artikel. Nachlesen kann man *Petri Castellani* Ἑορτολόγιον, s. de festis Graecorum syntagma; *Meursii* Graecia feriata, s. de festis Graecorum l. VI in *Gronov*. Thes. Ant. Gr. T. 7; *J. Fasoldi* Graecorum vett. Ἱερολογία; *J. Jonstonii* De festis Graec. schediasma; *Hospinianus*, De festis Ethnicorum et Judaeorum. (Genev. 1674. fol.); Potter, Griech. Archäologie von Rambach; Moritz, Anthusa; Meiners, Gesch. der Wiss. und Krit. Gesch. der Rel.; *Boulanger*. Antiq. dévoil.; — sur le génie des Nations. — Unter den Alten handelt Herodot (II. 60) über die ägyptischen Feste; Plutarch (VII. p. 402) über die Geburtsfeste der ägyptischen Götter; Strabo (B. 6 und 10) über die Feste der Griechen (Hauptstelle); die Fasti des Ovid und Macrobius (Sat. I. 7. 10. 15. 16) über die der Römer.

Zu diesem, meistens aus dem Wörterbuche der altclassischen Myth. rc. von Gruber entlehnten, Artikel fügen wir noch einige Bemerkungen über die Feste anderer Völker. Bei den Hindus werden jährlich öffentliche Feste gefeiert, wobei Processionen gehalten werden. Sie geschehen zur Ehre des Gottes, dem der Tempel geweiht ist, und darum sind die Gebräuche derselben fast überall verschieden. Gemeinschaftlich ist allen, daß das Bild des Gottes oder der Göttin, oder mehrer zugleich, feierlich entweder auf prachtvollen Wagen gefahren, oder auf den Schultern getragen wurde. Die Wagen sind oft von außerordentlicher Größe, an 50 Fuß hoch, pyramidenartig gebaut und mit Götzenbildern und Fahnen geschmückt. Hunderte von Andächtigen ziehen einen solchen Wagen fort, und lebenssatte Büßer lassen sich von den Rädern desselben zermalmen, wie z. B. zu Dschagger-Nath. Le Gentil sah 1768 eine solche Procession zu Wilnur auf der Küste Koromandel. Voran ging ein Ceremonienmeister, der von Zeit zu Zeit mit einer Glocke ein Zeichen gab. Dann folgte ein Mann auf einem prächtig geschmückten Elephanten (in Ermangelung eines solchen nimmt man ein Kameel); dieser Mann hielt eine kleine Trommel, die er von Zeit zu Zeit mit der Hand schlug. Dann folgten zwei lange Reihen von Fackelträgern, deren Fackeln aus tiefen Feuerpfannen bestanden, die auf 3—4 Fuß hohen Stäben befestigt und mit trockenem, mit Öl getränktem Kuhdünger angefüllt sind. Auf diese folgten unmittelbar vor dem Götterwagen zehn weiß gekleidete Dewadaschies oder Tempelmädchen, und hinter dem Wagen eine unabsehbare Menge Volks. So oft die Glocke des Anführers das Zeichen gab, machte der ganze Zug Halt und die Mädchen führten vor dem Wagen einen Tanz auf, nach dessen Beendigung der Zug weiter ging. Einige Male zog man um den Raum der Pagode herum, und die Tänze der Mädchen wurden dabei künstlicher und länger. Der Götterwagen (der Gott war Wischnu) war mit bunten Farben bemalt und mit Blumenkränzen geschmückt.

Auch in außerordentlichen Fällen stellte man solche Processionen an. Eine solche sah Le Gentil 1769, als um Pondichery große Dürre herrschte. Der Zug ging von einem Tempel aus. Andächtige trugen auf den Schultern einen kleinen mit Blumen geschmückten Tempel, in welchem ein Götterbild stand, schwarz von Gesicht, und daher wahrscheinlich Krischna vorstellend. Auf dem freien Felde, wohin sich der Zug durch die Stadt bewegte, sah man zahlreiche Gruppen von festlich geschmückten Frauen und Mädchen gelagert. Hier war eine große, viereckige Grube, von wol 400 □Fuß Fläche und 8 bis 10 Zoll Tiefe, ganz mit Kohlen gefüllt, die man anzündete. Westlich nahe dabei war eine ähnliche, aber etwas kleinere Grube, in die man so lange Wasser goß, als es sich einzog, sodaß sie bald eine wahre Schlammgrube wurde. Zwischen beide Gruben stellte man das Bild. Ungeachtet der Hitze, welche die brennenden Kohlen verbreiteten, naheten sich 60 Büßer, die sich mit Fasten und Baden vorbereitet und den Körper gelb übermalt hatten. Sie waren ganz nackt, nur Blumenkränze deckten die Hüften. Diese stürzten sich in großen Sprüngen und mit wildem Geschreie durch die glühenden Kohlen hin, legten dem Gotte Reis als Opfer vor und sprangen nun in die Wassergrube. Endlich kehrte der Zug langsam zurück. Das Mittel hatte geholfen. Abends kam ein Gewitter und etwas Regen. Sonnerat (1. Bd. S. 207) beschreibt eine sehr ähnliche Ceremonie, macht aber ein jährliches Fest daraus, das dem Dharma Radscha und seiner Gemahlin Draupadi zu Ehren gefeiert werde. Diese hatte bekanntlich alle fünf Pandawas zugleich geheirathet und alle Jahre die Gemahle gewechselt, vorher aber, ehe sie in die Arme des anderen geeilt, sich durch Feuer gereinigt. Dieser Handlung zu Ehren sollten die Büßer über die glühenden Kohlen gehen. Von der Schlammgrube schweigt er, aber auf der von ihm gegebenen Zeichnung ist sie deutlich mit abgebildet. Vielleicht ist also seine Beschreibung mangelhaft und seine Ansicht eine falsche.

Die Hindus haben fünf Sacramente, welche jeder Hausvater, der seine Pflicht kennt, vollziehen muß. Diese Sacramente sind den göttlichen Weisen, den Göttern, den Geistern, den Gästen und den abgeschiedenen Seelen gewidmet, und bestehen im Studium der Vedas, in Spenden ins Feuer, in Geschenken an alle belebte Geschöpfe, in Darreichung von Lebensmitteln und in Todtenfeiern. Das Studium der Vedas ist nur an erlaubten Tagen verstattet und unter genau vorgeschriebenen Gebräuchen. Die Spende an die Gottheiten besteht in gereinigter Butter (Ghih), die man in die Flammen des heiligen Feuers gießt. Die Brahmanen bringen sie täglich Morgens und Abends dar. Daran knüpfen sich unmittelbar die Sacramente für die Geister und abgeschiedenen Seelen. Man begrüßt alle Arten von Göttern, als Schützer aller Naturgegenstände, die Götter der Winde, des Wassers, der Bäume u. s. w., und schüttet dabei etwas Reis an die Thüre, oder ins Wasser u. s. w. Das Opfer für sämmtliche Geister wird in die Luft geworfen, bei Tage für die Geister des Lichts, bei Nacht für die der Finsterniß.

Das Sacrament der Gäste besteht in der Ausübung der Pflichten der Gastfreundschaft. Den Gast muß man bewirthen mit Speisen und Trank, ihm Wasser zum Waschen der Füße reichen, und kommt er Abends, ihm Nachtquartier geben. Alles dies muß mit freundlichen Worten und Mienen geschehen.

Die Opfer für die Götter, Geister und Vorfahren werden zwar bei Vollziehung der Sacramente täglich dargebracht; aber außerdem sind auch noch gewisse Jahreszeiten und bestimmte Monatstage für dieselben festgesetzt, und dann könnte man ihnen wol den Namen Feste beilegen. Den Göttern und Geistern muß am Ende jeder 14 Tage, oder genauer beim Neu- und Vollmonde, gesäuberte Butter und Reis geweiht werden; ebenso wenn das alte Getreide verbraucht ist, neues Getreide, um eine reiche Ernte zu erhalten; bei der Winter- und Sommersonnenwende Thierfleisch, am Ende des Jahres der Saft der Mondpflanze [1]. Brahmanen, welche geheiligtes Feuer unterhalten und lange zu leben wünschen, dürfen weder Reis, noch Fleisch genießen, wenn sie diese Opfer nicht zur bestimmten Zeit gebracht haben; denn wenn die Begierde des heiligen Feuers nach neuem Reis und Fleisch nicht gestillt wird, so wird es ihre Lebensgeister aufzehren. Für die Seelen der Vorfahren müssen außerordentliche Opfer dargebracht werden, in jedem Monate ein Mal, zwischen dem 10. und 13. Tage der finstern Hälfte, d. h. zwischen Voll- und Neumond. Man beginnt dabei und endet mit dem Opfer für die Götter. Solche Todtenspenden hießen Sraddha, und wir verweisen darüber auf den besondern Artikel. Bei den feierlichen Opfern zu Ehren der abgeschiedenen Seelen, der Götter, und außerdem, um einen angesehenen Gast recht zu ehren, ist es allein erlaubt, Thiere, sogar Rindvieh zu tödten und ihr Fleisch zu essen. Wer Thiere zum Opfer tödtet, ist kein Mörder, er bringt vielmehr dieselben zu einer höhern Glückseligkeit; aber außerdem darf er ohne die dringendste Noth keinem Thiere Schaden zufügen. Wer nun um sein selbst willen lebende Geschöpfe tödtet, um sich von ihrem Fleische zu nähren, wird nach dem Tode von Geburt zu Geburt so oft umkommen, als Haare auf dem ermordeten Thiere sind. — Auch bei Geburten, Verheirathungen und Leichenbestattungen gab es mehre religiöse Gebräuche. Über die Hauptopfer der Hindus sehe man die Artikel **Yagam** oder **Jagam**, **Homam**, **Tukam**, **Pidrujagnam**, **Bhudajagna**, **Lingam**.

Bei den Persern war im Sinne der Griechen und Römer, oder auch in dem unsern, kein religiöses Fest, eigentlich auch nicht bei den Hindus, wenn man die feierlichen Processionen abrechnet. Von solchen religiösen Aufzügen wissen aber die Zendbücher gar nichts. Die Perser hatten ihre Ateschgahs, wo das heilige Feuer brannte, aber keine eigentlichen Tempel, und ebenso wenig Götterbilder. Man verehrte die Gottheit durch Gebete und durch mit gewissen Ceremonien verbundene Darbringung von Opfern, die aber doch, was das Materielle betrifft, ganz dem Eigenthümer gehörten, ohne daß etwas der Gottheit oder den Priestern geweiht wurde. Auch die zur Religion wesentlich mit gehörende Darunsfeier war kein Fest, so wenig als unser Abendmahl, mit dem dieselbe große Ähnlichkeit hatte. Dem Mithras wurden zwar Mysterien gefeiert, aber diese Feier wurde nur von den Eingeweihten begangen und hatte mit der Volksreligion wenig zu thun.

Bei den Mexicanern gab es Feste im eigentlichen Sinne [2]; sie waren theils bewegliche, theils unbewegliche. Der erstern gab es 16; sie hingen von gewissen Zeichen ab, die nicht alle Jahre auf denselben Tag fielen. Zu den unbeweglichen gehörten folgende: 1) Das dem Gotte Tlalok zu Ehren gefeierte Fest am zweiten Tage des ersten Monats. Man opferte zu dem Ende gekaufte Kinder, oder stellte gladiatorische Opfer an, damit der Gott den zum Baue des Maises nöthigen Regen senden möchte. Die gekauften Kinder wurden nicht auf ein Mal, sondern nach und nach in den drei folgenden Monaten geopfert. 2) Das große Fest des Gottes Xipe am ersten Tage des zweiten Monats, mit sehr grausamen Opfern. Man schleppte die Unglücklichen (meistens wol Gefangene) bei den Haaren auf den Platz vor den Tempel, schlachtete sie auf gewöhnliche Art und zog die Haut ab, welche die Priester sich umhingen. Die Eigenthümer der geopferten Gefangenen mußten 20 Tage vorher fasten, dann wurden große Mahlzeiten angestellt, wobei das Fleisch der Gemordeten gegessen wurde. Die Krieger stellten an diesem Feste allerlei Übungen an; die Edeln besangen die Thaten ihrer Vorfahren; die Tlaskalaner führten Tänze auf. 3) Wiederholung des Festes Tlalok im dritten Monate. Man begann mit Kinderopfern und hielt dann eine Procession mit den Häuten der im vorhergehenden Monate geopferten Menschen. Die Blumenhändler feierten das Fest ihrer Göttin Koallikue und brachten ihr künstlich geflochtene Blumenkränze dar. Die Priester wachten in diesem Monate alle Nächte in den Tempeln und zündeten zu dem Ende große Feuer an. Man nannte dies die kleine Wache. 4) Der vierte Monat enthielt die große Wache, weil nicht nur die Priester, sondern das ganze Volk wachten. Man zog Blut aus allen Theilen des Gesichts, den Armen und Schenkeln, um für die begangenen Sünden zu büßen, färbte damit Schwertelblätter und hing diese an den Thüren auf. So bereitete man sich vor zum Feste der Göttin Centeotl, das mit Opfern von Menschen und Thieren, vornehmlich von Wachteln, gefeiert ward. Vor den Tempeln stellte man Kriegsübungen an, und kleine Mädchen brachten Maisähren zu dem Feste, um sie von der Göttin weihen zu lassen, damit das Getreide vor schädlichen Insekten bewahrt bliebe. Diese vier Monate (jeder 20 Tage) begannen mit dem 26. Februar und endeten mit dem 16. Mai. 5) Der fünfte Monat, vom 17. Mai bis zum 6. Juni, bestand ganz aus Festen. Das erste war das Fest des großen Gottes Tezkatlipoka (s. d. Art.). In denselben Monat fiel auch das erste Fest des Huitzilopochtli (s. d. Art.). 6) Im sechsten Monate, vom 6. bis 26. Juni,

1) Die Mondpflanze ist eine Art von Bergraute. Jones hält sie für ruta *Linn.* Der Saft wurde nach dem Opfer getrunken.

2) Clavigero, Gesch. von Mexico, übers. I. S. 413 fg.

wurde das dritte Fest des Gottes Tlalok (s. d. Art.) gefeiert; im siebenten Monate, vom 26. Juni bis 16. Juli, das Fest der Huixtozihuatl, oder der Göttin des Salzes. Außerdem wurden in diesem Monate viele Lustbarkeiten angestellt. Man zog die besten Kleider an, erlustigte sich in den Gärten mit Tänzen und Gesang, oder jagte in den Gebirgen, oder stellte Kriegsübungen an; s. Tecuilhuitl. 7) Im achten Monate, vom 16. Juli bis 5. Aug., fiel das große Fest der Göttin Centeotl (s. d. Art.), und im neunten Monate, vom 5. Aug. bis den 25., wurde das zweite Fest des Huitzilopochtli gefeiert. 8) Im zehnten Monate, vom 25. Aug. bis 14. Sept., feierte man das Fest des Feuergottes Xiuhteuktli (s. d. Art.). Fünf Tage vor Anfang des eilften Monats hörten alle Feste auf; doch tanzte man noch in den ersten acht Tagen, aber ohne Gesang und Musik. Dann folgte das Fest der Göttin Tatnoinan (s. d. Art.). 9) Der zwölfte Monat, vom 4. bis 24. Oct., enthielt das Fest der Ankunft der Götter (s. Teotleco); es war ein Freudenfest. 10) Im 13. Monate, vom 24. Oct. bis 13. Nov., feierte man das Fest des Wassers und der Berge (s. Tepoilhuitl); im 14. Monate, vom 13. Nov. bis 3. Dec., das Fest der Jagdgöttin Mixkoatl (s. d. Art.); der übrige Theil des Monates wurde der Jagd gewidmet. Im 15. Monate, vom 3. bis 23. Dec., war das dritte und größte Fest des Huitzilopochtli; im 16. Monate, vom 23. Dec. bis 12. Jan., war das fünfte und letzte Fest der Berg- und Wassergötter; im 17. Monate, vom 12. Jan. bis 1. Febr., das Fest der Göttin Ilamateuktli (s. d. Art.), und im 18. oder letzten Monate, vom 1. bis 20. Febr., das zweite Fest des Feuergottes und das zweite Fest der Göttermutter. An dem erstern beschäftigte sich die Jugend mit der Jagd; dann ward an einem bestimmten Tage (dem 16. des Monates) in den Tempeln und Häusern alles Feuer ausgelöscht und vor dem Bilde des mit Juwelen und den schönsten Federn geschmückten Gottes von Neuem angezündet. Ein Theil der Jagdbeute wurde den Göttern zu Ehren verbrannt; das Übrige geweiht und für Adel und Priester zubereitet. Menschenopfer wurden nicht gehalten, aber sämmtlichen Kindern Löcher in die Ohren gestochen und Ringe hineingehängt. Nach dem 20. Febr. folgten die fünf Schalttage des Jahres, die man für unglückliche hielt, daher an ihnen keine Feste gefeiert, überhaupt gar nichts gethan wurde. — Am feierlichsten wurden alle diese Feste in den sogenannten heiligen Jahren begangen, d. h. in denen, welche den Namen Tochtli führten. Dasselbe war der Fall in den Anfangsjahren jeder 13jährigen Periode (s. Jahr oder Mexicaner). Am allerfeierlichsten und prächtigsten aber war das Säcularfest, welches alle 52 Jahre am Schlusse der Centurie gefeiert wurde. In der letzten Nacht der geendeten Centurie wurde überall das Feuer ausgelöscht und alle Geräthschaften zerbrochen, weil man das Ende der Welt fürchtete. Die Priester zogen nun in Procession aus dem Tempel nach dem Berge Huixochtla, auf dessen Gipfel sie kurz vor Mitternacht ankommen mußten. Hier wurde auf der Brust eines tapfern Kriegsgefangenen, der nachher geopfert wurde, durch Reibung zweier Holzstücke von einem dazu bestimmten Priester das neue Feuer angezündet. Alles Volk stand in der größten Unruhe umher, denn das Gelingen der Operation war ein Zeichen, daß die Götter den Menschen eine neue Centurie bewilligten. Sobald es brannte, brachten es die Priester nach dem großen Tempel in Mexico und versorgten von da aus das ganze Volk mit demselben. Die 13 folgenden Tage waren Schalttage zwischen der alten und neuen Centurie, und wurden angewendet, um Alles auszubessern oder neu anzuschaffen. Mit dem ersten Tage des Jahres der neuen Centurie begannen wieder die großen Opfer; überall ertönten die Stimmen der Freude, des Dankes und der Glückwünsche, daß die Götter den Menschen eine neue Lebensperiode bewilligt hätten. Kleidung, Tänze, öffentliche Spiele, Erleuchtungen waren sämmtlich so feierlich und glanzvoll als möglich.

Bei den Peruanern gab es ebenfalls religiöse Feste, welche natürlich der Sonne gewidmet waren. Das größte derselben hieß Yntip-Raymi (Sonnenfest). Es wurde neun Tage lang vom Anfange der Sommersonnenwende an mit aller Pracht und Sorgfalt begangen. Von allen Seiten strömte man in dieser Zeit nach Kusko; alle Ynkas, die Statthalter (Kurakas) der Provinzen und die vornehmsten Einwohner scharten sich zur Feier um den König. Die Weihe zu demselben bildete ein dreitägiges Fasten, während dessen man nichts als einige rohe Körner von weißem Mais und Blätter vom Kraute Chukam aß, Wasser trank, sich der Frauen enthielt und kein Feuer anzündete. Am ersten Tage suchten die Priester die zum Opfer bestimmten Schafe und Lämmer aus und bereiteten den Trank, welcher der Sonne dargebracht und den Ynkas überreicht wurde. Die Sonnenjungfrauen aber kneteten den Teig Kanku und machten aus demselben eine Menge runder Brode von der Größe eines Apfels. Auch alles Fleisch, was an dem Feste von den Ynkas genossen wurde, mußte von denselben Jungfrauen zubereitet werden. Die Statthalter und Fremden wurden von den übrigen Frauen aufs Köstlichste bewirthet. Diese Zubereitungen geschahen in der Nacht vor dem Aufgange der Sonne. Dann begab sich der König mit allen nach Alter und Rang geordneten Ynkas auf den Platz Haußappata, wo sie von den Kurakas und einer Menge Andächtiger erwartet wurden. Alle Kurakas und ihr Gefolge waren im höchsten Putze. Einige trugen Kleider mit Gold- und Silberplättchen besetzt und Kränze von solchen auf dem Haupte, andere Häute von (amerikanischen) Löwen und Tigern, noch andere Flügel vom Kondor auf dem Rücken. Man bezeichnete damit die vermeinte Abstammung der verschiedenen Völker von gewissen Thieren. Auch trug jede Völkerschaft die ihr eigenthümlichen Waffen. Jeder Kuraka hatte auch einen Trupp Musiker bei sich, die auf Trompeten, kleinen Pauken und anderen Instrumenten spielten. Auf dem Platze Haußappata (in Kusko selbst) erwartete nun der Ynka und sein Gefolge unter der größten Stille mit bloßen Füßen und das Gesicht gegen Osten gekehrt den Aufgang der Sonne. Sowie der erste Strahl ihr Auge traf, fielen sie aufs Knie, um anzubeten. Dann breiteten sie



die Arme aus, hielten die Hände vor das Antlitz und warfen der Sonne Küsse zu, sie als Vater und Gott begrüßend. Die Kurakas hatten sich indessen auf einen anderen Platz, Kußypata, begeben und erwiesen hier der Sonne dieselben Ehrenbezeigungen. Nach dieser Ceremonie stand der König auf, während alle Andere auf den Knien blieben, und nahm zwei große goldene, mit gewöhnlichem Getränke angefüllte Schalen (Aquilla) in die Hände und streckte sie gegen die Sonne aus, diese gleichsam zum Trinken einladend; darauf goß er den Pokal der rechten Hand in ein Gefäß, aus dem es in eine dünne goldene Röhre floß, die bis in den Tempel der Sonne reichte, trank nun ein Weniges aus dem Pokale der linken Hand und vertheilte das Übrige in kleinen goldenen und silbernen Tassen an die um ihn her knienden Ynkas. Die Kurakas bekamen nichts davon, wol aber ein anderes von den Sonnenjungfrauen zubereitetes Getränk. Der ganze Zug begab sich nun nach dem Tempel der Sonne. Außer dem Könige zog jeder, 200 Schritt davon, die Schuhe aus. Der König und die Ynkas gingen in den Tempel, beteten zum Bilde der Sonne und der Erstere opferte seine Schalen selbst der Sonne, die Ynkas aber übergaben die ihrigen den Priestern, um sie der Sonne darzubringen. Vor dem Tempel waren die Kurakas geblieben, welche jetzt die der Sonne geweiheten Geschenke den Priestern übergaben. Es waren außer den Trinkgefäßen kleine goldene Bilder von Thieren, Gewächsen und Blumen. Nun begann das Hauptopfer. Der Sonne war unter Obhut der Priester eine große Heerde von Schafen, Hammeln und Lämmern geweihet. Aus dieser wurde ein ganz schwarzes Lamm ausgesucht. Dies hielten vier Opferpriester bei den Füßen und drehten den Kopf nach Osten, während ein fünfter die Seite öffnete und Herz, Leber, Lunge und Schlund herausnahm. Zog das Thier während der Operation die Füße nicht aus den Händen der Priester, riß der Schlund nicht von den übrigen Theilen ab, sondern blieb alles beim Herausreißen beisammen, und waren alle Theile gesund: so war dies ein für das ganze Volk sehr günstiges Zeichen. War nicht alles gut, so opferte man auf dieselbe Art einen Hammel und misglückte auch dies, ein unfruchtbares Schaf. Deutete auch dies auf Unglück, so feierte man zwar auch das Fest, aber unter Trauer und Betrübniß. Nach diesem Hauptopfer wurde noch eine große Anzahl von Schöpsen und Schafen geschlachtet, aber nicht mit den vorigen Gebräuchen. Man nahm nur das Herz und das Blut und präsentirte es der Sonne, worauf alles nebst den Eingeweiden des Hauptopfers verbrannt wurde. Das Feuer dazu wurde, vermittels eines goldenen Hohlspiegels, durch die Strahlen der Sonne angezündet. Von dieser Flamme wurde auch das Feuer im Sonnentempel und im Hause der Sonnenjungfrauen angebrannt, das diese das ganze Jahr durch unterhalten mußten. War an dem Festtage der Himmel bedeckt, so wurde das Feuer durch Reiben zweier Hölzer entzündet, aber das Fest war dann ein trauriges. Auf den Plätzen Haußaypata und Kußypata, wohin alles sich zurückbegab, wurde nun das Fleisch der Opferthiere gebraten und unter die Ynkas, Kurakas und das Volk vertheilt, wozu das oben erwähnte Brod Kanku gegessen wurde. Nachher folgten bei dem Mahle noch andere Speisen. Nach der Mahlzeit wurde sehr reichlich getrunken und zwar eine Art von aus Mais gebrauetem Biere. Sänger und Tänzer unterhielten die Trinker. Die übrigen acht Tage des Festes wurden blos mit Schmausereien zugebracht. Der König saß während der Festlichkeiten auf seinem goldenen Stuhle und ermunterte zum fleißigen Trinken.

Das zweite Sonnenfest fiel zur Zeit der Wintersonnenwende und wurde auf ähnliche Art, nur mit weniger Glanz und Ceremonien gefeiert, war auch nicht so zahlreich besucht.

Das dritte Sonnenfest, Kuskuy-Raymi, wurde nach der Säezeit, wenn der Mais zu keimen anfing, gefeiert. Eine Menge Schafvieh wurde geschlachtet und die Sonne angeflehet, die so wichtige Saat vor Reif, Frost und Hagel zu bewahren. Nur das erste Lamm nebst dem Eingeweide und Blute der anderen geopferten Thiere wurde der Sonne dargebracht und verbrannt. Außerdem vergnügte man sich mit Essen und Trinken, Gesang und Tanz.

Das vierte Fest der Ynkas, Citua genannt, war eine Art Reinigungs- und Versöhnungsfest und fiel am ersten Neumonde nach der Herbstnachtgleiche. Man hielt nur das strenge Fasten, welches auch dem Yntip-Raymi voranging und Hatunkari genannt wurde. Nach dieser Vorbereitung versammelten sich die Glieder jeder Familie im Hause des Ältesten derselben; selbst der König ging in das Haus seines ältesten Onkels. In der folgenden Nacht wuschen sie sich und bereiteten das Brod Kanku, aber auf zweierlei Art; erstlich so wie bei dem Feste Yntip-Raymi, zweitens so, daß man etwas Blut von fünf- und sechsjährigen Knaben unter den Teig knetete, denen man zu dem Ende eine Ader zwischen den Augenbrauen oder Nasenlöchern öffnete. Dies letztere Brod wurde nicht gegessen, sondern Jeder nahm ein kleines Stück mit nach Hause und rieb sich damit alle Glieder des Körpers. Dies sollte gegen Krankheiten schützen. Der Hausherr nahm ein größeres Stück, rieb damit die Hausthür und heftete es an dieselbe. Der Oberpriester verrichtete ebendiese Ceremonie in den Palästen der Ynkas und im Hause der Sonne, durch Abgeordnete aber im Hause der Sonnenjungfrauen. Mit Aufgang der Sonne flehte man zu derselben um Abwendung aller Übel und dann unterbrachen sie das Fasten durch den Genuß des Brodes Kanku. Nun eilte aus dem Hause der Sonne, das gegen Nordosten auf der Anhöhe Saksahuanam lag und eine Art Citadelle bildete, ein Ynka von königlichem Blute in prächtiger Kleidung als Abgesandter der Sonne herbei, in der Hand eine mit bunten Federn und goldenen Ringen geschmückte Lanze. Diese schüttelnd gelangte er zu dem Platze Haußaypata, wo er vier andere Ynkas mit ähnlichen Lanzen traf. Diese berührte er mit der seinigen und sagte: Die Sonne befähle ihnen als ihren Boten, alle Krankheiten und andere Übel aus der Stadt und Umgegend zu vertreiben. Nun eilten diese Ynkas durch die vier nach den vier Weltgegenden gerichteten Hauptstraßen der Stadt, das Volk trat vor die Thüren und

rief ihnen Beifall zu; sie schüttelten die Kleider aus und berührten Kopf, Gesicht, Arme und Beine mit ihren Händen, als ob sie alles Böse abwaschen wollten. Jene vier Ynkas liefen bis auf eine Viertelmeile vor die Stadt, wo sie andere Ynkas, aber nicht von königlichem Blute, antrafen, welche ihnen die Lanzen abnahmen und weiter eilten, wo sie wieder neue Ablöser trafen. So wurde dies bis sechs Meilen von Kusko fortgesetzt, wo sie die Lanzen in die Erde pflanzten, um den Übeln ihre Grenze anzuzeigen. Diese Verscheuchung war vornehmlich gegen die Tagesübel gerichtet. Um auch die nächtlichen Unfälle zu entfernen, verfahen sich die Einwohner in der nächsten Nacht mit aus Stroh geflochtenen Fackeln (Pankunku), zündeten sie an, liefen damit durch alle Straßen der Stadt und endlich zum Thore hinaus, und warfen sie brennend in den Fluß, wo sie Tags zuvor gebadet hatten. Den folgenden Tag wurden dann der Sonne Opfer dargebracht und Opferschmäuse gehalten. Die Lustbarkeiten dauerten bis zum nächsten Mondviertel.

Bei den *Irokesen* und anderen nordamerikanischen Völkerschaften besteht der Gottesdienst in Opfern und Gelübden, ob sie gleich keine eigentlichen Tempel und Opferpriester haben. Bei größern Opfern vertreten die ältesten Männer die Stelle der letztern, bei kleinern thut es derjenige, der das Opfer bringt. Insbesondere sind fünf Opferfeste merkwürdig. Das *erste* wird in einer Familie alle *zwei* Jahre ein Mal, gewöhnlich im Herbste, begangen. Verwandte, Freunde, Nachbarn werden dazu eingeladen und das Oberhaupt der Familie hat die Pflicht, alles dahin Gehörige zu besorgen. Hirsche und Bären werden in der nöthigen Anzahl geschossen und nun beginnt ein feierlicher Zug in das Dorf, um das Fleisch in das Opferhaus zu liefern. Inzwischen haben die Weiber Holz zum Kochen und Braten herbeigeschafft und langes Gras, um daraus Ruheplätze für die Geladenen zu bereiten. Den versammelten Gästen wird nun Welschkornbrod und das gekochte Fleisch durch Diener ausgetheilt und es ist Gesetz, daß die Gäste alles rein aufzehren müssen. Nur vom Fette gießen die ältesten Männer etwas ins Feuer und darin besteht das eigentliche Opfer. Die Knochen werden verbrannt, um sie den Hunden zu entziehen. Nach der Mahlzeit führen Männer und Weiber einen Tanz auf. Dabei läßt sich ein Sänger hören, der mit einer Schildkrötenschale, worin kleine Steine sind, umhergeht und rasselt. Ist er müde, so setzt er sich zu Tische und ein anderer beginnt. So dauert denn das Fest drei oder vier Nächte durch, denn es beginnt alle Mal gegen Abend. Das *zweite* Opferfest ist ähnlich, nur daß an demselben blos die Männer fast nackt tanzen, und den ganzen Leib mit weißem Thon bestrichen haben. Am *dritten* Opferfeste werden nach der Mahlzeit zehn oder mehr gegerbte Hirschhäute an alte Männer oder Weiber verschenkt, die sich in dieselben hüllen, vor das Haus gehen, das Gesicht gegen den Aufgang der Sonne wenden und den großen Geist laut bitten, daß er ihre Wohlthäter segnen möge. Das *vierte* Opferfest wird einem sehr gefräßigen Geiste zu Ehren gehalten, der nie satt werden kann. Die Gäste müssen alles Bärenfleisch rein aufessen und das Fett wie Wasser trinken. Das *fünfte* Fest ist dem Feuer gewidmet und hat eine besondere Wichtigkeit, weil das Feuer für den Stammvater dieser Völker gehalten wird. Dem Feuer, gleichsam als einem Obergotte, werden noch zwölf Manitus zugegeben, welche theils Thiere, theils Pflanzen sind. Die Hauptfeierlichkeit ist die Erbauung eines Ofens. Zwölf Stangen, jede von einer andern und bestimmten Holzart, werden in die Erde gesteckt, oben zusammen verbunden, und ringsherum dicht mit wollenen Decken umhüllt. Das Ganze gleicht einem Backofen und ist so hoch, daß ein Mann darin stehen kann. Ist das Opfermahl vorbei, so wird der Ofen mit zwölf glühenden Steinen geheizt; dann kriechen zwölf Männer hinein und bleiben so lange darin, als sie es aushalten können. Während dessen schüttet ein alter Mann zwölf Pfeifen Tabak auf die Steine, als das eigentliche dem Feuer gewidmete Opfer. Das Innere des Ofens wird natürlich davon mit Qualm erfüllt und wenn die zwölf Männer wieder herauskommen, so liegen sie gewöhnlich eine Weile in Ohnmacht. Außerdem wird auch noch die Haut eines großen Hirschbocks mit Kopf und Geweihe an einen Pfahl aufgehangen; vor diesem halten sie mit Gebet und Gesang ihre Andacht, doch gilt Beides nicht dem sinnlichen Symbole, sondern dem großen Geiste.

An sämmtlichen Festen werden für die jungen Leute eine Menge Wampoms oder Muschelschalen auf die Erde geschüttet und jeder ist nun bemüht, die meisten zu erhaschen, und so seine Geschicklichkeit zu zeigen. Auch werden zu jedem Feste wenigstens vier Diener erwählt, welche dabei Tag und Nacht volle Beschäftigung finden. Zur Belohnung erhält jeder eine Klafter Wampom und die Erlaubniß, die besten Eßwaaren (Zucker, Eier, Butter, Heidelbeeren) zu bereiten und mit Vortheil an die Gäste und Zuschauer zu verkaufen. Den Schluß jedes Festes macht endlich ein Trinkgelag.

Außer den großen Opferfesten haben sie noch mehre kleinere. Zu den Mahlzeiten werden Personen geladen, die nicht zur Familie gehören; diese allein müssen das Mahl verzehren, der Wirth und seine Angehörigen genießen nichts davon. Von einem solchen Feste geben Missionare, die aber die Sprache nicht verstanden, folgende Beschreibung. Mitten im Hause lag ein Haufen Mais in Kolben, der mit Stücken von gekochtem Hirschfleische an hölzernen Spießen besteckt war. Die Gäste saßen familienweise auf Bärenhäuten ganz still. Vier Männer gingen vor das Haus und erhoben in heulendem Tone ein kurzes klägliches Geschrei. Nach ihrem Wiedereintritt stimmte die ganze Gesellschaft einen Gesang an. Dann setzte sich ein alter Mann zum Feuer und ließ sich von einer Frau mit geschmolzenem Bärenfette einsalben, nämlich Kopf, Brust, Schultern und Arme. Dann begann der Alte in kurzen Sätzen Aussprüche zu thun, die mit großer Aufmerksamkeit angehört wurden. Nachdem er an seinen Platz zurückgekehrt war, wurde von der ganzen Gesellschaft wieder gesungen, und sechs erwählte Diener vertheilten auf ein von dem Alten gegebenes Zeichen die Spieße mit Fleisch unter die Familien. Nachdem dies Mahl genossen war, wurde wieder gesungen, dann aber wurden,

auf ein neues Zeichen des Alten, die Maiskolben den Gästen schnell zugeworfen, wobei jeder die meisten zu erhaschen suchte. Dieses geschah unter lautem Jubel. Zuletzt wurden die Knochen verbrannt.

Endlich feiern diese nordamerikanischen Völker auch ein allgemeines Todtenfest oder Seelenfest, wie sie es nennen. Die Leichname bleiben nämlich nur eine Zeit lang in den ihnen bestimmt gewesenen Gräbern. Kommt nun die Zeit des allgemeinen Todtenfestes, so werden die Körper der seit dem letzten Feste Verstorbenen aus den Gräbern herausgenommen, alle benachbarte und befreundete Völkerstämme eingeladen und die vorhandenen Leichname zusammen verbrannt, oder in einer gemeinschaftlichen Grube zum zweiten Male begraben. Dies geschieht bei einigen Völkern alle Jahre; bei den Huronen und Irokesen alle zehn oder zwölf Jahre, oder so oft sie das Dorf verändern. Dies Fest ist allen so wichtig, daß sie gleich nach dem Ende des einen schon wieder Vorbereitungen zu dem folgenden treffen. Ist die Zeit der Feier nahe, so berathschlagt man sich, sowol in jedem Dorfe, als auch in der allgemeinen Versammlung der ganzen Völkerschaft, über Zeit und Ort, und nimmt Maßregeln, um recht viele Völkerstämme zur Feier einzuladen. Sind Zeit und Ort bestimmt, so wird der Meister des Festes gewählt, um die Feierlichkeiten gehörig anzuordnen. Nun kommt jede Dorfschaft in Bewegung. Am ersten Tage begeben sich die Einwohner nach den Begräbnißplätzen, wo die Atheionné, d. h. die Todtengräber und Leichenbestatter jeder Familie, in Gegenwart der Anverwandten die Körper aus den Gräbern herausnehmen. Die Todten, welche durch irgend eine Veranlassung an anderen Orten begraben sind, werden auch herbeigeholt und man scheut in dieser Hinsicht keine Beschwerde. Mit dem Öffnen der Gräber beginnt die Trauerklage aufs Neue, wie beim Absterben. Die Gebeine der schon längst Begrabenen werden nun von Fleisch und Haut entblößt und Beides nebst den Decken, worin sie eingewickelt waren, ins Feuer geworfen. Die Körper, welche erst vor Kurzem begraben wurden und ihre völlige Gestalt noch behalten haben, werden blos sorgfältig gereinigt und, in Biberfelle oder Säcke gehüllt, auf Tragen, die bloßen Knochen aber in Bündeln, von jeder Familie in ihre Kabane getragen, wo nun das Fest beginnt. Dies Alles geschieht mit der äußersten Sorgfalt, die kleinsten Knochen werden zusammengelesen, die Körper von Würmern und dem Unrathe der Fäulniß vollkommen gereinigt, und ungeachtet Manche ihre Bürde mehre Tagereisen weit fortzutragen haben, hört man doch keine andere Klagen, als die, welche der Schmerz über den Verlust des Verstorbenen auspreßt. Zwei oder drei Tage vor der Abreise zum gemeinschaftlichen Grabe werden alle Körper und Gebeine in die Kabane der Rathsversammlung getragen und daselbst entweder aufgehängt, oder nach der Reihe hingelegt, auch die zu dem Feste bestimmten Geschenke beigefügt. Das Oberhaupt der Kabane gibt den Verwandten der Todten ein reiches Gastmahl und zwar im Namen des verstorbenen Oberhauptes. Er singt das Todtenlied desselben, damit es scheine, als ob er noch lebe. Die nach dem Ende des Mahls fortgehenden Gäste singen Haé! Haé! was sie für eine Nachahmung der Stimme der Seelen halten. Nun bereitet man sich zur Abreise nach dem gemeinschaftlichen Begräbnißplatze. Oft ziehen mehre Hunderte, mit den todten Körpern und Knochenbündeln beladen, die sie mit feinen Biberröcken bedecken, nach dem bestimmten Platze ab. Einige geben sich die Mühe, die Gebeine in der ihnen gehörigen Stellung zusammenzufügen und sie mit Schnüren von Muschelschalen oder mit Kränzen zu schmücken, die aus langen, hochroth gefärbten Haaren geflochten sind. Nur in kleinen Tagereisen wird die Wanderung vollendet, denn sie benutzen jeden Ort, der auf dem Wege liegt, um daselbst einzukehren. Sobald sie einen solchen verlassen, oder zu einem anderen gelangen, wird das Klagegeschrei erneuert und der Seelengesang angestimmt. Nähern sie sich einem Dorfe, so gehen alle Einwohner ihnen entgegen und man überhäuft sich gegenseitig mit Geschenken. So erreicht man endlich den allgemeinen Versammlungsort. Die eingeladenen Fremden bringen ihre Geschenke, die sie zur Bedeckung der Todten mit sich führen, zusammen. Sie werden in einer großen, besonders dazu erbauten Kabane empfangen und jede Völkerschaft hat darin ihren bestimmten Platz. Sind alle da, so erklären sie, daß sie auf die an sie ergangene Einladung erschienen sind, übergeben ihre Geschenke, entkleiden sich, führen nach dem Klange der Trommeln und der Schildkrötenschalen einen Tanz auf, und gehen dann Mann für Mann hinter einander um drei in der Kabane aufgestellte Tonnen herum, während die Geschenke und ausgezogenen Kleider weggenommen und von den Einladenden andere und bessere an die Stelle gelegt werden. Dann folgt ein Gastmahl. So verstreichen dann mehre Tage, während deren man an Freigebigkeit zu Ehren der Todten wetteifert. Auch werden von den Oberhäuptern und Andern besondere kleine Feste angestellt, wozu nur ein Theil der Anwesenden geladen wird; man bewirthet aber dabei nicht mit Speisen, sondern mit Geschenken mancherlei Art, z. B. Kleider, Beile, Kessel u. s. w. Manche sind dabei so freigebig, daß sie ihren ganzen Reichthum erschöpfen. Auch mit Spielen beschäftigt man sich in diesen ersten Tagen, und zwar bilden die Jünglinge besondere Parteien und auch die Mädchen. Die Spiele bestehen in Bogenschießen, Laufen und anderen Übungen. Für den Sieger sind Preise ausgesetzt. Während dieser Feierlichkeiten bereitet man auf einem großen, in der Rathsversammlung bestimmten, Platze eine 10 Fuß tiefe Grube von angemessenem Umfange; rund herum wird eine 12 Fuß hohe Galerie angelegt, an der sich mehre Leitern befinden, um hinaufzusteigen. Über der Galerie erheben sich in gleichen Entfernungen Stangen, welche lange Querbalken unterstützen, an welche die Knochenbündel gehängt werden. Der Boden des ganzen Gerüstes wird mit Rindendecken belegt. Für die noch ganzen Todtenkörper werden kleinere Gerüste am Rande der Grube errichtet.

Am Tage des Festes wird durch Ausrufer bekannt gemacht, daß sich jeder bereit halten solle, zur bestimmten Stunde aufzubrechen. Die Familien versammeln sich. Die aufgehängten Knochenbündel werden los gemacht und

geöffnet, damit jeder die Reste seiner geliebten Todten nochmals sehen und sie schmücken könne. Dabei erneuert sich die Betrübniß und die Todtenklage wird, wie am Begräbnißtage, aufs Neue begonnen. Dann werden neue Bündel gemacht und jede Dorfschaft, jeder Stamm macht sich unter Anführung seines Oberhauptes in einer Art von Procession auf den Weg. Der Träger des Leichnams eines Anführers geht voran, die andern folgen nach dem Unterschiede des Standes, Alters und Geschlechts der Todten. Ist man auf den großen Platz gekommen, so stellt sich jede Abtheilung in die besondern, ihr angewiesenen Quartiere, die Knochenbündel werden auf die Erde gelegt und die eingegangenen Geschenke gezeigt. Die Zahl der letztern ist oft sehr groß und sie nehmen einen weiten Raum ein. Die um die Galerie herum aufgestellten Dorfschaften empfangen nun das Zeichen zur Besteigung derselben. In großer Schnelligkeit, gleichsam wie im Sturm, laufen sie die Leitern hinauf und die Bühne ist augenblicklich angefüllt. Die Knochenbündel werden nun auf die Stangen gesteckt, dann steigen alle die Leitern ebenso schnell wieder herunter und nehmen dieselben hinweg. Nur einige Oberhäupter bleiben oben. Der Grund der Grube ist nun inzwischen geebnet und dieselbe mit großen, aus zehn Biberfellen bestehenden, Röcken eingefaßt. Mitten in die Vertiefung legt man Kessel und andere Hausgeräthe zum Gebrauche für die Todten. Nun werden zuerst die ganzen Körper, jeder mit zwei oder drei Biberröcken umhüllt, hinabgelassen, dann die Gebeine aus den Bündeln in die Grube geschüttet. Man singt Trauerlieder und belegt die Körper mit Biberröcken, Matten und Baumrinden, worauf alles mit Erde, Holz und Steinen überdeckt wird. Von den Geschenken wurden viele mit verscharrt, andere unter die Vorsteher des Festes und die Fremden, auch unter die Verwandten der Todten vertheilt, endlich, was noch übrig war, in Stücke zerschnitten und unter die Menge geworfen. Man sehe *Lafitau*, Moeurs des Sauvages Americains. (Paris 1723. 4.). Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika, 1. Th. Hauptst. 3 und 13. Three years Travels through the interior parts of North-America, by *J. Carver*. Teutsche Übersetzung in der neuen Sammlung von Reisebeschreibungen. (Hamburg 1780. 1. Th.) (*Richter*.)

FESTE DER JUDEN. Sie sind entweder Religionsfeste, oder bürgerliche. Die ersten, als die vorzüglichsten, werden wieder in wöchentliche, monatliche und Jahres-Feste getheilt, wozu noch einige kommen, die nur aller sieben Jahre ꝛc. gefeiert werden. Ein Theil dieser Feste wird in der heiligen Schrift selbst besonders ausgezeichnet mit dem Namen der großen Feste, andere heißen kleine. Da ferner nicht alle jüdischen Feste von Moses angeordnet worden sind, sondern manche derselben erst im Laufe der Zeiten gelegentlich hinzugefügt wurden, wie z. B. mehre derselben erst nach dem babylonischen Exil aufkamen, so wird öfter auch ein Unterschied zwischen den Mosaischen und nicht Mosaischen gemacht. — Die meisten dieser Feste ([illegible]) haben eine geschichtliche Grundlage, und sind bestimmt, wichtige, den Israeliten von Gott erzeigte, Wohlthaten in immer frischem Andenken zu erhalten. Eine Hauptabsicht der Festfeier derselben ging offenbar dahin, dem Volke seine besondere Einrichtung recht theuer und werth zu machen, den Gedanken, daß sie das von Gott allein erwählte Volk seien, fest einzuprägen und sie zu jenem Gemeinsinne zu begeistern, der für Erhaltung ihres Bundes mit Gott keine Gefahren scheut, vielmehr in ihnen desto strenger und muthiger zur Beharrlichkeit in Bewahrung der Weise ihrer Väter sich aufgereizt fühlt. Zu diesem Zwecke waren ihnen auch die Reisen nach Jerusalem zur allgemeinen Volksfeier an ihren großen Jahresfesten vorgeschrieben, sodaß alle gesunde Männer des ganzen Landes an solchen Festtagen vor der Stiftshütte und dann im Tempel persönlich zu erscheinen verpflichtet waren. Dieses persönliche Kommen nach Jerusalem, um mit allen streitbaren Männern solche Feste im Vorhofe des Tempels gemeinsam zu begehen, hieß daher auch mit einem Worte das Erscheinen. In der That kam auch zu solchen Zeiten in Jerusalem soviel Volkes zusammen, daß die Römer, als sie Palästina unterjocht hielten, zu Vermeidung eines Aufruhrs in der Regel für diese Tage die Burg Antonia mit sehr verstärkter Mannschaft besetzen ließen. Man hat daher vielfältig diese festlichen Zusammenkünfte aller jüdischen Männer mit den olympischen Spielen Griechenlands in Vergleichung gestellt. Diesen Vereinigungsfesten aller streitbaren Männer gibt der Talmud einen besondern Namen: רגלים (auch Schalosch Regalim), nach Exod. c. 23. v. 14, welcher von der Fußwanderung, die gesetzlich war, hergenommen ist. — Die Mosaischen Vorschriften wegen der Art der Festfeier sind streng, aber einfach und bestimmt; die spätern Auslegungen der Mischna sind weitschweifig und gehen, bei obwaltenden Streitigkeiten der verschiedenen Schulen der Rabbiner, so sehr ins Kleinliche, daß die Beschwerlichkeiten der Haltung des Gesetzes nach diesen Auslegungen erst recht beschwerlich und unsicher werden mußten. — Übrigens ist es bereits anerkannt worden, daß der jüdischen Feste der Zahl nach keineswegs zu viele waren, wenn man die Fest- und Feiertage anderer Völker und Religionen damit vergleicht. Man zählt jährlich 59 jüdische Hauptfeste. — Diese Feste waren auch der Zeit und der Beschaffenheit des Landes nach sehr zweckmäßig angesetzt und vertheilt. Es war dabei nicht blos auf leichte Ausführung der Reise nach Jerusalem gesehen worden, denn keins ihrer Feste fiel im Winter, wo das Fortkommen beschwerlich ist, sondern auch auf jene Zeitepochen, wo das Volk mit seinen Ernten theils noch nichts zu thun hatte, oder wo es bereits damit fertig geworden war. Die Beschwerlichkeiten lagen in den Gebräuchen selbst, die streng beachtet werden mußten. Ohne Opfer verging kein Tag, geschweige denn ein Fest, deren jedes seinen Rüsttag, oder heiligen Abend hatte, an welchem man sich darauf vorzubereiten hatte, damit am Festtage selbst keine unerlaubte Arbeit zu thun nothwendig werden möchte. — Ihre Jahresrechnung war in bürgerlicher und religiöser Hinsicht verschieden. Das bürgerliche Jahr fing im September an, das priesterliche Jahr dagegen (also das Kirchenjahr nach unserem Ausdrucke) begann mit dem Monate Nisan, der ungefähr mit unserm

März übereinstimmt; denn genau trifft das nicht und kann nicht treffen, da ihre Rechnungen nach Mondjahren mit den unsern nicht passen können. Man vergl. Zeitrechnung. — Im Ganzen hatten die jüdischen Feste soviel Übereinstimmendes in den Hauptgebräuchen, daß selbst die täglichen Beschäftigungen der Priester und Leviten im Tempel, wozu das keinen Tag ausgesetzte Opfern, das Singen und Blasen, das Klingeln mit dem Glöckchen, wobei gebetet wurde, gehörte, an den Festtagen nicht wegfallen durfte. Dennoch war die Verschiedenheit der Festgebräuche, wodurch sich eins von dem andern sonderte, nicht zu gering, sodaß der Unterschied keineswegs allein in dem Mehr oder Weniger des Opferns, Betens und Musicirens lag, was am besten bei Angabe der Übersicht der einzelnen Festtage angemerkt werden mag.

Verdient auch der Sabbath (שׁבּת) seinen eigenen Artikel, worauf wir verweisen, so muß er doch auch hier an die Spitze gestellt werden, da er als Wochenfest des Sonnabends, an welchem ebenso wenig, als am Freitage, gefastet werden durfte, nicht allein von hoher Bedeutung ist, sondern auch von Mose selbst unter die Feste gerechnet wird. Lev. 23, 2 und 3. Hier wird der Herr redend eingeführt, welcher auch den Sabbath sein Fest nennt, das die Juden heilig halten sollen. Sind also auch Etliche unter den Juden selbst, die den Tag der Ruhe nicht unter die Feste zählen wollen, so widerspricht ihnen sowol das Gesetz, als auch die Mehrzahl ihrer eigenen Ausleger, die ihn als das Hauptfest gelten lassen, ja ihn sogar das älteste Fest der Welt und die Wurzel aller Feste nennen. — An diesem siebenten Tage, „dem großen, heiligen Sabbath," sollen sich Alle vor dem Herrn versammeln und kein Werk thun, auch nicht ihr Vieh, noch der Fremdling, der in ihren Thoren ist (2 Mos. 20, 8 und 9), bei Strafe der Steinigung, die der Herr selbst auf solche Übertretung setzte (Num. 15, 32 fg.). Dagegen waren mancherlei fromme Werke erlaubt, z. B. die Beschneidung am Sabbath, Almosengeben, Rettung aus Lebensgefahr, Heilung der Kranken und Verwundeten und dergl. Dennoch waren spätere Juden im Wahne, man dürfe sich am Sabbath nicht vertheidigen, wovon sie durch Matthias Makkabäus eine Zeit lang, nicht für immer, befreit wurden. Der Sabbatherweg, über welchen sie nicht hinausgehen durften, hält 2000 Ellen, den Rückweg mitgerechnet. Manche nahmen noch einen großen Sabbathweg an, von etwa drei Meilen, welcher aber von den Allermeisten verworfen wird. Manche Rabbiner nennen einen großen Sabbathweg von 2800, einen mittlern von 2000 und einen kleinen von 1800 Ellen. Man vergleicht ihn mit sechs Stadien, oder 750 römischen Schritten. — Mit Untergang der Sonne am Abende des Freitages, welcher als Rüsttag auch Vorsabbath genannt wurde, nahm der Ruhetag seinen Anfang, was zugleich auf alle Feste zu beziehen ist. Die Vorbereitung zum Sabbath fing in der Regel um 9 Uhr (um 3 Uhr) Nachmittags an. Man kochte die Sabbathspeisen und setzte sie in heiße Asche. An diese Zurüstung wurden sie durch sechsmaliges Blasen erinnert. Das erste Blasen geschah um 3 Uhr Nachmittags, das andere um 4 Uhr, wo alle Kaufläden geschlossen werden mußten. Darauf legte Jeder die Feierkleider an und deckte den Tisch, der den ganzen Festtag über gedeckt blieb. Das dritte Blasen erscholl bei Untergang der Sonne, wo die Speisen aufgesetzt wurden. Unmittelbar darauf wurde die Lampe mit zwei Tochten feierlich angezündet, was ein nothwendiges Stück der Sabbathsfreude war, das von Keinem unterlassen wurde. Die drei letzten Blasen erfolgten dann schnell hinter einander, zum Zeichen, daß nun die Mahlzeit beginnen sollte. Zuerst weihte der Hausvater einen Becher mit Wein unter Gebet und Danksagung ein, trank daraus und reichte ihn herum. Desgleichen betete er auch bei Herumreichung des Brodes, wovon Jeder etwas genoß, bevor das eigentliche Mahl seinen Anfang nahm. Nachdem die Mahlzeit mit Gebet geschlossen war, legte man sich zur Ruhe. In möglich gutes Essen setzten sie eine besondere Heiligung des Sabbaths, der ein Freudentag sein sollte. Man aß aber am ganzen Sabbath drei bis vier Male.

Die Vorbereitungen zur Sabbathfeier im Tempel hatten natürlich die Priester zu besorgen; sie hatten frische Schaubrode aufzulegen, für den Weihrauch und Alles, was zu den Opfern gehörte, zu sorgen, überhaupt das Vorgeschriebene zuzurichten, damit es an nichts fehle. Ohne Blasen der Trommeten und ohne Singen bestimmter Psalmen blieb kein Sabbath, noch sonst ein Festtag. Das Thor Nicanor's im Tempel wurde an jedem Sabbath und jedem andern Festtage eröffnet. Hesekiel 46, 1 u. s. w. Jedes bis auf das Geringste war genau vorgeschrieben, als das Backen und Warmhalten der Schaubrode, die am Sabbath neu aufgelegt wurden, das Reinigen des Brandopferaltars, die Kleidung der Priester, das Loosen für den Dienst der Woche; denn täglich wurde ein Lamm des Morgens und Abends geopfert, sowie geräuchert und die brennende Lampe erhalten u. s. f. Nach Mitternacht wurden die Feuer des Altars angezündet und das Übrige besorgt. Der Gottesdienst ging erst bei hellem Tage, etwas später, als der tägliche Dienst, an, damit das gesammte Volk in seinen Feierkleidern ohne zu große Unruhe erscheinen könne. Jedermann legte bei seinem Erscheinen eine Gabe in den Gotteskasten. Der tägliche Gottesdienst wurde jedoch an keinem Sabbath und an keinem Festtage übergangen, sondern ging dem besondern Gottesdienste voran. Während der Opferzurichtungen wurde von den Priestern der 92. Psalm gesungen, unter Begleitung ihrer Instrumente. Mehre Juden gaben diesen Psalm für einen Gesang Adam's aus, den er nach dem Sündenfalle nach Ausstoßung aus dem Paradiese gemacht habe. Darauf nahmen die Sabbathopfer ihren Anfang, die nie weggelassen werden durften, zwei Lämmer mit dem Speis- und Trankopfer; dabei sangen die Priester und das Volk sang seinen Vorsängern nach. Über die Psalmen, welche dazu bestimmt waren, ist man nicht einig. Nach feierlicher Segensprechung in Gegenwart des Hohenpriesters, welcher im vollen Glanze dem ganzen Gottesdienste beiwohnte, begab sich das Volk in die Synagogen, wo das Gesetz hebräisch gelesen, jede Abtheilung aber später in die Volkssprache vom Ausleger übersetzt wurde. Stücke aus den Propheten und Gebet

folgten. Das geschah auch außerhalb Jerusalems im ganzen Lande. Wer in die Schulen nicht kommen konnte, hatte daheim zwei Betstunden zu halten. Um 12 Uhr Mittags wurde gespeist, Nachmittags abermalige Versammlung und Abendopfer. Wer nicht in den Tempel ging, hielt zu Hause seine Betstunde. — Gegen Untergang der Sonne hielt man die letzte Sabbathmahlzeit, wobei Gebet und Weinbecher nicht fehlten, wünschte sich eine glückliche Woche und beschloß den Sabbath, dessen Ende im Tempel mit Blasen verkündet wurde. Die Hauptgebräuche, mit Ausschluß des Tempeldienstes, sind auch in der Folge beibehalten worden. — Die Mischnah (Text des Talmud) hält das Gesetz des Sabbaths so hoch, daß sie in der Abhandlung Schabbath nicht weniger als 24 Capitel zur Bestimmung der Vorschriften braucht, die Moses in größter Kürze gegeben hat (2 Mos. 35, 1—3). Es werden allein 39 verbotene Hauptarbeiten aufgezählt, denen in der Gemara und von andern Rabbinern noch eine Menge, die aus jenen hervorgehen, zugefügt werden. Wer sich darüber zu belehren Verlangen trägt, lese den angeführten Aufsatz. — Die Juden waren auch gewohnt, die Wochen nach dem שבת zu zählen, und unter sieben Sabbathen sieben ganzer Wochen zu verstehen; ja sie nannten selbst die übrigen Tage der Woche den ersten Sabbath, das ist der Sonntag, den zweiten Sabbathtag Montag u. s. f. Dasselbe ist auf die ersten Christen übergegangen, die jeden Tag der Woche als dem Herrn geheiligt betrachteten und den ersten feria prima, den andern secunda u. s. w. nannten, weil der Christ auch mitten in den Geschäften des bürgerlichen Lebens dem Herrn dienen solle und könne. Der Gebrauch ist seiner innern Wahrheit wegen von Vielen lange beibehalten worden.

Feste der Neumonde. Das Fest des Neumondes fiel am ersten jedes Monats, deren sie zwölf in der Regel zählten, jeden Monat zu 29 und den folgenden wechselnd zu 30 und einem halben Tag rechneten. Anfangs wurden diese Monate nur mit Zahlen angegeben, der erste, der zweite u. s. f. Es sind jedoch deutliche Zeugnisse vorhanden, daß sie auch schon früh für jeden Monat einen besondern Eigennamen hatten, von denen nur einige noch bekannt sind. In der babylonischen Gefangenschaft nahmen sie die chaldäischen Namen an, welche auch beibehalten worden sind. Da aber ihr Jahr nur 354 Tage hatte, so waren sie genöthigt, zuweilen einen Monat einzuschalten, was auch nicht selten um des Pascha willen geschah, wovon später; s. übrigens Zeitrechnung. Die Anordnung des Schaltmonates hatte das Obergericht zu besorgen, welches Gericht auch die Neumonde zu bestimmen und anzuzeigen hatte. Der Vorsitzende mußte ihn geheiligt haben, wenn er gelten sollte. Es geht jedoch aus dem ganzen Verfahren dabei hervor, daß die Juden in astronomischen Berechnungen nicht sonderlich erfahren waren; denn das Gericht versammelte sich am 29., um sich zu berathen, ob der Neumond am Abend oder des Nachts am folgenden Tage gesehen werden könne. Dann erwarteten die Versammelten, ob ein glaubwürdiger Zeuge auftrete, der sie versicherte, den Neumond gesehen zu haben. Ungültige Zeugen waren nach dem Talmud Würfelspieler, alle Art Wucherer und Sklaven, die so wenig Recht hatten, als die Weiber. Waren die Zeugen aus der Umgegend Jerusalems, so mußten sie von ihrer Stadt als rechtliche Männer beglaubigt werden. Kam kein Zeuge vor dem Abendopfer des Tages, so wurde der 30. Tag zum vorigen Monat gerechnet und erst der folgende Tag dem Neumondsfeste geheiligt. Bei diesem höchst einfachen Verfahren mußten nothwendig mancherlei Täuschungen unterlaufen. Ja es wird berichtet, daß später von den Sadducäern falsche Zeugen eingeschoben worden wären, weshalb man sich gezwungen sah, die Zeugen nach dem Standorte und der Gestalt des Mondes zu befragen, um sich von der Richtigkeit ihrer Aussage zu überzeugen. Im günstigen Falle wurde der Zeuge köstlich bewirthet. Erschienen noch mehre Zeugen, wurde ihre Aussage zwar nicht weiter untersucht, sie wurden jedoch freundlich aufgenommen und mit zur Mahlzeit gezogen. Auf diese Art mußte sich wenigstens einige Kenntniß des Standes und Laufes der Gestirne unter den Pharisäern heimisch machen, sodaß Hillel einen jüdischen Kalender entwerfen konnte, der von den Juden angenommen wurde und sehr lange gegolten hat. — Es hing aber dennoch die Feier der Neumonde nicht vom Monde selbst ab, sondern vom Gericht, das erst das Fest angekündigt haben mußte. War dieses geschehen, so wurde auf dem Ölberge ein Feuer angezündet, das von Bergen zu Bergen sogleich wiederholt wurde, wodurch die Bekanntmachung sich in Kurzem im ganzen Lande verbreitete. Weil später jedoch die Samariter auch mit diesen Feuerzeichen Unfug getrieben hatten, ließ man durch ausgeschickte Boten die Feier des Neumondes ansagen. In Jerusalem wurde dann mit Trommetenblasen das Fest dem Volke verkündet, in den übrigen Städten Palästina's mit Hörnern. Das Volk der Hauptstadt verfügte sich nun in den Tempel, in allen andern Städten in ihre Schulen, nicht blos in Juda, sondern auch in Israel. Selbst die Samariter feierten die Feste der Neumonde, die übrigens auch von Heiden gefeiert wurden. Daß stets die täglichen Morgen- und Abendopfer im Tempel jedes Fest begannen und endeten, gilt im Allgemeinen, weshalb es nicht weiter zu wiederholen nöthig ist. Nach diesem täglichen Morgenopfer folgten die Auszeichnungen des jedesmaligen Festes, besonders mit eigenthümlichen Opfern. Es wurden nun Brand- und Sündopfer nach Num. 28, 11—15 gebracht, nämlich zwei junge Farren, ein Widder und sieben Lämmer, die noch nicht ein Jahr alt waren. Zu jedem Opfer kamen die gehörigen Speis- und Trankopfer, die aus Mehl und Öl und aus Wein bestanden, Alles nach verordnetem Maße. Dabei fehlte der Weihrauch nicht. Das Sündopfer bestand aus einem Ziegenbocke. Immer war genau vorgeschrieben, wie die Thiere gestellt, wo sie getödtet, wie das Blut aufgefangen wurde, von wie vielen Priestern und in welcher Ordnung dies geschehen mußte. Alles diente dem Volke zum Schauspiele und war darauf berechnet. Am Neumonde traten zu jedem jungen Ochsen, nachdem er zum Opfer zugerichtet worden war, 24 Priester, zu dem Widder 11 und zu jedem Lamme 8, von denen jeder sein angewiesenes Theil des zerstückten

Opfers zu tragen hatte, so auch mit den Mehlschüsseln, Weinkrügen u. s. w. Beim Trankopfer wurde trommetet und gesungen (Num. 10, 10), woran die ganze Gemeinde thätigen Antheil nahm. Man sang aber den 113. Psalm bis mit zum 118. Diese Psalmen wurden auch an andern hohen Festen gesungen, wie wir sehen werden; sie waren daher dem Volke ausgezeichnet feierlich. — Nachdem nun alle vorgeschriebenen Festopfer dargebracht worden waren, kamen die freiwilligen Dankopfer an die Reihe, die Jeder nach Belieben oder Vermögen bringen konnte. Sie bestanden in allen möglichen Opferthieren, von Ochsen und Kühen an bis zu Lämmern und Ziegen mit den dazu gehörigen Speis- und Trankopfern, wobei abermals gesungen und geblasen wurde. Ein Theil wurde geopfert, ein Theil bekamen die Priester und den dritten Theil die Opfergeber. Der Antheil der Letztern wurde dann in die Küche des Tempels geschafft und dort gekocht, während sich das Volk in die Synagogen begab, das Gesetz zu hören, wie am Sabbath. Jeder, der nicht erschien, hielt dafür zu Hause seine Betstunden, gleichfalls wie am Sabbath, nur daß noch eine vierte dazu kam. Zu Mittage speiste man darauf fröhlich; die Priester in den Sälen des Tempels, das Volk in seinen Wohnungen, wozu Jeder seine Freunde einlud. Nur Unreine durften nicht daran Theil nehmen. Diese Gastereien waren im ganzen Lande gebräuchlich, bei Vornehmen und Geringen. Mag auch in den früheren Zeiten der ganze Tag ein Feiertag gewesen sein, so wurden doch bald manche durchaus nothwendige Geschäfte erlaubt, was endlich soweit ging, daß man später die Neumonde nur als halbe Ruhetage feierte. Dafür wurde jedoch von den zerstreut lebenden Juden (in andern Ländern, als Palästina), ja bereits im babylonischen Exil, der letzte Halbtag des scheidenden Monats und der erste des neuen gefeiert, damit sie das rechte Fest des Neumondes, das nun nicht mehr angesagt werden konnte, nicht verfehlen möchten. In noch spätern Jahrhunderten versammeln sich die Juden zur Zeit des Neumondes unter freiem Himmel, wo sie gegen ihre Feinde und Unterdrücker Rachegebete gen Himmel senden, wovon Joh. Andr. Eisenmenger in seinem neuentdeckten Judenthume (2 Thle. 1700.), ob er gleich von den Festen nur gelegentlich und im Vorbeigehen zuweilen einiges Wenige bemerkt, viele merkwürdige Beispiele anführt. Den übrigen Theil des Tages pflegten die zerstreuten Juden in allerlei Spielen hinzubringen und sich so gütlich als möglich zu thun. Die frommen Juden fasten auch wol den Tag zuvor, Gott um einen fröhlichen Neumond bittend. Unter diesen Neumondsfesten ist, um verschiedener Ursachen willen, hervorzuheben

Das Fest des Blasens oder das Neujahrsfest (des bürgerlichen Jahres). Die Mischnah enthält eine besondere Abhandlung darüber unter dem Titel: ראש השנה (Rosch haschanah). Jeder Neumond hieß Rosch chodesch, gefeiert nach Mosaischer Vorschrift, 4 Mos. 28, 11—15. Das Fest des Blasens (יום תרועה) steht geboten im 3 Mos. 23, 24 und 25. Wenn es in dieser Stelle lautet: „Am ersten Tage des siebenten Monden," so ist hier die Rechnung nach dem Kirchenjahre zu verstehen. — Die genannte talmudische Abhandlung lehrt im ersten Capitel: Es gibt viererlei Neujahr. Das erste, daß mit dem ersten Nisan anhebt, ist das heilige oder priesterliche, wornach die Feste und die Regierungsjahre der Könige bestimmt werden. Das zweite, am Neumond des Monats Elul, der sechste Monat, ungefähr August, bezieht sich auf den Zehenten vom Vieh. Der erste des Tischri (des siebenten Monats, ungefähr September) fängt das bürgerliche Jahr an. Der erste des Schfat (oder Schebet genannt, etwa Januar) beginnt das Jahr der Bäume, welche in Palästina dann Knospen gewinnen, wornach im dritten Jahre der Zehnten für die Armen berechnet wird. Dann wird von den Neumonden und den Zeugen gehandelt bis zum dritten Capitel, worin besonders von den Hörnern geredet wird, die an diesem Feste geblasen werden dürfen. Es sollen Schophar sein, gerade Hörner, als vom Steinbocke und Widder, keine krummen oder Kuhhörner, die Keren heißen. Das vierte Capitel lehrt die Gebräuche des Neujahrsfestes, wenn es auf einen Sabbath fällt ꝛc. Dieses Fest, als ein doppeltes, zeichnete sich daher vor den übrigen Neumondsfesten durch besondere Opfer aus. So lange der Tempel stand, bliesen die Priester die Hörner vorzüglich im Tempel; erst nach der Zerstörung desselben wurden sie in den Synagogen geblasen, vom Morgen an bis zum Abend. Über das Blasen und Musikmachen der Juden verweisen wir auf den Artikel Musik, namentlich Geschichte der Musik. Wenn hingegen die Alten in Erklärung der Festgebräuche soweit gingen, daß sie auch einen Grund für das Blasen der Hörner auffinden wollten, so mußten sie freilich auf seltsame und verschiedenartige Meinungen gerathen, unter denen noch diejenige oben an steht, daß damit die Befreiung Isaak's von der Opferung auf Moria durch den von Gott gesandten Widder habe dargestellt werden sollen, ob sie gleich nur ein Einfall ist, so gut, wie die übrigen. Die Bibel weiß nichts von solchen und ähnlichen Erklärungen. Erst nachdem die täglichen und gewöhnlichen Neumondsopfer dargebracht worden waren, folgten die besondern dieses Festes, nämlich ein junger Ochs, ein Widder und sieben Lämmer unter einem Jahre alt, mit den dazu gehörigen Speis- und Trankopfern, wozu noch ein Ziegenbock zum Sündopfer kam. Num. 29, 1—6. Lev. 23, 24 und 25. Zu den Trank- und Brandopfern wurde gesungen und geblasen, darauf das Volk mit dem priesterlichen Segen entlassen, daß es in den Schulen das Gesetz hörte, worauf eine festliche Mahlzeit gehalten wurde. Der Tag aber war ganz heilig und es durfte keine Arbeit an demselben verrichtet werden. Erst nach der Einäscherung des Tempels haben die Juden angefangen, das Neujahrsfest zweitägig zu feiern, wobei besonders viel gebetet wird. Das Blasen auf den Hörnern begann aber in der Folge lange vor dem Feste, um damit den Satan zu täuschen. Davon steht jedoch nichts in der angeführten Abhandlung der Mischnah. Dagegen weist Eisenmenger nach, daß sie sieben Tage vor ihrem Neujahrsfeste und am Feste selbst in neuern Zeiten die heftigsten Rachegebete ausgestoßen haben, daß der Herr die Zerstörung Jerusalems und jede Übelthat an ihren Fein-

den strafen, ihre Räthe und Fürsten unsinnig machen und ausstoßen möge und dergl. Man meinte auch, Gott selbst werde die Posaune blasen, wenn er die zerstreuten Juden zum neuen Reiche versammeln wird. Daß sich in unsern Tagen solche und ähnliche Meinungen immer mehr vermindern, ist gewiß; allein untergegangen sind sie noch lange nicht. Die Tradition der Juden berichtet von dieser Posaune Gottes, sie sei aus einem Horne des Widders gemacht, der an Isaak's Stelle vom Abraham geopfert wurde; der Widder selbst sei in den Schöpfungstagen von Gott geschaffen und bis auf Abraham aufbehalten worden. Dasselbe Horn, oder dieselbe Posaune, sei auch bei der Gesetzgebung geblasen worden. Wir sehen daraus, daß diese Posaune für nichts Anderes als für ein Horn gehalten wurde, wie es am Neujahrsfeste geblasen wurde, nur im vergrößerten Maßstabe. An diesem Tage wird Gott auch mit dem großen Rathe der heiligen Engel Gericht halten (Daniel 7, 9 und 10) über Gerechte und Ungerechte. — Über die Gebräuche der neuern Juden an diesem Feste s. *Buxtorf*. Synag. Judaic. (Frankf. und Leipz. 1729.) Cap. 18 et 19. p. 532. Rittangel, Hochfeierliche Solennitäten, Gebete und Collecten anstatt der Opfer, neben andern Ceremonien, so von der jüdischen Kirche am ersten Neujahrstage Vormittag in ihren Synagogen hochfeierlich gebetet und abgehandelt werden müssen. (Königsberg 1652. [selten].) Joh. Reinhold's Beschreibung des jüdischen Neujahrs. (Hamburg 1721.) M. Brück in s. Pharisäische Volkssitten und Ritualien in ihrer Entstehung und geschichtlichen Entwickelung (Frankfurt a. M. 1840.) behauptet S. 127: Das Schopharblasen am ersten Tischri sei nicht als Festtag, sondern als Ruhetag und als Tag des Lärmblasens eingesetzt worden, was schon daraus hervorgehe, daß an demselben nur ein Stier zu opfern war, während man an wirklichen Festtagen, ja selbst am Neumonde, mehre Stiere opfern mußte. Ferner erhält er nicht den Namen חג-Fest, sondern ist gleichsam nur ein Verkündigungstag, daß nämlich zu Ende des ersten Drittels des Monats der Versöhnungs- und Neujahrstag sein werde, weshalb auch geblasen werden solle, als Zeichen der Verkündigung. Ob mit Horn oder Trompete geblasen werden solle, ist im Gesetze nicht bestimmt (Num. 9, 1; 10, 1); wahrscheinlich sei das Letzte gemeint, da man im Heiligthume nicht ein rohes Horn gebraucht haben werde, indem man selbst zu profanen Handlungen silberne Trompeten hatte. Erst zur Zeit des zweiten Tempels und noch mehr nach Zerstörung desselben sei von den Schriftgelehrten, die gewöhnlich weder den Tempelritus, noch die eigentliche Bestimmung dieses Ruhetages kannten, das Lärmblasen angeordnet worden, weil an diesem Tage im Himmel über alle Menschen Gericht gehalten wird. Dazu sei nur das Widderhorn angewendet worden, wegen der Tradition von Isaak's Opfergeschichte. Ist kein Widderhorn zu bekommen, so vertritt jedes andere von einem reinen Thiere dessen Stelle, mit Ausnahme des Kuhhorns, weil man in der Wüste das Kalb angebetet. — Weil aber das Gesetz befiehlt (Num. 10, 10), bei Darbringung der Freuden- und Ganzopfer mit Trompeten zu blasen, so wurde im zweiten Tempel an diesem Tage auf zwei Trompeten und einem Widderhorne zugleich geblasen, nur daß das Horn etwas länger sich hören ließ. Dasselbe führten die Talmudisten R. Chalaphtha und R. Chananjah ben Teradjon bei ihren Gemeinden ein. Als R. Papa bar Samuel dasselbe thun wollte, behauptete Raba, dies sei nur im Tempel gebräuchlich gewesen, in den Synagogen dürfe dagegen nur das Horn geblasen werden. R. Levi setzte hinzu, das Horn müsse gebogen sein, weil man an diesem Tage mit gebeugtem Gemüthe vor Gott erscheinen sollte. Auch die Art des Blasens wurde bestimmt, ob gedehnt, oder schnell nach einander; was Ungleichheit in die Gemeinden brachte. Endlich heißt es, nach Aufzählung vieler Streitigkeiten, es sei in Summa 100 Mal geblasen worden; das vervielfältigte, mit großer Anstrengung verbundene Blasen habe Manchen sogar Blutsturz zugezogen. Die folgenden, nur zu kabalistischen Veränderungen mag der Liebhaber im angeführten Werkchen selbst nachsehen.

Alle Tage, die zwischen diesem Feste und dem Versöhnungstage liegen, sind Vorbereitungs- und Fasttage, ohne den Sabbath, an welchem nicht gefastet werden darf. — Übrigens sind die jüdischen Ausleger ihrer Gebräuche nicht einig, ob das Neujahr, der darauf folgende große Versöhnungstag und Pfingsten für eigentliche Feste, oder wie ein Sabbath angesehen werden sollen. Vergl. die Abhandlung der Mischnah unter dem Titel Moed katon im 3. c. n. 6. — Dieser Vorbereitungstage wegen wurde auch das Versöhnungsfest die zehn Bußtage genannt, **Aseret jeme teschubah** (die zehn Tage der Reisfasten).

Der allgemeine Versöhnungstag (יום הכפורים) fällt auf den 10. desselben Monats Tisri, und gehört unter die wichtigsten und heiligsten Feste des jüdischen Volkes, an welchem die Stiftshütte, oder dann der Tempel vom Allerheiligsten herab bis zu dem letzten Altar, desgleichen das gesammte Land vom Hohenpriester an bis zu dem Geringsten unter den Juden mit Gott so versöhnt werden sollten, daß sie von allen ihren Sünden gereinigt würden. 3 Mos. 16, 29—34 (das ganze Capitel handelt vom ersten Verse an von den Gebräuchen, die Aaron an diesem Tage auszuführen hatte, also der Hohepriester, welcher die Versöhnung zu bewerkstelligen hatte); 3 Mos. 23, 27—32 (wo dieser Tag der große Sabbath genannt wird, obgleich das ganze Volk vom Abend des 9. an bis zum Abend des 10. fasten und seinen Leib kasteien sollte nach der Vorschrift des Gesetzes); 4 Mos. 29, 7—11. — Die Mischnah beschreibt dieses Fest im Artikel Joma (יומא), d. i. vorzugsweise der Tag, also der große Tag, oder das Versöhnungsfest, wie es noch zur Zeit des zweiten Tempels gefeiert wurde. Das erste Capitel dieser Abhandlung spricht von der Vorbereitung des Hohenpriesters auf dieses Fest, damit er nicht durch irgend eine zufällige Verunreinigung an Haltung dieses Tages verhindert werden möchte. Sieben Tage vor dem Feste führten ihn die Priester aus seiner Wohnung in ein Zimmer des Tempels, genannt Palhedrin, früher das Zimmer der Ra-

thes, wo ihm die Ältesten die Verordnungen des Gesetzes zu lesen überreichten, mit dem Zusatze: „Du möchtest es vergessen, oder nicht gelernt haben.“ Denn zur Zeit des zweiten Tempels, wovon dies Alles zu verstehen ist, nicht von der Zeit des ersten Tempels, wo es besser zuging, gab es oft sehr unwissende Hohepriester, welche ihr Amt auch wol erkauft hatten. An allen diesen Tagen übte sich der Hohepriester in den Verrichtungen des Blutsprengens, Opferns und Räucherns, wobei man ihn treffliche Mahlzeiten halten ließ, besonders am Vormittage des Festes, damit er Kraft zu seinen Arbeiten haben möchte. Nur am Abend vor dem Versöhnungstage genoß er wenig, um nicht in Schlaf zu versinken. Die Ältesten nahmen ihm einen feierlichen Eid ab, nichts an den alten Gebräuchen zu ändern. Das thaten sie weinend und verließen ihn auch unter Thränen, nachdem er den Eid geleistet (namentlich der Neuerungen der Sadducäer wegen). In der letzten Nacht vor dem Feste wurden ihm junge Priester zugesellt, die ihn mit Vorlesen munter erhalten sollten. War er des Entschlummerns nahe, so bliesen sie auf Instrumenten, oder schnippten, nach Anderer Erklärung, mit den Fingern, was unwahrscheinlich ist; dabei ermahnten sie ihn, aufzustehen und herumzugehen. — Das 2. Capitel handelt von dem Loosen der Priester wegen der Verrichtungen im Tempel und gehört nicht hierher. Vom dritten Capitel an bis zum achten (Schluß) wird von der Sache selbst und den Verrichtungen des Hohenpriesters in aller Ordnung gehandelt. — Aus Vorsicht waren noch einige andere Älteste gewählt worden, welche für den Hohenpriester das Amt verwalteten, im Falle ihm etwas zustoßen sollte, was ihn zur Feier untüchtig machte. — Hatten nun die Priester vier Feuer (eins mehr als gewöhnlich) auf dem Brandopferaltare angezündet*), begleitete man den Hohenpriester ins Bad, was er an diesem Tage fünf Male thun mußte, weil er ebenso viele Male die Kleider zu wechseln hatte. Bei seinem ersten Erscheinen trat er in aller Pracht seiner Amtskleidung auf, welche deshalb die goldenen Kleider genannt wurden. Es waren das Unterkleid, der lange weiße Rock, der gestickte Gürtel, der himmelblaue Oberrock, welcher mit Granaten und Goldschellen geziert war, der Leibrock und das Brustschild, der Kopfbund und die goldene Krone mit dem Namen Jehovah. Vergl. 3 Mos. 8, 6—9. In solcher Kleidung verrichtete er das Morgenopfer (s. das 3. Cap. Nr. 4 der Joma), räucherte in dem Tempel, ging in das Heilige, wo er betete, u. s. f. Dann betete er zum zweiten Male und zog die weißen Linnenkleider an, bestehend aus dem Unterkleide, dem langen Rocke, dem Gürtel und Turban, Alles von pelusischer Leinwand, der köstlichsten von aller, der selbst die indische nicht gleich kam. In diesem Schmucke, wozu ihm aus dem öffentlichen Schatze eine bestimmte Summe gegeben wurde, zeigte er sich dem Volke an den genau vorgeschriebenen Orten des Tempels, wohin unterdessen die dazu bestellten Priester einen jungen Ochsen und zwei Ziegenböcke von möglichst gleichem Ansehen gebracht hatten. Der Hohepriester legte nun zuvörderst dem Farren beide Hände auf, bekannte dem Herrn seine und seines Hauses Sünden, der versprochenen Vergebung gedenkend. So oft er dabei den heiligen Namen Jehovah nannte (es geschah drei Mal), warfen sich Priester und Volk zur Erde nieder mit dem Ausrufe: Hochgelobt sei der erhabene Name seines Reichs in alle Ewigkeit (eine besondere Feierlichkeit des Versöhnungstages, die jedoch wahrscheinlich auch an andern Festen im Laufe der Zeiten eingeführt oder zugelassen sein mochte). Darauf ging er zu den beiden Ziegenböcken, ergriff die Büchse mit den zwei völlig gleichgeformten Loosen, die er mit beiden Händen schnell herauszog. Auf einem Loose stand „dem Jehovah“ (ליהוה), auf dem andern „dem Asasel“ (לעזאזל). Vergl. 3 Mos. 16, 8—10. Viele geben nicht zu, daß unter Asasel der Satan zu verstehen sei; Luther selbst erklärt es in seiner Bibelübersetzung a. a. O. für den ledigen Bock, der nicht geopfert, sondern in die Wüste gebracht wurde. Die Mischnah erklärt sich darüber gar nicht. — Hielt der Hohepriester das Loos für den Herrn in seiner rechten Hand, so hielt man dies für ein Zeichen der Huld Jehovah's. Der den Hohenpriester begleitende Sagan rief ihm zu: Erhebe deine Rechte, oder Linke (in welcher Hand der Hohepriester grade das Loos des Herrn hielt). Dann legte er die Loose auf die Böcke; indem er rief: dem Jehovah! fiel alles Volk zur Erde mit dem Ausrufe: Gelobet sei der Name der Ehre seines Reichs immer und ewiglich! (dasselbe, wie oben, nur in einer etwas andern Übersetzung). Dann band er dem Opferbocke die purpurfarbene Zunge (ein Stück Zeuch von rother Wolle) an den Hals, dem Bocke der Wüste auf den Kopf, worauf der letzte sogleich an das Tempelthor gebracht wurde, aus welchem man ihn fortbrachte. — Als darauf der Stier geschlachtet wurde, fing der Hohepriester das Blut desselben im Sprenggefäße auf und gab es dem dazu verordneten Priester zum Umrühren, damit es nicht gerinne; denn er selbst hatte nun in das Rauchfaß vom Altar glühende Kohlen zu legen, worauf er zur Auszeichnung des Tages vom allerklarsten Weihrauch, und zwar eine Hand voll mehr, als an andern Tagen, nahm. Das Rauchfaß dieses Tages war aber von rothem Golde (statt des sonst gelben Goldes). Damit ging er durch den Tempel in das Allerheiligste hinter den Vorhang (Lev. 16, 12), setzte das Rauchfaß zwischen die Stangen der Bundeslade und schüttete den Weihrauch auf die Kohlen. Zur Zeit des andern Tempels, wo die Bundeslade nicht mehr im Allerheiligsten stand, setzte er das Rauchfaß auf einen Stein, welchen man Schatbjah, den Grundstein, nennt, worauf Gott die Erde gegründet haben soll, mitten im Allerheiligsten, und räucherte. Darauf ging er rücklings desselben Weges wieder zurück und betete im Heiligen, nur kurz, damit das Volk nicht in Angst geriethe, weil

*) R. Meïr gibt für andere Tage vier Feuer an, für diesen fünf. Dagegen setzt R. Jehudah an anderen Tagen zwei, an diesem drei. Nach der Mischnah. Es mögen also in verschiedenen Zeiten Änderungen gemacht worden sein. Aus diesem Grunde mußte wol auch der Hohepriester schwören, es beim Alten zu lassen. Auch in andern Gebräuchen weichen die Angaben der Rabbiner von einander ab; in der Aufeinanderfolge derselben sind sie jedoch einig, bis auf Unbedeutendes. Vergl. Joma.

man glaubte, Gott habe vor Zeiten mehre Hohepriester getödtet, weil sie nicht nach Vorschrift geräuchert hatten. Im Vorhofe angekommen, nahm er alsbald das Blutbecken aus des Priesters Hand und ging sogleich wieder damit ins Allerheiligste zurück, wie vorher beim Räuchern, so jetzt beim Sprengen des Blutes nach gemessener Vorschrift (3 Mos. 16, 14). Er sprengte aber ein Mal nach Oben, dann sieben Male nach Unten, nach dem Gnadenstuhle zu, doch so, daß das Blut denselben nicht berührte; zur Zeit des zweiten Tempels gegen den Ort hin, wo der Gnadenstuhl gestanden hatte; Alles mit niedergesenktem Angesicht in tiefer Ehrfurcht. Dieses Sprengen geschah zur Vergebung der Sünden der Priester. Nach seiner Ankunft im Tempel stellte er das Blutbecken auf das dafür bestimmte goldene Gestell (Säule) und begab sich in den Vorhof zum Schlachten des Opferbocks, mit dessen Blute er abermals in das Allerheiligste ging, sprengend, wie vorher, zur Vergebung der Sünden alles Volkes Israel. Das Blutbecken wurde gleichfalls darauf auf eine zweite (oder auf dieselbe) goldene Säule des Tempels gestellt. Nun ergriff er das Becken mit des Farren Blute und goß es in das Becken mit dem Blute des Bockes, dann beides wieder in das leere Becken zu desto besserer Vermischung, schritt damit nach dem goldenen Altar, daß er auch diesen und den Tempel damit entsündige. Er sprengte aber von Oben nach Unten, sodaß er zuerst an den Hörnern des Altars mit seinen Fingern das Blut herabfließen ließ. Dann schürte er Asche und Kohlen bei Seite und sprengte in der Mitte des goldenen Rauchaltars gleichfalls sieben Mal. Das übrige Blut goß er dann in die Öffnung der Röhren, welche in den Bach Kidron leiten. Dies Alles mußte nach vorgeschriebener Ordnung in strenger Aufeinanderfolge geschehen, wenn die That nicht vergebens sein sollte. s. das 5. Capitel der Abhandlung Joma. Während aller Geschäfte im Allerheiligsten und im Heiligen durfte auch kein Priester den Tempel selbst betreten, nach 3 Mos. 16, 12 u. s. w.

Das 6. Cap. der Joma handelt vom Sündenbocke, zu welchem sich nun der Hohepriester begeben, ihm beide Hände auflegen, die Sünde des Volkes in einem kurzen Gebete um Vergebung derselben bekennen und sie somit dem Bocke auflegen mußte. Beim Namen Jehova beugte sich alles Volk zur Erde unter Wiederholung der angegebenen Formel. Nun übergab der Hohepriester den Bock Azazel's dem Führer, der ihn in die Wüste Zuck bringen mußte, welche etwa 12,000 Ellen (90 Ri) von Jerusalem liegt und durch eine Menge steiler Felsen sich auszeichnete. Zum Führer des Bockes nahm man gewöhnlich einen Fremden, selten einen Juden, weil es 3. Mos. 16, 21 im Allgemeinen heißt, daß den Bock ein Mann (Isch) fortzubringen habe. Das Volk aber, namentlich die babylonischen, oder, wie diese behaupten, die alexandrinischen Juden, stürmte mit Ungestüm auf den Führer los, daß er den mit ihren Sünden beladenen Bock eiligst aus ihren Augen bringe. Oft war der Führer sogar von der eifrigen Menge gemishandelt worden. Um dies zu vermeiden und dem heftigen Andrange des Volkes zu wehren, hatte man zur Wegführung des Bockes einen erhöhten Bretergang aus dem Vorhofe des Tempels bis zum Thore der Stadt gebaut. Mehre angesehene jüdische Männer begleiteten den Bock bis zur ersten Hütte, die 1000 Ellen von der Stadt errichtet worden war, als Zeugen, daß der Bock gehörig fortgeschafft worden sei. Denn da der Tag die Rechte des Sabbaths hatte, durfte kein Jude (außer der Führer des Bockes, wenn er ja einmal ein Jude war) über einen Sabbatherweg gehen; die andern 1000 Ellen für den Rückweg gerechnet. An dieser ersten Hütte auf dem Wege zur Wüste empfingen andere Juden, die des vorigen Tages sich in die Hütte begeben hatten, den Führer und seinen Bock, boten dem ersten Speise und Trank an, die in der Regel ausgeschlagen wurden, des Fasttages wegen, den die übrigen streng halten mußten, und gingen mit bis zur zweiten Hütte, welche abermals 1000 Ellen von der ersten entfernt war. So ging es fort bis zur zehnten Hütte, wo die wartenden Juden ebenfalls nur 1000 Ellen den Bock begleiteten und die letzten 1000 den Führer mit seinem Schuldbocke allein wandern ließen, doch so, daß sie ihn im Auge behielten, damit sie wüßten, daß Alles nach Vorschrift ausgeführt worden war. Nach der Joma der Mischnah hatte der Führer, sobald er auf der Höhe des bestimmten Berges mit seinem Sühnbocke angekommen war, zunächst die Scharlachzunge, welche der Hohepriester dem Bocke angebunden hatte, in zwei Hälften zu theilen, eine derselben an den Felsen, die andere an die Hörner des Bockes zu binden, welchen er dann rücklings den Berg hinab stürzte. Das Thier war schon zerschellt, bevor es die Hälfte der Höhe erreicht hatte. Dieses Hinabstürzen des Bockes vom Felsen ist jedoch nicht Mosaisches Gebot, nach welchem (3 Mos. 16, 21. 22) der sündentragende Bock nur in die Wüste gebracht werden soll. Man nahm den Gebrauch darum an, damit der Bock, was zuweilen vorgefallen war, nicht wieder zur Stadt zurückkehren könne, wovor sich das Volk entsetzte und Schreckliches für sich befürchtete. An der rothen Zunge von Tuch bewirkte Jehovah selbst, wenn er dem Volke nicht zürnte, nach der Meinung der Israeliten, welche auch von der Mischnah berührt wird, Wunder. War Gott dem Volke gnädig, so wurde das rothe Tuch der Zunge, sobald der Bock in die Wüste gebracht, oder später vom Berge gestürzt worden war, schneeweiß; im Gegenfalle blieb sie roth. Rabbi Ismael führt zum Beweis Jes. 1, 18 an, hinzufügend, daß zur Zeit des ersten Tempels die rothe Zunge an das Tempelthor geschlagen worden sei, woran das Volk ein Zeichen der Gnade seines Gottes gehabt habe; denn bis nach Simeon des Gerechten Zeit sei das rothe Tuch stets weiß geworden. Als dies in der Folge nicht immer so ging, habe man die obige Weise beliebt, wobei der Führer angewiesen gewesen, sobald die rothe Zunge weiß wurde, was 40 Jahre lang vor der Zerstörung Jerusalems nie wieder geschehen sein soll, in sein Horn zu stoßen, worauf es alle darauf achtenden Juden in der ganzen Runde gethan, somit Einer dem Andern ein Zeichen gegeben, daß die Kunde davon bald im ganzen Lande verbreitet worden sei. Zürnte ihnen aber ihr Gott und das Tuch blieb roth, so trauerte das gesammte Land und

that Buße das ganze Jahr hindurch. Die Bedeutung des Wortes Asasel wird unter vielem Streite noch immer sehr verschieden gefaßt. Der größte Theil der Ausleger will durchaus nicht dabei an den bösen Dämon denken, so nahe er auch zu liegen scheint.

Während der Zeit, welche zur Abführung des Sündenbocks in die Wüste nöthig war, beschäftigte sich der Hohepriester mit Zurichtung des Farren und des Bockes für den Jehovah, schnitt ein Opferthier nach dem andern auf, nahm heraus, was auf den Brandopferaltar sollte und legte es in eine Schüssel; das Übrige von den Opferthieren legte er nach Vorschrift zurecht, daß es dann von vier dazu bestellten Männern auf zwei Stangen an den Ort getragen würde, wo es verbrannt wurde. Die Kleider der Träger wurden dadurch unrein. Darauf begab sich der Hohepriester auf den Stuhl im Vorhofe der Frauen, las entweder in denselben weißen Kleidern, oder in seinen eigenen, was ihm frei stand, die auf das Fest bezüglichen Stücke des Gesetzes, welches ihm feierlich von den vornehmsten Beamten, von denen einer dem andern der Rangordnung nach die Rolle einhändigte, überreicht wurde. Er las aber stehend das 16. Cap. aus dem 3. Buche Mosis und vom 23. Cap. vom 27. bis zum 32. Verse (mit); sprach dann noch Einiges aus dem 4. Buche Mosis, Cap. 29 vom 7. Verse an bis zum 11. (mit), ohne es aufzuschlagen und zu lesen; hielt darauf ein Gebet mit den acht Lobpreisungen über das Heiligthum, das Gesetz, Israel, Jerusalem, die Priester u. s. w., wobei er nicht vergaß, Gott um gnädige Annahme ihrer Opfer und um Schutz gegen ihre Feinde zu bitten. Unterdessen war das vor die Thore Jerusalems getragene, nicht zum Opfer im Tempel gehörende Fleisch des jungen Ochsen und Bockes verbrannt worden, sodaß diejenigen, welche den Hohenpriester lesen hörten, der Verbrennung nicht beiwohnen konnten, und so umgekehrt der gleichen Zeit wegen, binnen welcher Beides verrichtet wurde.

Nach diesen Handlungen badete er sich von Neuem, bekleidete sich abermals mit der Pracht seines Amtes, opferte im Vorhofe zuvörderst seinen Widder, dann den Widder des Volkes und die sieben Lämmer ohne Fehl. Von einigen wird die Zeit dieser Opferungen anders angegeben. Daran reiheten sich noch mancherlei andere Opfer bis zur Vollendung des Abendopfers, worauf der Hohepriester sich völlig in weiße indische Leinwand kleidete, um zum vierten Male an diesem Tage ins Allerheiligste zu gehen und die goldenen Gefäße, die am Morgen darin stehen bleiben mußten (Becken und Rauchfaß), in den Tempel zurückzubringen. Über dieses viermalige Eingehen des Hohenpriesters ins Allerheiligste herrschen abermals sehr verschiedene Meinungen. Dagegen bleibt ein mehrmaliges Eingehen entschieden richtig. — Und nun zeigt er sich dem Volke zum dritten Male in der ganzen Pracht seiner güldenen Kleider (bei jedem Kleiderwechsel nach vorangegangenem Bade), brachte das Rauchwerk und zündete die Lampen an, worauf die Gemeinde entlassen wurde. Die vornehmsten Beamten begleiteten nun den Hohenpriester in seinen eigenen Kleidern nach seiner Wohnung, wo er des folgenden Tages ein stattliches Gastmahl gab. Übrigens wurde dieser große Fast- und Versöhnungstag in ganz Palästina in den Schulen gefeiert. Das 9. Cap. der Joma handelt von dem, was an diesem Tage erlaubt und unerlaubt war. Merkwürdig ist der Schluß dieses Capitels: „Wenn Jemand sagt: Ich will sündigen und mich wieder bekehren; und es zum zweiten Male thut: so wird ihm nicht mehr Kraft gegeben Buße zu thun. Desgleichen auch, wenn Jemand sagt: Ich will sündigen und der Versöhnungstag soll mich versöhnen, so versöhnt ihn dieser nicht. Die Sünden, welche ein Mensch gegen Gott begangen hat, versöhnt dieser Tag; allein nicht die Sünden gegen seine Nebenmenschen, bis sie ihm von den Beleidigten selbst vergeben worden sind." — Deshalb pflegten auch die Juden vor dem Versöhnungsfeste in Gegenwart dreier Zeugen einander ihre Beleidigungen abzubitten und das Entwendete wieder herauszugeben. Vom Fasten, das Einzige, was Moses gebot, waren nur Kinder, Schwangere und Kranke frei, weswegen auch dieser Tag das große Fasten hieß (Zoma rabba). Später wurden noch mehre Fasten geboten (s. Fasten). Man salbte, wusch und schmückte sich an diesem Tage nicht, ging barfuß, zog die bereits erwähnten Todtenhemden an, und die Jungfrauen kleideten sich weiß. Dieses Fest, an welchem, wie die Juden sagen, die Bücher des Lebens und des Todes geöffnet werden, ohne welches die Welt nicht bestehen könnte, was sie daher auch für unvergänglich halten, feiern die Juden noch unter dem Namen der langen Nacht, oder des langen Tages, an welchem sie fasten, beten und sich gegenseitig in ihren Synagogen geißeln, was das Malkusschlagen genannt wird. Da ohne Tempel kein Versühnopfer dargebracht werden kann, halfen sich die spätern Juden mit Abschlachtung eines, wo möglich, weißen Hahnes, und die Frauen mit einer Henne, deren Eingeweide sie auf das Dach warfen, damit es die Raben sammt ihren Sünden verzehrten. Schwangere Frauen schlachteten einen Hahn und eine Henne, der Frucht ihres Leibes wegen. Dabei pflegten sie unter Anderm zu sprechen: „Dieser Hahn wird für mich in den Tod gehen, ich aber mit dem ganzen Israel zum Leben." Ein solcher Opferhahn heißt Capporo. Ja, man glaubte sogar, Gott werde die Sünden eines bußfertigen Juden auf einen Edomiter (auf den gottlosen Esau) legen und sie an diesem bestrafen. Unter einem Edomiter verstand man alle Nichtjuden, deren Fürst Asasel (oder Sammael) sein sollte. Diese Meinungen mit dem Gebrauche des Hahnschlachtens haben in der neuern Zeit doch sehr abgenommen. — Daß der Glaube, es könne ein Anderer für die Sünden eines Dritten oder eines ganzen Volkes genug thun, sodaß man auf den Stellvertreter den Zorn Gottes und die Strafe werfen könne, in der ganzen alten Welt, auch unter den Heiden, überaus herrschend war, ist allgemein bekannt. Die Juden versicherten aber, worin ihnen auch ältere christliche Theologen beipflichteten, der Teufel habe die Heiden dahin gebracht, daß sie es hierin den Israeliten nachgethan und auf Thiere oder Menschen den Fluch des Landes und der Völker gelegt hätten. Es ist jetzt nicht mehr nöthig, etwas dagegen vorzubringen. Daß hingegen die Juden

nicht wenige Gebräuche und Ansichten von den Heiden entlehnt haben, ist längst klar. Daß endlich nach alter Meinung jedes Einzelne für ein Vorbild auf Christum gehalten wurde, ist gleichfalls bekannt.

Passah, oder nach dem Griechischen Pascha, das erste ihrer drei großen Feste, die den Namen Schalosch Regalim (Wallfahrten) erhielten, ist ausführlich unter seinem Artikel abgehandelt worden, worauf wir verweisen, nur das zur Übersicht Nöthige berührend. Es ist das Vorübergangsfest des Würgengels, das Erlösungsfest aus der Knechtschaft, Fest der ungesäuerten Brode, das sieben Tage währte. Die eigentlich hebräische oder ursprüngliche Benennung des Festes ist Pesach, weshalb auch die Abhandlung des Talmud darüber Pesachim heißt. Es fiel um die Zeit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche. Am 14. Nisan, oder im ersten Monate des Kirchenjahres, am Neumonde des März, wurde Abends das Passahlamm gegessen (vergleiche 3 Mos. 23, 5—8), weshalb Josephus, weil die sieben Tage des ungesäuerten Brodes erst am 15. begannen, jedoch am 14. bereits vor der Abendmahlzeit alles Gesäuerte aus dem Hause gebracht wurde, acht Festtage zählt. Die Einsetzung des Festes, 2 Mos. 12, 2—27; und die Heiligung desselben 2 Mos. 23, 14 und 15. Anfangs schlachtete jeder Hausvater sein Osterlamm selbst; später mußte es im Tempel geschehen. Das Lamm wurde, vom 10. Nisan (sonst Abib genannt) an, von der Heerde abgesondert. Wer kein Lamm hatte, konnte auch einen jungen Ziegenbock nehmen. Es mußte daheim gebraten, nicht gekocht werden, wovon nichts übrig gelassen werden durfte. Daher war der kleinste Verband der Essenden auf 10 und der größte auf 20 bestimmt, was später festgesetzt wurde. Kinder unter zwölf Jahren, Unreine und Nichtjuden durften daran nicht Theil nehmen. In der Folge wurden mehre Gebete und Gesänge dabei vorgeschrieben. Auch die ungesäuerten Brode mußten von den Frauen unter Gebeten bereitet werden. Man genoß zum Passahlamm bittere Kräuter, als wilden Lattich u. s. w. Jeder erhielt seinen Weinbecher, der unter Danksagung vier Male, höchstens fünf Mal, geleert wurde. Das Osterlamm durfte nur zu Jerusalem, das ungesäuerte Brod aber allenthalben genossen werden. Wer von den Reisenden sich verspätet hatte, hielt ein Nachpassah. — Der erste Tag war heilig, wie ein Sabbath, nur daß Besorgungen der Lebensmittel erlaubt waren; auch die feierliche Versammlung im Tempel fand an ihm statt. Der Tempel aber war besonders für dieses Fest geschmückt. Das Volk mit den Passahlämmern wurde in drei Abtheilungen zugelassen in den Vorhof, wo eine lange Reihe von Priestern mit goldenen und silbernen Becken sie empfing. Während des Schlachtens der Lämmer sangen die Leviten das große Hallelujah (den 113. bis mit 118. Psalm), was von Vorn angefangen wurde, wenn das Schlachten noch nicht beendet war. Dazu wurde geblasen. Man fügte auch den 120—137. Psalm hinzu, das vollständig große Hallel. Man aß gewöhnlich auf Polstern liegend, zum Zeichen erlangter Ruhe; denn allegorisch wurde Alles gedeutet. Was vom Lamme übrig blieb, wurde sammt den Knochen verbrannt. An jedem Tage des Festes wurden im Tempel feierliche Opfer gebracht. — Der zweite Tag war vorzüglich der Darbringung der Gerstengarbe vor dem Herrn geheiligt, welche der Priester vor dem Altare webte, d. i. hin und her bewegte (Webegarbe). Um dieser Webegarbe willen wurde oft, wenn man annehmen konnte, daß die Gerste nicht soweit reifen konnte, ein Schaltmonat eingelegt. Bevor diese Garbe dargebracht war, durfte man von neuer Gerste nichts genießen und die Ernte derselben nicht beginnen. Nach Vollendung aller feierlichen Opfer des zweiten Tages hielt man ein fröhliches Mahl. Am dritten, vierten, fünften und sechsten Tage gingen zwar die Opfer im Tempel fort, wo nicht wenige, da Alle ihre schuldigen Opfer bis dahin zu verschieben pflegten, und noch freiwillige dargebracht wurden, allein diese Tage waren theils der Gerstenernte, theils dem Handel und fröhlichen Zusammenkünften gewidmet. Der letzte Tag der ungesäuerten Brode, der 21. Nisan (Blumenmonat), hatte wieder Sabbathsheiligkeit, gleich dem ersten Festtage, an welchem später die Gewohnheit, nicht Mosaisches Gebot, aufgekommen war, einen Gefangenen loszugeben. Alles Übrige s. unter dem Art. Passah. Die Mischnah handelt unter allerlei Umständlichem auch viel davon, was das Osterlamm tauglich (caschar oder cascher) und untauglich macht (pasul). Daß hier vorzüglich Alles Vorbild auf Christum sein mußte, wobei der hölzerne Bratspieß, von Granatapfelholz gewöhnlich (ein eiserner war verboten), eine große Rolle spielt, ist nur zu berühren.

Sowie das Passah unter Anderem das Fest des Anfangs, oder der Einweihung der Kornernte wegen der Webegarbe war, also zugleich auf den Landbau der Juden berechnet, so bezeichnete das nächstfolgende große Fest das Ende der Kornernte. Es war unser Pfingstfest, von πεντηκοστή (der 50. Tag) so genannt, weil es vom zweiten Ostertage an, als dem Tage der Darbringung der Webegarbe, gezählt wurde. Es hieß auch das Fest der Wochen Chag Schobhuot (Deut. 16, 9—11), weil sieben volle Wochen vergangen sein mußten, in welcher Zeit die Kornernte abgethan wurde, und den Tag darauf das Fest fiel. Wir verweisen auch hier auf Pfingsten, oder auf den Art. Wochenfest. und geben nur eine gedrängte Übersicht. In 3 Mos. 23, 15—22 und 4 Mos. 28, 26—31 wird es einzig und allein als Erntefest geboten, an welchem vor Allem die Erstlinge der Ernte dem Herrn dargebracht werden sollen. Das Andenken an die Gesetzgebung auf Sinai muß daher erst später hinzugethan worden sein. Auch an diesem Feste waren alle jüdische Männer, die rüstig sich befanden, verpflichtet nach Jerusalem zu ziehen. Am Rüsttage (heiligen Abend), den jedes Fest hatte, badete, salbte und schmückte man sich, sowie Alles besorgt wurde, was Jeder am Feste selbst nöthig hatte, denn der Tag hatte Sabbathsrecht. Der Beginn auch dieses Festes, wie aller anderen, wurde durch Blasen verkündet. Schon vor Sonnenaufgang strömte die Menge nach dem Tempel, ihre Opfer von den Priestern besichtigen zu lassen. Unter den Festopfern, zwei junge Stiere, ein Widder, sieben junge Lämmer, mit Trank- und Speisopfer; es fehlte an den großen Festen auch der

Ziegenbock nicht, das Opfer der Versöhnung für die Sünden. Während dieser Opfer sangen die Leviten und das ganze Volk das Hallel. Die zwei Weizenbrode, die von feinem Mehle der neuen Ernte dem Herrn gewebt wurden (daher das Fest der Erstlinge der Früchte), waren die Hauptsache. Da diese Brode gesäuert waren, kamen sie nicht auf den Brandaltar, wohin nichts Gesäuertes kommen durfte, sondern gehörten den Priestern, als gesegnetes Brod. Zum Beschlusse der Feier wurde der Segen über das Volk gesprochen. Wer im Tempel nicht Raum fand, feierte das Fest in den Synagogen, das nur einen Tag dauerte. Später haben es die Juden zwei Tage gefeiert. Die schuldigen und freiwilligen Opfer durften jedoch die ganze Woche lang gebracht werden. Man aß an diesem Feste viel Milchspeisen und Kuchen, unter anderen den Sinaikuchen, der siebenfach zusammengelegt, also sehr dick und hoch war, weil Gott aus den sieben Himmeln einst auf den Sinai herabgefahren war; die Milch aber der Reinigkeit und Süße des Gesetzes wegen, das ihnen Gott gab. Häuser, Straßen und Schulen wurden mit Grünem bestreut, grüne Kränze getragen und junge Birken vor die Häuser gesetzt. In der Schrift: Pharisäische Volkssitten und Ritualien in ihrer Entstehung und geschichtlichen Entwickelung. Von M. Brück (Frankfurt a. M. 1840.), heißt es darüber S. 123: Der Brauch, am Wochenfeste die Synagogen mit Bäumen auszuschmücken, wurde erst in den letztverflossenen Jahrhunderten von teutschen Rabbinern angeordnet. Anfangs nämlich befahlen diese, man möchte am Tage vor jenem Feste verschiedene Kräuter auf den Fußboden der Synagoge hinstreuen, zum Andenken der Gesetzgebung auf Sinai, die ebenfalls im Freien, wo Gras gewachsen, stattgefunden hat. Späterhin fügte man noch hinzu, auch Bäume in der Synagoge aufzustellen, und dies deßhalb, weil, zu Folge der Kabala, am Wochenfeste das Urtheil über die Baumfrüchte des nächsten Jahres im Himmel gefällt wird (Vater dieser Lehre ist R. Akiba), so sei es Pflicht, an diesem Tage in der Synagoge Bäume zu haben, damit man dadurch für dieselben zu beten erinnert werde. In manchen Orten wurde es dann auch Sitte, nach dem Gottesdienste Blumensträußchen zu vertheilen. — Der Brauch, an diesem Feste die Geschichte Ruth in das Morgengebet einzuschalten, rührt von den letzten Talmudisten her (wahrscheinlich von den Seburaim). Ursprünglich wurde die erste Hälfte derselben am zweiten Festabend und die andere Hälfte am Abend nach dem Feste gesagt. Manche aber sagten die ganze Megillah schon am Sabbath Abend vor dem Wochenfeste. — Ebenso verordneten sie, das Hohelied am Passahfeste und Koheleth am letzten Tage des Hüttenfestes, jedes an zwei Abenden zu sagen. Der Grund dieser Einrichtung überhaupt ist, damit der Inhalt dieser drei Megilloth (Bücherrollen) dem Volke nicht fremd bleibe. Man bestimmte aber das Hohelied, weil darin der Frühling besungen wird (und nach dem Verfasser des Abudraham, weil darin der Auszug aus Ägypten besungen wird!); Ruth für das Wochenfest, weil das daselbst erzählte Factum zur Zeit der Gerstenernte, also im Monat Siwan, sich zugetragen hat, und Koheleth, seines philosophischen Inhalts wegen, für das erste Fest nach Neujahr. (Nach Andern soll es Salomo an jedem Hüttenfeste öffentlich vorgetragen haben. — Den Namen Azeret (עצרת, d. i. Festtag) führte Pfingsten nicht allein, sondern auch die beiden andern großen Feste, an welchen sich alle rüstigen Männer in Jerusalem versammeln mußten, hießen so.

Den ganzen Sommer über gab es keine besondern Religionsfeste bis in den Monat Tisri, wo zuerst das Fest des Blasens fiel, dessen wir schon gedacht haben. Jedenfalls war diese Einrichtung getroffen worden, um das Volk in ihren Arbeiten nicht zu stören. Dafür war aber auch fast der ganze siebente Monat den Festen der verschiedensten Art geweiht. Er sollte also der Ruhemonat nach der Sommerarbeit sein, wie der siebente Tag jeder Woche ein Ruhe- und Freudentag sein sollte.

Um die Zeit der Herbst-Tag- und Nachtgleiche, wo alle Ernten vorüber waren, wurde das dritte große, ja das größte und glänzendste, das Lauberhüttenfest, gefeiert חַג הַסֻּכּוֹת oder חַג הָאָסִיף, das Fest der Einsammlung). Es war also ein zweites Erntefest, das auch 2 Mos. 23, 16 das Fest der Einsammlung am Ausgange des Jahres genannt wird; ebenso im 34. Cap. im 22. Verse. Geboten wird es im Namen des Herrn 3 Mos. 23, 34—36, als ein siebentägiges Fest, das am 15. Tage des siebenten Monden beginnen soll; ebenso V. 39—42. Im 4 Mos. 29, 12—38 werden die Opfer jedes Tages bestimmt, in jeder Art reichlich; unter Anderem soll jeden Tag ein Ziegenbock zum Sühnopfer geweiht werden. Im 5 Mos. 16, 13—17 wird es ein fröhliches Fest genannt, wo Jedermann, bis auf den Knecht, sich freuen soll der Segnungen Gottes wegen, weshalb auch Niemand mit leeren Händen im Tempel vor dem Herrn erscheinen soll nach seinen Umständen (wie an allen großen Festen). Während der Festzeit sollten sie in Hütten wohnen von Palmzweigen, Maien und Bachweiden, zur Erinnerung an die Führung des Volkes durch die Wüste in das gesegnete Land. — Daß der israelitische König Jerobeam nach 1 B. der Könige 12, 32 und 33 dieses Fest in den achten Monat verlegte und es zu Bethel, nicht in Jerusalem, feiern ließ, wird ihm zur Sünde gerechnet. Man pflegte auch das ganze Fest über grüne Zweige in den Händen zu tragen und damit im Tempel zu erscheinen. Alle noch kräftigen Männer der Juden waren verbunden, wie an Ostern und Pfingsten, in Jerusalem zu erscheinen. Das Fest fiel am fünften Tage nach dem Versöhnungsfeste.

Der Aufsatz der Mischnah mit der Überschrift Succa (Laubhütte) enthält übersichtlich Folgendes: Das erste Capitel handelt von der Beschaffenheit der Laubhütten. Soll sie taugen, darf sie nicht über 20 Ellen hoch, noch unter 20 Handbreiten niedrig sein, muß drei Wände haben und Sonne hinein lassen, doch mehr Schatten geben, als Licht hineinfällt. Die verschiedenen Schulen der Rabbiner sind jedoch in ihren Bestimmungen nicht einig. Eine alte Laubhütte nannte man eine solche, die mehr als 30 Tage vor dem Feste errichtet war, welche jedoch von Hillel's

Schule für tauglich erklärt wurde. Unter einen dichten Baum soll sie nicht gemacht werden, sondern unter freien Himmel. Die Bestimmungen darüber gehen ins Kleinliche. Verzieren durfte man die Hütte mit Teppichen und schönen Gefäßen; denn man wohnte, kochte, aß und schlief darin, wovon nur Kranke ausgenommen waren, Weiber, Kinder und Knechte. Dies wird im 2. Cap. fortgesetzt und beschlossen, dazu Freiheit gegeben, daß man bei starkem Regen in sein Haus gehen dürfe. — Das dritte Capitel handelt vom Lulaf oder Lulab (לולב), d. i. der Büschel von Zweigen, den man in der Hand trug. Der Lulaf, der etwa 16 Zoll lang sein muß, damit man ihn schütteln kann, bestand aus einem Palmzweige, aus beblätterten Myrthen- und Bachweidenzweigen, und viertens vom Etrog (Citronenart), אתרוג. Alles mußte schön grün sein und das ganze Fest über grün erhalten, auch durchaus nur vom Eigenen der Juden, nicht der Heiden, genommen werden; mindestens nicht aus einem Götzenhaine. Der Palmzweig mußte eine Hand breit höher sein, als die übrigen Zweige. Selbst das Zusammenbinden dieser Zweige war vorgeschrieben, sodaß es mit Bast, oder einem Theile, der von den Zweigen selbst komme, geschehen sollte. Da man aber den Büschel oft mit einer glänzenden Schnur zusammenzubinden pflegte, wurde dies von andern Rabbinern für erlaubt erklärt, weil es nur zur Verschönerung geschehe. Der größte Theil des vierten Capitels enthält noch Vorschriften über den Lulaf, den man sieben Tage, auch im Tempel, trug, wenn nicht ein Sabbath dazwischen fiel, an welchem man ihn nicht trug, sondern in Wasser setzte, damit er grün erhalten würde. Dieser Lulaf wurde bei besondern Feierlichkeiten auf vorgeschriebene Weise von allen Anwesenden geschüttelt, worauf gleichfalls viel gehalten wurde. Dieses Schütteln aller Büschel der Versammlung soll ein lebhaftes und angenehmes Geräusch gegeben haben. Man unterwies sogar die Kinder in der Art des Schüttelns. Man schüttelte ihn aber gegen alle vier Himmelsgegenden, über sich und unter sich, wodurch, nach Einigen, die bösen Geister abgehalten werden sollten. Noch deutlicher heißt es: Sie schüttelten ihre Büschel, die sie in der rechten Hand trugen, drei Mal von Vorn vor der Stirne, drei Mal rechts, drei Mal auf dem Rücken, drei Mal zur linken Hand, drei Mal aufwärts und drei Mal niederwärts. Man versicherte wol auch, dieses Lulaftragen sei von Gott selbst 3 Mos. 23, 40 geboten worden; es steht aber nichts davon da, und ist erst später hinzugefügt worden, doch früh genug. Daß die Heiden an verschiedenen ihrer Feste Ähnliches hatten, wenigstens grüne Zweige trugen, z. B. am Bacchusfeste, ist gewiß. Über Ähnlichkeit mit dem Dionysosfeste vergl. *Plutarch*, Sympos. L. IV. quaest. 5. Die Sitte ist alt und weit verbreitet. — Das vierte Capitel der Succa fährt M. 8 fort: Da das Hallel und die Festfreude acht Tage währt, folgt daraus, daß man auch den letzten Tag zu feiern verbunden ist. Die Laubhütte aber bleibt nur sieben Tage, wenn man sie auch noch nicht gänzlich zerstört, sondern nur die Gefäße und Verzierungen herausträgt. — M. 9 und 10 beschreibt das Wasserausgießen. Das 5. Cap. handelt von der Freude beim Wasserschöpfen, wobei geblasen wurde auf allerlei Pfeifen. Man sagte: Wer die Freude des Schöpfhauses nicht gesehen hat, der hat sein Leben lang keine Freude gesehen. Ferner vom Lampenanzünden (die Dochte dieser Lampen machte man aus alten Beinkleidern der Priester), vom Fackeltanze, vom Blasen im Tempel (nicht minder als 21 Male und nicht mehr als 48), von den Opfern, von den Huten der Priester und dem Vertheilen der Schaubrode unter sie. Das Nähere darüber unter der folgenden Festbeschreibung.

Gleich nach Sonnenuntergange, also beim Anbruche des ersten Festtages, reinigten die Priester den Brandopferaltar, wie an allen großen Festen, und öffneten die Tempelthore des Vorhofes, wo sich die Menge noch vor Anbruch des Tages versammelte mit ihren Opfern zur Besichtigung derselben, und mit ihrem Lulaf in der Rechten und einer Citrone in der Linken. Zur Zeit des Morgenopfers wurde geblasen. Das Morgenopfer dieses Festes zeichnete sich vor den gewöhnlichen nur dadurch aus, daß beim Trankopfer nicht blos Wein, sondern auch Wasser dargebracht wurde. Dieses Wasser schöpfte ein Priester in einer goldenen Kanne aus dem Heilbrunnen Siloah und trug es durch das Wasserthor in den Tempel, wo er mit Trommeten und Gesang empfangen wurde. Darauf mischte es ein anderer Priester in einem silbernen Gefäße sorgfältig mit dem Opferweine, immer unter Gesang und Blasgetön. Dieses Wasserausgießen, das alle Tage des Festes wiederholt wurde (und an keinem anderen Feste), war freilich auch heidnischer Ritus, wovon das Gesetz nichts vorschreibt; die Juden versicherten aber, es gehöre zum mündlichen Gesetze, das Gott seinem Knechte Moseh auf Sinai gegeben habe. Eines ähnlichen Wasserschöpfens und Ausgießens bei Gelegenheit einer Entsündigung der Juden in Mizpa wird gedacht 1 Sam. 7, 6. Es war also auch von den Israeliten vormals bei anderen Feierlichkeiten, und ganz im Sinne der Heiden, angewendet worden. — Nach den täglichen Opfern, die nie unterblieben, folgten die Festopfer nach Vorschrift des Gesetzes; mit Musik und dem großen Hallel, woran auch das Volk Theil nahm. Bei den Worten des 118. Psalms: Danket dem Herrn, denn er ist freundlich ꝛc. und bei den Worten: O Herr, hilf, laß Alles wohlgelingen! schüttelten sie ihren Lulaf und gingen um den Brandopferaltar, was außerdem nicht geschah; an diesem Feste aber täglich. Man hielt aber einen siebenfachen Umgang, wie einst um die Stadt Jericho, was die Rabbiner für bedeutungsvoll erklärten. Denn wie einst Jericho's Mauern fielen, so werden einst die Mauern Edoms, d. i. das Reich der Römer und aller Heiden und Christen, fallen und ausgerottet werden, was auch ihre Gebete ausdrücklich enthielten. Nach gesprochenem Segen über das Volk versammelte man sich in den Synagogen, wie an anderen heiligen Tagen, während welcher Zeit im Tempel die Dankopfer dargebracht wurden, wovon der dazu bestimmte Theil Mittags gespeist wurde. Nachmittags schöpfte man unter Pfeifen- und Hörnerschall wieder Wasser, das beim Schein der Lampen dem Herrn abermals geweiht wurde. Darauf begab sich das Volk in den Vorhof der Frauen,

der stark erleuchtet war. Hier hielten die Priester und die Ersten des Volks unter dem Getöne aller Instrumente und dem Gesange der Leviten auf den 15 Stufen (daher Stufenpsalmen) den berühmten Fackeltanz, dem die Männer unten im Vorhofe, die Frauen auf einer Galerie zusahen die ganze Nacht hindurch, was alle Tage des Festes wiederholt wurde. Man warf die Fackeln bei diesem Tanze in die Höhe und fing sie wieder, und wer besondere Geschicklichkeit darin hatte, wurde hochbelobt. — Die folgenden Festtage gingen so fort, nur daß an jedem Tage ein junger Stier u. s. w. weniger geopfert wurde (am ersten Tage opferte man 13 junge Stiere). Der siebente Festtag war besonders herrlich (vergl. Joh. 7, 37), vor allen anderen. Man schmückte auch den Brandopferaltar ringsum mit hohen Weidenbüschen, welche die Priester in Moza (auch Motha genannt) nach der Succah, einem Orte vor Jerusalem, brachen. Man nannte daher auch diesen Tag das Fest der Weiden. Unter steter Musik umschritt man den Altar an diesem Tage sieben Male (an allen anderen Tagen dieses Festes nur ein Mal). Die vier Tage vor dem siebenten waren nur halbe Feiertage, ohne jedoch der Lust irgend einen Abbruch zu thun. Gastmahle und die Nachtlust fehlten an keinem dieser Tage, an welchem doch nicht alle Arbeit verboten war, außer am ersten. — Der achte Tag war ein hinzugefügter, eine Verlängerung der Festfreude; er wird, wie Pfingsten, Azeret, nach der griechischen Übersetzung Exodion (Ausgang) genannt. Die Übersetzung der Vulgata: Dies collectae, der Einsammlungstag (zur Bestreitung der Erhaltung des Tempels) hat keinen Grund. Das Wasseropfer und die Nachtlust wiederholte man; allein die Festopfer bestanden nur aus einem Stiere, einem Widder, sieben jungen Lämmern und einem Ziegenbocke zur Entsündigung. Der Lulaf wurde nicht mehr getragen, auch wohnte man wieder in den Häusern. Man versammelte sich jedoch im Tempel, wo auch das große Hallel gesungen und die reichliche Asche auf dem Altare bewundert wurde; denn an allen großen Festen reinigte man den Altar von der Asche nicht, vielmehr gehörte viel Asche zur Zierde eines solchen Festes. Die Gastmahle und die Nachtfreude wurden soweit als möglich getrieben, um seine Freunde und die Fremden so fröhlich zu entlassen, daß sie mit Lust daran zurückdenken möchten. An diesem achten Tage, wo man auch in den Synagogen sich versammelte, las man das letzte Stück aus dem Gesetze und den Propheten, und fing in der nächsten Versammlung wieder mit den Büchern Moses an.

Das Fest wird noch heute gefeiert, so schmuckvoll es nur in Synagogen, ohne Tempel und Opfer, gehen will. Man ahmet die alte Einrichtung nach, soviel man kann. — Die Allgemeinabhandlung über die drei großen Feste, nämlich Passah, Wochenfest (unser Pfingsten) und Laubhüttenfest gibt der Talmud unter dem Titel Chagigah (Festfeier), die zwölfte und letzte im zweiten Buche der Mischnah, welcher die Abhandlung von den Zwischenfeiertagen, Moed katon (kleiner Feiertag), d. i. von den Tagen eines mehrtägigen Festes, die nicht völlige Sabbathsheiligkeit haben, vorangeht.

Das sind nun alle von Moses verordnete Feste, die im Laufe eines Jahres vorkommen. Das Gesetz hat jedoch zu diesen noch zwei andere Feste verordnet, die wenigstens kurz berührt werden müssen. Das erste derselben ist das Sabbathjahr, שנת שבתון, oder שנת השמטה, d. i. Erlaßjahr, jederzeit das siebente Jahr, welches dem Herrn geheiligt werden und ein Ruhejahr von aller Arbeit des Landes sein sollte, sodaß Feld, Thier und Menschen ruheten vom Säen, Pflanzen und Ernten der Eigenthümer auf Feldern, in Gärten und Weinbergen. Was die Erde von Feld- und Baumfrüchten ohne Pflege freiwillig hervorbrachte, war Allgemeingut, sodaß davon nehmen konnte, wer wollte, allein zum Essen für sich und die Seinen, nicht zum Verkaufen und Wuchertreiben. Geboten ist dies Ruhe- und Erlaßjahr 2 Mos. 23, 10 und 11; 3 Mos. 25, 2—7 (Gebot vom Sinai). Dagegen verspricht der Herr in demselben Capitel V. 19—23, er wolle das sechste Jahr dergestalt segnen, daß es soll dreier Jahre Getreide bringen, daß die Juden davon im achten Jahre säen und von dem alten Getreide essen sollten bis in das neunte Jahr, bis wieder neu Getreide kommt. Es hat sich aber freilich dieses göttliche Zusagen und Verheißen nicht immer erfüllt, und das sechste Jahr der Ernte ist nicht selten so arm gewesen, daß der größte Mangel unter den Juden eintrat und die Noth groß ward. Daß man nun immer dergleichen Schwierigkeiten damit zu lösen sich müht, die Schuld den Sünden des Volkes beizumessen, obgleich keine Erwähnung einer solchen Einschränkung der Verheißung im Gesetze Moses steht, weiß man genüglich. Zur Zeit des zweiten Tempels war der Mangel an Nahrung den Juden nur zu oft höchst drückend, wovon Josephus in seinen Alterthümern nicht wenige Thatsachen berichtet. Ein merkwürdiges Beispiel liest man 1 Makkab. 6, 49—54. — Das Erlaßjahr fing auch darum nicht mit dem Nisan an, weil dann zwei Ernten so gut als verloren gewesen wären, sondern vom Monat Tisri (im September), welcher das bürgerliche Jahr begann. Und dennoch mußte Alexander Jannäus ein Mal befehlen, daß im siebenten Jahre gesäet und geerntet werden sollte. Alle Juden, die nicht in Palästina wohnten, waren nach dem Gesetze selbst vom Erlaßjahre frei; nur die geheiligten Gegenden waren dazu verbunden. Den Armen unter den Juden wurden auch die Schulden erlassen. Siehe darüber 5 Mos. 15, 1—11. Nach ebendiesem Capitel vom 12. Verse an wurden auch die jüdischen Knechte und Mägde frei gegeben im siebenten Jahre, es mochte dieses siebente Jahr das Ruhejahr sein, oder nicht. Siehe Mischna Schebiit.

Das Jubeljahr (יובל) fiel alle 50 Jahre vom 10. Tisri an, wo es im ganzen Lande durch Blasen auf Widderhörnern angekündigt wurde. Das hebräische Wort wird verschieden erklärt. Nach *Joseph.* Lib. III. antiquit. c. 10 bedeutet Jobel Freiheit; Andere leiten es vom arabischen Worte Jobel her, ein Widder, weil es mit Widderhörnern angekündigt wurde, woher es auch Halljahr heißt. Geboten wird es 3 Mos. 25, 8—19. Es fing also grade am Tage des Versöhnungsfestes an. So war denn das 49. Jahr jederzeit ein Erlaß- oder Sabbath-

jahr gewesen, und das Jubeljahr, als das 50., ein unmittelbar folgendes, zweites, nur noch höheres Erlaßjahr, worüber viel gestritten worden ist. Die Hauptstelle dafür Lev. 25, 10—17, die schon genannte. Das Land aber ruhete nicht nur im Jubeljahre, wie im Erlaßjahre, sondern Jedermann bekam auch sein verkauftes Land in diesem Jahre wieder zurück, denn der Verkauf mußte gleich darauf berechnet werden nach der angeführten Stelle des Gesetzes; desgleichen Häuser auf dem Lande, nicht in Städten mit Mauern, die im ersten Verkaufsjahre wieder eingelöst werden mußten, oder dem Käufer verfallen waren. Was aber den Priestern geschenkt wurde, blieb ihnen. Jüdische Knechte und Mägde wurden frei und trugen Kränze auf dem Haupte. Es ist nur bis zur Zeit der babylonischen Gefangenschaft gefeiert worden, später nicht wieder; wahrscheinlich ist die Feier desselben noch früher erloschen, ob man gleich fortfuhr, darnach zu rechnen, um der Ordnung der Erlaßjahre willen.

Im Laufe der Zeit, vorzüglich nach der Rückkehr der Juden aus der babylonischen Gefangenschaft, entstand noch eine Reihe von jährlichen Festen, die zum Andenken an verschiedene wichtige Ereignisse nach und nach angeordnet und gefeiert wurden. Das erste, nach den Monaten des Jahres, war das Herodesfest, das im Passahmonat aus Freude über den Tod des Herodes gehalten wurde, wenn auch nicht lange Zeit und nicht überall.

Ungleich wichtiger war das Fest der eroberten Burg im zweiten Monate des priesterlichen Jahres, also zwischen Ostern und Pfingsten. Simon Makkabäus hatte es angeordnet, als er die Burg Jerusalems erobert und gereinigt hatte. 1 Makkab. 13, 50—52. Es fiel am 20. Tage des zweiten Monats, wo man mit Lobgesang, Palmenzweigen und allerlei Saitenspiel einzog.

Das Holzfest fiel am 15. Juli, oder August (am 3. Elul). *Josephus*, De bello judaic. im 2. Buche. Cap. 17 (τῶν ξυλοφορίων ἑορτή). Jedermann habe an diesem Tage seinen Antheil Holz zum Tempel gebracht, das immerwährende Feuer des Altars zu unterhalten. — Im neunten Aufsatze des zweiten Theils der Mischnah, Namens Taanith, wird im 4. Capitel so gelehrt: Vom ersten Nisan bis zum ersten Tofet sind neun bestimmte Zeiten, wo dazu verordnete Priester und das Volk das Holz für den Altar fällen. Waren sie nun mit dieser Arbeit völlig fertig, wurde das Holzfest gehalten, an dem man nicht fastete, sondern ein Zugabopfer und ein freiwilliges Brandopfer brachte, was das Holzopfer genannt wurde, worauf man sich einen guten Tag machte. Vergl. Nehem. 10, 34. — Am Schlusse dieses Aufsatzes im Talmud heißt es: „Rabban Schimeon, der Sohn Gamhil, sagt, Israel habe keine so große Feiertage gehabt, als der 15. in Af und der Versöhntag gewesen, als an welchen Tagen die Töchter Israel hinausgegangen in weißen Kleidern, die sie von einander entlehnen, damit keine beschämt werde, wenn sie etwa keins hätte. Alle Kleider aber mußten frisch gewaschen sein. Sie gingen hinaus und tanzten in den Weinbergen, wobei sie sangen: Jüngling! hebe deine Augen auf, und siehe, was du dir wählen willst. Wende deine Augen nicht auf Schönheit, sondern auf das Geschlecht. Annehmlichkeit ist betrüglich und Schönheit ist eitel; ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man loben. Ferner heißt es: Gebt ihr von der Frucht ihrer Hände, und ihre Werke müssen sie loben in den Thoren (Sprüchwörter 31, 30 und 31). Weiter sagt er (Hoheslied 3, 11): Gehet heraus und sehet, ihr Töchter Zion, den König Salomo mit der Krone, womit ihn seine Mutter gekrönet hat am Tage seiner Hochzeit, am Tage der Freude seines Herzens. — Der Tag aber seiner Hochzeit ist der Tag, da das Gesetz (die zweiten Tafeln) gegeben, und der Tag der Freude seines Herzens, da das Heiligthum gebaut worden (was Beides am Versöhnfeste geschehen sein soll). Dasselbe müsse wieder gebaut werden in Kurzem in unseren Tagen. Amen." — Also das Tanzfest in den Weinbergen.

Das Fest des neuen Altars, oder der Tempelweihe (חֲנֻכָּה, Ἐγκαίνια), fiel am 25. Kisleu (im November), weil Judas Makkabäus den Tempel von den Gräueln der Heiden reinigte und den entheiligten Altar niederriß, einen neuen dafür bauend. s. 1 Makkab. 4, 36—59. Das Fest wurde acht Tage lang mit Freuden begangen bis zur Zerstörung des zweiten Tempels. Man nannte das Fest auch die Weihe der Haßmonäer, um sie von früheren Einweihungen zu unterscheiden; auch das Fest der Lichter (φῶτα *Joseph.* Antiqq. XII, VII, 7), weil Jedermann, selbst der Ärmste, des Nachts in seinem Hause eine Lampe brannte; später pflegte man in jeder folgenden Nacht ein Licht mehr anzuzünden (daher Lichtmeß.) Es waren Freudentage, an denen alles Fasten und Trauern bei Seite gesetzt bleiben sollte. (s. *Buxtorf.* Cap. 23. p. 599 etc.)

Das Judithfest gründet sich auf Judith 16, 31; allein die Stelle fehlt in mehren Handschriften. Das Fest ist daher unter die unsichern, oder nur theilweis und kurze Zeit gefeierten zu setzen. — Wichtiger war das Siegsfest über Nikanor, das am 13. Adar (Februar) gehalten wurde. Man sehe darüber 1 Makkab. 7, 26 bis 50 (vorzüglich V. 48 und 49); ausführlicher noch 2 Makkab., das 14. und 15. Capitel. Vom Feste selbst vorzüglich Cap. 15. V. 36 und 37. Nikanor's Untergang machte das Herz des Volkes wieder fröhlich, sodaß man es mit großen Freuden feierte.

Den Tag darauf, also am 14. Adar, wurde das Fest Purim (der Loose) zu feiern angefangen und den 15. fortgesetzt. Es ist das Fest der Esther, oder des Mardochai, deren Geschichte, als bekannt, keiner Erwähnung braucht. Das Fest (μαρδοχαϊκὴ ἡμέρα) kam also aus Persien. Die Verordnung desselben liest man im Buche Esther, Cap. 9, wo die Verse 17—23, und 26—28 die vorzüglich hierher gehörigen sind. Die Juden in Palästina wollten es Anfangs nicht annehmen, fügten sich aber hernach und feierten beide Tage, wie man aus Flav. Josephus' zweitem Buche der Alterthümer im 6. Cap. sieht. Die Arbeit war nicht verboten, aber es sei kein Glück bei der Arbeit, schreibt der Talmud. Auch an diesem Feste zünden sie viele Lichter an. Man

schickt sich gegenseitig an diesen Tagen allerlei Geschenke und treibt so bunte Kurzweil, vorzüglich im Bezug auf Haman und Mardochai, daß man auch diese Tage die Zeit der jüdischen Fastnachtspiele genannt hat. Die Mischnah enthält einen Aufsatz über dieses Fest, betitelt Megillah (Buchrolle), weil das Buch Esther, das natürlich an diesem Feste gelesen wird, auf eine besondere Rolle, die oft sehr verziert wurde, geschrieben zu werden pflegte, was Esther zuerst veranstaltet hatte. Der talmudische Aufsatz ist sehr gemischten Inhalts, was in vielen Abhandlungen, oft nur zu sehr, der Fall ist. Das Fest gehört unter diejenigen, die sich sehr lange unter den Juden erhalten haben und noch bis jetzt ihre Liebhaber zählen. Die Ursache davon liegt nahe.

Endlich ist noch eines Religionsfestes zu gedenken, welches bisher in der Regel unerwähnt gelassen wurde, und bis auf 1818 auch nur höchstens dem Namen nach berührt werden konnte, weil es bis dahin, mit Ausnahme der Einrichtung dieser Opferung, wie sie in der Bibel steht, wovon weiter unten, an einer zuverlässigen Darstellung desselben gebrach. Es ist dieses das Korbfest, *festum Cophini*, ἑορτὴ καρτάλλου. Im benannten Jahre erschien nämlich: *Philonis* Judaei de Cophini festo et de colendis parentibus cum brevi scripto de Jona. Editore ac interprete *Angelo Majo*. (Mediolani, Regiis typis, 1818.) Dieses „nicht zu verachtende Stück" fand der Herausgeber in dem sehr alten, berühmten Codex des Philo in der florentinischen Bibliothek, worüber er unter Anderem in der Vorrede sagt: Notissimum est, Philonem festa Hebraeorum, quae decem numerabantur, singulari opere explicavisse. Jamvero sub hujus calcem *de festo cophini* locutus fuerat, mantissae paene loco, quoniam ea inferioris ordinis caeremonia erat, neque gentis solemniore concursu celebrari solebat. Nempe in hoc brevi additamento Philo primum ejus festi vim enucleat, tum et quo pacto quaque varietate celebretur accurate dicit, et pulcherrimum hymnum recitat, quem ii solebant concinere, qui cophinos ad templum omni pomorum genere onustos ferebant. — Die Überschrift lautet: *Φίλωνος περὶ καρτάλλου ἑορτῆς.* Nach kurzer Einleitung, in welcher die rauschendere und einem fröhlichen Leben zur Erholung des Leibes in Genüssen aller Art gewidmete Begehung der Hauptfeste geschildert wird, kommt er auf das Korbfest, das nicht zu den hohen Festen gerechnet wird, weil an demselben 1) nicht das ganze Volk zusammen kam, 2) keine Opfer auf den Altar gebracht und dem heiligen Feuer übergeben wurden, und 3) weil die Zahl der Tage, an welchen es gefeiert wurde, nicht ausdrücklich festgesetzt war. Dennoch wurde dies Fest sehr feierlich und fast in allgemeiner Volksfröhlichkeit begangen. Denn Alle, die Äcker und Landgüter besaßen, füllten ihre Gefäße oder Körbe mit Früchten (Baumfrüchten) aller Art, trugen sie (oder deren Erstlinge) zum Tempel und übergaben sie dem vor dem Altare stehenden Priester, einen sehr schönen und bewundernswerthen Hymnus sprechend. Diejenigen, welche ihn etwa nicht im Gedächtniß behalten hatten, hörten mit Andacht dem Priester zu, der ihnen das Lied vorsprach. Die Hymne war aber diese: Unsere Väter verließen Syrien und wanderten nach Ägypten. Ein kleines Volk, wuchsen sie auf zu einem großen. Hart geplagt von den Peinigern, keine Rettung bei Menschen findend, flehten sie zum Herrn und warfen ihre Zuversicht auf ihren Gott. Und Gott erhörte ihr Gebet, der gnädig ist den Verlassenen, und schreckte die Übelthäter mit Zeichen, Wundern und Gesichten und allem Andern, was zur selben Zeit geschah. Die aber umringt waren von Fallstricken und der Gewalt der Ungerechtigkeit, erkiesete der Herr und half ihnen aus nicht allein zur Freiheit, sondern gab ihnen noch das gesegnete Land. Von den Früchten desselben, du Gnädiger, bringen wir dir die Erstlinge dar, wenn wir, was du uns gabst, so nennen könnten; denn dies Alles, Herr, sind deine Gnaden und Gaben, womit du uns zur Freude gesegnet hast; der du uns Gutes thatest über alles unser Hoffen.

Oder möglichst nach den Worten übersetzt: Es gaben Syrien auf die Führer unseres Geschlechtes und siedelten sich über nach Ägypten. Sie waren eine geringe Zahl und wuchsen auf zur Menge eines Volkes. Die Nachkommen, tausendfältig bedrängt von den Eingebornen, fleheten, da ihnen keine Hilfe von den Menschen kam, zu ihrem Gott, ihre Zuflucht zum Gebet nehmend. Der aber, welcher dem Bedrängten gnädig ist, erschreckte die Dränger durch Zeichen und Wunder und Gesichte, und durch anderes Staunenswerthe, was er in jener Zeit that. Er errettete aber die, so bedroht waren und Nachstellungen litten, und setzte sie nicht nur in Freiheit, sondern gab ihnen auch ein ganz fruchtbares Land. Von den Früchten desselben bringen wir dir, o Wohlthäter, die Erstlinge, wenn es anders recht ist zu sagen, daß der gibt, welcher empfängt. Denn Alles, o Herr, sind deine Gnaden und Gaben, von denen wir, von dir gewürdigt, im Überfluß leben. Und wir freuen uns des unerwartet Guten, welches du uns wider unser Hoffen gegeben hast.

Es wird aber der Sache zuträglich und nicht Wenigen erwünscht sein, wenn wir den Gesang (ᾆσμα) in der Sprache Philo's mittheilen: *Συρίαν ἀπέβαλλον οἱ ἀρχηγέται τοῦ γένους ἡμῶν, καὶ μετανέστησαν εἰς Αἴγυπτον. Ὀλίγος ὄντες ἀριθμὸς ηὐξήθησαν εἰς πλῆθος ἔθνους. Οἱ ἀπόγονοι μυρία κακωθέντες ὑπὸ τῶν ἐγχωρίων, οὐδεμιᾶς ἔτι φαινομένης ἐξ ἀνθρώπων ἐπικουρίας, ἐγένοντο Θεοῦ ἱκέται, καταφυγόντες ἐπὶ τὴν ἱκεσίαν· ὁ πᾶσι τοῖς ἀδικουμένοις εὐμενής, τοὺς μὲν ἐπιτιθεμένους κατέπληξε σημείοις καὶ τέρασι καὶ φάσμασι καὶ τοῖς ἄλλοις ὅσα κατ' ἐκεῖνον τὸν χρόνον ἐθαυματουργεῖτο· τοὺς δ' ἐπηρεαζομένους καὶ πάσας ὑπομένοντας ἐπιβουλὰς ἐῤῥύσατο, οὐ μόνον εἰς ἐλευθερίαν ἐξελόμενος, ἀλλὰ καὶ χώραν πάμφορον δούς. Ἀπὸ τῶν ταύτης καρπῶν, εὐεργέτα, σοὶ φέρομεν τὴν ἀπαρχήν, εἴ γε θέμις εἰπεῖν ἐστι κομίζειν τὸν λαμβάνοντα. Σαὶ γάρ, ὦ δέσποτα, χάριτες καὶ δωρεαὶ τὰ πάντα, ὧν ἀξιωθέντες ἐναβρυνόμεθα· καὶ εὐφραινόμεθα τοῖς ἀπροσδοκήτοις ἀγαθοῖς, ἅπερ οὐκ ἐλπίσασιν ἡμῖν ἔδωκας.*

Dieses Lied, das, wie man sieht, den gewöhnlichen Erzählungszuschnitt sehr vieler Psalmen der Juden beibe-

hält, zwar sehr angemessen, wenn auch nicht bewundernswerth genannt werden dürfte, wurde beinahe vom Beginne des Sommers an bis zum Ende des Herbstes von allem Volke, bald von diesem, bald von jenem, unaufhörlich, also die Hälfte des Jahres hindurch, gesungen (oder laut, etwa gesangähnlich, hergesagt), da freilich nicht alle zu einerlei Zeit, als an einem festgesetzten Tage, reife Früchte darbringen konnten; ja man wünschte nicht einmal, daß alle, die einen und denselben Landstrich bewohnten, zu einer und derselben Zeit erscheinen möchten; denn die Früchte wurden hier früher, dort später reif. Daher hatte man wegen Verschiedenheit wärmerer und kälterer Gegenden des Landes und aus vielen anderen Gründen es mit richtiger Vorsicht so angeordnet, daß die Zeit der Darbringung der Erstlinge der Baumfrüchte unbestimmt gelassen, in keine Grenzen geengt, sondern vielmehr in die Länge gezogen wurde. Denn diese dargebrachten Gaben gehörten den Priestern zu ihrem Verbrauche, als Abgabe des Volkes an die Diener des Tempels. Man hatte also auch die Entrichtung des Zehnten von den Baumfrüchten feierlich gemacht und den Altar des Tempels zur Stelle der Ablieferung bestimmt, damit das Volk desto gewissenhafter seine Pflicht gegen die Priester erfüllete, die auf den Zehnten, wie bekannt, angewiesen waren, da sie bei Austheilung des Landes keinen Antheil empfangen hatten.

Die ganze Vorschrift der Abgabe von allerlei Erstlingsfrucht des Landes steht im 26. Cap. des 5. Buches Mosis. Nach den Worten: „Da sollst du antworten und sagen vor dem Herrn, deinem Gott," liest man dort auch vom 5. bis zum 10. Verse den ebenerwähnten sogenannten Gesang, als heilige Rede, welche von den Darbringenden zu sprechen ist. Weicht auch diese Rede, nach Mai's Bemerkung, in Einigem von der Philonischen ab, namentlich im Anfange, so erklärt sich dies (nach Mai) dadurch, daß Philo hin und wieder der Übersetzung der 70 Dolmetscher folgt. — Allein Philo's Gesang weicht auch bedeutend genug von der Septuaginta ab. Zur Vergleichung lassen wir die Übersetzung der Siebziger (Mos. Deut. 26, 5—10) gleich folgen, das Zusammenhalten mit dem Grundtexte des Hebräischen Jedem selbst überlassend:

5. *Συρίαν ἀπέβαλεν ὁ πατήρ μου καὶ κατέβη εἰς Αἴγυπτον, καὶ παρῴκησεν ἐκεῖ ἐν ἀριθμῷ βραχεῖ, καὶ ἐγένετο ἐκεῖ εἰς ἔθνος μέγα καὶ πλῆθος πολύ.*

6. *καὶ ἐκάκωσαν ἡμᾶς οἱ Αἰγύπτιοι, καὶ ἐταπείνωσαν ἡμᾶς καὶ ἐπέθηκαν ἡμῖν ἔργα σκληρά.*

7. *καὶ ἀνεβοήσαμεν πρὸς κύριον τὸν θεὸν ἡμῶν, καὶ εἰσήκουσε κύριος τῆς φωνῆς ἡμῶν, καὶ εἶδε τὴν ταπείνωσιν ἡμῶν, καὶ τὸν μόχθον ἡμῶν καὶ τὸν θλιμμὸν ἡμῶν.*

8. *καὶ ἐξήγαγεν ἡμᾶς κύριος ἐξ Αἰγύπτου αὐτὸς ἐν ἰσχύϊ αὐτοῦ τῇ μεγάλῃ, καὶ ἐν χειρὶ κραταιᾷ, καὶ βραχίονι ὑψηλῷ, καὶ ὁράμασι μεγάλοις, καὶ ἐν σημείοις, καὶ ἐν τέρασι.*

9. *καὶ εἰσήγαγεν ἡμᾶς εἰς τὸν τόπον τοῦτον καὶ ἔδωκεν ἡμῖν τὴν γῆν ταύτην, γῆν ῥέουσαν γάλα καὶ μέλι.*

10. *καὶ νῦν ἰδοὺ ἐνήνοχα τὴν ἀπαρχὴν τῶν γεννημάτων τῆς γῆς, ἧς ἔδωκάς μοι, κύριε.*

Übrigens war eine Darbringung ungesäuerter Brode und Kuchen aus Weizenmehl und mit Öle gemengt, in einen Korb gelegt, auch bei anderen Opferungen im Mosaischen Gesetze befohlen; namentlich zur Einweihung der Priester bei dem dabei zu bringenden Opfer, was im 2 Mos. 29, im 2. und 3. Verse, ferner im 32. Verse zu lesen ist.

Natürlich gehören die Gelegenheitsfeste, die nicht zu den stehenden gerechnet werden können, so wichtig sie auch zuweilen dem Volke gewesen sein mögen, gar nicht hierher; noch weniger die blos politischen Feste in den Zeiten der Abhängigkeit der Juden von anderen Völkern, wo sie Manches thun mußten, wozu sie im Herzen nicht blos keinen Drang, sondern oft sogar Widerwillen fühlten. Dies war z. B. der Fall, wenn ihre jüdischen Vorgesetzten Feste an den Geburtstagen oder Jahresfeierlichkeiten zum Regierungsantritte der römischen Kaiser ansagen ließen, die auch nicht allzu selten unter den ausgesuchtesten Schmeicheleien gegen ihre Despoten abgehalten wurden; und dergl. Weit angemessener, weil mit dem Glauben der Juden übereinstimmend, wird es sein, wenn wir noch an die von ihren Obern zuweilen angeordneten Processionen, sei es der Bitte, oder des Dankes wegen, z. B. um oder für Regen, wenigstens erinnern. — Ebenso wenig wollen wir uns bei allgemeinen Betrachtungen über das Wesen und die Tendenz der hebräischen Feste aufhalten, theils weil sie hierin von den heidnischen nicht eben zu merklich abweichen, theils weil sie sich Jeder leicht selbst auseinandersetzt, und zwar nach seiner persönlichen Eigenthümlichkeit.

Daß aber die Feste der Juden, so sehr auch auf Körpererholung, Pflege des Leibes und Erregung sinnlicher Freuden dabei gesehen worden war, dennoch nicht immer nach Mosaischer Einrichtung, und zwar schon im vorchristlichen Alterthume, gefeiert wurden, darf nicht unerwähnt bleiben. Das alte Testament selbst liefert die deutlichsten Anzeigen, daß die Juden oft lange Zeit sogar die allerwichtigsten Feste der Gesetzgebung völlig vernachlässigten. Im 2. Buche der Könige 23, 22 und 23 wird gemeldet, daß von der Zeit der Richter an bis auf die Reformation des Königs Josia kein Passah nach dem Gesetze gehalten worden war, was erst jetzt wieder von Neuem zu feiern angeordnet wurde. Ja nicht einmal das Laubhüttenfest war in Ehren gehalten worden, nach Nehem. 8, 17, wo es ausdrücklich heißt: „denn die Kinder Israel hatten seit der Zeit Josua, des Sohnes Nun, bis auf diesen Tag nicht also gethan (kein Laubhüttenfest gefeiert); und war eine große Freude (über die neu hergestellte Feier desselben). — Auch waren Gebräuche fremder Völker, die gradehin wider das Gesetz waren, dennoch zuweilen von den Juden beliebt worden, wie die Opferung der Tochter Jephtha's (Richter 11, 30—39), wohin auch 2 Sam. 21, 6—9 gerechnet werden muß 2c. — Siegesfeste hingegen wurden auch unter den Juden von jeher mit Gesang und Tanz gefeiert. Vergl. 2 Mos. 15, 1. Richter 5, 1; 11, 34. 1 Sam.

18, 6. Die eroberten Waffen wurden auch unter ihnen oft dem Herrn geweiht, z. B. 1 Sam. 21, 9; 31, 10 2c.

Literatur: *Flav. Joseph.* Antiquit. Jud. (an vielen Stellen); — *Philo*, De septenario et festis diebus; — Maimonides' Schriften über den Talmud und die Commentarien; — תלמוד בבלי, babylonischer Talmud. Der hebräische Text mit teutscher Übersetzung. Von Dr. E. M. Pinner. (Berlin 1842.) Davon ist bis jetzt nur der erste Band erschienen. — Mischna Surenbusiana; — Verteutschung der Mischnah von Joh. Jac. Rabe; — *Buxtorf.* Lexic. Talm.; — Desselben Synag. Judaic.; — *Jul. Bartoliccii* Biblioth. magna Rabbinica; — *Lightfoot*, Hor. hebr. et talm.; — Desselben Descript. templi hierosolymit.; — *Othon.* Lexic. rabb.; — *Lund*, Biblioth. hebr.; — Desselben: Die alten jüdischen Heiligthümer (die beste Ausgabe vom J. 1738 in Fol.); — *Reland*, Antiquitates sacrae veterum Hebraeorum; — *Bened. Ariae Montani* Lib. IX. Antiquit. Judaic.; — *Melch. Leidekkeri* De republica Hebraeorum. Lib. XII.; — *C. Sigonii* De republ. Hebraeor.; — *Jo. Spencer*, De legibus Ebraeorum ritualibus et earum rationibus (besonders die vermehrte Ausgabe vom J. 1727); — *J. Johnston*, De festis Ebraeor. et Graec.; — *Andr. Georg. Wachneri* Antiquit. Hebraeorum etc. (Gött. 1743. in zwei Bänden); — *J. Meyer*, De temporibus sacris et festis diebus Hebraeorum (Amstelod. 1724. [abgedruckt in *Ugolini* Thesaur. I.]); — Michaelis, Mosaisches Recht; — Lehrbuch der hebräisch-jüdischen Archäologie u. s. f. von Wilh. Mart. Lebrecht de Wette. Dritte Auflage (die erste vom J. 1814). — Die übrige Literatur s. in *Fabricii* Bibl. antiquaria und in *Meuselii* Bibl. hist.

Über die späteren Gebräuche der Juden an ihren Festen vergleiche vorzüglich *Joannis Buxtorfi* Synagoga judaica. Noviter restaurata. Das ist: Erneuerte jüdische Synagog oder Judenschul 2c. (Frankfurt und Leipzig 1729.) Namentlich von S. 450—609. Ferner Moses Brück: Rabbinische Ceremonialgebräuche in ihrer Entstehung und geschichtlichen Entwickelung. (Breslau 1837.) Von demselben: Pharisäische Volkssitten und Ritualien in ihrer Entstehung und geschichtlichen Entwickelung. (Frankfurt a. M. 1840.) Damit vergleiche man noch neuere jüdische Gebetbücher, als z. B.: בית יעקב, Allgemeines Gebetbuch für gebildete Frauen Mosaischer Religion. Zum Gebrauche bei der öffentlichen und häuslichen Andacht. Nach vorhandenen alten Gebeten bearbeitet von H. Miro. Dritte verbesserte Auflage. (Breslau 1835.) — Allgemeines teutsches Gebetbuch für die Hausandacht der Israeliten. Enthaltend 140 Morgen-, Abend- und Festgebete auf alle Tage, Lagen und Verhältnisse des Lebens. Von Dr. J. H. Dessauer und Sim. Krämer. Mit einem Vorworte von A. B. Grünbaum, Districts-Rabbiner in Ansbach. (Quedlinburg 1845.)

Vor Allen feiern die jetzigen Juden noch: 1) den Sabbath (daß es unter anderem auch eine Partei gibt, die ihn auf den Sonntag verlegt wissen will, ist bemerkenswerth); 2) das Neujahrsfest, zwei Tage lang; 3) den Versöhnungstag; 4) das Laubhüttenfest, von welchem der erste und zweite, sowie der achte und neunte Tag vorzüglich heilig gehalten werden; 5) das Passah, von welchem der erste und zweite, sowie der siebente und achte Tag hervorgehoben stehen; 6) das Pfingstfest, zwei Tage lang; 7) Bußtage, nämlich den Tag vor dem Neujahrsfeste und die sieben Tage nach demselben; 8) den Tag der Tempelzerstörung.

In Miro's Gebetbuche von 1835 kommen vor: Gebete für den Sabbath; beim Einsegnen des Neumondes; am Osterfeste; am Wochenfeste; am Festtage des vierten Monats; am Tage der Zerstörung Jerusalems; vor dem Schofarblasen; am Neujahrstage vor dem Schofarblasen; am Neujahrs- und Versöhnungstage; Betrachtung für die zehn Bußtage; mehre Gebete am Laubhüttenfeste; am Fasttage vor dem Purimfeste 2c.

In einem Anhange wird kürzlich, nach Joblson, angezeigt, wie die Feste und Festtage in jedem Monate des Jahres folgen. 1) Im Nisan (ungefähr vom 20. März bis zum 18. April) das Osterfest, achttägig, davon die beiden ersten und die beiden letzten eigentliche Feiertage sind, die Mitteltage Halbfeiertage.

2) Im אייר (ungefähr vom 19. April bis zum 17. Mai) heißt der 18. Tag Lag Beomer, an welchem in alter Zeit ein Schülerfest gefeiert wurde, weil eine pestartige Krankheit unter den vielen Schülern des R. Akiba (etwa im J. 140) an diesem Tage gänzlich aufgehört haben soll.

3) Im סיון (etwa vom 18. Mai bis zum 16. Juni) Pfingsten, oder Wochenfest (in der Synagoge zum Andenken der Gesetzgebung am Sinai, sonst als Erntefest), am sechsten und siebenten Tage des Monats.

4) Im תמוז (vom 17. Juni bis 15. Juli) am 17. Fasttag, weil an diesem Tage Jerusalem von den Römern erobert wurde.

5) Im אב (vom 16. Juli bis 14. Aug.) am neunten Tage ein Fasttag vom ersten Range, großer Nationalunglücksfälle wegen. In der Synagoge werden die Klagelieder des Jeremias vorgelesen.

6) Im אלול (vom 16. Aug. bis 13. Sept.) wird kein Fest gefeiert, sondern man begibt sich in den letzten Tagen desselben des Morgens früher, als gewöhnlich, in die Synagogen, um besondere Bußgebete zu verrichten.

7) Im תשרי (vom 14. Sept. bis 13. Oct.). Die ersten Tage Neujahrstag, Tag des Blasens. Die ersten zehn Tage heißen Buß- und Bettage, als Vorbereitung auf den Versöhnungstag. Der dritte Tag aber ist ein besonderer Fasttag; der zehnte der Versöhnungstag. Am 15. Tage ist das Laubhüttenfest (in der Schrift auch Fest des Einsammelns), das neun Tage dauert, endet am neunten Tage unter dem Namen שמחת תורה, Gesetzfreude. Die mittlern Tage sind, wie bei Ostern, Halbfeiertage (Hauptgebräuche: der Etrog-Segen, der Lulab, das siebenmalige Umgehen des Altars am siebenten Tage, also am Tage des Weidenfestes, zur Erinnerung an sieben große Vorfahren: Abraham, Isaak, Jacob, Moses, Ahron, David, Salomon. „Der Mensch selbst ist ohne Verdienst, wie die Bachweide, die weder

Geschmack, noch Geruch hat. Wir schlagen sie hier zur Erde zum Zeichen unserer Unterwerfung vor Gott.“ An manchen Orten ist es noch gebräuchlich, an diesem Tage schwangeren Frauen den Etrog (oder Esrog), den sogenannten Paradiesapfel, zu schicken, damit sie den Stiel ausbeißt. Die beiden letzten Tage heißen Schemini azereth, und der letzte noch besonders Gesetzfreude. Die mittleren Tage sind Halbfeiertage.

8) מַרְחֶשְׁוָן oder חֶשְׁוָן (in der Schrift auch Regenmonat, etwa vom 14. Oct. bis zum 13. Nov.).

9) Im כִּסְלֵו (etwa vom 14. Nov. bis zum 13. Dec.) beginnen mit dem 25. die acht Weihetage חֲנֻכָּה, wo das Hallel gebetet und Lichter angezündet werden, sowol in der Synagoge, als in jedem Hause.

10) Im טֵבֵת (vom 14. Dec. bis zum 12. Jan.) fällt auf den zehnten ein Fasttag, weil an demselben Jerusalem vom Könige zu Babel eingeschlossen wurde.

11) Im שְׁבָט (ungefähr vom 13. Jan. bis zum 12. Febr.) fiel ehemals der Neujahrstag der Bäume, das heißt die Gesetze wegen der Pflanzungen, z. B. die drei ersten Jahre, wo die Frucht nicht genossen werden durfte, wurden von diesem Tage an gerechnet.

12) Im אֲדָר (etwa vom 13. Febr. bis zum 14. März), oder im וְאָדָר (der Monat, welcher im Schaltjahre noch hinzukommt) fällt am 13. Tage entweder des Adar oder des Weadar ein Fasttag, an dessen Abend das Purimfest beginnt.

An den Feiertagen, den Versöhnungstag ausgenommen, darf Alles gethan werden, was zur unmittelbaren Zubereitung der Speisen erfoderlich ist. Feiertage, an welchen keine Kunstarbeit verrichtet werden darf, gibt es im Jahre nur 13, von denen gewöhnlich einige auf den Sabbath fallen. Diejenigen Feiertage, die von den heutigen Juden zwei Tage gehalten werden, durften nach Vorschrift der Bibel nur einen Tag gefeiert werden. Weil nämlich in den alten Zeiten, wo man noch keinen Kalender eingeführt hatte, erst bei Erscheinung des Neumondes vom Sanhedrin zu Jerusalem bestimmt werden mußte, ob ein Monat 29 oder 30 Tage haben sollte, was durch Eilboten in den Provinzen bekannt gemacht wurde, damit dadurch die Feste bestimmt würden, feierten diejenigen, welche in den zehn ersten Monatstagen nach dem Neumonde keine Nachricht erhalten konnten, der Ungewißheit halber zwei Tage für einen, welche Sitte dann später beibehalten worden ist. — Übrigens findet man auch den jüdischen Kalender (mit Angabe der Feste) jetzt in mancherlei Volkskalendern. (*G. W. Fink.*)

FESTENBERG, poln. Twardagora, zwei Meilen im NW. von Wartenberg, offene Stadt, die früher zum Fürstenthume Öls gehörte. Im J. 1697 nahm die verwitwete Herzogin von Öls, Eleonora Charlotte, dort ihren Witwensitz; ihr Gemahl hatte es 1676 dem Geschlechte derer von Köckeritz abgekauft. Nach mannichfachem Herrenwechsel kam Festenberg 1742 an die Herrschaft Goschütz, welche dem Grafen von Reichenbach gehört, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Wartenberg. Die Stadt hat 260 Häuser und 2500 Einwohner, eine evangelische Pfarrkirche und die von der erwähnten Herzogin erbaute Kirche „zum Kripplein Christi,“ ein schön gelegenes Schloß und zwei Marktplätze. Ackerfeld hat Festenberg nicht und der Haupterwerbszweig, die Tuchweberei, liegt gegen früher (150 Meister) sehr darnieder. Ein Fünftheil der Einwohner sind Juden, sie besitzen eine Synagoge. (*Daniel.*)

FESTING (John), als londoner Flötist berühmt, welcher namentlich seit 1727 in Händel's Opern glänzte und so in Aufnahme kam, daß Hawkins von ihm rühmt, kein Flötist in London habe soviel Schüler gezogen, als er. Er verstand auch die Hoboe zu blasen; starb aber schon in seinem 40. Jahre. Als Componist leistete er wenig oder nichts. Es ist sogar nur wahrscheinlich, daß ein Heft Flötenduetten völlig seine Arbeit ist. s. *Hawkins* Voll. V. p. 364. — Sein Bruder

Festing, Michael Christian, war Violinspieler und trat als Componist und Concertspieler das erste Mal 1724 in einem Wohlthätigkeitsconcerte mit einem von ihm selbst verfaßten Solo auf. Sein erster Lehrer war der Orchesterdirector am Drury-Lane-Theater, Dicky Jones; dann bildete er sich in der Satzkunst weiter unter Geminiani, dessen Grundsätzen er jedoch nicht treu blieb. Die Engländer rühmen von ihm, er habe in der Folge sich in der Composition allein nach seinem eigenen guten Naturell gerichtet, weshalb auch seine Compositionen so elegant geworden wären. Der Mann besaß viel Thätigkeit und Welt, wußte das, was den Großen willkommen schien, geschickt ins Werk zu setzen, was ihm freilich nicht wenig Gönner brachte. Übrigens stand er unter den eingebornen Violinspielern oben an, sodaß er stets zuerst genannt wird, wobei noch Collet und Brown ihm zur Seite gesetzt werden. Zu gleicher Zeit machten als Violinisten die Italiener Veracini, Carbonelli und Pasquali Aufsehen. Als nun Festing in der königlichen Kapelle die Oden des Dr. Greene zur Aufführung gebracht hatte, wurde er Vorgeiger der londoner philharmonischen Gesellschaft; 1737 erhielt er das Directorium des Orchesters im Opernhause und kam an die Stelle des Castrucci. Als im folgenden Jahre 1738 ein neues Concert errichtet worden war, wurde er zum Concertmeister desselben ernannt. Von jetzt an bemühte man sich immer mehr um seine Mitwirkung, sodaß fast keine Musikunternehmung ohne ihn vollbracht wurde. So waren denn auch seine Violincompositionen, namentlich unter den Dilettanten, in Ruf gekommen. Dies benutzte der speculative Mann zu seinem Gewinne und ließ sie auf eigene Kosten veröffentlichen, um sie selbst zu verkaufen, was die Folge hatte, daß sie sich nicht weit verbreiteten. Hawkins nennt zehn Werke, als Sonaten, Trios, Violinconcerte und Solos Vol. V. p. 363. Nachdem aber 1750 Felice Giardini als Violinvirtuos in London sich hatte hören lassen, erregte er mit seinen Künsten die Gemüther mit seiner neuen und lebhaften Spielmanier so, daß man von jetzt an die bisherige Vortragsweise matt und ausdruckslos nannte. Festing sah sich plötzlich tief unter diesen Italiener gesetzt, was er sich so zu Herzen nahm, daß er 1752 starb. Wenigstens erhielt Giardini das Orchesterdirectorium der Oper, dem Festing vorgestanden hatte, im J. 1753. So veränderlich ist Ton

und Ruf. Übrigens war Festing im Violinspiele der Lehrer des in England so hoch geschätzten Arne gewesen.
(*G. W. Fink.*)

FESTINIOG, Kirchspiel in der Grafschaft Merionath des Fürstenthums Wales, auf einer Anhöhe, von welcher man einen Blick auf das Meer hat, und am Ende eines reizenden Thales, nicht weit von Bala und Harleigh gelegen, hat ungefähr 1200 Einwohner. Die Nähe, sowol des Ginfael (Cynfdel), welcher zwei Katarakte bildet, wovon der eine 900' hoch sein soll, als der zwischen steilen und unzugänglichen Bergen durchgehenden alten Römerstraße, Milf-neint-Rhyb ar Halem in der Volkssprache genannt, machen den Ort interessant.
(*Eiselen.*)

FESTON, bedeutet ein Laub-, Frucht-, oder Blumengehänge, Gewinde oder Schnur, daher Fruchtschnur &c. Bei festlichen Gelegenheiten schmückt man oft Wände im Innern oder Äußern und andere Gegenstände mit an Schnüren gereihtem Laubwerk, das mit Blumen, auch wol mit Früchten untermischt wird, dergestalt, daß die Gewinde, in gleichen Entfernungen befestigt, zwischen diesen Punkten herabhängende Bogen bilden, und hier oft noch mit kleinern Kränzen und Quasten versehen sind.

Diese Verzierungsart ist aus dem Alterthume zu uns gekommen, da in demselben die Tempel u. s. w., als man sie noch in einfachster Art errichtete, also geschmückt wurden. Zu den Blumen und Früchten wurden denn oft noch die Weihgeschenke aus der Jagdbeute u. s. w., auch die Schädel der Opferthiere hinzugefügt.

Die Festons haben sich aus diesen einfachen Anfängen später in die römische Prachtarchitektur fast als stehende Verzierung eingedrängt und wurden, manchmal noch mit Attributen der Künste u. s. w. überladen, an den Tempelfriesen, an Denkmälern und Altären, in Stein gearbeitet, angebracht, wo sie wahrscheinlich auch früher, bei der einfachen natürlichen Anordnung, ihren Platz hatten.

Man findet mehre Tempel der Römer, noch in ihren Ruinen, mit diesen, oft sehr schön gearbeiteten, Verzierungen ausgestattet, und bis ins vorige Jahrhundert war die Anwendung der Festons an den Friesen der Prachtgebäude &c. in antikem Styl vorherrschend. In der jetzigen Architektur kommen sie, als ungehörig, nicht mehr vor.
(*Stapel.*)

FESTUCA (Schwingel). Eine Pflanzengattung, welche bei Dodonäus zuerst unter diesem Namen vorkommt, aus der zweiten Ordnung der dritten Linné'schen Classe und aus der Untergruppe der Bromeen der Gruppe der Festucaceen der natürlichen Familie der Gräser. Char. Die Rispe mit zusammengedrückten Ährchen; der Kelch zweispelzig, vielblumig; die Corolle zweispelzig: die untere Spelze an der Spitze gegrannt (*Host*, Gram. II. t. 78. 81—91. III. t. 20. IV. t. 60). Vulpia *Gmelin*, Sclerochloa, Brachypodium und Schedonorus *Palissot*, Sphenopus *Trinius* und Catapodium und Mygalurus *Link* sind nicht wesentlich von Festuca verschieden. Die 70 bis 80 bekannten Arten sind als meist perennirende Gräser fast über die ganze Erde vertheilt. Von den europäischen sind die gemeinsten F. ovina und rubra. F. ovina *L.* (*Leers*, herborn. t. 8. f. 3; Engl. botan. t. 585, Schafschwingel, Hart- oder Berggras, kleiner Bocksbart) mit haarförmigen, scharfen Blättern, aufrechten, zusammengezogenen Rispen, länglichen, drehrunden, meist vierblumigen Ährchen und grannenlosen, oder sehr kurz gegrannten Blümchen; ein vorzügliches Futtergras für Schafweiden, welches besonders einen dürren, sandigen und steinigen Boden liebt. F. rubra *L.* (Engl. bot. t. 2056) mit friechender Wurzel, borstenförmigen unteren, flachen oberen Blättern, drehrundem Halme, ausgebreiteter Rispe, länglichen, meist fünfblumigen Ährchen und lanzettförmigen, gegrannten Blümchen. Nach der verschiedenen Beschaffenheit des Standortes kommt diese Art in verschiedenen Formen vor, z. B. F. duriuscula *L.* (Engl. bot. t. 470, Fl. dan. t. 848, F. dumetorum *L.*, Fl. dan. t. 700, F. nemorum *Leysser*, F. heterophylla *Hänke*.
(*A. Sprengel.*)

FESTUCARIA, Splitterwurm, ist der von Franz von Paula Schrank (in seinem „Verzeichniß der bisher bekannten Eingeweidewürmer," Vorrede, S. 5) der von ihm gegründeten, nachher von Zeder (Erster Nachtrag zu Goeze's Naturgesch. der Eingeweidewürmer. S. 148) besser Monostoma benannten, Endozoengattung, und zwar aus der Ursache beigelegte Name, weil einige, seiner Meinung nach, dieser Gattung angehörende Würmer wie kleine Splitter an der innern Darmhaut der Thiere hangend gefunden worden waren, welcher aber eben durch die Zeder'sche Benennung verdrängt worden und bei den Helminthologen völlig außer Anwendung gekommen ist. Vier Arten stellte Schrank in seiner Fauna boïca (3. Bd. 2. Abth. S. 207. 208) unter diese Gattung, nämlich Fest. cyprinacea, Boschadis, Anatis und alata, von denen die zweite und dritte ein, und zwar ein und dasselbe, Distom (D. echinatum *Zed.*) und die vierte ein Holostom (H. alatum *Nitzsch.*) sind, die erste aber (ich vermuthe dies nach Rudolphi's Beschreibung, Entoz. Hist. nat. II, 1. p. 327, verglichen mit den Leuckart'schen und Bremser'schen Abbildungen des Bothriocephalus der Barbe) nichts Anderes, als ein junger Bothriocephalus Rectangulum *R.* sein dürfte, wenn er gleich noch in Rudolphi's Synopsis (S. 82) als ein Monostom (M. cochleariforme *R.*) aufgeführt steht. Von diesen vier Arten gehörte demnach keine wirklich zu der von Schrank doch gut bezeichneten Monostomengattung, und ebenso wenig eine fünfte, schon in dem erwähnten Verzeichnisse als Festucaria *Strigis* von ihm angezeichnete, das Holostomum variabile *Nitzsch.* nämlich, sondern nur eine sechste, d. i. die in seiner Sammlung naturhistorischer und physikalischer Aufsätze beschriebene Festucaria pedata, welche Zeder's Monostoma verrucosum ist. Die wenigen, von Zeder und Rudolphi in ihren früheren Schriften als Festucariae aufgeführten, Würmer übergehen wir hier füglich.
(*Creplin.*)

FESTUS (Valerius), ein römischer Befehlshaber, legatus, unter dem Proconsul L. Calpurnius Piso in Afrika. Er war ein Verwandter des Kaisers Vitellius (gest. 69), und als solcher durfte er es wagen, in immer heftigern Zwistigkeiten mit dem Proconsul zu hadern, ja

ihn hinrichten zu lassen, unter dem Vorwande, er strebe nach dem Throne. Durch dieses unbestrafte Gelingen ermuthigt, räumte er, unter mancherlei Vorwänden, auch dessen Freunde aus dem Wege und setzte dafür die seinigen an ihre Stelle. Dem Vitellius blieb er ergeben, so lange ihm das Glück günstig war, wandte sich aber dann unbedenklich auf die Seite des Vespasian, als dieser zum Kaiser gewählt worden war; vor der gewissen Entscheidung des Kampfes zwischen Vitellius und Vespasian neigte er sich bald dem Einen, bald dem Andern zu, gehört also unter die feilen, nur dem eigenen Vortheile nachjagenden Seelen jener Zeit. *(A. Herrmann.)*

FESTUS (Porcius), wurde vom Kaiser Nero [1]) an die Stelle des Procurator Felix nach Judäa gesandt, und mußte, kaum angekommen, schon gegen die überhandnehmenden Räubereien herumziehender Diebesbanden, besonders der sogenannten Sicarier [2]), gewaltsam einschreiten. Nur wenig war er in dem durch den Kaiser selbst, nach Vermittelung der Poppäa, entschiedenen Streit des Königs Agrippa mit den Juden betheiligt, die, um einer Entweihung ihres Tempels durch neugierige Blicke Profaner entgegen zu arbeiten, zwischen dem Tempel und dem neuen höheren Königsschlosse und dem Porticus der römischen Wachen eine große Mauer aufführten; wichtiger war er im Processe des Apostels Paulus, den er statt des jüdischen Hohenrathes zu übernehmen genöthigt war, da Paulus auf Grund seines römischen Bürgerrechtes an den Kaiser appellirte, und so sein Forum das des Procurators war, von dem er nie einem fremden Gerichtshofe ausgeliefert werden durfte [3]). Nach des Apostels Zeugniß wußte er um die Paulinischen Streitigkeiten recht wohl, und war besser unterrichtet, als er selbst vorgab (Act. 25, 10). Auch trug er dem bald darauf ankommenden König Agrippa II. und seiner Schwester Berenice die Verhandlungen über jenen in Cäsarea vor. Diese verlangten Paulus zu sehen und selbst zu hören, damit bei seiner Absendung nach Rom genau über ihn berichtet werden könne. Im Gerichtszimmer des Palastes vor dem König und Festus verantwortete sich der gefangene Paulus. Festus selbst erklärte öffentlich die Anklage auf seinen Tod für unbegründet. Aber als Paulus in begeisterter und gründlicher Rede den wunderbaren Gang seiner inneren Entwickelung gezeigt, kamen doch dem kalten Weltsinn des Procurators der dogmatischen Probleme soviel vor, daß er, gewiß mit verdrießlichem Ernste, in die Worte ausbrach: Paule, du rasest; deine große Gelehrsamkeit macht dich rasen! Nach Übereinkunft mit Agrippa gewährte Festus das dringende Verlangen des Apostels, nach Rom abgeführt zu werden, und ließ ihn, nebst anderen Gefangenen, unter militairischer Bewachung dorthin einschiffen (Act. 27). — Festus hatte nicht lange die Procuratur Judäa's inne; seine Verwaltung war aber nach den Andeutungen des Josephus (Bell. Jud. II, 14, 1) frei von Ungesetzlichkeiten. Sein Nachfolger war Albinus. *(O. Gruber.)*

FESTUS, oder nach seinem vollständigen Namen **Sextus Pompejus Festus**, ein, wie es scheint, angesehener römischer Grammatiker, über dessen Lebensumstände wir jedoch durchaus nichts Näheres wissen, dessen Zeitalter sich daher auch keineswegs genau und sicher bestimmen läßt, da in dem seinen Namen tragenden, nur zum Theil in seiner ursprünglichen Gestalt auf uns gekommenen Werke sich keine Angaben finden, welche zu einer näheren Bestimmung seiner Lebenszeit führen können. Da in einer Stelle [1]) Martialis citirt wird, so muß Festus jedenfalls nach diesem Dichter gelebt haben; ebenso muß er vor Macrobius und Charisius [2]) fallen, da diese ihn kennen und aus seinen Werken Einzelnes anführen, mithin jedenfalls vor das Ende des vierten und den Anfang des fünften Jahrhunderts, welchem Charisius angehört [3]), in das Macrobius gleichfalls fällt [4]). Wenn daher Saxe [5]) den Festus um 398 p. Chr. ansetzt, so möchte diese Bestimmung eher für eine zu späte angesehen werden, und Festus jedenfalls noch etwas weiter aufwärts zu rücken sein; mag er nun wirklich, wie schon Vossius mit Bezug auf eine in dem Werke des Festus [6]) selbst vorkommende Äußerung anzunehmen geneigt war, unter den christlichen Kaisern gelebt zu haben, oder noch vor die Zeiten Constantin's des Großen und seiner Nachfolger, etwa gegen Ende des dritten, oder noch in den Anfang des vierten zu verlegen sein.

So wenig wir nun auch von der Person dieses Festus, von seiner Bildung und seinen Leistungen sonst überhaupt wissen, so hat er doch als Grammatiker für uns eine besondere Bedeutung erlangt durch ein größeres antiquarisch-lexikographisches Werk, oder vielmehr einen aus einem solchen Werke von ihm veranstalteten Auszug, der aber auch nur zum Theil in seiner ursprünglichen Gestalt noch vorliegt, zum andern Theil aber in einem davon in spätern Zeiten gemachten Auszuge vorhanden ist.

---

1) Über die Zeitbestimmung seines Antrittes ist Ungewißheit. Aus *Josephus*, vit. 25 ungefähr 815 ab u. c.; aus einer Zusammenstellung der Angaben bei *Josephus*, Antiq. Jud. XX, 8. 9 mit *Tacit.* Ann. XIV, 65 vermuthet man das Jahr 61 (auch 62), aer. Dion., 814 (815) R. C.; nach *Tacit.* Ann. XIII, 14 schon vor 809 R. C.; hierüber vergl. Winer, Bibl. Realwörterb. 1. art. *Festus.* not. 1. Hug, Einleit. zum N. T. 3. Ausg. 2. Bd. S. 279 fg. 2) *Joseph.* Antiq. Jud. XX. c. VIII, 10: καὶ οἱ *Σικάριοι* δὲ καλούμενοι, λῃσταὶ δ' εἰσὶν οὗτοι, τότε μάλιστα ἐπλήθυνον, χρώμενοι ξιφιδίοις παραπλησίοις μὲν τὸ μέγεθος τοῖς τῶν *Περσῶν* ἀκινάκαις, ἐπικαμπέσι δὲ καὶ παραπλησίοις ταῖς ὑπὸ *Ῥωμαίων* σίκαις καλουμέναις, ἀφ' ὧν καὶ τὴν προσηγορίαν οἱ λῃστεύοντες ἔλαβον πολλοὺς ἀναιροῦντες κ. τ. λ. Add. l. l. XX. VII, 5. 6. 3) cf. *Krebs*, De provocatione Pauli ad Caesarem, dissert. in opusc. acad. et scholast. p. 148 seq. — Auch *Plinius*, Ep. X, 971 von Christen: fuerunt alii similis amentiae, quos, quia cives Romani erant, adnotavi in urbem remittendos. — Coll. act. XXV, 12.

1) s. v. *Vespae* p. 158. ed. *Lindem.* 2) s. *Macrob.* Sat. III, 3. 5. 8. *Charisius* II. p. 196. Cf. *Barth*, Advers. II, 3. 3) s. meine Geschichte der römischen Literatur. §. 394 der dritten Ausgabe. 4) Ebendaselbst §. 395. 5) Onomastic. I. p. 463. 6) s. v. *supparus* p. 247 *Lindem.* p. 310 *Müll.*, wo der Zusatz: „at nunc supparos appellamus vela lina jam crucem expansa," auf eine Zeit hinweisen soll, in welcher schon das Kreuz zu Ehren gelangt war. Vergl. aber *Fabricius*, Bibl. Lat. T. III. Lib. IV. Cap. IV. sect. II. p. 320 seq. Dacier (Praef. zu Anfang p. 285. ed. *Lindem.*) tritt der Meinung des Vossius in sofern bei, als er gleichfalls den Festus in die Zeit der christlichen Kaiser verlegt.

Ebendieser Umstand läßt auch wol im Allgemeinen bei Festus auf eine spätere Zeit schließen, in der man die bedeutenderen Werke der Vorzeit, welche ihres großen Umfangs wegen minder gelesen und studirt wurden, durch Auszüge zugänglicher zu machen und ihren Hauptinhalt, bei dem zunehmenden Verfalle und dem Sinken aller wissenschaftlichen Bildung, auf diese Weise gewissermaßen zu erhalten bemüht war. In einer solchen, von dem Gute der früheren Zeit wissenschaftlicher Bildung zehrenden Periode machte sich jener, uns nicht weiter bekannte, in eigenen Leistungen schwerlich bedeutende Grammatiker Sextus Pompejus Festus an die Schriften eines der berühmtesten Grammatiker der Blüthezeit römischer Literatur, das M. Verrius Flaccus [7]), desselben, der als Erzieher der beiden Enkel des Augustus und noch mehr durch seine Schriften und durch seine gelehrte Thätigkeit zu so großem Ansehen gelangt war, der selbst noch den Augustus überlebte und unter Tiberius starb. Neben verschiedenen anderen Werken, die wir freilich auch nicht mehr besitzen und nur aus schwachen Bruchstücken oder einzelnen Anführungen noch kennen [8]), wie z. B. die libri rerum memoria dignarum, ein umfassendes, mit seiner übrigen gelehrten Thätigkeit im Einklang stehendes Werk, das Plinius und Gellius kannten und benutzten, die Schriften über Rechtschreibung und andere grammatisch-antiquarische Gegenstände [9]), war es zunächst ein größeres Werk, lexikographisch-antiquarischer Art: De verborum significatione, was die Aufmerksamkeit der spätern Zeit durch seinen Reichthum der wichtigsten und bedeutendsten Nachrichten über das römische Alterthum nach allen seinen Seiten hin, sowie über die ältere Sprache Roms und dergl. auf sich gezogen zu haben scheint, und dadurch die Veranlassung zu einem Auszug gab, der uns allerdings jetzt die Stelle des Originals vertreten muß, dessen Verlust er eben selbst wol herbeigeführt hat, wie dies ja auch bei manchen anderen Werken des Alterthums in ähnlicher Weise der Fall war [10]). Es muß ein äußerst umfangreiches Werk gewesen sein, jedenfalls aus mehr als 20 Büchern, in welche der Auszug den Inhalt zusammendrängte, bestehend, da z. B. dem einen Buchstaben P immerhin fünf Bücher mindestens gewidmet waren, wie aus einer Äußerung hervorzugehen scheint [11]); die Ordnung des Werkes scheint so ziemlich die alphabetische gewesen zu sein, wenn auch gleich nicht streng durchgeführt in Allem, sondern durch Rücksichten des Inhalts und der Verwandtschaft der Gegenstände hier und dort wol bestimmt [12]). Von diesem Werke, gewiß dem bedeutendsten, das aus des Verrius Hand hervorgegangen war, veranstaltete Festus unter Beibehaltung der Aufschrift (De verborum significatione) einen Auszug, in welchem jedoch, wie wir aus einer gelegentlichen Äußerung desselben ersehen [13]), die ganz abgekommenen und veralteten Ausdrücke, die von Verrius selbst für nutzlos anerkannt worden waren, übergangen, das Übrige aber möglichst kurz in den Raum weniger Bücher zusammengedrängt werden sollte; jene Ausdrücke sollten dann in einem anderen Werke, wovon jedoch keine weitere Spur auf uns gekommen ist, *Priscorum verborum* (libri) *cum exemplis* behandelt werden. Indessen scheint sich Festus bei diesem Auszuge, der auf 20 Bücher beschränkt war [14]), keineswegs blos auf das genannte Werk des Verrius Flaccus, dessen Titel De verborum significatione auch auf den Auszug überging, beschränkt zu haben, und überhaupt bei seiner Arbeit mit ziemlicher Freiheit verfahren zu sein, indem er die alphabetische Ordnung des Originals nur im Allgemeinen, in der Reihenfolge der einzelnen Buchstaben, nicht aber im Einzelnen, in den unter jeden Buchstaben fallenden Ausdrücken, beibehielt, Einzelnes, wie es die Natur des Auszuges mit sich brachte, gänzlich wegließ, oder auch kürzer faßte und in wenige Worte zusammenzudrängen suchte, darüber aber auch Manches verstümmelte oder entstellte, was bei einem solchen Verfahren kaum ausbleiben konnte, und uns wenigstens von den Fähigkeiten und der Bildung des Epitomators keinen ganz günstigen Begriff zurückläßt; dagegen scheint Festus, wiewol er aus eigenen Mitteln gewiß nur höchst Weniges beifügte [15]), doch auch aus anderen Schriften des Verrius [16]), namentlich aus der Schrift De Obscuris Catonis [17]), Einzelnes aufgenommen und seinen Excerpten angereiht zu haben, in denen wir, soweit wir sie überhaupt noch kennen, ebendeshalb eine feste Ordnung vermissen und nach einem bestimmten, dem Ganzen zum Grunde liegenden Plan uns vergeblich umsehen, zumal wenn wir die große Verschiedenheit dieser Excerpte in ihrem Umfange, wie in ihrer ganzen Fassung, die öfters nur kurz in wenigen Worten gehalten ist, bald ausführliche Erörterung liefert, in Erwägung ziehen, sowie auch die öfteren Wiederholungen eines und desselben Gegenstandes, die sich nur hie und da durch die größere oder geringere Ausführlichkeit von einander unterscheiden. In dieser Beziehung glaubte Müller [18]) gefunden zu haben, daß sich, sowol in den noch erhaltenen Theilen des Festus, wie in den die verlorenen

7) s. über ihn das Nähere in meiner Geschichte der römischen Literatur. §. 225. 226. 231 und 386 der dritten Ausg. 8) s. die Zusammenstellung aller Fragmente in den Ausgaben des Festus in *Gothofred.* Auctt. l. l. p. 110 seq. von Dacier und Lindemann (p. 293 seq.). Über die verschiedenen, hier in Betracht kommenden, Schriften des Verrius s. insbesondere *Müller*, Praefat. ad Fest. p. XIII sqq. 9) Wie z. B. De orthographia und Anderes; s. *Müller* p. XIV. XV. 10) s. unten Not. 13. 14. 11) s. *Festus s. v. Salva res est* p. 254 *Lind.*, und dazu die Erörterung von *Müller* p. XXX. 12) Cf. *Müller*, Praef. p. XXIX.

13) s. v. *Porricium* (p. 201. ed. *Lindem.* p. 218. *Müll.*): „— cujus (Verrii) opinionem neque in hoc neque in aliis compluribus refutare minime necesse est, cum propositum habeam, ex tanto librorum ejus numero intermortua jam et sepulta verba atque ipso saepe confitente nullius usus aut auctoritatis praeterire et reliqua quam brevissime redigere in libros admodum paucos. Ea autem, de quibus dissentio, et aperte et breviter, ut sciero, scripta in his libris meis invenientur. Inscribuntur priscorum verborum cum exemplis." 14) So viele Bücher nennt Paulus in der seinem Auszuge vorgesetzten Epistola ausdrücklich; was noch von der Handschrift, die das Werk des Festus enthält, vorhanden ist, bestätigt diese Abtheilung; vergl. *Müller*, Praefat. p. XXXI seq. 15) Wie z. B. in der oben Not. 1 angeführten Stelle, wo er den Martialis citirt. 16) s. *Müller*, Praefat. p. XXIX. 17) s. besonders *Gellius*, Noct. Att. XVII, 6; vergl. mit *Festus s. v. Recepticium* p. 233. ed. *Lindem.* (*Müller* p. XVI.) 18) s. Praefat. p. XVI seqq.

Theile uns ersetzenden Excerpten des Paulus, bei jedem der einzelnen Buchstaben zwei Hälften unterscheiden lassen, in deren ersten sich die einzelnen Artikel in einer der alphabetischen Ordnung wenigstens einigermaßen annähernden Folge an einander reihen, während in der anderen dieselbe gänzlich vermißt wird; dagegen hier eine gewisse Verwandtschaft des Gegenstandes in den einzelnen, zum Theil ausführlicher gehaltenen und gruppenartig zusammengestellten Artikeln bemerklich wird, insbesondere auch Glossen zu Cato (aus der Schrift De obscuris Catonis) und zu Plautus hier vorkommen; mancher Artikel, der in der ersten Hälfte, hier meist nur kurz gefaßt, vorkommt, wiederholt sich in der anderen Hälfte, wo er zuweilen auch ausführlicher gefaßt ist, ja er kehrt selbst mehr als ein Mal wieder. Wollte man diese, allerdings an dem Werke, wie es jetzt vorliegt, auffallende Erscheinung daraus zu erklären suchen[19]), daß Festus, indem er zuvörderst das größere Werk des Verrius Flaccus excerpirte und mit seinen Excerpten die erste Hälfte gebildet, dann auch noch andere Schriften desselben Verrius Flaccus benutzt, Einzelnes daraus excerpirt und seinen bereits vorliegenden Excerpten eines jeden Buchstabens nachträglich angereiht, oder auch eingeschaltet habe, woraus denn so die andere Hälfte entstanden, so wird auch so noch gar Manches ungewiß und zweifelhaft bleiben, insbesondere bieten sich auch hier Zweifel mancher Art gegen eine solche Trennung, wie sie bei jedem Buchstaben in zwei Hälften vorgenommen werden soll, dar, und wir vermögen kaum unser Bedenken zu unterdrücken, warum nicht auch in der angeblichen zweiten Hälfte eines jeden Buchstabens Manches ebenso gut, wie das in der ersten Hälfte Enthaltene, aus dem Werke De verborum significatione excerpirt sein sollte; zumal da wir die ganze Art und Weise, wie Festus arbeitete und excerpirte[20]), nicht kennen und, wie wir schon oben angedeutet, selbst zweifeln, ob er überhaupt einen bestimmten Plan seinem ganzen Unternehmen zu Grunde gelegt, und hiernach auch seine Arbeit, wie sein ganzes Verfahren bestimmt habe. In keinem Falle läßt sich ein solcher Plan in dem, was noch vorhanden uns vorliegt, ausfindig machen, so wenig als dies z. B. bei dem ähnlichen Werke eines anderen Grammatikers, des Nonius Marcellus der Fall ist, wo wir ebenso sehr Plan und Ordnung in den einzelnen Bestandtheilen seines lexikographischen Werkes vermissen[21]) und selbst zu vermuthen geneigt wären, daß es in einer keineswegs vollendeten, oder andernfalls nicht in seiner ursprünglichen Gestalt und Fassung auf uns gekommen sei.

Dieses Werk des Festus, oder vielmehr dieser von ihm gemachte Auszug aus dem ältern Werke des Verrius Flaccus De verborum significatione war jedenfalls noch zur Zeit des Isidorus von Sevilla, wie im Karolingischen Zeitalter vollständig erhalten; denn hier unternahm ein gewisser Paulus, der sich in der vorgesetzten, an Karl den Großen gerichteten, Epistola Pontifex nennt, einen Auszug, den er, um sich dem Kaiser, seinem Herrn, geneigt zu machen, und dessen literarische Schätze[22]) — wir wissen allerdings, wie Karl der Große auf Sammlungen von Büchern, oder, wie wir sagen würden, auf die Anlage einer Bibliothek Bedacht genommen hatte — mit einer fremden Leistung (da er Eigenes zu geben unfähig sei) zu vermehren, seinem Kaiser übergab, überzeugt von der Wichtigkeit des Inhaltes und dem vielen Interessanten, was darin enthalten sei, zumal da er zugleich bemüht gewesen, alles Überflüssige und minder Nothwendige wegzulassen, anderes Dunkle deutlicher auszudrücken, während er manches andere auch ganz so wie in dem Original gelassen habe[23]). Über diese Person dieses Paulus wissen wir weiter nichts; man hat ihn wol gewöhnlich für den bekannten Paul Winfrid gehalten[24]), der als Mönch zu Canossa starb, und daher auch als Paulus Diaconus zum österen angeführt, obwol er sich selbst nicht mit diesem Ausdrucke, sondern mit dem eines Pontifex bezeichnet, sodaß die Identität der Person zum mindesten zweifelhaft erscheint, von Müller[25]), auch wie es scheint, ganz aufgegeben worden ist. Paulus scheint bei seiner Arbeit hauptsächlich auf Abkürzen und Zusammenziehen des schon von Festus zusammengedrängten und abgekürzten Stoffes gesehen zu haben; daß er, wie er behauptet, Einzelnes selbst deutlicher zu geben versucht, und damit die Dunkelheiten in dem Werke des Festus beseitigt, erscheint kaum glaublich, wenn man über die Beschränktheit des Mannes, wie sie sich aus dem ganzen Producte, sowie insbesondere aus der Art und Weise, wie er, bisweilen selbst die ganze Structur einer Periode oder den Sinn eines Artikels entstellend, bei seiner Leistung verfahren, herausstellt, näher nachdenkt und sich so allerdings auch bald überzeugt, wie ein solcher Mensch keineswegs beachtungswerthe Zusätze seinem Auszuge anreihen oder überhaupt

---

19) Cf. *Müller* p. XXIX. 20) Müller spricht sich p. XXVI der Praefat. darüber in folgender Weise aus: „Quum Festus in excerpendis Verrii libris rationem secutus sit, paucis indicabo. Facillimam quidem ut videtur, cum plerumque ipsa Verrii verba apponeret et recideret tantum, quae ipsi minus scitu utilia videbantur. Sed talem, quae ex disputationis bene compositae et ad certum finem perductae corpore saepe lacera crebrisque vulneribus hiantia membra efficeret. Non diffiteor, Festum in exagitando Verrio satis strenuum non paucos ejus errores notasse, praecipue in interpretandis poetis, sed multo plures ipse negligentia sua intulisse videtur. Caeterum ex suo doctrinae penu paucissima addidit. 21) s. meine Geschichte der römischen Literatur, §. 389 der dritten Ausgabe.

22) s. mein Supplement III. der Geschichte der römischen Literatur (Karoling. Zeitalter). §. 6, besonders Not. 10. 23) Die eigenen Worte lauten: „Cupiens aliquid vestris bibliothecis addere, quia ex proprio perparum valeo, necessario ex alieno mutavi. Sextus denique Pompejus Romanis studiis affatim eruditus, tam sermonum abditorum quam etiam quarundam causarum origines aperiens, opus suum ad viginti usque prolixa volumina extendit. Ex qua ego prolixitate superflua quaedam et minus necessaria praetergrediens et quaedam abstrusa penitus stilo proprio enucleans, nonnulla ita, ut erant posita, relinquens, haec vestrae celsitudini legendum compendium obtuli etc. 24) s. mein Supplement I. der römischen Liter.-Gesch. §. 84. 25) Er sagt Praefat. ad Fest. p. XXXII: „Qui ille homo fuerit, non quaerimus, nisi quod id certum et testatum habemus, fuisse eum Christianae ecclesiae sacerdotem non infimi gradus, nam in Epistola ad Carolum Regem pontificem se dicit Caroloque magno fuisse aequalem."

demselben den Charakter einer selbständigen Arbeit verleihen konnte[26]); wir müssen im Gegentheile zufrieden sein, daß Paulus im Ganzen nur wenige und zwar selbst unbedeutende Zusätze sich erlaubt hat und auch diese sind wahrscheinlich aus anderen Schriften ähnlicher Art, die ihm noch vorlagen, entnommen und hierher übertragen worden. Die Ordnung und Folge, wie sie in dem Werke des Festus vorlag, scheint er im Ganzen beibehalten zu haben, einzelne Abweichungen abgerechnet, die vielleicht mehr durch Nachlässigkeit und Versehen veranlaßt, als durch eine bestimmte Absicht hervorgerufen worden sind, zumal da wir an mehren Stellen finden, wie Paulus selbst offenbare Fehler, die sich wol in der Handschrift, aus welcher er excerpirte, befanden, beibehalten und in seinen Auszug unverändert aufgenommen hat[27]).

Es hat sich aber dieser Auszug, welchen Paulus aus dem größeren Werke des Festus veranstaltete, allerdings noch vollständig in mehren Handschriften[28]) erhalten, welche, wie z. B. eine münchener aus dem eilften und eine wolfenbütteler, mindestens aus dem zehnten Jahrh., wo nicht noch früher, uns so ziemlich den reinen Text des Paulus liefern und in sofern allerdings die urkundliche Grundlage unseres Textes jetzt bilden, oder, wie eine berliner und leipziger, einen schon interpolirten, auch hie und da durch gelehrte Hände berichtigten oder veränderten Text enthalten, und daher, obwol keineswegs werthlos für die Kritik des Textes, doch den erstgenannten Handschriften jedenfalls weit nachstehen, da wir in ebendiesen doch immerhin die wahre Quelle des Textes zu suchen haben, indem auch die übrigen Handschriften, welche an anderen Orten[29]) sich von Paulus noch vorfinden sollen, nach dem, was darüber bekannt geworden ist, immerhin, im Vergleiche zu diesen beiden Handschriften, einen nur untergeordneten Werth besitzen mögen. Gedruckt erschien dieser Auszug zuerst in einer mailänder Ausgabe von 1471. 4. mit der Aufschrift: *Sext. Pompejus Festus* de verborum significatione[30]); ein erneuerter Abdruck scheint die Ausgabe zu sein, welche die Aufschrift führt *Festi Pompeji* liber optime emendatus. Jo. de Colonia et J. Manthem de Gerretzem etc., vom Jahre 1474. 4.[31]), dasselbe scheint der Fall zu sein bei zwei anderen, zu Rom 1475 und 1477. F., veranstalteten Abdrücken, ebenso auch mit dem der Ausgabe des Nonius Marcellus zu Parma 1480. F. angehängten Abdrucke[32]). In allen diesen Ausgaben erscheint unter dem Namen des Festus De verborum significatione nur der von Paulus daraus gemachte Auszug, an welchen dann, zuerst durch einen gewissen Conagus[33]) das, was inzwischen, von dem Werke des Festus selbst, von dem Buchstaben M an, bekannt geworden war, angereiht oder vielmehr damit zusammengeworfen und in einer Weise verbunden ward, welche keineswegs auf eine genaue Trennung oder Scheidung dessen, was dem Auszuge des Paulus und dessen, was dem echten Festus angehört, Bedacht nahm und dadurch eine oft störende Verwirrung hervorbrachte, wie dies sich in den neu erscheinenden Ausgaben des Jo. Bapt. Pius zeigt, welcher zuerst in Verbindung mit Nonius und Varro diesen Paulus-Festus lieferte, zu Mailand 1510 und in den davon veranstalteten pariser Abdrücken von 1511 und 1519, sowie in dem von Aldus Manutius besorgten Werke: Cornucopiae Perotti (Venetiis 1513. fol.), und öfters in der Folge 1517. 1526. u. s. w.

Fragen wir nun aber näher, worin denn eben das bestanden, was von dem Originale, das Paulus excerpirte, also von dem echten Festus, inzwischen bekannt geworden war, so erhalten wir darüber, da der erste Herausgeber Conagus sich nur kurz und in einer keineswegs befriedigenden Weise darüber äußert[34]), zuerst einige nähere Aufschlüsse durch den nächsten Herausgeber Antonius Augustinus, dem auch das große Verdienst, zuerst eine genaue Scheidung des Festus und des Paulus vorgenommen und so eigentlich zuerst einen Festus, wenn auch der Natur der Sache nach, keinen vollständigen, geliefert zu haben, zuzuerkennen ist. Wir ersehen aus der Vorrede seiner Ausgabe, wie eine freilich nicht vollständige Handschrift des Festus, aus Illyrien angeblich, nach Italien und hier in die Hände des Pomponius Lätus[35]) gekommen war, wie dieser den größeren Theil dieser Handschrift, mit einziger Ausnahme weniger Blätter, die er zurückbehalten, einem gebildeten Griechen Manilius Rallus überließ, wie diese Handschrift dann aus der Erbschaft des Cardinal Michael Silvius in den Besitz des Cardinal Farnese kam und mit den übrigen handschriftlichen Schätzen der Farnesischen Bibliothek im Jahre 1736 von Parma nach Neapel wanderte, wo sie jetzt noch aufbewahrt wird, und nach den früheren Benutzungen durch den genannten Augustinus und nach ihm durch Ursinus in neuester Zeit durch eine genauere Vergleichung von Arndt's für Müller's Ausgabe näher bekannt geworden ist[36]). Es ist dies der leider mehrfach beschädigte und selbst verstümmelte Codex Farnesianus, der aus dem eilften oder zwölften Jahrh., wie man gewöhnlich annimmt, stammt und in seinen 41 Pergamentblättern uns allein noch diesen kostbaren Rest

26) Vgl. die einzelnen Belege bei *Müller*, Praefat. p. XXXII. 27) Cf. *Müller* p. VIII. XXXII seq. 28) s. das Nähere bei *Müller*, Praefat. p. IX seqq. und *Lindemann*, Praefat. p. XI seq. 29) s. bei *Müller* p. XI seq. 30) s. bei Ebert, Bibliogr. Lexik. Nr. 7495. 31) Sie befindet sich in Göttingen; s. Schweiger, Handbuch der classischen Bibliogr. II, I. S. 351. *Müller*, Praefat. p. XXXV. 32) s. Schweiger a. a. O. 33) s. das Nähere bei *Müller* p. XXXV seq. und daselbst die Stelle aus der Vorrede der Ausgabe des Jo. Bapt. Pius.

34) An dem Net. 33 angeführten Orte. 35) Dort sagt er unter Anderem (s. bei *Lindemann* p. 291, bei *Müller* p. II.): „— Unus adhuc liber (Festi) exstabat totius cladis superstes, sed qualis victis commilitonibus et occisione occisis, miles truncis naribus, altero oculo effosso, mutilo altero brachio, cruribus fractis repit alicunde. *Ejus libri advecti, ut ferunt, ex Illyrico habuit aliquas pagellas Pomponius Laetus*, ut Pius, ut Politianus scripserunt, *majorem libri partem Manilius Rallus*. Ab his Angelus Politianus librum accepit, agnovit et exscripsit etc. etc." Aus den von Müller (a. a. O.) angeführten Worten des Pius (in *Gruteri* Lampad. I. p. 411) und Politianus, auf welche Augustinus sich beruft, geht aber ganz bestimmt und unzweifelhaft die Ansicht hervor, die wir in dem Texte, in Übereinstimmung mit Müller, aufgestellt haben. 36) s. das Nähere bei *Muller*, Praefat. p. III seq.

des Alterthums erhalten hat; denn die bemerkten, von Pomponius Lätus zurückbehaltenen Blätter, nach welchen Augustinus, wie Ursinus genaue Abdrücke lieferten (Schedae Pomponii Laeti gewöhnlich genannt), sind leider jetzt verschwunden[37]), ohne daß wir jedoch wol die Hoffnung ganz aufzugeben haben, daß sie in irgend einem Orte zu Rom verborgen, dereinst wieder aufgefunden werden können.

Diese Handschrift, welche Müller[38]) muthmaßlich sogar für eine Copie derjenigen Handschrift halten möchte, nach welcher Paulus seinen Auszug veranstaltete, enthält aber leider nur den halben Festus, indem sie mit dem Buchstaben M beginnt und von hier an allerdings bis an den Schluß mit dem Buchstaben V reicht, sodaß wir also neben dem vollständigen Auszuge des Paulus aus Festus das Werk des Festus oder den Auszug desselben aus Verrius Flaccus zur Hälfte etwa noch besitzen, wenn nicht, was freilich kaum zu erwarten, ein neuer glücklicher Fund[39]) uns auch die verlorene erste Hälfte wieder zuführt und damit uns in den Besitz des ganzen Auszugs setzt, den wir leider jetzt, in der einen Hälfte, nur durch einen noch mehr verstümmelten und abgekürzten Auszug kennen, was wir bei der ungemeinen Wichtigkeit des Ganzen um so mehr zu beklagen alle Ursache haben. Denn wir finden in den verschiedenen Erklärungen und Erörterungen, wie sie in diesem lexikographisch angelegten Werke zu jedem einzelnen Ausdrucke beigefügt sind, und bald die Sprache, die Etymologie, Synonymik und dergl., bald und noch öfters sachliche Gegenstände betreffen, zumal in der ausführlicher gehaltenen anderen Hälfte, die den vollen Festus, wenn auch gleich theilweise verstümmelt und lückenhaft, enthält, einen wahren Schatz der wichtigsten, das gesammte, zunächst römische Alterthum berührenden Angaben, Notizen und Nachrichten, wie wir sie nirgendswo sonst finden, sodaß dieses Glossar, wenn man es so nennen will, für unsere Kenntniß der römischen Staatsverhältnisse, des Rechtes, des Privatlebens, des Cultus, kurz alles dessen, was in den Kreis der römischen Antiquitäten gezählt zu werden pflegt, einen unschätzbaren Werth besitzt, der auch in Bezug auf die Sprache und Literatur, namentlich die ältere, in Bezug auf Etymologie, Grammatik, Synonymik und dergl. nicht geringer anzuschlagen ist, und uns sowol einen Begriff dessen geben kann, was wir zu erwarten hätten, wenn das große Werk des gelehrten Verrius Flaccus selbst uns noch zugänglich wäre, dessen umfassende Kenntnisse und Gelehrsamkeit auch aus diesem, zum Theil wenigstens, zwiefach verstümmelten und beschnittenen Auszuge erkennbar ist.

Ebendiese Bedeutung des Ganzen war es auch unstreitig, welche einen Augustinus und seine Nachfolger bewog, den noch erhaltenen Resten desselben eine um so größere Aufmerksamkeit zu schenken, und ebenso sehr durch einen sorgfältigen Abdruck des Textes, wie durch genaue Unterscheidung der einzelnen Bestandtheile, des Paulus und des Festus, für den Gebrauch zugänglicher und auch verlässiger zu machen.

Rühmliche Erwähnung verdient hier, eben wegen dieser Eigenschaften einer scharfen Ausscheidung des Festus und eines möglichst getreuen Abdrucks seiner Reste, die Ausgabe, welche die Grundlage der folgenden bildet: *M. Verrii Flacci* quae exstant et *Sext. Pompeji Festi* de verborum significatione libri XX. Ex bibliotheca *Antonii Augustini* (Venetiis 1559 und 1560.), dann auch aufgenommen in *Ant. Augustini* Opera. (Lucae 1765. fol.) T. VII. p. 525—666. Auf dieser Ausgabe beruht durchaus die von Joseph Scaliger gelieferte, durch glückliche und sinnreiche Verbesserungen, scharfsinnige Erörterungen werthvolle Ausgabe: *M. Verrii Flacci* quae exstant et S. Pompeji Festi de verborum significatione libri XX et in eos *Joh. Scaligeri* castigationes nunc primum publicatae. Apud *Petr. Santandreanum* 1575 und Lutetiae 1576. Einen ganz genauen, in den Seitenzahlen den einzelnen Columnen der Handschrift entsprechenden, Abdruck dessen, was in dem oben erwähnten Farnesischen Codex des Festus sich findet, begleitet mit einigen Bemerkungen, lieferte Fulvius Ursinus unter dem Titel: *Sext. Pompeji Festi* de verborum significatione fragmentum ex vetustissimo exemplari bibliothecae Farnesianae descriptum. (Romae 1581. [gedruckt], 1582 [ausgegeben]); es ward wieder abgedruckt zu Paris 1583 apud *Petr. Santandreanum*, und auch dem von demselben Buchhändler 1584 und 1593 veranstalteten Wiederabdrucke von Scaliger's ebenerwähnter Ausgabe beigefügt, und auch in dem Abdrucke des Festus und Paulus (nach der von Augustinus vorgenommenen Ausscheidung) bei Gothofredus (Auctores Ling. Lat. [Genev. 1595. 1602. 1622. 4.]) berücksichtigt. Eine die Ergebnisse der früheren Herausgeber vereinigende, aber wenig Neues von Belang bringende Ausgabe lieferte Dacier unter dem Titel: *S. Pompeji Festi* et *Marii Verrii Flacci* De verborum significatione libri XX notis et emendationibus illustravit *Andr. Dacerius*. In usum Delphini. Lutetiae Paris 1681. 4. (und wiederholt Amstelodami 1699. 4.) In der neuesten Zeit ist durch die Bemühungen von zwei teutschen Gelehrten der Text des Paulus, wie des Festus auf seine urkundliche Grundlage möglichst zurückgeführt, und in einer Weise berichtigt worden, wie dies unter den obliegenden Verhältnissen, nach den bis jetzt bekannt gewordenen handschriftlichen Quellen, nur immer möglich war, zuerst von Friedrich Lindemann im Tomo II. des Corpus Grammaticorum Latinorum Veterum (Lipsiae 1832. 4.), wo zuerst der Text des ganzen Paulus, dann ebenso, was von Festus noch erhalten ist, geliefert ist, und daran reihen sich Commentarii in Paulum et Festum, welche einen mit den eigenen Bemerkungen des Herausgebers vermehrten Abdruck der Noten früherer Erklärer, wie solches in Dacier's Ausgabe zusammengestellt war, liefern und so dieser Ausgabe, neben ihrem kritischen Werthe auch den einer Collectivausgabe verleihen; dann von K. O. Müller: *Sexti Pom-*

37) Müller p. V. seq. 38) s. l. c. p. XIII. (cap. I. §. 3.)
39) In einem jetzt zu Montpellier befindlichen Palimpsest sollen sich Stücke des Festus befinden; so schreibt Libri im Journal des Savants. 1842. p. 42.

pei Festi De verborum significatione quae supersunt cum *Pauli* Epitome emendata et annotata a *Carolo Odofredo Muellero* (Lipsiae 1839. 4.), welcher durch die oben schon erwähnte genaue Collation der Farnesischen Handschrift unterstützt, das Ganze in einer ebenso getreuen, als lesbaren und für den Gebrauch zweckmäßigen Weise liefert und dem durchaus getreuen Abdruck der Reste des Festus die Excerpte des Paulus auf jeder Seite gegenüberstellt, während sich die zur richtigen Würdigung des Textes und seiner ganzen Beschaffenheit beigegebenen Noten unter dem Texte finden. Ein beachtenswerther Abdruck ist auch: *M. Verrii Flacci* fragmenta, post editionem Augustinianam denuo collecta et digesta *S. Pompei Festi* fragmentum ad fidem *Ursiani* exempl. recensitum; subjectis aliorum suisque nott. et indicibb. ed. *A. E. Egger.* (Paris. 1839. 12.) (*Bähr.*)

FETELMACHUS, ein schottischer König im vierten Jahrhundert. Nach dem Tode des Königs Fincomarchus strebte er, nebst seinen zwei Vettern, Romachus und Angus oder Äneas, nach dem erledigten Throne, obgleich Fincomarchus zwei Söhne hinterlassen hatte. Es gelang Romachus, seine beiden Nebenbuhler zu verdrängen und auf den Thron zu gelangen. Seine Tyrannei stürzte ihn aber bald wieder von demselben herab; er ward ermordet und Äneas kam als König an seine Stelle. Doch Nectan, der König der Picten, erhob sich wider ihn, schlug und tödtete ihn in einem blutigen Treffen, und Fetelmachus, der dritte Prätendent, folgte ihm jetzt in der Regierung. Er setzte den Kampf gegen die Picten fort, erschlug ihren König, verwüstete ihr Land, wurde aber bald darauf durch seinen Harfenspieler, den die Picten hierzu gedungen, aus dem Wege geräumt, worauf Eugen I., der rechtmäßige Thronerbe, zur Regierung gelangte. (*Guthrie's* Hist. of Scotland. T. I.) (*A. Herrmann.*)

FETI (Dominico), geb. zu Rom 1589, wurde von Cigoli unterrichtet, ging dann mit dem Cardinale Federico, nachherigem Herzog von Mantua, nach Mantua, wo er sich nach den Werken des Giulio Romano vervollkommnete. Er malte viel in Öl für die Kirchen und Galerien, doch sind die meisten seiner Werke Staffeleigemälde. Von einem größeren, das er für die dasige Akademie ausführte, die Vervielfältigung der Brode, sagt Lanzi[1]), hier sind mehr große Figuren, als großartige, aber mannichfaltig verkürzt und meisterhaft gemalt. Eins seiner Frescogemälde, welches er im Chore des Doms zu Mantua ausführte, hat nicht das Verdienst, wie seine Ölmalereien. Dieser verdienstvolle Künstler, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, ergab sich einem ausschweifenden Leben, welches seine Jahre verkürzte; er starb zu Venedig im 35. Jahre 1624. Über seinen Styl sagt ein neuerer Kunstrichter[2]), „Dominicus Feti, ein Römer, setzte sich mit Darstellungen der in der Bibel vorkommenden Parabeln in Ansehen; der Styl, in welchem er arbeitete, ist nicht vorsätzlich niedrig; sinkt aber doch oft bis zur gemeinen Natur herab. Im Ausdrucke herrscht Geist und Leben, im Colorit Kraft, die Wirkung ist zuweilen gut. Da die Figuren selten über einen Fuß hoch sind, so möchte man der Behandlung etwas mehr Fleiß und Zartheit wünschen." Ungefähr 30 Blätter sind nach diesem Meister gestochen. (*A. Weise.*)

FETIALES. So heißen die Glieder einer priesterlichen Genossenschaft Roms, in der wir ein alt-italisches Institut erkennen, das bereits vor der Gründung Roms in Italien heimisch, dann auch nach Rom übertragen ward, und hier eine Ausbildung und Gestaltung erhielt, die es, wie alle religiösen Institute der Art, mit dem ganzen Staatswesen in innige und enge Verbindung brachte, und darum zugleich als ein politisches Institut uns betrachten läßt.

Für den alt-italischen Ursprung des Ganzen spricht zuvörderst der Name, der keineswegs seine nächste Wurzel im Griechischen hat, und demnach auf griechische Abkunft, wie des Wortes, so auch der damit bezeichneten Sache, hier also des ganzen priesterlichen Institutes mit allen seinen Einrichtungen, seinem Wirkungskreise und seiner amtlichen Thätigkeit uns zurückführt; und dieser Name kommt in den uns erhaltenen schriftlichen Urkunden des Alterthums auf doppelte Weise geschrieben vor, bald Fetiales, bald Feciales; da indessen die Inschriften auf Stein, sowie auch die griechische Schreibung des Wortes in der Schreibung Fetialis übereinstimmt, und diese Form selbst etymologisch sich eher nachweisen und begründen läßt[1]), so hat jetzt diese Schreibung als die richtigere und ursprünglichere meistens und wol mit allem Recht den Vorzug behalten. Noch weniger kann von Foecialis oder Faecialis die Rede sein, da diese Schreibweisen ohne alle Autorität als fehlerhaft und falsch zu betrachten sind[2]). Auffallend ist es übrigens, wie wenig gleichförmig die Griechen in ihrer Sprache die lateinische Form wiedergegeben haben; so gebraucht Dionysius von Halikarnaß in der Hauptstelle von den Fetialen (Antiqq. Romm. II, 72) die Form Φετιάλιοι, während wir bei Plutarch bald Φετιαλεῖς (Vit. Camill. 18), bald Φετιάλεις und Φετιάλιοι antreffen, wie z. B. beides in der von der Gründung dieses Institutes handelnden Stelle Vit. Num. 12, wo wir die ältere Lesart Φετιάλιοι, die auch noch in den Quaest. Romm. p. 279 B sich findet, und Φετιαλεῖς[3]), obwol der neueste Herausgeber, der an der andern Stelle Φετιαλεῖς beibehielt, auch hier dies beibehalten hat, keineswegs als die richtige, sondern als eine aus dem Ithacismus hervorgegangene falsche Schreibung betrachten, wie dies auch Leopold zu der Stelle S. 303 seiner Ausgabe Not. k richtig erkannt hat. Und da die genannten Schriftsteller nicht verfehlen, nicht blos über

1) Lanzi 2. Th. S. 281. 2) Winkelmann und sein Jahrh. S. 187. Vergl. Fiorillo, Geschichte der Malerei in Italien. 1. Th. S. 171.

1) s. darüber die ausführliche Erörterung von Hagenbuch in *Orelli*, Inscriptt. Collect. I. p. 392 seq., nebst dem auch dort von Orelli angeführten *Marini*, Gli Atti de' fratr. Arval. p. 708. 714. 754. Vgl. auch *Noltes*, Lexic. Antibarb. p. 103. Schneider, Elementarlehre der lat. Sprache I. S. 251. 2) s. *Nolten* l. l. und das dort Angeführte. 3) Bei Dio Cassius (4, 4) steht auch Φητιάλιος.

die Etymologie des Wortes und den daraus hervorgehenden Sinn und die Bedeutung desselben sich auszusprechen, sondern sogar ausdrücklich eine Art von Übersetzung beifügen für ihre griechischen Leser, wie z. B. Dionysius a. a. O.[4]) οὗτοι δ' ἂν εἶεν κατὰ τὴν Ἑλληνικὴν καλούμενοι διάλεκτον εἰρηνοδίκαι; welchen Ausdruck auch Appian (Samnit. III, 5) gebraucht, oder Plutarch a. a. O. sie εἰρηνοφύλακες oder εἰρήνης φύλακας umschreibt, womit sich noch ähnliche Erklärungen, wie σπονδοφόροι (*Dionys.* I, 21) oder εἰρηνοποιοί (*Plut.* Quaest. Romm. p. 279 B) verbinden lassen, so möchte selbst daraus für die alt-italische und lateinische Abkunft des Wortes, wie dann auch der Sache, sich immerhin ein Beweis entnehmen lassen. Freilich sind die römischen Schriftsteller späterer Zeit, welche mit der Erörterung solcher in den Kreis der römischen Alterthümer, Staatseinrichtungen und Religionen fallenden Institute sich beschäftigt haben, selbst nicht einig in Bezug auf die Ableitung und Erklärung des Wortes, was uns ebenso wieder einen Beweis für das Alter der Sache selbst, der die spätere Zeit schon ferner lag, abgeben mag. Nach Festus, wie wir aus den Excerpten des Paulus ersehen (p. 91. ed. *Lindem.*), sind Fetiales a *feriendo* dicti; apud hos enim belli pacisque faciendae jus est; wo wir wol es beklagen dürfen, die ausführlichere Notiz, wie sie in dem Festus, oder noch ausführlicher bei Verrius enthalten war, jetzt zu vermissen, und mit einer so kurzen, so wenig genügenden Notiz uns begnügen zu müssen. Denn daß umfassendere Erörterungen darüber nicht blos von den genannten beiden Gelehrten, sondern auch namentlich von Varro und Andern gegeben worden waren, zeigen uns nicht blos die Fragmente des Varro, bei Nonius, der wahrscheinlich aus diesem Schriftsteller die eigene Erklärung entnahm, die er uns jetzt über die Fetiales vorlegt, sowie eine Äußerung des Varro in der Schrift: De Lingua Latina, als auch insbesondere das, was an verschiedenen Stellen Servius in seinem Commentar zur Äneis mittheilt, was aus verschiedenen Quellen entnommen oder vielmehr zusammengetragen scheint. Wenn die Angabe des Festus uns an den Ausdruck ferire (foedus) denken läßt, so weisen uns auf foedus insbesondere Stellen des Servius ad *Virgil.* Aen. I, 62: „Foedus autem dictum vel a *foecialibus*, i. e. sacerdotibus [qui olim foedales dicebantur], per quos fiunt foedera: vel a porca, foede lacerata, hoc est lapidibus occisa, ut ipse (VIII, 641);" oder ad IV, 242: Sicut enim per *fetiales* [a federe (dictos)] bella indicebantur etc.;" vergl. ad VIII, 641, wo er auch auf die Ciceronische Ableitung des Wortes foedus von fides hinweißt, obwol Cicero (Off. I, 7) fides vielmehr von fieri („quia fiat, quod dictum est") in der Weise der Stoiker ableitet. Und an foedus, wie an fides lassen uns auch selbst die Worte des Varro (De L. L. V, 86) denken: „*Fetiales* fidei publicae inter populos praeerant. Per hos enim *fiebat*, ut justum conciperetur bellum et ut *foedere fides* constitueretur. Ex his mittebant antequam conciperetur, qui res repeterent et per hos etiam nunc *fit foedus*[5])." Daher auch Joh. Friedr. Gronovius[6]) sich für die Ableitung von foedus aussprach, und so auch gewissermaßen Ritter[7]), in sofern er von feido, feides, feidera, wie die alten Römer gesprochen, bei dem darauf erfolgten Übergange des Diphthongen ei in oi oder oe, ableitet Foediales, und daraus, in Folge der später eingetretenen Veränderung des Buchstaben d in t, Faetiales, wofür denn auch, in Folge einer Verwechselung in der Aussprache, Foeciales gesagt worden. Es bedarf wol kaum einer weitern Erinnerung über das Willkürliche, das in diesem Ableitungsversuche, wie in ähnlichen liegt, die theils in früheren Zeiten, theils in neuester Zeit gemacht worden sind, wie z. B. a *facienda fide*, wofür man schwerlich die Autorität des Plutarch[8]), der sich ganz allgemein ausgedrückt hat, wird anführen können, oder, wenn man mit G. J. Vossius[9]) an eine Ableitung a fatu, a fando denken will, in sofern die Fetiales vor Beginn des Krieges als Gesandte an den Beleidiger abgesendet werden, um für die angethane Unbill Genugthuung oder Entschädigung, Zurückgabe des Geraubten zu verlangen, als oratores, wie es in der von Nonius citirten Stelle des Varro heißt, der hier allerdings etwas, was in der Amtsthätigkeit der Fetialen mit inbegriffen war, berichtet, ohne daß man daraus je eine solche Ableitung, die von einer Nebenhandlung, nicht aus dem Grundbegriffe hergeleitet wäre, wird rechtfertigen können. Und ebenso wenig können wir eine Ableitung aus dem Sanskrit[10]), von vatsch, d. i. reden, sprechen, woher auch vates, richtig finden, da, auch abgesehen von allem Andern, Sprechen und Reden gewiß nicht das war, was ursprünglich Wesen und Grundcharakter des Fetialen bildete. In dieser Beziehung möchte die von Ramshorn[11]) angenommene Abkunft oder Verwandtschaft mit dem schwedischen fittja, dem isländischen fitia, dem Ausdrucke vetten, d. i. verbinden, mit dem teutschen Feite und Vetter jedenfalls dem Grundbegriffe näher kommen, so wenig sie auch sonst uns anspricht und gar zu weit hergeholt erscheint. Dieser Grundbegriff aber, den wir in die Vornahme einer heiligen Handlung, einer Opferhandlung setzen, führt uns eben auf die von Festus schon angedeutete Ableitung zurück, welche uns dies in dem feierlichen Abschlachten des Opfers, durch den dazu verordneten Priester, zur Besiegelung und Heiligung des Actes, um dessen willen die heilige Handlung vorgenommen wird, — ferire victimam, ferire foedus, — deutlich genug erkennen läßt. Wir werden darauf weiter

4) Ebenso auch VI, 89, wo Φετιάλεις wol in Φητιάλεις zu verwandeln ist.

5) Vergl. dazu die Erörterungen bei Ritter am gleich anzuführenden Orte Not a. S. 203. 6) De pecun. vet. p. 411. 7) Diss. De fetialibus Romm. Cap. I. §. 6. p. 203 ap. *Martini.* 8) Vit. Num. Cap. 12: οἱ μὲν γὰρ Φητιάλιοι εἰρηνοφύλακές τινες ὄντες, ὡς δ' ἐμοὶ δοκεῖ καὶ τοὔνομα λαβόντες ἀπὸ τῆς πράξεως, λόγῳ τὰ νείκη κατέπαυον κ. τ. λ., wobei man ebenso gut an ferire und das bei Bündnissen, Verträgen und dergl. stattfindende Opfer denken kann. 9) De vit. sermon. I, 15. Etymolog. s. v. p. 247. Döderlein (Synonymik VI. S. 128) leitet Fetiales mit fides und foedus von πιθεῖν ab. 10) s. Lindemann zu Festus S. 433. 11) Synonymik der lateinischen Sprache. Nr. 574.

unten, wo von dem Geschäftskreise der Fetialen die Rede ist, insbesondere soweit er auf den Abschluß von Verträgen jeder Art sich bezieht, noch zurückkommen.

Fragen wir nun nach dem Ursprunge dieses priesterlichen Institutes in Rom, wo es uns allein noch näher bekannt ist, so versichert uns Dionysius da, wo er näher von diesem Institute aus dem Grunde handelt, weil es, wie er sagt, bei den Griechen nicht einheimisch sei (Antiqq. Romm. II, 72), daß Numa Pompilius dieses Priesteramt zuerst in Rom gestiftet, und zwar bei der Gelegenheit, als er mit den Fidenaten, wegen eines diese bedrohenden Krieges, vorher noch in Unterhandlungen habe treten wollen. Ob Numa dazu das Muster von den Aequicolern, wie Einige meinen, oder von den Ardeaten, wie Gellius schreibe, hergenommen, will Dionysius selbst nicht entscheiden; nur dabei bleibt er, daß vor Numa dieses Institut in Rom nicht bekannt gewesen. Auch Plutarch legt ausdrücklich dem Numa die Gründung dieser Priesterschaft an zwei Stellen bei (Vit. Num. 12. Camill. 18); und wir glauben nicht, daß dieser Angabe die von Livius (I, 32) mitgetheilte Nachricht durchaus widerspricht, wornach Ancus Marcius diesem Institute eine weitere Ausdehnung und Regelmäßigkeit verliehen, nicht aber, wie etwa aus des Livius Worten [12]) (obwol nicht mit gehörigem Grunde, wie wir wenigstens glauben) entnommen werden dürfte, dasselbe in Rom erst einführte; was den Livius mit sich selbst in Widerspruch setzen würde, indem er (I. 24) schon bei einem früheren Vorfall unter Tullus Hostilius des Fetialis ausdrücklich erwähnt und seine feierliche Handlung beschreibt, wie dies auch in der andern Stelle der Fall ist. In sofern mag es denn vielleicht auch minder auffallen, wenn bei Cicero [13]) ebendiesem Könige, dem Tullius Hostilius, das beigelegt wird, was nach der ersten Stelle des Livius Ancus Marcius gethan haben soll. Es scheint sonach das ganze von Numa eingeführte Institut nicht sowol etwas ganz Neues gewesen zu sein, als vielmehr eine in den Städten Latiums schon vor Roms Gründung bestehende Einrichtung, welche dann, gleich andern ähnlichen, den Cultus, wie den Staat betreffenden Einrichtungen, auch in die neugegründete Tiberstadt verpflanzt ward. Finden wir doch noch selbst später (432 u. c.) bei den Samniten im Kampfe mit den Römern die Fetiales erwähnt (*Livius* VIII, 39), welche demnach auch bei diesem Volksstamme eingeführt gewesen sein müssen. Um so weniger werden wir uns entschließen können, die Fetialen, welche Numa, der Sabiner, in Rom einführte, den Sabinern, wie überhaupt den Stämmen sabinischer Abkunft, abzusprechen [14]), und den andern in Mittelitalien wohnenden Völkern, welche für Stämme griechischer oder pelasgischer Abkunft gelten sollen, allein beizulegen, und damit zugleich das ganze Institut der Fetialen für ein ursprünglich pelasgisches zu erklären, wozu uns eine sichere und bestimmte Grundlage fehlt, zumal da die angeblich pelasgische Abkunft ebendieser Stämme und Völker Mittelitaliens, welche schon vor Rom das Institut und das Recht der Fetialen kannten, ja selbst noch so ungewiß ist, so manchen Zweifeln und Bedenken unterliegt, endlich auch die einzige Stelle des Dionysius, welche hierher gezogen werden kann, zu allgemein gehalten ist; was um so mehr zu beachten ist, als Dionysius, wie wir gesehen, das Institut der Fetialen, die er an jener Stelle gar nicht nennt, wol kannte und, eben weil es den Griechen fremd sei (ἐπειδήπερ οὐκ ἔστιν ἐπιχώριον Ἕλλησι τὸ περὶ τοὺς εἰρηνοδίκας ἀρχεῖον), an einer andern Stelle (II, 72) näher beschreibt. An jenem Orte (I, 21) spricht er von den von ihm als pelasgisch bezeichneten Städten Falerii und Fescennium, in welchen sich noch manche der alten, unter Griechen gebräuchlichen, Sitten erhalten, wie z. B. im Waffenschmucke, in dem Tragen argolischer Schilde und Speere, sowie auch darin, daß sie, wenn sie einen Krieg anfangen oder einbrechende Völker abwehren wollen, und demgemäß ein Heer über das Weichbild (ὑπὲρ τῶν ὅρων) senden, diesem einige Priester (ἱεροί τινες ἄνδρες) unbewaffnet mit Opferspenden (ἄνοπλοι, σπονδοφόροι) vorangehen lassen. Hier ist wol von etwas die Rede, was einige Ähnlichkeit mit dem, was in der Bestimmung der Fetialen allerdings auch lag, bietet, aber keineswegs darin das alt-italische Institut der Fetiales in seiner bestimmten Form und Ausbildung erkennen läßt.

Suchen wir nämlich die Grundidee, aus welcher dieses Institut hervorgegangen, so ist dies allerdings eine Ansicht, die wir ebenso gut im alten Griechenland, wie im alten Italien antreffen, eine Ansicht, die mit gewissen völkerrechtlichen Ideen und Grundsätzen zusammenhängt, wie sie sich mit dem Beginne eines geordneten Staatslebens, also mit der ersten Anlage und Gründung von Staaten aus einem roheren Culturzustande, den wir als die erste Epoche im Leben der Menschheit überhaupt ansehen, nothwendig bilden, da sie mit eine Bedingung der Existenz eines neu geschaffenen Staates und einer Vereinigung Mehrer zur Erreichung gemeinsamer Zwecke, gemeinsamer Sicherheit, wie gemeinsamer Wohlfahrt bilden, und ebendarum auch wieder mit religiösen Ansichten und Vorstellungen, auf welchen das erste Staatsleben der Menschheit ruht, zusammenhängen, ja vielmehr durch sie getragen und gehoben, mit einem religiösen Charakter begabt, dann zugleich als ein integrirender Theil der Religion, d. h. des mit dem Staatsleben ganz innig verbundenen Cultus, erscheinen. So werden diese mit dem Beginne der Staaten sich nothwendig entwickelnden völkerrechtlichen Ideen zu Religions- und Glaubensartikeln, deren Handhabung und Pflege einen heiligen, priesterlichen Charakter annimmt, welcher uns die damit Beauftragten ebenso gut und zunächst als Priester, wie als Staatsbeamten betrachten läßt, alle Handlungen derselben aber gleichsam zu gottesdienstlichen Ceremonien, und darum bei-

12) Sie lauten: „Ut tamen, quoniam Numa in pace religiones instituisset, a se bellicae caerimoniae proderentur nec gererentur solum, sed etiam indicerentur bella aliquo ritu, *jus ab antiqua gente Aequicolis, quod nunc fetiales habent*, descripsit, quo res repetuntur." Vergl. auch *Aurelius Victor*, De viris illustr. 5. 13) De republ. II, 17: „— constituitque jus, quo bella indicerentur; quod per se justissime inventum sanxit fetiali religione, ut omne bellum, quod denuntiatum indictumque non esset, id injustum esse atque impium judicaretur." 14) So Göttling, Geschichte der römischen Staatsverfassung. S. 20. 22.

lig und unverbrüchlich, unter den Schutz der höchsten Götter selbst gestellt, erhebt. In diesen Kreis religiös-politischer Institute gehört offenbar auch das Institut der Fetiales, das wir in einer bestimmten Form nur in dem alten Italien antreffen, womit indessen nicht gesagt sein soll, daß nicht in anderer Weise, in einer anderen Form auch anderswo ähnliche Institute im Alterthume, aus derselben Grundidee und Grundanschauung hervorgegangen, gewissermaßen dieselbe Sache äußerlich darstellen konnten, wie dies z. B. in dem alten Griechenland ebenso gut der Fall war.

Mit der Anlage und Gründung von Staaten, monarchischen, oder theokratischen, oder republikanischen, innerhalb bestimmter Grenzen und Formen, tritt zugleich das Bedürfniß hervor, die Verhältnisse, wie des Einzelnen im Innern, so des Ganzen nach Außen hin, in der Weise zu ordnen und zu regeln, daß selbst Streitigkeiten mit den Nachbarn, und die daraus, bei dem Mangel gegenseitiger Nachgiebigkeit, entstehenden Kämpfe gewissen, für beide Theile gültigen, Normen unterstellt werden, welche dies eben nur dadurch sein können, daß sie als heilige Satzung und göttliches Gebot, als Religionshandlungen, als heilige Gebräuche, durch Priester vollzogen, von beiden Theilen gleichmäßig anerkannt werden. Sie sollen zuvörderst dazu dienen, den Kampf wo möglich abzuwenden und Versöhnung der streitenden Theile herbeizuführen; wo nicht, so sollen sie wenigstens den Kampf möglichst regeln und auf bestimmte Normen zurückführen, welche eher ein Ende desselben absehen lassen; sie sollen insbesondere den angreifenden Theil, der, eben durch seinen Angriff, eines Frevels in den Augen der Götter sich schuldig gemacht und dadurch ihrer Rache sich ausgesetzt hat, davor gewissermaßen sicher stellen, und den Angriff, den Kampf als etwas, wozu man gezwungen ist, als Nothwehr, entweder zur Vertheidigung oder Wiedererlangung des eigenen Guts, oder als Rache und Vergeltung für erlittene Unbilde, darstellen, wobei man ebendeshalb nicht den strafenden Zorn der Götter, sondern ihren Schutz und Beistand in dem Kampfe, der nun erst als ein rechtlicher erscheint und kein bloßer Raub- oder Plünderungszug ist, zu erwarten hat. Bedenken wir aber, daß die Kriege der ältesten Zeit in Hellas, wie in Italien unter den einzelnen, noch nicht zu größerer Ausdehnung gelangten, sondern meist auf ein kleines Territorium beschränkten Staaten meist in gegenseitigen Raubfehden oder Grenzstreitigkeiten und dergl. ihre Veranlassung hatten, so mußte man zunächst darauf Bedacht nehmen, durch die Absendung von Gesandten, Herolden und dergl. Rückgabe des Geraubten oder Genugthuung wegen der angethanen Unbill zu erzielen, ehe man zu den Waffen griff, weil man dann, wenn eine solche Bemühung fruchtlos geblieben war, im Falle des Kampfes auch des Beistandes und des Schutzes seiner Götter desto sicherer war. Ebendieser Umstand gab aber schon früh in Hellas dem Amte eines Herolden[15]) (Κῆρυξ) eine besondere Bedeutung und ein besonderes, selbst priesterliches Ansehen, dadurch aber zugleich Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Person; Hermes, der Götterbote und Götterherold, war selbst der große Κῆρυξ, unter dessen Schutz und Obhut alle irdische Herolde stehen, von dem selbst die Geschlechter abstammen, aus deren Mitte die Herolde genommen werden; denn die Würde eines solchen Herolds war erblich in bestimmten Geschlechtern, welchen von der ältesten Zeit an eine solche Auszeichnung zu Theil geworden war, und es stellen sich ebendadurch diese Geschlechter als eine Art von priesterlichen, als Priestergeschlechter dar, in welcher Beziehung wir nur an das Geschlecht der Cerycees zu Athen[16]), welche von Ceryx, dem Sohne des Hermes, abstammten, oder an die Talthybiaden zu Sparta, welche von Talthybius, dem Herolde des Agamemnon, abstammten[17]), und von diesem ihrem Anherrn das Amt eines Heroldes in ihrer Familie bewahrten und von Sohn auf Sohn vererbten, erinnern. Wenn auf diese Weise ihr Amt als ein heiliges erscheint, mit der Ausübung gewisser gottesdienstlicher Verrichtungen, Opfer, Litaneien und dergl. verbunden ist, sie selbst aber, als äußeres Abzeichen ihres heiligen Berufs, in ihrer Hand einen Lorbeer- oder Olivenstab (Κηρύκειον), um welchen zwei Schlangen geflochten sind, oder auch einen mit Wolle umwundenen und mit Früchten geschmückten Stab (εἰρεσιώνη), tragend, ihre Sendung vollziehen, an welche sich ebenso wol die Beilegung des drohenden Streites, als die feierliche Kriegserklärung im Falle des Mislingens knüpft, so finden wir auch später, wo die weiter ausgebildeten Staatenverhältnisse in Fällen der Art die Absendung besonderer Staatsmänner und erfahrener Diplomaten, zu geschickter Führung der Verhandlungen nöthig machten, denselben auch immer noch einen solchen Κῆρυξ beigegeben, welcher die aus alter Zeit bestehenden, zur Gültigkeit des Ganzen nothwendigen religiösen Gebräuche zu vollziehen und zu besorgen hatte, damit auch von dieser Seite nichts versäumt oder verfehlt werde. Ward hingegen etwas der Art versäumt, kein Herold abgesendet, der Genugthuung verlangt, oder, im Falle der Verweigerung einer solchen, unter strenger Beobachtung der bestimmten Formen und Ceremonien, den Krieg feierlichst ankündigt, so galt der Kampf als ein gleichsam außer allem göttlichen und menschlichen Rechte stehender, als ein nicht auszugleichender, als ein Vernichtungskrieg, auf Leben und Tod geführt; es ist ein πόλεμος ἄσπονδος καὶ ἀκήρυκτος[18]), wie ihn die Griechen in bezeichnender Weise nennen, und wie ihn selbst auf römische Verhältnisse, wie z. B. auf den Kampf der Römer mit den Samniten, der Grieche

---

15) s. *Pollux* VIII, 103 seq. Vergl. die Abhandlung von *G. Ch. Harless*, De praeconibus apud Graecos. (Jenae 1765. 4.) s. auch Potter, Griech. Archäolog. 2. Bd. III, 7. S. 135 fg. Ritter a. a. O. I. §. 5. S. 109.

16) s. *Pausan.* I, 38, 3.

17) s. *Herodot.* VII, 134—137.

18) s. die Nachweisungen bei C. Hermann, Handbuch der griech. Staatsalterth. §. 10. Not. 3 und die schöne bildliche Anwendung des Ausdrucks bei *Plutarch.* Aristid. 1. Auch bei *Herodot.* VI, 82 πόλεμος ἀκήρυκτος; s. daselbst meine Note T. III. p. 148. Vergl. insbesondere auch *Thucyd.* I, 53. 146. II, 1. *Demosthenes*, De falsa legat. p. 392: ὅτε γὰρ τὴν προτέραν ἐπῄειμεν πρεσβείαν, τὴν περὶ εἰρήνης, κήρυκα ὑμεῖς προαπεστείλατε ὅστις ἡμῖν σπείσαιτο κ. τ. λ.

Appianus [19]) nicht unpassend angewandt hat, in sofern, wie wir gleich sehen werden, ja ähnliche Ansichten, Anordnungen und Verhältnisse auch in Italien und Rom ebenso wie in Griechenland vorkommen. In Rom, oder vielmehr in Italien, mußten aber diese auf gewissen Grundanschauungen des Alterthums beruhenden und so durch die Natur gewissermaßen selbst hervorgerufenen Verhältnisse eine noch viel festere und strengere Form annehmen, da hier die Macht und das Ansehen priesterlicher Gesellschaften, die ganze Verbindung des Staats und der Religion, das gegenseitige Durchdringen aller politischen, wie aller religiösen Institutionen, in einer noch weit innigeren und auch bleibenderen Gestalt erscheint, als in Hellas, in welchem der Einfluß priesterlicher Institutionen dem sich immer mehr selbständig entwickelnden Staatsprincipe weichen und auf gewisse Ceremonien und dergleichen beschränken mußte, während das ganze Staatswesen der italischen Völker, insbesondere auch der Stadt Rom, das priesterliche Element ganz in sich aufgenommen, und damit auch zu einem integrirenden Theile desselben, der freilich nur Staatszwecken diente, gemacht hatte.

Von diesem Standpunkte aus hat man das ganze Institut der **Fetialen**, wie es als eine alt lateinische Einrichtung in Rom einmal aufgenommen, hier gewiß auch, mit der größeren Ausdehnung der Stadt, auch weiter ausgebildet und mit den Staatszwecken in innigere Verbindung gebracht ward, zu betrachten. Wenn in den lateinischen Orten, von welchen dasselbe nach Rom gekommen sein soll, die Fetialen ursprünglich wol in ähnlichen Verhältnissen gedacht werden können, wie jene *Κήρυκες* im älteren Griechenland, so erhoben sie sich in Rom, das alle religiöse Institute mit besonderer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit pflegte, in sofern sie nämlich seinen politischen Zwecken, es sei nach Außen, oder nach Innen, zu dienen geeignet waren, bald zu einer Stufe, auf welcher wir dieselben, gleich anderen der höheren Priestergenossenschaften mit politischer Geltung, und dem daraus hervorgegangenen äußeren Ansehen bekleidet erblicken. So gut wie das Collegium der Pontifices oder der Auguren, um von den Salii, Luperci u. a. nicht zu reden, erscheinen die Fetialen als ein Collegium, welches daher auch Livius (XXXVI, 3) bestimmt als Collegium Fetialium aufführt, während uns Inschriften einen Sacerdos Fetialis ebenso wie einen Pontifex Fetialis nennen [20]). Die Zahl der Glieder, ursprünglich gewiß beschränkt auf Wenige, scheint später ausgedehnt worden zu sein, indem, nach einer Stelle aus Varro's drittem Buche, De vita populi Romani [21]), dieselbe zu **zwanzig** angenommen werden dürfte, von welchen nach Niebuhr [22]), der diese Zahl schon als die ursprüngliche, bei der ersten Anordnung des ganzen Instituts, bestimmte, ansieht, **zehn** dem Stamm der Rhamnenses und **zehn** dem der Titienses entnommen sein sollten. Ob übrigens die **Zwanzigzahl** eine so feste, abgeschlossene und stehende Zahl war, oder ob sie die in einem oder auch mehren einzelnen Fällen angenommene war, läßt sich nicht ganz sicher aus der Stelle des Varro entnehmen. Das aber wird sich nicht in Abrede stellen lassen, daß sie jedenfalls aus den vornehmeren, patricischen Geschlechtern, wenigstens in der früheren Zeit, genommen wurden, wie dies auch Dionysius von Halikarnaß (II, 72 init.) ausdrücklich versichert. Die Fetialen, sagt er, sind Männer, aus den besten Familien (*ἐκ τῶν ἀρίστων οἴκων*) erwählt, und bekleiden ihr priesterliches Amt auf Lebenszeit. Es ist daher wol auch anzunehmen, daß in ähnlicher Weise, wie auch bei den anderen Priestercollegien, ihre Wahl durch Cooptation stattgefunden [23]), und daß späterhin dieses Vorrecht dem Collegium der Fetialen ebenso gut, wie den übrigen Collegien durch die Lex Domitia (649 u. c.) entzogen und den 17 durchs Loos bestimmten Tribus übertragen worden, daß also dieselben Bestimmungen und dieselben Wechselfälle, welche dieses Gesetz im Verfolge bis zur Kaiserzeit erlitten, auch auf das Collegium der Fetiales anwendbar sind.

An der Spitze des Collegiums stand, wir wissen freilich nicht, mit welcher Autorität, der, der den auszeichnenden Namen Pater mit dem Zusatze patratus führte, und bei Servius (ad *Virgil.* Aen. IX, 53; cf. ad X, 14) als Princeps fetialium bezeichnet wird [24]), ohne Zweifel, weil ihm der Hauptantheil bei den feierlichen und religiösen Verrichtungen, bei der Opferhandlung, der Spende, der Litanei u. s. w. zukam, und darauf hin deutet auch Livius den Ausdruck selbst, indem er sagt (I. 24): „*Pater patratus* ad jusjurandum *patrandum*, id est *sanciendum*, fit foedus", während Plutarch in den Quaest. Rom. 62. p. 279 B seq. eine ganz andere Erklärung versucht, die sich an die von ihm vorher angeführte, uns sonsther nicht bekannte Angabe knüpft, daß Pater patratus, welcher unter den Fetialen das größeste Ansehen habe, derjenige heiße, dessen Vater noch lebe, der selbst Kinder habe, und auch jetzt noch eines besonderen Vorrechtes und Vertrauens genieße, in sofern ihm der Feldherr diejenigen zur Bewachung anvertraue, welche wegen ihrer Schönheit und Jugend einer sorgfältigen und sittsamen Verwahrung bedürftig seien. Soll, fragt Plutarch, in der Scheu vor den eigenen Kindern und in der Furcht vor dem eigenen Vater der Grund zu suchen sein? oder soll er in dem Nomen patratus, d. i. **vollendet, vollbracht** liegen, da er Vater und Sohn zugleich ist, da er als Sohn einen Vater hat, mit dem er sich berathen, als Vater einen Sohn, für welchen er sich berathen kann? Wir können ihn weder in dem einen noch dem anderen finden, und suchen ihn vielmehr einfach in der schon von Livius gegebenen Erklärung, wornach es den bezeichnet, welcher vorzugsweise, und gleichsam im Namen der Andern, das heilige Geschäft vornimmt, die heilige Handlung vollzieht und vollendet [25]). Eine andere

---

19) Samn. III, 1. 20) s. bei *Orelli*, Collect. Inscriptt. I. p. 392 seq. 21) Bei *Nonius* s. v. *Fetiales* p. 529. 22) Röm. Geschichte I. S. 336.

23) So meint auch **Ritter** §. 8. S. 207 fg. 24) In dem von Huschke edirten Büchlein: Incerti auctoris magistratuum et sacerdott. P. R. Expositt. inedd., heißt es p. 3: „Pater patratus sacerdotibus fetialibus praepositus erat." Vergl. dazu **Huschke** S. 127. 25) über patrare, in gutem, später im schlimmen, Sinne gebraucht, vergl. *Quintilian*, Inst. Or. VIII, 3.

Deutung hat unlängst Huschke[25]) vorgeschlagen, die wir hier lieber mit dessen eigenen Worten mittheilen wollen: „— quod is quodammodo pater populi sui existimatus sit, non verus sed patratus, hoc est, pater factus; in bellis namque ac foederibus propria vis populi, qua omnes singuli quasi unus sunt, uno de semine creti, potissimum requiritur:' quare populus tanquam populus agere non videbatur nisi is, qui personam ejus sustineret, patris loco censeretur."

Daß der Pater patratus, wie überhaupt die Fetialen bei Ausübung ihrer Functionen auch durch eine eigene, der Würde angemessene, Tracht sich auszeichneten, läßt sich schon im Allgemeinen nicht bezweifeln, und geht auch insbesondere aus den Angaben des Dionysius (II, 72) hervor, welcher den mit einer Sendung in die feindliche Stadt beauftragten, aus den übrigen Fetialen dazu erwählten Fetialen (also wol von dem Pater patratus) mit priesterlichem Gewand und Inful, wodurch er vor den Andern kenntlich sei, auftreten läßt: *κεκοσμημένος ἐσθῆτι καὶ φορήμασι ἱεροῖς* ist sein Ausdruck. Bei *φορήματα* ist wol an die wollene Binde zu denken, welche auch Livius[27]) dem Fetialen bei der feierlichen Handlung zutheilt; wobei wir auch daran erinnern können, daß das Kleid, das sie trugen, von Wolle, nie von Linnen war, wie Servius ausdrücklich versichert[28]). Weiter kann auch gedacht werden an den von demselben Servius[29]) erwähnten Kranz, aus dem der heiligen Stätte des Capitols entnommenen Kraute Verbena[30]), das ist zunächst wol Rosmarin, dann aber auch jedes andere heilige Kraut, das zu solchen Zwecken verwendet ward, wie Lorbeer, Myrte und dergl. Und der mit einem solchen, Heiligkeit und Unverletzlichkeit verleihenden, Kranze um das Haupt geschmückte und feierlich auftretende Fetialis wird von Plinius (H. N. XXII, 2. s. 3) mit dem Ausdrucke Verbenarius aufgeführt.

Gehen wir auf die eigentliche Thätigkeit der Fetialen und die Bestimmung dieses priesterlich-politischen Instituts in Rom über, so hat Cicero[31]) dieselbe aus einer älteren, wir wissen nicht genau aus was für einer, Quelle in der Kürze mit den Worten bezeichnet: „Foederum, pacis, belli, induciarum oratores, *fetiales* judicesve [duo][32]) sunto, bella disceptanto." Ausführlicher hat sich Dionysius von Halikarnaß über den Geschäftskreis der Fetialen ausgesprochen (II, 72), obwol hinzufügend, daß es nicht leicht sei, alle den Fetialen obliegende Geschäfte zu durchgehen, ihrer Menge wegen, und daß er nur einen kurzen Umriß davon zu geben beabsichtige. Hiernach hatten dieselben Sorge zu tragen, daß kein ungerechter Krieg von Rom wider einen verbündeten Staat unternommen werde; sie hatten ferner die Gesandtschaft an einen den Römern bundbrüchig gewordenen Staat zu übernehmen, und zuerst in Worten Genugthuung und Recht zu verlangen, im Falle einer Verweigerung dann aber den Krieg zu bestätigen. Ebenso hatten sie, wenn Völker, die mit Rom im Bunde waren, von diesem Unrecht erlitten zu haben glaubten und deshalb Recht verlangten, zu untersuchen, ob wirklich etwas Bundeswidriges ihnen angethan worden, und falls sie die Beschwerde gerecht fanden, die Schuldigen zu ergreifen und an den Beleidigten auszuliefern; sie hatten ferner über jede den Gesandten zugefügte Beleidigung Recht zu sprechen, über die Bundesrechte zu wachen, Frieden abzuschließen und, wenn er nicht nach den heiligen Gesetzen abgeschlossen scheine, ihn ungültig zu machen; endlich auch über gesetzwidriges Benehmen der Feldherren, soweit es gegen Eid und Bündnisse verstoße, zu erkennen und es zu sühnen.

Nach dieser allgemeinen Erörterung des Geschäftskreises der Fetialen erscheint derselbe allerdings als ein sehr ausgedehnter, tief in alle Staatsverhältnisse eingreifender, und dadurch diesem Institute allerdings eine Bedeutung verleihend, wie sie wol aus der oben ausgeführten Grundidee des Ganzen hervorgeht, auch in den älteren Zeiten wol in voller Kraft und Geltung bestanden haben mag, zur Erreichung der oben bezeichneten allgemeinen Zwecke, wie sie das Staatswohl in jenen einfachen Zuständen des beginnenden Staats- und Völkerlebens allerdings erheischte. Aber es darf auch nicht übersehen werden, wie mit der sich immer mehr über seine nächsten Grenzen über Italien und dann selbst außerhalb desselben sich ausdehnenden römischen Herrschaft, der Geschäftskreis der Fetialen, wie ausgedehnter, so auch schwieriger, und mit der Politik, die Rom so groß gemacht, die es zur Weltherrschaft gebracht hat, nicht wol mehr vereinbar war; und wie in Folge dessen das Institut der Fetialen, ohne aufgehoben zu werden, was den Grundprincipien der römischen Staatspolitik zuwider gewesen wäre, doch sein Wesen und seine eigentliche Bestimmung in sofern verlor, als es zu einer bloßen Formalität herabsank, so gut, wie z. B. das Institut der Auguren; daß man es aber, um es zu den Zwecken des Staates zu gebrauchen, wol beibehielt, weil es aus alter Zeit bestanden, und eben durch seine äußere Erscheinung, durch die Formen, mit denen es ausgestattet war, allerdings auf die ungebildeten, rohen und abergläubischen Massen noch einen Eindruck hervorzubringen fähig war, durch welchen der unternommene Krieg — mehr oder minder ein Eroberungskrieg — einen rechtlichen Schein annahm, und alle gewaltsamen Maßregeln, die im Gefolge eines solchen Krieges waren, durch diesen Schein eines völkerrechtlichen Verfahrens beschönigt wur-

44 mit Burmann's Note; s. auch Corte zu Sallust. Catil. 18 fin. *Drakenborch* ad *Liv.* XLII, 30. *Florus* II, 15 init.: „bellum patratum (id est, confectum) est."

26) a. a. O. S. 128. 27) I, 32: „Legatus — capite velato *filo* (*lanae velamen* est) — inquit." 28) ad *Virgil.* Aen. XII, 120: „Atqui Fetiales et Pater patratus, per quos bella vel foedera confirmabantur, nunquam utebantur vestibus linteis." 29) Ibid.: „Verbena proprie est herba sacra, sumpta de loco sacro Capitolii, qua coronabantur Fetiales et Pater patratus foedera facturi vel bella indicaturi." s. *Livius* XXX, 43. 30) *Festus* s. v. *Sagmina* (p. 252 *Lindem.*): „Sagmina vocantur verbenae, id est, herbae purae, quia ex loco sancto arcessebantur a Consule Praetoreve legatis proficiscentibus ad foedus faciendum bellumque indicendum." s. Hartung, Religion der Römer I. S. 200. 31) De Legg. II, 9, nebst Dirksen, Versuche zur Kritik und Auslegung der Quellen des römischen Rechts. S. 343. 32) Jetzt mit Moser und Andern ausgelassen; s. in dessen Ausg. S. 215 fg. 629.



den [33]). Die strenge und fast ängstliche Beobachtung dieser Formen hat allerdings den Römern im Alterthume den Ruhm einer großen Gewissenhaftigkeit zugewendet, die der Grieche Dionysius (II, 71) auch hinsichtlich dieses Instituts so sehr hervorhebt, daß er davon das große Glück herleitet, mit dem die Römer alle ihre Kriege geführt; denn, setzt er hinzu, es wird sich zeigen, daß sie alle ihre Kriege aus den heiligsten Beweggründen angefangen und daher auch in Gefahren stets des Wohlwollens der Götter sich zu erfreuen hatten [34]). Nur ein, unter Beobachtung aller der Formen, über welche die Fetialen zu wachen hatten, unternommener Krieg hieß bei den Römern ein gerechter, ein frommer (pium), wie sich Varro [35]) ausdrückt, mit welchem Cicero [36]) vollkommen übereinstimmt, wenn er als Grundsatz des römischen Volkes ausspricht: „omne bellum, quod denuntiatum indictum non esset, id *injustum* atque impium esse,“ oder an einer andern Stelle [37]): „Ex quo (fetiali populi Romani jure) intelligi potest, *nullum bellum esse justum*, nisi quod aut rebus repetitis geratur, aut denuntiatum ante sit et indictum.“ Wir haben hier freilich nicht an den wahren Sinn und die Bedeutung der Worte justus und pius zu denken, sondern nur die äußere Seite ins Auge zu fassen, welche in äußeren Formen das zu ersetzen oder zu verhüllen sucht, was an innerem Gehalte abgeht; womit wir jedoch nicht leugnen wollen, daß in der früheren Zeit auch ein innerer Gehalt an diese äußeren Formen sich geknüpft, und ihnen die Anwendung gegeben, welche in dem Sinne und in der Bestimmung der ganzen Einrichtung als Grundlage zu erkennen ist.

Gehen wir demnach auf das Einzelne über, so ist es kaum glaublich, daß, wenigstens in einer längern Zeit Roms, die Fetialen, wie des Dionysius Worte doch anzudeuten scheinen, gewissermaßen die Frage über Krieg und Frieden entschieden, und dadurch ein Recht ausgeübt, was Senat und Volk in gleicher Weise [38]) in Anspruch nahmen; auch selbst der Ausdruck bella disceptanto bei Cicero scheint so etwas kaum in sich enthalten zu können; wol aber mögen sie vor dem Ausbruche des Krieges nicht sowol über das Materielle der Sache, als das Formelle zu Rathe gezogen worden sein; wol mögen sie, nachdem der Entscheid erfolgt war, zur Ausführung der dem wirklichen Anfange des Krieges vorausgehenden letzten Versuche einer Abwendung desselben durch Beilegung des Zwistes, sowie zur Vollziehung der mit der feierlichen Kriegserklärung verbundenen Ceremonien, gebraucht worden sein, eben weil sie ja Personen mit priesterlichem, also heiligem, Charakter begabt waren, deren Auftreten desto größeren Eindruck hervorzubringen geeignet war. In solcher Weise sehen wir wirklich die Fetialen in zwei Fällen, wie Livius berichtet, zu Rathe gezogen, in dem einen Falle, als das Volk bereits den mit Philipp von Macedonien zu führenden Krieg (552 u. c.) beschlossen hatte (jussisset), und nun der Consul die Fetialen zu Rathe zieht: „bellum quod indiceretur regi Philippo, utrum ipsi utique nunciari juberent, an satis esset, in finibus regni quod proximum praesidium esset, eo nunciari? fetiales decreverunt, utrum eorum fecisset, recte facturum“ [39]). Ist hier die Vernehmung der Fetialen etwas Anderes, als eine bloße Formalität? und selbst die Antwort des Fetialen gibt dies sattsam zu erkennen. Einen andern, nicht völlig zehn Jahre darauf, 561 u. c. vorgekommenen Fall, in welchem sich die Fetialen auf diese frühere Entscheidung berufen, erwähnt derselbe Livius (XXXVI, 3) in der Geschichte des Krieges mit Antiochus. Acilius, der Consul, wendet sich in Folge eines Senatsbeschlusses an das Collegium der Fetialen mit der Anfrage: Ipsine utique regi Antiocho indiceretur bellum, an ad praesidium nunciaretur? et num Aetolis quoque separatim indici juberent bellum? et num prius societas eis et amicitia renuncianda esset, quam bellum indicendum? Die Fetialen geben die Antwort: Jam ante sese quum de Philippo consulerentur, decresse, nihil referre, ipsi coram an ad praesidium, nunciaretur. Amicitiam renuntiatam videri, quum legatis, toties repetentibus res, nec reddi nec satisfieri aequum censuissent. Aetolos ultro sibi bellum indixisse etc. etc. War nicht auch hier schon längst die Frage über den Krieg selbst entschieden? handelte es sich um etwas mehr, als um einige Formalitäten in der Art und Weise der Ankündigung eines längst und fest beschlossenen Krieges, in der scheinbar gewissenhaften Beobachtung einiger völkerrechtlichen Formen, also um eine Nebensache, welche der Hauptsache, der Entscheidung des Krieges, untergeordnet ist?

Hauptsächlich zeigt sich, zumal in den früheren Zeiten Roms, die Thätigkeit der Fetialen dann, wenn Rom von irgend einem Nachbarstaate beleidigt worden war, oder es wenigstens zu sein glaubte, und deshalb, bevor es zu den Waffen griff, Versuche der Beilegung auf

33) Von diesem Standpunkte aus ist die Stelle des Lactantius (Divv. Institt. VI, 9), die man irrig für einen Ausspruch Cicero's nahm und in dessen Bücher De republica (III, 13) eintrug, zu würdigen: „Quantum a justitia recedat utilitas, populus ipse Romanus docet, qui per *Fetiales* bella indicendo et *legitime* injurias faciendo semperque aliena cupiendo atque rapiendo possessionem sibi totius orbis comparavit.“ Vergl. auch die Bemerkungen von Osenbrüggen (De jure belli et pacis Romann. p. 22 seq.), der jedoch, und mit allem Rechte, auch auf die Verschiedenheit der Zeit aufmerksam macht. 34) Diese Ansichten des römischen Volkes lassen sich auch in den Worten erkennen, welche Livius (XXXVIII, 45) den Gesandten Roms in einem streitigen Falle (um 565 u. c.) in den Mund legt: „Vultis ergo haec omnia pollui et confundi? tolli *fetialia jura*? nullos esse *fetiales*? fiat, pace deûm dixerim, jactura religionis: oblivio deorum capiat pectora vestra“ etc. 35) Bei *Nonius* s. v. p. 529: „quod bellum nullum nisi pium putabant geri oportere.“ 36) De Republ. II, 17. 37) De Offic. I, 11. §. 36; *cf.* III, 29 fin., wo Baier auf Baumgarten-Crusius (De sacerdotibus Rom. epiplemat. [Lips. 1803. 4.] I. p. 18—22. II. p. 40 seq.) verweist; s. jetzt insbesondere *Osenbrüggen* l. c. p. 21—23 und daselbst die Worte: „justum igitur bellum est, quod suscipitur omnibus ex ordine perpetratis quae usus et ritus postularent, bellum igitur justo more inceptum.“ 38) *Polyb.* VI, 12: „ὑπὲρ εἰρήνης ὁ δῆμος βουλεύεται καὶ πολέμου.“ Ein Mehres darüber bei *Osenbrüggen* p. 29. 39) s. *Livius* XXXI, 8.

friedlichem Wege in der Bitte um Genugthuung oder Rückgabe, oder Schadenersatz mittels Absendung der Fetialen anstellte, die hier in ihrer eigentlichen Sphäre, wie sie wol ihre ursprüngliche Bestimmung auch war, uns entgegentreten. Und diesen Mittelpunkt ihrer ganzen Wirksamkeit, und damit auch ihrer Bestimmung, hat insbesondere Nonius [40]) aufgefaßt, wenn er unter Bezug auf zwei Stellen Varro's aus dessen Büchern: De vita populi Romani, folgende Definition der Fetialen gibt: *Fetiales* apud veteres Romanos erant, qui sancto legatorum officio ab his, qui adversum populum Romanum vi [41]) aut rapinis aut injuriis hostili mente commoverant, pignora facto foedere jure repetebant, nec bella indicebantur, quae tamen pia vocabant, priusquam *id* [42]) fuisset fetialibus denuntiatum.

Es hatten also die Fetialen in dem Falle irgend einer Beleidigung, die dem römischen Staat oder dessen Angehörigen von Bewohnern eines fremden Staats oder von diesem selbst widerfahren war, die feierliche Genugthuung von demselben, sowie die gebührende Entschädigung, im Falle eines erlittenen Verlustes, zu verlangen. Da nun in den früheren Zeiten wenigstens, Raubzüge, mit dem Wegschleppen von Menschen und Vieh und der Verheerung der Fruchtfelder, Entführung von Früchten und anderer Habe die nächste und hauptsächlichste Veranlassung dazu gaben, so wird dieses Geschäft der Fetialen, eben weil es sich meist auf die Rückerstattung der geraubten Habe, die sie verlangen, bezieht, mit dem Ausdrucke repetere res [43]) bezeichnet, der freilich dann aber auch in weiterem Sinne von jeder Art der Entschädigung oder Genugthuung, welche für das zugefügte Unrecht verlangt wird, genommen, daher auch von den Griechen durch die Redensart *τὰ δίκαια αἰτεῖν* [44]) wiedergegeben wird. Auch handelte es sich ja in solchen Fällen nicht immer blos um die Rückgabe des Geraubten, oder eine Entschädigung, einen Ersatz dafür, sondern z. B. auch um Auslieferung dessen, der die Unbild sich erlaubt hatte, namentlich da, wo der Staat, welchem der beleidigende Theil angehörte, und von welchem die Beleidigung, von welcher Art sie auch sein mochte, ausgegangen war, ein mit Rom verbündeter Staat war [45]); in einem solchen Falle, wo nämlich ein römischer Bürger durch einen Auswärtigen eines solchen Staats beleidigt worden war, oder Unrecht erlitten hatte, ward durch den Fetialen die Auslieferung desselben nach Rom verlangt, wo er dann wegen der begangenen Rechtsverletzung vor ein Gericht gestellt wurde, welches die Sache entschied. Dieses Gericht bildeten die Recuperatores, die, weil sie allerdings mit den Fetialen in einer gewissen Berührung stehen, von Manchen, wie z. B. unlängst von Collmann [46]), sogar für identisch mit den Fetialen erklärt worden sind, während sie doch, schon als ein richterliches Collegium, das über gewisse völkerrechtliche Fragen oder über damit zusammenhängende Rechtsfragen zu entscheiden haben, von den mehr als ein priesterlich-politisches Institut erscheinenden Fetialen gänzlich verschieden sind und daher auch von denselben wol getrennt werden müssen [47]). Denn diese erscheinen hier nur als Abgeordnete, als Gesandte, mit einem priesterlichen, heiligen und darum unverletzlichen Charakter begabt, als Wortführer des beleidigten Theiles, und für diesen Genugthuung und das gebührende Recht verlangend, als legati, als oratores, wie sie von Varro [48]) ausdrücklich in dieser Beziehung genannt werden: „priusquam indicerent bellum iis, a quibus injurias factas sciebant, *fetiales legatos* res repetitum mittebant *quatuor*, quos *oratores* vocabant.“ Wir dürfen daraus wol auch abnehmen, daß die Zahl der Glieder einer solchen feierlichen Gesandtschaft wol in der Regel auf vier bestimmt war; obgleich auch Fälle vorkommen, in welchen eine geringere Zahl angetroffen wird. So werden wir z. B. wol die drei zu den Äquern um 296 u. c. wegen Bundesbruchs von Rom aus dahin abgesendeten Legaten nach der ganzen Erzählung, welche Livius, der als den Zweck ihrer Sendung „questum injurias et ex foedere res repetitum“ bezeichnet, davon gibt (III, 25), in der Eigenschaft von Fetialen nehmen dürfen. Gesandte in der Dreizahl finden wir freilich auch in spätern Zeiten mehrmals, wo es allerdings minder klar ist, ob wir uns dieselben als Fetiales zu denken haben, wie z. B. bei der Gesandtschaft nach Alexandrien im J. 552 u. c. (*Livius* XXXI, 18 init.), oder bei der nach Macedonien um 580 u. c. gesendeten: „ad res repetendas, renunciandamque amicitiam regi“ (*Liv.* XLII, 25). Dagegen werden wir z. B. die vor Ausbruch des zweiten punischen Krieges nach Sagunt, um dort von Allem Einsicht zu nehmen und an Ort und Stelle über alle Verhältnisse richtige Kunde einzuziehen, abgeordnete Gesandtschaft von zwei Gliedern (*Liv.* XXI, 6) nicht für Fetialen nehmen dürfen, wenn wir auch gleich nicht die Möglichkeit leugnen wollen, daß in einzelnen Fällen auch nur eine Zweizahl von Fetialen abgeschickt worden; doch scheint man, eben um der Sache mehr äußern Gehalt und Nachdruck zu geben, in der Regel eine größere Zahl vorgezogen zu haben, sodaß dann Einer im Namen der Andern den Unterhändler und Redner zunächst machte. Wie dies geschehen, darüber hat uns Dionysius am eben angef. Orte (II, 72) ausführlicher [49]) in Folgendem berichtet, was er (da wol zu seiner Zeit die Sitte aufgehört hatte, oder vielmehr durch die Natur der Verhältnisse abgekommen war) darüber erfahren zu haben ausdrücklich und als etwas Bemerkenswerthes versichert. Einer der

40) p. 529. ed. *Mercer.* p. 362. ed. *Gerlach* et *Roth.* 41) So Mercerius statt *qui*, was die Codd. haben. 42) Ebenso Mercerius statt der Lesart der Codd. *quid.* 43) s. das Nähere darüber bei *Osenbrüggen* p. 27 seq. Vergl. auch Sell, Die Recuperatio der Römer. S. 141. 44) Wie z. B. bei *Dionys. Halic.* Antiqq. Romm. II, 72. III, 49. Vergl. die Stellen bei Sell a. a. O. S. 146. Not. 3. 45) Vergl. die Stelle Varro's bei Nonius a. a. O. Dionysius a. a. O. II, 72. 46) De Romanorum judicio recuperatorio. (Berol. 1835.) p. 28. Vergl. auch Ed. Huschke, Excurs. II. ad *Cicer.* or. pro Tullio in den Analectt. literr. *Imm. G. Huschkii.*

47) s. das Nähere gegen die von Collmann behauptete Identität der Fetiales und Recuperatores bei Sell, Die Recuperatio der Römer. (Braunschweig 1837.) S. 139 fg. Vergl. auch *Osenbrüggen* p. 28. 48) Bei *Nonius* l. c. 49) *Plutarch.* Num. 12; vergl. Camill. 18 hat kürzer das Wesentliche angegeben.

Fetialen, sagt er, von seinen Collegen dazu auserwählt (d. i. wol der Pater patratus), begibt sich in feierlicher Amtstracht und mit den Insignien seiner priesterlichen Würde ausgestattet, insbesondere mit der wollenen Binde um sein Haupt und dem Kranze von dem heiligen Kraute (verbena; s. oben Not. 28. 29), nach der Stadt des Beleidigers. An der Grenze bleibt er stehen, ruft den Zeus und die anderen Götter als Zeugen an, daß er komme, um Genugthuung für die Römer zu verlangen; er schwört, daß er zu einer Stadt komme, die Unrecht gethan hat, und spricht gegen sich, wie gegen Rom, falls er die Wahrheit nicht rede, den schwersten Fluch aus. Nun tritt er innerhalb der Grenzen, ruft den ersten, der ihm in den Weg kommt, in ähnlicher Weise zum Zeugen auf, wiederholt seinen Fluch und wendet sich der Stadt zu; ehe er aber in dieselbe eintritt, fodert er, wie früher, den Thorwächter oder den, der ihm zuerst im Thore begegnet, als Zeugen auf, und schreitet zum Markte vor. Hier hält er still, erklärt den Behörden die Ursache seiner Ankunft, unter steter Hinzufügung von Eiden, wie von Flüchen. Erlangt er nun von Seiten dieser Stadt Genugthuung, werden ihm die Schuldigen übergeben, so führt er sie mit sich ab, als Freund von Freunden nunmehr scheidend. Wird Bedenkzeit verlangt, so gestattet er zehn Tage, nach denen er wiederkehrt, und so bis zum dritten Male, d. h. bis zu 30 Tagen[50]), nach deren Verlauf er, falls keine Genugthuung geleistet worden, die Götter des Himmels und der Unterwelt zu Zeugen anrufend, mit der kurzen Erklärung scheidet, Rom werde mit Ruhe über die Sache berathen. Darauf begibt er sich mit den anderen Fetialen (d. h. wol mit dem gesammten Collegium, an der Spitze der Pater patratus[51]) in den Senat und zeigt, wie von Seiten der Fetialen Alles, was die heiligen Gesetze verlangen, geschehen, und demnach von Seiten der Götter einem Kriegsentscheide nichts im Wege stehe. Freilich, setzt Dionysius hinzu, wenn irgend etwas davon unterlassen worden, so steht weder dem Senat noch dem Volke die Macht zu, den Krieg zu beschließen. In einer mit diesen Angaben im Wesentlichen übereinstimmenden Weise hat auch Livius (I, 32) und ebenso auch Servius (ad *Virgil.* Aen. IX, 52; X, 14) das Verfahren der Fetiales beschrieben, welches, namentlich soweit es die dabei feierlichst und mit klarer, vernehmlicher Stimme ausgesprochenen Worte, betrifft, mit dem Ausdrucke clarigatio bezeichnet wird, einem Ausdruck, den man zunächst und am natürlichsten wol a claritate vocis, wie Servius angibt[52]), also von der hellen, lauten, vernehmbaren Stimme des functionirenden Fetialen, ableiten kann, ohne an κλῆρος, wie Servius gleichfalls angibt[53]), oder, wie ein neuerer Forscher[54]) will, an κᾶρυξ in seiner dorischen Form dabei zu denken. Worin aber nun eigentlich diese Clarigatio bestanden, welches die bei jedem Acte der Handlung ausgesprochenen Worte, Formeln, Litaneien oder Eide, wie Flüche gewesen, die den Inhalt der clarigatio bilden, das ersehen wir aus Livius, der aus älteren Quellen, die er zwar nicht nennt, die wir aber ohne Zweifel in dem jus fetiale (s. unten) zu suchen haben, uns alles dieses näher und im Einzelnen berichtet hat. Hiernach lauten die Worte, welche der Fetialis, sobald er an der Grenze angelangt ist, ausruft und auch nachher, nur Weniges an der Formel und dem Eidschwur ändernd, im Thore und auf dem Marktplatze der Stadt wiederholt, folgendermaßen[55]): „Höre, Juppiter, höret ihr Grenzen der . . . (er nennt das Volk, in dessen Grenze er eintritt); es höre das heilige Recht (fas); ich bin der öffentliche Bote des römischen Volkes, gerecht und fromm komm' ich als Gesandter und meinen Worten werde Glauben;“ nun folgt die Angabe seiner Foderung, an welche sich, unter Anrufung des Juppiter als Zeugen, die Worte reihen: „Wenn ich ungerecht und freventlich diese Menschen und diese Habe zur Auslieferung an mich, den Boten des römischen Volkes, verlange, so laß mich nimmermehr mein Vaterland wiedersehen.“ Die Worte, die er, unbefriedigt aus der Stadt scheidend, dieser zuruft, lauten bei Livius: „Höre, Juppiter, und du, Juno, Quirinus und alle ihr Götter des Himmels, der Erde und der Unterwelt, höret! Ich rufe Euch zu Zeugen auf, daß dieses Volk (er nennt es bei seinem Namen) ungerecht ist und das, was Recht ist, nicht leistet. Aber in diesen Sachen wollen wir in dem Vaterlande unsere Alten befragen, auf welche Weise wir zu unserem Rechte gelangen.“ Es stimmt dies ganz mit der vorher mitgetheilten Angabe des Dionysius überein, und Livius, der bekanntlich gern bei solchen Schilderungen und Beschreibungen alterthümlicher Gebräuche verweilt, verfehlt nicht, auch die feierliche Form der Berathung im Senat, die Form der Vorlage, wie die Form der Abstimmung uns mitzutheilen. War nach gepflogener Berathung der Krieg beschlossen, so begab sich der Fetialis, einen mit Eisen beschlagenen, oder spitzugebrannten blutigen Speer (hasta) in der Hand, an die Grenze des Volkes, wider das der Krieg, der nun als ein gerechter (justum, pium) galt, beschlossen war, und kündigte den Krieg, die Lanze in das Gebiet der Feinde werfend, in folgenden Worten an, und zwar in Gegenwart von wenigstens drei Erwachsenen, weil die Völker der Alt-Latinen und die alt-latinischen Männer wider das römische Volk der Quiriten gehandelt und verbrochen, weil das römische Volk der Quiriten genehmiget hat, daß Fehde sei mit den Alt-Latinen, und der Rath des römischen Volkes der Quiriten dies erachtet, zugestimmt und

50) Nach Livius (I, 32) sind es dreiunddreißig Tage; s. ebendas. I, 22. Vergl. die dreißigtägige Frist in einem analogen Falle bei *Dionys.* Antiqq. VIII, 35 fin.; cf. 37. Auch Göttling (Gesch. der römischen Staatsverfassung. S. 197) hält nach andern Analogien im römischen Rechte die Zahl dreißig — für die richtige. 51) Vergl. *Livius* II, 32 über die Berathung im Senat. 52) a. a. O. ad Aen. IX, 52, womit auch Plinius übereinstimmt, H. N. XXII, 2. s. 3 (und daselbst die Wörter e legatis, quum ad hostes *clarigatumque* mitterentur, id est, *res raptas clare repetitum*, unus utique Verbenarius appellabatur); vergl. auch *Quintil.* Inst. Or. VII, 3, 13. *Arnob.* adv. Gent. II. p. 91.

53) ad *Virg.* Aen. X, 14. 54) Göttling, Geschichte der römischen Staatsverfassung. S. 196. 55) Daraus etwa, daß diese Formeln bei Livius (z. B. I, 24. 26) und Andern carmina genannt werden, auf eine rhythmische Form derselben, also auf Verse, etwa im Saturnischen Versmaße gehalten, schließen zu wollen, scheint unbegründet und unstatthaft; s. *Osenbrüggen* p. 30 sq.



beschlossen hat, daß Fehde werde mit den Alt-Latinen, deshalb kündige ich und das römische Volk den Völkern der Alt-Latinen und den alt-latinischen Männern den Krieg an und beginne ihn (indico facioque)." Es läßt sich aus dieser, hier, wie es scheint, in einer erweiterten Fassung von Livius gegebenen Formel, welche Gellius [56]) aus des Cincius Büchern vom Kriegswesen in einer kürzeren Form aufbewahrt hat, immerhin abnehmen, wie das ganze Fetialenverhältniß ursprünglich nur auf die Rom zunächst gelegenen, latinischen, mit ihm in der latinischen Bundesgenossenschaft stehenden Völkerschaften und Staaten berechnet gewesen zu sein scheint; daß dasselbe dann auch noch weiter sich fortpflanzte, und auch bei der weiteren Ausdehnung Roms und den dadurch herbeigeführten oder veranlaßten Kriegen beibehalten ward, liegt in der Natur der Sache. So finden wir denn in der Zeit, in welcher Rom die bedeutenden Kriege führte, welche ihm die Herrschaft über Italien, besonders das mittlere, brachten, nicht selten in den Geschichten des Livius die Fetialen als solche Gesandten genannt, und den Gegenstand ihrer Sendung mit dem Ausdrucke repetero, res repetere (δίκας, τὰ δίκαια αἰτεῖν, ἀξιοῦν *Dionys. Hal.* II, 37; III, 37; IV, 50) bezeichnet; so z. B. in den Kriegen mit Veji (IV, 30. 58), mit den Hernikern (VII, 6. 9), mit den Falisken (VII, 16), mit den Äquern (IX, 45), mit den Samniten (VII, 32; VIII, 22, vergl. 39; X, 12) u. s. w. Ebenso auch von Seiten der Nachbarvölker Roms. So schicken z. B. nach dem Raube der Sabinerinnen die Sabiner ebenfalls eine Gesandtschaft (πρεσβείαν) nach Rom, mit Herolden (die hier offenbar den römischen Fetialen entsprechen), welche Zurückgabe der geraubten Weiber und Genugthuung verlangt (*Dionys. Halic.* II, 37). Als nun aber die Römer außerhalb Italiens und über die See Kriege zu führen genöthigt waren, die Beobachtung dieser Formalität in der feierlichen Kriegsankündigung durch einen Fetialen mit Abwerfung eines Speers in das feindliche Land, nicht wol mehr ausführbar war, so wußten die Römer auch hiefür ein Auskunftsmittel, was dem religiösen Herkommen, an dem man so ängstlich hielt, genügen mußte. Man ließ durch einen kriegsgefangenen Soldaten des Pyrrhus ein Stück Land bei dem Tempel der Bellona an dem Flaminischen Circus ankaufen, was nun als Feindesland, als ager hostilis, angesehen ward; an der Grenze ward eine Säule errichtet, und von hier aus durch den Fetialen der Speer, unter Hersagen der alten feierlichen Formel der Kriegserklärung, in diesen, das feindliche Land repräsentirenden, Raum hingeworfen. So erzählt Servius (ad *Virgil.* Aen. IX, 53), dessen Angabe durch die schönen Verse des Ovidius (Fast. VI, 206 seq.), wo er von dem Tempel der Bellona spricht, bestätigt wird:

> Prospicit a templo summum brevis area Circum;
> Est ibi non parvae parva columna notae.
> Hinc solet hasta manu, belli praenuntia, mitti,
> In regem et gentes quum placet arma capi.

Von dieser Säule ist nicht blos in dem verdächtigen Büchlein des Victor über die Regionen Roms die Rede, wo in der neunten Region der Tempel der Bellona und vor ihm „columna index belli inferendi" angeführt wird, sondern auch bei Festus oder vielmehr in den Excerpten daraus s. v. *Bellona* (p. 27. *Lindem.*): „ante cujus (Bellonae) templum erat columella, quae Bellica vocabatur, super quam hastam jaciebant, quum bellum indicebatur." Man sieht daraus, daß in dem Zeitalter des Augustus diese, schon früher eingeführte, Sitte [57]), oder vielmehr diese Formalität, noch immer beibehalten ward, und selbst nach Augustus scheint sie unter den folgenden Kaisern als eine besondere Feierlichkeit noch einige Mal vorgekommen zu sein, wie aus einigen Anführungen bei Dio Cassius (L, 4; LXXI, 33) und Ammianus Marcellinus (XIX, 2) hervorgeht; doch mag sie, da sie schwerlich mehr eine regelmäßig vorgenommene war, nach und nach gänzlich abgekommen sein [58]). Unter Tiberius bestanden die Fetiales jedenfalls noch, aber ohne besondere Wirksamkeit und Thätigkeit, sonst hätte der Consul Apronius 775 u. c. (22. p. Chr.) nicht den Vorschlag ihrer Verwendung zu anderen priesterlichen Verrichtungen vorschlagen können, was jedoch ebendeshalb der Kaiser nicht genehmigte (*Tacit.* Annall. III, 64). Auch der Kaiser Claudius, dessen Vorliebe für alterthümliche Gebräuche bekannt ist, ließ durch die Fetialen eine besondere, in ihren Kreis in früherer Zeit allerdings fallende, Feierlichkeit vornehmen (*Sueton.* Claud. 25 circa fin.). Weitere Bedeutung hatte freilich die Sache nicht, das Amt selbst aber sein früheres Ansehen, wie es scheint, so ziemlich verloren.

Aber nicht blos zur feierlichen Erklärung eines Krieges waren Fetialen nothwendig; sie waren es ebenso auch bei jedem Abschlusse eines Vertrags, oder bei der Eingehung eines Bundes (foedus) zwischen zwei Staaten oder Völkern, wenn er anders rechtsgültig, d. h. völkerrechtliche Kraft und Geltung haben sollte [59]). Bei dem ersten Vertrage der Art, den Livius in der römischen Geschichte kennt, bei dem Vertrage der vor dem Kampfe der Horatier und Curiatier zwischen den Römern und Albanern abgeschlossen ward, dahin, daß das Volk, dessen Drillingsbrüder siegen würden, über das andere, ohne weiteren Kampf, herrschen solle, bemerkt Livius ausdrücklich (I, 24), daß zwar der Inhalt und die Bestimmungen von Verträgen verschieden seien, jedoch die Art und Weise, wie sie abgeschlossen werden, stets die gleiche sei; und nun beschreibt er uns die ganze Formalität, in welcher zwei Fetialen, der Pater Patratus und ein zweiter, etwa der Verbenarius

---

56) Noctt. Att. XVI, 4: „Quod populus Hermundulus hominesque populi Hermunduli adversus populum Romanum bellum fecere deliqueruntque quodque populus Romanus cum populo Hermundulo bellum jussit, ob eam rem ego populusque Romanus populo Hermundulo hominibusque Hermundulis bellum dico facioque."

57) Vergl. auch *Polybius* XIII, 3. 58) Vergl. *Osenbrüggen* p. 34. 59) Huschke (am oben angef. Orte S. 133) betrachtet dies als das eigentliche und nächste Geschäft der Fetiales. Wir können diese Ansicht nicht theilen, und glauben vielmehr, daß diese Art ihres Geschäftskreises aus dem früher Bezeichneten hervorgegangen ist.

(s. oben) — so viele erscheinen auch zum Abschluß eines Vertrags nöthig in einem anderen Falle (*Liv.* IX, 5) — die Hauptrolle spielen. Zuerst wendet sich der Fetialis an den König mit der Frage: Befiehlst du, daß ich mit dem Pater Patratus des albanischen Volkes einen Vertrag (foedus) schließe? Bejaht dies der König, so fährt er also fort: König, ich bitte dich um die heiligen Kräuter (sagmina, d. i. verbenam, s. oben Not. 29. 30) und darauf erwiedert der König: hole dir reines Kraut. Nun bringt der Fetialis reines Kraut aus der Burg, und fragt dann wieder den König: o König, machst du mich zum königlichen Boten des römischen Volkes der Quiriten? meine Gefäße, und meine Begleiter? Soweit es, antwortet der König, ohne Gefährde für mich und das römische Volk der Quiriten geschehen kann, thue ich es. Dann machte der Fetiale (M. Valerius) den Spurius Fusius zum Pater Patratus, indem er ihm Haupt und Haare mit dem heiligen Kraute umgürtete; es hat aber der Pater Patratus den Vertrag durch seinen Eid zu bekräftigen, was er unter Hersagen einer langen Formel thut, auf welche noch eine besondere und feierliche Anrufung des Bundesgottes, des Juppiter, folgt, als Zeugen, daß alles hier ohne Trug und böse Absicht vor sich gehe, und mit der Betheuerung, Alles fest zu halten; sollte aber, so schließt er, das römische Volk in böslicher Absicht zuerst von dem Vertrage abgehen, so sollst du, Juppiter, das römische Volk also treffen, wie ich hier dieses Schwein heute treffen werde, und du sollst es um so mehr treffen, je mehr du kannst und vermagst. Und bei diesen Worten durchbohrt er das Schwein mit einem Kieselsteine. So erzählt Livius, mit dem weiteren Zusatze, der uns gleichfalls zeigen kann, daß die ganze Formalität (wie das ganze Institut der Fetialen) eine alt-latinische war, daß die Albaner auf gleiche Weise durch ihren Dictator und durch ihre Priester ihre Formeln und ihren Eid gesprochen. Daran erinnert auch der spitze Kiesel, welcher im hohen Alterthume die Stelle des Messers bei der heiligen Opferhandlung vertrat und daher auch bei diesem Schwure, der den Vertrag bekräftigen und seine Unverbrüchlichkeit bewirken soll, nicht fehlt. Daher auch dieses heilige Kieselmesser — angeblich ein Symbol des Blitzes — welches bei dem Abschlusse solcher Verträge gebraucht ward, in dem Tempel des Juppiter Feretrius lag, aus welchem es jedes Mal geholt ward, wie wir aus den Excerpten des Festus ersehen[60]). Es stimmen aber mit dieser Angabe des Livius auch andere Schriftsteller, welche der Sache erwähnen, überein, wie insbesondere Polybius (III, 25), Servius (ad *Virgil.* Aen. VIII, 641)[61]); auch Dionysius (VI, 21) führt bei der Erneuerung des Bündnisses mit den Latinen die Fetialen (*εἰρηνοδίκαι*) in dieser ihrer Thätigkeit auf, die er im Allgemeinen in der oben schon mehrfach angeführten Hauptstelle (II, 72) ihnen gleichfalls zuweist. Bei dem auf die Niederlage der Römer in den caudinischen Engpässen erfolgten Vertrage (433 u. c.) wird auf die Abwesenheit der zur Gültigkeit des Abschlusses nöthigen Fetialen ein ganz besonderes Gewicht gelegt, das zugleich den Unterschied zwischen einer bloßen sponsio, wozu die Fetialen nicht nöthig sind, und einem foedus recht deutlich herausstellt[62]). Auch bei dem Frieden mit Carthago, 551 u. c., werden von Rom aus Fetialen nach Afrika geschickt, um dort den feierlichen Abschluß des Vertrags (ad foedus feriendum) in der oben bemerkten Weise vorzunehmen; der diesfallsige Senatsbeschluß lautete: „**Ut privos lapides silicesque privasque verbenas secum ferrent: uti praetor Romanus his imperaret, ut foedus ferirent, illi praetorem sagmina poscerent.**" Es pflege aber, setzt Livius (XXX, 43) hinzu, diese Art Kraut von der Burg genommen und den Fetialen gegeben zu werden; sodaß also wol Livius dies als eine allgemeine, auch damals übliche, zum feierlichen Friedens- oder Vertragsabschluß nothwendige Formalität betrachtet. Und so werden wir uns nicht wundern, daß noch der Kaiser Claudius bei dem Abschlusse eines Vertrags diese Formalität der Fetialen beobachten ließ (*Sueton.* Vit. Claud. 25) und in einer zu Pompeji aufgefundenen Inschrift auch ein Pater patratus in gleicher Beziehung genannt wird; s. bei *Romanelli*, Viaggio a Pompej. T. I. p. 151 und daraus bei *Orelli*, Inscriptt. Coll. No. 2275, nebst den dazu gehörigen Erläuterungen Vol. I. p. 395 sqq. Daß die Fetialen auch mit ihren Namen einen durch sie in dieser feierlichen Weise abgeschlossenen Vertrag unterzeichneten, sehen wir aus der Stelle des Livius (IX, 5 init.) ganz deutlich. Mit dieser zur Gültigkeit eines völkerrechtlichen Vertrags (foedus) nothwendigen Theilnahme der Fetialen hängt aber zusammen noch eine andere Bestimmung derselben, die zwar auch Dionysius in der angeführten Hauptstelle (II, 72) angemerkt hat, die wir aber noch bestimmter in einer durch Nonius (am oben angef. Orte) uns erhaltenen Stelle des Varro im dritten Buche De vita Romana angegeben finden: „**Si cujus legati violati essent, qui id fecissent, quamvis nobiles essent, uti dederentur civitati, statuerunt fetialesque viginti, qui de his rebus cognoscerent, judicarent et statuerent, constituerunt.**" Es hatte demnach das Collegium der Fetiales, wenn ein auswärtiges Volk über Verletzung seiner Gesandten, oder, falls es mit Rom in einem Bundesverhältnisse stand, über Verletzung dieses Bundes sich beschwerte, oder über den Abschluß des Vertrages selbst Beschwerde vorlag, die Sache zu untersuchen und, falls der Entscheid zu Gunsten der Beschwerdeführenden ausfiel, den Schuldigen selbst an diesen Staat

---

60) p. 68. ed. *Lindemann.*: „Feretrius Jupiter dictus a ferendo, quod pacem ferre putaretur: ex *cujus templo sumebant* sceptrum, per quod jurarent et *lapidem silicem*, quo *foedus ferirent.*" Daher auch der bei Jupiter Schwörende einen solchen Stein (Lapidem silicem) in der Hand hält, und so den Eid mit den Worten leistet: Si sciens fallo, tum me Diespiter salva urbe arceque bonis ejiciat, ut ego hunc lapidem; s. ebendaselbst s. v. p. 85. *Lindem.* Daher auch wol die Formel: Jovem lapidem jurare; s. *Gellius*, Noctt. Att. I, 21. Vergl. Hartung, Religion der Römer II. S. 9 fg. 16. 61) Hier steht die merkwürdige Notiz: „Nam cum ante gladiis configeretur, a Fetialibus inventum ut silice feriretur, ea causa quod antiquum Jovis signum lapidis siliceum putaverunt esse."

62) s. die nähere Erörterung bei *Livius* IX, 5 zu Anfang.

auszuliefern; und daß dies mit einen wesentlichen Bestandtheil des Geschäftskreises ausmachte, sehen wir deutlich aus der Art und Weise, wie selbst Cicero darüber sich noch bei einem besondern, dahin einschlägigen, Falle äußert (In Verr. V, 19. §. 49). Auch in sofern waren die Fetiales, als sie zur Aufrechthaltung des durch derartige Beschwerden leicht gefährdeten Friedens beitrugen, allerdings **Wächter** und **Erhalter** des Friedens, *φύλακες εἰρήνης*, wie sie Plutarch an zwei Stellen (Vit. Num. 12. Camill. 18) ausdrücklich bezeichnet hat. Auch bietet uns die römische Geschichte mehre Fälle solcher Auslieferung, die übrigens in der spätern Zeit gewiß nur selten vorkommen mochte, dar. So werden die beiden Consuln, welche den für die Römer schimpflichen Vertrag bei der Einschließung in den caudinischen Engpässen mit den Samniten eingegangen, bei der nicht erfolgten Ratification dieses Vertrages den Fetialen übergeben und durch sie an die Feinde ausgeliefert, wie Livius ausdrücklich versichert (IX, 10): „— traditi *fetialibus* cum ceteris Caudinum ducendi." Und Postumius, der eine Consul, sagt selbst in der Rede, die ihn Livius halten läßt (IX, 8), die in dieser Beziehung bemerkenswerthen Worte: „Dedamur *per fetiales* nudi vinctique: exsolvamus religione populum si qua obligavimus; nequid divini humanique obstet, quo minus *justum piumque* de integro ineatur bellum." Vergl. auch *Cicer.* De Offic. III, 30 init. In einem andern Falle, wo eine Verletzung der an den römischen Senat abgeordneten Gesandtschaft von Apollonia durch junge Leute vorgefallen war, werden diese an die Beschwerde führenden Apolloniaten ausgeliefert. Daß es durch die Fetialen geschehen, wird kaum einem Zweifel unterliegen, wenn es auch gleich nicht in der kurzen Notiz über diesen Vorfall in der Epitome des Livius (XV.) ausdrücklich bemerkt ist; zumal da in einem ganz ähnlichen Falle, wo zwei Römer ihren Muthwillen an den carthagischen Gesandten ausgelassen — Livius gebraucht in beiden Fällen denselben Ausdruck pulsare —, die Auslieferung der Übelthäter auf Befehl des Prätors durch die Fetialen geschah; s. *Livius* XXXVIII, 42; s. auch *Valer. Maximus* VI, 6, 3. 5, der dasselbe berichtet.

So ward C. Hostilius Mancinus, der, von den Numantinern besiegt, eine schimpfliche Capitulation eingegangen war, welche nachher der Senat nicht ratificirte, gleichfalls in Folge eines Senatsbeschlusses den Numantinern, und zwar wie Cicero (De orat. I, 40) angibt, durch den Pater patratus (in sofern dieser, wie bei den übrigen Verhandlungen der Fetialen, das Wort führte), ausgeliefert, von diesen jedoch nicht angenommen; ein Ereigniß, das Livius gewiß ausführlich berichtet hatte, da in der Epitome Buch LV und LVI davon geredet wird, und auch andere Schriftsteller, wie Vellejus Paterculus (II, 1 fin.), welcher hier ausdrücklich die **Fetialen** nennt[63]), Florus (II, 18) und auch Cicero selbst ausführlicher De Offic. III, 30; vergl. De Oratt. II, 32 und Pro Caecina cap. 34 und Andere der Sache gedenken. Auch die drei Gesandten, welche von Rom den Roms Hilfe wider die einbrechenden Gallier ansprechenden Bewohnern von Clusium zur Beilegung des Streites geschickt werden, — sie heißen bei Livius[64]) blos legati, nicht fetiales — können hier in sofern genannt werden, als, nachdem sie wider das bestehende Völkerrecht (contra jus gentium, sagt Livius ausdrücklich) die Waffen für die Clusiner gegen die Gallier ergriffen und selbst mitgekämpft hatten, die verletzten Gallier, auf den Rath der Älteren, während die Übrigen gradezu auf Rom losmarschiren wollten, eine Gesandtschaft nach Rom abordnen, welche ob dieser Verletzung des Völkerrechts Beschwerde führen und die Auslieferung der Schuldigen verlangen soll[65]). Auch fand der Senat (der wol darüber das Collegium der Fetiales befragt haben mag) ihr Verlangen gerecht, brachte aber, um einer misfälligen Entscheidung auszuweichen, die Sache vor das Volk, bei welchem die Familie der Fabier, der die straffälligen Gesandten angehörten, in solchem Ansehen und Einfluß stand, daß statt der erwarteten Bestrafung die drei Gesandten sogar zu Kriegsobersten erwählt wurden.

Der Inbegriff aller dieser, den gesammten Geschäftskreis der Fetialen und ihre Thätigkeit in den verschiedenen Beziehungen, wie wir sie bisher aufgeführt haben, befassenden Bestimmungen der den Fetialen zustehenden Befugnisse, der in jedem einzelnen Falle vorzunehmenden Handlungen und Ceremonien, sammt den damit verbundenen Gebeten, Litaneien und dergl., bildet das jus feliale, in welchem alle dahin einschlagenden Bestimmungen enthalten sind; in sofern bildet es allerdings einen Theil des jus sacrum, und steht in sofern dem jus Pontificium, welches ähnliche Bestimmungen über die Befugnisse, Verrichtungen, Leistungen der Pontifices in gleicher Weise enthielt, zur Seite, war aber so wenig, wie dieses, in das Zwölftafelgesetz aufgenommen, eben weil es ja keine gesetzlichen Vorschriften für das gesammte römische Volk, sondern nur Bestimmungen formeller Art, an welche die Fetialen als Priester in der Ausübung ihrer gewissermaßen priesterlichen Functionen gebunden sind, enthält; ganz richtig daher sagt Osenbrüggen[66]): „*Jure fetiali* praescriptae erant formulae, ritus, solemnitates et ceremoniae in bello suscipiendo et gerendo et finiendo, in foederibus observandae;" ebendarum gehörte es auch nicht in die Zwölf Tafeln, und darf dort, wie Einige vermeinten, keineswegs gesucht werden; überdies werden auch in einer Stelle des Servius[67]) ganz

63) Die Worte lauten: „— ut *per Fetiales* nudus ac post tergum religatis manibus, dederetur hostibus."

64) s. die Erzählung Buch V. Cap. 35. 36; vergl. *Plut.* Vit. Camill. 18. Sell (Recuperat. der Römer S. 144) scheint sie für **Fetiales**, was mit *legati* oft ganz gleichbedeutend sei, halten zu wollen. Wir bezweifeln es jedoch. 65) Livius erzählt (V, 36): „Erant, qui extemplo Romam eundum censerent. Vicere seniores, ut legati prius mitterentur questum *injurias* postulatumque, ut pro jure gentium violato Fabii dederentur." Einen merkwürdigen Fall anderer Art, wo selbst der Leichnam eines, der den Waffenstillstand verletzt, ausgeliefert wird, wobei auch die Fetialen vorkommen, liefert derselbe *Liv.* VIII, 39. 66) s. p. 20; vgl. auch p. 19: „Ut totius juris sacri, cognitio *juris fetialis* sita erat in formulis, ritibus et ceremoniis." 67) ad *Virgil.* Aen.

deutlich und bestimmt die *jura Fetialia* von den zwölf Tafeln unterschieden. Es stammte aber nach Livius (I, 32) das *jus Fetiale* von demselben Volke der Äquicoli, von welchem Ancus Marcius das ganze Institut der Fetiales entnommen und nach Rom verpflanzt haben soll, während Cicero [68]) in derselben Weise die Einführung des *jus Fetiale* dem Tullus Hostilius zuschreibt, und auf diese Schöpfung in sofern einen besondern Werth legt, als sie die Grundlage einer rechtmäßigen Kriegführung, die gleichsam in Übereinstimmung mit den Göttern selbst sei und von diesen selbst anerkannt werde, für alle folgenden Zeiten bildet; weshalb er auch an einer andern Stelle [69]) mit gleicher Achtung und fast Verehrung davon spricht, und in sofern selbst den Inbegriff eines römischen Kriegsrechtes darin erkennen will: „Ac belli quidem aequitas sanctissime fetiali populi Romani jure perscripta est. Ex quo intelligi potest, nullum bellum esse justum, nisi quod aut rebus repetitis geratur aut denuntiatum ante sit et indictum;" womit wir noch eine andere Stelle [70]) verbinden: „— Sequitur de jure belli: in quo et suscipiendo et gerendo et deponendo jus ut plurimum valet et fides; horumque ut publici interpretes essent, lege sanximus;" wo unter den publici interpretes nicht wohl andere, als eben die Fetialen gemeint sein können [71]). Auf diese Angaben beschränkt sich, was wir von dem *jus Fetiale* wissen; ein Weiteres und Näheres darüber ist nicht auf uns gekommen.

Über die Fetiales und das *jus Fetiale* können, außer dem, was im Einzelnen bereits angeführt ist, noch von älteren Schriften im Allgemeinen genannt werden: *J. J. Müller*, De Fecialibus. (Jenae 1693. 4.) *P. Lagerlöff*, De fecialibus. (Upsal. 1698. 4.) *J. Jensius*, De fecialibus populi Romani, in dessen Fercul. literar. (Lugdun. 1717.) p. 49 seq. *L. Arrhen*. De fecialibus. (Upsal. 1728.) *J. D. Ritter*, De fecialibus populi Romani (Lips. 1832. 4.) und in *J. Ch. Martini*, Thesaurus Dissertatt. etc. (Norimberg. 1765.) T. II. P. II. p. 188 seq. (wornach hier citirt ist). *J. M. Hoyer*, De fecialibus. (Havn. 1732. 4.) *F. C. Conradi*, De fecialibus (Helmst. 1734. 4.) und in dessen Scriptt. minn. ed. *Pernice*. (Hal. 1823.) T. I. p. 255 seq. J. C. Stuß, Gedanken von den Fecialen (Göttingen und Leipzig 1757.); auch bei Heinze's Übersetzung von *Cicero*, De Legibus. (Dessau 1783.) p. 163 seq. Daran reihen sich aus neuerer Zeit: D. Ruhnken in den von Eichstädt (Jena 1823. Fol.) herausgegebenen Antiquitt. Romann. lectt. Acadd. P. VII., insbesondere Ed. Osenbrüggen in der schon oben mehrfach angeführten Schrift: De jure belli et pacis Romanorum Liber singularis (Lipsiae 1836.) von p. 18 seq. an. K. W. Göttling, Geschichte der römischen Staatsverfassung. (Halle 1840.) S. 21 fg. 195 fg. s. auch J. A. Hartung, Die Religion der Römer. (Erlangen 1836.) 2. Bd. S. 277. Einiges auch bei G. F. F. Ruperti, Handbuch der römischen Alterthümer II, 2. S. 584 fg. Ein Schulprogramm von Aug. Laws: De fetialibus Romanorum, zu Teutsch-Krone 1842. 4., ist uns nicht näher bekannt, was auch der Fall ist mit den oben genannten Dissertationen von Müller, Lagerlöff, Arrhen, die wir nur aus Rein's Nachweisungen in Pauly's Realencyklopädie III. S. 471 (vgl. S. 466 fg. über die Fetiales) kennen. (*Baehr.*)

FETISCH. FETISCHISMUS. Das Wort Fetisch wurde zuerst in Umlauf gebracht durch die 1760 erschienene Schrift von *des Brosses* du culte des dieux fétiches. Es gehört der Portugisischen Sprache an, und stammt ab von fetisso, Zauberding, oder, wie Winterbotton will, von faticaria, Zauberkraft, oder faticeira, Zauberin, welche wol mit jenem stammverwandt sind, und auf fatum zurückweisen. Die Portugisen gebrauchten es ursprünglich nur von den Göttern der Neger am Senegal, welche dieses Wort dann selbst annahmen, nach der Zeit aber erhielt es eine weit umfassendere Bedeutung, denn man trug es auf alle, in den frühesten Naturreligionen verehrten Gegenstände über, und bezeichnete als Fetischismus diejenige Religion, die nur solche anschauliche Gegenstände der Verehrung hat, welche innerhalb des Kreises der irdischen Natur enthalten sind. Man kann aber eine edlere und eine gemeine Art unterscheiden. Die erste verehrt in Gegenständen der Natur das geheime Wirken derselben in Beziehung auf des Menschen Wohl und Weh, denn der hat in die Gegenstände der Natur sein eigenes Leben, Wollen und Handeln hineingedacht. Zu den Gegenständen solcher Verehrung gehörten Erde, Wasser, Feuer, Luft, jedoch zunächst keineswegs als Elemente. Sehr richtig sagte Meiners [1]): „Ungebildete Menschen forschen nicht nach den Urstoffen der Dinge, und können also auch nicht daran denken, sie als Gottheiten zu verehren. Sehr natürlich aber ist es, was Herodot von den Persern erzählt: daß sie die Erde, die Gewässer, das Feuer und die Winde verehrt hätten. Winde, besonders Sturmwinde und Ungewitter, richteten so große Verheerungen an, und erregten so allgemeinen Schrecken, daß es zu verwundern ist, daß nicht alle Völker sie zu versöhnen gesucht haben. — — Der Erde erwiesen sie göttliche Ehre, nicht als einem Planeten oder als einem Elemente, sondern dem väterlichen Boden, der seine Verehrer ernährte." So war es ohne Zweifel auch in Ansehung auf Wasser und Feuer, von denen alles Gedeihen, alle Fruchtbarkeit abhängt; in Bezug auf diese wurden sie verehrt. Bedeutend treten Flüsse als Gegenstände der

VII, 695: „— quia populus Romanus missis decemviris ab ipsis (Faliscis) *jura fetialia* collegit et nonnulla supplementa duodecim tabularum accepit." s. dazu Dirksen, Übersicht der Versuche zur Kritik des Textes der Zwölftafelgesetze. S. 639. Das Gegentheil will Göttling (Geschichte der römischen Staatsverfassung. S. 196) behaupten.

68) De Republ. II, 17: „— constituitque *jus*, quo bella indicerentur; quod per se justissime inventum, *sanxit fetiali religione*, ut omne bellum, quod denunciatum indictumque non esset, id injustum esse atque impium judicaretur." s. auch die Worte des *Livius* XXXVIII, 46. 69) De Officiis I, 11. §. 36, vergl. mit *Osenbrüggen* p. 21 seqq. 70) De Legg. II, 14 init. 71) Vergl. *Osenbrüggen* p. 25.

1) Allgem. krit. Gesch. der Religionen I, 145 fg.

Verehrung hervor, und, besonders wenn sie von so hoher Wichtigkeit waren wie der Ganges und der Nil. Die Wichtigkeit des Feuers, welches sogar sich nicht so freiwillig darbot wie das Wasser, machte es ebenfalls zu einem Gegenstande der Verehrung. Von Naturgegenständen waren es aber vorzugsweise Gebirge und Wälder, denen religiöse Verehrung geweihet wurde. Diese Verehrung dürfte wol hauptsächlich in ästhetischen Gefühlen ihren Grund gehabt haben, denn das Gebirg erregt das Gefühl des Erhabenen, der Wald des Feierlichen, Geheimnißvollen. „Betrittst du," sagt Seneca [2]), „einen, von uralten, die gewohnte Höhe überragenden, Bäumen angefüllten Hain, der durch die Dichtheit der einander deckenden Äste den Anblick des Himmels entzieht, so wird diese Höhe der Waldung, das Geheimnißvolle des Ortes, und die Bewunderung des so dichten und ununterbrochenen Schattens die Gottheit ahnen lassen." Lokale Umstände veranlaßten wol die Verehrung besonderer Berge und einzelner Bäume, unter denen sich auf eine merkwürdige Weise die Eiche auszeichnet. Die Eiche zu Dodona war der Fetisch der Pelasger, und eine von den Teutschen verehrte Eiche bei dem Dorfe Geismar in Hessen war es, welche Bonifacius fällte, um ihr die religiöse Achtung zu entziehen.

Bei dem gemeinen Fetischismus findet man neben Naturgegenständen auch Werke von Menschenhand verfertigt als Gegenstände der Verehrung. Unter beiden Klassen findet man sehr sonderbare Dinge. „Außer den Häuten," sagt Meiners a. a. O., „war an getödteten Thieren kein Theil, welchen man nicht irgendwo als Fetischen verehrt hätte. Gerippe und Knochen, Köpfe, Hörner und Zähne, Schalen und Federn, Klauen und Gräten wurden und werden noch jetzt von vielen Völkern verehrt." Zu Fetischen der zweiten Klasse gehören Pfähle, Schwerter, Pfeile, Töpfe, Steine, u. a., wozu Meiners eine Menge von Beispielen gesammelt hat. Kanne will diese Art des Fetischismus nur uneigentlich für solchen gelten lassen: „Denn," sagt er, „wenn manche Wilde die Gottheit in Thierfellen, Pfählen u. s. w. anbeten, so ist eine Anbetung unter solcher Gestalt nicht unmittelbar aus Belebung der Natur entsprungen, sondern nachdem diese im Kultus untergegangen war, als Kultus selbst entstanden." (Mythologie der Griechen. Vorrede X.) Dieses Letztere dürfte schwer zu beweisen sein, wenigstens könnte es nur auf einige Arten künstlicher Fetischen sich anwenden lassen, keineswegs aber auf jene, die sich bei den Wilden finden. Und doch kann man diese nicht blos uneigentlich als solche bezeichnen, denn es kommt ihnen der Grundcharakter des Fetischismus zu, Verehrung von etwas Dämonischem in ihnen, das auf des Menschen Wohl und Weh Beziehung hat. Besondere Veranlassungen mogten es sein, die hier in diesem, dort in einem anderen Gegenstande das Dämonische finden ließen. Von Steinen hat man längst vermuthet, daß die zuerst verehrten Meteorsteine gewesen sein mögen, andre hatten Bedeutung nach ihrer Gestalt, wie z. B. der des Lingam, Phallus, die Venus bedeutete.

Zwischen jene erste und diese zweite Art von Fetischismus kann man den **Thierfetischismus** in die Mitte stellen. Kanne sagt von diesem: „Zugleich wie der Naturmensch dem (anscheinend) Todten außer sich sein äußeres Leben gab, so gab er dem Lebenden, der Thierwelt, seinen Sinn und sein inneres Leben. So wurde ihm der Instinkt des Thieres Absicht und Überlegung; und da es in dieser durch Kunsttriebe, List, in der Art seinem Feinde zu entgehen, seine Nahrung zu finden, menschliches Nachdenken übertraf, da es sogar das Ungesehene wußte, durch Wittern seiner Nahrung aus der Ferne, so gab die Thierwelt dem Menschen seinen eigenen Sinn höher und übermenschlich zurück." Der Thierfetischismus, vorausgesetzt, daß man nicht blos auf den gemeinsten der afrikanischen und anderer Völkerschaften sieht, erscheint hienach so unvernünftig nicht, wie Meiners meint. Zuerst war es wol Nutzen oder Schaden, wegen deren man sie verehrte, jener z. B. in den ältesten auf Ackerbau gegründeten Religionen, in denen der Pflugstier und die Kuh geheiligt wurden, dieser, weil man sie fürchtete und durch Opfer unschädlich zu machen gedachte, wie das Krokodil u. a. Vorzüglich herrschte er in Ägypten; ob zur Verehrung einiger Thiere in verschiedenen Nomen eine besondere Veranlassung vorhanden war, ist unbekannt, trotz aller Vermuthungen darüber; ohne Zweifel aber wurden die Eigenschaften der Thiere beachtet, und dienten zu sinnbildlicher Darstellung, wie z. B. der Sperber zur Bezeichnung des Allsehenden. Am genauesten erkennt man das in den Zusammensetzungen von Mensch und Thier, z. B. Anubis mit dem Hundskopf, Bubastis mit dem Katzenkopf und ähnliche rein sinnbildliche Bezeichnungen. (*H.*)

FETISLAN oder Novigrad, Stadt im türkischen Serbien, Bezirk Passarowitz, an der Donau, nahe am Demir-Kapi, mit Überresten einer von Trajan erbauten Brücke. In den österreichisch-türkischen Kriegen sind Stadt und Schloß öfter von den Christen erobert und wieder verloren worden. (*Daniel.*)

FETT. Dieser Körper ist ein näherer Bestandtheil pflanzlicher sowol als thierischer Organismen; doch scheint er den niedrigsten Thierclassen zu fehlen. Die fettigen Substanzen zeigen zum Theil ein sehr verschiedenartiges äußeres Aussehen, je nachdem sie z. B. flüssig oder krystallinisch sind, sie stimmen aber in folgenden chemischen Charakteren mit einander überein. Sie sind specifisch leichter als Wasser, brennbar, schwer zu verflüchtigen, daher auch die durchscheinenden Fettflecken in Papier oder Leinwand an der Luft nicht vergehen, zum Unterschiede von den ähnlichen durchsichtigen Flecken, die von ätherischen Ölen herrühren und an der Luft mehr oder weniger bald verschwinden; — sie sind unlöslich in kaltem und heißem Wasser, löslich in Äther und absolutem Alkohol, zum Theil auch schon in wäßrigem Alkohol, zumal bei höheren Temperaturgraden, löslich in ätherischen Ölen; — durch längere Berührung mit Chlor, Brom, Jod werden sie zersetzt; — sie nehmen Phosphor, Schwefel, Selen in sich auf; — im frischen, reinen Zustande sind sie ge-

2) Ep. 41. Vergl. Tac. Germ. c. 9.

ruch- und geschmacklos, und sie wirken nicht auf die Pflanzenpigmente. An der Luft werden die fettigen Substanzen durch Aufnahme von Sauerstoff ranzig oder säuerlich; indessen zeigen die verschiedenen Fettarten in dieser Beziehung ein sehr verschiedenartiges Verhalten. Die thierischen sind im Allgemeinen geneigter zum Ranzigwerden.

Die Fette gehören zu den stickstofflosen Körpern; sie enthalten sehr viel Kohlenstoff und Wasserstoff, mit nur wenig Sauerstoff. In einigen Fettarten des thierischen Körpers kommt freilich auch Stickstoff, Phosphor, Schwefel vor; doch ist es sehr zweifelhaft, ob man diese Substanzen als einfache Fette ansehen darf, und ob es nicht vielmehr Verbindungen eines Fettradicals mit Schwefel, mit Phosphor, mit einem stickstoffhaltigen Radicale sind.

Nach ihrem Verhalten zu den Ätzkalien zerfallen die Fette in die zwei großen Classen der verseifbaren und der nichtverseifbaren. Die verseifbaren werden nämlich durch Einwirkung der Ätzkalien in das sogenannte Glycerin (Ölsüß, Scheel'sches Süß, Principium dulce oleorum) und in Fettsäuren (Stearinsäure, Margarinsäure, Oleinsäure, Hircinsäure, Delphinsäure u. s. w.) zerlegt. Das Glycerin wird frei, die Säuren verbinden sich mit dem Alkali zur Seife. Die nämliche Zersetzung erleiden die verseifbaren Fette bei der Zubereitung von Pflaster, indem sie mit Bleioxyd gekocht werden, und ganz ähnlich wirkt Zinkoxyd auf sie ein. Die nicht verseifbaren sind unfähig, durch Ätzkalien, Bleioxyd oder Zinkoxyd in Seife oder Pflaster überzugehen. Die Chemiker nehmen nun an, daß die Fette Salze sind, bestehend aus Glycerin als Basis, und aus den Fettsäuren, die schon im Fette selbst vorhanden sind und nicht erst während des Verseifungsprocesses entstehen. Die Basis und die Säure dieser Salze würden sehr innig mit einander verbunden sein, sodaß die Trennung bei den nichtverseifbaren auch durch die stärksten chemischen Agentien nicht gelingt. — Die Fettsäuren treten meistens auf, wenn Fette mit concentrirten Mineralsäuren behandelt werden.

Die natürlich vorkommenden Fette beider organischen Reiche bestehen immer aus zwei verschiedenen Fetten, die sich manchmal schon mechanisch durch Pressen von einander sondern lassen, dem leichter flüssigen Ölfett (Elain oder Olein), und dem erst bei höheren Temperaturen zum Flusse kommenden Talgfett (Stearin). Letzteres wird aber auch durch Margarin vertreten (s. Elain, Margarin, Stearin). Übrigens haben es die Untersuchungen von Pélouze und Frémy zweifelhaft gemacht, ob die Körper, die wir als reines Elain und Stearin ansehen, nicht dennoch immer Doppelverbindungen von elainsaurem und stearinsaurem Glycerin sind.

I. Die pflanzlichen Fette kommen in größter Menge in den Samen der Gewächse vor, seltener in den Fruchthüllen, wie beim Olivenbaume, aber auch bei Cornus sanguinea. Das Fett ist in den Gewächsen in rundlichen Zellen abgesetzt, entweder für sich allein, oder gemengt mit Schleim, oder anderen Substanzen. Man gewinnt es gewöhnlich durch Auspressen, meist unter Beihilfe von Wärme, oder auch durch Auskochen. Ruhiges Hinstellen genügt schon zum guten Theil, um das Fett von beigemengten Bestandtheilen zu sondern; wiederholtes Auswaschen mit Wasser erleichtert oftmals diesen Scheidungsproceß. Die pflanzlichen Fette sind in der großen Mehrzahl bei gewöhnlicher Temperatur und selbst bei niedrigern Temperaturgraden flüssig, und diese werden mit dem besonderen Namen der fetten Öle (Olea pinguia s. unguinosa) belegt. Nur wenige sind bei gewöhnlicher Temperatur starr, z. B. die Cacaobutter, die Lorbeerbutter, und ein solches starres pflanzliches Fett nennt man Butter (Butyrum). Die fetten Öle unterscheidet man aber wieder in trocknende und nicht trocknende; jene trocknen an der Luft aus; diese werden nur dicker und schmieriger an der Luft (s. über die Pflanzenfette unter Öl.).

II. Das thierische Fett kommt theils im gebundenen, theils im freien Zustande vor. Im gebundenen Zustande ist es in der Nervensubstanz enthalten, in den Haaren, zum Theil auch wol im Blute und in andern Substanzen. Das freie Fett ist entweder in Flüssigkeiten suspendirt, im Chylus, manchmal auch in größerer Menge im Blute, in der Milch und in anderen Absonderungen, oder es ist in besonderen Räumen abgelagert, namentlich im Zellgewebe und in den Knochenhöhlen, aber auch im Parenchym mancher Organe, z. B. in der Leber der Fische. Das suspendirte Fett bildet Kügelchen von ungleicher Größe. Das Zellgewebsfett ist in den Interstitien des Zellgewebes in besonderen Bläschen oder Zellen (Fettzellen) von 0,018—0,036''' Durchmesser enthalten, die sich isoliren lassen. Solche Zellen liegen immer in mehrfacher Anzahl in einem einzelnen Zellgewebsinterstitium; sie sind rundlich im frischen Zustande, wo ihr Inhalt flüssig ist, und werden beim Erkalten durch gegenseitigen Druck polyedrisch. Die Hülle ist so zart, daß sie sich nicht bestimmt vom Inhalte unterscheiden läßt; durch Essigsäure wird sie aufgelöst. Aus diesem Verhalten des Fettes im Zellgewebe erklärt es sich, daß beim Kochen nicht alles Fett austritt; nur die verletzten Fettzellen und etwa noch ein Theil der oberflächlichen unverletzten läßt seinen Inhalt austreten.

Die Anwesenheit von Fett in kleinen mikroskopischen Partikelchen erkennt man an der Anwesenheit vollkommen runder Tröpfchen von verschiedener Größe, die im Wasser schwimmen, ohne sich damit zu mischen, und das Licht sehr stark brechen, wenn das Fett zu denen gehört, welche in gewöhnlicher Temperatur flüssig sind. Gehört das Fett zu den starren, so erscheint es in farblosen, amorphen, meist warzigen Massen, oder in eigenthümlichen Krystallformen.

Die thierischen Fette werden im Allgemeinen durch Ausschmelzen oder durch Auskochen gewonnen; sehr hohe Temperaturgrade müssen aber beim Ausschmelzen vermieden werden. Bei chemischen Untersuchungen trennt man es mittels Äther und heißen Alkohols von den übrigen Bestandtheilen; beim Erkalten fällt es dann nieder, oder es wird durch Abdampfen ausgeschieden.

Mit Rücksicht auf die Consistenz unterscheidet man drei Hauptarten des thierischen Fettes: 1) Thran (Adeps), ein bei gewöhnlicher Temperatur flüssiges Fett, kommt bei den Cetaceen, den Amphibien und Fischen vor.

übrigens liegt bei den Cetaceen auch an einzelnen Stellen ein festes, talgartiges Fett, das unter dem Namen Walrath (Sperma ceti) bekannt ist. 2) Schmalz (Axungia), ein weiches, salbenartiges Fett, findet sich bei den Fleischfressern unter den Säugethieren, beim Schweine, bei den Wasservögeln. Dahin gehört auch die gewöhnliche Butter. 3) Talg, Unschlitt (Sebum, Sevum), ein starres Fett, kommt bei den Wiederkäuern vor. In den flüssigen Fetten ist Elain vorwaltend, in den starren Stearin. Im Fette der Raubthiere, des Menschen kommt statt des Stearins Margarin vor.

Das Zellgewebsfett liegt beim Menschen überall unter den Integumenten im sogenannten Panniculus adiposus, die Ruthe, das Scrotum, die Augenlider ausgenommen; in größerer Menge ist es hier namentlich zur Ausfüllung mancher Lücken angehäuft, z. B. in der Dammgrube, in der Vertiefung zwischen dem Kaumuskel und den Kiefern. Ferner liegt es in größerer Menge auf der Außenfläche einiger serösen Häute, auf dem Bauchfelle, auf dem Herzbeutel, ferner in der Augenhöhle, im Umfange mancher Gefäße und Nerven u. s. w. Das menschliche Fett gehört zu den Schmalzen; es ist flüssig bei einer Temperatur, welche der des menschlichen Körpers gleichkommt, daher auch gewiß während des Lebens. Übrigens differirt das Fett von verschiedenen Körperstellen etwas im Grade seiner Leichtschmelzbarkeit. So war Nierenfett schon bei + 17° C. ganz erstarrt, während das aus dem Zellgewebe der Wade erst bei + 15° C. fest wurde. Wahrscheinlich ist diese locale Verschiedenheit nur dadurch bedingt, daß die zwei (oder bei Thieren auch drei) Fettarten (Elain, Stearin, Margarin) in ungleichen Mengenverhältnissen vereinigt sind.

Die erste Spur des Fettes fand Valentin beim menschlichen Embryo in der 14. Woche an der Fußsohle und in der Hohlhand, zunächst als isolirte Bläschen; aber schon am Ende des fünften Monats sind einzelne, scharf von einander abgegrenzte Fettläppchen da. Beim Neugebornen findet man es überall an den gewöhnlichen Stellen; es hat aber mehr ein gallertartiges Aussehen, und es ist mehr in körnigen Massen abgelagert. Während des Säuglingsalters nimmt die Fettmenge bei wohlgenährten Kindern zu; im Kindes- und Knabenalter, wenn die Muskeln mehr thätig sind, mindert sich seine Menge. Während des Mannesalters erfolgt leicht eine stärkere Fettablagerung, beim weiblichen Geschlechte besonders in den klimakterischen Jahren; im Greisenalter nimmt seine Menge wiederum ab. Bei bejahrten Personen hat es eine dunkler gelbe Farbe, als in der Jugend. Doch hat es auch bei Gelbsüchtigen eine sehr dunkle Farbe.

Fragen wir nach der Quelle des Fettes im Thierkörper, so führt der Umstand, daß jene Flüssigkeit, welche das aus den Nahrungsstoffen in den Organismus übergehende Material enthält, der Chylus nämlich, stets mit einer mehr oder weniger großen Menge Fetttröpfchen geschwängert ist, auf die Vermuthung, daß das Fett unmittelbar als solches aus den animalischen und vegetabilischen Nahrungsmitteln übergeführt wird, daß also für das Thierreich, als Ganzes betrachtet, das Pflanzenreich die Quelle des Fettes ist. In der That findet sich das Fett im ganzen Pflanzenreiche verbreitet, wenn es auch in den einzelnen Pflanzentheilen, die Samen abgerechnet, im Allgemeinen nur in geringer Menge getroffen wird. Doch kommen beim Menschen sowol, wie bei den Thieren concrete Fälle vor, in denen die Anwendung dieses allgemeinen Satzes auf schwer zu lösende Schwierigkeiten stößt. Aus dem Blute wird aber das freie Fett unmittelbar dadurch abgelagert, daß es durch die Gefäßwandungen in die Zellgewebsräume hindurchschwitzt. Besondere drüsige Apparate, in denen das Fett aus Elementen des Blutes gebildet würde, sind nirgends vorhanden, und die Anwesenheit bereits gebildeten Fettes im Blute läßt auch die Forschung nach solchen Apparaten als überflüssig erscheinen. Indessen nahm Malpighi früher besondere fettabsondernde Drüsen oder Fettdrüsen (Glandulae adiposae) an. Auch sprach man früherhin von Fettgängen (Ductus adiposi), die nach Malpighi aus dem Gekröse, nach Collins aus der Milz kommen sollten. Später suchte noch E. Home dem Dickdarme die Function der Fettabsonderung zu vindiciren.

Der Nutzen des Fettes für die thierische Ökonomie läßt sich unter mehren Gesichtspunkten auffassen, wenngleich ihm nicht ein absoluter, die vollkommene Existenz des Geschöpfes wesentlich mitbedingender Nutzen zugesprochen werden kann, wie etwa dem Nervensysteme, dem Muskelsysteme; denn sonst könnten Individuen, bei denen das Fett zu hundert und mehr Pfund abgelagert ist, und solche Abgemagerte, bei denen die Menge des rückständigen Fettes im Vergleiche zu jenen fast Null ist, unmöglich in gleicher Weise eines relativen Wohlbefindens sich erfreuen. Das Fett nützt aber dem Körper zunächst durch seine physikalischen Eigenschaften. Es füllt die Zwischenräume zwischen den übrigen Gebilden, den Muskeln, den Eingeweiden, den Gefäßen aus, und trägt so zur Abrundung der Körperformen bei; daher es sich auch an der Stelle exstirpirter, geschwundener oder entarteter Eingeweide erzeugt; zugleich begünstigt es aber auch durch seine Lagerung an den genannten Stellen, als weicher, nachgiebiger Körper, die verschiedenen activen und passiven Bewegungen der genannten Theile. Sodann nützt das Fett gewiß durch seine Eigenschaft als schlechter Wärmeleiter. Mancherlei Verhältnisse führen nun aber außerdem noch zu der Annahme, daß es nebenbei ein indifferentes Nahrungsdepot ist, welches unter geeigneten Umständen zum Zwecke der Ernährung aufgesaugt und verwendet wird. Wenn ein thierischer Körper ein seinem Volumen und seinen Thätigkeitsäußerungen entsprechendes Quantum von Nahrungsstoff aufzunehmen pflegt, so wird die Fettabsonderung in ihm nach einem mittleren Maßstabe von statten gehen. Die letztere wird sich aber vermehren müssen, wenn die Menge des Aufgenommenen absolut wächst, oder wenn sie auch nur dadurch relativ größer wird, weil die Consumtion des Organismus sich vermindert. Daher denn die reichliche Fettablagerung bei Wohlleben; daher das leichte Eintreten von Wohlbeleibtheit bei körperlicher und geistiger Unthätigkeit (die Landwirthschaft macht davon beim Mästen des Viehes Gebrauch), bei Castraten,

desgleichen bei Frauen in den klimakterischen Jahren, wenn der Verlust durch die Menstruation aufhört. Auf der anderen Seite sehen wir das in normaler oder in größerer Menge angehäufte Fett schwinden, wenn die Zufuhr des gewöhnlichen Nahrungsquantums vermindert oder ganz aufgehoben ist, in acuten Krankheiten, bei Verhungernden, bei den Winterschläfern, bei Insektenlarven u. s. w. Doch hat die Wiederaufnahme des Fettes in den Kreislauf eine Grenze; auch bei der stärksten Abmagerung schwindet niemals alles Fett, es erhält sich in den Augenhöhlen, in der Hand- und Fußsohle u. s. w.

Gegen diese Ansicht, daß das Fett als Nahrungsdepot diene, hat man in neuerer Zeit (Lehmann, Lehrbuch der phys. Chemie. [Leipzig 1842. S. 266 fg.]) das Bedenken erhoben, daß Fett als stickstofffreie Substanz nicht als Ersatzmittel für die mangelnde Nahrung dienen könne, wie die Versuche von Magendie, von Tiedemann und Gmelin lehrten, welche Thiere mit stickstoffloser Nahrung fütterten. Indessen hat dieser Satz grade in Bezug aufs Fett an seiner apodiktischen Gewißheit verloren durch jene Versuche, welche eine Commission der pariser Akademie in größerem Maßstabe vorgenommen hat und mit denen sie noch gegenwärtig sich beschäftigt. Denn Hunde fristeten Monate lang das Leben bei bloßer Fütterung mit jenem Rindstalge, welcher im Umfange des Herzbeutels liegt; die kleine Quantität von Stickstoff in dem wenigen Zellgewebe, von welchem dieser Talg durchzogen ist, konnte hier wol kaum für den präsumirten Gesammtbedarf an Stickstoff ausreichen. Man kann übrigens mit Lehmann die Abmagerung in acuten Krankheiten auf Rechnung der fortdauernden Gallenabsonderung setzen, wodurch das resorbirte Fett ausgestoßen wird, ohne dem aufgestellten Satze, daß Fett diene als Nahrungsdepot, wesentlichen Eintrag zu thun. Denn die Gallensecretion ist ja ein integrirendes Element in der Ernährung des Gesammtorganismus, und zu ihrem Vonstattengehen ist eben, in Ermangelung der Zufuhr von Außen, die Resorbtion des bis dahin müßig daliegenden Fettes nöthig.
(*Fr. Wilh. Theile.*)

FETT (Mat. med.). Das Fett ist ein wichtiger Bestandtheil im Kreise der Nahrungsstoffe, welche der Mensch genießt. Es lassen sich nämlich nach Prout alle als Nahrungsmittel dienenden Körper nach ihren vorherrschenden nähern Bestandtheilen unter die drei Hauptclassen der eiweißstoffigen, fettigen und zuckerstoffigen bringen. Schon der Neugeborene nimmt in seinem ersten naturgemäßen Nahrungsmittel, in der Milch, eine ansehnliche Menge Fett mit auf. Einen großen Theil unserer Speisen versehen wir aber fortwährend mit einer Quantität Fett, wobei wir anscheinend zunächst nur unsern Geschmackssinn auf eine angenehme Weise befriedigen, in der That aber auch instinktmäßig einem Naturbedürfnisse genügen; denn durch Versuche ist es dargethan, daß das Leben der Säugethiere bei alleiniger Fütterung mit einem einzelnen nähern Bestandtheile des organischen Reiches (Faserstoff, Eiweiß, Zucker, Fett u. s. w.) nicht bestehen kann, daß vielmehr eine gleichzeitige oder alternirende Aufnahme der drei oben genannten nähern Bestandtheile zur gesundheitsgemäßen Ernährung erforderlich ist.

Als Arzneimittel werden von den Fetten besonders die pflanzlichen, die Öle benutzt (s. Öl). Unter den thierischen sind hauptsächlich folgende in Gebrauch gekommen, die zum Theil nur als Volksmittel gelten können, und zum Theil obsolet sind: Rindstalg, Sebum bovinum; Rindsklauenfett, Axungia pedum tauri, aus den Füßen frisch geschlachteter Thiere durch Auskochen gewonnen; Butter, namentlich die ungesalzene, Butyrum insulsum; Rahm, Cremor lactis; Hammeltalg, Sebum ovillum s. vervecinum; Hirschtalg, Sebum cervinum; Schweineschmalz, Axungia porci; Walrath, Sperma ceti s. Cetaceum, vom Physeter macrocephalus und andern; Fischthran, Adeps piscarius, von den Cetaceen; Kapaunenfett; Eieröl, Ol. ovorum, aus den hartgekochten und gerösteten Eiern ausgepreßt; Vipernfett, Axungia viperarum, von Coluber vipera; Fischleberfett, von Salmo thymalus, Gadus lota und anderen Fischen.

Innerlich werden die Fette als reizmildernde Mittel bei entzündlicher Affection der Schleimhäute des Darmkanals, der Harnwege, der Respirationsorgane, desgleichen bei krampfhaften Affectionen der genannten Apparate angewendet, sowie zur Einhüllung scharfer, ätzender Substanzen im Darmkanale. Hierzu benutzt man fast nur die pflanzlichen Öle. Doch ist der Walrath in Pulver- oder Emulsionsform bei Kolik, Diarrhöe, Ruhr angewendet worden, und bei Bleikolik und andern Metallvergiftungen läßt man Butter in reichlicher Menge genießen. Auch läßt man wol als gelind eröffnendes Mittel eine Quantität Butter in eine Tasse schwarzen Kaffees nehmen.

Äußerlich finden die mehr flüssigen unter den genannten thierischen Fetten die gleiche Anwendung, wie die pflanzlichen Öle, um die gespannte, trockene Haut und unterliegende fibröse Theile geschmeidig zu machen, um der zarten rissigen oder entzündeten Haut eine schützende Decke gegen die Luft zu verschaffen, um Instrumente einzuölen, die in Höhlen oder Kanäle eingebracht werden und dergl. Den Fischthran hat man im Besondern zur Aufweichung der Borken beim Kopfgrinde benutzt. Einreiben von Kapaunenfett in die Brust gilt im Volksglauben als ein wirksames Mittel beim Husten der Kinder.

Pharmaceutisch werden ferner einzelne Fettarten je nach dem besondern Zwecke benutzt: Butter als Grundlage von Augensalben; Schweineschmalz, besonders in dem officinellen Präparate der Rosenpomade (Ungt. rosatum s. pomadinum), als Basis von Linimenten und weicheren Salben; die Talge, der Walrath als Grundlage consistenterer Salben und Pflaster. (*Fr. Wilh. Theile.*)

Fettehenne, s. Sedum Telephium.

FETTHAUT (Panniculus adiposus) belegt man jene Schicht fetthaltigen Zellgewebes, welche zwischen der eigentlichen Haut und den die Muskeln bedeckenden Fascien lagert. Die Dicke dieser Schicht steht im Ganzen im geraden Verhältnisse mit der Wohlbeleibtheit des Individuums. An einzelnen

Stellen fehlt sie aber normal gänzlich, indem sich kein Fett im Zellgewebe ablagert, z. B. am Scrotum, an der Ruthe, an den Augenlidern; an andern Stellen bildet sie, auch bei größter Wohlbeleibtheit, immer nur eine dünne Schicht, z. B. an der Nase, an den Ohren (s. Integumente). — Ferner führt auch jene Fettschicht, welche die Nieren umgibt, den Namen der Fetthaut (Membrana adiposa). (*Fr. Wilh. Theile.*)

Fettkraut, s. Pinguicula und Sedum Telephium.

FETTSÄURE. Unter der generellen Bezeichnung Fettsäuren begreift man jene Säuren, welche mit der Basis der verseifbaren Fette, dem Glycerin (dem Cetyloxyde im Walrathe, dem Cerain im Bienenwachse) verbunden sind und bei der Verseifung mit den Alkalien in Verbindung treten, also Talgsäure, Ölsäure, Buttersäure, Delphinsäure, Caprinsäure u. s. w. Einige dieser Säuren kommen auch für sich im Körper vor, Buttersäure im Magensafte, im Harne, Margarin- und Ölsäure nach Lecanu im Blute, oder mit Alkalien verbunden, z. B. als Natronsalz in der Galle. Die Fettsäuren haben die meisten chemischen und physikalischen Eigenschaften mit den Fetten gemein; sie schmelzen leicht, machen Fettflecken, sind brennbar, lösen sich leicht in Alkohol und Äther. Sie reagiren aber sauer und lösen sich zum Theil in Wasser.

Den besondern Namen Fettsäure (Acidum sebacicum) führt aber eine Säure, die bei der trockenen Destillation fast aller Fette auftritt, wobei sie sich jedoch immer aus der Ölsäure bildet. Ihre Zusammensetzung ist nach Redtenbacher $H^8C^{10}O^3 + HO$. Sie erscheint in perlmutterglänzenden Schuppen, schmilzt bei 127°, läßt sich ohne Zersetzung sublimiren, schmeckt sauer, löst sich in heißem Wasser, in Alkohol, in Äther, röthet Lackmus und bildet der Benzoesäure ähnliche Salze. Berzelius hielt sie deshalb für Benzoesäure, die noch irgend einen verunreinigenden Stoff enthielte. (*Fr. Wilh. Theile.*)

FETU, Landschaft der Fantee-Neger am Cape Coast herum. Sie steht unter einem Dei, der mehr Fetischpriester als weltliches Oberhaupt ist. Seit 1811 haben die Engländer hier Versuche gemacht, europäische Gewächse zu cultiviren. Der Hauptort ist ein Negerdorf gleiches Namens. (*Daniel.*)

FETZBERG, auch Vetzberg, ist ein Dorf des königl. preußischen Kreises Wetzlar, von 41 Häusern und 230 Einwohnern. Der Ort liegt nördlich von Gießen auf einem hohen Berge und ist sehr arm. Neben demselben liegen die Trümmer der gleichnamigen Burg, deren Name früher als Vogedesberg, Vodenberg, Voitzberg, Foitzberg, Faitzberg rc. sich findet. Die Burg entstand im 13. Jahrh. und wurde wahrscheinlich von den Besitzern des nahen Schlosses Gleiberg erbaut. Nachdem ihre Burgmannen sie als Lehn erhalten, errichteten diese eine Ganerbschaft, welche bis 1765 bestand, wo der Rest der Ganerben seine Rechte an die Lehnsherren, die Fürsten von Nassau-Weilburg, verkauften. (Vgl. Wenck's Hessische Landesgeschichte. 3. Bd. S. 165 fg. 261 fg. und Abicht's Kreis Wetzlar I, 102 und II, 34.) (*G. Landau.*)

FEUCHTAU. 1) Das Feuchtauergebirge dehnt sich im Bezirke von Ramsau im Traunkreise des Erzherzogthums Österreich ob der Ens aus. 2) Der größere und kleinere Feuchtauer-See (insgemein Feichta-Au-See genannt), zwei Gebirgseen hart an einer Felsenwand der rothenthaler Alpe am Feuchtauergebirge, beinahe neben einander liegend, mit lebendigem Wasser, von dem man nicht weiß, woher es kommt. Auch der Abfluß dieser Seen ist unbekannt und scheint ein unterirdischer zu sein*). (*G. F. Schreiner.*)

FEUCHTIGKEIT. Unsere Atmosphäre enthält stets eine größere oder geringere Menge Wasserdampf aufgelöst, je nach der verschiedenen Temperatur der Tages- oder Jahreszeit; so ist die Dampfmenge in den Sommermonaten bedeutend größer, als in den Wintermonaten; denn wenn die Dampfmenge z. B. im Juli in Halle einer Quecksilbersäule von 5,1 pariser Linien das Gleichgewicht halten kann, so beträgt ihr Druck im Januar nur 1,85 pariser Linien im Mittel. Nichtsdestoweniger empfinden wir doch den Zustand der Luft im Winter im Allgemeinen beiweitem feuchter, als im Sommer. Hieraus geht hervor, daß die Feuchtigkeit nicht blos abhängt von der vorhandenen Dampfmenge, sondern von dem Verhältnisse derselben zu der jedes Mal stattfindenden Temperatur, oder von dem Verhältnisse der wirklich vorhandenen Dämpfe zu der Dampfmenge, welche bei der grade stattfindenden Temperatur in der Luft, wenn sie damit gesättigt wäre, aufgelöst sein könnte. Den Quotienten, welchen man erhält, wenn man die vorhandene Dampfmenge mit derjenigen Menge, welche im Zustande der Sättigung vorhanden sein könnte, dividirt, und dann, um die Brüche zu vermeiden (oder um Procente der letztern zu erhalten), mit 100 noch multiplicirt, nennt man die Feuchtigkeit der Luft. Die in der Luft vorhandenen Dämpfe wirken nun eben in dem Verhältnisse, welches vorhin mit Feuchtigkeit bezeichnet wurde, auf manche organische und unorganische Körper; die erstern absorbiren Wasserdampf und dehnen sich dadurch aus, während die letztern, wenn sie fest oder krystallinisch sind, zerfließen und an Gewicht zunehmen.

Aus dem Angeführten geht hervor, daß man erstens den Feuchtigkeitszustand der Luft unmittelbar bestimmen kann durch Anwendung solcher organischen Körper, welche durch Absorption des Wasserdampfes sich vergrößern, und zweitens mittelbar durch Messung der vorhandenen Dampfmenge und der Temperatur der Luft. Unter denjenigen Substanzen, welche als hygroskopisch bekannt sind, hat das von Saussure angewendete, gehörig ausgelaugte Menschenhaar den Vorzug erhalten. Es leuchtet von selbst ein, daß die Bestimmung der Feuchtigkeit mit Hilfe dieses Saussure'schen Hygrometers am einfachsten geschehen könnte, wenn nur die mit verschiedenen Haaren von verschiedenen Künstlern angefertigten Instrumente stets denselben Grad unter denselben Umständen zeigten. Regnault[1])

*) s. B. Pillwein's Geschichte, Geographie und Statistik des Erzherzogthums Österreich ob der Ens rc. (Linz 1828.) 2. Th. S. 114.

1) Compt. rend. hebd. T. XX. p. 1127.

hat in dem letzten Jahre eine an Thatsachen sehr reiche Abhandlung über Hygrometrie bekannt gemacht, in welcher er auch die Resultate von Vergleichungen einer Reihe solcher Saussure'schen Instrumente mitgetheilt hat. Da die einzelnen Resultate hier kein Interesse haben können, so möge nur soviel bemerkt werden, daß die Ausdehnung der Haare, welche gut ausgelaugt sind, wenigstens innerhalb gewisser Intervalle gleichmäßig geschieht, und um überall übereinstimmende Instrumente sich verschaffen zu können, verdient gewiß der Vorschlag Regnault's, nicht den Punkt der absoluten Trockenheit und Feuchtigkeit allein, sondern auch noch zwischenliegende Punkte zu bestimmen, eine allgemeine Beachtung. Die Bestimmungen der andern Punkte will er dadurch gewinnen, daß er das Instrument in ein gläsernes, mit einem Deckel ganz genau verschließbares Gefäß hängt, nachdem er in dasselbe Schwefelsäure, die in verschiedenen Graden mit Wasser verdünnt worden, hineingegossen hat. Die in dem Gefäße befindliche Luft nimmt aus der verdünnten Säure, je nach dem Grade der Verdünnung, eine bestimmte Menge Wasserdampf auf, und ist diese nebst der Temperatur bekannt, so läßt sich daraus genau die Feuchtigkeit finden, welche dem vom Hygrometer angezeigten Grade entspricht. Wollte man das Instrument noch genauer graduiren, so könnte man es unter einer Glocke mit einem Raume in Verbindung bringen, dessen Dampfmenge man in kleinen Quantitäten vergrößern und durch den auf Quecksilber ausgeübten Druck unmittelbar messen könnte; man wäre dann im Stande, den Werth jedes einzelnen Grades zu bestimmen.

Im zweiten Falle bedient man sich zur Berechnung der Feuchtigkeit der in der Luft aufgefundenen Dampfmenge und derjenigen, welche bei der stattfindenden Temperatur bei der Sättigung der Luft mit Dämpfen aufgelöst sein könnte. Es ist deshalb einmal nöthig, diejenige Dampfmenge zu kennen, welche bei einer gegebenen Temperatur im Maximo, d. h. bei der Sättigung der Luft, aufgelöst sein kann. Versuche hierüber sind mit äußerster Genauigkeit in neuester Zeit von Magnus und von Regnault angestellt, welcher Letztere auch durch besondere Versuche noch gezeigt hat, daß im lufthaltigen Raume dieselbe Menge Dämpfe aufgelöst werden kann, als im luftleeren. Zweitens bedarf man eines Mittels, um die wirklich in der Luft vorhandene Dampfmenge zu bestimmen; man sucht deshalb diesen Fall, in welchem die Luft nicht vollständig mit Dämpfen gesättigt ist, auf den vorigen der vollständigen Sättigung zurückzuführen, indem man die Temperatur eines Körpers so lange erniedrigt, bis die denselben umgebende und ebenfalls mit abgekühlte Luft durch die vorhandenen Dämpfe gesättigt ist, was sich bei einer noch ein wenig erniedrigten Temperatur durch ein Beschlagen des Körpers mit Wasser zeigt. Hierauf gründet sich das Daniell'sche Hygrometer (s. Hygrometer), das jedoch an mehren Übelständen leidet, indem der Äther in der Kugel nicht in allen seinen Schichten dieselbe Temperatur hat, die längere Annäherung des Beobachters und der auf der andern Kugel verdampfende Äther den Zustand der Luft ändert, und bei sehr trockener Luft die Temperatur sich durch die Verdampfung des Äthers nicht soweit erniedrigen läßt, daß ein Niederschlag der Wasserdämpfe aus der Luft stattfindet. Regnault hat diese Mängel dadurch zu ersetzen gesucht, daß er Luft durch Äther oder Alkohol streichen läßt, welcher sich in einem von dünnem Silberbleche verfertigten Kästchen befindet, das zugleich ein Thermometer enthält. Die Luft treibt er entweder durch einen Aspirator, oder noch einfacher durch Blasen mit dem Munde hindurch; in Folge der durch diese Luft bewirkten Verdampfung sinkt die Temperatur des Silbers, und das in demselben angebrachte Thermometer wird, wenn der Beschlag mit Dämpfen erscheint, aus der Ferne mit einem Fernrohre beobachtet.

Das von August zuerst angewandte Verfahren, die in der Luft vorhandene Dampfmenge mittels des Unterschiedes der Temperaturen eines trockenen und feuchten Thermometers (sogenannten Psychrometers) zu bestimmen, ist bequemer, als das eben angeführte, scheint aber noch nicht ganz scharfe Resultate geben zu können, da die Theorie desselben zu verwickelt ist und mehre der für dieselbe nothwendigen Zahlenwerthe bis jetzt nicht scharf bestimmt sind. Eine andere Methode, welche stets genaue Werthe gibt, besteht darin, daß man eine gemessene Quantität Luft durch eine Röhre streichen läßt, welche sehr stark absorbirende Substanzen enthält; am besten eignen sich dazu mit concentrirter Schwefelsäure befeuchtete Bimssteinstückchen. Die Zunahme dieser Röhren an Gewicht gibt den in der durchgeflossenen Luft vorhandenen Wasserdampf.

Da die Dampfmenge und die Temperatur der Luft sich während eines Tages ändern, so wird auch die Feuchtigkeit derselben regelmäßigen Schwankungen unterworfen sein. In der Tiefe und in weniger hoch gelegenen Gegenden ist die Feuchtigkeit ungefähr um die Zeit des Sonnenaufganges am größten; denn wenn auch um diese Zeit die vorhandene Dampfmenge am kleinsten ist, so wird doch durch die niedrige Temperatur die Luft sich ihrem Sättigungsgrade nähern. Sobald die Wirkung der Sonne beginnt, bilden sich auch wieder neue Dämpfe, aber weil diese durch die Luft einen Widerstand bei ihrer Bildung erleiden, so steigt die Temperatur verhältnißmäßig schneller, sodaß die Luft sich weiter von dem Sättigungszustande entfernt und die Feuchtigkeit kleiner wird. Nachdem diese zur Zeit der größten Wärme einen kleinsten Werth erreicht hat, wird sie beim Sinken der Temperatur wieder größer bis zum folgenden Morgen. Ein dem angeführten entgegengesetztes Resultat erhielt Kämtz[2]) durch seine Beobachtungen auf dem Faulhorne, also in einer Höhe von 8200 Fuß; hier war die Feuchtigkeit am Morgen um 9 Uhr am kleinsten, nahm dann zu, bis sie Nachmittags gegen 4 Uhr ihren größten Werth erreichte, und verringerte sich dann wieder bis zum folgenden Morgen. Den Grund dieser Erscheinung haben wir offenbar in dem aufsteigenden Luftstrome zu suchen, der, sobald er durch den Einfluß der Wärme sich verstärkt, die Dämpfe aus der Tiefe nach der Höhe führt; da nun in der Höhe

---

2) Kämtz, Vorlesungen über Meteorologie. S. 108 u. 109.

die Temperatur sich im Laufe des Tages weniger ändert, als in der Tiefe, so wird die Luft wegen der schnellen Zunahme der Dämpfe feuchter werden.

Auf ähnliche Weise, wie innerhalb des Tages, ändert sich auch die Feuchtigkeit innerhalb eines Jahres; im Winter ist zwar die Dampfmenge am kleinsten, dagegen auch die Temperatur am niedrigsten, sodaß dadurch die Feuchtigkeit größer wird, als im Sommer, wo bei einer größern Dampfmenge auch eine höhere Temperatur herrscht. — An den Küsten ist die Luft ebenfalls feuchter, als in dem Innern der Continente; über dem Meere scheint die Luft soviel Dampf zu enthalten, als sie überhaupt aus dem Meerwasser bei der vorhandenen Temperatur aufnehmen kann. Man findet nämlich die Temperatur, bei welcher über dem Meere sich die Dämpfe anfangen niederzuschlagen, im Durchschnitt 3°,5 unter der Temperatur des Meerwassers; aber um dieselbe Größe muß auch die Temperatur des Meerwassers höher sein, als die des reinen Wassers, wenn sie gleiche Dampfmengen entwickeln sollen. Die größte bis jetzt beobachtete Trockenheit der Luft ist von v. Humboldt, Rose und Ehrenberg in dem nördlichen Asien zwischen den Flußthälern des Irtysch und Obi wahrgenommen; in den Steppen Platowskaja mußte, nachdem lange ein Südwind aus dem Innern des Continents geweht hatte, die Temperatur der Luft von 23°,7 bis 4°,3 unter den Gefrierpunkt erniedrigt werden, um einen Niederschlag der Dämpfe zu erhalten[3]). — Ob die obern Luftschichten trockener oder feuchter sind, als die unteren, läßt sich bis jetzt nicht mit Gewißheit entscheiden. Saussure, de Luc und v. Humboldt behaupteten, daß die Luft in der Höhe trockener sei, als in der Tiefe; es scheint aber, als ob die Witterung auf dieses Verhältniß großen Einfluß habe, und namentlich eine Verschiedenheit in der Abnahme der Temperatur von Unten nach Oben[4]).

Da die Temperatur und die Dampfmenge eines Ortes mit der Richtung der Winde zusammenhängt, so wird auch natürlich ein Einfluß derselben auf die Feuchtigkeit der Luft sich zeigen müssen. Kämtz[5]) erhielt durch Berechnung seiner vierjährigen Beobachtungsreihe zu Halle das Resultat, daß, obwol sowol im Sommer, als im Winter, die Dampfmenge bei östlichen Winden entschieden kleiner ist, als bei westlichen, dennoch durch die niedrige Temperatur des Ostwindes im Winter die Luft feuchter ist, als bei Westwind, während im Sommer grade umgekehrt der Ostwind der trockenste und der Westwind der feuchteste ist. (*Hankel.*)

FEUCHTWANGEN, auch Fuhtewangen, an der Sulz im bairischen Mittel-Franken, einst ein Königshof und im 13. Jahrh. schon eine bedeutende Reichsstadt, verdankt ihr erstes Aufblühen dem Benedictinerkloster, welches Kaiser Karl der Große zwischen 792—810 gestiftet hat. Im J. 1208 wurde dasselbe in ein Collegiatstift für zwölf Kanoniker verwandelt und durch K. Otto IV. zu Eßlingen bestätigt; ein Gleiches erfolgte 1284 durch K. Rudolf I., gleichfalls zu Eßlingen, und 1289 zu Rotenburg. Das wichtige Recht, Schenkungen bis auf den jährlichen Ertrag von 60 Pfund annehmen zu dürfen, bestätigte K. Albrecht 1303 und K. Ludwig IV. zu Nürnberg im Mai 1323, und 1336 fügte er noch die vollkommene Befreiung von allen Abgaben für des Stiftes Güter und Angehörigen bei. K. Karl IV. ertheilte 1360 den Einwohnern das Recht, nur vor den Reichsamtmann ihrer Stadt geladen werden zu können, was auch K. Wenzeslaus 1380 bestätigte. Obschon das Stift im fränkischen Lande zum augsburger Kirchsprengel gehörte, so hatte dennoch Bischof Burkard von Augsburg im J. 1376 dem Markgrafen Friedrich V. das Schutzrecht über die weltlichen Verhältnisse des Stiftes übertragen, weswegen dieser und seine Nachfolger die weltlichen Angelegenheiten aller Unterthanen desselben in ihre Oberaufsicht und Leitung gezogen haben. Auch Papst Eugen IV. ertheilte 1446—1447 dem Markgrafen Albrecht und dessen Gemahlin Margareth das Recht der ersten Bitte, nach welcher sie die erledigte Propstei und zwei Kanonikate willkürlich zu besetzen berechtigt waren. Die Stelle des Propstes war gewöhnlich einem augsburger Domherrn zuerkannt, welcher gegen den richtigen Empfang seiner Einkünfte dem Dechanten und Capitel die ganze Verwaltung überließ; während des 15. Jahrh. suchte der päpstliche Hof viele seiner Günstlinge einzusetzen. Nach dem Muster anderer Collegiatstifte führte auch dieses sein eigenes Siegel, welches in einem Schilde drei mit einer Schleife umgebene und mit den Spitzen zusammenstoßende Nägel über der Maria mit dem Kinde Jesus hatte, unter deren Füßen der halbe Mond mit der Inschrift war. Im Verlaufe des 15. Jahrh. nahmen die Burggrafen von Nürnberg die landesherrlichen Abgaben der Steuer, Frohn und des Umgeldes ꝛc. in Anspruch, und beschränkten die geistlichen Rechte des augsburger Bischofs auf so mancherlei Weise, daß sie bis zur Reformation fast schon ganz verschwunden waren. Im J. 1520 entfernten sich die Stiftsgeistlichen auf die Ankündigung der Markgrafen Kasimir und Georg, daß eine kirchliche Untersuchung stattfinden sollte; weswegen ihnen auch nach ihrer Rückkehr Zinsen, Gülten und andere Abgaben verweigert wurden. Im J. 1537 sprach der Markgraf Georg von Ansbach die Auflösung des Stiftes und die Einführung der brandenburgischen Kirchenordnung aus, und ließ beide, ungeachtet des heftigsten Widerspruches des Stiftsdechants, Christoph Goldoch's, und mehrer Capitulare, auf lebenslänglichen Unterhalt aller Glieder vollziehen, deren letztes der 1575 gestorbene Dechant Wolfgang Jung gewesen ist. Von dieser Zeit an wurden die Güter und Rechte zum Burggrafthume gezogen und die 1528 schon gesetzlich eingeführte evangelische Lehre mit steigendem Flore erhalten. Der Wachsthum des Vermögens des ursprünglichen Benedictinerklosters und nachherigen Collegiatstiftes machte die Ansiedelung vieler Menschen nothwendig, welche sich allmälig zu einer städtischen Gemeinde mit Mauern, Thoren und zwei Stadtwappen erhoben, deren größeres ein aufrecht stehender, einfacher, schwarzer Adler mit ausgebreitetem Schweife und Flügeln, deren kleineres ein im Felde stehender Fich-

3) v. Humboldt, Kosmos. S. 360. 4) Kämtz, Vorlesungen über Meteorologie. S. 115. 5) Ebendas. S. 124.

tenbaum mit den Buchstaben S. F. geworden ist. Zuerst war die Stadt dem teutschen Reiche unterworfen; als solche durch K. Karl IV. zu Nürnberg um 5000 Goldgulden auf Wiedereinlösung 1376 an den Burggrafen Friedrich V. verpfändet worden, welche Handlung K. Ruprecht 1406 zu Steinsberg bestätigte und noch mehr Ortschaften beifügte. Deswegen ließ Markgraf Friedrich VI. sich den Erbhuldigungseid 1407 von allen Stadtbewohnern und denen des benachbarten Landes leisten. Im J. 1452 wurde der Bürgermeister und Rath wegen eines Streites mit Luz von Thannhausen durch das Hofgericht zu Rotweil in die Acht erklärt und durch den augsburger Official mit dem kirchlichen Banne belegt; aber im nämlichen Jahre durch die Vermittelung des Grafen Wilhelm zu Öttingen von beiden Sprüchen wieder befreit. Der zunehmende Wohlstand während des Mittelalters hatte die Erbauung mehrer Pfarrkirchen und Kapellen mit verhältnißmäßiger Güterausstattung zur Folge. Der Wohlstand wurde jedoch in mehren Jahrhunderten durch große Unfälle zerstört. So wurden fast alle Gebäude im J. 1309 und 1388 durch benachbarte Neider, besonders aus Dünkelsbühl, verbrannt. Am 30. Nov. 1546 haben die spanischen und österreichischen Truppen, als Bekämpfer des schmalkaldischen Bundes, in Gegenwart K. Karl's V., unter dem Commando des Grafen Maximilian Egmont von Büren, die ganze Stadt geplündert, die Registraturen zerstört und verbrannt. Ein gleiches Unglück litten die Einwohner während des 30jährigen Krieges 1631, 1636, 1647 und 1648, und spätere Zufälle von Brandunglücken, besonders in der neueren Zeit, hemmten die Erholung der Einwohner, welche sich durch besondere Thätigkeit in der Gerberei, Linnen- und Wollenweberei immer auszeichneten und auf den acht stark besuchten Jahrmärkten ihren meisten Absatz fanden. Obschon vor der Reformation durch Mitwirkung der Stiftsherren und Vicarien viele Jünglinge wissenschaftlich unterrichtet und für den geistlichen Stand befähigt wurden, so fehlte es doch auch nach derselben nicht an einzelnen ausgezeichneten Gelehrten, unter welchen der berühmte Bibliograph, Chr. Hamberger, vom 18. Jahrh. eine vorzügliche Erwähnung verdient. Hier, als am Grenzorte zwischen Franken und Schwaben, war immer der Sitz eines Oberamtes, wie jetzt noch eines königlichen Landgerichts, Rentamts, Dekanats, dreier protestantischen Pfarreien, eines Magistrats und einer Posterpedition. Den 2100 Einwohnern in 382 Häusern dient das städtische Spital und Krankenhaus zur großen Wohlthat*).

(*Jaeck.*)

Feudum, s. Lehen.

FEUER. Wenn chemische Processe mit sehr großer Heftigkeit eintreten, so entwickeln sie Wärme und Licht, deren Verbindung wir mit dem Namen Feuer belegen. Die größere oder geringere Heftigkeit, mit welcher diese Processe geschehen, hängt aber von der Temperatur ab, sodaß meistens die Körper, welche sich mit einander unter Feuererscheinung verbinden sollen, erst erhitzt werden müssen, wie z. B. die Kohle erst glühend gemacht werden muß, ehe sie mit dem Sauerstoffe der Luft zu Kohlensäure verbrennt. Beim Phosphor genügt schon eine geringere Erhitzung, um die Verbrennung einzuleiten, ja Antimon entzündet sich im Chlorgase schon bei gewöhnlicher Temperatur. Das Fortbrennen der einmal entzündeten Substanzen beruht darauf, daß durch die verbrennenden Theilchen die nebenliegenden bis zu einer ebenfalls zum Verbrennen hinreichenden Temperatur erhitzt werden. Das Feuer verlischt dagegen, sobald den anliegenden Theilchen nicht die nöthige Wärme mitgetheilt wird; so verlöschen glühende Kohlen, wenn sie auf eine kalte Metallscheibe geworfen werden, weil letztere die Wärme fortleitet. Wenn brennende Kohlen unter einer Glasglocke mit einer Quantität Luft von der Verbindung mit der Atmosphäre abgeschlossen werden, so verlöschen sie noch eher, als aller Sauerstoff der Luft verzehrt ist; die Verbrennung ist nämlich im reinen Sauerstoffgase am stärksten, weniger lebhaft ist sie in der atmosphärischen Luft. Wird nun der abgesperrten Luft unter der Glocke noch Sauerstoff durch die verbrennenden Kohlen entzogen, so wird dadurch nach und nach der Proceß so verzögert, daß die anliegenden Theilchen nicht die zum Verbrennen nöthige Temperatur erreichen können. Der Grad der Verdünnung des Sauerstoffs, bei welchem die Körper verlöschen, ist für die verschiedenen Stoffe verschieden; je größer ihre Verwandtschaft zum Sauerstoff ist, um so später verlöschen sie.

Um die Verbrennung der Kohle in der atmosphärischen Luft lebhaft zu machen, muß immer neue Luft (und mit ihr der Sauerstoff) zugeführt, und dem nicht verbrannten Stickstoff und der gebildeten Kohlensäure ein leichter Ausweg gestattet werden. Gewöhnlich wird dieser Luftwechsel durch das Feuer selbst bewirkt, indem die erhitzte und dadurch leichter gewordene Luft in einem engen Kanale in die Höhe steigt; je höher dieser Feuerzug ist, desto stärker ist der entstehende Luftstrom, und desto lebhafter brennt das Feuer. Genügt dieser bloße Luftzug nicht, oder läßt sich derselbe nicht anbringen, wie bei einem Hochofen, so wird die erfoderliche Luft durch ein Gebläse zugeführt, und um die Hitze möglichst zu steigern, noch vorher bis gegen den Schmelzpunkt des Zinnes erhitzt. — Vergl. die Artikel Wärme und Verbrennung.

(*Hankel.*)

FEUER, Feuersbrunst, Brand, nennt man die Erscheinung, welche durch die Entzündung eines Gegenstandes verursacht wird, und diesen von dem Elemente des Feuers ergriffen zeigt. Der Sprachgebrauch zieht aber, je nach Verschiedenheit der Gegenstände, welche sich in einem solchen Zustande befinden, bald den einen, bald den andern der zusammengestellten Ausdrücke vor. Von Gebäuden, von Brücken, die in Feuer stehen, bedient er sich vorzugsweise der Ausdrücke Feuer, Feuersbrunst, wenn er auch sagt, sie seien in Brand gerathen, d. h. sie seien dermaßen erhitzt worden, daß sie glühen und Funken oder

*) *de Lang*, Regesta Bav. III—VII. franconia. (Ansbach 1813.) T. I. p. 69. *Sirmond*, Coll. concil. Galliae ad a. 809. Frieß, Zeugniß der Wahrheit bei Gelegenheit des zweiten Jubelfestes der augsburger Confession in der Stiftskirche zu Feuchtwang. (Roth. 1731. 4.) Materialien zur öttingischen Geschichte III, 35. Longollus, Nachrichten von Brandenburg-Culmbach. 7. Th. S. 140. Fränkische Acta erudita et Curiosa II, 989.

Flammen aus ihnen hervorsprühen. Wenn ein Wald oder wenn Schiffe sich in einem gleichen Zustande befinden, wendet er dagegen den Ausdruck Brand an, und spricht von Wald- von Schiffsbrand. — Alle Körper, welche sich durch die Wärme nicht auflösen, können in einen hohen Grad von Hitze gerathen, oder versetzt werden, aber nicht alle, von welchen dies gilt, gerathen in Brand. Die, bei welchen es der Fall ist, nennt man deshalb brennbare. Die Ursache, welche das in Brandgerathen hervorbringt, kann aber in dem besondern Zustande, in welchem sich ein Gegenstand befindet, oder in einer äußern Veranlassung zu suchen sein, welche einen brennbaren Körper mit einem brennenden in Berührung bringt. Die Wirkung der ersten nennt man Selbstentzündung. (*Kieslen.*)

FEUERBACH (Johann Peter von), geb. am 1. Aug. 1761 zu Wetzlar, der Sohn eines unbemittelten Strumpfwirkers, erhielt den ersten Unterricht in der Schule seiner Vaterstadt. Seine Fortschritte im Lernen und seine nette Handschrift weckten in dem Vater den Gedanken, daß sein Sohn einst als Copist sein Unterkommen finden könnte. Er mußte auch noch Lateinisch lernen. Bald aber regte sich in ihm der Wunsch, auch die höheren Schulen zu besuchen und sich dem Studium der Jurisprudenz zu widmen. Vor drückendem Mangel schützte ihn nach dem Tode seines Vaters eine im J. 1780 angetretene Hauslehrerstelle. Seine Mußestunden benutzte er zu fortgesetzten Studien, um sich zur akademischen Laufbahn vorzubereiten. Im Jahre 1782 ging er mit einer kleinen Baarschaft, die er sich erspart, nach Göttingen, wo ihm durch Verwendung eines Freundes ein Freitisch zugesichert worden war. Ein ehemaliger Mitschüler theilte mit ihm Zimmer und Schlafstätte. Groß aber waren dessenungeachtet die Entsagungen und Schwierigkeiten, mit denen er besonders in den ersten zwei Jahren seines Aufenthalts in Göttingen kämpfen mußte. Außer dem freien Mittagstische und dem unentgeltlichen Zutritte zu den juristischen Collegien, den er Pütter's Empfehlung verdankte, blieben ihm noch manche unentbehrliche Bedürfnisse zu bestreiten übrig. Er mußte für Holz, Licht, Bücher, Kleider u. s. w. sorgen. Sein eiserner Fleiß ermüdete nicht in dem Abschreiben von Collegienheften für Studirende, die sich in bessern Glücksumständen befanden. Durch den Privatunterricht, den er ertheilte, ward er mit mehren Familien bekannt, die ihm seinen viertehalbjährigen Aufenthalt in Göttingen erleichterten. Dem Studium der Jurisprudenz hatte er sich mit großem Eifer gewidmet, und sich schätzbare Kenntnisse erworben. Es zeigten sich ihm Aussichten in Göttingen selbst oder im Hanoverschen sein Fortkommen zu finden. Er kehrte jedoch nach Wetzlar zurück, wo er sich mit der Praxis des dortigen Reichskammergerichts in ihrem ganzen Umfange bekannt zu machen suchte. Seine Bemühungen, sich für die Zukunft eine Subsistenz zu sichern, blieben fruchtlos. Freudig ergriff er daher den Antrag, den Kammergerichtsassessor von Albini, der als geheimer Referendar nach Wien ging, auf dieser Reise als Privatsecretair zu begleiten. Dies geschah im August 1786. Auch in Wien mußte er, bei einem sehr mäßigen Gehalte, auf möglichste Beschränkung seiner Bedürfnisse denken. Durch schriftliche Arbeiten, die er für den Reichsagenten von Fichte, seinen nachherigen vieljährigen Freund, übernahm, verbesserte er einigermaßen seine Lage. Die Stelle eines Reichsagenten wäre ihm sehr willkommen gewesen. Doch zeigte sich dazu vor der Hand keine Aussicht. Sein Schicksal erhielt indessen unvermuthet eine andere Wendung durch die erledigte Stelle eines Consulenten in dem schwäbischen Rittercanton Kocher. Im August 1789 reiste er von Wien nach Eßlingen, dem Sitze der Ortskanzlei. Als öffentlicher Beamter war jetzt seine Existenz gesichert. Es war jedoch keine leichte Aufgabe, bei mangelnder Kenntniß der Localverhältnisse, überhäuften Geschäften und bei der damals herrschenden Spannung im Directorium den Anfoderungen seines neuen Wirkungskreises zu genügen. Durch seine rastlose Thätigkeit, sowie durch seinen offenen, biederen Charakter, der keine Partei, sondern nur dem Rechten und Wahren huldigte, erwarb er sich bald die Zufriedenheit und das Vertrauen seiner Vorgesetzten. Der Kreis seiner Geschäfte und Sorgen erweiterte sich noch beim Ausbruche der französischen Revolution. Der Wechsel, welcher der ritterschaftlichen Verfassung nach dem Frieden von Lüneville drohte, ward für Feuerbach die Veranlassung, 1803 als Deputirter nach Wien zu reisen, um Theil zu nehmen an den dort eingeleiteten Verhandlungen. Er sah dort seine Freunde wieder, von denen er sich ungern getrennt.

Nach der Rückkehr von Wien, im November 1804, vermählte sich Feuerbach zu Eßlingen mit Caroline Weinland, der Tochter eines seiner Amtscollegen. Er fand an ihr die zärtlichste Gattin, die treueste Mutter und sorgsamste Hausfrau. Schon im J. 1817 hatte er über sie, die ihn etwa ein halbes Jahr überlebte, die nachfolgenden charakteristischen Notizen niedergeschrieben: „Ich verdanke ihr mein eheliches Glück, und ihre vorzüglichen innern Eigenschaften übertreffen noch ihre äußere Schönheit. In den 13 Jahren, die ich mit ihr verheirathet bin, habe ich nicht einen Zug ihres Charakters kennen gelernt, der mir zuwider wäre. Ihre reine, sanfte Seele ist ganz für mich geschaffen. Ohne Ansprüche, ohne Eitelkeit, nur in dem Kreise ihrer Familie und in ihrem Hauswohle ihr Glück kennend, ist sie religiösen Sinnes, und über alles Andere erhaben, was sonst Frauen ihres Alters reizen und unterhalten kann. Und so war sie von dem ersten Tage unserer Ehe an bis jetzt gleich gut, gleich zärtlich gegen ihren Gatten. Meine Kinder werden sie, wenn ich auch nicht mehr am Leben bin, lieben und ehren, wie sie es um sie, denen sie sich ganz aufopferte, verdient hat."

Getrübt ward dies häusliche Glück durch den Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Österreich im J. 1805. Die damit verbundenen Ereignisse hatten zur Folge, daß die Reichsritterschaft sich nach und nach verschiedenen ehemaligen Reichsständen unterwerfen mußte. Auch das Band zwischen dem schwäbischen Reichscanton Kocher und seinen Dienern war dadurch gelöst worden. Der höheren Leitung vertrauend, die er schon oft in dem Gange seiner Schicksale deutlich erkannt, wagte Feuerbach in Bezug auf seine Lage keine eigenmächtigen Schritte

zu thun. Im September 1806 ward er als Occupationscommissar in Ehingen angestellt, für die Landestheile, welche nach dem presburger Frieden, durch die Beschlüsse der rheinischen Bundesacte dem Königreiche Würtemberg anheimgefallen. Bei den darauf in Ulm eingeleiteten Unterhandlungen mit Baiern wegen der Eintheilung der Ritterorte ward er dazu ernannten königlichen Bevollmächtigten beigesellt. Trotz manchen Schwierigkeiten gelang es ihm, eine für Würtemberg annehmbare Übereinkunft zu bewirken. Mit der Ratification jenes Vertrags erhielt Feuerbach eine Anstellung bei dem damaligen würtembergischen Cabinetsministerium als vortragender Rath mit dem Charakter eines Legationsraths. Diese Anstellung eröffnete seiner Thätigkeit und seinen Kenntnissen ein weites Feld. Durch die Auflösung des teutschen Reichs war eine so völlige Umgestaltung aller bisherigen Verhältnisse eingetreten, daß mit vielen benachbarten Staaten Unterhandlungen angeknüpft und Vergleiche geschlossen werden mußten zur Beseitigung der obwaltenden Differenzen. Feuerbach arbeitete mit rastloser Thätigkeit in seinem neuen Wirkungskreise. Ein großer Theil der in den Jahren 1808—1810 abgeschlossenen Staatsverträge ward von ihm unterzeichnet; mehre derselben wurden auch von ihm selbst entworfen und ausgearbeitet. Im October 1810 ward er zum Mitbevollmächtigten ernannt bei der Vollziehung eines Landescessions- und Purificationsvertrags, der mit Baiern zu Paris abgeschlossen ward. Unter diesen Geschäften vergingen fast zwei Jahre, die er theils an der Grenze, theils in Ulm und in München zubrachte. Im J. 1812 kam in der zuletzt genannten Residenz der definitive Vollziehungsvertrag zu Stande. Im J. 1815 wohnte er dem wiener Congreß bei, und erwarb sich durch seinen Diensteifer das Vertrauen der dort anwesenden Monarchen.

An Auszeichnungen konnte es dem Manne nicht fehlen, der sich so vielfache Verdienste erworben. Schon in frühern Jahren hatte er seiner Mitwirkung bei dem Abschlusse eines Subsidientractates die große goldene Civilverdienstmedaille zu verdanken gehabt, durch die ihn der Kaiser von Österreich ehrte. Im J. 1808 war er zum geheimen Legationsrathe bei dem würtembergischen Cabinetsministerium ernannt worden, und im nächsten Jahre hatte er das Ritterkreuz des königl. würtembergischen Civilverdienstordens erhalten. Das Commandeurkreuz dieses Ordens erhielt er 1812, und 1815 von dem österreichischen Hofe die Insignien des Leopoldordens. Bald nach seiner Rückkehr vom Congreß zu Wien ward er zum königl. würtembergischen Staatsrath erhoben. Zugleich ward ihm das Directorium der Kanzlei und das Bureau der auswärtigen Angelegenheiten übertragen. Noch im Jahre 1815 ward er zum Gesandten am Bundestage ernannt, von dieser Stelle jedoch auf seine durch hinreichende Gründe motivirte Bitte wieder dispensirt. Im J. 1820 ward er zum wirklichen Ministerialdirector im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, und 1821 zum Mitgliede des neu organisirten geheimen Raths ernannt. Um diese Zeit erhielt er auch das Ritterkreuz des Ordens der würtembergischen Krone; späterhin auch von dem Könige von Baiern den Verdienstorden der bairischen Krone. Nach den mannichfachsten Richtungen hin erstreckte sich seine Thätigkeit. So arbeitete er als Kirchenältester mit echt christlichem Sinne an einer Vereinigung der stuttgarter und cannstädter reformirten Gemeinde mit der Lutherischen, ohne jedoch seine Bemühungen durch einen günstigen Erfolg gekrönt zu sehen. Ein hartnäckiges Unterleibsübel mit heftigen Brustkrämpfen verbunden, endete sein thätiges Leben am 18. Jan. 1825 *). (*Heinrich Döring.*)

FEUERBACH (Paul Johann Anselm von), war am 14. Nov. 1775 zu Jena von bürgerlichen Ältern geboren. Als ein talentvoller und gelehrter Mann genoß sein Vater durch unbescholtene Rechtlichkeit allgemeine Achtung. Er war Advocat und hatte eine ausgebreitete Praxis. Durch seine Mutter, eine Tochter des Commercienraths Kraus in Jena, war Feuerbach mit dem berühmten Juristen Brunnquell [1]) verwandt. Theils in geistlichen, theils in weltlichen Ämtern hatten sich seines Vaters Vorfahren ausgezeichnet, die den ursprünglichen Namen Fäuerbach späterhin in Feuerbach umwandelten, und ursprünglich in der Wetterau einheimisch, später in Frankfurt am Main sich ansiedelten. Diese Stadt, in welcher schon sein Großvater die Stelle eines Justizbeamten bekleidet hatte, wählte auch Feuerbach's Vater 1778 zum Wohnsitze. Dort ward Feuerbach seit seinem dritten Lebensjahre erzogen. Seine Geistesanlagen entwickelten sich schnell, doch zugleich mit ihnen ein ungemein lebhaftes Temperament. Nur eine äußerst strenge Erziehung konnte seinem jugendlichen Muthwillen Schranken setzen. Bald aber erwachte in ihm, ohne alle äußere Aufmunterung, eine glühende Wißbegierde, die allen Hindernissen Trotz zu bieten schien. Er durchwachte manche Nächte in ungeheizter Kammer, um sein Interesse an der classischen Literatur, besonders an den griechischen und römischen Dichtern, zu befriedigen. Selbst die härteste Strafe, die ihn wegen der dadurch verletzten Hausordnung traf, konnte ihm nicht die Rückkehr zu seiner poetischen Lecture verleiden. Homer und Theokrit, Horaz und Virgil blieben seine Lieblinge. Diese Neigung ward genährt in Privatvorlesungen über die griechischen und römischen Classiker, und durch den Unterricht seines Lehrers Mosche, der später als Rector am Gymnasium zu Lübeck starb. Aber auch in anderen wissenschaftlichen Fächern machte er unter der Leitung des Rectors Purmann und des Conrectors Rambach so schnelle Fortschritte, daß er 1792 seine akademische Laufbahn in Jena eröffnen konnte. Er hatte kaum sein 17. Jahr erreicht, als er im November des genannten Jahres das Haus seiner Ältern verließ, die ihn nur mäßig unterstützen konnten. Sein Fleiß erlag nicht unter dem fortwährenden Kampfe mit dem Mangel an den nöthigsten Bedürfnissen. Aber die aufs Äußerste getriebene Geistesanstrengung zog ihm eine lebensgefährliche Krankheit zu. Seine kaum begonnenen Rechtsstudien wurden

*) Vergl. den Neuen Nekrolog der Teutschen. 3. Jahrg. 1. Th. S. 120 fg.

1) Johann Samuel Brunnquell, geb. 1693 zu Quedlinburg, ward 1728 Professor der Rechte zu Jena, später zu Göttingen, wo er 1735 starb.

dadurch unterbrochen und ihm fast verleidet durch Reinhold, dessen Vorlesungen ihm ein lebhaftes Interesse an der Philosophie eingeflößt hatten. Die Jurisprudenz verlor für ihn immer mehr an Interesse, seit ein höheres Seelenbedürfniß in ihm erwacht war, für das er nur von der Philosophie Befriedigung erwarten konnte. Locke und Hume unter den Engländern, Tetens, Lambert und vor allen Kant unter den Teutschen waren die Schriftsteller, die seinen Geist zum Selbstdenken gewöhnten. Das erloschene Interesse für die Jurisprudenz, besonders für den positiven Theil dieser Wissenschaft, ward in ihm wieder lebendig durch den regen Antheil an der von mehren Rechtsphilosophen damals versuchten Lösung der Aufgabe, für den Unterschied zwischen Moral und Rechtslehre ein festes Princip aufzustellen. Schnaubert's und Hufeland's juristische Vorlesungen hörte er mit Eifer und Nutzen; doch bildete er sich mehr durch eigenes Studium und gründliche Quellenforschung. Zu verwundern war, daß seine Gesundheit nicht völlig erlag unter der anhaltenden Geistesanstrengung, die ihm manche Nacht den Schlaf entzog.

Im J. 1799 hatte sich Feuerbach den Grad eines Doctors der Rechte erworben[2]). Bald nachher trat er als Privatdocent auf. Seine Vorlesungen fanden zahlreiche Zuhörer. Mit der außerordentlichen Professur der Rechte, die er 1801 zu Jena erhielt, war zugleich der Eintritt in den dortigen Schöppenstuhl verbunden. Nicht lange nachher ward er zum ordentlichen Professor des Lehnrechts ernannt. Als akademischer Docent und als Schriftsteller hatte er sich einen so geachteten Namen erworben, daß in dem Raume eines Monats vier Universitäten den Wunsch äußerten, ihn zu besitzen. Er gab dem Rufe nach Kiel den Vorzug. Im Frühjahre 1802 eröffnete er dort sein Lehramt. Die Zufriedenheit mit seinen neuen Verhältnissen schildert ein Brief an einen seiner jenaischen Freunde. „Wenn Sie," schrieb er aus Kiel am 12. Mai 1802[3]), „sich etwa gefragt haben: wie mag es Feuerbach gehen? so antworte ich Ihnen: Unendlich wohl! — Eine liebliche Gegend und noch lieblichere Menschen bezeichnen mein neues Vaterland. Machte nicht das Klima einige Unannehmlichkeiten in meinem Körper, so würde ich glauben, hier den Himmel gefunden zu haben. Auch das Ökonomische meiner Lage ist äußerst vortheilhaft. Da es hier beiweitem nicht so theuer ist, als man in Jena sagte, vielmehr die Theuerung in Jena der Theuerung in Kiel beinahe völlig das Gleichgewicht hält; da auch hier die Zahl der Studirenden, besonders von Juristen, zunimmt, so kann ich von meiner Besoldung und den Accessoriis nicht allein völlig bequem leben, sondern auch jährlich etwas Bedeutendes für kommende Zeiten zurücklegen. Kurz, die jenaischen Nutritoren, die sehr wenig zur Nahrung geben, und mein werther weiland College Reichard, der nun wieder das Criminalrecht lesen kann, sind meine größten Wohlthäter gewesen, da sie es gewiß selbst am wenigsten zu sein glaubten."

Ungeachtet dieser günstigen Schilderung seiner neuen Verhältnisse lernte er sich auf die Länge in dem engen und beschränkten Kreise einer kleinen Hochschule nicht behaglich fühlen. Die Erinnerung an Jena kehrte ihm schmerzlich wieder. Er vermißte die dortigen gefüllten Hörsäle bei seinen Vorlesungen über Naturrecht, Criminalrecht, Institutionen, Pandekten und Hermeneutik. Sein gewohnter Fleiß ermüdete so wenig, daß er neben seiner akademischen Thätigkeit auch durch zahlreiche praktische Arbeiten an einem Spruchcollegium Theil nahm, das unter der Leitung des gelehrten und geschäftsgewandten Trendlenburg stand. Außer dem eben genannten Manne gehörten Cramer, Reinhold, Niemann und die beiden Hensler zu dem auserwählten Kreise seiner Freunde, die ihn ungern scheiden sahen, als er im J. 1804 einem Rufe nach Baiern folgte. Er erhielt zu Landshut eine Professur mit dem Charakter eines Hofraths. In seiner Antrittsrede sprach er über Philosophie und Empirie in ihrem Verhältnisse zur positiven Rechtswissenschaft. Der an ihn ergangene Ruf war um so ehrenvoller, da zu jener Zeit noch kein Protestant sich rühmen konnte, auf einer bairischen Hochschule einen Lehrstuhl erhalten zu haben. Von religiöser Intoleranz hatte er so wenig zu fürchten, daß er vielmehr in den Verdacht gerieth, einer katholischen Obscurantenpartei anzugehören. Manche würdige Männer schlossen sich an ihn an. Wie sehr er das Zutrauen der Regierung besaß, zeigten die beträchtlichen Gehaltserhöhungen, durch die sie ihn zu fesseln suchte, als mehre Rufe zu auswärtigen Lehrstellen an ihn ergingen. Sein lebhaftes Temperament und die allzu große Reizbarkeit seines Gemüths, durch die er sich schon in Jena mit einigen seiner Collegen entzweit hatte, verwickelten ihn auch in Landshut in mannichfache Irrungen. In seinem Unmuthe richtete er bereits im J. 1805 an den Kurfürsten die Bitte, ihn seines Lehramtes zu entlassen. Sein Gesuch ward gewährt. In Folge eines Entwurfs zu einem neuen bairischen Strafgesetzbuche, dessen Ausarbeitung ihm bereits im August 1804 durch ein kurfürstliches Rescript übertragen worden, ward er am 16. Dec. 1805 nach München versetzt, als außerordentliches Mitglied des dortigen geheimen Ministerial-Justiz- und Polizei-Departements. Er erhielt zugleich den Charakter eines geheimen Referendars. Am 15. Nov. 1806 ward er zum ordentlichen Mitgliede jenes Departements und am 1. Oct. 1808 zum wirklich frequentirenden geheimen Rath ernannt.

Seinem Scharfblicke konnte nicht entgehen, daß die peinliche Rechtspflege, wie sie zu der Zeit, als er ins Ministerium eintrat, noch in Baiern ausgeübt ward, nicht nur wesentlichen Abänderungen, sondern einer gänzlichen Reform bedürfe. „Damals galt noch," sagt ein geistreicher Schriftsteller[4]), „der Kreitmayerische Codex juris

2) Durch Vertheidigung seiner Inauguraldissertation: De causis mitigandi ex capite impeditae libertatis (Jenae 1799. 4.), wieder abgedruckt in den von Martin herausgegebenen Select. Diss. juris criminalis. (Jenae 1822.) Vol. I. p. 480 sqq. 3) s. die Schrift: C. G. Schütz, Darstellung seines Lebens; herausgegeben von seinem Sohne F. K. J. Schütz. (Halle 1835.) 2. Bd. S. 94.

4) s. Zeitgenossen. Neue Reihe. 3. Bd. 3. Heft. S. 159 fg.

criminalis Bavarici vom Jahre 1751, dessen Geist in dem Capitel von der Gotteslästerung, Abtrünnigkeit, Ketzerei, Zauberei, Hexerei u. s. w. sich klärlich ausspricht, der wegen seiner, selbst Karl's V. peinliche Gerichtsordnung oft überbietenden, Strenge hinter seiner Zeit einige Jahrhunderte zurückstand, und in dem Criminalprocesse den Angeklagten beinahe ganz schutz- und wehrlos den Blutgerichten preisgab. Keine Gerichtszeugen bei den Verhören, kein Vertheidiger vor dem Erkenntnisse, kein Correferent bei dem Vortrage, kein Rechtsmittel, weder weitere Vertheidigung noch Appellation gegen das Urtheil, und endlich die Tortur, die bis in das Jahr 1806 in thätiger Übung bestand."

Bereits am 7. Juli des genannten Jahres hatte Feuerbach durch einen von ihm verfaßten Entwurf zur Abschaffung der Folter den ersten Schritt gethan, die furchtbaren Misbräuche in der bairischen Criminaljustiz zu beseitigen. Durch höhere Befehle veranlaßt, erschienen bald nachher einzelne Verordnungen über den Wilddiebstahl, über die Bestechung der Staatsbeamten u. s. w. Den wesentlichsten Schritt zur Verbesserung der Rechtspflege that er in dem von ihm verfaßten Entwurf eines Strafgesetzbuches, der bereits im J. 1808 einer eigenen Commission zur Prüfung vorgelegt werden konnte, und, nach einzelnen Abänderungen, in einer allgemeinen Geheimraths-Session nochmals geprüft, unter dem Titel eines Strafgesetzbuchs für das Königreich Baiern vom Könige sanctionirt ward [5]). Auch zu wesentlichen Verbesserungen der Civiljustiz ward Feuerbach's Kraft und Thätigkeit vielfach in Anspruch genommen, als er auf besondern Befehl des Königs mit der Umarbeitung des Code Napoléon für Baiern sich beschäftigte [6]). Einen ähnlichen Auftrag erhielt Feuerbach im J. 1812 durch die ihm zugewiesene Redaction des Codex Maximiliani, der bisher nur in Altbaiern gegolten, doch auf des Königs Wunsch der allgemeinen Civiljustiz des Königsreich zur Basis dienen sollte. Feuerbach unterzog sich dieser Arbeit gemeinschaftlich mit dem Freiherrn von Aretin und dem Staatsrathe von Gönner.

Durch seine überhäuften Amtsgeschäfte und eine fast ununterbrochene Thätigkeit hatte seine Gesundheit unter den Stürmen, die besonders die verhängnißvollen Jahre 1813 und 1814 für ihn herbeiführten, so bedeutend gelitten, daß er sich zu einer Reise nach der Schweiz entschloß, um sich wieder einigermaßen zu stärken. Ihn erwartete um diese Zeit ein neuer Wirkungskreis. Mit Beibehaltung seines Ranges und seiner Besoldung ward er 1814 zum zweiten Präsidenten des Appellationsgerichts in Bamberg ernannt. Auch in dieser Stellung erprobte sich sein kräftiges und gemeinnütziges Wirken. Das ihm übertragene Amt eines Generalcommissars des Salzachkreises lehnte er im März 1816 ab. Auf unbestimmte Zeit nahm er Urlaub zu einer Reise ins Ausland. In München, wo er mehre Monate von Geschäften befreit lebte, widmete er sich wissenschaftlichen Studien und mannichfachen literarischen Arbeiten. Aus dieser Zurückgezogenheit vom öffentlichen Leben trat er im März 1817 wieder hervor, um die ihm angetragene erste Präsidentenstelle in dem Appellationsgerichte für den Rezatkreis in Ansbach zu übernehmen. Auch in diesem Verhältnisse blieb er, neben der gewissenhaften Erfüllung seiner Amtspflichten, der regen Liebe zu den Wissenschaften unverändert treu. Willkommene Erholung fand er 1821 auf einer Reise nach Frankreich. Großmüthig vom Könige unterstützt, sah er einen lange gehegten Wunsch erfüllt, die vielgerühmten Institutionen Frankreichs und die dortige Gerichtspraxis in der Nähe kennen zu lernen. Über Zweibrücken, wo er 14 Tage verweilte, ging er im März 1821 nach Paris. Er lebte dort genußreiche Tage in dem belehrenden Umgange mit erfahrenen Geschäftsmännern, und kehrte nach zwei Monaten über Brüssel und Cöln nach Ansbach zurück. Noch im J. 1821 war er zum wirklichen Staatsrath ernannt worden. Mehre gelehrte Gesellschaften hatten ihn bereits zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt; noch in den letzten Jahren seines Lebens die kaiserliche Gesetzcommission zu Petersburg zu ihrem correspondirenden Mitgliede. Auch der Gunst der Fürsten hatte er manche Auszeichnung zu danken. Ihn schmückte das Ritterkreuz des kaiserl. russischen St. Annenordens und des großherzoglich sächsischen Hausordens vom weißen Falken. Mit dem Civilverdienstorden der bairischen Krone, den er bereits früher erhalten, war zugleich seine Erhebung in den Adelstand verbunden.

Feuerbach starb am 9. Mai 1833 zu Frankfurt am Main mit dem Ruhme eines der ausgezeichnetsten und verdienstvollsten Männer, allgemein geachtet von seinen Zeitgenossen als Lehrer, Schriftsteller, Staatsmann und Richter. Er hatte kaum sein 20. Jahr zurückgelegt, als er zuerst die literarische Laufbahn betrat. Seine ersten schriftstellerischen Versuche enthält die von Meißner herausgegebene Zeitschrift Apollo. Er lieferte für dieselbe die philosophischen Aufsätze: „Über den Stand der Natur" [7]); „über den Begriff des großen Mannes" [8]); „Alciphron und Agathokles oder über die Bestimmung des Menschen" [9]); „über den Begriff des Lächerlichen" [10]) u. a. m. Gleichzeitig lieferte er, durch Niethhammer in Jena aufgefodert, einzelne Beiträge für dessen philosophisches Journal vom Jahre 1795, so unter anderem „über den Begriff des Rechts" im dritten Hefte und im achten „über die Unmöglichkeit eines absolut ersten Grundsatzes der Philosophie." Sein erstes selbständiges Werk: „Über die einzig möglichen Beweisgründe gegen das Dasein und die Gültigkeit der natürlichen Rechte" [11]) war gegen Reh-

5) Es erschien 1813 zu München im Druck, und ward seitdem in mehren Staaten, im Königreiche Würtemberg, im Großherzogthume Weimar u. s. w., der Bearbeitung neuer Landesgesetzbücher zum Grunde gelegt, im Herzogthume Oldenburg förmlich als Gesetzbuch eingeführt. Durch eine Übersetzung von Ozenius bahnte es sich sogar den Weg nach Schweden. 6) Unter dem Namen eines „allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches für das Königreich Baiern" war das genannte Werk bis zum eilften Titel des dritten Buches im J. 1809 im Druck erschienen, ohne jedoch in Wirksamkeit zu treten.

7) November 1794, Nr. 1. 8) März 1797. Nr. 1. 9) Januar und April 1797. 10) Mai 1797, Nr. 1. 11) Leipzig und Gera 1795.

berg gerichtet, der die Realität derselben in einer eigenen Schrift bestritten hatte. Mit noch fast größerem Beifalle, als dies Werk, ward Feuerbach's „Kritik des natürlichen Rechts"[12]) begrüßt, eine Art von Propädeutik zu einer Wissenschaft der natürlichen Rechte. Noch entschiedener lenkte er als Schriftsteller die Aufmerksamkeit auf sich durch seinen „Anti-Hobbes"[13]), in welchem er über die Grenzen der bürgerlichen Gewalt und das Zwangsrecht der Unterthanen gegen ihre Oberherren mit edler Freimüthigkeit sprach. Seine „philosophisch-juristische Untersuchung über das Verbrechen des Hochverraths"[14]) ist gleichsam als Vorläufer zu seinen spätern und ausführlichern Schriften über das Strafrecht zu betrachten. Große Sensation erregte die von Feuerbach herausgegebene „Revision der Grundsätze des positiven peinlichen Rechts[15])." Gegen Kant, der in seiner allgemeinen Rechtslehre das Princip der Wiedervergeltung als Zweck der Strafen aufgestellt, hatte Feuerbach in dem genannten Werke zu erweisen gesucht, daß das peinliche Recht blos die Rechtsverletzung und Sicherheitsstörung zu berücksichtigen habe. Die Unhaltbarkeit der bisher gültigen Rechtsprincipien hatte Feuerbach in jenem polemisch-dogmatischen Werke offen dargelegt, und besonders die Lehre von rechtlicher Zurechnung aus einem ganz neuen Gesichtspunkte betrachtet. Mit Andersdenkenden gerieth er in mannichfache literarische Fehden, die zum Theil mit großer Bitterkeit geführt wurden. In der von Feuerbach verfaßten Schrift: „Über die Strafe, als Sicherungsmittel vor künftigen Beleidigungen des Verbrechers"[16]), ist eine gereizte Stimmung nicht zu verkennen, die auch in einzelnen seiner damaligen Abhandlungen wiederkehrt. Die meisten enthält die von ihm mit L. Harscher, v. Almendingen und K. Grolmann herausgegebene Bibliothek der peinlichen Rechtswissenschaft und Gesetzkunde[17]). Man kann diese Aufsätze, in denen Feuerbach seine Ansichten vertheidigte, zugleich als Vorläufer zu einem größern und gewissermaßen seinem Hauptwerke betrachten, in welchem er ein neues System des Strafrechts aufstellte. Es erschien unter dem Titel: „Lehrbuch des gemeinen, in Teutschland geltenden peinlichen Rechts[18]). Dies Werk erhielt sich als ein brauchbares Compendium auf fast allen teutschen Universitäten. Feuerbach's Theorie traten Grolmann, Harscher, v. Almendingen und andere berühmte Criminalisten bei. Von anderen, wie Klein, Stübel und Tittmann, ward die neue Ansicht hartnäckig bekämpft. Nach der Schilderung eines Sachkundigen[19]) machten jene Männer einen Unterschied zwischen dem Zwecke der gesetzlichen Androhung der Strafe und der Vollziehung derselben, als Folge der Androhung. Sie gaben daher der Vollziehung einen neuen selbständigen, nicht etwa von der Vollstreckung des Gesetzes abhängigen Zweck, und ließen andere Strafen zu, als das Gesetz vorher angedroht. So theilten sich die neuen Criminalisten in zwei Schulen: in Rigoristen, an deren Spitze Feuerbach stand, die blos auf die Rechtsverletzung Rücksicht nahmen und alles vernünftige Ermessen des Richters durch das Ideal einer künftigen Gesetzgebung unnöthig gemacht wissen wollten, und in Präventionstheoretiker, welche bei der Strafbestimmung nicht allein das Strafgesetz, sondern auch gewisse moralische Zustände berücksichtigten."

Wie die neue Theorie ins Leben drang, zeigte die durch Feuerbach bewirkte Abschaffung der Folter und die Erscheinung eines neuen, den Anfoderungen der Zeit mehr entsprechenden Strafgesetzbuches, dessen Abfassung seine ganze Kraft und Thätigkeit in Anspruch nahm. Den Weg dazu bahnte sich Feuerbach durch eine ausführliche „Kritik des Kleinschrod'schen Entwurfs zu einem peinlichen Gesetzbuche für die kurpfalzbairischen Staaten"[20]). Kurz zuvor hatte er „civilistische Versuche" herausgegeben, auf deren ersten Theil[21]) jedoch kein zweiter folgte.

Außer einigen kleinen Schriften und Aufsätzen[22]), unter andern einem „Blick auf die teutsche Rechtswissenschaft"[23]), ließ Feuerbach eine Sammlung merkwürdiger Criminal-Rechtsfälle" drucken[24]), oder vielmehr einzelne Vorträge darüber, die er im Justizministerium gehalten und für das größere Publicum überarbeitet hatte. Den Geist und die Art und Weise seiner Wirksamkeit als Staatsmann lernt man aus mehren Aufsätzen kennen, die er unter dem Titel „Themis oder Beiträge zur Gesetzgebung"[25]) sammelte. Er sprach darin unter anderem „über die gegenseitigen Gerichtsverhältnisse zweier benachbarten Staaten" (Baiern und Würtemberg). Bemerkenswerth ist dieser Aufsatz besonders deshalb, weil der von ihm mitgetheilte Entwurf eines Staatsvertrags als solcher acht Jahre später (1821) von den genannten Mächten wirklich unterzeichnet ward.

Manchen Widerspruch, aber auch einen kräftigen Vertheidiger[26]), fanden Feuerbach's „Betrachtungen über das Geschwornengericht"[27]). Daß er den Grundsätzen, die er in jenem Werke aufgestellt, im Wesentlichen auch späterhin treu geblieben, zeigt seine eigene Erklärung[28]). Eine politisch-historische Richtung nahm sein Geist unter

12) Altona 1796. 13) Erfurt 1798. 14) Ebendaselbst 1798. 15) Gießen 1800. 2 Thle. 16) Chemnitz 1799. 17) Göttingen 1800. Im zweiten Bande befinden sich von Feuerbach unter andern die Aufsätze: Betrachtungen über den 159. Artikel der peinlichen Gerichtsordnung; über Ulrich Tengler's Laienspiegel; Versuch einer Criminal-Jurisprudenz des Koran; Betrachtungen über Dolus und Culpa überhaupt und den Dolus indirectus; der Tod ist das größte Übel und die abschreckendste Strafe u. a. m. 18) Gießen 1801. Zwölfte Ausgabe, mit vielen Anmerkungen und Zusatzparagraphen herausgegeben von Dr. C. J. A. Mittermaier. Ebendas. 1836. 19) s. Zeitgenossen. Neue Reihe. 3. Bd. 3. Heft. S. 163.

20) Gießen 1804. 3 Thle. 21) Ebendas. 1803. 22) Die Editio princeps von Ulpian's Fragmenten (im Leipziger Neuen literar. Anzeiger. 1806. Nr. 11. S. 164 fg.). Mit Geld gebüßte Todtschläge und Mordthaten. (Ebendas. 1807. Nr. 37. S. 583 fg.) 23) München 1808. 24) Gießen 1808. 2 Bde. Dritte unveränderte Ausgabe. Ebendas. 1839. Ein Werk verwandten Inhalts lieferte Feuerbach späterhin noch in seiner „Actenmäßigen Darstellung merkwürdiger Verbrechen." (Ebendas. 1828—1829.) 2 Bde. 25) Landshut 1812. 26) Grävell in seiner Prüfung des Gutachtens der königl. preußischen Immediat-Justiz-Commission am Rhein über die dortigen Justizeinrichtungen. (Leipzig 1819.) 2 Theile. 27) Landshut 1813. 28) Erklärung über meine angeblich geänderte Überzeugung in Ansehung der Geschwornengerichte. (Erlangen 1819.)

den wechselnden Zeitereignissen in mehren kleinen Schriften[29]). Wie fleißig dieselben in und außerhalb Baiern gelesen worden sein müssen, beweisen mehre gleichzeitige Nachdrücke. Große Aufmerksamkeit erregten auch Feuerbach's „Betrachtungen über die Öffentlichkeit und Mündlichkeit gerichtlicher Verhandlungen"[30]). Ein geistreicher Beurtheiler dieser Schrift[31]) sagt: „Was diesen Betrachtungen, in welchen Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens sorgfältig geschieden, und das eigentliche Wesen der Hauptsache genau erörtert ist, noch außerdem einen vorzüglichen Werth gibt, das sind die historischen Untersuchungen über die frühere teutsche Gerichtsverfassung und die Elemente des römischen Processes. Dabei ist es dem Verfasser nicht sowol darum zu thun, nachzuweisen, wie das französische gerichtliche Verfahren[32]) in unsere alten teutschen Lande verpflanzt werden könne, als vielmehr die Herstellung eines gerichtlichen Verfahrens zu zeigen, das den Foderungen unserer ausgebildeten Gesetzgebung, dem dermaligen Stande der intellectuellen, moralischen und politischen Cultur unseres Volkes und überhaupt unsern aus allen unsern Verhältnissen hervorgegangenen Bedürfnissen entspreche. Er hält die Öffentlichkeit der Rechtspflege für nothwendig, und sieht die Mündlichkeit als eine Folge der Öffentlichkeit an. Doch verlangt er keineswegs, daß das Urtheil des ersten kennenden Richters blos und allein auf mündliche Rede, mit Entfernung schriftlicher Grundlagen, gesprochen werden müsse, sondern nach ihm kann nur durch geschickte Verbindung des Mündlichen mit dem Schriftlichen dergestalt, daß jedes dem andern zur Ergänzung dient, die große Aufgabe der Herstellung einer rechtgemäßen und zweckmäßigen Proceß-Gesetzgebung vollständig gelöst werden. Die weitere Entwickelung dieser Ansicht in der genannten Schrift muß für jeden denkenden Staatsmann ein großes Interesse haben, wenn auch über die Art der Ausführung die Stimmen der Sachkundigen sich sobald noch nicht vereinigen sollten."

In den letzten Jahren seines Lebens nahm Feuerbach ein lebhaftes Interesse an der räthselhaften Erscheinung des unglücklichen Kaspar Hauser, der an ihm den eifrigsten Vertheidiger und Forscher seiner Abkunft fand. In einem in Hitzig's Annalen der Criminal-Rechtspflege mitgetheilten Aufsatze[33]) suchte Feuerbach die verschieden lautenden Urtheile des Publicums zu berichtigen. Eine kritische und unparteiische Zusammenstellung der Thatsachen gab er bald nachher in einer eigenen Schrift[34]). Mit den Untersuchungsacten bekannt, wies er darin besonders darauf hin, wie man früher Vermuthungen oder Schlüsse als Thatsachen aufgestellt habe, die von den Zweiflern benutzt worden, und äußerte sein Bedauern, daß man es bei dem ersten Erscheinen Hauser's in Nürnberg an sorgfältiger Beobachtung, physischer Pflege und scharfer Untersuchung habe fehlen lassen. — Außer einer Sammlung kleiner Schriften vermischten Inhalts, die er in den letzten Jahren seines Lebens herausgab[35]), beschäftigte ihn in Mußestunden eine metrische Übersetzung des indischen Gedichts Gita Gowinda mit einem Commentar und Anmerkungen, wovon einzelne, obschon etwas entstellte, Fragmente in der Zeitschrift Eos vom J. 1821 mitgetheilt worden sind. Zu einer Schrift von Borst über die Beweislast im Civilprocesse schrieb Feuerbach mehre Recensionen für die Allgemeine Jenaische Literaturzeitung. Neben dem Ruhme, der wahre Begründer des jetzigen Criminalrechts geworden zu sein, gebührt ihm noch das Verdienst als Schriftsteller nicht blos in den Gang der wissenschaftlichen Cultur, sondern auch des Zeitgeistes kräftig eingegriffen zu haben, mit allen Hilfsmitteln, die ihm sein Talent, sein Wissen und seine Darstellungskraft darbot[36]). (*Heinrich Döring.*)

Feuerblume, s. Papaver Rhoeas.

Feuerbohne, s. Phaseolus multiflorus.

FEUERDIENST. Religiöse Verehrung des Feuers fand bereits in urältester Zeit statt, und kaum eine finden wir so weit verbreitet wie diese. Verwundern wird sich darüber Keiner, welcher die Natur und die Wirkungen des Feuers erwägt. Von allen Elementen ist es das verborgenste, in seiner Offenbarung das meiste Erstaunen erregend, und in seinen Wirkungen nicht weniger fürchterlich als wohlthätig. Erst durch die Kentniß und den Gebrauch des Feuers gelangte der Mensch zur Befriedigung aller seiner natürlichen Bedürfnisse, erst da entwand er sich mehr und mehr dem Zustande der Wildheit und ward er einer höheren Kultur fähig; ohne Gebrauch des Feuers waren viele Künste, die dem Leben einen höheren Reiz gewähren, unmöglich. Grund genug um es sehr hoch zu schätzen, nicht aber hinreichend um es für heilig zu achten. Hievon liegt ohne Zweifel der Grund in seiner ersten Erscheinung, in der man ein Wunder erblicken mußte, denn entweder eine Entzündung durch Blitz oder ein Erdbrand machten dem Menschen zuerst das Feuer bekannt. Die wohlthätigen Wirkungen desselben empfindend und die nützlichen Folgen des anfangs nur verheerend scheinenden Elements bald erkennend, war man darauf bedacht dasselbe sich für die Zukunft zu sichern; man unterhielt es sorgfältig, um es nie entbehren zu müssen. Als der Gebrauch des Feuers freilich im alltäglichen Le-

29) Über die Unterdrückung und Wiederbefreiung Europa's. (München 1813.) Was sollen wir? Worte an das bairische Volk. (Ebendas. 1813.) Die Weltherrschaft, das Grab der Menschheit (ohne Druckort). 1814. Über teutsche Freiheit und Vertretung teutscher Völker durch Landstände. (Leipzig 1814.) 30) Gießen 1821—1825. 2 Bde. 31) In den Zeitgenossen. Neue Reihe. 3. Bd. 3. Heft. S. 173 fg. 32) Ausführlich spricht Feuerbach über die französische Gerichtsverfassung im zweiten Bande des angeführten Werkes. 33) Einige Actenstücke, den unglücklichen Findling Kaspar Hauser betreffend; auch einzeln gedruckt zu Berlin 1832. 34) Kaspar Hauser. Beispiel eines Verbrechens am Seelenleben des Menschen. Mit Kaspar Hauser's Bildniß. (Ansbach 1832.)

35) Nürnb. 1828. 2 Abtheilungen. Nürnb. 1828. 36) Vgl. Feuerbach's Selbstbiographie vor seiner Disp. inaug. de causis mitigandis ex capite impeditae libertatis. (Jenae 1799. 4.) Zeitgenossen. Neue Reihe. 3. Bd. 3. Heft. S. 161 fg. C. G. Schütz, Darstellung seines Lebens, von seinem Sohne. F. K. J. Schütz. (Halle 1835.) 2. Bd. S. 92 fg. Meusel's Gel. Teutschland. 9. Bd. S. 335 fg. 11. Bd. S. 218 fg. 13. Bd. S. 372. 17. Bd. S. 556. 22. Bd. 2. Abth. S. 126 fg. Den Neuen Nekrolog der Teutschen. 11. Jahrg. 2. Th. S. 932 fg.

den gemeiner geworden, so würde es leicht an seiner Heiligkeit haben verlieren können, wenn man nun nicht einen Unterschied zwischen mehreren Arten von Feuer gemacht hätte. So finden wir es im Persischen Reiche, wohin man den Ursprung des Feuerdienstes verlegt, und die Veranlassung dazu in den Naphthaquellen bei Baku findet. Dort gibt es ein ewiges Feuer. War dieses ursprünglich aber auch das heilige? Dieses Naphtha ist leicht entzündlich, es bedarf dazu aber einer Veranlassung durch etwas Entzündendes; durch die leiseste Berührung davon fängt es an zu brennen und fährt fort zu brennen bis es gewaltsam getilgt ist. So lange nun aber das Feuer noch nicht bekannt war, welches Mittel hätte man dann gehabt, um es hier zur Erscheinung zu bringen, zumal da man auch gar nicht ahnen konnte, daß diese Felder in Brand gerathen könnten? Die Überzeugung hievon konnte man erst erlangen, wenn eine äußere Ursache ihn bewirkt hatte. Auf diese führt Ammianus Marcellinus (23, 6), welcher die Magier ausdrücklich sagen läßt, daß sie auf immer brennenden (sempiternis) Heerden vom Himmel gefallenes Feuer bewahren. An Entzündung durch einen Blitz wäre also hiebei zu denken, und es kann nicht auffallend sein, daß man diesem vom Himmel gefallenen Feuer ausschließlich die Heiligkeit zuschrieb, da ja noch bei den Römern der Stätte, in welche der Blitz herabgefahren war, eine besondere Heiligkeit zugeschrieben, sie, um sie vor Entweihung zu schützen, mit einer Mauer umgeben, und ein Opfer an ihr gebracht wurde. Auf ganz natürliche Weise wird sich hieraus der Unterschied zwischen verschiedenen Arten des Feuers erklären. Nur eine Art davon war das heilige Feuer; indeß blieb aber selbst das zu gewöhnlichem Gebrauche dienende in höherer Achtung, und es knüpften sich auch an dieses religiöse Vorstellungen. Nirgends aber ist der Unterschied zwischen den verschiedenen Arten des Feuers so fein ausgebildet worden, als von den Magiern. Den Hauptunterschied machten das Urfeuer und das Elementarfeuer, von dem es wieder je nach den Stufen der Reinheit verschiedene Arten gab. Das Urfeuer wird angerufen als das kräftig wirkende seit Urbeginn der Dinge, Grund der Einigung zwischen Ormuzd und dem in Herrlichkeit verschlungenen Wesen, das sich nicht erklären läßt. Anderwärts heißt es: „Ich rufe und erhebe dich, o Feuer, Ormuzd's Sohn, mit allen Feuern." Das Feuer Ormuzd's im Menschen heißt Orunzeschte, Leben der Seele; es beschränkt sich aber nicht auf den Menschen, sondern wirkt in allen Geschöpfen, jedes erhält dadurch sein Wesen, es ist der Quell aller Güter, schenkt Kinder, Nahrung, Wissenschaft, Sprache, ist der Grund der Heldenthaten. Mit Recht sagt also Kleuker: „Das durch das Urfeuer entstandene und in alle Wesen übergegangene Feuer, das nun in so viel tausend Geschöpfen, unter solcher und solcher Äußerung und Wirkungsart, das einzige allschaffende, allwirkende, belebende Principium ist, das Mittel, wodurch Ormuzd die ganze Schöpfung in Leben und Bewegung erhält. Das Feuer ist Ausfluß des Geistes und der Kraft Gottes, reinstes Symbol der unaufhörlich fortschaffenden, allwirkenden, belebenden Gottheit. Zum Ruhm und beständigen Andenken dieser Kraft Gottes stiftete der Gesetzgeber einen besondern Feuerdienst, Feuerverehrung. Weil aber dieses göttliche Feuer der Allschaffung und Allbelebung unsichtbar ist, so mußten daher heilige Feuerheerde, Tempel zur Feuerverehrung (Dad-gahs) errichtet werden. — Bei dieser Feuerverehrung hatte also der Persische Gesetzgeber keinen andern Zweck, als daß die Gottheit, die, so weit Geschöpfe sind, belebt und schafft, unter dem Symbol des Feuers an bestimmten Orten und zu bestimmten Zeiten verehrt werden sollte. — — Die Parsen verehrten das Feuer aber nicht als eine Gottheit; wenigstens ist dies ganz gegen den Geist Zend-Avesta's. Die ewige Gottheit wird in Ormuzd wie Schöpfer alles Guten angebetet; im Feuer selbst werden die Eigenschaften des Weltschöpfers verehrt, und es ist so viel, als wenn Ormuzd's Allbelebungs- und Schöpfungskraft angerufen würden." (Kurze Darstellung des Lehrbegriffs der alten Perser und ihres heiligen Dienstes.)

Das Gesetz redet von fünf Arten Feuer; unter diesen war das heilige das, welches in den Pyräen brannte, das ewig brennende, das, von zwei oder drei Magiern Tag und Nacht bewacht, von reinem Holz und reinen Ölen unterhalten und siebenmal gereinigt werden mußte. Von diesem, Berezesengh genannt, heißt es im Bun-Dehesch (XVII), es sei das Feuer vor Ormuzd und den Königen. In Beziehung auf die letzteren reden die Zendbücher von einem Feuer der Keianier, d. i. der zweiten Dynastie der Persischen Könige, es war gleichsam das geweihte Reichspanier, welches den König wenigstens gleich nach Ormuzd stellte. Curtius in der Beschreibung eines persischen Heereszugs (3, 3) sagt: „Dem Zuge wurde auf silbernen Altären das Feuer vorangetragen, welches sie das heilige und ewige nennen, und die zunächst folgenden Magier sangen ein vaterländisches Lied. Ihnen folgten in purpurnen Mänteln 365 Jünglinge an der Zahl, gleich der den Tagen des persischen Jahres, und nach diesen zogen weiße Pferde den dem Jupiter geweihten Wagen, welchem ein Pferd von ausgezeichneter Größe, das Pferd der Sonne genannt, folgte, die Lenker der Pferde waren mit weißen Kleidern und goldenen Gerten geschmückt. Nicht weit davon folgten zehn mit vielem Gold und Silber ausgelegte Wagen. — Nach mehreren Corps folgte endlich der Wagen, worauf der König wie auf einem Throne saß." Hier geht das heilige Feuer allem voran; bei einem Opfer, welches Xenophon (Cyrop. 8, 3, 6) beschreibt, wird das heilige Feuer unmittelbar vor dem Wagen des Kyros hergetragen. Übrigens finden sich dieselben Wagen und auch das Sonnenopfer. Über den Unterschied in den Angaben beider Schriftsteller weiter zu forschen, dürfte wol hier nicht der Ort sein. Beide gedenken des Persischen Zeus, d. i. Ormuzd, und der Sonne, d. i. Mithras, und Xenophon bezeichnet das heilige Feuer auch als die persische Hestia, Vesta, und betend oder opfernd gedenkt Kyros sonst ihrer zuerst.

Wie es sonst sich mit der Verehrung des Feuers im Persischen Reiche verhielt, darüber ist im Artikel Parsen, Parsismus (3. Sect. 12. Bd. S. 329) gehandelt.

Weit verbreitet, aber freilich auch vielfach modificirt, finden wir den Feuerkultus in der alten Welt. Strabo sagt (B. 15): „In Kappadozien haben persische Gottheiten viele Tempel, und es befinden sich da eine große Anzahl von Magiern, unter dem Namen der Pyräthen bekannt." Daß Feuerkultus in Chaldäa herrschte, bezeugt die Geschichte Abraham's, der von Ur in Chaldäa auswanderte (1 Mos. 11, 31. 15, 2), nach Josephus (antiq. jud. B. 1), weil sein Sohn beim Brand eines Feuertempels umgekommen war. Im Mosaismus finden sich wenigstens Spuren von Heilighaltung des Feuers. Jehovah offenbarte sich Moses im brennenden Busche, und nachher auf dem Sinai dem ganzen israelitischen Volke in Feuer und Blitzen. Bei der Verordnung der verschiedenen Opfer wird ausdrücklich befohlen (3 Mos. 6, 12): Das Feuer auf dem Altar soll brennen und nimmer verlöschen; der Priester soll alle Morgen Holz darauf anzünden. Ewig soll das Feuer auf dem Altar brennen und nimmer erlöschen. Auffallend erinnert an das Vortragen des heiligen Feuers bei den Persern die bekannte Feuer- und Wolkensäule beim Zuge der Israeliten *).

Der Idee, welche von dem Feuer in dem Magismus sich ausgebildet hatte, dürfte wol das am nächsten stehen, was die Ägypter von Phthas sagen, welchen die Griechen durch ihren Hefaistos, Vulkan, erklären, sicherlich nicht blos des Feuers wegen, sondern wegen der durch Feuer hervorgebrachten Kunstwerke. War nun aber Hefaistos nur Bildner einzelner Kunstwerke, so war dagegen Phthas der Weltbildner; er bezeichnet das Feuer als Sele der Natur in ihrer allwirkenden Kraft, den allordnenden Geist der Natur. Diodor (12) sagt davon: „Das Feuer (Phthas-Hefaistos) haben die Ägypter für einen großen Gott gehalten, und glauben, dieser trage zur Zeugung und völligen Ausbildung aller Geschöpfe das meiste bei." Merkwürdig ist es aber, daß dieser Gott in Memphis zwar einen prächtigen Tempel hatte, daß aber von seinem Kultus durchaus nichts berichtet wird, wie doch von den übrigen Göttern. Was Diodor (13) von der Aussage einiger Priester berichtet, daß Hefaistos als Erfinder des Feuers, dessen großer Nützlichkeit wegen, zur Herrschaft gelangt und der erste König gewesen, ist hier nicht weiter zu erörtern.

Feuergottheiten finden wir sonst bei verschiedenen Völkern der alten Welt, aber von nicht überall gleichem Charakter. Der Indische Schiva (Rudr, Eswara, Mahadewa, d. i. der große Gott) erscheint unter einem doppelten Charakter, einem schrecklichen und einem gütigen, dem des Feuers ganz angemessen. Er ist daher nicht blos der Gott der Zerstörung, und wird mit Recht in den litaneienartigen Anrufungen als der gepriesen, der zwar Alles zerstört, aber auch Alles hervorbringt, weßhalb der Lingam sein Symbol ist, und erhält; seine Zerstörung ist Verwandlung in eine neue Schöpfung. Gleichen doppelten Charakter hatte seine Gemalin Parwadi oder Bhavani, sie ist ebensowol die erfreuliche Erzeugerin, als die schreckliche, Thränen erregende, Tod bringende, und als solche hat sie unter ihren verschiedenen Symbolen auch ein Blutgefäß. In älteren Zeiten wurden ihr Menschen geopfert; jetzt bringt man ihr ein Opfer, Tukam genannt, bei welchem oft ein Mensch herumgetragen wird, der, hoch in der Luft schwebend, mittelst eines Gurtes innerhalb der Brust und zweier eisernen Haken, die unweit der Lenden ins Fleisch greifen, an einem langen Stück Holz befestigt ist, ohne daß er den geringsten Schmerz äußerte. Der Verfasser der Lettere sull' Indie orientali (übers. von Ehrmann, Weimar 1806.) berichtet von einer dieser Göttin veranstalteten Feierlichkeit, die er zu Madras sah, Folgendes. „Man machte einen Aufwurf von Erde, dessen Höhe ungefähr einen Fuß betrug, und der zehn bis zwölf Schritte ins Gevierte hatte. Auf diesem Plätzchen verbrannte man einen großen Holzstoß, und bedeckte es sodann über und über mit glühenden Kohlen. Nun gingen die Gläubigen (es waren Frauen, welche Kinder auf dem Rücken hatten) zwei bis dreimal über diese Feuerbrände weg, ohne daß es ihnen den geringsten Schmerz zu verursachen schien."

Dieses erinnert an die vielen Klagen im alten Testamente über abtrünnige Juden, die ihre Kinder durchs Feuer gehen ließen oder gar dem Moloch opferten. Im 2 Buch der Könige 17, 17 heißt es: sie dienten dem Baal, und ließen ihre Söhne und Töchter durchs Feuer gehen; das. 23, 10 soll niemand seinen Sohn oder seine Tochter dem Moloch durchs Feuer gehen lassen; das. 17, 31 wird von denen zu Sepharvaim (Sipphara in Mesopotamien) gesagt: sie verbrannten ihre Söhne dem Adramelech und Anamelech. Daselbst 16, 3 heißt es von Ahas: er ließ seinen Sohn durchs Feuer gehen. Bei Ezechiel 20, 31 heißt es: Eure Gaben opfert ihr euren Götzen und verbrennet eure Söhne und Töchter durchs Feuer. Ähnliches bei den Propheten öfters. Im Buch der Richter 10, 6 heißt es: „Die Kinder Israel thaten übel vor dem Herrn, und dieneten Baalim und Astaroth, und den Göttern zu Syrien, und den Göttern zu Sidon, und den Göttern Moabs, und den Göttern der Kinder Ammon, und den Göttern der Philister, und verließen den Herrn und dieneten ihm nicht."

Wir werden hiedurch in die mythischen Kreise von Baal und Moloch hineingeführt, welche wir in Babylonien, Syrien, Phönizien und bei mehreren an Judäa angrenzenden Völkerschaften finden. Die Hauptpunkte in diesem Mythenkreise sind in den Artikeln Adramelech und Bal enthalten, aus denen hervorgeht, daß diese Gottheiten dem Zabiismus angehören. Was man aber an der tellurischen Feuerkraft beobachtet hatte, das trug man auf die siderische über, vorzugsweise natürlich auf die Sonne, wie denn auch der Feuergott Shiva zum Sonnengott erhoben wurde. Bei aller Umbildung verlor sich aber nicht die Verehrung des Feuers, wie aus den angeführten Stellen erhellt; neben dem Sternendienst blieb der Feuerdienst, welcher auch blutige Opfer foderte. Mit ausgezeichneter Grausamkeit wurden diese in der phönizischen Kolonie Karthago gebracht. Diodor (20, 14) erzählt, daß die Karthager früher dem Kronos Kinder aus den vornehmsten Familien geopfert, nachmals aber ins-

*) Repertorium für biblische und morgenl. Literatur X, 133.

geheim Kinder gekauft, aufgezogen und geopfert haben. Als sie von Agathokles bedrängt wurden, suchten sie Rettung im verabsäumten Gottesdienste und opferten 200 der vornehmsten Kinder für das Wohl des States. Die Bildsäule des Kronos, sagt Diodor, war von Erz, mit ausgestreckten, zur Erde gebeugten Händen, auf welche die Kinder gelegt wurden, die dann herunter rollten und in eine mit Feuer angefüllte Grube fielen. Diese Beschreibung der Kronosstatue stimmt überein mit der, welche man vom Moloch hat. (Münter, Religion der Karthager.)

Auch nach Griechenland und Rom wurde der Kultus des heiligen Feuers verpflanzt. In Griechenland unterhielt man es in den Prytaneen auf dem Altar der Hestia, der Vesta der Römer, zu denen die Göttin und ihr ewiges Feuer Äneas aus den Trümmern Troja's gebracht haben soll. (S. hierüber Prytaneia und Hestia, bei welcher noch zu vergleichen ist Heyne's Exc. IX. zu Aeneis 2, 293 fgg.)

Von den Germanen sagt Cäsar (bell. gall. 6, 21): „Für Gottheiten halten sie nur die, welche sie sehen, und deren Güter ihnen sichtbar zu Gute kommen, die Sonne, den Vulkan (d. i. das Feuer) und den Mond." Anton (Gesch. der teutschen Nazion. 1. Th. S. 64 fgg.) sagt hierüber: „Auch die ältesten Teutschen waren Feuerdiener. Diese Religion, welche ursprünglich die Sonne und den Mond verehret, und dann sich das materielle Feuer zum Bilde derselben wählt, brachten sie schon aus ihren östlichen Wohnungen mit, wo sie die allgemeine Religion war; denn alle Völker, welche von jener Urnazion ausgingen, nahmen diesen Dienst mit, und zeigen noch Spuren in ihren jetzigen Gebräuchen und Meinungen, oder wir finden sie in den ehemaligen, so daß man den Feuerdienst als ihrer Religion Grundlage nicht verkennen kann. So lehret uns Cäsar, daß die Germanen Feuer und Sonne und Mond anbeteten, und, da sie von den übrigen Göttern nie etwas gehört hatten, lange diese reinere Art von Verehrung behielten. Wir werden diesen Feuerdienst, den schon Cäsar sehr versinnlicht darstellt, auch künftig bei der Idololatrie nicht vermissen: wir werden finden, daß Gott vorzüglich durch die Feuerprobe das Recht entschied; beobachten, daß das heilige Feuer nicht auf gewöhnliche Weise erweckt werden konnte, und in dem Johannisfeuer, dem Feste beim Eintritte des ehemaligen Jahres, das letzte Flämmchen verlöschen sehen." (Vergl. Grimm: D. Myth. S. 567 fgg.)

In seinem Versuch über der alten Slawen Ursprung u. s. sagt Anton (S. 80 fg.): „Nun zum Beschluß einige Worte vom Feuerdienst, dessen Spuren wir fast durch ganz Europa verbreitet finden, der also nicht blos ein Attribut des Orients ist. Dem Perun zu Ehren brannte bei Kiew ein ewiges Feuer, dessen Verlöschung der Priester mit dem Leben büßte. Das in Teutschland, Polen, Rußland, Dalmazien und auch in andern slawischen Ländern gewöhnliche Johannisfeuer ist eine so alte Gewohnheit, daß wir, wenn wir den Ursprung und die Bedeutung desselben bei einem Volke doch auch entdeckten, doch schwerlich mehr erlangt haben würden, als daß wir sagen könnten, dieses oder jenes Volk gab dem Feuerdienst diese oder jene Erklärung, Richtung, Bedeutung. In Rußland bindet das gemeine Volk zwei Tage vor dem Johannisfest Kränze, zündet Feuer an, tanzet darum, singet und rufet den alten Gözen Kupalo, und springt über das Feuer. Die Ischari — daß ich auch einer finnischen Nazion in Rußland gedenke — feiern die Johannisnacht bei einem großen Feuer und verbrennen endlich einen weißen Hahn. Die Hirten von Poglizа verehren noch das Fest des heiligen Veit durch Anzündung wohlriechender Hölzer vor ihren Hütten. In wie weit die Walpurgisnacht unter slawische Sitten gehören möchte, weiß ich nicht."

Nicht aber blos in der alten, sondern auch in der neuen Welt findet sich die Verehrung des Feuers bei Amerikanischen Völkern. (Robertson, Geschichte von Amerika. Vgl. Meiners, Allgem. Geschichte der Religionen 1, 235 fgg.) (*H.*)

Feuerdorn, s. Crataegus (Mespilus) Pyracantha.

Feuerkäfer, s. Pyrochroides und Trachelides.

FEUERKAMMER, Mocadh, בֵּית הַמּוֹקֵד, conclave accensionis, locus focus, locus ignis accensi, culina, culina ignis, war eine Abtheilung des jüdischen Tempels auf der Mitternachtsseite des Vorhofs, gegenüber dem Heiligthume. Das Thor, welches an sie stieß, wurde Feuerthor (auch porta Corban, porta oblationis, שַׁעַר קָרְבָּן) genannt, und war vom Oberthore durch eine Halle des Vorhofs auf der westlichen Seite getrennt, begrenzt auf der Morgenseite vom Opferthore, das oberhalb des Thores Nitzotz (שַׁעַר בְּצוֹץ, oder porta cantus) lag; gegen Mitternacht war der Vorhof der Heiden. Sie war gewölbt, wie das Thor selbst (constructa instar fornicis, conclave fornicatum), und war, wie sich die Beschreibungen ausdrücken, an, um und hinter diesem. Dabei bestand sie aus zwei Gemächern, deren eins, unmittelbar vor dem Eingange zum Feuerthore, die eigentliche große Feuerkammer hieß und sich in der Mitte der sogenannten Zeichenkammer (1 Makk. 1, 1; 2, 25; 4, 43) am Opferthore, und einer kleinern Kammer, der kleinen Feuerkammer, befand, jene durch die Ostseite des Feuerthors verbunden mit der Schaubrodkammer, diese durch die Westseite mit der Lämmerkammer.

Ihrem Namen und ihrer Lage entsprach ihre Einrichtung. Sie war getäfelt und in ihr brannte beständiges Feuer, damit die Priester, die ihren Opferdienst im innern Vorhofe barfuß verrichten mußten, sich hier wieder erwärmen konnten[1]), und bei ihren Nachtwachen es benutzten. Von diesen letzteren bekam sie deshalb den Namen der Wachtkammer. Für die Priester waren auch die steinernen Bänke bestimmt, die auf drei Seiten der Kammer, gegen Abend, Mitternacht und Morgen, terrassenförmig an den Wänden angebracht waren[2]). Auf die

1) *Buxtorf*, Lexic. Talmud. s. v. מוקד: duo loca fuerunt in templo Hierosolymitano — —, unus focus magnus, alter locus parvus. In magno foco vel culina magna erat semper ignis ad calefaciendum pedes sacerdotum, custodum templi, qui nudis pedibus semper incedebant. 2) Die vierte Seite, gegen Mittag, war profan, da sie an den Vorhof der Heiden stieß, weshalb an ihr kein Priester schlief, und sie auch außerhalb durch verste-

obersten dieser Bänke pflegten sich die „ältesten Priester des väterlichen Hauses" zu legen, sobald ihre Geschäfte im Tempel besorgt waren und sie der Ruhe für den folgenden Tag bedurften [3]). Für sie lagen dort Bettpolster bereit. Nicht so für die jüngeren Priester, die ohne Polster auf der Erde schlafen mußten, und nur ein Kissen hatten, um den Arm zu stützen. Dazu mußten sie ihren priesterlichen Ornat ablegen und ihre gewöhnlichen Kleider anthun. Ferner war im Boden eine Vertiefung, bedeckt durch eine leicht zu erhebende Steinplatte (טַבְלָא, tabla, tabula), woran an goldener Kette die Schlüssel des Tempels hingen, die jeden Abend vom wachthabenden Priester geholt und nach Schließung des Tempels und Vorhofs wieder unter die Platte gehängt wurden. Auf dieser, die eine Elle breit und ebenso lang war, schlief dann einer der Priester zur Nacht auf seinem Kissen. Durch die kleine Pforte des großen Thores gingen alle Morgen bei Fackellicht zwei Haufen des „Hauptmanns übers Loos," die rund herum alles besichtigten und nachsahen, ob für die Geschäfte des Tages alles in Ordnung sei. Am Sabbath gaben die Priester aus den Fenstern der Kammer mit Trompetenstößen das Zeichen, daß alle Bewohner Jerusalems von der Arbeit abließen um sich zur Feier des Sabbaths anzuschicken.

Auch in der kleinen Feuerkammer wurde immerwährendes Feuer unterhalten; daran sollten sich die Priester erwärmen, wenn sie aus dem Bade kamen. Zu den Badezimmern führte aus dieser Kammer eine Art Wendeltreppe, die sich in die Erde senkte, und von vielen Lampen erhellt war. Unten wuschen und trockneten sich die Priester, bekleideten sich auch mit ihren Sandalen. Dann legten sie sich zu den übrigen bis zum Anbruche des Tages. Diejenigen Priester, die, wie Lightfoot (Opp. omnia, vol. I. in descript. templi Hierosol. p. 622) hierüber sagt: inter dormiendum passi erant Gonorrhoeam, benutzten natürlich die Badestuben unterhalb dieser Kammer zu vorläufiger Reinigung, gingen aber dann, sobald die Thore offen, bis zu ihrer gänzlichen Reinigung nach Hause; doch durften sie bald wieder ihre Plätze in dieser Kammer einnehmen, da sie sich auf dem heiligen Boden des Tempels verunreinigt hatten.

Auf einem Irrthume beruht Buxtorf's Aussage über die kleine Feuerkammer (s. Not. 1): in parva culina erat ignis, de quo petebatur ignis ad sacrificia, *quando ignis iste erat pluviis exstinctus.* s. dagegen Lund, Jüd. Heiligthümer. S. 341. 32. (*O. Gruber.*)

Feuerkraut, s. Epilobium angustifolium.

FEUERKREUZ, war vormals [1]) bei den Schotten als Heeraufgebotszeichen im Gebrauch. Im Gälischen hieß es Crean Tarigh, das feurige Kreuz. Es ging aus der Hand des Häuptlings von Hand zu Hand und von Dorf zu Dorf. Derjenige, welcher es trug, begleitete es mit dem Kriegsgeschrei des Clans. Da es zur Zusammenberufung der Lehnsleute zum Anführer diente, stand auf Ungehorsam Ehrlosigkeit, weshalb es „Kreuz der Scham" genannt wurde. Es ward auf diese Weise gemacht. Von dem Häuptlinge des Clans ward eine Ziege geschlachtet, von irgend einer leichten Holzart ein Kreuz gefertigt, die Spitze desselben im Feuer gebrannt und in das Blut der Ziege getaucht. Dieses Sinnbild war bestimmt, auf die von dem nahenden Feinde beabsichtigte Verheerung hinzudeuten. Doch war in der heidnischen Zeit die Schlachtung der Ziege aller Wahrscheinlichkeit nach eine Opferung derselben, und das Heeraufgebotszeichen ward mit Opferblute bestrichen. Bei den Sorben stand der durch alle Häuser getragene Wachsstock mit dem Opferdienste in Verbindung [2]). In der heidnischen Zeit diente statt des Kreuzes aller Wahrscheinlichkeit nach ein Spieß oder Pfeil, ähnlich wie bei den Nordmannen der Heerpfeil aufgeschnitten und auf vier oder alle Wege (Seiten) versandt ward [3]). Außer der Absendung des Heerpfeiles dienten in Norwegen zu noch schnellerer Aufbietung des Allmaennings (der ganzen Gemeinde), wenn der Feind nahte, auf hohen

---

hende Steine als Abzeichen von der heidnischen Mauer unterschieden war.

3) *Buxtorf.* l. l. s. v. רוֹבֶד, pavimentum, s. stratum, lineatum tabulis sive scamnis lapidum distinctum, cujus quaeque סדרה sive quisque ordo dicitur רובד: על הרובד הרביעי שבהיכל, Super strato quarto pavimenti templi, Joma fol. 43, 2. Erat in בית המוקד, domo foci, tabulata quatuor lapidea distincta, quorum unum altius altero instar scamnorum in theatris, in quibus noctu sacerdotes et ipsorum ministri, qui sacrificiis mactandis et igni struendo erant destinati, cubabant, substratis sibi vestimentis. Etiam ipsum pavimentum erat ordinibus lapidum distinctum, ubi in atrio serie quarta stabant, qui sanguinem victimarum miscebant, ne citius coagularetur: מוקף רובדין של אבן circumdatum tabulatis lapideis, Thamid. cap. 1. Quidam explicant אצטבאות scamna e muro prominentia, per quae custodes ascendebant in lectos suos in crassitie muri dispositos cubandi causa: non enim licebat illis in loco patenti templi dormire, quia sanctus erat. (Vide in Middoth. cap. 3.)

1) Doch hat es noch jetzt nicht blos geschichtliches Interesse oder Interesse für die Alterthumsforscher, sondern auch für die Lesewelt überhaupt, da neuere Dichter das Feuerkreuz eine Rolle spielen lassen. So z. B. Macpherson in seinen Gedichten, welche er dem Ossian beilegt, im Gesange Cathlin von Cutha. Walter Scott singt im III. Gesange seiner Jungfrau am See: „Die Feuerkreuze wallen." 2) Dithmar von Merseburg (Lib. VII., Wagner'sche Ausgabe S. 242) sagt von den Serben: Domesticos colunt Deos, multumque sibi prodesse eosdem sperantes, his immolant. Audivi de quodam baculo etc. s. den weiteren Inhalt dieser Stelle im Art. Hennil in der Allgem. Encykl. d. W. u. K. 2. Sect. 5. Th. S. 336. Ursinus bemerkt zu Dithmar von Merseburg: Conservant passim consuetudinem hanc incolae pagorum nostrorum ad hunc usque diem, ut, quando praetor paganus convocare velit, hastam, vel baculum, vel malleum ostiatim mittat, quo incola vicini cujusque fores pulsat, donec ex ultimi manu ad praetorem redeat. Der Verfasser des Aufsatzes: „Signale bei den Skandinaviern und Gälen" in der Abendzeitung. 28. Jahrg. Nr. 93. 1844. S. 619 sagt, daß die altpolnische Sitte durch Weidengerten (Wizje) zur Adelsversammlung einzuladen (s. Mickiewicz, Vorlesungen über slawische Literatur I, 413) sich in vielen Dörfern der Mark Brandenburg, Pommerns, Mecklenburgs u. s. w. noch erhalten habe, indem der Schulze (Richter) seinen Stock als Einladungszeichen zu Gemeindeversammlungen übersendet; daher die Redensart: „Der Knittel geht herum." Der Budstock (Aufgebotsstock), der bei den Skandinaviern in aller Eile herumgetragen ward, bestand in einem mit Runen bezeichneten Stabe, und Tegner hat diesen Brauch in der Frithiofssage 22. Gesang nicht unbenutzt gelassen. 3) s. den Art. Pfeil, die alten symbolischen Handlungen mit dem Pfeile. 4) Sendung des Pfeils zum Kriegsaufgebot.

Bergen angezündete Feuer, welche Witar (Zeichen) genannt wurden[4]). *(Ferdinand Wachter.)*

FEUERKUGEL. Die Feuerkugeln bilden leuchtende Meteore, welche von Zeit zu Zeit in unserer Atmosphäre plötzlich erscheinen, und nach einer kurzen Dauer oft ebenso plötzlich wieder verschwinden. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieselben mit den Sternschnuppen gleichen Ursprung haben, wofür nicht nur spricht die Ähnlichkeit in dem Auftreten dieser beiden Phänomene, sondern auch, wie sich später ergeben wird, eine Gleichheit in der Vertheilung derselben auf die verschiedenen Zeiten des Jahres.

Über den Anfang der Erscheinung einer Feuerkugel sind im Ganzen nur wenige Beobachtungen vorhanden. Es kann dieselbe natürlich erst die Aufmerksamkeit eines Beobachters auf sich ziehen, wenn sie durch Glanz und Größe sich schon vor den übrigen Lichtpunkten des Himmels auszeichnet, und nur einem glücklichen Zufalle ist es zu verdanken, wenn der Beobachter schon vorher mit der Betrachtung derjenigen Himmelsgegend, in welcher das Meteor sichtbar wird, beschäftigt gewesen ist. Es erscheinen die Feuerkugeln dann Anfangs entweder gleich als leuchtende Punkte, die sich rasch vergrößern, oder als kleine sich entzündende Wölkchen; bisweilen zeigen sich auch mehre leuchtende Streifen, aus denen sich späterhin die Feuerkugel bildet. Die Feuerkugel bewegt sich dann mit einer sehr bedeutenden Geschwindigkeit in oft sehr großen Höhen über weite Länderstrecken fort.

Da bei der Geschwindigkeit, mit welcher das Phänomen erscheint und wieder verschwindet, scharfe Messungen unmöglich sind, so dürfen wir bei der Angabe der Höhe und der Geschwindigkeit keine genauen Data verlangen, sondern müssen mit ungefähren Angaben zufrieden sein. Das beste Mittel für die Bestimmung des Anfangs- und Endpunktes der Bahn bieten dem Beobachter die Sternbilder dar, sofern er mit diesen genauer bekannt ist; hat er zugleich die Zeit aufgemerkt, so lassen sich die beiden erwähnten Punkte nach ihrer Rectascension und Declination näher bestimmen. Kann dieses Mittel nicht angewendet werden, so ist es gut den Anfangs- und Endpunkt der ganzen Erscheinung durch Beziehung auf irdische Gegenstände wenigstens nach dem Azimuth näher zu fixiren; die Höhe derselben über dem Horizonte muß freilich der bloßen Schätzung überlassen bleiben.

Dürfen wir nun auch die den Berechnungen zu Grunde liegenden Beobachtungszahlen nicht für genau halten, und können auch dadurch, daß Werthe, die zu verschiedenen Zeiten gehören, als gleichzeitig betrachtet werden, noch bedeutende Fehler entstehen, so geht doch aus der Gesammtheit der berechneten Feuerkugeln unzweifelhaft hervor, daß dieselben meist in sehr beträchtlichen Höhen (im Mittel von 10—15 geographischen Meilen) sich durch unsere Atmosphäre bewegen[1]). Letzteres wird auch dadurch bewiesen, daß die Feuerkugeln oft von einem sehr ausgedehnten Raume der Erdoberfläche gleichzeitig gesehen werden. Die Feuerkugeln erscheinen also nach dem Angeführten ungefähr in denselben Höhen, in welchen auch die meisten Sternschnuppen entstehen.

Die Bahn der Feuerkugeln läßt sich ebenfalls aus Mangel an genauen Beobachtungswerthen nicht schärfer bestimmen. Gewöhnlich hat dieselbe eine mehr oder weniger schiefe Lage gegen den Horizont, oder geht auch bisweilen mit demselben parallel; sie ist stets krummlinig (nach Chladni eine Parabel), indem die Feuerkugel sich senkt. Die Feuerkugel geht jedoch nicht stets in derselben Richtung weiter, sondern ändert oft dieselbe durch Bogensprünge[2]) (caprae saltantes von den Alten genannt), und bisweilen geschieht dies so wiederholt, daß die Bahn eine schlangenförmige wird. Am merkwürdigsten ist in dieser Beziehung eine von Gensanne am 13. Juli 1738 zu Paris beobachtete Feuerkugel; dieselbe war ein Viertel so groß als der Mond und bewegte sich in Sprüngen wol eine halbe Stunde lang auf und nieder, aber nach und nach immer weniger hoch und nieder, bis sie sich endlich am Horizonte verlor. Egen[3]) hält die Beschaffenheit der Bahn dieser Meteore für wichtig zur Beantwortung der Frage, ob dieselben von Außen in unsere Atmosphäre gelangt, oder in derselben gebildet sind; ist die Bewegung von der Erde selbst ausgegangen, so wird die Projection der Bahn auf die Erdoberfläche ein größester Kreis sein, im entgegengesetzten Falle werden aber im Allgemeinen Curven von doppelter Krümmung entstehen. Doch scheint dieser Schluß nicht überall richtig zu sein, indem im ersten Falle die Bahnen durch die Explosionen der Kugel mannichfaltig umgeändert werden können. Die Richtung der Feuerkugeln scheint an keine bestimmten Gesetze gebunden zu sein, und die Behauptungen Einiger, daß dieselben sich namentlich im magnetischen Meridiane bewegten, ergeben sich sogleich als irrig, sobald man die Richtungen aller genauer beobachteten Feuerkugeln zusammenstellt, wie dies Kämtz in seinem Lehrbuche der Meteorologie 3. Bd. S. 306 gethan hat. Unter den bis Ende des Jahres 1835 angeführten Feuerkugeln sind gekommen aus

N. 18
NO. 17
O. 18
SO. 14

4) s. Snorri Sturluson's Weltkreis (Heimskringla), übersetzt und erläutert von Ferd. Wachter. 2. Bd. S. 57 fg., wo es im Betreff der Gesetzgebung des Königs Hakon des Guten heißt: „Das sollte auch dem Hinausgebot (dem Aufgebot zur Vertheidigung des vom Feinde bedrohten Landes) folgen, daß man sollte Zeichen (vitar, nämlich durch angezündetes Feuer) machen auf hohen Gebirgen, sodaß (man) jedes von dem andern (aus) sehen könnte. Man sagt so, daß in sieben Nächten das Heergebot (Kriegsaufgebot) vom südlichsten Zeichen (nämlich Feuerzeichen) zu der nördlichsten Thinghöhe (Höhe, auf der die Gerichtsstätte war) führte (ging);" und S. 60 wird erzählt, wie durch die Anwendung dieser Feuerzeichen Heerlauf durch das ganze Land geworden.

1) Zusammenstellungen dieser Bestimmungen finden sich bei Chladni, über Feuermeteore und die mit denselben herabfallenden Massen. 1819. S. 21; Ideler, über den Ursprung der Feuerkugeln und des Nordlichts. 1832. S. 33, und in Kämtz, Lehrbuch der Meteorologie III. S. 241. 2) Chladni hat in dem vorher angeführten Werke S. 24 eine große Menge von Beispielen dieser eigenthümlichen Bewegung zusammengestellt. 3) *Gilb.* Annal. 72, 385.

S. 4
SW. 16
W. 12
NW. 14.

Leitet man hieraus die mittlere Richtung her, so ergibt sich ein geringes Vorwalten der östlichen Richtung, das seinen Grund in der Axendrehung der Erde zu haben scheint. Es zeigt übrigens die Richtung eine geringe Abhängigkeit von den Jahreszeiten, welche vielleicht mit dem Fortrücken der Erde im Himmelsraume zusammenhängt. Merkwürdig ist noch die Beobachtung Olmsted's zu Newhaven (Massachusetts), daß bei dem so berühmt gewordenen Sternschnuppenschwarme in der Nacht vom 12. zum 13. Nov. 1833 nach dem Zeugnisse aller Beobachter die Feuerkugeln und Sternschnuppen insgesammt von einer und derselben Stelle am Himmelsgewölbe, nahe bei γ Leonis ausgingen, und von diesem Ausgangspunkte nicht abwichen, obgleich der Stern während der langen Dauer der Beobachtung seine scheinbare Höhe und sein Azimuth veränderte.

Die Erscheinung der Feuerkugel dauert gewöhnlich nur wenige Secunden, und nur in seltenen Fällen mehre Minuten, wie in dem vorhin angeführten und bei der 1686 am 19. Juli zu Leipzig beobachteten Feuerkugel. Da das Meteor in so kurzer Zeit aus dem Gesichtskreise des Beobachters verschwindet, so ergibt sich für dasselbe in diesem Falle eine außerordentlich große Geschwindigkeit, die wol mit der Geschwindigkeit der Planeten verglichen werden kann. Nach Chladni hatte die Feuerkugel am 31. März 1676 eine Geschwindigkeit von etwa 160 italienischen Meilen in der Minute, die vom 19. März 1719 etwa 340 englische Meilen in der Minute; 1758 am 26. Nov. wenigstens 25 englische Meilen in der Secunde; 1762 den 29. Juli 10,000 Toisen; 1771 am 17. Juli 6—8 französische Meilen in der Secunde; 1783 am 4. Oct. 12 englische Meilen in der Secunde; 1719 den 8. März zwischen 1,6 und 0,6 französische Meilen; 1803 am 6. oder 13. Nov. 7—8 englische Meilen; 1807 am 14. Dec. wenigstens 14,862 englische Fuß in der Secunde. Die Geschwindigkeit ist im Mittel 4—5 geographische Meilen in der Secunde, und stimmt mit der mittleren Geschwindigkeit der Sternschnuppen überein. — Doch bleibt diese Geschwindigkeit, welche die Feuerkugel in den höhern Regionen hat, nicht ungeändert, wenn sie sich der Oberfläche der Erde nähert, sondern wird durch den Widerstand der Luft bedeutend verringert [4]).

Der Raum, den eine Feuerkugel durchfliegt, ist oft sehr bedeutend, sodaß z. B. am 18. Aug. 1783 eine und dieselbe Feuerkugel über Schottland, England, Frankreich und Italien gesehen wurde.

Der Glanz dieser Meteore variirt sehr; während einige außerordentlich hell leuchten, fast wie die Sonne (z. B. die Feuerkugeln vom 26. Nov. 1758 und 10. Juli 1771) und selbst bei Tage so glänzend werden, daß sie einen deutlichen Schatten werfen [5]), so erreichen andere nur den Glanz des Vollmondes.

Auch die Farbe, mit welcher die Feuerkugeln leuchten, wird verschieden angegeben; meistens ist sie weiß oder ins Röthliche spielend; in einigen Fällen war sie auch bläulich, ja selbst regenbogenartig, am seltensten (nur in 3—4 Fällen) grün.

Die Größe der Feuerkugeln ist sehr verschieden, und man hat dieselben selbst bis zur Größe des Vollmondes beobachtet, wie z. B. 1741 am 11. Dec. im südlichen England; indessen können diese Bestimmungen leicht sehr fehlerhaft sein, weil ein sehr hellglänzender Körper größer erscheint, als er wirklich ist. Doch ist nach Chladni die wahre Dimension dieser glühenden Kugeln immer noch bedeutend größer, als das Volumen der später aus denselben herabfallenden Steine, sodaß dieselben bei ihrer Ankunft in der Atmosphäre sehr lockere ausgedehnte Massen zu bilden scheinen, aus denen nur die hinlänglich verdichteten Theile zur Erde gelangen. Die Feuerkugel von Weston in Connecticut am 11. Dec. 1807 hatte 500 Fuß, die vom 10. Juli 1771 nach le Roy's Berechnung wenigstens 1000 Fuß und die vom 18. Aug. 1783 nach Blagden's Berechnung gegen 2600 Fuß im Durchmesser.

Die Gestalt der Feuerkugeln ist, wie sich auch schon aus ihrem Namen schließen läßt, meist rundlich, offenbar in Folge der gegenseitigen Anziehung ihrer Theile; wahrscheinlich erhält die Kugel, wenn sie flüssig ist, durch den Widerstand der Luft die elliptische oder vielmehr birnförmige Gestalt, bei welcher die breite Seite vorausgeht, wie solches le Roy [6]) bei der Feuerkugel vom 10. Juli 1771 abgebildet hat.

Glanz, Größe und Gestalt der Feuerkugeln bleiben aber während ihres Laufes nicht dieselben, sondern werden mannichfaltig verändert. Beim Fortziehen stoßen diese Meteore nach allen Seiten Rauch und Funken aus, sodaß diese kleinen fortgeschleuderten Körper bei der schnellen Bewegung gewöhnlich etwas hinter der Hauptmasse zurückbleiben; sie blähen sich auf, bis sie endlich, wahrscheinlich in Folge von im Innern gebildeten Dämpfen, deren Druck die äußere zähe Hülle nicht zu widerstehen vermag, mit einem heftigen Krachen zerplatzen, sodaß bisweilen Häuser erzittert, Thüren und Fenster aufgesprungen sind, und der Knall in einem Kreise, dessen Halbmesser 30 französische Meilen betrug (1803 den 25. April) gehört wurde. Mehre Beobachter vergleichen das Getöse beim Zerplatzen mit einem Kanonenschusse, auf den noch ein fortwährendes Krachen folgt, andere vergleichen es

4) Nach Bessel (Königsberger Archiv für Naturwissenschaft und Mathematik. Jahrgang 1811. 1. St. S. 38. §. 19) beträgt die Endgeschwindigkeit eines vertical herabfallenden Körpers ohne Widerstand 5732,5 Toisen; hat der fallende Körper aber die Dichtigkeit des Wassers, so beträgt die Endgeschwindigkeit beim Falle durch die Atmosphäre nur 93,4 Toisen oder 1/60 der vorigen.

5) v. Humboldt, Kosmos. 1. Bd. S. 393. Einer meiner Freunde, der an genaue trigonometrische Messungen gewöhnt war, sah in Popayan, einer Stadt, die in 2° 26' nördlicher Breite und in 5520 Fuß Höhe über dem Meere liegt, in der Mittagsstunde bei hellem Sonnenschein und wolkenlosem Himmel im Jahre 1788 sein ganzes Zimmer durch eine Feuerkugel erleuchtet. Er stand mit dem Rücken gegen das Fenster, und als er sich umdrehte, war noch ein großer Theil der von der Feuerkugel durchlaufenen Bahn vom hellsten Glanze. 6) Mém. de Paris. 1771. p. 65.

mit dem Donner oder dem Zusammenrütteln vieler Gewehre, oder mit großem und kleinem Gewehrfeuer. Nach dem Zerplatzen fällt ein größerer oder kleinerer Theil, wie schon erwähnt, zur Erde als sogenannte Meteorsteine nieder. Bisweilen zerspringt eine Feuerkugel gänzlich, bisweilen nur theilweise, und die einzelnen Stücke erscheinen als kleinere Feuerkugeln, welche die größere begleiten, und später ebenfalls wieder zerplatzen. Ist die Masse hinlänglich zähe, so entweichen auch wol blos die im Innern befindlichen Gase, und die zähe Masse sintert von Neuem zusammen, um dieselben Erscheinungen mehre Male zu wiederholen. Geht eine Feuerkugel in Bogensprüngen vorwärts, so scheint sie oft im tiefsten Punkte zu erlöschen; nach Ausstoßung einer großen Menge von Rauch und Dampf gewinnt sie aber beim Aufwärtssteigen wieder neuen Glanz. Wenn die Feuerkugeln in einigen Fällen zu erlöschen scheinen, so ist dies wol nur eine Täuschung, die nach Chladni dadurch entsteht, daß die durch Gasarten im Innern beträchtlich aufgeblähte Masse plötzlich nach dem Entweichen derselben auf ein viel kleineres Volumen reducirt, und vielleicht durch den entstandenen Rauch und Dampf verhüllt wird. An der Stelle, wo die Feuerkugel zerplatzt ist, sieht man in der Nacht noch längere Zeit hindurch einen leuchtenden Nebel und bei Tage eine Rauchwolke.

Bei der schnellen Bewegung der Feuerkugeln werden die Flamme und der Rauch nach der hintern Seite gewendet, und erscheinen als ein leuchtender Schweif, der zunächst an der Kugel aus Flammen, die ihren breiten Theil zunächst an der Kugel haben, und sich nach Hinten zuspitzen, und weiterhin aus Rauch besteht. Öfters ist die Farbe der Kugel und des Schweifes verschieden, so z. B. war die Feuerkugel vom 19. März 1719 weiß, der Schweif roth, die Feuerkugel vom 10. Juli 1771 blendend weiß, und der mit Roth umgebene Schweif zeigte sich mit Regenbogenfarben übersäet. Der Schweif bleibt einige Zeit noch sichtbar, verändert seinen Ort und seine Form (z. B. am 23. Oct. 1805 und 11. Dec. 1741) und verliert dann sein Licht allmälig.

Sowie die Sternschnuppen zu bestimmten Zeiten zahlreicher erscheinen, ebenso scheinen auch die Feuerkugeln nicht zu allen Jahreszeiten gleich häufig zu sein. Kämtz hat in seinen Vorlesungen über Meteorologie S. 575 die Anzahl der in jedem Monate erschienenen Feuerkugeln zusammengestellt und daraus folgende Größen erhalten. Für den

Januar	69
Februar	50
März	50
April	45
Mai	46
Juni	29
Juli	47
August	69
September	51
October	61
November	89
December	71

Er fügt dann hinzu, daß in Betreff der geringen Zahl der Feuerkugeln im Sommer die Länge der Tage als Hinderniß der Beobachtungen angeführt werden könnte, aber dieser Einwurf scheine dadurch widerlegt zu werden, daß die Zahlen im Herbste auch größer sind, als im Frühlinge. Es gewinnen die angeführten Zahlen noch an Wichtigkeit, wenn die Feuerkugeln mit den Sternschnuppen zusammengestellt werden. Die Häufigkeit der letztern ist bekanntlich besonders und auffallend groß im August und (vor allem) im November; grade auf diese beiden Monate fallen aber auch hier die größten Zahlen und das absolute Maximum auf den November. Schon oben ist in dieser Beziehung die Erscheinung der Sternschnuppen und Feuerkugeln bei dem bekannten Novemberphänomen 1833 erwähnt worden.

Häufig ist es geglückt, die nach dem Zerplatzen der Feuerkugeln niederfallenden Stücke, die nach allen Seiten hinausgeschleudert wurden, aufzufinden; diese Stücke dringen bisweilen 10—15 Fuß tief in die Erde ein. Ist die Zahl der herabgefallenen Steine sehr groß, so liegen dieselben auf einem elliptischen Raume zerstreut, dessen große Axe mit der Richtung der Feuerkugel zusammenfällt, was sich ganz einfach aus den auf die einzelnen Steine wirkenden Kräften ergibt. Bei l'Aigle fielen am 26. April 1803 etwa 2000 Steine nieder, von denen der größte 17½ Pfund wog; die Fläche, über welche sie verbreitet waren, bildete eine Ellipse, deren große Axe sich von Südosten nach Nordwesten erstreckte[7]) und eine Länge von 2½ französischen Meilen hatte; die größten Steine lagen am Südostende, und von hier nahmen ihre Dimensionen nach Nordwesten hin ab. Über einen ähnlich geformten Raum waren auch die Steine durch das Meteor bei Stannern (den 22. Mai 1808) ausgebreitet[8]). Die herabfallenden Steine hat man oft noch sehr heiß gefunden; daß sie auch selbst im weichen Zustande zur Erde gelangen, erkennt man an den Eindrücken, welche durch die von ihnen getroffenen Körper in ihrer Rinde gemacht wurden. Man kann nämlich bei diesen Meteorsteinen eine schwärzliche oder schwarze schlackenähnliche Rinde von dem Innern unterscheiden. Die Dicke der Rinde beträgt selten über ¼ Linie, und ist chemisch nicht von dem Innern unterschieden; meist ist sie wenig glänzend, an einigen Steinen jedoch pechartig, oder auch metallisch glänzend. Bisweilen ist sie so hart, daß sie am Stahle Funken gibt. Nach den Versuchen von Scherer und Schreibers läßt sich ein der Rinde einigermaßen ähnlicher, schlackenartiger Überzug auf den Meteorsteinen erzeugen, wenn sie mit Ausschluß der atmosphärischen Luft geschmolzen werden; beim Erhitzen, unter Zutritt der Luft, im Porzelanofenfeuer oder im Focus eines Brennspiegels wird die ganze Masse rothbraun.

Das Innere der Meteorsteine zeigt sich häufig aus mehren Mineralien zusammengesetzt. So erkannte G. Rose

7) *Biot*, Mém. de l'Institut. nat. T. VII. 8) **Schreibers**, Beiträge zur Geschichte und Kenntniß meteorischer Stein- und Metallmassen und der Erscheinungen, welche deren Niederfallen zu begleiten pflegen. Mit acht Steindrucktafeln, einem Meteoreisen-Autograph und einer Karte. (Wien 1820. Fol.)

den Meteorstein von Juvenas als ein Gemenge von krystallisirtem Augit mit einem weißen Fossil, das wahrscheinlich Labrador ist, und Magnetkies, sodaß derselbe große Ähnlichkeit mit einem Dolerit besitzt. Ähnlich ist der Meteorstein von Stannern. Berzelius theilt diese Meteorsteine überhaupt in zwei Classen, von denen die erste seltnere Art, welche die zu Jonzac, Juvenas und Stannern gefallenen begreift, sich durch den Mangel an metallischem Eisen, durch die geringere Menge der Talkerde, und durch die krystallinische Sonderung der einzelnen Mineralien auszeichnet. In der zweiten Classe ist das Eisen entweder durch die Masse zerstreut, oder bildet selbst bei einigen ein zusammenhängendes Skelett; die erdige Masse derselben besteht aus mehren Mineralien, aus Olivin (meist die Hälfte der erdigen Bestandtheile), aus Silicaten von Talkerde, Kalkerde, Eisenoxydul, Manganoxydul, Thonerde, Kali und Natron, welche durch Säuren nicht zerlegt werden, aus Chromeisen gemengt mit Zinnoxyd, aus Magneteisen und Schwefeleisen. Das gediegene Eisen enthält Schwefel, Phosphor, Kohle, Magnesium, Mangan, Nickel, Kobalt, Zinn, Kupfer und außerdem krystallinische Partien einer Verbindung von Phosphoreisen mit Phosphornickel und Phosphormagnesium, welche in Chlorwasserstoffsäure sich nicht lösen. Wird dieses Meteoreisen angeschliffen, und mit verdünnter Salpetersäure übergossen, so bilden sich eigenthümliche Zeichnungen auf der Oberfläche. v. Widmanstätten hat sie zuerst an der agramer Eisenmasse dargestellt, und Schreibers solche Zeichnungen in dem oben erwähnten Werke abdrucken lassen. Rammelsberg[9]) hat versucht, die durch Säuren nicht zerlegbare Grundmasse der Meteorsteine durch Rechnung als ein Gemenge bekannter Mineralien darzustellen; er fand sonach, daß sich die Grundmasse des Meteorsteines von Chateau-Renard darstellen ließ durch

Olivin	15,52
Augit	49,39
Labrador	36,37
	101,28

indem ein Theil Olivin als ungelöst in den Säuren angenommen wurde. Der ganze Meteorstein erhielte dann die Zusammensetzung

Nickeleisen } Schwefeleisen }	10,0
Olivin	52,5
Augit	21,3
Labrador	16,2
	100

Im Alterthume finden sich wiederholte Anführungen von den aus der Luft herabgefallenen Steinen; dennoch wurde diese Thatsache nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften in Zweifel gezogen, und die Nachrichten selbst glaubwürdiger Zeugen von den Physikern mit Verachtung zurückgewiesen. Chladni[10]) behauptete zuerst im Jahre 1794, daß öfters Eisenmassen und Steine vom Himmel herabgefallen, welche mit den Feuerkugeln identisch seien. Zur Entschädigung für die Angriffe anders gesinnter Physiker hatte er die Freude, seine Ansicht durch den Meteorsteinfall von Siena noch im Jahre 1794, und bald darauf in Yorkshire im Jahre 1795 und bei Benares in Ostindien im Jahre 1798 völlig bestätigt zu sehen.

Die Ansicht, daß die Feuerkugeln und Meteorsteine Auswürflinge unserer Vulkane seien, bedarf weiter keiner ausführlichen Widerlegung; es genügt, daran zu erinnern, daß unsere Vulkane den ausgeschleuderten Massen keine so bedeutende Geschwindigkeit, welche mit der Geschwindigkeit der Planeten vergleichbar ist, ertheilen können[11]), und daß die Meteorsteine von unseren irdischen Mineralien gänzlich verschieden sind. Der erste Grund läßt sich auch zum Theil gegen die zweite Hypothese geltend machen, daß die Meteorsteine selenitischen Ursprungs, also Auswürflinge aus den Vulkanen des Mondes sind. Wenn auch die Unmöglichkeit dieses Ursprungs nicht nachgewiesen werden kann, so wird doch die Wirklichkeit desselben durch die große Zahl von zufälligen Bedingungen, die nothwendig zusammentreffen müssen, im allerhöchsten Grade unwahrscheinlich[12]).

Es bleibt also nur als einzig haltbare Meinung übrig, daß die Feuerkugeln sammt den Meteorsteinen und Sternschnuppen kleine Weltkörper sind, die mit planetarischer Geschwindigkeit nach den allgemeinen Attractionsgesetzen in Kegelschnitten um die Sonne kreisen. Kommen diese Massen in die Nähe der Erde, so werden sie angezogen, beginnen an den Grenzen unserer Atmosphäre zu leuchten, und lassen dann erhitzte, mit einer schwarzen, glänzenden Rinde überzogene, steinartige Bruchstücke zur Erde fallen. Auf den Zusammenhang zwischen Feuerkugeln und Sternschnuppen ist in dem Vorigen wiederholt hingewiesen worden. Daß beide kosmischen Ursprungs sind, dafür spricht die oben angeführte Beobachtung von Olmstedt, in der Nacht vom 12. bis 13. Nov. 1833, in welcher diese Meteore stets von einer und derselben Stelle am Himmelsgewölbe, nahe bei γ Leonis, ausgingen, obwol sich die Höhe und das Azimuth dieser Stelle während der Zeit der Beobachtung veränderte. Wären die erwähnten Meteore Erzeugnisse der Erde, so würde dieses Ausgehen von derselben Stelle des Himmels unerklärlich sein, während es sehr leicht unter der Voraussetzung erklärlich ist, daß dieselben von Außen in die Atmosphäre gelangen, und dies um so mehr, da nach Encke's Berechnung sämmtlicher Beobachtungen, die in den vereinigten Staaten von Nordamerika zwischen 35° und 42° ange-

9) Suppl. zu dem Handwörterbuche des chemischen Theiles der Mineralogie I, 99. II, 91. 10) Chladni, über den Ursprung der von Pallas entdeckten Eisenmasse und einige damit in Verbindung stehende Naturerscheinungen. (Leipzig 1794. 4.) 11) v. Humboldt führt in Kosmos I. Bd. S. 401 an: Ein sehr genauer und messender Beobachter der Ätnaphänomene, Dr. Peters, hat die größte Geschwindigkeit der aus dem Krater ausgeworfenen Steine nur 1250 Fuß in der Secunde gefunden. Beobachtungen am Pic von Teneriffa 1798 gaben 3000 Fuß. 12) Den von Gilbert (Annal. 13, 368) hervorgehobenen Umstand, daß die Dichtigkeit der Meteorsteine nahe der mittleren Dichtigkeit des Mondes gleich ist, wird Niemand im Ernst anführen wollen.

stellt worden sind, diese Meteore alle aus dem Punkte des Weltraumes kamen, auf welchen zu derselben Epoche die Bewegung der Erde gerichtet war. Die wiederkehrenden Sternschnuppenschwärme, welche im November 1834 und 1837 in Nordamerika, und 1838 in Bremen beobachtet wurden, kamen ebenfalls aus der vorhin bezeichneten Richtung. Bei dem Sternschnuppenschwarme im August 1839 glaubte man die meisten Sternschnuppen von einem Punkte zwischen dem Perseus und dem Stier ausgehen zu sehen; gegen den Stier hin bewegte sich aber damals grade die Erde. „Die verschiedenen Meteorströme jeder aus Myriaden kleiner Weltkörper zusammengesetzt, schneiden wahrscheinlich unsere Erdbahn, wie es der Komet von Biela thut. Die Sternschnuppen-Asteroiden würde man sich nach dieser Ansicht als einen geschlossenen Ring bildend und in demselben einerlei Bahn befolgend vorstellen können. Die sogenannten kleinen Planeten zwischen Mars und Jupiter bieten uns, mit Ausschluß der Pallas, in ihren so eng verschlungenen Bahnen ein analoges Verhältniß dar. Ob Veränderungen in den Epochen, zu welchen der Strom uns sichtbar wird, ob Verspätungen der Erscheinung ein regelmäßiges Fortrücken oder Schwanken der Knoten (der Durchschnittspunkte der Erdbahn und der Ringe) andeuten, oder ob bei ungleicher Gruppirung und bei sehr ungleichen Abständen der kleinen Körper von einander die Zone eine so beträchtliche Breite hat, daß die Erde sie erst in mehren Tagen durchschneiden kann, darüber ist jetzt noch nicht zu entscheiden"[13]). Nimmt man diese kleinen Asteroiden in diesem Ringe dergestalt vertheilt an, daß es nur wenige dicht gedrängte Gruppen darin gibt, so erklären sich dadurch die glänzenden Novemberphänomene von 1799 und 1833. Die Wiederkehr der großartigen Erscheinung von 1833, wo Sternschnuppen mit Feuerkugeln gemengt wie Schneeflocken fielen, war Olbers geneigt erst für den 12. bis 14. Nov. 1867 zu verkündigen.

„Was die formbildende Kraft, was der physische und chemische Proceß in diesen Erscheinungen ist, ob die Theilchen, welche die dichte Masse des Meteorsteines bilden, ursprünglich, wie in den Kometen, dunstförmig von einander entfernt liegen, und sich erst dann, wenn sie für uns zu leuchten beginnen, innerhalb der flammenden Feuerkugeln zusammenziehen; was in der schwarzen Wolke vorgeht, in der es minutenlang donnert, ehe die Steine herabstürzen; ob auch aus den kleinern Sternschnuppen wirklich etwas compactes, oder nur ein höherauch-artiger, eisen- und nickelhaltiger Meteorstaub niederfällt: das Alles ist bis jetzt in großes Dunkel gehüllt"[14]). Ebenso ist es dunkel, auf welche Weise diese Massen anfangen zu leuchten und sich zu entzünden, indem dasselbe in Höhen geschieht, in denen wegen der Dünnheit der Luft fast gar kein Sauerstoff vorhanden ist.

Schließlich sei hier noch eine von v. Humboldt[15]) erwähnte Beziehung zwischen diesen Feuermeteoren und dem Nordlichte erwähnt. Während des prachtvollsten oben von Olmstedt im J. 1833 erwähnten Sternschnuppen- und Feuerkugelregens zeigte sich ein Nordlicht von großer Intensität. Im J. 1838 wurde in Bremen ebenfalls ein Nordlicht beobachtet. Endlich erinnert v. Humboldt noch an eine ihm vom Admiral Wrangel mitgetheilte Beobachtung; derselbe sah an den sibirischen Küsten des Eismeeres während des Nordlichts gewisse Regionen des Himmelsgewölbes, die nicht leuchteten, sich stets entzünden und dann fortglühen, wenn eine Sternschnuppe sie durchstrich. (*Hankel.*)

FEUERLAND (Tierra del Fuego). Die südliche Spitze Südamerika's stellt eine Gruppe von Inseln dar, die vom Continent durch die Magalhaensstraße geschieden, durch ihren ersten Entdecker den noch jetzt geltenden Namen des Feuerlandes erhielt[1]). Welcher Umstand diese Benennung veranlaßte, ist ungewiß, denn die ehedem gewöhnliche Annahme, daß ein vulkanischer Ausbruch zur Zeit der Entdeckung eben stattgefunden habe und vom hohen Meere aus beobachtet worden sei, ist vollkommen durch die Beobachtung Darwin's widerlegt, der nicht nur keinen Vulkan, sondern nicht einmal vulkanisches Gestein (ausgenommen auf Wollastoninsel) entdecken konnte, obgleich eine lange Kreuzfahrt ihm Gelegenheit gab, sehr viele jener Inseln zu besuchen. Wahrscheinlich mögen Waldbrände, von welchen im trockeneren östlichen Theile des Archipels unverkennbare Spuren vorhanden sind, Magalhaens ebenso getäuscht haben, als die französischen Seefahrer zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, auf deren Autorität die Karten einen ungefähr in der Mitte und im Inneren der Gruppe angeblich gesehenen Vulkan bisher fortführten. Die westlichste Spitze des Feuerlandes ist Cap Pillar (52° 42′ 50″ südl. Br., 74° 43′ 20″ westl. L. von Greenwich, wie die folgenden Ortsbestimmungen nach Fitzroy), die östlichste Cap San Diego (54° 41′ 0″ südl. Br., 65° 7′ 0″ westl. L.), die nördlichste Cap Orange am Eingange der Magalhaensstraße (52° 27′ 10″ südl. Br., 69° 28′ 0″ westl. L.), die südlichste Cap Horn (55° 58′ 40″ südl. Br., 67° 16′ 0″ westl. L.), wenn man anders die entlegenen und isolirten Klippen von Diego Ramirez (56° 28′ 50″ südl. Br., 68° 42′ 30″ westl. L.) nicht als zum Feuerlande gehörig betrachten will. Über die Zusammensetzung dieses umfangreichen Archipels mangelten bis auf die neuesten Zeiten alle genauere Nachrichten; denn man kannte nur die Magalhaensstraße, also die Nordgestade des Feuerlandes, die nordöstliche Küste und einige der südlichsten Inseln. Die Zahl und der Verlauf der großen Seearme im Innern des Archipels war, mit Ausnahme des zweifelhaft angenommenen S. Barbarakanals, welchen ein französisches Schiff um 1706 befahren haben sollte, völlig unbekannt. Die mehrjährigen Expeditionen der Engländer nach diesem unwirthbaren und dem Seefahrer schwer zugänglichen

13) v. Humboldt, Kosmos. 1. Bd. S. 131. 14) Ebendaselbst S. 123. 15) Ebendaselbst S. 130.

1) Die Literatur über das Feuerland ist meistens schon unter dem Artikel Patagonien angeführt worden. Zu den verzeichneten Werken sind nur die Berichte der früheren Seereisenden, wie Cook u. A., hinzuzusetzen, die indessen selten mehr als einen Hafen, und dann nur auf kurze Zeit, berührten. Das Hauptwerk bleibt das dort angeführte von King, Fitzroy und Darwin.

Lande haben indessen eine so vollständige Aufklärung gebracht, daß den Nachfolgern nur Einzelheiten zur Erforschung geblieben sind. Der ganze Archipel zerfällt gemäß diesen Untersuchungen in vier Hauptgruppen von sehr ungleicher Größe: 1) das östliche Feuerland oder Narborough's König Karl's Südland, begrenzt vom atlantischen Meere im Osten, von der Magalhaensstraße im Norden und Westen, vom Magdalenkanale im Westen und Norden, vom Beaglekanal im Süden. Obgleich gegen das Innere des Archipels vielfach eingeschnitten durch Sunde und tiefe Baien, scheint diese Insel, die größte unter allen, eine ungetheilte Masse auszumachen. 2) Clarence-Insel, westlich von der vorhergehenden und von ihr durch den Magdalen- und den Cockburnkanal getrennt, begrenzt im Norden durch die Magalhaensstraße. 3) Narborough's Land der Verwüstung (Land of Desolation) oder die S. Ines-Inseln der früheren spanischen Seefahrer, wahrscheinlich eine durch viele enge Seearme durchschnittene Gruppe kleiner Inseln, die indessen einen großen Raum bedecken, nach Nordost an die Magalhaensstraße stoßen, im Südwesten vom großen Ocean begrenzt werden und von Clarence-Insel durch den Barbarakanal geschieden sind. 4) Die Gruppe der südlichen Inseln. Sie sind getrennt vom östlichen Feuerlande oder der Hauptinsel durch den Beaglekanal und bestehen aus vielen Eilanden und Klippen. Die südlichste Insel ist die des Cap Horn, die östlichste ist Newisland; die westlichsten fließen mit denjenigen zusammen, welche das Land der Desolation bilden. Die größten Eilande dieser Gruppe sind Navarininsel und Hosteinsel. Erwägt man, daß außer den schon bekannten Inseln des Feuerlandes noch manches größere, jetzt für ungetrennt geltende, Eiland später als aus mehren zusammengesetzt gefunden werden wird, so ist die neuerdings aufgestellte Behauptung, daß die Südspitze Amerika's in mehre Hunderte von Inseln zerfalle, nicht ganz grundlos. Die Frage, welches große Naturereigniß diese Zertrümmerung herbeigeführt, steht noch unentschieden, denn an ihre Lösung wagte sich selbst nicht Darwin, obgleich ihm über die Naturverhältnisse des Landes reichliche Beobachtungen zu Gebote standen. Daß vulkanische Kräfte hier thätig gewesen, ist wegen des Mangels aller Spuren nicht wahrscheinlich, jedoch glaubt man auch hier die an der ganzen Westküste von Südamerika unbezweifelt stattfindende Erhebung nachweisen zu können. Eine merkwürdige Erscheinung ist die außerordentliche Tiefe der Sunde und Kanäle zwischen den Inseln. In der Magalhaensstraße hat man stellenweise (Cap Froward) bei 1536′ senkrecht den Boden nicht erreicht, und in manchen engen Kanälen, z. B. im S. Gabrielkanal, findet man nur schwer Ankergrund, während die parallelen Uferwände unter geringer Neigung über 1000′ emporsteigen und das Ganze fast das Ansehen eines künstlichen Einschnittes hat. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß viele dieser Kanäle durch Einbrüche großer von Norden strömenden Fluthen entstanden sind; denn es fehlt nicht an erratischen Blöcken krystallinischer Felsarten, deren Ursprung nicht näher als 20—30 geographische Meilen weiter nördlich gesucht werden kann.

Die geognostischen Verhältnisse des Feuerlandes sind ziemlich einfacher Art. Eine große Formation von Thonschiefer, in welchem außer einigen Ammoniten wenige thierische Reste vorkommen, nimmt den mittlern Theil ein, und wird nach Osten durch Ebenen begrenzt, welche den tertiären Bildungen angehören. Im äußersten Westen sind die Verhältnisse solche, daß man mit Recht die zerrissenen und niedrigen Bergketten für die äußerste Verlängerung der Andes erklärt hat. Die westlicheren derselben bestehen aus Grünstein, Porphyr und Trappfelsen, die östlicheren und jedenfalls älteren aus Granit und Thonschiefer. Selbst auf der südlichsten Insel wurde diese Bodenbildung vorgefunden, denn Cap Horn besteht aus Grünstein und verwittertem Thonschiefer. Den größeren Theil des Feuerlandes mag man als ein Bergland betrachten, welches theilweise vom Meere überschwemmt ist, und wo tiefe Buchten und Sunde die Stelle der Thäler einnehmen. Die Berge im Innern der Inseln sind meist nur durch enge Schluchten getrennt, und laufen in vielspaltige Gräten aus, die oft so schmal sind und an beiden Seiten in so ununterbrochener Schroffheit bis an das Meer hinabsinken, daß man auf ihnen entweder gar nicht, oder doch nur mit Gefahr hingehen kann. Wenig geneigte und stufenlose Abhänge von 1500—2000′ Höhe sind keine Seltenheiten; ihre Unzugänglichkeit wird oft durch den Mangel an aller Vegetation gesteigert. Diese Steilheit gestattet mit einem Blicke eine ganze Bergmasse zu überblicken und mag die Veranlassung geben, daß das Auge in Abschätzung der Höhen sich häufig irrt, und die Berge des Feuerlandes überhaupt niedriger scheinen, als sie wirklich sind. Die höchsten unter ihnen sind Mount Sarmiento (6900′) am Magdalenensund, der in derselben Kette, aber östlicher gelegene Mount Darwin (6800′) und die Bergketten am nordöstlichen Gestade des Admiralitätssundes, die 2600—3400′ sich erheben. Diesen eigenthümlichen Charakter theilt jedoch nicht das ganze Land, denn der größte Theil der östlichen Hauptinsel ist entweder eben, oder nur von wellenförmigen Hügelreihen durchzogen. Die ganze Südost- und Nordostküste dieses Eilandes und seine Nordküste bis an die zweite Enge (second narrows) der Magalhaensstraße unterscheidet sich in nichts von den dürren, flachen Gestaden des östlichen Patagonien (s. d. Art.) und theilt auch ihre geognostische Beschaffenheit. Die landschaftliche Ansicht und der Eindruck des Landes auf den Seefahrer ist daher in seinen zwei Hälften sehr verschieden. Der westliche Theil stellt ein Chaos von unregelmäßig verlaufenden Bergketten dar, deren eigentliche Richtung darum schwer zu errathen ist, weil die Verbindungsglieder vom Meere bedeckt sind. Zu den größten Seltenheiten gehören kleine Ebenen; nirgends haben sie mehr als zwei bis höchstens drei (englische) Acker Oberfläche, und sind dann fast ohne Ausnahme mit unzugänglichem Moore überzogen. Die Thäler sind so eng, daß sie am Grunde grade nur einem Bache Raum bieten, und so tief, so von schroffen Wänden eingeschlossen, daß man nichts von dem fast ununterbrochenen Sturme und dem furchtbaren Wellenschlage vernimmt, die in geringer Entfernung die meist waldlosen

Küstenfelsen umtoben. Tod, nicht Leben ist nach Darwin's Bemerkung der vorherrschende Charakter dieser Natur. Von irgend einem Höhepunkte aus gesehen, zeigt das Feuerland nichts als Bergspitzen, stellenweise größere oder kleinere Schneefelder, dunkel gelbgrüne Thäler, schwärzliche Schluchten, und Meeresarme, die nach den verschiedensten Richtungen hin das Ganze durchschneiden. Die engen Sunde scheinen, von ihrer Mündung aus überblickt, wie die Zugänge zu einer anderen und schlimmeren Welt. Verschwinden für Augenblicke die mit Sturmeseile dahin ziehenden dicken Wolken, so erblickt man als Einfassung des unergründlich tiefen Meeresarmes vielgipflige Felsenwände, Schneekegel und Gletscher, welche ungeheuern gefrornen Wasserfällen ähnlich sind, nur an wenigen Orten Schatten gewahren lassen, und sich scharf von dem unheimlich gefärbten Firmament abzeichnen. An den dem Ocean zugewendeten Gestaden der größeren Inseln liegen zahllose Felsklippen, an welchen sich die Wogen donnernd brechen, und in so weithin sichtbaren weißen Schaum auflösen, daß ein Theil des Meeres zwischen dem Lande der Desolation und den Furieninseln den Namen der Milchstraße erhielt. Die östliche Insel ist entweder ganz eben, oder nur mit niederen Hügeln bedeckt; theilweise gleichen ihre Landschaften einem wohlgehaltenen Park, denn grasige Ebenen wechseln mit Baumgruppen und bebuschten Hügeln. Ihre Küsten sind flach und sandig, und die Tiefe des Meeres, welches nirgends Sunde, an wenigen Orten nur Häfen bildet, nimmt sehr langsam zu. Trockenheit herrscht vor, denn Sümpfe und Moore sind selten und nirgends umfangreich, und von größeren Gewässern finden sich keine Spuren; an vielen Orten herrscht sogar eine unverkennbare Dürre und das Land hat da das Ansehen einer unfruchtbaren Steppe. Dieselben schroffen Gegensätze zeigen sich auch in Bezug auf das Klima, denn über dem östlichen Theile des Feuerlandes ruht ein klarer blauer Himmel, während die umnebelten und dichtbewaldeten Berge der westlicheren Inseln immerdar von heftigem Regen durchnäßt werden. Das Klima der östlichen Hälfte gleicht sonach demjenigen Patagoniens, während dasjenige der entgegengesetzten durch Veränderlichkeit, Rauheit und Stürme einen ganz eigenthümlichen Charakter erhält. Die atmosphärischen Strömungen, welche diese Unähnlichkeiten hervorbringen, sind zwar sehr schnell, heftig und ohne deutlich erkennbare Ursachen, allein sie befolgen ihren regelmäßigen Verlauf, wie ein Fluß in seinem Bette hinfließt. Die Temperatur des ganzen Archipels ist weit kälter als an Orten der nördlichen Halbkugel, die unter einer viel nördlicheren Breite liegen. Aus den interessanten Tafeln, welche King [1]) veröffentlicht hat, geht hervor, daß Plätze in Norwegen, welche 13° nördlicher liegen als Port Famine an der Magalhaensstraße, dennoch einer höheren Jahrestemperatur sich erfreuen als der Hungerhafen. Darwin vergleicht Port Famine (53° 38′ südl. Br., Jahrestemperatur, 41° 54′ Fahrht.) mit Dublin (53° 21′ nördl. Br., Jahrestemperatur 49° 37′) und findet sonach einen Unterschied von 7° 83, zu Gunsten der Hauptstadt von Irland. Die Differenz entsteht jedoch nicht durch größere Härte des Winters im Feuerlande, sondern dadurch, daß zwischen Winter und Sommer kein größerer Unterschied als 16°, 92 vorhanden ist, und die Wärmeverhältnisse des Feuerlandes daher viel geringeren Wechseln unterworfen sind. Fröste sind weder so hart, noch so anhaltend als in England und Nordeuropa überhaupt, und als besondere Erscheinung wird bemerkt, daß der Europäer nach kurzem Aufenthalte die Kälte in viel geringerem Grade empfindet als in seiner Heimath, und daher, ausgenommen während der heftigsten Stürme, es weit weniger beschwerlich findet, im Freien sich zu beschäftigen. Auf den südlichsten kleinen Inseln scheint nach Darwin's Beobachtung die Witterung noch rauher zu sein als an der Straße Magalhaens'; denn während eines in die wärmsten Monate fallenden 65 tägigen Herumkreuzens in jener Gegend, fand er das Mittel der höchsten Thermometerstände 51° 7′, ein Beweis, wie traurig der Sommer des Feuerlandes sein müsse, und wie selten dort die Sonne unverhüllt scheinen möge. Selten ist selbst im Sommer ein ganz ruhiger und heiterer Tag, vielmehr sind plötzlich eintretende und mehre Tage anhaltende gewaltige Stürme ein ganz gewöhnliches Ereigniß. Sie bringen nicht nur heftige Regen hervor, sondern erscheinen selbst mitten im Sommer in Begleitung von Hagel und Schnee. Banks und Solander verloren fast das Leben bei Besteigung eines nur 1500′ hohen, an der Bai good Succeß gelegenen, Berges, als im Januar, der unserem Juli entspricht, plötzlich ein Schneesturm hereinbrach, dem allerdings einer der mitgenommenen Diener erlag. Die heftigsten und häufigsten und die Umschiffung des Cap Horn, den nach dem großen Ocean bestimmten Fahrzeugen, besonders erschwerenden Stürme, sind die von Südwesten. Starke, aber mit heiterem Wetter verbundene, nordöstliche Luftströmungen sind zwar selten, haben aber doch veranlaßt, daß einige durch sie beglückte Seefahrer den alten Angaben, über die Furchtbarkeit jener Breiten, widersprachen, und die Umschiffung des Cap für leicht und keineswegs gefährlich gelten lassen wollten. Wirbelwinde, oder „Williwaws,“ wie sie von den Robbenfängern genannt werden, treten oft urplötzlich und mit so ungemein großer Gewalt ein, daß sie auch die stärksten Fahrzeuge in Gefahr bringen. Die an den Küsten wüthenden Südweststürme werden in ihrer Richtung durch die hohen Bergketten des Inneren aufgehalten; nehmen sie an Gewalt zu, so brausen sie endlich über die Ränder der Felsenwände hinüber, stoßen senkrecht hinab und zerstören Alles, was irgend Beweglichkeit hat. Die von so furchtbaren Stößen getroffene Oberfläche des Wassers geräth in solchen Aufruhr, daß die Wellen sich in Schaum auflösen, der vom Sturme ergriffen davon fliegt und bald zu Dunst zerstäubt. Schiffe, die unter einem Hochlande ruhig vor Anker liegen, werden urplötzlich von einem solchen Wirbelwinde ergriffen und auf die Seite geworfen, richten sich auf, erhalten einen neuen Stoß nach der anderen Seite, und können, von den Ankern gerissen, an die Felsen geworfen werden, sollte dieser Aufruhr sich über die gewöhnliche Zeit weniger Minuten verlängern. See-

---

1) Journal of the R. Geogr. Soc. 1830. 1831.

fahrer müssen daher ihre Ankerplätze mit vieler Sorgfalt wählen, werden aber immer an allen steifen und Widerstand leistenden Theilen ihrer Schiffe Schaden leiden. Man hat Stellen beobachtet, wo diese Wirbelwinde regelmäßig über die hohe Bergwand der einen Seite hereinbrechen, über den Seearm hinüber und an der entgegengesetzten Bergwand wieder hinaufgehen, und die Wälder nicht nur in bedeutender Breite so vollkommen niederbrechen, daß man eine ausgehauene, aber schlecht geebnete Straße vor sich zu sehen meint, sondern durch häufige Wiederkehr auf derselben Bahn die Erneuerung der Vegetation vollkommen verhindern. Die Schneelinie liegt in der Magalhaensstraße nur 3500 — 4000′ über dem Meeresspiegel; auf der nördlichen Halbkugel hingegen muß man dem Pole um 14° der Breite näher gekommen sein, um die Schneelinie ebenso tief anzutreffen, als im Feuerlande unter dem 54° südl. Br. Da die Bildung von Gletschern von den vorhandenen Schneemassen abhängt, die Schneelinie sehr tief liegt und die Bergseiten gemeiniglich sehr schroff sind, so darf man sich nicht wundern, daß im Feuerlande senkrechte, oder nach Oben überhängende Abstürze von massivem Eis häufig vorkommen und in vielen Fällen den Hintergrund der tiefen Sunde bilden, wo ihr Fuß bis unter den Wasserspiegel hinabreicht. Dennoch überrascht aber die Thatsache, daß die Berge, von welchen die Gletscher herabsteigen, eben nicht hoch sind, wie denn die gletscherreichen Berge nördlich von Beagle's-Kanal (Chainmountains) nach Fitzroy's Messung nur 4000 — 4300′ Höhe haben. Einer der größten Gletscher wurde von King am Nordostende des Gabrielkanals entdeckt. Dort erhebt sich der Bucklandsberg als eine scharfe Pyramide über ein Chaos zertrümmerter Felswände, deren ewige Schneedecke durch theilweises Schmelzen einen Gletscher gebildet hat, welcher, an drei geographische Meilen lang, dem Beobachter eine Reihe prachtvoller, an Zahl, Höhe und Wasserreichthume auf gleichgroßem Raume in keiner Weltgegend übertroffene Wasserfälle darbietet. Innerhalb einer Entfernung von neun englischen Meilen zählt man über 150 Cascaden, die sich aus der Höhe von 1500 — 2000′ herabstürzen, und da, wo sie das Gestade berühren, wie Wolken von Schaum erscheinen. In Norwegen finden sich nach L. von Buch erst unter 67° nördl. Br. Gletscher, welche bis an das Meer hinabreichen; auf Feuerland hingegen beobachtet man solche Eismassen unter dem 53° südl. Br., an der westpatagonischen Küste sogar unter 46° (Kelly-harbour); ein fernerer Beweis, wie ungleich das Klima gegen beide Pole sei, indem sich hier eine Differenz von 20 Breitegraden für das niedrigste Vorkommen von Gletschern ergibt. Die überhängenden Wände derselben sind der Ablösung großer Massen sehr unterworfen, die, mit donnerartigem Geräusche herabstürzend, die ruhigen Gewässer tiefer Sunde in solche Aufregung bringen, daß gewaltige Wogen entstehen, welche fortrollend Alles mit sich fortreißen. Auf diese Art sind große Anhäufungen von Felsblöcken auf den Landspitzen entstanden und ganze Felswände in der jüngsten Zeit zertrümmert worden. Die schwimmenden Eismassen, die man theils mit Felsen belastet, theils von anhängendem Erdreiche gefärbt, oft schon im Meere unfern des Cap Horn, noch häufiger aber in der Magalhaensstraße und in den großen Kanälen zwischen den Inseln angetroffen hat, können nur auf diese Weise entstanden sein. Dieses ewig feuchte, kalte und stürmische Klima des westlichen Feuerlandes ist dennoch einer eigenthümlichen Vegetation sehr günstig. Wo irgend der Boden es zuläßt, beginnt der Wald unmittelbar oberhalb der Fluthlinie des Meeres und reicht als eine einzige ungetheilte Masse bis zu 1500′ Höhe, wo sein dunkler Saum, mit fast geometrischer Schärfe an den Bergseiten horizontal fortlaufend, von der nächsten Region des Pflanzenwuchses scharf abgetrennt erscheint. Zwar bestehen diese Wälder nur aus drei oder vier Arten von Bäumen, und enthalten wenig Buschholz, aber die Stämme stehen so dicht, daß selbst die abgestorbenen und vollkommen verfaulten lange Zeit aufrecht bleiben, Fußgänger nur mit größter Mühe sich zwischen ihnen einen Pfad bahnen, und ungeachtet des bergigen Bodens jede Fernsicht so verschlossen ist, daß nur der Compaß vor Verirrung schützen kann. Durch die Schluchten zu dringen, ist meistens unmöglich, denn die umgestürzten und modernden Stämme liegen da haushoch über einander aufgeschichtet. Die Baumkronen sind so dicht verflochten, daß die ohnehin seltenen Sonnenstrahlen niemals den kalten, ewig durchnäßten Boden treffen können, welchem nicht einmal Moose, Pilze oder Farrnkräuter entkeimen. Gemeinhin herrscht in diesen dunkeln und dichtbewaldeten Schluchten eine so lautlose Stille, daß der durch die gesammte Natur des Landes ohnehin unfreundlich berührte Europäer sich in ihnen sehr unheimlich fühlt. Die oberste Region des Waldes besteht nur aus dicken, knorrigen Stämmen, die durch die Gewalt des Sturmes am Wachsthume gehindert sind. An diese reiht sich eine Region, die man mit derjenigen des europäischen Knieholzes vergleichen kann; denn was man von Unten für Rasenflächen nahm, weist bei genauer Untersuchung sich aus als ein dicht verflochtenes Gewirr von 3 — 4 Fuß hohen Buchen, die so dicht wie Buchsbaum der Gärten neben einander stehend, kaum den Durchgang gestatten. Noch höher bezeichnet ein breiter Streifen von Torfmoor die oberste Zone der Vegetation; denn die über 3000′ hohen Bergkämme sind entweder ganz kahl und meist selbst ohne die Flechten, welche im hohen Norden den nackten Felsen bekleiden, oder ewiger Schnee und Gletscher wehren der Vegetation jeden Fortschritt. Die Wälder ertheilen schon durch ihre Einförmigkeit, ganz abgesehen vom Klima, dem Lande einen düstern Charakter. Sie bestehen aus zwei Arten von Buchen (Fagus antarctica. F. betuloides) und der Winterea aromatica. Am Rande dieser Wälder und auf günstigem Boden findet sich dichtes Buschwerk, bestehend aus Arbutus rigida, mehren Arten von Berberis, einem Ribes und einigen anderen minder bekannten Sträuchen. Die Zahl der krautartigen Pflanzen ist ebenfalls nicht bedeutend; indessen bietet die Flora des Feuerlandes manches Interessante dar, obgleich im Allgemeinen ihre Verwandtschaft mit der ungleich reicheren Flora der chilenischen Cordilleras nicht zu verkennen ist, und sogar manche Pflanzen

beiden Ländern gemeinsam angehören. Eßbare Wurzeln oder Früchte finden sich kaum, und daher sind die armseligen Eingeborenen fast ganz auf das Thierreich angewiesen. Ein eßbarer Pilz, der Morchel vergleichbar, und wahrscheinlich eine neue Gattung bildend[3]), wächst in großer Menge an den Stämmen der Buchen und ist den Eingeborenen unentbehrlich. Das Feuerland ist wol das einzige Land der Welt, wo eine kryptogamische Pflanze fast allein der Bevölkerung das wichtigste ihrer vegetabilischen Nahrungsmittel liefert. Die Formation des Thonschiefers, die im Innern des Archipels vorherrscht, scheint dem Waldwuchse günstig; nicht so der ärmere granitische Boden der dem Meere zugekehrten und von Stürmen viel heimgesuchten Küsten. An der Magalhaensstraße und selbst in den südlicheren Kanälen hat man Bäume von ungewöhnlicher Größe gemessen; King gedenkt einer Buche, welche 17 Fuß oberhalb der Wurzeln noch über 7 Fuß Durchmesser hatte, und Bougainville, sowie Cordova und andere Seefahrer erwähnen ähnliche Stämme. Meistens sind aber dieselben im Inneren faul und überhaupt das Holz der antarktischen Buchen zu brüchig und zu schwer zum Schiffsbau, und eben nur für gewöhnliche Zwecke brauchbar. Unter den zahlreichen Algen ist der Fucus giganteus *Sol.* die merkwürdigste; denn nicht nur wächst dieser Tang auf jedem Felsen, ebenso unmittelbar an der Oberfläche, als auch in großer Tiefe, sondern er verdient auch den Namen der größten aller bekannten Pflanzen. Schon Cook gedenkt der 60 und mehr Klaftern langen Stengel des Riesentangs, die er bei Kerguelenseiland entdeckte; King konnte bei 25 Klaftern den Felsen noch nicht erreichen, auf welchem dieser Tang in Mengen wurzelte, dessen oberes, auf dem Meere schwimmendes und sichtbares Ende mindestens noch einmal so lang war. Seefahrern wird diese Pflanze dadurch besonders nützlich, daß sie schon aus weiter Ferne die zahlreichen Untiefen dieser gefährlichen Küsten andeutet, indem sie stets gesellig und nur auf Felsen, obgleich nicht immer nur auf solchen wurzelt, welche der Oberfläche ganz nahe liegen. Diese zum Theil sehr großen Anhäufungen des Riesentangs beherbergen eine zahllose Menge von Thieren; denn der Ocean ist in der Nähe des Feuerlandes ebenso belebt, als das Land öde und verlassen erscheint. Kein tropischer Urwald enthält so viele und so artenreiche Bewohner, als diese submarinen Wälder, die wiederum, eben weil sie so belebt sind, eine Menge von Seevögeln, größeren Fischen, Walthieren und Seehunden dorthin locken. Das Klima und die Vegetation des Feuerlandes erklären zur Genüge die Seltenheit von Landthieren. Man hat nur einige Nager, eine Art von Füchsen, das Guanaco (auf der östlichen Insel und auf Navarininsel), ein Reh und eine Art von Seeottern südlich von der Magalhaensstraße entdeckt. Reicher ist das ornithologische Verzeichniß, welches King lieferte; indessen verdankt es seinen Umfang den Schwimmvögeln. Die düsteren und feuchten Wälder werden selbst von den Landvögeln gemieden, unter welchen nur einige Insektenfresser zu den am meisten verbreiteten gehören. Eine sehr anomale Erscheinung unter einem so stürmischen und rauhen Himmel ist die eines Kolibri und eines Papageien. Man hat den ersteren, der übrigens einen bis zum 32.° reichenden Verbreitungsbezirk hat, nach einem dreitägigen, mit Schnee, Hagel und Regen verbundenen Sturme, welcher das Quecksilber auf den Gefrierpunkt fallen machte, um die Blumen der Fuchsien schwirrend beobachtet, und das Vorkommen eines Papageien an der Magalhaensstraße ist nun außer allen Zweifel gesetzt, nachdem man geraume Zeit hindurch, auf das bekannte rauhe Klima gestützt, die gleichlautenden Angaben der älteren Seefahrer zu den Irrthümern gerechnet hatte[4]). Ein bemerkenswerther Zug im zoologischen Gesammtbilde dieses Landes ist der entschiedene Mangel an Reptilien; daß Eidechsen unter einem immer regnigen und kalten Himmel nicht anzutreffen sein würden, war vorauszusetzen; allein daß man auch von Batrachiern dort nie eine Spur bemerkt, bleibt immerhin sonderbar. Nicht minder vermißt man Insekten; ganze Ordnungen derselben (Orthoptera) fallen aus, und die anderen sind nur durch wenige Arten repräsentirt, die man obenein nur in wenigen Individuen antrifft.

Das Feuerland ist ebenso arm an **Producten**, als abschreckend durch sein Klima. Seine Wälder sind theils unzugänglich, theils liefern sie nur Hölzer von beschränkter Brauchbarkeit, und das übrige Pflanzenreich bietet nicht einmal dem rohen Eingeborenen einfache Hilfsmittel zur Verbesserung ihrer elenden Lage. Nicht die Wärmeverhältnisse, wol aber die große Feuchtigkeit, die unaufhörlichen Stürme und der bergige Boden werden den Ackerbau im westlichen Theile immerdar verhindern; in der östlichen Hälfte des Archipels werden hingegen die Stürme, die Dürre der sandigen Flächen und der Mangel regelmäßig eintretender Regen den Anbau sehr erschweren, oder doch auf enge Districte beschränken. Außer Ziegen und Hunden würde im westlichen Feuerlande kein Hausthier sich erhalten lassen, und die östlichen Ebenen sind mehre Monate des Jahres so ohne Vegetation, daß auch auf ihnen Heerden nicht bestehen könnten. Für den civilisirten Menschen ist der ganze Archipel daher bis jetzt nutzlos, und kann nur dann Colonien erhalten, wenn vielleicht irgendwo bedeutende Anzeichen mineralischer Reichthümer sich fänden, nicht sowol von Gold und Silber, als von Kupfer und anderen Metallen, was nicht unmöglich ist. Anlegung einer Station, wo Seefahrer Hilfe finden könnten, ist allerdings ein Bedürfniß in jenen stürmischen Meeren, wo Schiffe bisweilen einige Wochen kämpfen, ehe sie das Cap Horn umsegeln können; aber da eine solche Niederlassung gar keinen weiteren Vortheil darbieten und dennoch ihre Erhaltung viel kosten würde, so werden Privaten niemals, die Regierungen seefahrender Völker aber nicht eher an ihre Begründung gehen, als bis sie unabweislich nothwendig geworden ist. Der

3) Von Darwin a. a. O. S. 399 beschrieben und abgebildet.

4) Das Verzeichniß von King (S. 532 fg.) enthält, als Bewohner des Feuerlandes und der Magalhaensstraße: Raubvögel 7; Insessores 8—10; Trochilus (Mellisuga) Kingii; Zygodactyli 3, dabei Psittacus magellanicus; Grallatores gegen 12; Natatores 24.

Seehundfang lockt allerdings seit etwa 20 Jahren viele englische und nordamerikanische Fahrzeuge dahin; allein diese haben nie ein festes Haus errichtet, oder Leute dort zurückgelassen. Je mehr die Zahl dieser Fahrzeuge zunimmt, je sorgfältiger sie die Phoken bis in die entlegensten Sunde verfolgen, um so rascher wird die schon jetzt bemerkliche Abnahme dieser nützlichen Thiere fortschreiten, und um so früher jenes ungastliche Land von den Europäern gemieden werden.

Die Eingeborenen des Feuerlandes gehören zwar unverkennbar dem großen amerikanischen Stamme an, unterscheiden sich aber so sehr selbst von ihren nächsten Nachbarn, den Patagoniern, die bis zur Magalhaensstraße reichen und selbst auf König Karl's Südland gesehen worden sind, daß gemeine Seeleute die Anwohner jener Meerenge in „berittene" und „Kanoe-Indier" getheilt haben. Der Jesuit Falkner nennt zwar mehre Stämme, die im Feuerlande leben sollen; allein sie sind unter diesem Namen jetzt nicht mehr aufzufinden. Nach Fitzroy hält sich etwa in der Mitte der Meerenge eine kleine und sehr elende Horde auf, die eines häufig ausgestoßenen Rufes wegen schon von Bougainville den bekannten Namen Pescheräh erhielten. Auf den Inseln nördlich vom Beagle-Kanal leben die Tekinikas, unter den Feuerländern körperlich die kleinsten und durch Elend am meisten verwilderten. In dem westlichen Theile des Archipels treibt sich die Horde Alikhulip herum. Diese drei Stämme bilden die eigentliche Bevölkerung, und sind so wenig zahlreich, daß man höchstens 1200 Erwachsene beider Geschlechter unter ihnen annimmt, sowie denn überhaupt die Bevölkerung des ganzen ansehnlichen, vom 40.° südl. Br. bis Cap Horn und zwischen beiden Meeren liegenden Landstriches (mit Ausschluß von Chiloe), auf höchstens 4000 Erwachsene geschätzt wird. Während die Patagonier sich durch großen und kräftigen Körperbau auszeichnen, sind die Feuerländer durchschnittlich nur 5′ 5″ engl. hoch, von unregelmäßigem und auf Stärke eben nicht deutendem Wuchse; ihre Glieder sind weniger muskulös, als die des Europäers, ihre Schultern breit, aber zu hoch, und ihr Stamm ist im Verhältnisse zum Kopfe und den Gliedern viel zu lang. Die wegen des Schmutzes schwer zu erkennende eigentliche Farbe ist dunkel bronzeartig; das lange, straffe, harte Haar ist schwarz und bleicht nur im höchsten Alter. Der sparsame Bart, die Augenbrauen und anderes Körperhaar wird ausgerissen mittels ein Paar genau an einander passender Muschelschalen. Der Ausdruck ihrer Physiognomien ist sehr roh und unangenehm; eine sehr breite und platte Nase, klaffende Nasenlöcher, ein großer Mund, dickwulstige Lippen, gewölbte Backenknochen, tiefliegende kleine Augen, Augenlider, die vom Rauche des überall hin mitgenommenen Feuers angegriffen sind, vereinigen sich mit einem scheuen, oft tückischen, immer aber geistlosen Blicke, um diesen Wilden ein ungemein thierisches Äußere zu geben. Sie gehören zu den unreinlichsten aller bekannten Völker; denn stets sind sie mit Walfischthran oder Seehundsspeck bestrichen, oft auch mit einer Kruste von farbigen Erdarten bedeckt, die mit Thran gemengt aufgetragen werden. Ungeachtet des rauhen Himmels besitzen sie wenige oder keine Kleidung, und keiner hat mehr als ein über die Schultern geworfenes, mit einem Hautstreifen über der Brust zusammengebundenes, Seehundsfell, welches, vor Unreinlichkeit starrend, einen unerträglichen Geruch verbreitet. Ihre Hütten bestehen aus Baumzweigen, die, im Kreise in den Boden gesteckt, oben zusammengebunden, außen mit Gras und Fellen belegt sind und im Innern höchstens zehn Fuß Durchmesser haben. Ein niederes Loch an der Seite gestattet den Zugang, durch ein anderes an der Spitze entweicht ein Theil des Rauches, den das allezeit im Innern unterhaltene Feuer verursacht. Wenige Stunden genügen zur Herstellung eines so armseligen Obdaches, welches nie länger als einige Tage bewohnt wird. Werden diese Wilden bei ihrem planlosen Herumstreifen von der Nacht an Orten überfallen, wo die Errichtung solcher Hütten nicht möglich ist, so kriechen sie wie wilde Thiere zusammen und schlafen, kaum gegen Sturm und Regen geschützt, auf dem nassen Boden. Da ihr Land, mit Ausnahme der Seehunde, an Säugethieren sehr arm ist, da sie außer Hunden keine Hausthiere besitzen und vom Anpflanzen von Nahrungsgewächsen keine Idee haben, so sind sie auf die Thiere des Meeres angewiesen, und daher oftmals dem härtesten Mangel ausgesetzt. Sobald die Ebbe sich einstellt, müssen sie, wie auch das Wetter beschaffen sei, an das Gestade eilen, um Muscheln und Echinodermen zu sammeln; zu jeder Jahreszeit sind die Weiber beschäftigt, durch Tauchen dergleichen Nahrung herbeizuschaffen, während der Mann mittels eines sehr unvollkommenen Apparates kleine Fische zu fangen sucht. Ein Glücksfall ist es, wenn eine herumstreifende Familie einen Seehund erlegt, oder gar auf einen gestrandeten Walfisch trifft; denn obgleich der letztere in Fäulniß übergegangen sein möge, so zehrt man doch so lange, als irgend möglich, von seinen ekelhaften Resten. Mit thierischer Gier fallen sie über Alles her, was ihnen die Seefahrer reichen, und als Leckerbissen genießen sie den Talg, mit welchem man das Lederwerk am Takelwerke geschmeidig erhält und das Senkblei anfüllt. Oft hindern sie anhaltende Stürme am Aufsuchen von Seethieren; fehlt es dann auch an dem Pilze der Buchenstämme und den wenigen geschmacklosen Beerenarten des Landes, so ergreift der härteste Mangel diese elenden Horden, die ohne Vorräthe, ohne Eigenthum ihr ganzes Leben in einem engen Bezirke herumziehend verbringen und ihr Dasein mühsam von einem Tage zum anderen fristen. Ein Wunder ist es freilich nicht, daß sie dann auf die niedrigste Stufe hinabsinken, die der Mensch überhaupt erreichen kann und zu Canibalen werden. Aus den Untersuchungen der englischen Seefahrer geht mit Sicherheit hervor, daß sich die kleinen Stämme nur in der Absicht bekriegen, um die Erschlagenen zu verzehren, und daß diejenigen wandernden Haufen, welchen selbst hiezu die Gelegenheit abgeht, ihre alten Weiber durch Rauch ersticken und aufessen. Dieser Mangel an Nahrung ist nicht die Folge von Trägheit oder großen Ungeschicks; denn es entwickeln wenigstens die Tekinikas bei Verfolgung der im Winter unbehilflichen Guanacos viele Geduld und Jägerkünste,

während die westlichen Horden zu jeder Zeit mit Aufsuchung von Seethieren sich beschäftigen; vielmehr liegt der Grund dieses Elends in der natürlichen Beschaffenheit des Landes selbst, die es sogar jeder größeren Gesellschaft unmöglich macht, vereint zu bleiben, oder gar feste Wohnsitze anzulegen. Nur an solchen Orten, wo entgegengesetzte Strömungen der Fluth sich begegnen, ist das Meer dort reicher an Fischen; Muscheln und andere Mollusken kommen nur im Überflusse vor zwischen den in zahllose Klippen zerfallenen äußeren Inseln. Solche Orte allein vermögen es, größere Zahlen von Eingeborenen zu ernähren; indessen findet man auch unter den günstigsten Umständen nie mehr als 30 oder 40 von ihnen vereinigt. So tiefgewurzelt ist aber die Neigung zum wandernden Leben, daß auch der ergiebigste Ort die Versammlung nicht länger als einige Wochen zu fesseln vermag, und daß sie in Gesellschaften von wenigen Köpfen aufgelöst, sich von Neuem nach den Inseln der Küste oder entlegenen Sunden begeben. Der irgend bewohnbare Boden des Feuerlandes beschränkt sich auf die steinigen Ufer, denn die felsigen, mit dichtem Wald bedeckten Gebirge zu betreten, scheut sich selbst der Eingeborene. Die schroffen Gestade verbieten an den meisten Orten die Fußwanderung, und so bleibt dem Wilden nichts übrig, als in einem gebrechlichen Kahne Nahrung suchend durch dieses Labyrinth von Inseln zu irren und ungeselliger als das Raubthier sein Leben zu verbringen. Unter solchen Umständen können sie niemals Liebe zur Heimath oder ihren Familien, noch ein Bedürfniß fühlen zur Bildung eines, wenn auch noch so rohen, bürgerlichen Vereins. Man hat daher auch keine Spur von irgend einer Autorität unter ihnen wahrgenommen; sie sind ohne Häuptlinge, Einer gilt dem Anderen völlig gleich, und höchstens wird dem ältesten Manne einer Familie, der gemeinhin eine Art von Zauberer vorstellt, ein geringer Einfluß oder doch eine entscheidende Stimme eingeräumt. Jede Familie, wenn man anders ein Verhältniß so nennen kann wo die Weiber mishandelte Sklavinnen sind und vom Manne ohne das geringste Bedauern verlassen werden — steht allein, und führt, wenn es ihr Vortheil erheischt, mit der benachbarten offenen Krieg. Ob die Feuerländer irgend einen Begriff von einem höheren Wesen haben, ist unentschieden, da man nie die geringste Spur irgend eines Cultus, nicht einmal Fetische unter ihnen bemerkt hat. Ist eine Ahnung solcher Art ihnen nicht ganz fremd, wie wenigstens Fitzroy glaubte voraussetzen zu können, so ist sie jedenfalls von der dunkelsten Art. Nur von dem Aberglauben, der bei ganz rohen Völkern aus falscher Deutung bedrohender Naturerscheinungen entspringt, hat man auch unter ihnen vielfache Zeichen gefunden. Dennoch sind sie nicht so völlig ohne natürliche Anlagen, wie die früheren Seefahrer behaupteten; denn die drei Individuen, welche man nach England brachte und dort ein Jahr lang erziehen ließ, eigneten sich die Formen der Civilisation und eine Menge Begriffe in kurzer Zeit an. Unter dem Drucke der äußeren Noth können freilich diese Anlagen nicht zur Entwickelung kommen, oder sie äußern sich höchstens als List, Tücke, Begehrlichkeit und als das Talent, fremde Eigenthümlichkeiten in Gang und Sprache aufzufassen und treu genug wiederzugeben. Zum Diebstahle sind Alle im auffallendsten Grade geneigt, und scheuen sich nicht, Gewalt zu brauchen, wo sie sich für die Stärkeren halten. Sie suchen daher selbst Veranlassungen zu Streiten, und können nur durch ernstes und consequentes Benehmen im Zaume gehalten werden. Einmal in Kampf verwickelt, äußern sie eine ebenso unbändige Rachsucht, als entschlossenen Muth, und sind theils wegen der großen körperlichen Stärke, die man ihnen auf den ersten Blick kaum zutraut, theils wegen des Gebrauchs einer Schleuder, die an Gefährlichkeit fast den Feuerwaffen gleicht, keineswegs verächtliche Gegner. Dem Europäer gegenüber benehmen sie sich Anfangs sehr mistrauisch, vielleicht in Folge der Berührung mit den Robbenschlägern, zeigen aber keine Neigung, von ihnen zu lernen und Gesehenes zur Verbesserung ihrer eigenen Lage nachzuahmen. Ortskenntniß besitzen sie in einem überraschenden Grade, und wissen mit vielem Scharfsinne aus geringen Zeichen auf die Beschaffenheit eines Platzes, auf die Nähe von Fischen und anderen Nahrungsmitteln zu schließen. Auf die Gewinnung der letzteren bezieht sich ihre ganze Thätigkeit, und daher sind ihnen Geselligkeit, Spiele und Vergnügungen fremd. Ihre Sprache zerfällt in drei bis vier, wie es scheint nahe verwandte, Dialekte von großer Rauheit, deren sehr eigenthümliche Laute man umsonst versucht hat, mit europäischen Schriftzügen wiederzugeben. Weddell und Fitzroy haben jedoch Vocabularien geliefert. Die Möglichkeit, diese Volksstämme zu civilisiren, ist sehr gering, theils wegen der Noth, mit der sie immerdar kämpfen, theils weil sie ohne ein erbliches Besitzthum im unaufhörlichen Wandern begriffen sind. Der einzige Versuch, durch einen Missionair auf sie zu wirken, ist durch Fitzroy gemacht, aber nach wenigen Tagen wieder aufgegeben worden; unbeachtet von Europäern werden diese zahlenarmen Horden in ihrer Rohheit verharren, bis vielleicht ein unvorhergesehener Grund auch dort die Weißen zur Niederlassung veranlaßt, und durch sie, wie überall da, wo sie in der neuen Welt festen Fuß faßten, der Untergang der Urbevölkerung herbeigeführt wird. (*E. Pöppig.*)

FEUERLEIN (Georg Christoph), Arzt, geb. zu Nürnberg am 15. Juli 1694. Der Sohn eines Geistlichen, studirte er nach dem Willen des Vaters ebenfalls Theologie in Jena und in Altorf, und schrieb in Altorf zwei Dissertationen theologischen Inhalts: De abusione abstractionis metaphysicae in doctrina morum (1717. 4.) und De amore dei puro et perfecto. (1717. 4.) Durch den Tod seines Vaters, der im März 1718 erfolgte, erhielt er freie Hand, sich einem andern Berufe zu widmen, und er studirte nun in Halle Medicin, woselbst er auch die Doctorwürde erlangte: Diss. de situ erecto in morbis periculosis valde noxio. (Halae 1722. 4.) Er ließ sich zunächst in Nördlingen als Arzt nieder, wurde dann Physikus in Feuchtwang, Inspector des Mineralbades im Kloster zu Heilsbronn, Mitglied des ansbachischen Medicinalcollegiums und zuletzt Leibarzt des Markgrafen von Ansbach. Außer einigen Abhand-

lungen im Commercium literarium Norimbergense hat er nur eine Monographie des heilsbronner Bades herausgegeben, unter dem Titel: Heilsbronnisches Zeugniß der göttlichen Güte und Vorsorge bei dem uralten, nun aber neu entdeckten, mitten in dem Kloster Heilsbrenn befindlichen Heilbrunnen, dessen Curen, Gehalt, Kraft und Wirkung, Gebrauch und Misbrauch. (Nürnberg 1730. 4.) Feuerlein starb am 25. Mai 1736. (*Fr. Wilh. Theile.*)

Feuernelke (feurige Liebe), s. Lychnis chalcedonica.

Feuerpilz, s. Boletus igniarius.

FEUERPOLIZEI, bezeichnet diejenige Thätigkeit des Staats, welche die Aufgabe hat, alles das in Ausführung zu bringen, was in Rücksicht von Feuersbrünsten im Interesse des Wohls der bürgerlichen Gesellschaft geschehen muß. Allein, wenn ihr auch von der Theorie diese Aufgabe zugetheilt, und von derselben kein Unterschied in Hinsicht der Gegenstände gemacht wird, welche einer Feuersgefahr ausgesetzt sind, so bleibt sie doch ihrem Begriffe von der Feuerpolizei nicht treu, wenn sie zur Entwickelung der von dieser zu verfolgenden besonderen Zwecke übergeht, indem sie diese auf die Vorkehrungen zur Sicherung der Gebäude und der in ihnen befindlichen Güter gegen Feuersgefahr und zu ihrer Rettung beschränkt. Der Widerspruch, der sich hier ergibt, läßt sich aber nicht blos daraus erklären, daß sich nur in Bezug auf die angegebenen Objecte, vornehmlich wenn sie in bewohnten Örtern gedacht werden, ein System polizeilicher Maßregeln aufstellen läßt, sondern er findet auch darin seinen Entschuldigungsgrund. Was bei dem Brande anderer Gegenstände, z. B. eines Waldes oder Schiffes, zu thun ist, wird damit keineswegs der polizeilichen Thätigkeit entzogen, beschränkt sich aber auf einfache Vorkehrungen, und wird von den besonderen Umständen bedingt, unter welchen die Gefahr vorkommt.

Die Feuerpolizei hat vor Allem dahin zu wirken, daß Feuersbrünste verhütet werden. Weil sie aber auch bei aller Sorgfalt und bei dem vorsichtigsten Benehmen der Menschen diesen Zweck nicht zu erreichen vermag, so hat sie zweitens dafür zu sorgen, daß es nicht an den Mitteln und Kräften fehlt, um eine entstandene Feuersbrunst zu bekämpfen und möglichst wenig schädlich zu machen, und drittens sich zu bemühen, daß von den vorhandenen Kräften der möglichst schnelle und sichere Gebrauch gemacht werde, und wenn es gelungen ist, das Feuer zu dämpfen, daß es nicht von Neuem zum Ausbruche komme.

Was die erste Aufgabe, die Verhütung der Feuersgefahr, betrifft, so wird sie dadurch gelöst, soweit sie überhaupt gelöst werden kann, daß man 1) Feuer und feuerfangende Gegenstände soviel, wie möglich, von einander getrennt zu halten sucht, und 2) die feuerfangenden Gegenstände, wo es irgend geschehen kann, durch solche zu ersetzen bemüht ist, welche auch bei der größten Erhitzung nicht in Brand gerathen. — Diesem Ziele nähert man sich in einem hohen Grade durch eine angemessene Bauart sowol der einzelnen Gebäude, als ganzer Örter. Ob man die Gebäude aus diesem oder jenem Material aufführt, ob man sie mit Schindeln, Bretern, Stroh oder mit feuerfesten Gegenständen deckt, macht natürlich in Hinsicht der Feuersgefahr einen großen Unterschied. Allein da im Allgemeinen die feuerfesten Baumaterialien und Deckungsmittel auch die kostbarsten sind, so stellt sich ihrer Anwendung ein großes Hinderniß entgegen; denn wollte man auch dem Staate das Recht einräumen, zu bestimmen, aus welchen Materialien neue Gebäude aufgeführt und mit welchen Gegenständen sie gedeckt werden sollten, so würde er doch von demselben keinen Gebrauch machen können, weil, wenn er es thäte, sehr viele nützliche, ja nothwendige Gebäude gar nicht errichtet werden würden. Die Gesetzgebung wird sich daher immer mit ihren Bauverordnungen in solchen Grenzen halten müssen, bei welchen man überzeugt sein darf, daß nützliche Bauunternehmungen nicht unterbleiben werden. Innerhalb dieser Grenzen dürften aber die Vorschriften liegen, welche den Bau der Feuerstellen in den Gebäuden: der Herde, Öfen, Rauchfänge, Kamine, zum Gegenstande haben. Daß diese aus feuerfesten Materialien gebaut werden, daß man ihnen eine Stärke gibt, welche sie fähig macht, der Kraft des Feuers, welches in ihnen angezündet wird, zu widerstehen, und daß sie in der Nähe von festen Mauern umgeben sein müssen, ist eine Foderung, die ohne Härte und Unbilligkeit gemacht werden darf. Nächst den Feuerstellen sind es die Dächer, welche hauptsächlich Beachtung verdienen, weil sich von ihnen aus das Feuer vornehmlich mitzutheilen pflegt, und in dem Maße leichter mittheilt, in welchem sie aus leichter feuerfangenden und das ausgebrochene Feuer stark vermehrenden Materialien bestehen. Allein wenn es deshalb auch zu wünschen ist, daß zur Dachdeckung nur feuerfeste Gegenstände genommen werden, so wird doch die Polizei nicht fodern, daß dies auch überall ohne Ausnahme geschehe. Isolirt liegende Gebäude wird sie ganz nach Belieben der Eigenthümer zu decken gestatten, und in Gegenden, wo feuerfeste Deckungsmittel schwierig zu haben und deshalb unverhältnißmäßig theuer sind, wird sie nicht umhin können, zu gestatten, daß die üblichen Dachdeckungen auch ferner beibehalten werden. Wo jedoch weder das Eine noch das Andere der Fall ist, kann sie verlangen, daß neue Gebäude mit den mehr Sicherheit gewährenden Materialien gedeckt werden. — Bei manchen Gebäuden, deren Bestimmung von der Art ist, daß sie mehr, wie andere, einer Feuersgefahr ausgesetzt sind, wie bei Theatern und manchen Fabrikgebäuden, werden außer den gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln in Rücksicht des Baues noch besondere in Anwendung gebracht werden müssen, wenn man sie nicht durch eigene Vorkehrungen zu ersetzen vermag, wie z. B. durch die Anlage großer Wasserbehälter, durch welche man die ganzen Gebäude, oder doch die besonderer Gefahr ausgesetzten Theile derselben unter Wasser setzen kann. — Damit aber die Vorschriften, welche der Staat in Bezug auf die Bauanlage der Gebäude im Ganzen und Einzelnen zu geben für gut findet, genau beobachtet werden, ist es nothwendig, daß diejenigen, welche einen Bau unternehmen, wofern er nicht unbedeutende und mit einer Feuerstelle gar nicht in Verbindung stehende Veränderungen in einem

Gebäude betrifft, verpflichtet werden, Anzeige davon an die entsprechende Baupolizeibehörde zu machen, und daß die den Bau ausführenden Werkmeister dafür haften müssen, daß eine solche Anzeige nicht unterbleibt. Von Zeit zu Zeit vorzunehmende Inspectionen der Gebäude werden jener Behörde dann die Überzeugung verschaffen können, ob der Bauordnung genügt worden. — Weit schwieriger ist es, den Bau ganzer Örter oder auch nur der Complexe von Gebäuden, welche ein Gehöft ausmachen, mit Rücksicht auf die möglichste Vermeidung von Feuersgefahr in Ausführung zu bringen. Sollte eine solche Feuersicherheit erreicht werden, so müßte nicht blos auf eine gewisse Geräumigkeit der Straßen und eine hin und wieder vorzunehmende Unterbrechung derselben durch die Anlegung freier Plätze, sondern auch darauf gesehen werden, daß Gebäude zur Anhäufung leicht Feuer fangender Gegenstände bestimmt, z. B. Scheunen, möglichst von den Wohngebäuden entfernt würden. Auf dem Lande würde außerdem ein Auseinanderrücken der einzelnen Gehöfte und eine Trennung der Wohngebäude von den Wirthschaftsgebäuden zu empfehlen sein. Inzwischen ist es begreiflich, daß die Ausführung eines solchen durchgreifenden Bauplans nur nach einem großen Brande, der einen ganzen Ort oder doch einen Theil desselben in Asche gelegt hätte, möglich sein würde. Weil aber auch dann weder der Gemeinde, noch dem Staate das Recht beigelegt werden kann, den einzelnen Bewohnern ihren Bauplatz anzuweisen, so entsteht die große Schwierigkeit, alle dabei Interessirte zu bestimmen, sich einen und denselben Bauplan gefallen zu lassen, eine Schwierigkeit, die dann noch vergrößert wird und unübersteiglich werden kann, wenn es an Raum mangelt, der sich benutzen ließe, um den oben gemachten Foderungen, rücksichtlich der größeren Feuersicherheit eines ganzen Orts zu entsprechen. Die Erfahrung lehrt, daß bei solchen Gelegenheiten viele Einzelne eigensinnige darauf bestehen, sich wieder auf ihrer früheren Stelle anzubauen, auch wenn ihnen ein bedeutender Vortheil von der Einnahme einer anderen deutlich nachgewiesen wird. Leichter wird man die bessere Anlage der ländlichen Gehöfte durchsetzen können, theils weil es in den Dörfern selten so an Raum fehlt, als in Städten, theils weil die Regierung mit Recht fodern kann, daß der Bauer, wenn ihm sein Grundeigenthum auf keine Weise geschmälert wird, durch die Stellung seiner Gebäude einer Feuersgefahr begegnen muß, die selten, wenn sie eintritt, sein Besitzthum allein bedroht. — Ist auch die Entfernung einzelner Gebäude, welche zur Aufnahme leicht feuerfangender Gegenstände dienen, aus dem Bereiche der Städte ein Object von untergeordneter Wichtigkeit, so ist sie doch keineswegs gleichgültig. Indessen wird man bei ihrer Bewirkung alle Umstände wohl erwägen müssen. So wird man nicht fodern können, daß in einer Stadt, die noch zum großen Theil von Ackerbürgern bewohnt wird, die Scheunen außerhalb derselben angelegt werden sollen, während sich eine solche Foderung sehr wohl in einer Stadt rechtfertigen läßt, wo die Landwirthschaft nur noch von verhältnißmäßig wenigen Personen betrieben wird. Aber auch in diesem Falle wird man jene Foderung doch nur geltend machen, wenn entweder ganz neue Scheunen da angelegt werden sollen, wo bisher noch keine standen, oder wenn es sich davon handelt, an die Stelle einer verfallenen Scheune eine andere aufzubauen. — In einem hohen Grade würde man den oben wegen der Feuersicherheit aufgestellten Bedingungen auch dadurch entsprechen, daß man diejenigen Gewerbe, welche viel mit Feuer umgehen, aus den bewohnten Örtern entfernte. Allein der Ausführung einer solchen Absicht stellen sich die größten Bedenklichkeiten entgegen. Nicht nur würde es schwer zu bestimmen sein, welche Gewerbe in die bezeichnete Kategorie gehören, sondern man würde auch, wenn man sich darüber vereinigte, nicht übersehen dürfen, daß der Nachtheil, welcher aus einer solchen Ausweisung mehrer Gewerbe aus einem Orte für sie und für ihn entspringen würde, schwerlich durch den Vortheil einer größeren Feuersicherheit aufgewogen werden dürfte. Indessen wird es immer Ausnahmen geben, die jedoch nicht allgemein namhaft gemacht werden können, weil die Localität manches Orts ein Gewerbe zuzulassen gestatten wird, welches die eines anderen entschieden auszuschließen verlangt. Soviel ist gewiß, daß man in keinem Orte, mit Ausnahme der Festungen, die Fabrication des Pulvers gestatten wird. In Festungen wird man, wenigstens zur Zeit eines Krieges, die Fabrication des Pulvers nicht vermeiden können, aber in ihnen läßt sich derselben doch immer eine Localität anweisen, die ihr sehr viel von der mit ihr verbundenen Gefahr nimmt. — Wenn man aber auch die meisten feuergefährlichen Gewerbe aus den Wohnplätzen der Menschen nicht verbannen darf, so darf man doch mit vollkommenem Rechte verlangen, daß sie nicht nur in besonders feuerfesten Localen betrieben werden, sondern daß auch alle Verrichtungen, welche leicht zu einer Feuersgefahr Veranlassung geben, wie das Auspichen der Fässer, das Bereiten von Firniß u. s. w., nur da und dann vorgenommen werden, wo und wann sie der Feuersicherheit nicht nachtheilig sind. — Ebenso wird man auch fodern dürfen, daß nicht in der Nähe der bewohnten Räume große Anhäufungen von brennbaren Stoffen stattfinden, oder daß, wenn diese Foderung anderer Gründe wegen nicht wohl zu befriedigen ist, doch die Anhäufungen so stattfinden, daß sie möglichst wenig Gefahr drohen.

An diese Aufgaben der Feuerpolizei schließt sich unmittelbar eine andere an, welche darin besteht, den leichtsinnigen Umgang mit feuergefährlichen Gegenständen oder den aus Unkunde entspringenden unvorsichtigen Gebrauch derselben zu verhindern. Zwar muß man die Abwehr dieses Übels vornehmlich von den dabei Betheiligten und insbesondere von denen erwarten, die an der Spitze der einzelnen Haushaltungen stehen, weil es weder wünschenswerth ist, daß sie in diese fortwährend beaufsichtigend eindringt, noch auch eine solche Beaufsichtigung vollständig in Ausführung gebracht werden kann; allein schon dadurch, daß sie allgemein auf das aufmerksam macht, was jeder Einzelne in seinem und dem öffentlichen Interesse thun sollte, daß sie von Zeit zu Zeit die Häuser revidirt, um sich zu überzeugen, daß nicht grobe Verstöße gegen ihre Vorschriften begangen worden sind, und daß solche Ver-

stöße, wenn sie entdeckt werden, nicht ohne eine angemessene Bestrafung bleiben, vermag sie viel Gutes zu wirken. Das Detail dieser Aufgabe läßt sich indessen um so weniger in einer Theorie der Feuerpolizei angeben, als Lebensweise und Gebräuche in verschiedenen Ländern und Gegenden sehr von einander abweichen, einen großen Einfluß darauf ausüben und hier die, dort jene Rücksichten zu beobachten nöthig machen; auch kommt es darauf nicht an, wenn man nur das fest hält, was erreicht werden soll, und dann auf den Verkehr mit feuergefährlichen Gegenständen sorgfältig achtet. Nur einzelne Punkte sind es, die überall in unserer Zeit in civilisirten Ländern Beachtung verlangen, wie die Verwahrung glühender Asche, das Besuchen von Ställen, Scheunen und überhaupt solchen Räumen mit Licht, wo leicht entzündliche Gegenstände sich in einer Weise vorfinden, daß sie leicht in Brand gerathen können, der Transport von Pulver durch bewohnte Örter. Bei solchen Transporten müssen die Vorsichtsmaßregeln in dem Maße groß sein, in welchem ihre Vernachlässigung mit größerer Gefahr verbunden ist. Auf jeden Fall muß der, welcher Pulver in größerer Menge fortschaffen läßt, die Anzeige davon an die Polizei machen, damit diese die nöthigen Sicherheitsmaßregeln in Anwendung bringen kann. Davon findet natürlich auch dann keine Ausnahme statt, wenn ein Pulvertransport von einer Militairbehörde ausgeht. Läßt es sich ohne große Schwierigkeiten bewerkstelligen, so wird man die bewohnten Örter mit dem Pulver ganz umgehen. Ist dies aber nicht ausführbar, so wird man auf dem Wege, den das Pulver nehmen muß, alles entfernen, was eine Explosion desselben veranlassen könnte, und wird, wenn dies in den belebten Straßen eines Orts schwer zu erreichen sein sollte, weniger belebte einschlagen. Muß der Transport rasten, so darf dies nur außerhalb der bewohnten Örter und unter strenger Beaufsichtigung geschehen, damit dem Pulver nichts nahe gebracht wird, was seine Entzündung zur Folge haben dürfte.

Was die Vorbereitungen betrifft, um einem ausbrechenden Feuer zu begegnen, so wird sich die Polizei zwar wesentlich dabei betheiligen müssen, aber sie kann auch verlangen, daß jeder Hauseigenthümer einen angemessenen Theil der Sorge übernehme, welche aus dieser Aufgabe entspringt. Handelte es sich hier blos um den Schutz des eigenen Besitzthums, so würde jedem Hauseigenthümer überlassen bleiben können, zu thun und zu lassen, was er für angemessen hielte; aber da die Gefahr des Einen nur zu leicht auch eine Gefahr für Andere und für Viele wird, so ist mit Recht zu fodern, daß die Gleichgültigkeit oder Nachlässigkeit eines Einzelnen nicht Anderen zum Verderben gereiche. So könnte man urtheilen, auch wenn man ganz davon absähe, daß es in einer gesitteten bürgerlichen Gesellschaft auch Pflichten gibt, welche über die engen Grenzen der strengen, rechtlichen Verbindlichkeit hinausgehen. Weil nun aber eine solche Beziehung des Einzelnen zum Allgemeinen angenommen werden muß, welche von jenem eine Theilnahme an dem Wohle auch derer fodert, die mit ihm einem kleinern oder größeren Verbande angehören; so werden sich die Gemeinde und ihre Glieder in die Sorge für die Vorkehrungen zur Bekämpfung einer Feuersbrunst theilen müssen, und die ersten werden selbst angehalten werden können, den benachbarten Gemeinden in einem gewissen Umkreise hilfreiche Hand zu leisten. — Die Mittel, eine Feuersbrunst zu bekämpfen, haben einen vierfachen Zweck: 1) das Feuer zu löschen, 2) dem Feuer dadurch Einhalt zu thun, daß man es verhindert, weiter um sich zu greifen, indem man ihm seine Nahrung entzieht, 3) die durch das Feuer bedrohten Personen und Sachen zu retten, und 4) die zu den angegebenen Zwecken zu verwendenden Mittel durch andere Mittel fortzuschaffen. — Zum Löschen oder Unterdrücken des Feuers gehören Wasser oder andere Mittel verschiedener Art und dann Geräthe und Werkzeuge, um das Wasser oder die anderen Mittel passend ihrer Bestimmung gemäß in Anwendung bringen zu können. Offenbar ist das Wasser im Allgemeinen das geeignetste Löschmittel. Nicht nur ist es überall da zu haben, wo Menschen wohnen, weil sie ohne dasselbe nicht würden existiren können, sondern es läßt sich auch am leichtesten von ihm als Löschmittel Gebrauch machen. Erde, Sand, Mist und Asche werden sich unter Umständen sehr wirksam zeigen, aber wenn sie nicht zufällig in der Nähe eines Feuers vorhanden sind, werden sie keine Dienste leisten, weil es nicht ohne große Schwierigkeiten möglich sein würde, sie anzusammeln und bereit zu halten, um sie zur Dämpfung eines Feuers zu verwenden. Auch ist nicht zu übersehen, daß es noch an geeigneten Werkzeugen und Maschinen fehlt, um sich ihrer bequem zu dem angeführten Zwecke zu bedienen, wenn nicht ganz besondere Umstände vorausgesetzt werden. Salzsoole und künstliche Flüssigkeiten sind, wie jene, nur unter gewissen Bedingungen zu haben, oder machen einen zu großen Kostenaufwand nöthig, oder machen auch wol die Gebäude, zu deren Schutze sie angewandt werden, mehr oder minder unbrauchbar, sodaß sie nur, wenn das Letztere der Fall ist, da benutzt werden sollten, wo man die Rettung eines Gebäudes oder des vom Feuer ergriffenen Theils desselben aufgegeben hat. Hieraus geht hervor, wie wichtig es ist, in jedem Orte für das Vorhandensein einer möglichst großen Menge Wassers zu sorgen, und dies nach allen Richtungen darin zu verbreiten. Wasserleitungen, die fortwährend Wasser geben, oder doch, wenn es Noth thut, zu jeder Zeit mit Wasser versorgt werden können, zeigen sich offenbar am vortheilhaftesten, weil sie das Wasser ohne besondere Arbeit liefern, und es gestatten, das, was sie ausströmen, in Behältern aufzufangen, die sich bequem ausschöpfen lassen. Kann man sie gar nicht, oder nicht ohne unverhältnißmäßig große Kosten haben, und muß man das Wasser erst durch Plumpen oder Ziehbrunnen gewinnen, so werden die erstern immer den Vorzug verdienen, weil ihnen das Wasser mit weit weniger Beschwerde, als den Ziehbrunnen, abgewonnen werden kann. Sind Flüsse oder Teiche in der Nähe, so ist nicht nur für bequeme Zugänge zu ihnen, sondern auch dafür zu sorgen, daß es den erstern nicht an Zufluß von Wasser fehlt, und daß ein gänzliches Zufrieren der einen oder der anderen verhindert wird. Man darf aber in volkreichen Städten, wo Feuersbrünste eher, als in un-

bedeutenden Örtern zu befürchten sind, und größere Gefahr, als hier, drohen, nicht bei der Vorsorge für Wasser überhaupt stehen bleiben; man muß auch dahin sehen, daß an geeigneten Stellen Gefäße aufgestellt, immer mit Wasser gefüllt und so eingerichtet werden, daß man sie ohne große Schwierigkeit fortbewegen kann. Weil aber solche Gefäße, die man gewöhnlich Sturmfässer nennt, eine bedeutende Quantität Wasser müssen fassen können, und deshalb nicht geeignet sind, überall dem Feuer ganz nahe gebracht zu werden, so muß man noch für Geräthe von weit geringerer Größe sorgen, in denen man das Wasser mit Leichtigkeit an jeden Ort schaffen kann, d. h. für Eimer, die man wegen ihrer Bestimmung auch wol Feuereimer nennt und aus einem Material verfertigen muß, welches ihre gute Erhaltung in jeder Jahreszeit sichert und ihre leichte Beschädigung bei dem Gebrauche verhindert. Am häufigsten bestehen sie aus Leder. Das wichtigste Mittel, ein Feuer zu löschen, sind jedoch die Feuerspritzen, weil sie allein gestatten, das Wasser oder eine andere Flüssigkeit nicht nur in eine große Entfernung und in den verschiedensten Richtungen auszugießen, sondern auch in einem ununterbrochenen Strahle mit Kraft auf einen Punkt hinzuleiten. — Das Niederwerfen des Holzwerks, der Wände und ganzer Gebäude, wodurch man die weitere Verbreitung des Feuers verhindern, oder dasselbe dämpfen will, geschieht im Allgemeinen mit den Werkzeugen, deren sich Maurer und Zimmerleute gewöhnlich oder doch in gewissen Fällen zu bedienen pflegen. Nur für Feuerhaken wird von der Gemeine eigens gesorgt werden müssen. Reichen diese Mittel nicht aus, um den Zweck schnell zu erreichen, so kann man auch zum Einschießen und in die Luft sprengen der hinderlichen Gegenstände seine Zuflucht nehmen. — Zum Schutze der nahe liegenden Gebäude gegen die Entzündung, sowie zur Deckung gegen das Flugfeuer, welches in brennenden Stoffen besteht, die leicht vom Winde fortgeführt werden können, dienen, außer dem beständigen Feuchthalten der bedrohten Stellen, auch das Bedecken derselben mit feuchten Säcken, Häuten u. s. w. — Bei der Rettung von Personen und Sachen sind vornehmlich hohe Leitern nöthig, die so eingerichtet sein müssen, daß sie bequem an den Gebäuden auf und nieder geschoben werden können und sich gegen das Umschlagen sichern lassen. Gut ist es aber auch zu demselben Zwecke, wenn man starke Stricke und Körbe, sowie Strickleitern in Bereitschaft hat, weil die hölzernen Leitern nicht wol über eine gewisse Länge haben dürfen, also zuweilen nicht ausreichen, und häufig da nicht angelegt werden können, wo man ihrer bedarf. — Mehre von den erwähnten Gegenständen sind von einem zu großen Gewichte, als daß sie von Menschen leicht fortbewegt werden könnten, und da ein Feuer sich außerordentlich viel schwerer überwältigen läßt, wenn es erst einigen Umfang erlangt hat, als bald nach seinem Ausbruche, so muß man andere, als menschliche Kräfte zu ihrer Bewegung bereit haben. Sie auf Kosten der Gemeinde zu unterhalten, würde aber mit einem zu großen Aufwande verbunden sein. Wenn man also nicht diejenigen Gemeindeglieder, welche Pferde oder andere zum Ziehen von Lasten bestimmte Thiere halten, verpflichten will, sie zum Gebrauche herzugeben, oder wenn man nicht auf ihre Geneigtheit rechnen darf, sie unentgeltlich zu stellen, so bleibt nichts anderes übrig, als sie durch eine angemessene Entschädigung dazu bereitwillig zu machen. Viel kann zur schnellen Herbeischaffung der Hauptlöschmittel beitragen, daß man denjenigen Belohnungen verspricht, welche bei einem entstandenen Feuer die erste Spritze, das erste Sturmfaß heranbringen. Noch wirksamer kann man natürlich diese Maßregel machen, wenn man sie weiter ausdehnt, und auch der zweiten und dritten Spritze, dem zweiten und dritten Sturmfasse eine Belohnung gewährt.

Die Feuergeräthe, von denen wir hier gesprochen haben, können eine sehr verschiedene Beschaffenheit haben, aber die Erfahrung hat nach und nach diejenigen auffinden lassen, die dem Zwecke am meisten entsprechen, und wenn man hin und wieder sich noch mit unvollkommenern Feuergeräthen begnügt, so ist dies zum Theil aus der Anhänglichkeit des Menschen an dem Alten und Gewohnten zu erklären, zum Theil aber auch aus der Beschränktheit der den Gemeinden zu Gebote stehenden Mittel.

Sollen nun die Einzelnen und die Gemeinden im Ganzen für das Vorhandensein aller der zur Bewältigung eines Feuers und zur Erreichung der damit verbundenen Nebenzwecke erfoderlichen Mittel sorgen, so verlangt eine gerechte und dem Gegenstande angemessene Vertheilung, daß man von den ersteren nur die Bereithaltung derjenigen erwartet, welche keine großen Kosten verursachen und doch in ihrer Zusammenwirkung von bedeutendem Nutzen sind, wie Feuereimer, Handspritzen, mäßige Leitern. Es liegt in dem Interesse der Hauseigenthümer selbst, den Besitz solcher Geräthe nicht zu vernachlässigen. Damit aber diejenigen, welche die Gemeinde anzuschaffen und zu verwahren hat, immer in brauchbarem Stande erhalten werden und einen möglichst raschen Gebrauch zulassen, muß man sie von Zeit zu Zeit, besonders nach einem Feuer, genau untersuchen und die nöthigen Ausbesserungen rasch vornehmen, sie aber so im Orte vertheilen und unterbringen, daß man überall der Feuersgefahr mit ihnen nahe ist und ihre Beschädigung nicht zu befürchten braucht. Den Schlüssel zu dem Orte, wo man sie verwahrt, wird man zweckmäßig in drei Exemplare vertheilen, und zwar so, daß eins im Besitze der Polizei ist und die beiden anderen zwei jenem Orte nahe wohnenden, zuverlässigen Bürgern anvertraut werden.

Wenn aber auch alle die Mittel, von denen wir bisher gesprochen haben, vorhanden sind, wird man seinen Zweck nur sehr mangelhaft erreichen, wenn nicht die zu verwendenden menschlichen Kräfte genügen, oder wenn es an einer Organisation derselben fehlt, welche sie auf eine angemessene Weise zu verwenden gestattet. Die bloße Bereitwilligkeit der Menschen, zu helfen, kann, wenn es nicht möglich ist, sie verständig zu leiten, oft mehr schaden, als nützen. Inzwischen muß man in Bezug auf diesen Punkt die gegebenen örtlichen Verhältnisse sorgfältig berücksichtigen. Was in großen Städten vollkommen ausführbar ist, ist es in mittleren nur unvollkommen, und in kleinen, sowie auf dem Lande, gar nicht. Die beiden Ex-

treme, die es hier geben kann, sind die Errichtung einer eigenen Mannschaft, welche unter Aufsicht der Polizei alle Dienste bei dem Feuer übernehmen muß und dafür besoldet wird, und das Überlassen aller dieser Dienste an diejenigen, welche sich freiwillig zu ihrer Übernahme einfinden. Die erste Einrichtung verursacht natürlich sehr große Kosten, ist deshalb nur in sehr großen und reichen Städten anwendbar, und wird sich doch als unzureichend erweisen, wenn das Feuer eine sehr große Ausdehnung gewinnt, weil man die Feuermannschaft füglich nur auf die gewöhnlich vorkommende Feuersgefahr berechnen kann. In außerordentlichen Fällen erscheint daher die Gemeinde bei dieser Einrichtung ganz hilflos, weil sie sich daran gewöhnt hat, alle Hilfe von der besoldeten Mannschaft zu erwarten. Die andere Art zu verfahren, ist dagegen überall mangelhaft, wo nicht die Bevölkerung so klein ist, daß man auf die Hilfe eines jeden Einzelnen rechnen muß und die Polizeibehörde die zu leitenden Kräfte leicht übersehen kann. Unter solchen Umständen würde eine förmliche Organisation dieser Kräfte auch gar nicht aufrecht zu erhalten sein, weil die Verhältnisse, unter welchen sich eine Feuersbrunst zeigt, so verschieden zu sein pflegen, daß die dabei thätigen Personen die verschiedensten Dienste müssen übernehmen können, wenn nicht für jeden besonderen Dienst ein Überfluß an Personen vorhanden ist. Das Verfahren, welches die allgemeinste Anwendung finden kann, ist offenbar dieses: Man verpflichte die Bürger eines Orts zu gewissen Dienstleistungen bei dem Feuer und nehme dabei besondere Rücksicht auf die Gewerke, denen sie angehören. Vornehmlich wird man dabei dafür Sorge tragen müssen, daß es nicht an Personen fehlt, welche die Arbeiten in den brennenden Gebäuden übernehmen, wie das Einschlagen der Wände und des Zimmerwerks, oder sich mit der Rettung der Personen und Sachen befassen, oder die Spritzen bedienen, oder die Feuerleitern herbeischaffen. Für die untergeordneten Dienste, wohin vornehmlich das Herbeischaffen des Wassers gehört, wird es nicht an Freiwilligen fehlen; auch werden sich unter diesen immer solche finden, welche gern andere bei ihren Diensten ablösen. Die organisirten Kräfte, wie hieraus erhellt, werden immer nur als die Grundlage oder als der Kern angesehen werden können, womit die übrigen Kräfte in Verbindung gesetzt werden. Nur von den brennenden Gebäuden muß man alle Personen entfernt halten, welche nicht dafür bekannt sind, daß man ihnen die darin zu übernehmenden Dienste anvertrauen darf. Dies ist aber auch, abgesehen theils von der Gefahr, welche die Dienstleistenden selbst laufen, wenn sie sich zu Verrichtungen drängen, denen sie nicht gewachsen sind, und theils von der Unordnung, welche ihr Zudrängen leicht in dem brennenden Gebäude verursacht, darum nöthig, daß nicht Böswillige die Gelegenheit einer Feuersbrunst benutzen, um zu stehlen. — Damit aber die Ordnung bei der Leistung der verschiedenen Dienste möglichst erhalten und die Gefahr der Beschädigung Einzelner verhindert werde, ist es nothwendig, daß die Leitung aller Anstalten von einer Person und zwar von derjenigen ausgehe, welche an der Spitze der Polizei steht, oder, im Verhinderungsfalle, an ihre Stelle tritt. Weil es jedoch bei dem zu erreichenden Zwecke von der größten Wichtigkeit sein kann, den Rath eines Bauverständigen zu hören, so wird immer diejenige Person, welche in einer Gemeinde die Bauangelegenheiten zu besorgen hat, dem leitenden Polizeibeamten zur Seite sein müssen. Befindet sich in einem Orte Militair, so kann man sich desselben, wenn es nöthig sein sollte, zur Aufrechthaltung der Ordnung bedienen.

Da nun aber, wie auch immer die Hilfleistung bei einem Feuer eingerichtet sein mag, die hilfleistenden Personen zerstreut wohnen, da die Feuer häufig in der Nacht ausbrechen, und auch, wenn dies am Tage geschieht, eine Orientirung über dasselbe nach dem Rauche oder der Flamme, welche sichtbar wird, schwierig ist, und es als höchst wichtig betrachtet werden muß, die Gefahr in ihrem Entstehen zu beseitigen, so muß auf Mittel gedacht werden, den Bewohnern eines Orts 1) den Ausbruch eines Feuers bekannt zu machen, und 2) ihnen den Ort näher zu bezeichnen, wo sie dasselbe zu suchen haben. Auf dem Lande wird man es in der Nacht den gewöhnlichen Nachtwächtern überlassen müssen, Feuerlärm zu machen. Am Tage, wo ein ausbrechendes Feuer sehr leicht bemerkt werden wird, werden die Nachbarn einander hinreichend allarmiren. In Städten ist es dagegen zweckmäßig, sowol bei Tage, als bei Nacht, den Einwohnern ein Feuer durch bestimmte Zeichen (Feuersignale) bekannt zu machen, und dadurch für die schnelle Verbreitung der Kunde davon zu sorgen, daß man, je nach der Größe des Orts, auf einem oder auf mehren Thürmen Wächter anstellt, die auf jede Erscheinung, welche eine entstehende Feuersbrunst vermuthen läßt, Acht haben müssen, und gehalten sind, Feuerlärm zu machen, sobald sie sich von der Wahrheit ihrer Vermuthung glauben überzeugt zu haben. Um sie jedoch möglichst vor einem Irrthume zu bewahren, ist es nothwendig, ihnen solche Unternehmungen Einzelner, welche leicht den Schein einer Feuersbrunst annehmen können, wie das Ausbrennen von Schornsteinen u. s. w., rechtzeitig anzuzeigen. Indessen dürfen sich die Thurmwächter (Thürmer) nicht darauf beschränken, Feuerlärm zu machen, sie müssen zugleich durch ein Zeichen angeben, in welchem Bezirke des von ihnen zu bewachenden Stadttheils oder der ganzen Stadt das Feuer ausgebrochen ist, und dies Zeichen muß von den übrigen Thurmwächtern, wenn mehre vorhanden sind, wiederholt werden. Reicht dies nicht aus, so können sich dieselben auch noch der Sprachröhre bedienen, um die Localität des Feuers bestimmter anzugeben. Damit sie aber im Stande sind, ihre Pflicht mit möglichster Sicherheit zu erfüllen, ist es zweckmäßig, auf den Thürmen Grundrisse des Orts mit darauf befestigten, beweglichen Fernröhren, anzubringen, sodaß aus der Richtung von diesen nach dem Feuer genau die Linie auf dem Grundrisse gefunden werden kann, in welcher das Feuer zu suchen ist. Damit ist aber sehr viel gewonnen, nämlich Zeit, indem die Bewohner eines Orts so lange in Ungewißheit umherlaufen, als sie noch mit der Gegend unbekannt sind, wo das Feuer gesucht werden muß. Weil es aber, theils zur Beruhigung der

Bewohner eines Orts, theils wegen der wechselsweisen Hilfleistung benachbarter Örter von Wichtigkeit ist, zu wissen, ob das Feuer noch innerhalb eines Ortes ausgebrochen ist, oder nicht, und wo man es im letzteren Falle zu suchen hat, ist es zweckmäßig, die zur Leitung der Thürmer dienenden Grundrisse über einen Theil der Umgegend auszudehnen, und von den Thürmern zu fodern, ihre Aufmerksamkeit auch auf diesen zu erstrecken, und die darin ausgebrochenen Feuer mit Angabe der Richtung, in welcher sie von ihnen gesehen werden, zur Kenntniß zu bringen. In größeren Städten, die in viele Bezirke eingetheilt zu sein pflegen, dürfte es gut sein, an den Straßenecken nicht blos die Namen der Straßen, sondern auch den Bezirk, worin diese liegen, anzugeben, damit die Bürger sich leicht Belehrung holen können, wenn sie wegen des Bezirks im Zweifel sind, welchen der Thürmer signalisirt, und auch Gelegenheit erhalten, sich bei ihrem Verkehre in verschiedenen Stadttheilen die einzelnen Bezirke einzuprägen. — Der eigentliche Feuerlärm, der durch ein besonderes Läuten (Stürmen) mit den Thurmglocken, durch die Töne des sogenannten Feuerkalbes von den Thürmen herab gemacht werden kann, wird in der Nacht noch durch die Instrumente, deren sich die Nachtwächter bedienen (Hörner, Knarren), und durch die Trommeln des Militairs, wenn der Ort eine Garnison hat, vermehrt werden können. Am Tage wird das Stürmen mit den Glocken genügen. Die Signale zur Angabe der Localität des Feuers werden sich bei Nacht durch das Anschlagen der Glocken und durch das Aushängen von Laternen auf den Thürmen, am Tage blos durch das erstere geben lassen. — Die in der Nachbarschaft eines Feuers Wohnenden werden noch besonders in Kenntniß von der Gefahr zu setzen sein, um theils die Mittel, über welche sie zu verfügen haben, hauptsächlich aber Gefäße mit Wasser, zur Hilfe bereit zu halten, theils Vorbereitungen zum Schutze oder zur Rettung ihres Eigenthums zu treffen.

Ist ein Feuer so gelöscht, daß es für den Augenblick keine Gefahr mehr droht, so darf doch die Brandstätte nicht ohne Beaufsichtigung gelassen werden, weil gewöhnlich noch soviel glimmende Asche und Brennstoff vorhanden ist, daß ein neuer Ausbruch des Feuers leicht veranlaßt werden kann. Auch muß ein Theil des Löschapparats bereit gehalten werden, um augenblicklich wieder in Anwendung gebracht werden zu können.

Damit nun aber die Mitglieder einer Gemeinde wissen, was ihnen in Rücksicht einer Feuersgefahr obliegt, mag es sich nun von der Vorbeugung derselben, oder von der Löschung des Feuers und der damit verbundenen wünschenswerthen Rettung von Personen und Sachen handeln, so ist eine Zusammenstellung von Vorschriften nöthig, die sich auf die hier angegebenen Zwecke beziehen, oder die Abfassung einer Feuerordnung, und die Vertheilung eines Exemplars derselben an jeden Hauseigenthümer. Sie muß aber möglichst kurz und bestimmt abgefaßt sein, damit sie sich dem Gedächtniß leicht einprägt, und von Zeit zu Zeit einer Revision unterworfen werden, um den gemachten Erfahrungen gemäß verbessert werden zu können.

Die Feuerpolizei ist ein zu wichtiger Gegenstand, als daß sie nicht eine Menge Bearbeitungen hätte hervorrufen sollen. Allein dennoch fehlt ein Werk, welches sie in ihrer ganzen Ausdehnung und in ihren einzelnen Theilen mit Rücksicht auf die in verschiedenen Ländern gemachten Erfahrungen und Fortschritte darstellte. Noch immer ist eine der wichtigsten, sie behandelnden Schriften, das vollständige System der Polizeiwissenschaft von Krügelstein, 3 Bde. (Leipzig 1798.); aber es ist weitschweifig, hin und wieder verworren, und zu alt, um die Ausbildung der Feuerpolizei in der neuesten Zeit enthalten zu können. Die Schrift von Steinbeck — Feuersnoth und Hilfsbüchlein u. s. w. — ist nach dem Krügelstein'schen Systeme bearbeitet. (Leipzig 1802.) Daran schließen sich: Emerat, Feuerbuch für alle Stadt- und Landgemeinden, aus dem Französischen von Petri. (Ilmenau 1829.) Teichmann, Feuersnoth und Hilfsbuch. (Leipzig 1831.) Bigot, Feuerschutz. (Berlin 1836.) Außer diesen gibt es noch eine Menge von Schriften, welche einzelne Zweige der Feuerpolizei, oder einzelne ihrer Aufgaben und Mittel behandeln. (*Eiselen.*)

FEUERPROBE und FEGEFEUER. Wie die älteste Welt darauf gekommen sei, Verbrecher dadurch für entsündigt, Verdächtige dadurch für gerechtfertigt zu halten, daß dieselben das Wagestück unternahmen, zwischen zwei brennenden Holzstößen durchzurennen; wie sich daran der sonderbare Wahn von allgemeiner Erbsünde geschlossen habe, von welcher die Kinder auf dieselbe grausame Weise gereinigt werden müßten; wie dann die räthselhafte Gewohnheit daraus entstanden sei, Schuldlosigkeit dadurch zu bewähren, daß man mit bloßen Füßen über glühendes Holz ging, oder in der bloßen Hand ein glühendes Eisen trug: in diese Dunkelheiten einen Lichtstrahl fallen zu lassen, hat noch kein Geschichtforscher versucht. Daher hier blos die Zusammenstellung der vorzüglichsten Beispiele. Das älteste bieten uns die hebräischen Urkunden dar. In einer Stelle befindet sich ein strenges Verbot, die Kinder durch Feuer gehen zu lassen[1]); in andern werden die Könige Ahas und Manasse zu Jerusalem erwähnt, die, vom Aberglauben fortgerissen, das Gebot übertreten haben[2]). Wenn in noch andern[3]) untersagt wird, die Kinder für den Moloch zu brennen, so ist damit nicht verbrennen oder opfern gemeint, welche Grausamkeit freilich zum Dienste anderer Götter geschah, sondern es wird blos die bewußte entsetzliche Sitte verboten. Dieses erhellt theils aus einer Stelle[4]), wo ausdrücklich gesagt ist: „Die Kinder dem Moloch durch Feuer gehen lassen;" theils aus der Nachricht des gelehrten Juden Maimonides[5]), der im 13. Jahrh. lebte: „Die Verehrung des Moloch bestand darin, daß die Väter ihre Kinder durch Feuer führten, und zwar mit bloßen Füßen." Mit jenen Nachrichten der hebräischen Bücher zusammengestellt, wird die Erzählung des Dionysius von Halikarnassus[6]) verständlich: Romulus

---

1) Deuter. XVIII, 10. 2) II Regg. XVI, 3. XXI, 6. 3) Levit. XVIII, 21. XX, 2. Deuter. XII, 31. 4) II Regg. XXIII, 10. 5) De idololatria c. 6. ed. *Voss.* p. 40. 6) Antiqq. Rom. I, 88.

ließ Feuerhaufen errichten und das Volk durch die Flammen laufen, zum Behufe der Reinigung von Verschuldungen. In der Antigone des Sophokles [7]) erklären verdächtige Wächter, daß sie entschlossen gewesen, ihre Unschuld zu bewähren, mit den Worten: „Wir waren auch bereit, glühendes Eisen aufzuheben mit den Händen und durch Feuer zu gehen."

Jene Entsündigung kam unter allen italischen und griechischen Völkerschaften in gebildetern Zeiten in Abgang; merkwürdig ist aber an einigen Orten eine Stellvertretung, sodaß gewisse Personen, zur Beruhigung des Gewissens der Einzelnen, die mißliche Versöhnung für die Gesammtheit der Mitbürger übernommen haben. In Castabala, einem Flecken in Kappadocien, verstanden sich dazu die Priesterinnen des Tempels der Diana; sie gingen jährlich ein Mal öffentlich mit nackten Füßen unversehrt über glühende Kohlen [8]). Einige in der Feldmark der Falisker unweit Rom wohnhafte Familien, die Hirpischen genannt, gingen jährlich am Berge Sorakte, in einem Gebüsche bei dem Flecken Feronia, in Gegenwart vieler Zuschauer, zu Ehren Apollo's, mit nackten Füßen unversehrt über Schichten glühender Holzkohlen. Dafür waren sie von Kriegsdiensten und allen bürgerlichen Leistungen befreit [9]).

Oberanführer der Kreuzfahrer zu sein und dadurch König von Jerusalem zu werden, das reizte den Weltsinn des Grafen Raimund von Toulouse, selbst zu einer Zeit noch, als der Muth der Frommen oder eigennützigen Unbesonnenen schon auf das Tiefste durch schreckliche Erfahrungen gebeugt war. Die Lanze, womit, nach der gemeinen Sage, der römische Kriegsmann Longinus die Seite des gekreuzigten Heilandes durchbohrt hatte, schien dem herrschbegierigen Süd-Franzosen ein unfehlbares Mittel zu sein, sich der öffentlichen Meinung zu bemeistern. Peter Barthelemy, ein Priester aus seinem Gefolge, ward von Eigensucht getrieben, das Gaukelspiel auszuführen. In jener Zeit der höchsten Noth, als die wenigen Kreuzfahrer, die noch kein Opfer der Verblendung geworden waren, in Antiochia eingeschlossen, von den Seldschuken geängstigt wurden, trat er mit der Erklärung hervor: der heilige Andreas habe ihm die Stelle angezeigt, wo jene heilige Lanze vergraben sei, und den Grafen Raimund zum Träger derselben, zum Anführer in Schlachten gegen die Feinde des Christenthums, ernannt. Dann wußte der Priester zu machen, daß nach manchem vergeblichen Suchen eine Lanze gefunden wurde. Sie behauptete einige Zeit eine erzwungene Herrschaft über den Glauben; aber als Zweifel an der Echtheit der Lanze durch bittere Reden und Hohn laut wurden, mußte sich der Urheber des Wunders zu der Feuerprobe verstehen, um die Eingebung des heiligen Andreas zu beurkunden. Am Charfreitage 1099 wurden zwei Reihen Holzstöße in Brand gesteckt. In Gegenwart des gespannten Kreuzheeres, barfuß, im bloßen Hemde, mit der verhängnißvollen Lanze in der Hand, rannte der verzweifelte Priester durch die Flammenstraße, 14 Fuß lang, nur einen Fuß breit. Er kam heraus; aber die ganze untere Hälfte des Körpers war so verbrannt, daß er nach einigen Tagen starb [10]).

Häufiger, als diese Art der sogenannten Gottesurtheile oder Gottesgerichte, war im germanischen Mittelalter die Feuerprobe, ebenfalls darin bestehend, daß der Angeschuldigte mit bloßen Händen ein glühendes Eisen tragen, oder mit bloßen Füßen über solches gehen, oder einen glühenden eisernen Handschuh anziehen [11]) mußte. In den Gesetzen und andern Urkunden fast aller germanischen Völker geschieht ihrer Erwähnung, als: bei den Schweden [12]), Dänen [13]), Norwegern [14]), Angeln und Warnen [15]), Angelsachsen [16]), Westgothen, Ripuariern, Sachsen, Oberteutschen; auch bei den Wenden [17]) sind sie üblich gewesen, und selbst im griechischen Reiche [18]). Gleich allen Arten der so vorgestellten Gottesgerichte ward auch die hier abgehandelte, immer unter Leitung der Geistlichen, und gewöhnlich in den Stiftskirchen veranstaltet, wo auch das furchtbare Eisen aufbewahrt und am Tage des schauderhaften Spiels von Priestern unter verschiedenen Gebeten und vorschriftmäßigen Gebräuchen geglüht wurde. Von den dabei ausgestoßenen Beschwörungen und frommen Anrufungen sind noch manche vorhanden [19]); in mehren kommen die Worte vor: „Du hast die drei Jünglinge im feurigen Ofen unverletzt erhalten, barmherziger Vater, rette auch jetzt den Unschuldigen, wenn er es ist." Während das Eisen geglüht wurde, hielt der Priester, der die Handlung leitete, eine Messe, nahm also das Abendmahl [20]). War beschlossen, die Probe an den Füßen anzustellen, so wurden dazu gesetzmäßig neun oder zwölf Pflugschaare geglüht [21]); war die Hand bestimmt, so mußte das glühende Eisen neun Fuß weit getragen werden [22]). Im ostfriesischen Landrechte wird festgesetzt, der Beschuldigte soll dasselbe vom Taufsteine bis zum Hochaltar tragen. Sogleich nach überstandenem Gottesurtheile wurden die Füße oder die Hand auf der Stelle verbunden und versiegelt [23]), um vorwitzige Zweifler abzuweisen. Nach drei Tagen ward der Verband geöffnet: beschädigt, schuldig; — unbeschädigt, unschuldig.

Unter den vielen Beispielen verdient folgendes wegen der Angabe mancher einzelnen Umstände eine Erwähnung. Zwischen dem Könige Rudolf von Burgund diesseit des Jura und dem Bischofe von Lausanne war eine Waldung streitig. Ein bischöflicher Forst-Dienstmann, Arulf,

7) v. 263. 264. 8) *Strabo* XII. p. 811. Alm. 9) *Plin.* H. N. VII, 2. *Strabo* V. p. 346. *Virg.* Aen. XI, 787. 788.

10) *Raimund*, De Agil. p. 150 sq. 167. 168. *Guibert.* abb. V, 19. VI, 22. *Albert. Aquens.* V, 32. 11) *Saxo Gramm.* l. X. p. 171. *Albert. Stad.* ad a. 971. 12) *Andreae Sunonis (Sunonis)*, archiepisc. Lundens., leges Scaniae l. VII. c. 15. 13) *Saxo Gramm.* X. p. 189. *Adam. Bremens.* II, 26. 14) *Torfaeus* III. p. 482. IV, 142. *Saxo Gramm.* XII. p. 245. 15) *Leibnitz.* Scriptt. Bruns. 16) *Canciani* LL. barbb. IV, 243. 258. 261—263. 278. 290. 297. 335. 17) *Helmold.* Chron. Slav. l. I c. 83. 18) *Pachymeres* I, 12. 19) *Baluz.* II. p. 653. 658. 661. *Goldast.* Rer. Alam. T. II. P. II. p. 139. *Aventin.* Annal. Boic. IV. c. 14. n. 30. *Pez*, Anecd. T. II. p. 695. *Canciani* II, 453 seqq. 20) *Baluz.* II, 657. 21) Karl's des Großen Verordnung vom J. 803, bei *Baluz.* I. p. 389. n. V. LL. Anglor. et Warin. Tit. XIV. LL. Scaniae l. c. 22) Bei *Baluz.* II. p. 658. LL. Scaniae l. c. 23) *Baluz.* II. p. 658. LL. Scania l. c. *Canciani* IV. p. 243.

mußte sich im J. 908 dazu verstehen, das Recht seines Herrn durch die Feuerprobe zu bewähren; er mußte glühendes Eisen tragen. Wie gewöhnlich, ward die Hand verbunden, versiegelt und nach drei Tagen, in Gegenwart des beauftragten königlichen Jagdbeamten Emike, wieder entsiegelt; sie ward unversehrt befunden [24]). Daß herrschaftliche Dienstmannen für ihren verdächtigen Herrn das Wagestück übernehmen mußten, kommt nicht selten vor. Als unter Anderem der königliche Dienstmann Remigius bei Ludwig, dem ersten Könige von Teutschland oder Ostfranken, verleumdet worden war, bestand einer von seinen Leuten für ihn 858 die Probe des glühenden Eisens [25]). Ludwig, einer von den Söhnen dieses Königs, ließ zehn seiner Dienstmannen 876 dasselbe thun, um seine Ansprüche in der Theilung mit seinen Brüdern zu bewähren [26]). Selbst Kaiserinnen, wenn sie zu sorglos waren in Ansehung ihres Rufs der ehelichen Treue, konnten der Feuerprobe nicht entgehen. So mußte Richarde, Gemahlin Karl's des Dicken, 887 in einem gewichsten Hemde durch Feuer gehen, um sich von dem Verdachte eines nicht eben geistlichen Umganges mit dem Bischofe Luitward von Vercelli zu reinigen [27]). Unberufene Beobachter wollten gesehen haben, daß aus dem Schlafgemache Kunigunden's, der Gemahlin des teutschen K. Heinrich II., einige Male des Morgens ein wohlgebildeter Kriegsmann gekommen sei; sie mußte mit bloßen Füßen über zwölf glühende Pflugschaare gehen, deren jede von der andern um einen Schritt entfernt lag [28]).

So alt ist diese Sitte und zugleich so allgemein verbreitet, daß noch jetzt bei den Bewohnern von Indien, sowol diesseit [29]), als jenseit [30]) des Ganges, zu den Beweismitteln der Unschuld gehört, glühendes Eisen zu tragen, oder mit bloßen Füßen über Feuer zu gehen. Welcher Mittel bediente man sich aber in älterer und neuerer Zeit, um die von abergläubischen rohen Vorfahren stammende Herrschaft einer grausamen Sitte unschädlich zu machen? Wol zuvörderst des Alauns. Zwei Nachrichten führen wenigstens auf die Vermuthung. Archelaus, Feldherr des Mithridates, hatte sich des Piräus bei Athen bemächtigt, und vertheidigte den festen Platz gegen Sulla. An einen hölzernen Thurm, den er zur Vertheidigung errichtet, legten die Römer ein starkes Feuer; aber er brannte nicht, denn Archelaus hatte ihn mit Alaun bestreichen lassen [31]). Mit demselben Stoffe hatten die Römer einige Belagerungswerkzeuge bestrichen, die sie, unter Constantius, um die Mitte des 4. Jahrh. bei der Belagerung der mesopotamischen Stadt Bezabde anwandten, weshalb die Perser vergebens trachteten, sie in Brand zu stecken [32]). Varro hat das Mittel beschrieben, das die oben angeführten hirpischen Familien bei Rom an den Fußsohlen angewandt haben, ehe sie über das brennende Holz gegangen sind; es wird aber von Servius [33]), bei dem diese Nachricht vorkommt, nicht angegeben, und Varro's Schrift ist verloren gegangen. Doch ist dieser Verlust nicht so empfindlich, da schon drittehalb Jahrhunderte vor diesem römischen Vielwisser ein gelehrter griechischer Naturkundiger, Theophrast [34]), solche Mittel beschrieben hat, mit der Bemerkung, daß ihrer sich diejenigen bedienen, die durch Feuer gehen; klebrige Stoffe, als: Eiweiß, Vogelleim; erst werde die Haut mit Essig gewaschen, damit sie besser annehme, dann mit jenen Stoffen eingerieben; auch werde die Haut weniger angegriffen, wenn man das Eisen mit der Hand recht derb anfasse, die Kohlen mit den Füßen recht drücke. Noch ausführlicher beschreibt Albertus Magnus [35]) im 13. Jahrh. die Salbe, durch welche die Haut geschützt werde; ein Mann, der als ehemaliger Bischof die Mittel kennen mußte, welche die Geistlichen in den Gottesgerichten gebrauchten, und der die Schriften der arabischen Naturforscher genauer, als irgend ein Gelehrter seines Zeitalters, wiewol nur in Übersetzungen, kannte, freilich auch dieses Zeitalter, diese Lehrer nicht verleugnete, und von mancher abergläubischen Meinung befangen war. Er gibt folgende Mischung an: „Eiweiß, Schleim aus Malven oder Eibisch (althea officinalis), und aus Samen des Flöhkrauts; dazu Kalk und Rettigsaft.“ Mit solchen Mitteln versehen, konnten die Geistlichen den vorbereiten, den sie unschuldig wußten, oder wenigstens, den sie retten wollten; da er sich einige Tage vorher, unter dem Vorwande geistlicher Vorbereitungen, bei ihnen aufhalten mußte. Doch findet sich in den Gesetzen von Schonen ein Verbot, die Wirkungen des glühenden Eisens betrügerischer Weise durch Einreibungen zu vereiteln. Auf ähnliche Verbote mag sich eine Nachricht des Pachymeres aus dem 13. Jahrh. beziehen: die Hand sei auch drei Tage vorher verbunden und versiegelt worden, um Einreibungen zu verhindern.

Daher war es eben kein überraschender Aufschluß, als vor verschiedenen Jahren, da der bekannte Roger der Unverbrennliche durch seine feurigen Wunder die berliner Welt in Erstaunen setzte, der Scheidekünstler Bernhard Hey aus Brieg die Täuschung zeigte, auch eine Mischung angab, womit man sich bestreichen müsse: vier Theile gepulverten Alaun, einen Theil Vitriolspiritus, bestehend aus einem Theile concentrirter Schwefelsäure, und acht Theilen Wasser; beides zu einer Salbe zusammengerührt. (*Hüllmann.*)

Feuerspritze, s. Spritze.

FEUERSTEINSKLIPPEN, auch Arendklinzerklippen. Am untern Ende des gräflich stolberg-wernigerodischen Dorfes Schierke, dem höchsten bewohnten Orte im Harzgebirge, liegen zwei Felsen von 120 — 140 Fuß Höhe, welche diese Namen führen. Durch ihre groteske Form zeichnen sie sich ganz besonders aus. In ei-

24) Urkunde des Königs Rudolf vom J. 908, bei *Zapf*, Monumenta anecd. Tom. I. p. 38. 25) Annal. fuld. a. 858. 26) Annal. Bertin. a. 876. *Aimon.* l. V. c. 34. 27) Königshofen, Elsasser Chronik. S. 105. Anonym. ap. *Urstis.* II, 81. 28) Narratio ap. *Pistor.* T. I. p. 724. Vita Henrici II. ap. *Canis.* VI, 387. 29) Dissertations and miscellaneous pieces, relating to the history and antiquities etc. of Asia. Vol. II. n. 5. 30) Schuten, Beschreibung des Königreichs Siam. S. 203. 31) *Gellius* XV, 1. 32) *Ammian. Marcell.* l. XX. c. XI.

33) ad *Virg.* Aen. l. c. 34) De igne, in opp. ed. *Heins.* p. 433. 434. 35) De mirabilibus mundi, in opusculo: de secretis mulierum, item de virtutibus herbarum, lapidum et animalium. (Amstelodami 1655.) in XII. p. 215. 216.

niger Entfernung erscheinen sie wie Reste eines zerfallenen Riesenpalastes. Man kann sie ersteigen und sieht von ihrer Höhe — welche, nach Villefosse, 2680 Fuß über den Spiegel der Ostsee beträgt — über den östlichen und nördlichen Theil des ganzen Unterharzes hinweg tief in das Land hinein bis Magdeburg. Sie enthalten reine, regelmäßige Quarzkrystalle, rothen, weißen und gelblichen Feldspath und langstrahlige, schwarze Schörlkrystalle, nebst Epidot. (*Gottschalck.*)

Feuerstrauch, s. Crataegus (Mespilus) Pyracantha.

FEUERVERSICHERUNG, **Feuerassecuranz**, **Feuerassecuration** (Brandcassen), ist die Verpflichtung, welcher sich Jemand gegen einen Andern, auf Grund einer von diesem zu übernehmenden Gegenleistung, unterzieht, ihm den Feuerschaden, welchen er an einem bestimmten Gegenstande und in einer bestimmte Zeit erlitten hat, nach einem, unter beiden Theilen angenommenen, Maßstabe zu ersetzen. Der Eine heißt der Versicherer (Assurateur, Assecuradeur), der Andere der Versicherte (Assecurirte), die Schrift aber, worin sie sich gegen einander verbindlich machen, oder der Versicherungsvertrag, die Police, sowie die Gegenleistung, welche der Versicherte übernimmt, die Prämie. Inzwischen bekommt die Prämie eine verschiedene Bedeutung, je nachdem die Einrichtung der Anstalt, welche Versicherer und Versicherte bilden, eine verschiedene ist. Entweder nämlich können eine Menge von Personen zu einer Gesellschaft zusammentreten und zugleich Versicherer und Versicherte sein, oder sich gegenseitig den Feuerschaden versichern, welchen sie möglicherweise leiden können; oder es kann von Einem oder von Mehren in Gemeinschaft eine Anstalt errichtet werden, welche sich damit befaßt, denen, welche darum nachsuchen, ihren möglicherweise zu erleidenden Feuerschaden unter gewissen Bedingungen zu versichern. In Rücksicht der Gegenstände kann sich die Feuerversicherung in sofern unterscheiden, als sie entweder nur Gebäude, abgesehen von allem Inhalte derselben, oder außer ihnen auch noch das Mobiliarvermögen gegen Feuerschaden versichert.

Bei allen Feuerversicherungen finden sich große Schwierigkeiten, die, abgesehen von denen, welche in der Sache selbst liegen, hauptsächlich ihren Grund in der Befürchtung haben, daß die Versicherten entweder absichtlich die versicherten Gegenstände dem Feuer Preis geben, oder daß sie doch durch solche Fahrlässigkeit, welche sich wenig von der absichtlichen Anlegung von Feuer unterscheidet, jene Gegenstände der Gefahr aussetzen dürften, vom Feuer verzehrt zu werden. Denn wenn man außer der Besorgniß vor einer Brandstiftung, welche mit der Absicht verbunden ist, sich einen Ersatz des Werths der versicherten Güter von der Versicherungsanstalt zu verschaffen, auch noch die Besorgniß 1) vor einer mehrfachen Versicherung derselben Gegenstände, d. h. vor einer Versicherung dieser Gegenstände bei mehren Anstalten, 2) vor einer Versicherung von Gegenständen, die der Versicherer später bei Seite schafft oder veräußert, oder die er gar nicht besitzt, und 3) vor der Angabe eines zu hohen Werthes der versicherten Güter hegt; so hat doch diese Besorgniß nur in sofern Bedeutung, als die erste nicht ohne Grund ist. Wären auch alle Güter bei einer Anstalt zu hoch versichert, oder würden Güter versichert, welche gar nicht existirten, würde aber in beiden Fällen eine dem versicherten Werthe entsprechende Prämie bezahlt, fände ferner auch eine mehrfache Versicherung derselben Güter statt, und es wäre von den Versicherten weder eine Brandstiftung, noch eine dieser nahe kommende grobe Fahrlässigkeit zu erwarten, so würde die Anstalt keinen Schaden leiden, ja vielmehr einen Vortheil von den zu hoch versicherten, oder gar nicht vorhandenen und dennoch versicherten Gütern haben, weil sie ein größeres Einkommen an Prämien beziehen würde, während die Wahrscheinlichkeit der Feuerschäden nicht größer wäre, als in dem Falle, wo alle Versicherer die Angaben über die zu versichernden Güter und deren Werth ganz der Wahrheit gemäß gemacht hätten. Wenn man also die hier auf drei Punkte gerichtete Besorgniß zu beseitigen sucht, so kann es nur geschehen, in sofern man sie mit der zuerst angeführten im Zusammenhange denkt. Dies muß aber allerdings geschehen; denn setzt man einmal den Fall voraus, daß Menschen sich durch Eigennutz oder auch wol durch Noth zu den größten Verbrechen anderer Art verleiten lassen, so ist kein Grund vorhanden, eine durch dieselben Triebfedern veranlaßte Brandstiftung zu bezweifeln; auch fehlt es nicht an Beispielen von Versicherern, die dadurch einen Gewinn zu machen hofften, daß sie ihr versichertes Eigenthum selbst anzündeten; und noch häufiger kommen die Fälle vor, wo man mit großer Wahrscheinlichkeit eine solche Brandstiftung annehmen darf. Weil das nun feststeht, so muß man auch alle Gelegenheiten entfernen, welche dem böswilligen Brandstifter einen Gewinn versprechen, d. h. man muß die Ursachen der zuletzt angegebenen, dreifach motivirten Besorgniß beseitigen. Was zuerst das Versichernlassen desselben Gegenstandes bei mehren Anstalten betrifft, so kann sich nicht nur jede Anstalt dadurch dagegen zu schützen suchen, daß sie unter die Bedingungen, welche sie für die Versicherten aufstellt, auch die mit aufnimmt, daß ihre Verbindlichkeiten gegen dieselben wegfallen sollen, wenn von ihnen bekannt wird, daß sie, außer bei ihr, auch noch bei einer anderen Anstalt denselben Gegenstand haben versichern lassen, sondern es kann auch von Seiten der Landesregierungen gesetzlich verboten werden, mehren Versicherungsanstalten für denselben Gegenstand beizutreten. Beide Mittel vereinigt werden gewiß ihren Zweck erreichen; denn wenn Jemand einen Verlust durch Feuer erlitten, so wird es den Agenten der Versicherungsanstalten, wenn sie ihre Pflicht nicht vernachlässigen, kaum verborgen bleiben können, ob er aus einer oder aus mehren Brandcassen eine Entschädigung beansprucht oder erhalten hat, und zugleich werden leicht Umstände eintreten, welche entweder eine Justizbehörde oder die Polizei auf die Entdeckung einer gesetzwidrigen mehrfachen Versicherung desselben Objectes führen. Eine Mittheilung unter den Agenten der verschiedenen Versicherungsanstalten für dieselbe Gegend, in Bezug auf die an sie nach einer Feuersbrunst erhobenen Ansprüche würde in ihrem Interesse liegen und müßte jedes Mal die widerrechtliche mehrfache Versicherung an

den Tag bringen, und das einfachste dagegen anzuwendende Mittel sein. Schwieriger ist es, zu verhindern, daß Jemand einen Gegenstand dauernd versichern läßt, den er nicht besitzt, sobald die Versicherung sich auch auf das Mobiliarvermögen erstreckt. In den meisten Fällen ist überhaupt eine Angabe des Mobiliarvermögens für eine längere Zeit gar nicht möglich. Bei dem Handels- und Gewerbsmanne unterliegt das Mobiliarvermögen, welches seinen Geschäftsbetrieb bedingt, steten Wechseln. Der Getreidehändler z. B. kann den Getreidevorrath, den er heute auf ¼, auf ½ Jahr hat versichern lassen, in einigen Wochen verkaufen. Aber auch selbst die Güter, die nicht wirthschaftlichen Interessen dienen, vermindern und vermehren sich von Zeit zu Zeit aus verschiedenen Gründen. Inzwischen kann es in den Fällen, wo das Mobiliarvermögen stark in die Augen fällt und nicht veräußert oder bei Seite geschafft werden kann, ohne daß mehre oder viele Personen dabei thätig sind, nicht wol unbekannt bleiben, ob es noch in dem Besitze dessen war, der es hatte versichern lassen, als ihn ein Brandunglück traf. Dies sind aber nur einzelne Fälle und dabei sind auch sie doch nicht so beschaffen, daß mit Sicherheit in Erfahrung gebracht werden könnte, wie viel von dem Mobiliarvermögen des Versicherten noch in seinen Händen war, als das Feuer sein Eigenthum zerstörte. Wenn es nun aber bei dem Wechsel des Mobiliarvermögens den Agenten der Anstalt, welche dasselbe versicherten, nicht möglich ist, genau auszumitteln, wie viel davon bei einer Feuersbrunst verbrannte, und wenn sich zugleich eine stete Beaufsichtigung desselben durch jene Beamten als nicht ausführbar zeigt, so muß ein anderer Weg eingeschlagen werden, um die Versicherungsanstalt gegen die Gefahr zu sichern, einen Verlust decken zu müssen, der nur zum Theil oder gar nicht stattfand. Dieser Weg aber ist ein doppelter. Theils läßt sich eine Anstalt nur auf die Versicherung des Mobiliarvermögens derjenigen Personen ein, von deren Rechtschaffenheit sie glaubt überzeugt sein zu können, theils nimmt sie von der Versicherung solche Gegenstände aus, die leicht unbemerkt veräußert, oder bei Seite gebracht werden können und dabei einen bedeutenden Werth haben, wie Pretiosen, silberne und goldene Geräthe. Daß auf diese Weise viel erreicht wird, leidet wol keinen Zweifel; nur muß die Versicherungsanstalt in Hinsicht der Beibringung der Beweise von der Rechtschaffenheit derer, die ihr Mobiliarvermögen versichern lassen wollen, vorsichtig zu Werke gehen. Die gewöhnlichen polizeilichen Atteste, die sich nur auf eine negative Aussage einlassen, z. B. daß bis jetzt nichts Nachtheiliges von dem und dem bekannt geworden, genügen natürlich nicht. Die Gesetzgebung kann auch in diesem Falle den Versicherungsanstalten zu Hilfe kommen, wenn sie eine Strafe auf die betrügliche Angabe des Feuerschadens am Mobiliarvermögen von Seiten der Versicherten setzt; aber allein würde eine Strafandrohung noch wenig wirken. — Was den dritten Umstand, nämlich die zu hohe Angabe des Werthes der zu versichernden Gegenstände betrifft, so verlangt er, um abgewandt zu werden, eine Taxation jener Gegenstände durch vereidete Taxatoren. Inzwischen ist dies Mittel doch nur auf Gebäude anwendbar, und zwar nur rücksichtlich derjenigen Theile derselben, welche wirklich durch Feuer vernichtet, oder in Folge der zu seiner Dämpfung angewandten Vorkehrungen werthlos werden können. Die Fundamente der Gebäude werden daher der Taxation nicht unterworfen werden. Wollte man in Bezug auf das Mobiliarvermögen ebenfalls eine förmliche Taxation vornehmen, so würde man sich in große Weitläufigkeiten verwickeln, bedeutende Kosten veranlassen und seinen Zweck doch kaum vollständig erreichen. Man beschränkt sich daher hier füglich auf die Foderung an die Versicherer, eine Liste einzureichen, worauf die verschiedenen Gattungen ihres Mobiliarvermögens angegeben und der Werth der in jeder enthaltenen Güter im Ganzen abgeschätzt worden. Eine Aufzählung der einzelnen Gegenstände würde ganz überflüssig sein. Muß man einmal auf die Redlichkeit der Interessenten bauen, so muß das ihnen zu beweisende Vertrauen sich auch auf die von ihnen einzureichende Angabe von der Größe und dem Werthe ihres Mobiliarvermögens erstrecken. Weil aber dies Vertrauen doch kein ganz unbedingtes ist, so dient jene Angabe einigermaßen zu einer Controle der Versicherten.

Natürlich müssen die Beiträge der Versicherten die Mittel liefern, die Versicherungsanstalt zu erhalten; sie müssen also wenigstens so groß sein, daß aus ihnen 1) die Verwaltungskosten der Anstalt gedeckt, und 2) die von Zeit zu Zeit an die durch Feuer beschädigten Theilnehmer zu bewilligenden Entschädigungen gezahlt werden können. Wir sagen wenigstens; denn wenn die Anstalt ein Unternehmen ist, wovon die Unternehmer einen Gewinn erwarten, so müssen die Beiträge auch nach diesen aufbringen. Dabei kann jedoch das Verfahren, um die nöthige oder doch in Anspruch genommene Summe durch die Beiträge aufzubringen, ein verschiedenes sein. Entweder können diese so fixirt werden, daß die Theilnehmer nur gewisse Procente von dem versicherten Werthe zu entrichten haben; oder man berechnet die Beiträge immer nachträglich, nach Ablauf einer gewissen Zeit, eines halben, eines Vierteljahres, den inzwischen aufgelaufenen und zu deckenden Ausgaben gemäß; oder man läßt sich zwar bestimmte Beiträge geben, aber man erstattet nach einiger Zeit die gezahlten Überschüsse, wenn deren vorhanden sind, oder verlangt einen Nachschuß, wenn die zu leistenden Zahlungen nicht durch die gewöhnlichen Beiträge gedeckt werden konnten, und verfährt, was diesen letzten Punkt betrifft, entweder so, daß man entweder nicht über einen gewissen, vorher bestimmten Nachschuß geht, oder man richtet sich mit dem Nachschusse genau nach dem Bedürfnisse. Eine Beschränkung des Nachschusses auf ein bestimmtes Maß ist natürlich nur ausführbar, wenn man dies Maß entweder ungewöhnlich hoch annimmt, oder wenn man einen Reserve-Fonds durch die gewöhnlichen Beiträge gebildet hat, den man zu Hilfe nimmt, wenn jenes Maß überschritten werden müßte. Eine Vertheilung der ganzen Kosten der Anstalt durch die Beiträge unter die einzelnen Theilnehmer ist nur da möglich, wo jeder von diesen den Feuerschaden, welchen Einzelne von ihnen etwa erleiden sollten, zu decken verspricht, d. h. wo ein Verhältniß der

Gegenseitigkeit stattfindet, also in einer Feuerversicherungsgesellschaft. — Die Natur der Sache lehrt es, daß die Prämien in dem Maße niedriger sein werden, in welchem die Versicherungsanstalt eine größere Menge von Theilnehmern zählt. Nur wird freilich hier eine gewisse Grenze angenommen werden müssen. Denn sind die Theilnehmer über einen sehr großen Raum ausgedehnt, so werden immer auf die, welche einen Feuerschaden erlitten, viele kommen, welche davon verschont geblieben sind. Daher kann eine solche Anstalt in die größte Verlegenheit kommen, wenn sie sich auf einen Ort, sei dieser auch sehr bedeutend, beschränkt. Dies lehrt das Beispiel von Hamburg.

Was den Ersatz des durch das Feuer erlittenen Schadens betrifft, so ist es der Gerechtigkeit gemäß, diesen nicht auf den Schaden zu beschränken, welchen das Feuer unmittelbar selbst angerichtet hat, sondern auch auf denjenigen auszudehnen, welcher angerichtet wurde, um das Feuer zu löschen, oder an seiner weiteren Verbreitung zu verhindern. Häuser, welche zu diesem Zwecke eingerissen wurden, und Mobilien, welche man zerstörte, weil man sie nicht retten konnte und doch dem Feuer entziehen wollte, müssen ebenso einen Schadenersatz begründen, als ob sie vom Feuer zerstört worden wären. Allerdings kann immer darüber gestritten werden, ob die erwähnte Zerstörung auch wirklich nothwendig gewesen, aber auch der begründetste Zweifel dieser Art darf den Anspruch auf Schadloshaltung nicht beeinträchtigen, wenn die Zerstörung auf Veranlassung der Behörde geschehen, oder von ihr gebilligt worden, welcher die Leitung der Arbeiten und Vorkehrungen bei einem Feuer oblag. Damit aber der durch das Feuer Beschädigte nicht Noth leide, oder ohne Grund in einer Lage gelassen werde, die ihm noch nachträgliche Verluste zuziehen kann, muß er seinen Feuerschaden sobald wie möglich vergütet erhalten. Es ist deshalb die Ursache des Feuers rasch auszumitteln, und festzustellen, ob sie nicht in Brandstiftung oder in grober Fahrlässigkeit von Seiten des Betheiligten selbst zu suchen sei. Wäre dies der Fall, so würde er natürlich seinen Anspruch auf Entschädigung verlieren. Weil aber anzunehmen ist, daß diejenigen, die ihr Besitzthum haben versichern lassen, in der Voraussetzung einer angemessenen Entschädigung weit weniger bemüht sein werden, zur Rettung desselben beizutragen, oder weil zu erwarten ist, daß Manche von ihnen die Gegenstände nicht genau angeben dürften, welche zu retten ihnen gelungen, so muß die Versicherungsanstalt auf Mittel denken, dem einen wie dem anderen Übel entgegenzuwirken. Durch die Foderung, daß nicht der volle Werth eines Gegenstandes versichert werden dürfe, wird sie sich gegen das erste Übel nur in Rücksicht der Gebäude sicher stellen, bei welchen von dem zweiten Übel gar nicht die Rede sein kann; in Rücksicht anderer Güter ist sie nicht zu realisiren, wie wir früher gesehen haben. Wo es sich von diesen handelt, wird die Versicherungsanstalt 1) von den Versicherern eine eidliche Angabe ihres Verlustes, und zwar mit Bezeichnung der Gattungen von Gütern, woran sie Verlust erlitten, verlangen müssen, und wird diese Angabe dadurch controliren lassen, daß sie ihre Agenten verpflichtet, sich eine möglichst sichere Auskunft über die Richtigkeit derselben zu verschaffen, und 2) wird sie wenigstens an den Örtern, wo große Werthe bei ihr versichert sind, durch ihre Agenten dafür Sorge tragen, daß es nicht an Bemühungen fehle, die versicherten Güter zu retten.

Sieht man auf die Gegenstände, welche versichert werden, sei nun von Gebäuden oder vom Mobiliarvermögen die Rede, so wird sich in Hinsicht der Feuergefährlichkeit ein großer Unterschied herausstellen. Die einen sind in hohem Grade feuergefährlich, die anderen sind es sehr wenig. Die Versicherungsanstalt wird daher auch nicht alle in eine Kategorie werfen, d. h. nicht von allen gleiche Prämien fodern dürfen, ja sie wird vielleicht manche gar nicht versichern, weil sie auch selbst bei einer sehr hohen Prämie doch Gefahr laufen würde, die anderen Kategorien zu beeinträchtigen. Kategorien wird sie aber machen müssen, weil eine Beurtheilung der Feuergefährlichkeit der zu versichernden Gegenstände im Einzelnen der Willkür einen zu großen Spielraum lassen würde. Aus demselben Grunde aber, welcher die Aufstellung von Kategorien verlangt, darf sie wieder nicht zu viele Kategorien machen. Denn je mehr Unterscheidungen sie macht, desto schwieriger wird es, mit Sicherheit zu bestimmen, in welche Kategorie der zu versichernde Gegenstand gehört.

Die Versicherungsanstalten können entweder von der Regierung eines Landes, oder von den Ständen einer Provinz, oder von Privatpersonen ausgehen, und sind im letztern Falle entweder Gesellschaften, welche auf der Gegenseitigkeit beruhen, oder Unternehmungen, denen die Absicht auf einen Gewinn zu Grunde liegt. Gehen sie von der Regierung oder von einer Landschaft aus, so lassen sie sich nur als Vereine denken, deren Theilnehmer sich gegenseitig ihr Eigenthum versichern, weil weder die Regierung, noch die Landschaft da, wo es sich von der Erleichterung eines Unglücks der Staatsgenossen handelt, einen Gewinn beabsichtigen kann. Anscheinend sind diese Versicherungsanstalten die vortheilhaftesten, weil einestheils ihre Theilnehmer keinen Gewinn für den Unternehmer aufzubringen haben, und anderntheils die Regierung entweder für sich, oder von der Landschaft veranlaßt, die polizeilichen Thätigkeiten zum Vortheile des Unternehmens verwenden, oder auch wol die Kräfte von Verwaltungs- und Justizbehörden zu demselben Zwecke in Anspruch nehmen kann. Indessen spricht die Erfahrung nicht zu ihren Gunsten. Die Regierungen scheinen sich nicht leicht von hemmenden und überflüssigen Förmlichkeiten losmachen zu können, und entwickeln auch nicht die Aufmerksamkeit und den Eifer, welche den Privatpersonen eigen zu sein pflegen, die für ihren Vortheil thätig sind. Diese Mängel sind auch wol der Grund, weshalb wir solche Regierungsanstalten in einem geringeren Umfange wirksam finden, als Privatanstalten. Wo sie bestanden, beschränkten sie sich immer auf die Versicherung von Gebäuden. Gehen Feuerversicherungsgesellschaften von einer landschaftlichen Behörde oder von den Ständen aus, so

sind sie im ersten Falle von den Anstalten, welche die Regierung errichtet, nicht verschieden, im zweiten Falle dagegen weichen sie allerdings davon ab, weil sie nicht mehr die Sache von Beamten sind, aber es wird ihnen doch wegen der verschiedenen Einwirkungen, die sie nicht vermeiden können, auch wenn zufällig an ihrer Spitze umsichtige und energische Männer stehen, die freie und kräftige Bewegung fehlen. Sind solche Gesellschaften nur für den Umfang einer Landschaft bestimmt, aber sonst eigentliche Privatunternehmungen, so gehören sie in eine andere Kategorie. Wenn wir aber auch zugeben, daß sich die öffentlichen Feuerversicherungsanstalten bisher beiweitem weniger vortheilhaft gezeigt haben, als Privatunternehmungen dieser Art, und wenn wir selbst nicht in Abrede stellen wollen, daß ihnen manche Fehler wol immer ankleben werden, so lassen doch auch sie eine größere Vervollkommung zu, wie denn die neuesten öffentlichen Feuerversicherungsanstalten beiweitem nicht so mangelhaft als die früheren erscheinen.

Die Privatversicherungsanstalten, welche auf Gegenseitigkeit beruhen, haben eine sehr verschiedene Beurtheilung erfahren, denn während die Einen sie unbedingt den auf Speculation errichteten vorziehen, finden die Andern mehr oder minder große Mängel an ihnen. Es ist indessen, was den Tadel betrifft, nicht zu verkennen, daß er sich gewöhnlich an diese oder jene zufällig vorhandene Einrichtung der einen oder der anderen Versicherungsgesellschaft hängt, aber nicht untersucht, ob diese Einrichtung mit der Natur solcher Gesellschaften verbunden sein müsse, oder ob sie nur die Folge einer fehlerhaften Beurtheilung des wahrhaft Zweckmäßigen sei. Das ist klar, daß die Versicherungsgesellschaften vor den auf Gewinn berechneten Versicherungsanstalten den Vorzug haben, daß sie auf jeden besonderen Vortheil von der Unternehmung Verzicht leisten und nur verbunden sind, den unerlaßlichen Aufwand der Anstalt zu decken. Weil nun aber eine jede auf Speculation unternommene Versicherung ein gewagtes Unternehmen ist, so werden sich auch die Unternehmer nicht mit dem gewöhnlichen Gewinne von dem Capitale begnügen, welches sie zu ihrer Verfügung haben müssen. Nun könnte man zwar meinen, daß, wenn auch jene Gesellschaften keinen Gewinn beabsichtigten, sie doch immer ein Capital zusammenbringen müßten, um wenigstens bei ungewöhnlichen Zahlungen an Versicherte nicht genöthigt zu sein, die ganze Summe durch die Beiträge der Mitglieder aufzubringen, und daß daher bei ihnen immer der Verlust an Zinsen von jenem Capitale während der Zeit, wo es keine Anwendung fände, als Verlust in Ansatz käme. Allein theils wird ein nicht unbedeutender Unterschied zwischen diesem Zins und jenem Gewinn angenommen werden müssen, theils wird man auch nicht übersehen dürfen, daß die Versicherungsgesellschaft keines so großen Reservefonds bedarf, als die Versicherungsanstalt, weil jene Nachschüsse zur Bedingung machen kann, wenn die gewöhnlichen Beiträge nicht ausreichen, diese aber gewisse Prämien ein für alle Mal feststellen muß. Inzwischen dürfte dieser Vorzug dadurch aufgewogen werden, daß es immer schwer halten wird, der Versicherungsgesellschaft eine Einrichtung zu geben, die der Verwaltung einen Eifer und eine Thätigkeit sichert, wie sie die Versicherungsanstalt nicht leicht entbehren wird. Es ist schon schwer, daß sich eine Gesellschaft zur gegenseitigen Versicherung zusammenthut, ohne daß sich irgend eine öffentliche Behörde in das Mittel schlägt und einen Plan vorlegt. Findet sich auch Jemand bereit, Andere zur Bildung einer solchen Gesellschaft aufzumuntern, und hat er den Eifer, welcher nöthig ist, um die anfänglichen Schwierigkeiten zu überwinden und die Einsicht und Geschicklichkeit, die Geschäfte der Anstalt wenigstens eine Zeit lang mit Nutzen zu leiten, so muß doch dafür gesorgt werden, daß dieser nicht von einer einzelnen Person abhängig bleibe. Dann wird es aber auch schwer halten, viele Mitglieder zu übereinstimmenden Maßregeln zu vereinigen, oder auch nur einen Verwaltungsrath aus einer geringen Anzahl von ihnen zu bilden, der geneigt wäre, mit Aufopferung von Zeit und Geld, sich der gemeinschaftlichen Angelegenheiten anzunehmen. Man wird sich daher vornehmlich auf die Treue und den Eifer besoldeter Beamten verlassen müssen. Wird eine Anstalt in der Absicht gegründet, einen Gewinn zu machen, so ist es dieser, welcher den Eifer erzeugt und erhält. Es ließe sich zwar denken, daß ein einzelner großer Capitalist eine Versicherungsanstalt gründete, aber es ist dies weder wahrscheinlich, noch wünschenswerth. Nicht wahrscheinlich, weil Niemand ein großes Vermögen an ein so gefährliches Unternehmen, wie eine Versicherungsanstalt ist, wagen wird; und nicht wünschenswerth, weil ein einzelner Unternehmer dem Publicum eine zu geringe Garantie darbieten würde. Die Entstehungsweise dieser Art von Anstalten ist daher die, daß sich irgend Jemand findet, der sie ins Leben zu rufen sucht, einen vorläufigen Plan entwirft, und Andere zum Beitritt auffodert. Das nöthige Capital wird dann durch Actien zusammengebracht, und von den Versicherten werden bestimmte Prämien eingefodert, die so berechnet sind, daß sie hinreichen, die gewöhnlichen Kosten der Anstalt zu decken, das zu außerordentlichen Bedürfnissen bestimmte Capital zu verzinsen und einen Gewinn für die Actionaire abzuwerfen. In Rücksicht dieses Gewinns kann aber auch eine solche Bestimmung in die Statuten der Anstalt aufgenommen werden, welche die Actionaire verpflichten, ihn nur bis zu einer gewissen Grenze unter sich zu vertheilen und den Überschuß zu irgend einem wohlthätigen Zwecke zu verwenden. Daß eine solche Beschränkung des Gewinns stattfinde, liegt auch in dem Interesse der Regierung des Landes, worin die Versicherungsanstalt errichtet wird. Sie kann dieser eine solche Beschränkung auflegen, wenn sie ihre Statuten genehmigt, und wird bei der Controle ihres Verfahrens darauf halten, daß weder davon, noch überhaupt von einer Bestimmung der Statuten abgewichen werde. Eine Controle dieser Art hat aber nichts Lästiges, wenn die Direction der Anstalt sich ein streng gesetzliches Verhalten zur Pflicht macht, und kann nicht wohl entbehrt werden, wenn die Theilnehmer der Anstalt möglichst gegen Gefährdung durch eine leichtsinnige oder unredliche Verwaltung gesichert werden sollen.

An einigen Beispielen wird sich am besten die Ei-

genthümlichkeit der verschiedenen Versicherungsanstalten, sowie das erkennen lassen, was sie sämmtlich gemein haben müssen.

Wir wählen zuerst als Beispiel gegenseitiger Versicherung unter Autorität und Leitung der Regierung eine der Provinzial-Feuerversicherungs-Societäten, welche im preußischen Staate bestehen. Das Reglement für die in der Rheinprovinz 1836 eingeführte Societät bezeichnet als Zweck derselben die gegenseitige Versicherung von Gebäuden gegen Feuersgefahr, erklärt die Wirksamkeit jeder andern außerhalb der Provinz, sei es im In- oder Auslande errichteten, auf Gegenseitigkeit der Immobiliarversicherung gegen Feuersgefahr gegründeten Institution für ungesetzlich, gebietet die Vereinigung der bisher in der Provinz bestandenen Feuersocietäten mit der neu gegründeten, und sichert dieser Stempel-, Sportel- und Portofreiheit zu. Die Societät versichert zwar alle Gebäude in dem ihr zugewiesenen Gebiete, aber Pulvermühlen und Pulvermagazine, Glas- und Schmelzhütten, Eisen- und Kupferhämmer, Stückgießereien und Münzgebäude, Zuckersiedereien, Cichorienfabriken und Schwefelraffinerien, Terpenthin-, Firniß- und Holzsäurefabriken, Anstalten zu Fabrication von Äther, Gas, Phosphor, Knallsilber und Knallgold, Spiegelgießereien, Spinnereien in Schaf- und Baumwolle, und überhaupt Gebäude, worin Dampfmaschinen befindlich sind, Theeröfen, Ziegel- und Potaschebrennereien, Vitriol- und Salmiakfabriken, desgleichen Theater und öffentliche Arbeitsanstalten, können nur gegen einen Beitragsatz aufgenommen werden, worüber die Direction der Societät außer den sonst üblichen Classensätzen mit ihren Besitzern übereinkommt, und immer nur mit dem Vorbehalte, daß dieser Direction von Jahr zu Jahr freistehe, ein solches Vertragsverhältniß drei Monate vor Ablauf des Jahres aufzukündigen, um eventuell über neue Beitragssätze anderweitig übereinzukommen. Indessen ist die Direction nicht verpflichtet, bei den genannten Gebäuden über die sonst üblichen Classensätze hinauszugehen. — Jedes Gebäude muß einzeln versichert werden, und darf auch anderswo, als bei der Provinzial-Feuersocietät versichert werden, aber eine zwei- oder mehrmalige Versicherung desselben Gebäudes darf nicht stattfinden. Findet sich eine doppelte Versicherung, so wird das versicherte Gebäude in dem Kataster der Provinzial-Feuersocietät gestrichen, obwol die Beiträge von ihm bis zum Schlusse des Jahres entrichtet werden müssen, und zugleich ist die Direction verpflichtet, Anzeige dem competenten Gerichte zu machen, damit dies ausmittele, ob Grund zu einer Criminaluntersuchung wegen intendirten Betruges gegen den Eigenthümer vorhanden sei. Außerdem aber wird noch verordnet, daß ein Jeder, der seine Gebäude anderswo hat versichern lassen, bei Vermeidung von Strafe Anzeige davon an die Provinzial-Feuersocietät mache. — Beitreten kann man der Societät zu jeder Zeit, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage, aber die Beiträge müssen immer für das ganze laufende Jahr bezahlt werden. — Die Versicherungssumme darf den gemeinen Werth derjenigen Theile des versicherten Gebäudes, welche durch Feuer zerstört oder beschädigt werden können, niemals übersteigen. Unter dieser Grenze hängt ihre Bestimmung von dem Belieben der Theilnehmer ab. Eine förmliche Taxe jener Theile des Gebäudes wird in der Regel nicht gefodert, sondern nur eine genaue und treue Beschreibung des zu versichernden Gebäudes, nach der Anweisung, welche jeder gratis durch den Bürgermeister des Orts zugestellt erhält. Die Beschreibung hat der Bürgermeister als richtig zu attestiren, sowie er auch die Versicherung abzugeben hat, daß die angemeldete Versicherungssumme den muthmaßlichen Werth des Gebäudes nach den von der Societät aufgestellten Begriffen nicht übersteige. Nur wenn der Eigenthümer und der Bürgermeister wegen der Versicherungssumme streitiger Meinung sind, muß eine förmliche Taxe von einem vereideten Baubeamten nach gewissen Grundsätzen, welche das Reglement näher angibt, vorgenommen werden. — Regelmäßige periodische Revisionen der Versicherungssummen oder Taxen werden zwar nicht für nothwendig erachtet, aber die Direction wird ermächtigt, dergleichen allgemein oder im Einzelnen, wenn sie es für nothwendig erachtet, vornehmen zu lassen. — In der Regel kann Jeder die bisherige Versicherungssumme bis zu dem zulässigen Maximum erhöhen, oder auch bis zu einem willkürlichen Minderbetrage heruntersetzen lassen, aber in dem letzteren Falle muß vorher die Einwilligung der im Feuerkataster aufgeführten Hypothekengläubiger, oder der Nachweis der geschehenen Tilgung ihrer Foderungen beigebracht worden sein. Der für nothwendig erkannten Herabsetzung der Versicherungssumme durch die Societät muß sich jeder, auch der Hypothekengläubiger unterwerfen; indessen soll diesem, wenn er im Kataster vermerkt ist, von Amtswegen Kenntniß davon gegeben werden. — Die Beiträge der Theilnehmer, welche zur Deckung aller Ausgaben der Societät bestimmt sind, zerfallen in ordentliche und außerordentliche. Jene, welche praenumerando im Januar bezahlt werden, werden nach gewissen Procenten der Versicherungssummen, dem muthmaßlichen alljährlichen Bedarfe gemäß bestimmt, ein für alle Mal festgestellt und ohne Ausschreibung eingezahlt; die außerordentlichen dagegen, welche den Überschuß der Ausgaben über den gewöhnlichen Bedarf zu decken bestimmt sind, werden jedesmal besonders ausgeschrieben. — Die Summe des ordentlichen Beitrags bestimmt sich für jedes versicherte Gebäude nach der Classe, zu welcher es nach seiner Beschaffenheit, Lage und Benutzung und dem daraus hervorgehenden Grade seiner Feuergefährlichkeit gehört. Für die Rheinprovinz sind die Gebäude nach ihrer Bauart in sieben Classen eingetheilt, jede Classe aber zerfällt wieder in zwei Unterabtheilungen A und B, wovon B diejenigen Gebäude der Classe enthält, welche durch ihre besondere Lage oder Benutzung das gewöhnliche Maß der Feuergefährlichkeit überschreiten. Will sich der Eigenthümer der Bestimmung der Direction nicht fügen, so kann er entweder Recours an den Oberpräsidenten und weiter an das Ministerium des Innern ergreifen, oder sich auf eine schiedsrichterliche Entscheidung berufen. — Die ordentlichen Beiträge werden nach Silberpfennigen von jedem 100 Thaler Versicherungswerth in der Weise berechnet, daß in der ersten Classe A 20 und B 40, in der

zweiten Classe A 40 und B 60, in der dritten Classe A 60 und B 80, in der vierten Classe A 80 und B 120, in der fünften Classe A 120 und B 160, in der sechsten Classe A 160 und B 240, in der siebenten Classe A 200 und B 280 Silberpfennige zu zahlen hat. Inzwischen soll die Classeneintheilung und das Beitragsverhältniß der verschiedenen Classen von zehn zu zehn Jahren einer Prüfung durch den Provinziallandtag unterworfen werden. — Aus den Überschüssen der ordentlichen Beiträge soll ein eiserner Bestand bis auf die Höhe von 150,000 Thalern angesammelt werden. — Wenn in oder an einem versicherten Gebäude während der Versicherungszeit Veränderungen vorgenommen werden, welche die Versetzung desselben in eine höher zu versichernde Classe nöthig machen würden, so muß der Eigenthümer die Anzeige davon in Monatsfrist an den Bürgermeister machen. Sobald ein Feuerschaden stattgefunden hat, muß schleunig und höchstens innerhalb acht Tage nach der von dem Brande erhaltenen Nachricht eine Besichtigung des Schadens durch den Bürgermeister, unter Zuziehung des Beschädigten und zweier Mitglieder der Gemeinde, die zu den höchst Besteuerten gehören, und mit dem Beschädigten in keinem verwandtschaftlichen oder offenkundig geschäftlichen Verhältnisse stehen, vorgenommen werden. Ergibt sich, daß ein Totalschaden vorliegt, so ist darüber an Ort und Stelle eine Verhandlung aufzunehmen, wodurch dies Resultat festgestellt wird. Handelt es sich aber von einer partiellen Beschädigung, so müssen bei der Schadenbesichtigung außerdem noch zwei zu der Verhandlung besonders zu vereidende Sachverständige zugezogen, und von diesen die Abschätzung des Schadens sofort an Ort und Stelle vorgenommen und zu Protokoll erklärt, der Beschädigte aber auch selbst darüber gehört werden. Die Abschätzung geschieht aber in der Weise, daß der Werth der unbeschädigt gebliebenen Theile des Gebäudes und der Betrag derjenigen Kosten, welcher erfoderlich ist, um die vernichteten oder beschädigten Theile desselben in den Zustand vor dem Brande wieder herzustellen, ermittelt werden. In einem Separatprotokoll muß zugleich Alles, was über die Entstehung und erste Entdeckung des Feuers, dessen Ausbreitung, die Dämpfung desselben, die zuerst angekommenen Spritzen und andere Löschungshilfen und über sonstige, die Societät nach Inhalt des Reglements angehende Gegenstände bekannt, und durch Zeugen oder sonst zu ermitteln ist, geschichtlich verzeichnet, und Jeder, der durch den Brand beschädigt ist, darüber, ob, wo und wie hoch er — sei es sein Immobiliar- oder Mobiliarvermögen — gegen Feuer versichert habe? umständlich vernommen werden. Beide Verhandlungen werden sofort an die Direction eingesandt, und bis zur Rückäußerung derselben, in sofern diese in acht Tagen nach der Schadenbesichtigung erfolgt, darf der Zustand der Brandstätte, außer wenn solches auf polizeiliche Anordnung geschieht, nicht verändert werden. Eine Abschrift beider Verhandlungen wird zugleich auf der Bürgermeisterei zu Jedermanns Einsicht niedergelegt und dies durch den Bürgermeister öffentlich bekannt gemacht. Erfolgen Einsprüche oder sonst auf den Brand oder die Schadenschätzung sich beziehende Äußerungen, so hat der Bürgermeister eine Verhandlung darüber aufzunehmen und diese oder in deren Ermangelung die Anzeige von der geschehenen Bekanntmachung nach Verlauf von acht Tagen an die Direction einzusenden. — Die Brandschadenvergütung wird für alle Beschädigung eines versicherten Gebäudes durch Feuer vergütet, welches auch die Ursache von diesem gewesen sein mag. Nur wenn der Versicherte selbst das Feuer vorsätzlich verursacht hat, oder wenn es mit seinem Wissen und Willen, oder auf sein Geheiß von einem Dritten angelegt worden, fällt die Verbindlichkeit der Societät zu einem Schadenersatz hinweg. Der Verdacht einer Brandstiftung von Seiten des Versicherten berechtigt nur dann zu einer Suspension der Brandschadenvergütung, wenn er so dringend ist, daß er eine Criminaluntersuchung zur Folge hat. Wo Fahrlässigkeit des Versicherten oder eines seiner Angehörigen das Feuer verursachte, ist lediglich eine Civilklage auf Rückgewähr der Brandschadengelder zulässig. Der Brandschaden, welcher im Kriege und zwar als Folge der Erreichung militairischer Zwecke angerichtet worden, wird von der Direction nicht vergütet. — Die Auszahlung der Brandschadengelder findet zu einer Hälfte sobald als möglich und spätestens in zwei Monaten und zur andern Hälfte spätestens in vier Monaten, nachdem der Brandschaden geschehen, statt. Sie erfolgt aber, den Dispensationsfall ausgenommen, nicht anders, als wenn der Versicherte zuvor das beschädigte oder vernichtete Gebäude wiederhergestellt, oder für die Erfüllung der Pflicht der Wiederherstellung Sicherheit bestellt hat. Ist das Gebäude durch den Brand ganz vernichtet worden, so muß sich der Versicherte zum Neubau verpflichten, damit auch in diesem Falle die Societät überzeugt sein darf, daß die Brandschadengelder nicht anders als zum Bau verwandt werden. Wo aber die gänzliche Vernichtung eines Gebäudes durch Feuer stattfand, da hört der Versicherte auf, der Societät anzugehören, nur muß er noch die in demselben Jahre vorkommenden Beiträge an dieselbe bezahlen. — Zur Führung der Geschäfte der Societät besteht eine Direction an dem Orte, welcher der Sitz des Oberpräsidenten der Provinz ist, und zwar aus einem Director, Inspector und Rendanten und den nöthigen Bureaubeamten und Dienern. Unter der Direction besorgen die Landräthe und Bürgermeister die Angelegenheiten der Societät, die Elementar-Steuererheber aber ziehen die Beiträge der Theilnehmer ein und leisten auf die ihnen zugehenden Anweisungen die Zahlungen. Die eigentlichen Localagenten sind die Bürgermeister. Die sämmtlichen Beamten der Societät beziehen ein fixirtes Gehalt und erhalten für die Reisen, welche sie in ihrem Amte zu machen haben, Diäten und Reisegelder. Die Landräthe und Bürgermeister versehen ihre Geschäfte unentgeltlich. Den Director wählt der Provinziallandtag entweder auf eine Reihe von Jahren, oder auf Lebenszeit; er muß aber vom Könige bestätigt werden. Zu den Stellen des Inspectors und Rendanten schlägt der Director mehre geeignete Candidaten vor, unter welchen dem Landtage die Wahl auf eine Reihe von Jahren oder auf Lebenszeit zusteht. Sie wird indessen erst durch die Bestätigung des Ministers

des Innern gültig. Die Anstellung der Bureaubeamten und der Diener ist dem Director überlassen. Was die Geschäftsführung betrifft, so ist ihre Auseinandersetzung von keinem Interesse. Der Hauptumstand dabei ist, daß die Bürgermeister ein Kataster für jede Gemeinde oder Ortschaft führen, und daß aus den Duplicaten dieser Kataster das Hauptkataster, welches der Director führt, zusammengesetzt wird. An Controlen der Cassenbeamten fehlt es nicht.

Als ein sehr wichtiges Beispiel einer auf Gegenseitigkeit gegründeten Feuerversicherungsgesellschaft, deren Entstehung Privatpersonen zu verdanken ist, führen wir die gothaische an. Sie kann besonders zur Bestätigung dessen dienen, was wir früher von den Schwierigkeiten der Bildung solcher Societäten durch Privatpersonen gesagt haben. Ohne den regen Eifer und die Beharrlichkeit eines Mannes, wie Ernst Wilhelm Arnoldi zu Gotha, der auch andere wichtige Anstalten ins Leben zu rufen wußte, und der durch die von ihm projectirte Feuerversicherungsanstalt die Teutschen in den Stand setzen wollte, ähnliche ausländische Anstalten zu entbehren, und ihr Eigenthum so wohlfeil wie möglich versichern zu lassen, würde das Unternehmen wol schwerlich gelungen sein. Arnoldi gewann zuerst die Kaufmannschaft Gotha's für seinen Plan, der zugleich die Errichtung einer Bank einschloß, im J. 1818, aber erst nachdem er die Kaufleute und Fabricanten der Nachbarstädte Arnstadt, Eisenach, Erfurt und Langensalze von der Nützlichkeit und Ausführbarkeit desselben überzeugt hatte, und von den fünf Städten nach langen Berathungen ein Bankverein geschlossen worden war, konnte daran gedacht werden, die Eröffnung der Anstalt zu erklären. Arnoldi war zum unbesoldeten Director erwählt worden. Im J. 1821 trat sie ins Leben und hat seitdem manche Gefahren glücklich überstanden. Die Eigenthümlichkeit dieser Anstalt besteht darin, daß sie von einer Gesellschaft gebildet wird, deren Theilnehmer sich ihr Besitzthum gegenseitig gegen Feuersgefahr versichern, und, als Gesammteigenthümer der Anstalt, den Überschuß der Einlagen, welcher nach Vergütung der vorgekommenen Brandschäden und nach Bestreitung der Verwaltungskosten bleibt, zurückbezahlt erhalten, dafür aber auch verpflichtet sind, bei Unzulänglichkeit der Einlagen einen Nachschuß zu leisten, der jedoch das Vierfache der gewöhnlichen Einlagen nicht übersteigen darf. Die gewöhnlichen Einlagen und die damit zu gewinnenden Zinsen bilden den Fonds der Bank, während der Hilfsfonds in den Nachzahlungen besteht, die in außerordentlichen Fällen geleistet werden müssen. Ihren Wirkungskreis dehnt die Anstalt über Teutschland, wozu auch die Provinzen Preußen und Posen und Holstein gerechnet werden, und über die Schweiz aus; aber wenn sie gleich einen Jeden in diesem Gebiete als Theilnehmer aufnimmt, so hat sie ihre Leitung doch dem Handelsstande der Städte Gotha, Erfurt und Arnstadt, welcher bei der Bank versichert worden, vorbehalten, um mehr Einheit in die Verwaltung zu bringen. Der Handelsstand jeder der drei Städte wählt jährlich einen Ausschuß von fünf und höchstens neun Mitgliedern, die wieder wählbar sind, und jeder dieser Ausschüsse ernennt jährlich aus seiner Mitte einen Vorsteher. Die drei Vorsteher bilden unter einem, jährlich von ihnen zu wählenden, mit Aufrechthaltung der Geschäftsordnung beauftragten Dirigenten, den Bankvorstand, der in allen Verwaltungsangelegenheiten durch Stimmenmehrheit, und in allen Verfassungsangelegenheiten durch Stimmeneinheit entscheidet. Jährlich wird außerdem von dem Bankvorstande, nach Berathung mit den Ausschüssen, ein Bankverwaltungsdirector gewählt, welcher in Gotha wohnen muß, und nach seiner besonderen Instruction darüber zu wachen hat, daß die Gesetze und Vorstandsbeschlüsse von der Bankverwaltung gehörig beobachtet und ausgeführt werden, und alle Policen, Prolongationsscheine, Rechnungsabschlüsse und Vollmachten durch seine Unterschrift vollziehen muß. Für seine Mühwaltung wird er entschädigt. Um aber der Verwaltung eine noch größere Sicherheit zu geben, hat man dem Vorstande auch noch die Verpflichtung aufgelegt, jährlich eine besondere, aus zwei Mitgliedern des bei der Bank versicherten Handelsstandes der Städte Arnstadt und Erfurt bestehende Revisionscommission zu ernennen, welcher es obliegt, über pünktliche Beobachtung der Verfassung, Führung der Bücher, Ablegung der Rechnung, eingezahlte Prämiengelder und deponirte Nachschußscheine zu wachen. Reisekosten, sonstige baare Auslagen und Mühwaltung erhalten die Revisoren vergütet. Die Prämiengelder der Bank, welche den muthmaßlichen Bedarf übersteigen, werden ausgeliehen; die nicht ausgeliehenen werden sicher verwahrt. Am Ende jedes Jahres werden die Bücher der Bank abgeschlossen, und, nachdem dies geschehen, Gewinn und Verlust im Verhältniß der eingezahlten Prämien auf die Conti der Theilnehmer vertheilt. Die Ersparniß oder Dividende erhalten diese durch die Agenten, welche die Versicherung vermitteln. — Wer bei der Bank versichern will, muß von unbescholtenem Rufe und als ordnungliebend bekannt sein. Der Gesammtwerth seiner Versicherung muß in der Regel wenigstens 1000 Thaler betragen; welche Summe aber höchstens in einem Risico gezeichnet werden darf, wird vom Vorstande jährlich festgesetzt. Versichert kann werden alles der Feuersgefahr unterworfene, bewegliche und unbewegliche Eigenthum der Theilnehmer, wenn es nicht schon anderswo versichert ist. Ausgenommen sind 1) gänzlich baares Geld, Juwelen, Documente, Pulvermühlen, Schauspielhäuser, Frucht- und Heuschober, sowie alle feuergefährliche Fabriken, deren innere Einrichtung Besorgniß erregt. 2) In bedeutenden Summen nach Ermessen der Verwaltung alle Gegenstände, welche keinen, nach allgemeinem Maßstabe abzuschätzenden, jedoch hohen Werth haben, wie Pretiosen, Kunstsachen, Seltenheiten u. s. w. 3) Alles bewegliche und unbewegliche Gut in Landstädten, Flecken und Dörfern, welche von feuergefährlicher Bauart sind, nur mangelhafte Löschanstalten haben, oder wo die Gebäude nicht in beruhigender Entfernung von einander liegen. 4) Gebäude ganz oder theilweise, sofern und soweit die Landesgesetze deren Versicherung bei fremden Assecuranzanstalten verbieten. Überhaupt hängt die Annahme und Prolongation der Versicherungen lediglich vom Ermessen der Bank ab. Sie übernimmt die Gefahr

des Verbrennens der versicherten Gegenstände, Beschädigungen durch den Bliß nicht ausgenommen, des Zerstörens, oder Verderbens derselben bei Gelegenheit des Löschens oder Rettens, durch Einwässerung, Niederreißen, Zertreten, Zerbrechen u. s. w., der Entwendung derselben beim Ausräumen oder Bergen, selbst die zweckmäßig aufgewendeten Rettungskosten, nicht aber die Kosten der Beweise u. s. w., welche der Versicherte zur Begründung seiner Schadensoderung beizubringen hat. Ausgenommen dagegen bleiben Brandschäden und dahin gehörige Verluste, welche 1) durch Erdbeben, kriegerische Gewalt, Verbrennen auf Anordnung einer machthabenden Behörde oder Person, sowie durch Aufruhr verursacht werden, nicht minder jeder Nachtheil, welcher für den Besitzer einer Dampfmaschine durch das Zerspringen des Kessels derselben entsteht, 2) durch Bosheit oder Frevel des Versicherten selbst entstanden sind, 3) dadurch herbeigeführt werden, daß der Versicherte gegen den Rath der zuständigen Behörde oder des Bankagenten, oder gegen die Bestimmungen der Statuten aufräumte. — Die übrigen Einrichtungen dieser Bank können hier füglich übergangen werden, da sie zur Aufklärung über das Wesen solcher Versicherungsanstalten, wie die hier geschilderte, nicht beitragen. Dagegen wollen wir eine Zusammenstellung von Zahlen aus den Rechnungsabschlüssen der gothaer Bank aus den Jahren 1830—1835 machen, weil sie dazu dienen können, den Geschäftsbetrieb derselben mit einem Blicke zu übersehen.

Einnahme.	1830.		1831.		1832.		1833.		1834.		1835.	
	Thlr.	Gr.	Thlr.	Gr.	Thlr.	Gr.	Thlr.	Gr.	Thlr.	Gr.	Thlr.	Gr.
Prämienübertrag vom vorigen Jahre laut Rechnungsabschluß	139,424	1	143,126	13	160,088	2	200,326	2	260,396	14	271,298	9
Für unermittelt gebliebene Schäden und zur Vermeidung des Bruches bei der Dividende, abzüglich des Nachvergüteten	18,394	—	28,230	3	32,101	12	48,450	14	12,450	19	8184	3
Prämieneinnahme im laufenden Jahre	335,714	2	360,589	2	433,559	7	530,839	21	522,669	15	560,882	19
Zinsen von ausgeliehenen Geldern	6927	—	9893	23	12,751	20	11,655	18	10,885	15	16,892	18
	500,459	3	541,839	17	638,500	17	791,272	7	806,402	15	857,258	1
Hiervon ab Prämienübertrag auf die nächsten Jahre	143,255	17	160,242	22	200,659	3	260,653	11	271,771	10	297,087	2
Es beträgt daher die zu den Ausgaben des Jahres zu verwendende Einnahme	357,203	10	381,596	19	437,841	14	530,618	20	534,631	5	560,170	23
Ausgabe.												
Brandschäden, Rettungs-, Ermittelungs-, Reise-, Verwaltungskosten, Belohnungen u. s. w.	123,313	19	59,388	1	174,495	—	343,582	7	239,353	23	214,736	—
Zurückgestellt für noch nicht ermittelte Schäden	34,048	7	34,787	7	78,413	4	75,688	6	22,145	4	40,633	7
Auf Rechnung des Ehrengeschenks an den Gründer der Anstalt, Rath E. W. Arnoldi	. . . .	. .	. . . .	. .	. . . .	. .	. . . .	. .	5000	—	5000	—
Zusammen	157,362	2	94,175	8	252,908	4	419,270	13	266,499	3	260,369	7
Diese abgezogen von obiger Summe der Einnahme bleiben als reiner Überschuß	199,841	8	287,421	11	184,933	10	111,348	7	268,132	2	299,801	16
Oder auf die an der Ersparniß dieses Jahres Antheil nehmende Summe eine Dividende von	57 %	—	80 %		45 %		21 %		50 %		53 %	
Die Gesammtsumme der in Kraft gewesenen Versicherungscontracte betrug	100,461,139	—	109,003,133	—	131,320,351	—	156,139,808	—	168,988,228	—	176,128,003	—
Die Summe der eingelegten Wechselbürgschaften am Ende des Jahres	1,419,421	—	1,485,375	—	1,782,356	—	2,928,705	—	3,143,167	—	3,345,434	—

Von den auf Actien gegründeten Feuerversicherungsanstalten, welche als Unternehmungen auf Gewinn aufgetreten sind, ist die in London unter der Benennung Sun Fire Office eine der bedeutendsten. Sie übernimmt Versicherungen gegen Verluste und Schaden durch Feuer, sowol in Großbritannien als Irland, auf jede Art von Gebäuden, Mühlen und Fabrikhäuser mit eingeschlossen, und die in denselben befindlichen Güter, Waaren und Kaufmannsgüter, Schiffe im Hafen und auf dem Werfte, Frachtschiffe auf schiffbaren Flüssen und Canälen, und die auf solchen geladenen Güter, Frachtwagen, die zum Transport dienen, nebst deren Ladungen, ebenso auf Landwirthschaftsgeräthe jeder Art, und zwar unter folgenden Bedingungen: Gewöhnliche Versicherungen finden statt 1) auf Gebäude mit Schiefer, Dachsteinen oder Metall gedeckt und mit Außenwänden von Mauersteinen, oder durch Grenzmauern von Ziegel- und anderen Steinen abgesondert, in denen keine gefahrbringenden Geschäfte getrieben werden, oder leicht verbrennliche Waaren gelagert sind. 2) Die in Gebäuden, wie die vorher beschriebenen, lagernden Gegenstände, wie Mobilien, Silberzeug und Kostbarkeiten zum eigenen Privatgebrauche, Kleidungsstücke und gedruckte Bücher, Getränke zum eigenen Gebrauche, Kaufmannsgüter, Vorräthe und Handelsgeräthschaften, die keine besondere Gefahr mit sich bringen, und landwirthschaftliche Vorräthe und Güter. Vom 100 bezahlt man, mit gewissen Ausnahmen, 1 Sch. 6 D. jährlich. Mit besonderer Gefahr verbundene Versicherungen treten ein 1) bei Gebäuden von Holz und übertünchtem Fachwerk, die keine hinlänglichen Seiten und Brandmauern von Ziegeln oder anderen Steinen haben, und nicht mit Schiefer, Dachsteinen oder Metall gedeckt sind, sowie mit Stroh gedeckte Scheuern und Nebengebäude ohne Essen; ferner bei Gebäuden, die unter den gewöhnlichen Versicherungen aufgenommen werden, in denen aber irgend ein gefahrbringendes Gewerbe getrieben wird (diese Gewerbe werden aufgezählt), oder bei Gebäuden, die zur Aufbewahrung leicht brennbarer Gegenstände dienen, und die Vorräthe zu dem Betriebe der vorher erwähnten Gewerbe enthalten (folgt wieder eine Aufzählung). — 2) Bei Schiffen und Flußfahrzeugen mit ihren Ladungen (mit ungelöschtem Kalk beladene sind allein ausgenommen). — Mit doppelter Gefahr verbundene Versicherungen treten ein 1) bei Gebäuden, welche mit Stroh gedeckt sind und Essen haben, oder mit anderen Gebäuden, worin sich Essen finden, zusammenhängen, wenn auch ein gefahrbringendes Gewerbe nicht darin betrieben wird, und keine leicht feuerfangenden Gegenstände darin aufbewahrt werden, sowie bei allen mit Gefahr verbundenen Gebäuden, in denen gefahrbringende Vorräthe liegen, oder gefährliche Gewerbe betrieben werden. 2) Bei allen leicht verbrennlichen Waaren und Gütern, die in gefahrbringenden Gebäuden liegen, sowie in mit Stroh gedeckten Häusern, wenn auch ohne Esse und nicht in Verbindung mit Häusern, die dergleichen haben. 3) Bei Gewerben, sammt ihren Vorräthen und Geräthschaften, wie die der Malzbereiter und noch einiger andern, sowie auch bei Porzellan-, Glas-, Steingut- und Salpeterfabriken, nebst den Wagen, die mit Erzeugnissen dieser Fabriken beladen sind und den Erzeugnissen selbst. — Durch besondere Übereinkunft können auch andere, als die hier aufgeführten Versicherungen gemacht werden. Nur Schießpulver und Gebäude, in denen es bereitet wird, sowie Manuscripte, geschriebene Rechnungsbücher, baares Geld, Obligationen, Wechselbriefe oder sonstige Documente über Geldeswerth werden unter keiner Bedingung von der Gesellschaft versichert. — Jeder, der den Wunsch hat, eine Versicherung von Gebäuden oder Waarenvorräthen zu bestellen, muß der Versicherungsgesellschaft oder deren Bevollmächtigten eine Beschreibung davon übergeben, sowie, von welcher Art die in den Gebäuden betriebenen Geschäfte sind; wird dies zum Theil unterlassen, oder wird von den Gebäuden oder Waarenvorräthen eine unrichtige Angabe gemacht, wodurch die Erhebung einer verminderten Prämie veranlaßt worden, so ist die Gesellschaft bei einem eingetretenen Verluste zu Nichts verpflichtet. Dasselbe gilt, wenn nach geschehener Versicherung mit den Gebäuden oder Waarenvorräthen, oder mit dem Betriebe des Gewerbes eine Veränderung vorgenommen und von dieser der Gesellschaft oder ihrem Agenten keine Anzeige gemacht worden. Ist ein Gegenstand schon bei einer anderen Anstalt versichert, so erfolgt im Entdeckungsfalle keine Entschädigung. Nur wenn Anzeige davon gemacht und wegen des Versicherungsbetrags zuvor das Erfoderliche auf der Rückseite der Police bemerkt worden, tritt eine Entschädigung pro rata ein. Wird ein Verlust durch einen feindlichen Einfall, durch Feindeshand, bürgerliche Unruhen oder durch eine militairische oder eine andere nicht befugte Macht verursacht, dann wird kein Schadenersatz gegeben. — Hat Jemand einen Verlust erlitten, so erhält er die ihm gebührende Entschädigung, wenn er 1) eidlich oder durch eine statt des Eides dienende Wahrheitsbekräftigung seinen Verlust speciell angibt, und 2) ein Prediger und die Kirchenvorsteher, oder ein Paar sonst achtbare Gemeindeglieder oder Ortseinwohner, welche dabei kein unmittelbares Interesse haben, aber mit der Person und den Verhältnissen des Beschädigten wohl bekannt sind, ein Zeugniß ausstellen, worin sie angeben, zu wissen oder zu glauben, daß der Verlust wirklich durch Unglück und nicht durch irgend einen Betrug oder hinterlistiges Verfahren entstanden sei, und mit der gemachten Angabe übereinstimme. Es können aber auch noch andere Mittel von der Gesellschaft zu Rathe gezogen werden, z. B. Handlungsbücher, um eine genaue Kenntniß von dem Verluste eines Versicherten zu erlangen. — Wie groß die Geschäfte des Sun Fire Office waren, geht schon daraus hervor, daß die Abgaben, welche diese Gesellschaft im J. 1829 an den Staat von den Versicherungen bezahlte, 118,856 Pf. St. 18 Sch. und 4 D. betrugen, während die bedeutendste Anstalt nach ihr, die Phönix-Compagnie, nur 65,649 Pf. St. 19 Sch. 10 D. bezahlte. Von 100 Pf. St. müssen jährlich 5 Sch. bezahlt werden, nur wenn eine längere Versicherung stattfindet, tritt eine Ermäßigung von 5 % ein. (*Eiselen.*)

FEUERWEIHE. Diese Weihe wird von den katholischen Priestern am Sonnabende der heiligen oder der Charwoche vorgenommen. Es wird Feuer aus Kieselstein

geschlagen und damit ein außerhalb der Kirche vorbereiteter Holzstoß angezündet. An der Flamme des brennenden Holzes wird dann eine eigens dazu geformte Kerze, die in einen Triangel ausläuft in drei Spitzen, angezündet, wobei der Priester drei Mal spricht oder singt: Lumen Christi! Darauf werden mit dieser dreispitzigen Kerze alle übrigen Kirchenkerzen und Lampen angezündet. In einer Schrift von Gregor Rippel, einem katholischen Pfarrherrn zu Fessenheim im Bisthume Strasburg: Alterthum, Ursprung und Bedeutung aller Ceremonien, Gebräuche und Gewohnheiten der heiligen katholischen Kirche ꝛc. (Erfurt 1739.), heißt es S. 72: Das Feuer wird geweihet, weil alle Feuer, so in der Kirche Gottes brennen, heilig sein sollen, als welche uns allewege vorstellen Christum Jesum, das wahre Licht der Welt und das wahre Glaubenslicht in derselben; wie dann neben dem auch Alles, so zum Gottesdienste in der Kirche gewidmet ist, geweihet sein muß. Das Feuer und das Licht wird aufs Neue wieder entzündet, zu erkennen, daß nunmehro Christus als das Licht der Welt, zwar durch den Tod erloschen, nun aber durch seinen Urstand wieder ein brennendes Licht der Welt worden. Der Dreiangel oder die dreizinkige Kerz bedeutet die heilige Dreifaltigkeit. Darum der Priester in Anzündung der dreifachen Kerz zum dritten Mal singt: Lumen Christi! Die Osterkerz wird aber darum vom Triangel angezündet, zu zeigen, daß Christus der Glanz des himmlischen Vaters und vom Vater ausgegangen sei. Erst dann werden auch die Ampeln und andere Lichter der Kirche daran angezündet, anzudeuten, daß alle Erleuchtung von Gott, als dem Vater der Lichter, durch Christum den Herrn, als das Licht der Welt seinen Ursprung nehme. Zum Andern, daß die Auferstehung nun in der ganzen Welt werde offenbar werden.

Es wird überhaupt in der römisch-katholischen Kirche Alles geweiht, Häuser, Schiffe, Feldfrüchte, Bilder ꝛc., wobei der Priester ein Gebet spricht und das Zeichen des heiligen Kreuzes darüber schlägt. Es möge ein solches Gebet zur **Benedictio Candelarum extra diem Purificationis Beatae Mariae Virginis** aus **Rituale Romanum Sanctissimi Domini nostri Benedicti Papae XIV. jussu editum et auctum. (Romae 1752.) p. 174** hier stehen: **Oremus. Domine Jesu Christe Fili Dei, benedic † candelas istas supplicationibus nostris; infunde eis, Domine, per virtutem sanctae Crucis † benedictionem coelestem, qui eas ad repellendas tenebras humano generi tribuisti; talemque benedictionem signaculo sanctae Crucis † accipiant, ut quibuscumque locis accensae, sive positae fuerint, discedant principes tenebrarum, et contremiscant, et fugiant pavidi cum omnibus ministris suis ab habitationibus illis; nec praesumant amplius inquietare aut molestare servientes tibi omnipotenti Deo. Qui vivis et regnas in saecula saeculorum. R. Amen.**

Es wird hinzugefügt: Darauf mögen sie mit Weihwasser besprengt werden. (*G. W. Fink.*)

FEUERWERK (feu d'artifice; Fire-Work), eine durch die Anwendung des Schießpulvers und anderer brennbarer Substanzen erzeugte Darstellung zum Vergnügen. Es scheint sogar der erste Gebrauch des Schießpulvers — das nach Marcus Gracchus aus sechs Gewichtstheilen Salpeter, zwei Theilen Schwefel und einem Theile Kohle bestand [1]) — besonders diese Bestimmung zu haben; denn Casiri führt aus einer arabischen Handschrift, vom Geheimschreiber des Königs von Ägypten, Shelgab Aldin Abilabasi Ahmadi Ben Fadhi Alla, 1249 abgefaßt, eine Stelle an: „**Serpunt, susurrantque Scorpiones circumligati ac pulvere nitrato incensi, unde explosi fulgurant ac incendunt**“ [2]); und Roger Bacon sagt: „Aus Salpeter und anderen Dingen läßt sich in jeder Entfernung ein Feuer entzünden; es läßt sich sogar Donner und Blitz in der Luft erregen, noch fürchterlicher, als das von der Natur erzeugte. Die Erscheinung entsteht, wenn man Salpeter in eine Hülse von Pergament, von der Größe eines Daumens, verschließt und anzündet, wie es als ein Knabenspiel an mehren Orten der Welt geschieht“ [3]). — Als in der Folge die Verfertigung des Pulvers allgemeiner ward und man mehre zu diesem Gebrauche taugliche Materien kennen lernte, ging man mehr ins Große, setzte ganze Feuerwerke zusammen, die dann bei festlichen Gelegenheiten vor Königen und Fürsten verbrannt wurden. Die Sinesen scheinen durch die Berichte der Reisenden Veranlassung zu dieser, von ihnen vielleicht seit dem 8. Jahrh. gekannten Anwendung des Schießpulvers gegeben zu haben, die bei ihnen weit älter ist, als der Gebrauch der Feuergeschütze, die sie nur seit 1621 kennen. Der Römer Adrian schrieb zuerst davon (**Pyrotechnia, sive libr. 2 de ignibus festivis et jocosis. 1611. 4.**). Von jenen aber kommt das von den Teutschen sogenannte Brillantfeuer her [4]).

Bei jedem Feuerwerke ist zu bemerken: 1) Das Theater oder Gerüste, das von Holz aufgeführt, mit Leinwand überzogen und mit Farben bunt gemalt wird, und bald einen Tempel, eine Säulenhalle, eine Stadt oder Burg u. s. w. darstellt, und oft eine bedeutende Ausdehnung hat, wie der Tempel des Hymen 1739 zu Versailles, der 900 Fuß lang war. Das Hauptgebäude in der Mitte dessel-

1) Liber ignium, ad comburendos hostes, findet sich auf der Universität zu Oxford und ward 1805 zu Paris gedruckt. 2) *Casiri*, Bibliotheca Hisp. Escurialensis. Vol. 2. fol. 3) Opus Majus. (London. 1733. fol.) p. 474 und De secretis naturae, et artis operibus. (Paris. 1542. 4. Hamburg. 1617. 8.) im 6. Cap. 4) Die Missionarien, durch die wir die ersten Nachrichten von den sinesischen Zuständen bekommen haben, beschreiben ein Feuerwerk, das der Kaiser Kang-hi verfertigen lassen und mit eigener Hand anzündete, wo sechs große, in die Erde gegrabene Bränder den Anfang machten, die ihr glänzendes Feuer wol 12 Fuß hoch trieben und als einen goldenen Regen herabfallen ließen. Dann folgte eine große Kiste, an zwei hohe Säulen befestigt (aus der ein Feuerregen herabfiel), durch große Buchstaben von blauer Farbe verziert, und mit vielen Brändern, als Säulen von glänzend weißem Lichte, in einem Halbkreise herumstehend und die finstere Nacht in einen hellen Tag verwandelnd. Das Gerüste war 80 Fuß lang und 40 Fuß breit; auf ihm spielten eine unendliche Menge Raketen, bunte Lichter und Flammen von allen Farben, und Sterne in der Luft, die eine halbe Stunde lang ein gefälliges Schauspiel darboten.

den enthält gewöhnlich eine stehende Sonne und den Namenszug desjenigen, zu dessen Ehren das Feuerwerk abgebrannt wird. Säulen — von der dorischen Ordnung, für kriegerische Gebäude, von der ionischen oder korinthischen aber für einen Tempel des Apoll, des Hymen oder der Aphrodite bestimmt, auch wol Bildsäulen, von jener Bestimmung angemessener Art, dienen zur Ausschmückung des Ganzen. Sie werden auf die Leinwand mit Leimfarben gemalt, die schneller trocknen, als die Ölfarben, auch nicht so leicht entzündbar sind, als diese. Man füllte ehemals alle diese Körper der Bildsäulen, selbst alle besondere Theile des Gebäudes mit ausfahrenden Feuern an und suchte die meisten der übrigen auf dem Theater anzubringen, wodurch jedoch die Größe des letztern zu sehr wuchs und leicht Unordnung und Gefahr entstand. Man begnügt sich daher gegenwärtig blos, dasselbe mit bunten Lampen oder Inseltnäpfen, wie in Schauspielen, oder durch bengalische Flammen stark zu beleuchten, weil ohnedies das glänzende Licht der lebendigen Feuer jede andere Beleuchtung dunkel erscheinen läßt. Es kommt daher blos der Namensbuchstabe mit der hinter und über demselben strahlenden fixen Sonne in die Mitte des Theaters. Die letztere gewöhnlich an eine hohe Säule, oder an ein besonderes Gerüste befestigt, denn ihre Strahlen bilden einen Kreis von 20 — 30 Fuß Durchmesser.

2) Die feststehenden und ausladenden Körper, sowie die laufenden Sonnen und die Cascaden, kommen in die Flügel des Gebäudes; weiter auswärts aber die gewöhnlichen Feuerräder, Umlaufer, Pumpenröhren und Landpatronen, um die Fronte des Ganzen zu verlängern. Sind das Letztere Kammern, werden sie nicht eingegraben, sondern kommen mit dem Balken, auf dem sie stehen, 3 — 4 Fuß über die Erdfläche und mit den Tafelraketen (Tourbillons) vor die Mitte des Gerüstes, um das Verlöschen des Namenbuchstabens zu verdecken, der im zweiten Acte durch einen Buchstaben mit anderem Feuer ersetzt wird. Die Luftkugeln werden gleichzeitig aus Mörsern, links und rechts der übrigen Kunstfeuer, geworfen.

3) Die aufsteigenden Raketen sind hinter dem Gerüste befindlich, damit sie einzeln, oder in Gueridons und kleine Giranden vereint, aus den Seitenflügeln des Gebäudes aufzusteigen scheinen. Hinter der Mitte desselben steht allezeit die große Hauptgirande, von wenigstens 600 — 800 Raketen, jedoch weit genug entfernt, daß sie nicht durch das Ausladen der andern Körper zu früh angezündet werden können, da sich allezeit durch sie das ganze Feuerwerk endigt.

4) Die Wasserfeuer — wenn das Feuerwerk am Ufer eines großen Flusses sich befindet — werden aus wo möglich verdeckten Schiffen, die oberhalb des Gerüstes 100 Schritte von demselben verankert sind, ausgeworfen und ausgesetzt. Der Strom hat dadurch Zeit, die größeren Wasserfässer, während der Zünder brennt, bis vor das Gerüste zu bringen, woselbst sie dann ausladen. Sie bestehen übrigens aus Bienenschwärmen, Wasserlichtern, Wasserkegeln, Wasserpumpenröhren, Wasserschwärmern und Irrwischen, die man entweder nach und nach in das Wasser wirft, oder, in einem Wasserfasse vereint, mit Vorsicht aussetzt und — indem es an einer Schnur gehalten wird — den Brand mit einer langen Zündruthe anzündet. Stehende Gewässer, Teiche oder Landseen haben den Nachtheil, daß die Feuerwerkskörper nicht durch den Strom fortgeführt werden, sondern auf der Stelle, wo sie gezündet sind, auch explodiren, wodurch sie den zündenden Artilleristen leicht Gefahr bringen können und allezeit durch den Rauch umhüllt werden. Man kann in solchem Falle sich blos durch schnelles Fortrudern des Fahrzeuges helfen, und muß deshalb 200 Schritte von dem Gerüste mit dem Zünden anfangen, damit man überhaupt eine Strecke von wenigstens 300 Schritten Länge für die Wasserfeuer bestimmen kann.

5) Um den Anfang und das Ende des Feuerwerkes, auch wol die zwei oder drei Acte desselben zu bezeichnen, werden hinter einem der beiden Flügel, wo möglich unter dem Winde, sechs Kanonen aufgestellt, oder 2 — 4 Reihen von zwölf Kanonenschlägen, sechs Schritte von einander, jeden durch einen dicht dabei eingeschlagenen weißen Pfahl bezeichnet. Die Geschütze werden nach Beschaffenheit des Kalibers mit ½ oder ⅓ des Kugelgewichtes geladen und mit einem guten Vorschlage von Stroh versehen. Rasen dazu anzuwenden, muß wegen der Gefahr von darin enthaltenen Steinen vermieden werden.

Alle hier aufgeführten Feuerwerkskörper unterscheiden sich in Hinsicht ihrer Gestalt und Verfertigung folgendergestalt:

1) Zu den Brändern jeder Art werden die über den Winder im zugehörigen Schwärmerstocke verfertigten und mit einem zugerittenen, doch hinreichend aufgeräumten Kopfe versehenen Hülsen fest auf die Warze des Stockes gesetzt, damit der Kopf durch das Schlagen keinen Schaden leidet. Nachdem der Satz auf dem Abreibebrete mit dem Laufer gut durch einander gerieben und gesiebt worden, daß er eine durchaus gleiche Farbe bekommt, wird derselbe ausgebreitet, die feingeriebene Kohle darüber geschüttet, mit dem Mengeholze gemischt und mit einem Borstwische zusammengekehrt, alsdann in die Mulden geschüttet, die jedoch wegen der Erschütterung nie auf dem Schlagestocke, sondern auf einer besonderen Bank neben demselben stehen müssen. Bei dem Schlagen selbst wird die kalibermäßige Schaufel voll Satz mit dem Setzer abgestrichen, in die Hülse geschüttet, und nachdem mit dem Setzer an dieselbe geklopft worden, mit dem Schlägel — aus hartem Ulmen- oder Hornbaum, ein Pfund schwer, — acht gleichförmige Schläge gegeben. Nun wird der Setzer in die Höhe gezogen, mit dem Schlägel nicht zu stark an den Stock geklopft und nochmals eine gleiche Anzahl Schläge gegeben, deren ganze Zahl sich nach dem Kaliber, d. h. dem Mündungsdurchmesser des Branders, bestimmt, wie sich aus Nachstehendem ergibt:

Kaliber der Bränder.	Schwere des Schlägels.	Zahl der Schläge.	Länge der Hülse.
1 bis 4 Loth.	1 Pfund.	8	4,79 — 7,41 Zoll.
6 „	1 „ 4 Unzen.	12	8,28
8 „	1 „ 9 „	16	9,16
12 „	2 „ — „	18	10,46
16 „	2 „ 6 „	20	11,54
24 „	2 „ 12 „	24	12,39
1 Pfund.	3 „ 6 „	32	12,84
2 „	4 „ 8 „	36	15,17
4 „	Eine Ramme von 26 Pfund, oder, wenn möglich, eine Wasserpresse.	35	18,31

Die Länge der Hülsen hängt von der Bestimmung des Bränders ab, je nachdem er als Schwärmer, Rakete oder als Zünder eines andern Körpers, einer Landpatrone, Lustkugel rc. dienen soll [5]). Ebenso sind auch die Sätze zu den Brändern verschieden, wo es hier nicht, wie bei den Ernstfeuern, auf die Gleichförmigkeit der Zeit ankommt, welche die Zünder der Granaten und Bomben brennen sollen. Die kleinsten Bränder werden blos mit Mehlpulver geschlagen und führen den Namen Schwärmer; man bedient sich ihrer zu dem Versetzen der Raketen und dgl. Sie werden nur ⅔ ihrer Länge voll geschlagen, alsdann wird auf einen papiernen Vorschlag eine Ladung feines Jagdpulver gesetzt und die Hülse zugeritten, gebunden, beschnitten und geleimt. Ein durch den Vorschlag gehendes Loch gibt der Ladung nach dem Verbrennen des festgeschlagenen Satzes Feuer und zersprengt durch dieselbe die Hülse mit einem Knall [6]). Von den stärkeren Brändern bekommen allein die untersetzten Raketen einen Schlag, die übrigen werden mit dem zugehörigen Satze voll geschlagen, wie weiter unten gesagt wird, wo auch die Bestandtheile der Sätze angegeben sind.

Um bei dem Verbrennen ein glänzendes Feuer zu erhalten, werden öfter die, von den Franzosen mit dem Namen fen chinois bezeichneten, Brillantsätze angewendet. Sie bekommen zu dem Ende einen Zusatz von gefeiltem Eisen oder Kupfer und eine größere Menge Salpeter oder Mehlpulver bei weniger Schwefel und Kohlen, um ein schnelles Glühen der Feilspähne hervorzubringen. Anstatt der letzteren bedient man sich gewöhnlich einer Art Eisensandes, indem man glühendes Gußeisen durch Aufgießen kalten Wassers ablöscht, dann auf einem Ambos mit schweren Hämmern zerschlägt, alsdann die dadurch erzeugten unregelmäßigen Körner durch Siebe nach ihrer Größe absondert und numerirt, um durch eine zweckmäßige Vermischung derselben einen lebhaften Strahl mit hellen Funken zu erlangen. Vorzüglicher jedoch für diesen Zweck sind die Bohrspähne aus den Gewehrfabriken, die, zerstoßen und vom Staube befreit, durch besondere Siebe in fünf verschiedene Arten getheilt, deren erste die Größe einer Linse hat. Mit einem wollenen Tuche, worauf etwas Öl getropft worden, abgerieben, werden sie in neuen, gut verstopften gläsernen Flaschen an einem trockenen Orte aufbewahrt, und kommen als geschmiedetes Eisen leichter zum Weißglühen, als jener Sand aus Gußeisen.

Die Sätze zu diesen Brändern sind folgende:

---

5) Die teutschen Feuerwerker benennen ihre Kunstfeuer nach dem Durchmesser einer bleiernen Kugel, durch welche die Höhlung des Schwärmer- oder Raketenstockes gemessen wird, in der Voraussetzung, daß ein Pfund Blei 1",8407443 dresdener = 1",275 französisch zum Durchmesser hat. Es ist daher der letztere für 2 Loth = 0,157"; für 4 Loth = 0,198"; für 6 Loth = 0,755"; für 8 Loth = 1,159"; für 12 Loth = 1,327"; für 16 Loth = 1,463"; für 24 Loth 1,672", endlich ein Pfund = 1,840 dresdener Zoll. Die Franzosen hingegen benennen ihre Bränder und Raketen nach dem Durchmesser der Seele, = ⅔ der innern Weite des Raketenstockes:

9,023	Millimètres	fusée royale	4	Linien.
13,535	—	pet. partement . . .	6	—
15,791	—	partement.	7	—
18,047	—	petite Marquise . .	8	—
20,302	—	Marquise	9	—
22,558	—	Marquise double . .	10	—
		Fusées d'honneur.		
27,07	—	trois douzaines . . .	12	—
33,848	—	quatre douz.	15	—
40,605	—	cinq douz.	18	—
54,140	—	deux pouces	24	—
81,210	—	trois pouces	36	—

6) Zu den Schwärmern wird die Hülse am leichtesten aus Kartenblättern verfertigt, zu den größern Arten der Bränder und zu den Raketen aber wird zu der ersten Bekleidung der Winders (dem Winderblatt) gutes Noten- oder Doppelpapier genommen und vermittels des Leierbretes fest gezogen. Auf dieses Winderblatt kommen nach Beschaffenheit der nöthigen Stärke der Wand noch einige Bogen Schreibpapier als Einlage und zuletzt das Fahnenblatt, das, zu besserem Halt, um 1 Kaliber von Vorn nach Hinten abgeschnitten ist, damit die breite Seite in den Kopf kommt und hier durch Zureiten mit einer Schnure der ⅔ Kaliber lange Kopf gebildet werden kann, der ein ⅓ bis ⅔ weites Brandloch hat, damit der brennende Satz ungehindert ausströmen kann. Der zusammengeschnürte Hals wird durch eine dreifache Schlinge (den Feuerwerksknoten) festgehalten und zuletzt mit dünnem Leim bestrichen.

	Chinesische Sätze.						Von 12 Loth bis 1 Pfund.		Von 2 Pfund.		Von 4 Pfund.	
	Von 3‴.		Von 4‴.		Von 5‴.							
In Gewichtstheilen.	Pf.	Unzen.	Pf.	Unzen.	Pf.	Unzen.	Pf.	Unzen.	Pf.	Unzen.	Pf.	Unzen.
Mehlpulver	1	—	1	—	—	8	1	—	2	—	—	—
Mittleres Kornpulver . .	—	—	—	—	—	—	—	2	—	6	—	—
Salpeter	—	—	—	8	1	—	—	—	—	—	3	—
Schwefel	—	3	—	4	—	3	—	12	—	12	—	8
Kohlen	—	1	—	2	—	2	—	10	—	14	—	12
Eisen zum Brillantfeuer	—	—	—	—	—	—	—	2	—	2	—	2
— — Nr. 2	—	—	—	2	—	2	—	4	—	4	—	3
— — Nr. 3	—	2	—	—	—	—	—	2	—	4	—	6
— — Nr. 4	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—	3
— — Nr. 5	—	4	—	6	—	6	—	—	—	—	—	2

Die Hülsen zu diesen Brändern müssen aus Doppelpapier ⅟₄ Kaliber stark verfertigt und zuerst zwei Schaufeln trockener und klar geriebener Thon vorgeschlagen werden, das Durchbrennen des Halses durch den heftigen Feuerstrahl zu hindern und im Gegentheile das Brandloch in seiner Weite von ⅓ des innern Durchmessers zu erhalten. Auf den Thon kommen zwei Schaufeln fauler Satz, von acht Gewichtstheilen Mehlpulver und 3,25 Kohlen, um das Brandloch zu erwärmen, weil außerdem die Hülse zerspringen würde, wenn das Feuer sogleich mit voller Stärke ansetzt. Die geschlagene Hülse wird zuletzt durch einige festgeschlagene Schaufeln Thon verschlossen und gewöhnlich nicht zugeritten, besonders die größern Kaliber von zwei Pfund und darüber als fixe Sonnen, Cascaden und Feuerfontainen angewendet. Sie dürfen jedoch nicht zu lange vor ihrer Anwendung geschlagen werden, weil die Luftfeuchtigkeit von dem Satze angezogen die Eisenkörner rosten macht, wodurch sie die Eigenschaft des glänzenden Feuers verlieren.

2) Um nun Cascaden darzustellen, wird eine eiserne, 1″ starke, 6′ lange Spindel, die unten als eine Holzschraube geschnitten ist, oben in eine fest eingegrabene Säule von 10 Fuß Höhe eingeschraubt und auf jene eine durchbohrte hölzerne Kugel von 3½ — 4″ Durchmesser geschoben. Sie dient einem sechsseitigen Rade zur Unterlage, auf dessen Felgen zweipfündige Brillantbrander in die dazu vorhandenen Hohlkehlen aufgeleimt und drei Mal festgebunden sind. Vermittels eines durch ein Loch geschobenen eisernen Splintes kommt auf eine gleichmäßige hölzerne Kugel ein zweites, doch nur viereckiges, Rad mit vier einpfündigen Brändern auf seinen Felgen, und ein oben auf die Spindel befestigter vierpfündiger Bränder vollendet die Vorrichtung, die vermittels von Oben herunterwärts gezogener Stoppinen unter einander verbunden ist, damit sie gleichzeitig in Brand kommt. Gegen Nässe und zufällige Entzündung sind die Baumwollenfäden durch papierne Röhrchen gezogen, wozu leere Hülsen der Zündlichter dienen.

Werden jedoch zwei- oder vierpfündige Brillantbränder blos auf starke Pfähle senkrecht befestigt, stellen sie Fontainen dar, oder sie gewähren die Ansicht eines feurigen Berceau, wenn mehre derselben in etwas geneigter Richtung in zwei sich hinten verengenden Reihen einander gegenüber aufgestellt werden.

Die Cascaden können auch vermittels eines Gerüstes von schwachen Säulen und Latten hervorgebracht werden, auf daß die Brillantbränder, stufenweise abwärts geneigt, über einander liegen, sodaß jede obere Reihe zwei Bränder weniger enthält, als die zunächst unter ihr liegende.

3) Feuerräder, sind mit 3, 5 oder 6 geraden Felgen mit Hohlkehlen versehen, um die Bränder auf dieselben leimen und bei einiger Größe derselben, zwei bis drei Mal mit einem Feuerwerksknoten aufbinden zu können. Die Größe der Bränder wird durch den Abstand des Feuerwerkes bestimmt; am häufigsten werden zwölf- und sechszehnlöthige Hülsen angewandt. Bei kleinerem Kaliber derselben ist kein besonderes Rad erfoderlich; ein gleichseitiges Dreieck von schwachen Bretchen dient anstatt desselben, mit Hohlkehlen und einem Loche in der Mitte; für die Form der größern wählt man gewöhnlich das Sechseck, bei dem die Sehne des Kreisabschnittes dem Radius gleich ist, während sie im Siebeneck ꝛc. kleiner wird, und daher kürzere Bränder gibt. Für das Fünfeck hingegen ist das Verhältniß der Sehne zum Radius = 0,58778 : 0,5, denn der Centriwinkel ist 72°.

Bisweilen werden zwei Reihen Bränder auf die Felge des Rades gelegt, wo man dieselben umdreht, daß die zweite Reihe in entgegengesetzter Richtung läuft. Um bei einer Reihe dasselbe zu bewirken, wird die Feuerleitung vom Ende des dritten Bränders nach dem Kopfe des sechsten geführt. Sie kommen dergestalt auf die Felgen zu liegen, daß der Kopf eines jeden an das abgeschnittene Ende des vorhergehenden stößt, wo beide durch eine herübergezogene und mit einer fest geleimten Kappe von Papier bedeckte Stoppine verbunden sind; zugleich ist unter dem Kopfe des ersten Bränders ein schaufelförmiges Blech eingelegt, das zwei Zoll hervorragt, um das Ende des letzten Bränders gegen etwanige Entzündung durch das Feuer zu bewahren. Sie werden mit den vor-

angeführten Brillantsätzen oder mit einem der nachstehenden Sätze geschlagen, nachdem man das zerstoßene Gußeisen mit starkem Branntwein benetzt hat, damit der Schwefel sich besser anhängt, wenn man es vermischt.

	I. Gemeines Feuer.		II. Grünes Feuer.		III. Weißes Feuer.		IV. Sinesisches weißes Feuer.		V. Sinesisches rothes Feuer.	
	Pf.	Unzen.	Pf.	Unzen.	Pf.	Unzen.	Pf.	Unzen.	Pf.	Unzen.
Salpeter	—	—	—	2,40	1	—	1	—	1	—
Mehlpulver	1	—	—	—	1	—	1	—	1	—
Schwefel	—	—	—	6,29	—	8	—	8	—	4
Kohlen	—	4	—	1,44	—	—	—	—	—	4
Eisensand Nr. 2. 5 . . .	—	—	—	—	—	—	—	14	—	14
Metallischer Arsenik . . .	—	—	—	0,96	—	—	—	—	—	—
Salpetersaurer Baryt . .	—	—	2	4,96	—	—	—	—	—	—

Der letztere Bestandtheil von Nr. 2 wird erst hinzugesetzt, wenn die übrigen klar gerieben und gut vermischt sind. Es soll, dem „Magazin der neuesten Erfindungen" 3. Bd. 1. Heft. Nr. 19 zufolge, ein grünes Feuer geben, ein Resultat, dem ein halbes Jahrhundert und länger alle Kunstfeuerwerker erfolglos nachstrebten.

4) u. 5) Die Girande oder Feuergarbe (**Caisse de fusées**), eine Zusammenstellung von 50 und mehr Raketen — deren Anzahl bisweilen über 1000 ist — die, gleichzeitig gezündet, auf einmal sich als ein feuriger Federbusch in die Wolken erheben. In einen großen Kasten verschlossen, dessen Weite nach der Menge der Raketen und dessen Höhe durch die Länge ihrer Stäbe bestimmt wird, ruhen sie mit den Köpfen, vermittels eines einen Zoll unter letzteren eingeschlagenen schwachen Nagels, über dem obern durchbrochenen Boden, der mit Anfeuerungszeug ausgestrichen und leicht mit Mehlpulver bestreut ist. Der untere, 3—4 Fuß tiefer liegende, Boden ist, gleich dem obern, nach der Dicke der Stäbe mit Löchern versehen, die doch etwas enger zusammenstehen, als die in dem obern, um die Ausbreitung der steigenden Raketen zu befördern. Die Löcher im obern Boden stehen 6 Zoll von einander, und beide Boden sind für die größeren Giranden zwischen vier in die Erde fest eingegrabene Säulen eingeschnitten, an den Seitenflächen mit Bretern verkleidet und oben mit zwei beweglichen Fallthüren als Decke versehen, die vermittels angebrachter Rollen leicht und schnell aufgezogen werden kann. Das Zünden wird vermittels einer Stoppine von Unten herauf bewirkt. Man wendet zu diesen großen Giranden ⅓—2pfündige Raketen an, von denen die stärksten und die versetzten außen herum, die kleineren aber in der Mitte aufgehangen werden. Um ihre Wirkung besser in die Augen fallend zu machen, wird der kastenförmige Bau mehr breit als tief eingerichtet und die größte Zahl der versetzten Raketen auf der Vorderseite angebracht. Von 30 bis zu 150 Raketen sind gewöhnlich fertige Kasten in den Laboratorien schon vorhanden, zu 8—16löthigen Raketen eingerichtet, oben mit einem hölzernen Deckel, an einer Seite aber mit einer Öffnung versehen, um die Raketen mit der Hand gehörig richten zu können.

Gleich diesen kleineren Giranden dienen auch die Gueridons zur Ausschmückung des Hauptgerüstes bei einem Feuerwerke. Sie bestehen aus einer Säule, oben mit einem runden Brete und an der Peripherie desselben mit Drahthaspen versehen, um 10—12 Raketen, durch ein Leitfeuer vereinigt, als ein Bouquet auf einmal aufsteigen zu lassen. In der Hälfte des Ständers ist eine zweite runde Scheibe mit Haspen, um die Stäbe beim Steigen dadurch in ihrer Richtung zu erhalten.

6) **Die Kammern** (**pots à feu**), führen diesen Namen von den beweglichen Kammern der alten Steinkarthaunen, deren sich die alten Feuerwerker bedienten, um Signalschüsse zu thun, oder sie mit mancherlei ausfahrendem Feuer zu versetzen. Für diese nicht mehr üblichen Kammern bedient man sich gegenwärtig kleiner eiserner Mörser, 12 Zoll hoch und 5" im innern Durchmesser. Ihr Flug ist vor der Kammer 8,625"; die letztere ist 2" tief, oben 3,625", unten 3,25" weit. Die Eisenstärke ist 1,0625", der Boden 1,375", mit einem schräg abwärts eingebohrten Zündloche, wenn sie als kleine Böller dienen sollen. Dieses Zündloch wird mit einem eingeschlagenen Pfropfe von Holz verstopft und mit Brandkitt verstrichen, um die Kammer mit Schwärmern oder Regenfeuer zu versetzen. Hierauf wird in die untere Kammer ⅓ Pfund Haken- oder Kanonenpulver geschüttet und ein genau passender, 1" dicker Spiegel von Linden- oder Ellernholz im obern Raume bis auf den Absatz der Kammer getrieben, in das in der Mitte desselben befindliche Loch aber ein Schlagröhrchen eingesetzt. Zum Ausstoßen der Versetzung kommen 3 Unzen Hakenpulver auf den Spiegel, das mit einem Hebespiegel von Carton bedeckt wird, der auf beiden Seiten mit Anfeuerungszeug (Teig aus Mehlpulver und Branntwein) bestrichen und am Rande durchlöchert ist, um die augenblickliche Entzündung der mit den Köpfen abwärts in die Kammer gesetzten zweilöthigen Schwärmer zu bewirken, in deren Mitte ein unten schräg abgeschnittener und mit

Brillant- oder nachstehendem Satz geschlagener Bränder steht, sodaß er 4—6" oben herausragt.

Mehlpulver	1 Pf.	12 Unzen.	3 Pf.	4 Unzen.
Salpeter	1 „	4 „	2 „	— „
Schwefel	— „	8 „	1 „	— „
Kohlen	— „	4 „	— „	8 „
Grobe oder Flammkohle	— „	2 „	— „	12 „
Gestoßenes Glas . .	— „	1 „	— „	— „

Zu den Wasserfeuern, wo die Kammern schräg am Ufer eingegraben sind, werden vierlöthige Wasserschwärmer angewendet, deren 22 in eine Kammer kommen. Der Raum über den Schwärmern wird mit Papierspähnen voll gemacht und ein Deckel von Carton aufgeleimt, der in der Mitte ein Loch für den Bränder hat, den man oben mit einem Wulste von Hanf und Kleister versieht, damit keine zufällige Entzündung stattfindet.

Soll die Kammer mit Regenfeuer oder Sternputzen versetzt werden, muß der Hebespiegel völlig durchlöchert sein, und wird oben mit einigen Schaufeln Mehlpulver beschüttet, auf das 1 oder 1½ Pf. Regen kommt. Man schiebt hier den Bränder nicht bis auf den Hebespiegel, sondern läßt zwei oder drei Lagen Sternputzen unter demselben, damit die Versetzung sich völlig entzünden kann, ehe sie herausgetrieben wird. Das hierzu bestimmte

7) Regenfeuer (pluie de feu) wird aus dem mit schwachem Leimwasser (auf ⅛ Pinte Wasser 4 Unzen Leim) benetzten Satze in der Hand zu kleinen Kugeln geformt, äußerlich mit Anfeuerungszeug überstrichen und im Schatten getrocknet. Dieser Satz besteht nach Gewichtstheilen aus

	I. Gewöhnlicher Regen.		II. Sinesischer Regen.			III. Sonnenregen.	IV. Goldregen.
Salpeter	16	16	10	16	—	8	4
Schwefel	6	8	2	4	2	4	4
Mehlpulver	—	—	16	12	16	16	16
Kohle	—	4	1	2	2	7	—
Antimonium	4	1,5	—	—	—	—	—
Eisensand	—	—	5	6	5	—	—
Kolophonium	—	4	—	—	—	—	3/16 feine Baumwolle.
Sägespähne von Tannenholz	—	—	—	—	—	3/4	—

Von den Kunstfeuern, für welche die Versetzung bestimmt ist, hängt die Größe der Regenkugeln ab; für die Raketen gleich dem innern Durchmesser der vierlöthigen Hülse 0,076 Zoll; für die Kammern und Landpatronen 0,0818 Zoll. Als Sternputzen in die Pumpenröhren richtet sich ihre Größe nach dem Durchmesser derselben.

Zu dem Goldregen wird Baumwolle in einer Schüssel ausgebreitet und mit Leinöl übergossen. Nachdem sie ausgedrückt worden, legt man abwechselnd dünne Lagen derselben und die drei oben besagten Materien in einen Kessel, um sie so lange zu stoßen, bis Alles sich wohl vermischt hat, indem man dasselbe dabei mit Weingeist anfeuchtet, worin Kampher aufgelöst worden, daß man kleine, 5 Linien hohe Pyramiden daraus bilden kann, die an einem warmen Orte im Schatten getrocknet werden. Zuletzt wird der Regen in einen Napf mit dünnem Anfeuerungszeug geschüttet, damit die breiähnliche Mischung alle Flächen desselben bedeckt, worauf man ihn in einer Mulde mit Mehlpulver trocknet. Der französische Goldregen wird als kleine Kugeln aus einem Teige von 8 Gewichtstheilen Gummi-Tragant, 8 gröblich zerstoßenem Glase, 4 Auripigment, 3 Salpeter, 3 weißem Ambra und 1 Schwefel, mit 4 Theilen in Branntwein aufgelöstem Kampher angefeuchtet, zu Kugeln in der Hand gebildet und auf die schon erwähnte Art angefeuert.

Der Sonnenregen besteht aus mit Kleister roullirten, einlöthigen Schwärmerhülsen von 4" Länge, mit obigem Satze in einem Stocke ohne Warze, mit vier schwachen Schlägen auf jede Schaufel Satz geschlagen, und auf beiden Enden mit einer eingezogenen Stoppine angefeuert. Sie können auch, gleich den Namen Lichtern, mit weißem Satz gestopft und unten kann ein Schrotkorn als Senkung eingelegt werden; oder man reitet sie an einem Ende zu und gibt ihnen einen Schlag von feinem Jagdpulver.

8) Die Sternputzen werden für die Pumpenröhren insbesondere aus dem weißen Satz Nr. 1 von 1",50 Durchmesser verfertigt, mit Benutzung einer Lehre von Blech möglichst rund geschabt und durch Bestreichen mit Anfeuerungszeug entzündlich gemacht. Ihre Anwendung findet sich weiter unten beschrieben.

9) Ähnlich den vorbeschriebenen Kammern sind die Landpatronen von Holz oder starkem Carton, auf dem Decorationsgerüste großer Feuerwerke zur Versetzung mit Schwarm- oder Regenfeuer bestimmt, und werden, gleich jenen, 3—4 Schritte aus einander in die Erde gegraben, wo — wenn sie nicht einzeln, sondern mehre gleichzeitig spielen sollen — ihre Bränder gehörig tempirt und mit einem guten Leitfeuer versehen sein müssen. Besser werden je sechs Landpatronen vermittels eines im Boden derselben eingesetzten hohlen Schraubenzapfens auf einen 8 Fuß langen, 6" breiten, 3" hohen Balken in das dazu bestimmte Loch, mit 17" Entfernung von einander, eingeschraubt. Durch den Zapfen geht eine vier Linien starke Röhre von weißem Blech, um einen Stoppinensa-

den aufzunehmen, und dadurch die Verbindung mit der in einer ⅕ Zoll tiefen Hohlkehle unterhalb des Balkens hinlaufenden Feuerleitung zu erlangen. Soll jedoch die Ausladung der **Landpatronen** nicht auf ein Mal, sondern tempoweise erfolgen, wird am Anfange des Balkens und neben jedem erwähnten Blechröhrchen ein 2 Zoll langes Stück mit Brändersatz ausgeschlagene, zweilöthige Hülse, aus der zu beiden Seiten Stoppinenfäden heraushängen, eingeleimt, die übrige Feuerleitung durch Stoppinen aber in der Rinne durch eine gekleisterte Papierdecke gesichert. Die 3 — 5 Zoll hohe Landpatrone ist ¼ ihres äußern Durchmessers stark, aus Holz gedreht, oder aus Carton, mit einem hölzernen Boden, verfertigt. Erhält sie einen von Oben hineingeschobenen Brander, um sie einzeln zünden zu können, ist der Kaliber der Versetzung die Richtschnur für den **Bränder** sowol, als für die Ausladung; sie wird daher

Kaliber der Schwärmer zur Versetzung.	Kaliber des Bränders.	Ausladung von Haken- oder Kanonenpulver.
½ Loth.	4 Loth.	2 Loth.
1 „	8 „	3 — 4 „
2 „	16 „	5 — 6 „

Geschieht die Zündung von Unten, auf einem Balken, bedürfen sie keines Bränders, sondern sie bekommen blos einen aufgeleimten Deckel von Carton. Alles Übrige verhält sich wie bei den Kammern.

10) **Luftkugeln** (boulons d'artifice), sind entweder kugelförmig, oder besser cylindrisch, mit einem convexen Boden, weil sie dadurch bequemer die Versetzung aufnehmen können, als bei der erstern Gestalt. Sie werden gewöhnlich aus 25 — 30**pfündigen** Fußmörsern mit cylindrischen Kammern geworfen, denen man auf jedes Pfund des wirklichen Gewichtes der Luftkugel ⅓ bis ½ Unze Ladung gibt. Das Übrige der Kammer wird mit einem passenden Kammerspiegel, oder mit einem Strohvorschlag ausgefüllt, auf den eine Filzscheibe gelegt und auf diese die Luftkugel gesetzt wird, sodaß sie mit ihrem oberen Theile aus dem Fluge des Mörsers emporragt, damit sie nicht durch den Dunst zerrissen wird. Bei einem längeren Mörser ist es daher vortheilhaft, den Raum über der Kammer mit trockenem Stroh oder Heu auszufüllen, bis die Oberfläche der cylindrischen Luftkugel der Mündung wenigstens gleich ist. Die an die Bränder befestigte und aus dem Kessel desselben herabhängende Zündschnure wird bis an das Zündloch des Mörsers herabgeführt, um sie zugleich mit letzterem in Brand zu setzen.

Um die Form der Luftkugel zu bekommen, gibt der Mündungsdurchmesser des Mörsers in zwölf Theile, zum Durchmesser der Kugel, oder von $\frac{8,65}{12}$ Zoll rheinländ. für den 25**pfündigen** Mörser $\frac{11}{12} = 7'',92913$, und von $\frac{9'',17}{12}$ für den 30**pfündigen** Mörser 8'',40587 zu dem Kaliber der Kugel. Dann ist

	Kaliber.	25pfündige Mörser.	30pfündige Mörser.
Die ganze Länge der Luftkugel, mit Einschluß der Abrundung	1,5	11'',8937	12'',6088
Länge des runden Bodens	0,5	3'',9645	4'',20293
Tiefe des hohlen Körpers	1,0	7'',9292	8'',40587
Die Holzstärke desselben	1/9	0'',88101	0'',93398
Der innere Durchmesser	7/9	6'',16707	6'',5388
Die Stärke des Deckels	1/9	0'',88101	0'',93398.

Zur Verstärkung des Körpers wird derselbe in seiner halben Länge in einer dazu gemachten Vertiefung von 0'',75 breit und 0'',125 tief, mit Schnure gebunden und geleimt, hierauf mit feinen Sehnen von Pferden oder Ochsen belegt, nachdem mit einem spitzen Stifte dicht neben einander Löcher in das Holz gestochen und dasselbe mit warmem Leim überstrichen worden. Die Sehnen werden mit einem naßgemachten Schlägel angeklopft und kreuzweis mit andern überlegt, dann wird mit starkem Drell der ganze Körper überzogen, mit Leimwasser eingeseift und mit einer Stoßplatte von Sturzblech benagelt.

Die Bränder, für die 25**pfündige** ein sechslöthiger und für die 30**pfündige** Luftkugel ein zwölflöthiger, werden mit nachstehendem Satz geschlagen: 16 Gewichtstheile Mehlpulver, 8 Salpeter, 4 Schwefel, 2 Kohlen; sodann unten etwas zugeritten und gebunden. Durch vier Löcher in dem Kopfe wird die in demselben befindliche lange Zündschnure festgebunden. Damit der unten schräg abgeschnittene **Bränder** nur so lange dauert, bis die Luftkugel den aufsteigenden Ast ihrer Bahn vollendet, wird er, gleich den **Raketen**, von Hinten angebohrt (w. n. i.), daß vorn 1,5 äußerer Durchmesser Zeug, zur Zehrung, stehen bleibt. Er muß von Vorn bis in Ausladung der Luftkugel reichen, die für die

25pfündige 6 Unzen Kanonenpulver
30pfündige 6—10 „ „ „ ist.

Auf dieser liegt der Hebespiegel und auf denselben rings um den Bränder herum werden die Schwärmer oder der Feuerregen eingesetzt, wie oben bei den Kammern und Landpatronen gesagt. Es war ehemals gewöhnlich, den Bränder von Unten durch den Stoßboden einzuschieben, wo man jedoch Gefahr läuft, den Körper durch den Dunst der Ladung zersprengt, oder im Gegentheile den entzündeten **Bränder** durch dieselbe erstickt zu sehen, daß die **Luftkugel** blind geht. Es ist daher unbedingt sicherer, dieselbe — wie ehemals die Bomben — mit **zwei Feuern** zu werfen.

11) **Namen** (les chiffres), der Hauptperson bei Feuerwerken, ihr zu Ehren angeordnet, befindet sich alle-

zeit auf dem Feuerwerkstheater und läßt sich auf vier verschiedene Arten darstellen: a) durch Lampen, wo die Buchstaben durch geöltes Papier auf einem dunkeln Grunde erscheinen, vermittels gewöhnlicher Theaterlampen beleuchtet, die mit Schöpstalg ausgegossen sind und drei oder vier Dochte haben. Oder, was auch bei bloßen Illuminationen geschieht, man füllt die gläsernen Lampen mit buntem Wasser, auf das nachher das für den brennenden Docht nöthige Öl gegossen wird. Das Wasser muß auf jede zwei Meßkannen mit ¼ Pfund Alaun gekocht und filtrirt werden, um nachher von nachstehenden Farben mehr oder wenig darin zu kochen, nachdem es heller oder dunkler gefärbt erscheinen soll.

Zu grünem Wasser Kupferblumen (Oxyde de cuivre); zu dem rothen sehr feinen Gummilack; zu dem gelben Safran, auch Auripigment oder Rauschgelb, indem Arsenikauflösungen durch Schwefelwasserstoff gefällt werden; zu dem blauen schwefelsaures Kupfer (Sulfate de cuivre), durch Salzsäure aufgelöst und in Vitriolwasser gekocht. b) Nur die blaue Farbe läßt sich zu Buchstaben von geschmolzenem Zeuge (s. den Art. Ernstfeuer) anwenden, weil alle übrigen Farben nur dunkel und schillernd erscheinen. Es werden zu dem Ende die Buchstaben von Bretern in einer der Entfernung der Zuschauer angemessenen Größe ausgeschnitten und mit einem Rande von weißem Blech, ¼ Zoll hoch, versehen. Nachdem nun 64 Gew.-Theile Schwefel in einem irdenen Tiegel über gelindem Feuer geschmolzen sind, werden vier Theile Kupferasche (Oxyde de cuivre), hierauf drei Grünspahn, noch roh und nicht krystallisirt, sehr fein zerrieben, und endlich vier Theile klar geriebene Mennige (Oxyde de plomb rouge) darunter gemischt. Hierauf hebt man das Gefäß vom Feuer und taucht Flocken von geschlagener Baumwolle hinein, um damit die auf die Buchstaben aus Blech gebildete Rinne auszufüllen. So lange diese Baumwolle noch warm und weich ist, werden durch sie kleine Nägel, 3—4 Zoll von einander, in das Bret geschlagen, damit ihre Köpfe die hart gewordene Mischung festhalten. Zu gleichem Behufe während des Brennens der letztern hat der Blechrand, mit 4" Abstand, kleine Löcher, durch die geglühter Eisendraht gezogen wird. Nach völligem Erkalten der Masse wird der Buchstabe dick mit Anfeuerungszeug bestrichen, der hier aus Mehlpulver mit Alkohol (Weingeist), worin Gummitragant aufgelöst worden, zu einem dünnen Brei gemacht. c) Anstatt der eben beschriebenen Verfertigung des Buchstabens aus Baumwolle kann man auch eine sehr locker zusammengesponnene Lunte in die über dem Feuer flüssige Mischung tauchen, und entweder auf das mit weißem Blech überzogene, schwarz angestrichene Bret nageln, oder um den kleineren, aus starkem Draht gebogenen Buchstaben wickeln und nachher auf die vorbesagte Weise anfeuern. Zu rothem Feuer werden auf jede Klafter Lunte 1 Pfund Schwefel, 6 Loth Kolophonium und 2 Loth Kupferasche genommen; zu dem blauen 1 Pfund Schwefel, 2 Loth Kupferasche, 1 Loth Grünspahn und 3 Loth Mennige; zu dem röthlichen 1 Pfund Schwefel, ⅔ Pfund Steinkohlen und 1 Pfund Antimonium; endlich zu dem weißen 1 Pfund Schwefel, 6 Loth Salpeter, 2 Loth Antimonium.

d) Am vorzüglichsten erscheinen die Buchstaben in lebendigem Feuer, bei dem der Satz in Lichterhülsen gestopft wird, die gegen 10 Zoll lang, 4½ Linien dick, aus zwei Mal um den metallenen Setzer herumgehenden Papierstreifen gekleistert sind. Nach dem Trocknen werden die Hülsen auf dem Setzer mit einem Falzbeine ausgestrichen und unten eingebrochen. Nachdem mit gelinden Stößen des Setzers die Mischung eingestopft worden, werden die Lichter in Hinsicht ihrer Länge verglichen, durch oben aufgestrichenes Anfeuerungszeug wird das Herausfallen des Satzes verhindert und 1 Zoll unter dem obern Ende mit einem starken Zwirnfaden von 6" Länge durchzogen, um mit demselben das Leitfeuer anzubinden. Um beim Gebrauche die Lichter zu befestigen, werden sie an einen starken eisernen, unten zugespitzten Draht oder an einen ganzen Bretnagel angebunden, daß die Spitze 6 — 9 Linien hervorsteht, in mit einem Pfriemen vorgebohrte Löcher gesetzt und durch einen stumpfen Meißel senkrecht festgeschlagen. Die Verbindung des Feuers wird vermittels der in die Länge und Quere über die Lichter gezogenen Zündschnure erlangt, die durch papierne Röhrchen läuft, deren Länge dem Abstande der Lichter von einander gleich ist. Neben jedem der letzteren, wo allezeit zwei Röhrchen zusammenstoßen, ist ein am Rande eingekerbter und mit Kleister bestrichener Papierstreifen aufgeklebt, der nachher die Öffnung verschließt. Oben und unten bleiben lange Stücken Zündschnure herabhängen, um den Buchstaben mit den andern Stücken der Decoration zu verbinden und zünden zu können.

Der Lichtersatz ist gewöhnlich weiß, oder ins Rothe spielend, wie Pfirsichblüthen B; zu demselben wird Salpeter, Schwefel und Mehlpulver zusammen gerieben und der Zinnober oder Antimonium darunter gekehrt, Alles dann mit Terpenthinöl befeuchtet, daß er sich etwas ballen läßt. Es ist daher nützlich, die Lichter einige Wochen vor dem Gebrauche liegen zu lassen, damit sich das Öl gehörig durchzieht und sie heller brennen.

	A. Weiß.	B. Röthlich.	C. Rosenfarben.	D. Gelb.	E. Blau.	F. Grün.	G. Grün.	H. Sinesisches Feuer.
Mehlpulver	—	4	3	16	—	—	—	—
Salpeter	16	12	16	16	16	16	5	20
Schwefel	6	4	—	8	8	6	13	1
Kohlen	—	—	—	—	—	—	3	1
Antimonium	4	—	—	—	4	6	—	—

Ferner:

Zu Vorhergehendem.	A. Weiß.	B. Röthlich.	C. Rosenfarben.	D. Gelb.	E. Blau.	F. Grün.	G. Roth.	H. Chinesisches Feuer.
Roher Zinnober . .	—	4	—	—	—	—	—	—
Bernstein	—	—	—	8	—	—	—	—
Kienruß	—	—	1	—	—	—	—	—
Metallischer Arsenik	—	—	—	—	—	—	2	—
Salpetersaurer Baryt	—	—	—	—	—	—	77	—
Gestoßenes Glas . .	—	—	—	—	—	—	—	5
Grünspahn	—	—	—	—	—	6	—	—

A und B sind oft versuchte Sätze; C — F sind von Perrinet d'Orval angegeben, und wie G erst zu versuchen, weil hier Salpeter für das sich als ein Knallsalz erweisende Chlorkali gesetzt ist, dessen Anwendung bei der Bereitung des Satzes und dem Stopfen der Lichter Gefahr bringt.

Es scheint angemessen, bei Anordnung eines Feuerwerkes den Namen aus weißen Lichtern, das Fußgestell mit seinen Verzierungen aus röthlichen B bestehen zu lassen, oder umgekehrt. Wünscht man während des Brennens eine Veränderung des farbigen Feuers, werden die Lichter bis auf die genau abgemessene Hälfte ihrer Länge mit dem einen Satz gestopft, einige Körner Jagdpulver darauf geschüttet, um die Schlacke abzustoßen, und alsdann die andere Hälfte der Hülse mit dem veränderten Satz vollgestopft. Um jedoch einen in weißem Feuer brennenden Namen zum zweiten Act in blauem Feuer zu zeigen, werden hölzerne Cylinder von 2 Zoll Durchmesser und 9 Linien Höhe, oben mit einem ½" hohen Rande von Blech versehen, und mit dem oben beschriebenen, geschmolzenen Zeuge angefüllt, oben mit Anfeuerung bestrichen, und ehe sie trocknet, mit einer dünnen Lage Jagdpulver bestreut. Eine kleine, genau passende Kapsel von Doppelpapier bedeckt die blechene Büchse; sie ist oben zugeritten, um sich an ein 6" langes Stück weißes Namen-Licht fest anzuschließen, wo dann wie bei den Buchstaben aus Lichtern verfahren wird, nachdem die Cylinder vermittels eines ⅓" langen, ⅙" starken Zapfens unter demselben in die gebohrten Löcher des Gerüstes befestigt worden.

Wie überhaupt bei allen Verzierungen der Decoration, wird die Höhe des Gerüstes und die Größe der Buchstaben durch die Entfernung der Zuschauer bestimmt. Jene ist auf 160 Schritte nie unter 5 Fuß, und der Abstand der Namenlichter in der Höhe und Breite 6 Zoll; sie steigt jedoch bis auf 20 Fuß und die letztere auf 9 Zoll. Die Buchstaben, sowie der Fuß derselben und die oft über ihnen schwebende Krone werden im Verhältniß der Breite und Höhe wie 1 zu 9 auf schwache Breter gezeichnet und ausgeschnitten, hinten aber durch angenagelte Latten zusammengehalten. Soll nun das erste Zünden durch ein Schnurfeuer geschehen (vielleicht einen Amor, mit einem Zündlichte als Fackel, auf einem Hippogryphen reitend), müssen vom Anfange zwei Mann mit brennenden Lichtern bereit stehen, um bei der Ankunft dieses zündenden Boten — der vielleicht nicht seine Schuldigkeit thut — das Gerüste in Brand zu setzen.

Bei kleineren Feuerwerken kann man auch den rothen oder grünen Buchstaben auf eine runde, schwarze Scheibe von 4 — 6 Fuß Durchmesser zeichnen, auf deren Umfange 32 Hohlkehlen 4,71 oder 6,78 Zoll von einander ausgestoßen sind, um 32 ein- oder zweipfündige Brillantbrander ausbinden zu können, die dann eine strahlende Sonne bilden, in deren Mitte der Buchstabe erscheint.

12) Pumpenröhren (Chandelles à la Romaine), waren in der früheren Zeit 4 — 5 Fuß lang, aus Holz gedreht, mit weißen Regenkugeln von 2 — 4 Pfund; sie werden aber gegenwärtig durch eine besondere Vorrichtung über einen einpfündigen Winder von 1,64" Durchmesser aus Doppelpapier, äußerlich mit Kleister bestrichen, zusammengedreht und mit einer über zwei Rollen laufenden Schnure, durch ein Gegengewicht gespannt, dicht neben einander umwickelt, um das Papier fest zusammenzudrücken, während der Winder sich zwischen zwei Docken, gleich einer Drehbank, bewegt. Die Schnure wird nachher wieder rückwärts abgewunden, auf dem untern Ende ganz zugeritten, gebunden, beklopft und geleimt. Bei der Versetzung mit den für jede Röhre bestimmten sieben Sternputzen oder rund geschabten weißen Regenkugeln wird zu unterst ein wenig Satz in die Hülse geschlagen, dann die erste Ausladung von grobkörnigem Kanonenpulver eingeschüttet und die leicht in das Rohr gehende Kugel gut angefeuert darauf gesetzt. Nun wird eine 2,72 Zoll lange, 0,95" weite Ladeschaufel, von einem der zwei folgenden Sätze, voll eingeschüttet und zwölf mäßige Schläge mit einem vierlöthigen Schlägel darauf gegeben, um die Kugel nicht zu zerdrücken; eine zweite Schaufel Satz aber bekommt einigermaßen stärkere Schläge. Auf diesen geschlagenen Satz kommt die Ausladung der zweiten Kugel, nach dieser abermals zwei Schaufeln Satz u. s. w., bis die Pumpenröhre voll ist und oben angefeuert werden kann.

	A.	B.
Mehlpulver	1 Pf. — Unz.	2 Pf. — Unz.
Kanonenpulver	— „ — „	— „ 8 „
Salpeter	— „ — „	— „ 12 „
Gekleinte Kohlen	— „ 6 „	— „ 9 „
Grobe oder Flammkohlen	— „ 2 „	— „ 9 „

Um die Stärke der Ausladungen von Kanonen- oder Hakenkugeln zu bestimmen, die wegen des größern Theiles der Röhre, welchen die untern Kugeln durchlaufen müssen, verschieden sind, wird auf AB, einer Horizontale von $\frac{7}{8}$ des innern Durchmessers der Pumpenröhre, die Senkrechte AC von derselben Länge errichtet, der Kreis AD aus B gezogen, der die Linie BC in D durchschneidet. Dieser Bogen AD in sieben gleiche Theile getheilt und aus B durch alle Theilungspunkte Linien gezogen, bekommt man die gehörigen Längen des blechenen Ladungsmaßes CB von 0,80″ im Durchmesser für die unterste Regenkugel, sechs für die zweite u. s. w. Empirisch hat man die Ladung an dem erwähnten, 4″ langen Maße abgetheilt: 3,54 Zoll für die unterste Kugel; 2,73″ für die zweite; 2,24″ für die dritte; 1,77 für die vierte; 1,22″ für die fünfte; 0,89″ für die sechste und 0,22″ für die siebente oder oberste Kugel, die zuerst herausgestoßen wird. Beim Gebrauche werden die Pumpenröhren $2\frac{1}{2}$—3 Fuß von einander senkrecht in die Erde gegraben, oder zu sechs Stücken in hölzerne Rahmen gespannt und zwischen eingeschlagene Pfähle aufgestellt. Für das Wasserfeuer werden die Pumpenröhren auf dieselbe Art verfertigt, müssen jedoch eine Schwemmung von Holz, 12 Zoll ins Gevierte, und unten eine Senkung von Blei erhalten, damit sie im Wasser senkrecht schwimmen.

13) **Rakete** (fusée volante), wol eins der ältesten Kunstfeuer, zuerst als steigend, zur Lust, dann aber auch im Kriege, zu Signalen, zum Anzünden feindlicher Gebäude und endlich als Geschoß gebraucht. Um sie zu verfertigen, bedient man sich des schon erwähnten Schwärmerstockes, der von 4 Loth an ein Raketenstock heißt, und dessen Obersatz $7\frac{1}{3}$ Kaliber oder äußern Durchmesser der Rakete lang ist. Steigt seine Länge bis auf 9 Kaliber, um Bomben- oder Granatenzünder darin zu rouliren, heißen sie **Zünder- oder Brönderstöcke**. Zu ihrer Construction ist die Bohrung des Stockes in 16 Theile getheilt, wo der Obersatz oben $\frac{1}{2}$ Kaliber, unten aber, auf dem $2\frac{1}{3}$ Kaliber hohen Untersatze, $1\frac{7}{16}$ Kaliber, der letztere aber im Fuße $3\frac{11}{16}$ Kaliber stark ist. Ein 1 Kaliber hoher und starker Cylinder steht auf der Mittellinie

Raketenstock.

Obersatz.

Untersatz.

des Untersatzes und trägt die $\frac{5}{6}$ Kaliber starke, $\frac{1}{3}$ Kaliber hohe Warze a, auf die — wenn die Raketen über einen Dorn geschlagen werden sollen — der eiserne, oben spitze Dorn b befestigt ist. Ein durch den Ober- und Untersatz gehendes horizontales Loch c dient, beide durch einen Vorstecker d mit einander, für die Arbeit des Schlagens, zu verbinden.

Die fertige Hülse, nachdem sie im zugerittenen Halse bis auf $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{3}$ Kaliber aufgeräumt worden, wird mit einem der beistehenden Sätze nach Gewichtstheilen geschlagen, wie schon oben bei Bränder angezeigt ist.

	Französische Sätze.				Gewöhnliche:	Teutsche polirte Sätze.		
	Weißes Feuer.		Rothes Feuer.			Mit Brillant.		
	Bis 15 Lin.	Üb. 18 Lin.	Bis 15 Lin.	Üb. 18 Lin.	Von 8 Loth 2 Pfund.	8 Loth — 1 Pf.	2 Pfund.	4 Pfund.
Mehlpulver	12	11	—	—	16	32	32	40 — 48
Salpeter	16	16	16	16	16	32	32	32
Schwefel	7	8,5	3	4	6	12	12	8
Kohlen	—	—	4	6	7 — 8	11	14	16
Gestoßene Eisenspähne	11	12	7	8	—	6 v. Nr. 1	6 v. Nr. 1	6 v. Nr. 1
					—	8 v. Nr. 2	8 v. Nr. 2	8 v. Nr. 2
					—	10 v. Nr. 3	10 v. Nr. 3	8 v. Nr. 3
					—	—	—	6 v. Nr. 4

Wenn die Rakete bis 2/3 der Länge der Hülse geschlagen und die Höhe des Satzes auf letzterer genau angezeigt ist, wird ein Vorschlag von weichem Papier h, 1 Kaliber hoch, fest aufgeschlagen und in der Mitte desselben vermittels des Durchschlages ein Loch gebohrt. Zu dem Vorschlage wird erfodert: auf

4 Loth	1/8 Bogen.	16 Loth	1/2 Bogen.
6 „	1/6 „	24 „	3/4 „
8 „	1/4 „	1 Pf.	1 „
12 „	1/3 „	2 „	2 „

Man schüttet hierauf soviel feines Jagdpulver in m, daß noch 1 Kaliber Höhe für das Zureiten der Rakete übrig ist, welches nach Auflegen eines einfach zusammengebogenen Papieres geschieht, worauf die fertige Hülse beschnitten, beklopft und beleimt wird. Die Rakete wird nun gebohrt, nachdem äußerlich für die Zehrung oder den ungebohrten Zeug g auf der Hülse 1¼ — 1¾ Kaliber hinter dem Kopfe abgemessen und auf dem Bohrer bemerkt ist. Dieser wird in die Spindel der Bohrbank eingesetzt und läuft auf einem Tische zwischen zwei beweglichen Docken, wo er durch ein Rad oder durch eine elastische Wippe bewegt wird, deren Schnure sich um den hölzernen Schnurlauf der Spindel schlingt, und unter sich die Bohrlade, ein hölzernes Kästchen zur Aufnahme des ausgebohrten Zeuges, hat. Die Stärke der vorn als ein scharfer Löffel zugespitzten Bohrer wird durch den Kaliber der Raketen zu 1/6 — 3/8 des inneren Durchmessers, vermittels der blechernen Bohrlehre, bestimmt; doch verlangt ein rascher Satz eine schwächere Bohrung, als ein fauler. Während des Bohrens wird die Rakete fortwährend gedreht und nach einigen Umgängen des Bohrers ganz abgenommen, um die Erhitzung des Bohrers und das Schiefgehen desselben zu hindern. Sobald der Bohrer bis an das mit Rothstein bemerkte Zeichen eingedrungen ist, wird die Rakete zuerst mit einem vierseitigen Spitzbohrer, dann mit einem konischen Hohlbohrer aufgeräumt, damit der Feuerstrahl freien Ausgang findet, weil das Gegentheil das Springen der Rakete zur Folge haben würde. Für diese Raketen ist die Länge der Hülse und die Länge des geschlagenen Satzes folgende; doch sind die vierpfündigen als Raketen nicht üblich.

Kaliber der Raketen.	Durchmesser der fertigen Raketen.	Länge der Hülsen.	Höhe des geschlagenen Satzes von der Mündung.	Länge des Schlages von Jagdpulver.	Gewicht dieses Pulvers.
8 Loth.	1,04 Zoll.	10,50 Zoll.	6,50 Zoll.	3,5 Zoll.	1 Zoll.
12 „	1,19 „	12,00 „	7,25 „	4,5 „	1,25 „
16 „	1,309 „	13,25 „	8,00 „	4,75 „	1,50 „
1 Pfund.	1,64 „	15,00 „	9,00 „	5,5 „	2,50 „
2 „	2,07 „	17,50 „	10,50 „	6,5 „	4,50 „
4 „	2,60 „	21,00 „	12,25 „	7,25 „	6,25 „

Wenn die Rakete sich nicht mit einem Schlage endigen, sondern am Ende ihrer Bahn eine Versetzung von Schwärmern oder Regenfeuer auswerfen soll, wird oben auf die um die Länge des Schlages kürzere Hülse eine leichte Kapsel von Doppelpapier geleimt, 1,25 bis 1,5 des Kalibers weit, einige Schaufeln Mehlpulver, dann die Versetzung eingeschüttet und oben mit einem spitzen Hütchen bedeckt. Jene besteht nach dem Kaliber der Raketen aus:

Raketen zu	Goldregen oder Sternputzen.	Sonnenregen.	Schwärmer.
½ Pfund.	5— 7 Loth.	20 Stück.	13 von ½ Loth.
1 „	11—12 „	25 „	15 „ 1 „
2 „	16—18 „	28 „	18 „ 1 „
4 „	20—24 „	36 „	26 „ 1 „

Ihre Verfertigung ist oben Art. Kammern beschrieben. Da das Bohren der Brillantraketen, wegen des darin enthaltenen Eisens, zu gefährlich sein würde, müssen ihre aus Doppelpapier und Kleister gefertigten Hülsen — wie früher alle Raketen — über einen kegelförmigen Dorn, unten mit einem ¼ Kaliber starken und hohen Ansatz, von da an aber 1/8 — 1/10 schwach zulaufend, geschlagen werden, f.

Zu 8 Loth-Raketen 4¾ Zoll lang; daher die Zehrung 1⅓ Kaliber.

Zu 16 Loth-Raketen 5½ Zoll lang; daher die Zehrung 1⅓ Kaliber.

Zu einpfündigen Raketen 6⅔ Zoll lang; daher die Zehrung 1¼ Kaliber.

Zu zweipfündigen Raketen 8 Zoll lang; daher die Zehrung 1 Kaliber.

Zu vierpfündigen Raketen 9 Zoll lang; daher die Zehrung ⅞ Kaliber.

Es werden dazu drei verschiedene Setzer angewendet, deren längster und mittlerer, der Länge nach ausgehöhlt, für den Dorn sind; nur der dritte und kürzeste, für die Zehrung g (le massif) bestimmt, ist voll und wird gebraucht, wenn der Satz nunmehr die Höhe des Dornes übersteigt.

Um die gebohrten Raketen vermittels des stärkeren Triebes, durch ihre Hohlung erzeugt, gerade aufsteigend zu machen, werden sie, nach Maßgabe ihrer Schwere, durch einen angebundenen, oben 1/3—2/5, unten ⅙ Kaliber starken, pyramidenförmigen Stab von leichtem Holze

im Gleichgewichte erhalten. Die Länge desselben ist ungefähr 7 [illegible] Länge der Rakete, oder nach dresdener Maß:

Kaliber der Raketen.	Länge des Stabes.	Schwere desselben.
8 Loth.	6 Fuß 3 Zoll.	7 Loth.
12 "	7 " 2 [illegible] "	8 "
16 "	8 " 5 [illegible] "	10 "
1 Pfund.	9 " 6 [illegible] "	16 "
2 "	11 " 5 [illegible] "	23 "
4 "	13 " 4 [illegible] "	1 Pfund 14 "

Oben am starken Ende ist eine Hohlkehle ausgestoßen, worin die Rakete vermittels dreier Einschnitte dergestalt mit Feuerwerksknoten festgebunden wird, daß der Schlag, oder die Versetzungskapsel oben übersteht und die Rakete zwei Zoll unter dem Kopfe mit dem Stabe im Gleichgewichte ist. In England hat man bisweilen in der neuern Zeit anstatt des Stabes eine Reihe, nach der Form desselben über einander gesetzter und mit Papier überzogener, Patronen oder Schläge aus Carton angewendet, die durch eine Zündschnure verbunden sind, damit sie mit dem Schlage oder der Ausladung der Rakete zugleich Feuer bekommen und zerrissen werden. Man vermeidet dadurch die bisweilen vorkommenden Beschädigungen der zündenden Artilleristen oder Zuschauer durch die herabfallenden Stäbe.

In die Zahl der versetzten Raketen sind auch die Perlraketen zu setzen, die unmittelbar nach dem Anzünden, während des Aufsteigens, glänzende Sterne einzelnen Perlen ähnlich herabfallen lassen. Zur Verfertigung dieser Sterne, aus 8 Gewichtstheilen Salpeter, 3 Schwefel und 2 Antimonium, werden diese zusammengemischten Materien in einer Schüssel mit warmem Leimwasser (8 Loth feinen Leim auf eine Meßkanne Wasser) dergestalt angefeuchtet, daß sie sich ballen lassen, ohne doch die Hand naß zu machen, weil sie außerdem zu hart werden und nicht so gut brennen, während sie auseinanderfallen, wenn sie zu trocken, oder mit zu wenig Leim verfertigt sind. Von diesem Satz wird vermittels einer Form von 1,10 dresdener Zoll Weite — aus einer blechenen Röhre mit darin beweglichem Setzer bestehend — soviel genommen, daß man vier verschiedene Gattungen kleiner Cylinder von 1, ¾, ½ und ¼ Kaliber Höhe bekommt, die im Schatten getrocknet und wie der Goldregen angefeuert werden. Sie werden nachher in die für ½ oder einpfündige Raketen bestimmten und neben dieselben zu beiden Seiten, wo sie am Stabe liegen, angebundenen Röhren aus dreifachem Doppelpapier, von ¾ der Länge jener, dergestalt geschoben, daß die zwei stärksten zu unterst kommen u. s. f., bis oben die kleinsten, damit sie nicht länger brennen, als bis sie auf die Erde herabfallen. Unter jede derselben kommt eine Schaufel Satz von 16 Gewichtstheilen Mehlpulver, 6 Salpeter, 6 Musketenpulver, 4 klare und 4 grobe Kohlen, mit einem Satze gelind zusammengedrückt, welches 10—12 Cylinder von den vier verschiedenen Stärken erfodert. Bei dem Füllen der beiden Röhren für dieselbe Rakete muß jedes Mal in der einen da ein Cylinder sich befinden, wo die andere Satz hat, damit das Ausstoßen der Sterne unausgesetzt erfolgt. Die auf jede gut angefeuerte Röhre befestigte baumwollene Zündschnure wird beim Anbinden der Röhren durch ein im ebenfalls angefeuerten Kessel der Rakete gebohrtes Loch gezogen und mit einem aufgekleisterten Blättchen Papier bedeckt, damit beide Röhren zugleich mit der 16—24löthigen oder einpfündigen Rakete Feuer bekommen.

Ähnlich ihnen sind die Strahlraketen, wo an eine einpfündige Rakete zwei sechslöthige Brillantbränder von 3 Kaliber Länge, wie die erwähnten Röhren, angebunden werden, oder auch drei gewöhnliche Raketen von kleinerem Kaliber an einem Stabe. Ihre Wirkung kommt jedoch der der Perlraketen beiweitem nicht gleich.

Die Kometraketen haben, über dem Vorschlage, anstatt der Versetzung vier kurze, starke Röhren, mit weißem Namenfeuer gestopft, kreuzweis horizontal gelegt und mit dem Kopfe der Rakete durch Zündschnure verbunden.

Sind hingegen sechs einlöthige Bränder unter einem Winkel von 45° auf den Kopf einer gewöhnlichen Rakete befestigt, trägt sie den Namen einer Parasolrakete.

Bindet man jedoch einen Umlauferbrand von dem halben Kaliber der Rakete horizontal auf den Kopf derselben, nachdem links und rechts zwei Löcher zum Treiben in jenen eingebohrt und er zum Zünden mit dem Kopfe der Rakete verbunden worden, steigt diese spiralförmig mit einer drehenden Bewegung auf.

Weniger Beachtung verdient das Mittel: bei dem Aufsteigen einer Rakete einen Buchstaben erscheinen zu lassen, der von Carton in einem parallelogrammen Rande ausgeschnitten und mit den langen Seiten desselben an zwei Fischbeinstäbe befestigt ist. Der Buchstabe wird mit baumwollener Lunte bewickelt, die in 16 Salpeter, 8 Schwefel und 4 Gewichtstheilen Mehlpulver mit Leimwasser eingeweicht worden. Gut angefeuert wird das Parallelogramm mit einer Seite an den oben hervorstehenden Raketenstab genagelt, und so zusammengewickelt, daß es blos den Raum einer gewöhnlichen Versetzungsbüchse einnimmt und mit einer Zündschnure zusammengebunden, durch das schnelle Verbrennen derselben das Fischbein freiläßt und den Buchstaben zeigt. Es liegt auf der Hand, daß die Wirkung nur gering sein, nicht für große Feuerwerke brauchbar sein kann.

Zu dem Anzünden der Raketen bedient man sich eines Raketenbockes, eines senkrechten Balkens, eingegraben oder auf einem festen Fuße stehend, mit zwei horizontalen Querlatten, an deren obere die Raketen aufgehangen und mit ihren Stäben durch die Haspen der untern beim Steigen in senkrechter Richtung geleitet werden. Wenn sie im Kopfe gehörig angefeuert sind, wird das Zündlicht in schräger Richtung daran gebracht, damit der Feuerstrahl nicht gerade hineindringt, dies würde unfehlbar das Springen der Rakete herbeiführen. Mehre gleichzeitig steigen zu lassen, dienen die Girandolen und Giranden (s. d. oben).

Noch ist bei Anwendung der Raketen zu Signalen mancherlei Art die Höhe zu bemerken, um daraus zu

schließen, in welcher Entfernung sie gesehen werden können. Vorausgesetzt, daß alle stärker mit einem raschen Satz geschlagenen Raketen sich höher in die Luft erheben, als die, welche einen fauleren Satz enthalten, geben Robin's Versuche, mit einem Instrumente von 38 Zoll Radius angestellt, folgende Höhen an:

Durchmesser der Rakete.	Erreichte Höhen.
1″ 6‴	2229
2″ 6‴	3000
3″ —	3762
3″ 6‴	3327

Bei einem in Hanover 1786 angestellten Versuche konnten die einpfündigen Raketen der Artillerie auf sechs geographische Meilen gesehen werden; auf noch größere Entfernungen sind sie wegen des kleinen Sehwinkels mit bloßen Augen nicht mehr sichtbar. Sie stiegen

die 10löthige,	½pfündige,	¾pfündige,	einpfündige,
1649 Fuß.	1485 Fuß.	2599 Fuß.	3403 Fuß.
3788 „	6858 „	4887 „	8581 „
Die mittleren Höhen waren:			
2714 Fuß.	4171 Fuß.	3743 Fuß.	5992 Fuß.

Noch stärkere Raketen soll der dänische Artilleriehauptmann Schumacher in Kopenhagen angegeben haben, die ein so helles Licht verbreiteten, daß man es auf eine Entfernung von 30 Stunden sehen kann. Die auf der Insel Hjelm steigenden Raketen und ihr Zerspringen wurde in Kopenhagen durch ein gewöhnliches Beobachtungsteleskop wahrgenommen.

14) Schlag (petarde oder peterolle), ist eine kurze, 1½ — 2 Kaliber lange Hülse, über einen 12löthigen in einem 16löthigen Stock verfertigt, mit Jagdpulver angefüllt, oben und unten zugeritten, gebunden, beschnitten, beklopft und geleimt. Ein mit Mehlpulver voll gestopfter Federkiel dient zum Anzünden des Schlages. Die größeren, bei Feuerwerken das Stückfeuer vertretenden, Kanonenschläge sind 2 — 4 Zoll große Würfel aus Carton, mit feinem Pulver gefüllt und vierfach mit Bindfaden dicht umwunden, sodaß die Lagen desselben sich kreuzen. Ein kleiner Bränder wird zum Zünden in der Mitte oder in einer Ecke eingeschoben.

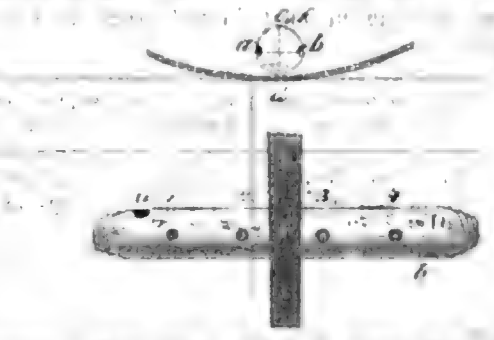
15) Sonne (gloire), nächst dem Namen das Hauptstück eines jeden Feuerwerkes, das jenen bisweilen ersetzt, oder auch ihn zu verherrlichen dient, wenn der Buchstabe in buntem Feuer in der Mitte der Sonne sich befindet. Die fixe oder stehende Sonne wird durch zwei concentrische Ringe gebildet, die man mit starken Schraubenbolzen an zwei neben einander eingegrabene Säulen befestigt. Der größere hat 8 — 10 Fuß und der kleinere 4 — 6 Fuß Durchmesser, und jeder enthält in den dazu vorhandenen Hohlkehlen 32 ein- und zweipfündige Brillantbränder, mit Bindfaden gut angebunden und mit in Papierröhrchen über sie hinlaufenden Zündschnuren versehen.

Die laufende Sonne wird durch zwei oder vier Bränder gebildet, auf ein vierseitiges Bretchen mit Hohlkehlen auf den Seitenflächen geleimt und festgebunden. Sie sind mit nachstehendem Satz geschlagen:

	die einpfündigen;	die zweipfündigen;
Mehlpulver . . .	16 Gewichtstheile.	24 Gewichtstheile.
Musketenpulver .	1 „ „	0,5 „ „
Gestoßene Eisenspähne	8 „ „	6 „ „
		nämlich:
	2 von Nr. 1.	2 von Nr. 1.
	3 „ Nr. 2.	3 „ Nr. 2.
	1,5 „ Nr. 3.	1 „ Nr. 3.
	1,5 „ Nr. 4.	

Von den vier Brändern hat Nr. 1 und Nr. 3 einen Kessel mit dem Brandloche als Kopf, Nr. 2 und 4 aber letzteres an der Seite. Vor letzteres ist ein gebogenes Stück Blech befestigt, ebenfalls mit einem Brandloche versehen, um das zu schnelle Ausbrennen desselben zu verhindern. Damit immer zwei Bränder zugleich sich entzünden, werden die beiden mit Köpfen durch Zündschnüre mit den Brandlöchern der seitwärts angebohrten verbunden und mit einem Papierdeckel überkleistert.

16) Tafelrakete (tourbillon), ist ein 6 Kaliber langer, 16löthiger oder einpfündiger Bränder, mit raschem Raketensatz geschlagen, an beiden Seiten zugeritten und



verleimt. Man theilt nun den äußern Kreis der Hülse in vier gleiche Theile und bohrt auf zwei einander gegenüberstehenden Seiten a und b ⅓ Kaliber von dem Ende ein Loch bis mitten in den Satz; in die dritte, mittlere Linie f, nachdem sie in fünf Theile getheilt, werden in den Theilungspunkten 1, 2, 3, 4 ebenfalls mit einem sehr scharfen Hohlbohrer ⅛ Kaliber weite, inwendig glatte Löcher eingebohrt. In die Mitte f dieser vier Löcher wird ein krummer Spahn aus leichtem Holze mit ausgeglühtem Drahte befestigt, auf die entgegengesetzte Seite aber ein Schlag gebunden. Nachdem die sechs Brandlöcher gut angefeuert, durch Zündschnure unter einander verbunden und mit Papier überkleistert sind, wird der Tourbillon mit den Löchern und dem Spahne auf einem glatten Brete entzündet, und bekommt, durch die vier untern Löcher in die Höhe getrieben, zugleich eine drehende Bewegung, mit der er sich schnell erhebt.

17) Umlaufer (tourniquet), der laufenden Sonne nicht unähnlich, ist eine halb- oder einpfündige Hülse,

mit einem der beiden folgenden Sätze voll geschlagen und am Kopfende zugeritten und verleimt.

	I.		II.
Mehlpulver	28	Gewichtstheile.	20 Gew.
Kornpulver	1	" "	— "
Salpeter	8	" "	6 "
Kohlen	4	" "	2,5 "
Schwefel	—	" "	3 "

Unten bleibt 1 Kaliber der Hülse leer, um sie an den runden Zapfen der kugelförmigen Nabe, dem zweiten Bränder gegenüber, fest leimen zu können. In beiden werden die Treiblöcher an der Seite eingebohrt; von dem Ende des einen wird eine Zündschnure nach dem Brandloche des andern gezogen und mit Papier verkleistert, damit nach dem Verbrennen des ersten Bränders der zweite sich entzündet, der sich dann durch einen aufgebundenen Schlag endigt. Sind die Bränder mit Brillantsatz geschlagen, heißen es laufende Sonnen.

18) Wasserfeuer (feu aquatique), ist ein wichtiger Theil jedes größeren Feuerwerkes, das in der Nähe eines Flusses ausgeführt wird, der nicht zu reißend strömt und die erfoderliche Tiefe hat, damit die tief gehenden Körper nicht auf den Grund stoßen. Die verschiedenen Arten der Wasserfeuer sind: Bienenschwärmer, Irrwische, Kammern, Kegel, Lichter, Pumpenröhren, Räder, Schwärmer und Wasserfässer. Sie unterscheiden sich von den Landfeuern durch etwas faulere Sätze, weshalb sie nicht so stark geschlagen werden, als jene.

a) Die Bienenschwärmer sind nichts anderes, als eine Anzahl Wasserschwärmer in einem hohlen Cylinder aus lindenem oder elsenem Holze gedreht, mit einem kugelförmigen Boden, unten mit einem Pfund Blei in einem dazu bestimmten Loche des Bodens, als Senkung, und oben mit einer Schwemmung von Tannenholz versehen, die ringsherum ½ oder ⅓ Durchmesser des Körpers hervorsteht, damit er aufrecht schwimmend im Wasser erhalten wird. Bei einer Holzstärke von ⅛ seines Durchmessers und am Stoß ⅓ desselben, hat er oben einen Einschnitt für den Deckel und außerhalb unter der Schwemmung einen ¼ Durchmesser breiten, 2 Linien tiefen Einschnitt, um ihn gegen das Aufreißen des Holzes mit starken Schnuren zu umbinden. Er wird hierauf in warmes — doch nicht siedendes — Pech bis über die Schwemmung getaucht, um ihn völlig wasserdicht zu machen. Zur Versetzung des Körpers werden Wasserschwärmer (s. unten) genommen, nachdem man die Ausladung von Kanonenpulver oder grobem Musketenpulver eingeschüttet und einen, auf beiden Seiten mit Branntweinteig bestrichenen, am Rande durchlöcherten Hebespiegel eingelegt hat. Zwischen die Schwärmer wird der mit Brillant- oder Wasserkegelsatz geschlagene, unten schräg abgeschnittene Zünder eingesetzt; die Zwischenräume werden mit Papierspähnen fest ausgestopft, und zuletzt der dadurch verglichene obere Raum mit dem Deckel verschlossen, den man um den Zünder mit einem Wulst von nassem Papier umleimt und mit warmem Pech übergießt.

Zahl der Schwärmer zur Versetzung.	Kaliber der Schwärmer.	Kaliber des Zünders.	Ausladung.	Innerer Durchmesser der B.-Schw.
43 in drei Reihen.	3 Loth.	½ Pfund.	⅜ Pfund Kanonenpulver.	6 oder 7 Zoll.
48 in drei Reihen.	4 Loth.	1 Pfund.	⅞ Pfund Kanonenpulver.	8 Zoll.
80 in vier Reihen.	4 Loth.	1 Pfund.	¾ Pfund Kanonenpulver. ¼ Pfund Mehlpulver.	10 Zoll.

b) Kammern oder Uferpatronen, weichen von den unter diesem Namen oben beschriebenen Körpern blos durch die Versetzung ab, die hier nur aus Wasserschwärmern besteht, weil sie von den dicht am Ufer, 45° gegen das Wasser geneigt, eingegrabenen oder auf einem Balken vereinigten Patronen (Pots à feu) in dasselbe geworfen werden. Alles Übrige ist, wie oben Nr. 6, auseinandergesetzt worden.

c) Wasserkegel (dauphins), sind durch ihre Wirkung gleichsam wie die Raketen unter den Landfeuern; haben 9—10 Kaliber lange Hülsen mit Brillantsatz, oder einen der beistehenden Sätze, nicht zu stark geschlagen:

	Nr. I.	Nr. II.	Nr. III.
Mehlpulver	40	16	112 Gewichtstheile.
Kanonenpulver	1	6	— " "
Salpeter	24	48	56 " "
Schwefel	12	12	28 " "

	Nr. I.	Nr. II.	Nr. III.
Klare Kohlen	8	8	16 Gewichtstheile.
Grobe Kohlen	3	8	8 " "
Faulholz	5	-	4 " "
Gestoßenes Glas	1½	3	— " "

Die fast bei allen Wasserfeuern unentbehrliche Schwemmung 1 Kaliber unter dem Halsbunde ist 1 Kaliber dick und 3 oder 4 Kaliber im Durchmesser. Die Brillantkegel jedoch, mit einem der Sätze von Nr. I der Bränder geschlagen, bekommen wegen ihres heftigen Feuers, das unterwärts auf sie drückt, größere Schwemmungen, die ins Gevierte halten:

	Größe der Schwemmung.	Gewicht der Senkung unterhalb des Schlages.
Bei den ½pfündigen Kegeln	10 Zoll.	2 Loth Blei.
" " 1 " "	14 "	3 " "
" " 2 " "	16 "	5 " "
" " 4 " "	20 "	7 " "

Die Lichterkegel sind dergestalt in achtlöthige Kegelhülsen geschlagen, daß zuerst oder oben drei Schaufeln von einem der vorhergehenden Sätze Nr. I — III. kommt, wornach zwei Schaufeln von 24 Gewichtstheilen Salpeter, 12 Schwefel, 8 Antimonium gestopft und ⅔ der völligen Länge der Hülse mit Brillantsatz voll geschlagen werden. Unten kommen der gewöhnliche Schlag, die Senkung von einem Loth Blei und oben eine Schwemmung von 5 Kalibern im Durchmesser.

d) Die Wasserlichter (lances à feu) werden, um schwache Hülsen zu bekommen, aus Doppelpapier über einem sechslöthigen Winder in einem vierlöthigen Stocke verfertigt, mit dessen zugehöriger Schaufel und Schlägel sie auch geschlagen werden; nämlich zuerst drei Schaufeln der Mischung A, hierauf zwei Schaufeln von B eingestopft und die noch fehlenden ⅔ der Hülse mit A erfüllt. Sie erhalten unten eine Senkung von ⅔ Loth Blei, werden zugeritten und verleimt, und oben mit einer eingebundenen Hanfstoppine versehen.

	A in	B Gewichtstheilen.
Mehlpulver . . .	16	—
Salpeter	5	24
Schwefel	3	12
Kohle	8	—
Antimonium . . .	—	8

e) Die Wasserpumpenröhren sind in Hinsicht ihrer Verfertigung und übrigen Einrichtung ganz den bei dem Landfeuer beschriebenen Pumpenröhren gleich, nur müssen sie unten noch eine Senkung, wie die einpfündigen Wasserkegel, und oben eine Schwemmung von 12 Zoll ins Gevierte haben.

f) Ein gewöhnlicher Umlaufer (s. dies.) ist das Wasserrad (tourniquet aquatique); er bewegt sich um eine aufrecht stehende, gut befestigte Spindel auf einem Brete von 4 Fuß ins Gevierte.

g¹) Wasserschwärmer (lardon aquatique) sind mit einem der beistehenden Sätze, doch nicht so fest, wie die Landschwärmer, geschlagen:

	Nr. 1.	Nr. 2.	Nr. 3.
Mehlpulver	8	16	16
Salpeter . .	16	8	—
Schwefel . .	4	4	—
Kohlen . .	6	8	6½

Sollen sie stehend im Wasser brennen, muß man ihnen eine Senkung von ½ oder ¼ Loth Blei hinzufügen.

g²) Eine Untergattung von ihnen, gleichwie sie nur zu dem Versetzen bestimmt, sind die Irrlichter (grenouillères), die ruhig auf dem Wasser schwimmend, plötzlich aus demselben in die Höhe springen und mit raschem Feuer Räder schlagen. Ihre Hülse ist zu dem Ende aus Doppelpapier in einem vierlöthigen Stocke, sechs äußere Durchmesser (5½ Zoll) lang, gekleistert (nachdem der erste Umschlag trocken aufgewunden worden) und nachher im Leierbret zusammengepreßt, damit der Kleister sich gleich vertheilt und das Überflüssige herausgedrückt wird. Die im Schatten getrocknete Hülse wird beschnitten, der Kopf zu 1 Kaliber groß zugeritten und in sechs Theile abgetheilt, die man abwechselnd mit faulem und mit raschem Satz geschlagen, welcher letztere stärker, der erstere aber nur mäßige Schläge bekommt. Unten an die fertige Hülse wird die Blase B einem — durch die Erfahrung bestimmten — Winkel von 115° angesetzt. Sie ist in einem sechslöthigen Stocke über einem zwölflöthigen Winder gekleistert, unten zugeritten, verschnitten und geleimt, oben aber schräg abgeschnitten, und enthält eine vierlöthige Schaufel⁶) Jagdpulver als Schlag. Zu dem Ansehen dieser Blase an das Irrlicht hat man ein hölzernes Dreieck, in dessen beiden obern Seiten Hohlkehlen von 7 und 5" zum Brande und zur Blase ausgestoßen sind, um die beiden, gehörig abgeschnittenen Hülsen hineinzulegen und in ihrer Zusammensetzung durch mit Kleister bestrichene Papierstreifen verschlossen. Die beiden Sätze sind:



Fauler Satz.		Rascher Satz.	
Mehlpulver	16	Mehlpulver 16 oder Mehlpulv.	16
Kohlen . .	6½	Jagdpulver 8	Jagdpulv. 4
			Eisenspähne 4

Zuletzt wird der Kopf der Irrlichter mit hänfener Zündschnure — gleich allen zur Versetzung in die Bienenschwärmer und Wasserfässer verfertigten Kunstfeuern — bezogen und gut angefeuert.

h) Wasserfaß (cuve à feu), ein großer Bottich oder Faß von weichem Holze, groß genug, um die zur Versetzung bestimmten Körper aufzunehmen, über und über mit Reifen belegt, mit einem doppelten Boden, um die Senkung von grobem Kies oder Sand hineinzufüllen. Diese muß so schwer sein, daß nach völliger Ladung des Fasses noch ⅙ seiner Höhe aus dem Wasser emporsteht, um durch die Ausladung nicht völlig untergedrückt zu werden. Die Maße der Wasserfässer sind in Zollen:

6) Die Ladeschaufeln sind um einen hölzernen Handgriff befestigt, der den Durchmesser des Setzers zum Maße hat. Ihre Länge ist von 4 — 24 Loth, 2½ von 1 — 4 Pfund oder 2½ Durchmesser.

Höhe des Fasses.	Weite des Fasses.		Innere Tiefe des Fasses.	Kaliber des Zünders.	Ausladung von Kanonenpulver.	Versetzung.
	Oben.	Unten.				
18"	18"	18"	11"	1 Pfund.	1/2 Pfund Mehlpulver. 1/2 " Kanonenpulver.	100 Irrlichter.
20	13	13	13	1 "	1 Pfund.	100 Wasserlichter.
20	14	14	13	1 "	1 "	130 Wasserlichter.
22	21	21	15	2 "	2½ "	450 Wasserlichter.
23	19	19	15	1 "	2½ "	40 achtlöthige Wasserkegel.
24	20	18	16	2 "	3 "	60 achtlöthige Kegel.
24½	20	18	16	2 "	3 "	60 Lichterkegel.
27	24	22	17	2 "	4½ "	12 einpfündige Kegel. 12 einhalbpfündige Kegel. 20 achtlöthige Kegel. 24 vierlöthige Schwärmer. 8 Pf. weißer Regen.
26	24	24	18	2 "	3/4 Pfund und 1/4 Pfund Mehlpulver.	200 Irrlichter.

Die Ausladung wird in vier Theilen in ebenso viel auf der einen Seite rund, auf den andern beiden rechtwinkelig aus Doppelpapier verfertigte Kapseln geschüttet und auf dem Boden angenagelt, von Oben herein vielfach durchstochen, mit Anfeuerungszeug bestrichen und mit Mehlpulver bestreut. Der Zünder, mit gewöhnlichem Brändersatz geschlagen, unten schräg abgeschnitten und durch eingeleimte Stücken Leder an den Hebespiegel genagelt, der in der Mitte ein Loch für den Zünder und um denselben mehre kleinere Löcher zur Fortpflanzung des Feuers hat. Auf ihm sind drei hölzerne Streifen eingezapft, die bis an den obern Deckel des Fasses reichen, um ihn beim Ausladen sogleich herauszustoßen. Die Versetzung wird auf den Hebespiegel geordnet und dabei werden die Lichter auf ihre Köpfe gestellt, zuletzt wird der Deckel leicht aufgenagelt, mit Papier umlegt und mit Pech übergossen.

Noch sind Wasser-Girandolen vorgeschlagen worden; da sich aber selten eine solche Wassertiefe findet, als die Raketenstäbe erfodern, und die Wirkung einer immer nur kleinen Zahl steigender Raketen deshalb nicht nach Wunsch ausfallen kann, ist es besser, sie blos zu den Landfeuern zu verweisen, wo sie ihre angemessene Stelle finden.

Bei allen Wasserfeuern kommt vorzüglich die Stellung der Zuschauer, die Disposition des Feuerwerkes, die Tiefe, Richtung und Geschwindigkeit des Stromes, die Größe und Beschaffenheit der Fahrzeuge und die Sicherheit der zündenden Feuerwerker in Betracht. Die Schiffe von mittlerer Größe werden in schräger Linie über den Strom, 15—20 Schritte im Lichten von einander entfernt, verankert, und haben jedes zwei kleine Fahrzeuge zur Rettung für die Artilleristen, wenn eins der Schiffe durch hineinfliegendes Feuer in Brand kommen sollte. Zur Verhütung desselben werden die einzelnen Kunstfeuer in gut zugedeckten Kasten geordnet und vertheilt, sodaß sie sicher und bequem ausgesetzt und gezündet werden können, und daß selbst eine unwillkürliche und zufällige Entzündung keine Gefahr bringen kann. Die größeren Körper: Bienenschwärmer und Wasserfässer, werden daher mit einem längeren Luntenstocke gezündet, nachdem man sie an einer Leine etwas stromab treiben lassen, damit sie gezündet schneller fortschwimmen. Ihr Bränder wird daher nicht eher von der Kappe befreit, bis sie ins Wasser gesetzt sind.

Eine richtige Vertheilung der Artilleristen zu den verschiedenen Posten ist nothwendig, um jede gleich störende und gefährliche Unordnung zu verhindern. Das Zünden geschieht mit Lichtern, deren Verfertigung oben, nebst der Zubereitung der Lunte und Zündschnure, unter dem Art. Ernstfeuer in dieser Encykl. 1. Sect. 37. Th. S. 314 beschrieben worden. Sie müssen in hinreichender Menge für die Feuerwerker und an die überall aufgestellten Reserveleute gegeben werden; auch müssen auf jedem Posten zwei brennende Lunten vorhanden sein.

Bei der Bestimmung der Zahl und Arten der verschiedenen Kunstfeuer zu einer Darstellung ist nächst Zeit und Ort auf die Veranlassung und auf die darauf zu verwendende Summe Geldes (von 10,000 bis 20,000 Thlrn.) Rücksicht zu nehmen. Von dieser werden 1/5 oder 1/4 zu dem Bau und der Erleuchtung des Gebäudes, zur Decoration abgegeben. Der Überrest wird in vier Theile, nämlich 1/4 zu der großen Girande, 1/4 zu dem Wasserfeuer, wenn ein solches stattfindet, und 2/4 zu den Landfeuern angewandt.

Das Abbrennen selbst muß stets ein lebhaftes Feuer, mit gehöriger Abwechselung der verschiedenen Arten desselben, unterhalten; denn allein dadurch läßt sich eine gute Wirkung des Ganzen erreichen. Gewöhnlich werden drei Acte unterschieden, nach deren jedem ein kurzer Halt! dem aufsteigenden Rauche Zeit gibt, sich zu verziehen; er würde außerdem die Ansicht der hinterwärts befindlichen Feuer hindern.

Der I. Act beginnt allezeit mit zwölf Kanonenschüssen, oder soviel starken Schlägen, während die Erleuch-

tung der Decoration und des Namenszuges in weißem, oder in sich veränderndem Feuer durch zweckmäßig angeordnete Feuerleitung durch Zündschnure geschieht. Sogleich werden von beiden Flügeln gegen die Mitte sechs Luftkugeln geworfen: zwei mit weißem, zwei mit Goldregen und zwei mit Schwärmern; ihnen folgen 400 gewöhnliche Raketen (200 halbpfündige, 150 ein- und 50 zweipfündige) ohne Versetzung; hierauf 16 Chevalets à 10 Stück, vier kleine Giranden zu 50 und zwei größere zu 100 Raketen. Sobald diese zu schlagen anfangen, werden auf den beiden Flügeln vier laufende Sonnen und zwölf Umlaufer gezündet, während von der Mitte des Theaters 40 Tafelraketen steigen. Das Letzte dieses Actes sind 80 Pumpenröhren und 60 Landpatronen, zugleich in Brand gesetzt.

Im II. Acte erscheint ein Buchstabe in verändertem Feuer; darauf werden 60 Wasserkegel ausgeworfen, denen 12 Bienenschwärmer und 30 Wasserpumpenröhren folgen. Nun werden 60 eiserne Kammern mit Wasserschwamm gezündet und 6 Wasserfässer mit Lichtern, Lichterkegeln und Irrlichtern ausgesetzt; 12 Wasserräder, 50 Brillantkegel und 6 große Wasserfässer mit Kegeln machen den Beschluß.

Zu dem III. Acte steigen zuerst 200 Brillantraketen zugleich mit einem nochmals veränderten Namen oder einer transparent erleuchteten Devise, wo jenen um 200 versetzte Raketen und hierauf 60 — 80 Perlraketen und 12 Gueridons zu 12 ordinairen Raketen folgen. Gleichzeitig werden nun 4 kleine Giranden zu 50 und 4 größere zu 100 Raketen, 30 Tourbillons, 8 Balken mit Kammern gezündet, und wenn diese ausladen, folgt die stehende Sonne, zu beiden Seiten mit zwei großen Cascaden und vier Fontainen; nach deren Beendigung steigen von beiden Flügeln sechs Luftkugeln und zwei Giranden à 100 Stück, und die große Girande von 1200 — 1500 Raketen beschließt mit zwölf Kanonenschüssen das Feuerwerk, das 3400 — 3700 Raketen erfodert [7]).

(*v. Hoyer.*)

FEUERZEUG, ist derjenige Apparat, welcher zur Erzeugung des Feuers benutzt wird, und deshalb ein für die Menschheit unentbehrliches Bedürfniß ist. Da das von der Natur dargebotene Feuer, nämlich der zündende Blitzstrahl, die vulkanischen Eruptionen, die an der Luft sich entzündenden Naphthaquellen, und andere Selbstentzündungen, nicht zu jeder Zeit und an jedem Orte zu haben sind, so muß der Mensch schon in der frühesten Periode Mittel gesucht haben, sich das Feuer zu verschaffen. Und wirklich gehört die Kunst des Feueranmachens zu den frühesten Erfindungen, und man kannte schon früh verschiedene Mittel, Feuer zu erregen; denn in einem Orphischen Gedichte wird die Kunst erwähnt, durch einen Krystall (wahrscheinlich in Art eines Brennglases) Kienholz zu entzünden; ferner wurde das zu Numa's Zeiten erloschene heilige Feuer der Vesta durch eherne Hohlspiegel entzündet, und nach der Sage soll auch Archimedes bei der Belagerung von Syrakus die feindliche Flotte durch die Wirkung von Brennspiegeln verbrannt haben. (Auch in Peru kannte man die Hohlspiegel, da die Sonnenjungfrauen das erloschene heilige Feuer dadurch wieder entzündeten.) Plinius kannte sowol das Feueranschlagen durch Kieselsteine, als auch die Feuerbereitung durch aneinandergeriebenes Holz, und schreibt die Entdeckung ersterer Kunst dem Pyrodes zu. Die Völker Amerika's kannten bei der Entdeckung dieses Welttheils bereits beide Arten des Feueranmachens, und verfuhren bei letzterer auf die Weise, daß sie verschiedene Arten Hölzer aufeinanderrieben, und die erhitzten, mit sehr trockenem Gras und Blättern umwickelten Hölzer laufend dem Luftzug aussetzten, oder indem sie ein Holz quirlartig auf ein anderes einwirken ließen.

Die gebräuchlichsten Feuerzeuge sind die mechanischen und die chemischen, in neuerer Zeit auch die Platinfeuerzeuge, weniger sind es die galvanischen oder elektrischen, und die pneumatischen.

Die **mechanischen Feuerzeuge** sind die ältesten, und für manche Zwecke die besten. Sie bestehen aus einem Feuerstahl von verschiedener Form, und einem sogenannten Feuerstein, einer hauptsächlich aus Kieselerde bestehenden und etwas Eisen enthaltenden Quarzart; beide Stücke werden an einander (und dabei das eine nach Unten ziehend) geschlagen, wobei sich sehr kleine Stücke des erstern ablösen und, wegen der stattgefundenen starken Reibung, glühend herumspringen und abfallen; kommen sie nun noch im glühenden Zustande mit leicht entzündlichen, porösen Körpern in Berührung, so werden diese an den Berührungsstellen ebenfalls glühend und verglimmen nach und nach gänzlich, wenn der Zutritt der Luft nicht abgesperrt wird. Um aber von diesen verglimmenden Körpern eine Flamme zu erhalten, bringt man an die glühende Stelle einen leicht und mit Flamme verbrennlichen Körper, den Schwefel nämlich, welcher schon bei der Temperatur des glimmenden Körpers, des sogenannten Zunders, soweit erhitzt wird, daß er sich mit dem Sauerstoff der atmosphärischen Luft verbindet und in Flammen ausbricht. Der Bequemlichkeit und der Ersparniß wegen wird der Schwefel in Form sogenannter Schwefelfäden, oder Schwefelhölzer angewendet, die auf die Weise dargestellt werden, daß man guten Stangenschwefel, oder auch Schwefelblumen in einem irdenen Gefäße über Kohlenfeuer bis zum

---

7) Malthus, der in Frankreich die ersten Bomben warf, gab in seiner Pratique de guerre ein besonderes Traité des feux artificiels 1650, was auch Salvius und mehre Teutsche thaten. **Frézier's** Traité des feux d'artifice pour le spectacle 1706 ward von **Perrinet d'Orval** gefolgt, der 1715 einen weitläufigen Tractat von den Lustfeuern schrieb, nach dem 1757 das Manuel de l'artificier, contenant la manière de faire l'artifice chinois, erschien. **Ruggieri** (1802) ward 1812 und 1821 wieder aufgelegt und von **Hartmann** 1830 übersetzt. In Teutschland erschienen **Störesand**, Deutliche Anweisung zur Feuerwerkerei. 1748. 1750. 1778. **Blümel**, Anweisung zur Lustfeuerwerker-Kunst. 1771. Neben dem Engländer **Anderson**, dem Italiener **Genovicci**, auch J. C. D., Anweisung zur Lust-, Ernst- und Wasserfeuerwerkerei, für Artilleristen und Freunde dieser Wissenschaft. (Goslar 1802.) M. **Weysky**, Praktisches Handbuch der Lustfeuerwerkskunst, nach eigenen Erfahrungen. (Breslau 1834.) F. A. **Büttner's** und M. **Chartier's** Lustfeuerwerkerei für Dilettanten in 2 Bändchen, mit einer Anweisung zur Bereitung der schönsten und besten farbigen Sätze zu Kunstfeuern rc. (Weimar 1837.) *Chapuis*, Considérations sur les feux d'artifice en France. 1830.

Schmelzen erhitzt, und in diesem Zustande gewöhnliche Zwirnsfäden durchzieht, oder kleine dünne Stäbchen von weichem Holz, einige Linien tief hineintaucht, wo dann das Holz der letztern bei der Verbrennung des durch den glimmenden Körper erhitzten Schwefels selbst in Flammen ausbricht.

Als sogenannten Feuerzunder benutzt man verschiedene Substanzen. Zum Küchengebrauche findet man gewöhnlich den Linnenzunder, der auf die Weise dargestellt wird, daß man alte Leinwandstücke an einer Scheere, Zange oder dergl. haltend, in Flammen bringt und, nachdem die flammende Verbrennung vorbei ist, das kohlige Skelett in eine blecherne Büchse bringt und sogleich verschließt. Bei der Benutzung schlägt man oberhalb der geöffneten Büchse mit dem Stahl und Stein an einander, wobei die herabfallenden glühenden Stahlstückchen die davon getroffene Kohle wegen ihrer ungemeinen Lockerheit entzünden und diese fortglimmt, so lange der Zutritt der Luft gestattet ist, sogleich aber verlischt, wenn die Büchse wieder verschlossen wird. Statt der Kohle bedient man sich auch des sogenannten Feuerschwammes als Zunder. Das schwammige, lockere, hellgelbe, auf eine eigenthümliche Weise desorganisirte Holz mehrer Baumarten, namentlich aber der Rüstern, eignet sich sehr gut als feuerfangendes Mittel für das gewöhnliche Feuerzeug und wird gewöhnlich in messingenen Büchsen, die an der offenen Seite mit einem Feuersteine versehen sind, aufbewahrt.

Der beste Feuerschwamm wird von Polyporus fomentarius, einem vorzüglich an Buchen und Birken, aber auch an anderen Bäumen vorkommenden Pilz, gewonnen. Man sammelt diesen im August oder September, befreit ihn von seiner harten Oberfläche und dem Schlauch, schichtet ihn in aufrechtstehende, unten mit einem Spund versehene Fässer, bedeckt ihn mit einem Deckel, beschwert diesen mit Steinen und begießt nun das Ganze mit gewöhnlichem Fluß- oder Quellwasser, womit es acht Tage stehen bleibt, worauf man dasselbe abläßt und nun frisches Wasser, in welchem für jeden Centner Schwamm 4 Pfund gute Potasche gelöst ist, aufgießt. Mit dieser Lauge bleibt der Baumschwamm im Sommer zwei, im Winter aber vier Wochen hindurch im Keller stehen, worauf man sie abläßt, den Schwamm im reinen Wasser abwäscht, und zum Abtröpfeln hinlegt, zuletzt aber, mittels einer kräftigen Schraubenpresse, nachdem man ihm eine kuchenartige Gestalt gegeben hat, auspreßt. Bei allen diesen Operationen wird der Schwamm von den sich zeigenden erdigen und salzigen Theilen befreit, und die kuchenförmige Gestalt desselben auf die Weise hergestellt, daß man ihn auf einen hölzernen Klotz legt und mit einem hölzernen Schlägel Anfangs schwach, dann immer stärker und unter öfterem Umwenden schlägt. Wenn der Schwamm ungefähr halbfertig ist, bleibt er einige Tage ruhig liegen, worauf man ihn wieder schlägt, bis er die erfoderliche Form hat. Die kuchenförmigen Schwämme werden säulenförmig auf einander geschichtet und gepreßt. Ist die Feuchtigkeit soweit entfernt, als es durch Pressen geschehen kann, so werden die Schwämme wieder einzeln auf dem Klotze mit dem Schlägel bearbeitet, wobei aber wiederum Anfangs schwach, später immer stärker geschlagen wird, und sobald einzelne Schwämme hierbei nicht nachgeben wollen, so werden sie nochmals mit Wasser etwas befeuchtet; sollte auch dieses nicht wirken, so wird der Schwamm nochmals in die Potaschenbeize gegeben. Die in dünne Lappen ausgeschlagenen Schwämme werden an Schnure gereiht und im Schatten getrocknet; sobald sie etwas abgetrocknet sind, nochmals von allem Fremdartigen gereinigt, dann vollkommen ausgetrocknet und hierauf in einen feuchten Raum oder Keller gebracht, nach einigen Tagen zwischen den Händen weich gerieben, getrocknet und dann unangefeuchtet nochmals zwischen den Händen gerieben, wodurch sie die möglichste Weichheit erhalten und nun für den Handel und Gebrauch tauglich sind. Zur Vermehrung der Brennbarkeit gibt man hin und wieder die Schwämme in eine schwache Salpeterlauge, worauf sie getrocknet werden.

In der neuern Zeit sind vorzugsweise die *chemischen Feuerzeuge* in Gebrauch gekommen, welche darauf beruhen, daß zwei Körper bei der Berührung oder Mischung sich zersetzen oder verbinden, und hierbei die zur Entzündung brennbarer Körper nothwendige Menge Wärme frei wird; in gewisser Beziehung sind solche Feuerzeuge auch elektrische, denn eine jede chemische Trennung oder Verbindung ist eine Ausgleichung differenter Elektricitäten, die sich in der Feuererscheinung kund gibt.

Die chemischen Feuerzeuge lassen sich in drei Hauptarten eintheilen, nämlich in Phosphorfeuerzeuge, in Vitriolfeuerzeuge und in Frictionsfeuerzeuge. Das *Phosphorfeuerzeug* wird auf verschiedene Weise dargestellt. Gewöhnlich nimmt man ein enges und langes Fläschchen, in welches man etwas abgetrockneten Phosphor bringt, diesen durch gelinde Erwärmung der Flasche zum Schmelzen und hierauf durch die Berührung mit einem glühenden Eisendrahte zur Entflammung bringt, das Ganze einige Augenblicke schüttelt und, nachdem der Phosphor hinlänglich roth geworden ist, den Eisendraht herauszieht, das Fläschchen gut verstopft und abkühlen läßt, womit das Feuerzeug fertig ist. Zur Bequemlichkeit wird es in eine Weißblechbüchse gestellt, in welcher zugleich ein hinreichend großer Behälter zu den Schwefelhölzchen ist. Beim Gebrauche taucht man ein solches Schwefelhölzchen in das Fläschchen, dreht es herum, damit der Schwefel mit etwas Phosphor bedeckt werde, und zieht es heraus, wo dann an der Luft die Entzündung stattfindet. Diese erklärt man auf verschiedene Weise; nach der einen Ansicht, und zu Folge der Thatsache, daß sich nach der Verbrennung des Phosphors auf die angegebene Weise wasserfreie Phosphor- und phosphorige Säure und Phosphoroxyd in dem Fläschchen neben unverbranntem Phosphor befindet, wird durch das Bestreben der Phosphorsäure, Wasser anzuziehen, soviel Wärme in Freiheit gesetzt, daß dadurch der mit herausgenommene Phosphor und durch diesen dann der Schwefel entzündet werde. Nach einer anderen Ansicht ist die Berührung zwischen Phosphor und Phosphoroxyd der Grund, warum sich ersterer in der Luft entzündet, und nach einer anderen Ansicht

wird die Entzündung desselben nur der Berührung mit Schwefel zugeschrieben, indem man von der Thatsache ausgeht, daß sich beide Körper sehr leicht und schon bei gewöhnlicher Temperatur verbinden, diese Verbindung hier stattfindet und ein schwefelhaltiger Phosphor viel leichter entzündlich ist, als reiner Phosphor; jedenfalls aber spielt die wasserfreie Phosphorsäure, vermöge ihrer wasseranziehenden und dadurch Wärme erregenden Kraft, eine Hauptrolle. — Nach einem anderen Verfahren läßt man den Phosphor in einem Fläschchen von Glas oder Blei nur schmelzen, ohne ihn zu entzünden. So vorgerichtete Feuerzeuge haben eine längere Dauer, indem der Phosphor beim Öffnen des Gefäßes der eintretenden Luft weniger Oberfläche darbietet und deshalb sich weniger schnell gänzlich oxydirt. Beim Gebrauche muß man aber die Schwefelhölzchen ziemlich stark an der Phosphormasse reiben, wobei sie leicht abbrechen. Nach einer anderen Angabe soll man den Phosphor auf die zuerst angegebene Weise schmelzen und mit einem glühenden Eisendraht entzünden, aber zugleich etwas gebrannte Magnesia, oder die Hälfte gebrannten und gepulverten Kalk zusetzen, so lange umrühren, bis Alles pulverig erscheint und dann verschließen. Man schreibt gewöhnlich die leichte Zündbarkeit der mit Magnesia zubereiteten Phosphorfeuerzeuge (die mit Kalk bereiteten taugen wenig) einer Verbindung des Phosphors mit Magnesia zu; aber es mag auch die durch diese bedingte feinere Zertheilung des Phosphors die Ursache sein. — Nach einem anderen Verfahren soll man den Phosphor mit ¼ seines Gewichtes Wachs in einem Gläschen unter Wasser und im Wasserbade zusammenschmelzen, dann das Ganze im Wasserbade erkalten lassen, bis der Phosphor anfängt zu erstarren, und nun das Fläschchen in rotirende Bewegung setzen, sodaß sich die Mischung an den Wänden ansetzt, worauf man das im Fläschchen befindliche Wasser ausgießt und dieses an einem luftigen, aber kühlen Orte so lange offen stehen läßt, bis alles Wasser verdampft ist. — Eine andere Vorschrift zur Bereitung der Phosphorfeuerzeuge ist die, daß man in ein kleines Fläschchen 4 Theile Phosphor, 8 Theile Steinöl, 1 Theil gelbes Wachs und 1 Theil feine Korkfeile gibt, das Ganze im Wasserbade gelind erwärmt, bis der Phosphor und das Wachs schmilzt, dann das Ganze mit einem Eisendrahte schnell unter einander rührt, und das Schmelzen und Umrühren wiederholt, damit der Phosphor recht fein vertheilt wird, worauf man das Fläschchen verstopft und erkalten läßt. Diese Art Feuerzeuge ist sehr empfehlenswerth, da sie, wenn das Fläschchen nur jedes Mal gut verschlossen wird, Jahre lang brauchbar sind. — Endlich ist noch ein Verfahren angegeben, das wir aber nicht empfehlen dürfen, und nur der Vollständigkeit wegen hier anführen. Man soll nämlich ein erbsengroßes Stück Phosphor in einem Fläschchen mit der gleichen Menge Schwefelblumen im Wasser- oder Sandbad so lange schmelzen und erwärmen, bis der Phosphor eine rothe Farbe angenommen hat, worauf man es verschließt und erkalten läßt. Die Schwefelhölzer entzünden sich sehr leicht bei der Berührung der Phosphorschwefelmasse, aber mit der Darstellung ist sehr große Gefahr verbunden, da sich der Phosphor und Schwefel selbst bei nur gelinder Erwärmung oft so rasch und mit solcher Energie verbinden, daß die furchtbarsten Explosionen hervorgerufen werden, die mit der Zerschmetterung des Gefäßes verbunden sind und dem Arbeiter, außer den gewöhnlichen Schnittwunden, noch die schmerzhaftesten Brandwunden zuziehen können.

Als eine andere Art Phosphorfeuerzeuge sind noch die sogenannten turiner Lichtchen anzuführen, die auf die Weise angefertigt werden, daß man in eine 4—5 Zoll lange und 2 Linien im Lichten weite, an dem einen Ende in eine Kugel ausgeblasene Glasröhre in den kugeligen Theil ein Stück Phosphor bringt, und hierauf in die Röhre einen Wachsstock, dessen Docht mit etwas Nelkenöl befeuchtet und mit Kampher- und Schwefelpulver bestreut ist, so hineinsteckt, daß der Docht den Phosphor berührt; hierauf wird die Kugel gelind erwärmt, damit Phosphor und Schwefel zusammenschmelzen, dann das offene Ende der Glasröhre zugeschmolzen, und in einiger Entfernung über der Kugel ein Frickstrich gemacht. Beim Gebrauche bricht man an der eingefrickten Stelle das Röhrchen ab und zieht den Wachsstock heraus, der sich nun selbst entzündet.

Die Vitriolfeuerzeuge sind jetzt die allgemein verbreitetsten Feuerzeuge, da sie mit einer großen Bequemlichkeit eine ungemeine Billigkeit verbinden und auch leicht von Jedermann selbst wieder in Stand gesetzt werden können. Zur Einführung derselben war die Entdeckung Berthollet's über die Chlorverbindungen mit alkalischen Basen, und die leichte Zersetzbarkeit derselben bei Berührung mit concentrirter Schwefelsäure, oder beim Schlagen, Stoßen u. s. w. mit brennbaren Körpern, der Grund und die erste Einrichtung dieser Feuerzeuge, bestehend aus gewöhnlichen Schwefelhölzern, die an dem geschwefelten Ende mit einem feuchten Gemenge mit chlorsaurem (nach der alten Sprache mit oxydirt salzsaurem) Kali, Schwefel und etwas Gummischleim überzogen und getrocknet werden, und einem Gefäße mit concentrirter Schwefelsäure, in welche die erwähnte Masse eingetaucht wird, verbreitete sich bald über Europa und wurde bis auf unsere Tage immerwährend verbessert und wohlfeiler.

Der Proceß, der bei der Thätigkeit dieser Feuerzeuge stattfindet, ist folgender. Das chlorsaure Kali ist, wie der Name schon sagt, eine Verbindung von Kali und Chlorsäure, die aber durch viele Säuren, besonders durch Schwefelsäure in die nähern Bestandtheile zerlegt wird. Die Chlorsäure selbst kann nur in Verbindung mit Wasser oder basischen Oxyden als solche bestehen; wird ihr das Eine oder Andere genommen, so zerfällt sie in ihre Elemente, in Chlor- und Sauerstoff, welche Zerlegung aber so rasch stattfindet, daß der Proceß zugleich mit Feuerentwickelung begleitet ist. Bei dem Eintauchen der mit Zündmasse versehenen Schwefelhölzchen in die Schwefelsäure findet nun die Zerlegung in dieser Weise statt; nämlich durch die Säure wird das chlorsaure Kali der Zündmasse zerlegt und die abgeschiedene Chlorsäure zerfällt, da sie kein Wasser vorfindet, augenblicklich und mit bis zur Feuererscheinung gesteigerter Wärmeentwickelung

in ihre Elemente, während durch die freiwerdende Wärme der Schwefel der Zündmasse entzündet wird, und die weitere Verbrennung erst nach dem rein geschwefelten Theile der Zündhölzchen, von hier aber nach dem Holze selbst übergeht. Die Heftigkeit der Verbrennung wird im ersten Moment noch dadurch gesteigert, daß das aus der Chlorsäure freiwerdende Sauerstoffgas zugleich mit thätig ist; es bildet sich schwefelige Säure, die den erstickenden Geruch verbreitet, zugleich aber auch durch die Gegenwart von Chlor etwas Chlorschwefel, der den eigenthümlichen Nebengeruch, nach gekochten Krebsen, bedingt.

Die Anwendung der flüssigen, concentrirten Schwefelsäure hat, bei nicht gehöriger Beachtung ihrer Eigenschaften, mancherlei Übelstände. Die concentrirte Schwefelsäure zieht nämlich aus der sie umgebenden atmosphärischen Luft sehr begierig Wasser an und verliert hierdurch die Eigenschaft, in der Art und Weise auf die Zündmasse zu wirken, daß eine Entzündung entstehen könnte, indem zwar noch das chlorsaure Kali zerlegt werden kann, aber durch das vorhandene Wasser das Zerfallen der abgeschiedenen Chlorsäure verhindert wird. Beim öfteren Gebrauche ist der Zutritt der Feuchtigkeit zur Schwefelsäure kaum zu verhindern und sie verliert bald ihre Kraft, das Gemenge zu entzünden, selbst wenn ihr Aufbewahrungsgefäß nach dem Gebrauche jedes Mal gut verschlossen wird. Ein anderer Übelstand der flüssigen Schwefelsäure ist der, daß bei ihrer Anwendung zur Entzündung der Zündhölzchen es nicht vermieden werden kann, daß kleine Theile von jener herumgespritzt und hierdurch Kleidungsstücke, Möbel ꝛc. beschädigt werden, indem sie eben wegen ihrer großen Anziehungskraft zum Wasser, dieses aus den organischen Körpern, die die Elemente des Wassers enthalten, anzieht und dieselben verkohlt. Dann wird auch noch bei der Anwendung dieser Schwefelsäure die Zündkraft der Hölzchen dadurch vernichtet, daß man diese tiefer hineintaucht, als erfoderlich ist, die den Schwefel bedeckende Schwefelsäure aber die Entzündung desselben verhindert, selbst wenn sich die Zündmasse entzündet haben sollte. Man hat zwar hiergegen eine im Ganzen sinnreiche Vorrichtung vorgeschlagen, nämlich, die Schwefelsäure in einem Glase aufzubewahren, in dessen Hals ein bleiernes Gefäß eingesetzt wird, dessen Boden sehr fein durchlöchert ist, und beim Schütteln und Erwärmen des Glases durch die hohle Hand nur eine höchst geringe, aber zum Entzünden der Zündmasse hinreichende Menge Schwefelsäure hindurchläßt, doch hat sich diese Vorrichtung keiner allgemeinen Verbreitung zu erfreuen gehabt. — Durch die von Romer eingeführte Anwendung von Asbest als Vehikel für die Schwefelsäure, welche auf jenen nur in solcher Menge gegossen wird, daß er eine feuchte, aber nicht fließende Masse darstellt, wurde einer der größten Übelstände der Vitriolfeuerzeuge beseitigt, indem nun der Schwefelsäure ihre Flüssigkeit genommen war und bei gehörigem Verhältnisse zwischen Asbest und Schwefelsäure, die eintauchenden Zündhölzchen nicht mehr Schwefelsäure herausnehmen, als zur Entzündung nöthig ist. Diese Verbesserung der Feuerzeuge ist allgemein eingeführt, weniger aber eine andere, ebenfalls von Romer angegebene; nämlich das Anziehen von Wasserdämpfen zu vermeiden, welche darin besteht, daß man den mit Schwefelsäure getränkten und in das Glas fest eingedrückten Asbest mit etwas Quecksilber bedeckt. Diese Verbesserung ist höchst wesentlich und würde gewiß eine größere Verbreitung gefunden haben, wenn nicht die Billigkeit der Vitriolfeuerzeuge zu den Kosten des nöthigen Quecksilbers in einem zu großen Misverhältniß stände.

Was nun die Vorrichtung dieser Feuerzeuge betrifft, so ist diese folgende: Man gibt in ein starkes, trockenes Glas von 1—2 Loth Inhalt, trockenen Asbest, am Besten etwas langfaserigen, und befeuchtet nun diesen mit soviel concentrirter und rauchender Schwefelsäure, während man fortwährend mit einem Glasstabe den Asbest festdrückt, daß dieser zwar ganz damit befeuchtet ist, aber selbst beim längeren Umliegen keine Schwefelsäure herauslaufen läßt; hat man zu viel Schwefelsäure hinzugegeben, so sucht man den Überschuß derselben durch Einbringen von mehr Asbest zu binden. Das Glas wird dann mit einem Stöpsel von Glas, der gut eingeschliffen sein muß, oder von Kork, welcher in Wachs gehalten sein muß, verschlossen.

Die Bereitung der Zündhölzchen für die Vitriolfeuerzeuge ist im Wesentlichen folgende: die gehörig zugerichteten Holzstückchen, welche früher und auch jetzt noch mitunter aus freier Hand geschnitten wurden, meist aber auch durch eigene Hobel und Maschinen verfertigt werden, und eine eckige oder runde Gestalt haben, werden an dem einen Ende in Schwefel getaucht, der nicht höher erhitzt ist, als grade zum Schmelzen hinreicht, indem er sich bei dieser Temperatur am flüssigsten darstellt; das Eintauchen geschieht nicht tiefer, als bis zu ungefähr 3 Linien, die Hölzchen werden sogleich wieder herausgezogen, und der überschüssige Schwefel wird durch eine abstoßende Bewegung wieder entfernt. Waren die Hölzchen vollkommen trocken, so haftet der Schwefel gut an dem Holze und bleibt es auch nach längerem Aufbewahren und Versenden; sind dagegen die Hölzchen feucht gewesen, so bröckelt sich nach einiger Zeit der Schwefel wieder ab.

Die Anfertigung der Zündmasse erfodert die größte Vorsicht, da hier mit einem Körper — dem chlorsauren Kali — zu thun ist, der nicht allein bei der Gegenwart brennbarer Körper, durch die Berührung mit Schwefelsäure, sondern auch durch Erwärmung, Stoßen, Reiben ꝛc. mit der furchtbarsten Explosion zersetzt wird. Man verfährt bei der Vermengung der Zündmasse auf die Weise, daß man das chlorsaure Kali für sich mit ein wenig Wasser zu einem ganz feinen Brei zerreibt und dann zu diesem die übrigen Bestandtheile, aber ebenfalls mit Wasser höchst fein zerrieben, setzt, in welchem Falle dann keine Gefahr vorhanden ist. Wird die Masse jedoch wieder trocken, so ist abermals die größte Vorsicht nöthig, und es ist unbedingt darauf zu sehen, daß die Mischung fortwährend feucht erhalten wird, weshalb sie, wenn dieselbe trocken geworden, erst nach längerem Einweichen mit Wasser wieder zerrieben werden darf.

Man hat verschiedene Vorschriften zur Bereitung der

Zündmasse vorgeschlagen, die mehr oder minder ihrem Zwecke entsprechen; die einfachste ist:

3 Theile chlorsaures Kali,
1 Theil Schwefel,

Gummi und Wasser in der hinreichenden Menge, woraus mit Befolgung der angegebenen Vorsichtsmaßregeln ein Brei geformt wird, der eine solche Consistenz hat, daß beim Eintauchen der Schwefelhölzer eine hinreichende Schicht sitzen bleibt. Diese Masse unterscheidet sich aber nach dem Trockenen in der Farbe sehr wenig vom Schwefel und gibt deshalb Veranlassung, daß damit angefertigte Zündhölzer entweder anscheinend als unbrauchbar verworfen, oder bei der Benutzung tiefer in den schwefelsäurehaltigen Asbest eingetaucht werden, als nöthig ist, und deshalb oft nicht fortbrennen. Zur Vermeidung dieser Übelstände setzt man der Zündmasse farbige, verbrennliche Stoffe, wie Zinnober für rothe, Indigo für blaue, und Kohle für schwarzgraue Zündmasse zu, welche dann auf die angegebene Weise zusammengesetzt und verarbeitet wird. Derartige Vorschriften sind:

16 Theile chlorsaures Kali,
21 " Schwefelblumen,
3 " Colophon oder Benzoë,
3 " arabisches Gummi,
2 " Tragant,
3 " Zinnober,
hinreichendes Wasser;

ferner:

12 Theile chlorsaures Kali,
4 " Schwefel,
3 " Zucker,
2 " Gummi,
1 " Zinnober,
hinreichendes Wasser,

in welchen Vorschriften der Zinnober durch hinreichende Mengen von Kohlenpulver oder Indig ersetzt werden kann. Die mit einer dieser Massen versehenen Zündhölzchen entzünden sich nach dem Trockenen sehr gut, wenn die Schwefelsäure gehörig concentrirt ist; hat aber diese schon Wasser angezogen, oder ist überhaupt zur Füllung der Zündfläschchen eine schwächere Schwefelsäure verwendet worden, so versagen die Zündhölzchen aus den oben angegebenen Gründen, jedoch soll eine aus

16 Theilen chlorsaurem Kali,
3 " Schwefel,
1 " Kohlenpulver

zusammengesetzte und mit schellackhaltigem Weingeist zu einem Brei angerührte Zündmasse die Eigenschaft haben, nach dem Trockenen auch durch eine schwächere Schwefelsäure entzündet zu werden.

Zu den Vitriolfeuerzeugen sind auch die von Jones unter dem Namen Prometheans eingeführten, tragbaren Feuerzeuge zu rechnen, die auf die Weise verfertigt werden, daß man in eine enge, ungefähr 1½ Zoll lange Tüte von Papier eine feuchte Zündmasse von chlorsaurem Kali, Schwefel, Benzoe u. s. w. und zwischen diese eine sehr enge und kurze Röhre, in welcher sich ungefähr ein Tropfen Schwefelsäure befindet, und die an beiden Enden zugeschmolzen ist, bringt und hierauf in gelinder Erwärmung die Zündmasse zu trocknen sucht. Beim Gebrauche schlägt man mit einem harten Körper auf den Theil der Tüte, in welchem sich die Zündmasse befindet, wobei die die Schwefelsäure enthaltende Röhre zerbricht und die herausdringende Schwefelsäure die Masse entzündet. Ist das Papier vor dem Zusammenrollen auf der innern Seite mit Talg, Wachs und dergl. überstrichen, oder mit einer Salpeterlösung getränkt worden, so ist im ersten Falle die Zündmasse nicht allein vor Feuchtigkeit geschützt, sondern es ist auch eine anhaltendere Verbrennung erzielt, und im letzteren Falle glimmt das Papier langsam weg und eignet sich dann sehr gut zum Anzünden von Cigarren oder Tabakspfeifen, wo auch ein Anstrich von Benzoëtinctur nicht nur die Feuchtigkeit abhält, sondern auch beim Verbrennen des Zünders ein angenehmer Geruch verbreitet wird.

Zu den chemischen Feuerzeugen sind auch die neuerdings mehr in Gebrauch gekommenen Frictionsfeuerzeuge zu rechnen, von denen man mehre Arten hat. Sie werden ebenfalls aus leicht zersetzbaren und hierbei Feuer entwickelnden, oder aus leicht verbrennlichen Körpern zusammengesetzt, und die Entzündung derselben durch Reiben oder Stoßen bewerkstelligt. Im Anfange ihrer Einführung wurden sie in Folge mehrer Unglücksfälle, die sie veranlaßten, in mehren Ländern verboten. Die Fabrication und die Vervollkommnung der Frictionsfeuerzeuge ist aber seitdem soweit vorgeschritten, daß sie wenig mehr Gefahr als die Zündhölzer für die Vitriolfeuerzeuge haben. Auch finden sie sich jetzt fast überall im Handel.

Die explodirenden Frictionsfeuerzeuge, auch bekannt unter dem Namen „Lucifer matches" sind von Jones oder Congreve eingeführt und werden auf die Weise verfertigt, daß man auf den Schwefel gewöhnlichen, aber für diesen Zweck am Besten, die platte Form besitzenden Schwefelhölzern eine Zündmasse aufsetzt, die aus einem Theile höchst fein zerriebenen Schwefelantimons, drei Theilen zuvor mit Wasser ganz fein zerriebenen chlorsauren Kali's, und der nöthigen Menge Leimwasser zusammengesetzt und ungefähr 3—4 Linien lang die Schwefelmasse bedeckt.

Zur Entzündung dieser Zündhölzer bedient man sich einer Fläche von Papier, Pappe oder Holz, welche mit einem Überzuge von fein gepulvertem Glas, Quarz oder Thonsand versehen sind, oder auch andere rauhe Körper, wie Fischhaut, Feilen u. s. w., an welchen die Zündmasse gerieben wird, die sich dann gewöhnlich sogleich entzündet, wenn man immer eine frische Fläche zum Reiben auswählt. Man verfertigt die künstlichen Reibungsflächen auf die Weise, daß man Papier, Pappe, Leder und dergl. im kaschirten Zustande mit einem aus 1 Pfund Tischlerleim, Gummi oder Stärke und sechs Theilen Wasser gemachten Schleim überstreicht, noch naß mit einem Gemisch von Quarz, Glaspulver oder Thonsand und Colcothar (caput mortuum, englisch Roth, rothes Eisenoxyd) gut bestreut, dann noch zwei Mal mit einem Pinsel überstreicht, und nach dem Trockenen in kleine Blätter schneidet, deren je zwei zu einem Büschelchen zusammengeheftet werden.

Auch findet sich jetzt häufig ein rauher Überzug an den pappenen oder hölzernen Etuis für die Streichzündhölzchen, sowie überhaupt in Beziehung auf Eleganz manche Abänderungen getroffen worden sind, die jedoch hier nicht weiter erwähnt werden können. Bemerkenswerth ist es aber, daß aus manchen Fabriken jetzt Streichzündhölzer geliefert werden, bei denen die weitere Verbrennung nicht durch Schwefel, sondern durch andere brennbare Stoffe fortgesetzt und so der unangenehme Geruch des brennenden Schwefels beseitigt wird.

Die Romer'schen Streichzündhölzer unterscheiden sich von den vorigen dadurch, daß sie außer chlorsaurem Kali auch einen Zusatz von Phosphor haben. Die Zündmasse, die zu diesen benutzt wird, erfodert bei ihrer Bereitung eine große Vorsicht, und wird auf die Weise dargestellt, daß man einen dicken Schleim aus arabischem Gummi bis zu 40 — 50° R. erwärmt und auf vier Theile desselben bei dieser Temperatur einen Theil Phosphor setzt, der sogleich schmilzt und durch Reiben aufs Feinste zertheilt wird, worauf man fein geriebenes, chlorsaures Kali, Salpeter, Benzoë u. s. w. zusetzt und in die einen zarten Brei darstellende Masse die Schwefelhölzer taucht. In der neuern Zeit hat man trotz der Vervollkommnung, welche die Fabrication der Streichhölzer mit chlorsaurem Kali erfahren hat, doch immer mehr gesucht, für derartige Feuerzeuge den Zusatz von chlorsaurem Kali zu vermeiden, indem dessen Gegenwart doch immer eine Gefahr befürchten läßt, die bei der vollkommensten Fabrication vorkommen kann. Durch die sogenannten geräuschlos zündenden und brennenden Zünder ist diese Gefahr beseitigt worden, und man verfertigt jetzt dieselben in großen Mengen. Nach Böttger ist ein Gemenge von

16 Theilen arabischem Gummi,
9 " Phosphor,
16 " fein geschlämmtem Braunstein,
14 " chemisch reinem Salpeter

das Beste für derartige Zünder und wird in der Art vorbereitet, daß man in einem flachen Gefäße das arabische Gummi mit der nöthigen Menge Wasser zu einem Schleim vermischt, der beim Erhitzen nicht zu dünn wird, und dann die vorgeschriebene Menge Braunstein — statt dessen auch Mennige — zusetzt, die Mischung bis zu 50° R. erwärmt, und nun den Phosphor in kleinen Stücken zugibt; sowie dieser schmilzt, wird das Ganze mit einer flachen Reibkeule tüchtig unter einander gerührt, sodaß der Phosphor aufs Feinste durch die ganze Masse vertheilt wird, der Salpeter zugesetzt und mit dem Rühren unter fortwährendem Erwärmen fortgefahren, bis das Ganze in einen gleichförmigen, nicht zu dünnen Brei verwandelt ist, in welchem sich keine Phosphortheilchen zeigen. In diesen Brei werden die Schwefelhölzchen oder die mit Salpeter getränkte Pappe getaucht und hierauf an der Luft getrocknet.

Da der Phosphor schon bei gewöhnlicher Temperatur sich langsam oxydirt und in diesem veränderten Zustande begierig Wasser aus der umgebenden Luft anzieht, wodurch die Zündkraft der Hölzer vermindert oder gänzlich aufgehoben wird, so muß man die Phosphorzünder in gut verschlossenen Paqueten an trockenen Orten aufbewahren.

Man hat auch die langsame Verbrennung des Phosphors an den Zündern in der neuesten Zeit dadurch beseitigt, daß man diese nach dem Trocknen der Zündmasse in eine Harzlösung taucht, deren Lösungsmittel sehr rasch verdünstet, sodaß nachher das Harz als ein äußerst feiner, aber dichter Überzug auf der Zündmasse sitzen bleibt, und diese gegen den Einfluß der atmosphärischen Luft und Feuchtigkeit schützt, ohne selbst störend auf die Zündkraft zu wirken. Diese Harzlösung wird auf die Weise (nach Winterfeld) bereitet, daß man Kolophonium in gelinder Wärme so lange schmilzt, bis alles flüchtige Öl entfernt ist, dann nach dem Erkalten pulvert, und das Pulver bei gewöhnlicher Temperatur in Weingeist auflöst, der wenigstens 80% nach Richter hat. Nach bewerkstelligter, durch öfteres Schütteln unterstützter Lösung wird die klare Flüssigkeit abgegossen und benutzt.

Eine sehr niedliche und empfehlenswerthe Art der Streichzünder sind die sogenannten Wachszündlichte, zu denen etwa 3 Zoll lange Wachsdrähte dienen, die an der einen Seite einen Überzug von der eben beschriebenen Phosphorzündmasse haben, der aber nicht zu schwach sein darf, da hier die zündende Masse allein die Verbrennung des Wachses einleiten muß. Als Kapsel für 20 — 50 solcher Wachszündlichte hat man kleine messingene Büchsen, die sich bequem in die Westentasche stecken lassen, und an der untern Seite mit einer rauhen Fläche zum Entzünden der anzureibenden Masse, oben aber mit einer kleinen Öffnung versehen sind, in welche das andere Ende der Zündlichte eingesetzt wird. Diese Wachslichte brennen lange genug, um mehre Briefe versiegeln, oder sich an einem dunkeln Orte orientiren zu können.

Die durch bloßes Reiben entzündbaren Massen werden auch auf gewöhnlichen Feuerschwamm, salpeterisirtes Papier, Pappe und dergl. angebracht und in verschiedenen Formen, als Cigarrenzünder, Fidibus und dergl., in den Handel gebracht, können jedoch hier nicht weiter erörtert werden, und es muß in Beziehung auf diese, sowie auf die fabrikmäßige Darstellung der oben angegebenen Zündwaaren, auf C. F. Marschall's und von Gütle fortgesetzte Anweisung zur Verfertigung aller Sorten Feuerzeuge und Feueretuis (Leipzig 1823.); Unterricht in der Fabrication der allgemein eingeführten chemischen Schnellfeuerzeuge (Leipzig 1830.); C. B. A. Probst's Anweisung zur Verfertigung aller Arten von Zündapparaten, pneumatischen und chemischen Feuerzeugen (Quedlinb. 1834, in dritter Auflage 1842.); E. H. Schmidt's Vollständiger Feuerzeugpracticant (Weimar 1840.) verwiesen werden.

Ebenso wie in neuerer Zeit die Vitriol- und Streichfeuerzeuge eine immer mehr zunehmende Verbreitung gefunden haben, sind auch die Döbereiner'schen Platinfeuerzeuge immer mehr in Aufnahme gekommen, und ihre Verfertigung beschäftigt verschiedene Anstalten, in welchen dieselben in den verschiedenartigsten und geschmackvollsten Formen verfertigt werden. Ihre Einführung gehört ebenfalls der neuesten Zeit an, denn die Ent-

deckung der Eigenschaft, auf welche sie basirt worden sind, fällt in das Jahr 1823, wo J. W. Döbereiner die Beobachtung machte, daß **Platinmohr** (s. d. Art.) und höchst fein zertheiltes Platinmetall, wie es durch Glühen des Platinsalmiaks erhalten wird, durch ausströmendes Wasserstoffgas, ersterer schon für sich, letzteres durch gleichzeitige Berührung mit atmosphärischer Luft oder mit Sauerstoffgas, bis zum Glühen erhitzt wird, und endlich bei gehörigem Zutritt von atmosphärischer Luft oder Sauerstoffgas das Wasserstoffgas entzündet. — Die Eigenschaft des fein zertheilten Platins, das Wasserstoffgas bei Gegenwart von Sauerstoffgas zu entzünden, also in Wasser zu verwandeln, benutzte der Entdecker außer zu mehren andern Zwecken, die unter dem Artikel Platin zu suchen sind, nicht allein sogleich zur Construction eines neuen Zündapparats, sondern er setzte auch alle pecuniären Vortheile bei Seite, und theilte die Entdeckung und die Benutzung derselben offen mit. — Das fein zertheilte Platin, wie es unter dem Namen Platinschwamm bekannt ist, erleidet bei der Entzündung des Wasserstoffgases keine Veränderung und kann bei gehöriger Beachtung seine Zündkraft fortwährend behalten, der Platinmohr aber wird durch die große Hitze in eine ähnliche Form, wie der Platinschwamm übergeführt, und muß dann ebenfalls, wenn er Wasserstoffgas entzünden soll, in Berührung mit Sauerstoffgas sein.

Die ersten Platinfeuerzeuge wurden nach Art der später zu beschreibenden elektrochemischen Feuerzeuge eingerichtet, bald aber wesentlich verbessert und vereinfacht, und sogar auch portativ von Döbereiner in Glasröhren mit Pappetui, von Romer in einem Stocke, eingeführt.

Das für die Benutzung der Platinfeuerzeuge nothwendige Wasserstoffgas wird durch Einwirkung verdünnter Schwefel- oder Salzsäure auf Zink entwickelt. Dieses Metall nämlich hat das Bestreben, sich mit Sauerstoff oder Chlor zu verbinden. Bei Anwendung der verdünnten Schwefelsäure wird ihm Gelegenheit gegeben, sich mit ersterm zu verbinden, indem hierbei zugleich das Streben der Schwefelsäure, sich mit basischen Körpern zu verbinden, ins Spiel kommt; ein Theil des vorhandenen Wassers, welches aus Wasserstoff und Sauerstoff besteht, wird zerlegt, indem sich der Sauerstoff mit dem Zink und dieses in dem veränderten Zustande mit der Schwefelsäure verbindet, das Wasserstoffgas aber abgestoßen wird, und da sich kein anderer Körper vorfindet, mit dem er sich verbinden könnte, so tritt er luftförmig auf. Bei der Anwendung von Salzsäure ist die Entwickelung des Wasserstoffgases anders zu erklären; die Salzsäure besteht nämlich aus Chlor- und Wasserstoff, und ist, wie sie im Handel vorkommt, immer in einer gewissen Quantität Wasser gelöst; wirkt sie nun auf Zink, so wird, nicht wie bei Anwendung der Schwefelsäure, das Wasser, sondern die Salzsäure selbst zersetzt, indem sich ihr Chlor mit dem Zink verbindet, während der dadurch freiwerdende Wasserstoff gasförmig abgeschieden wird. — Eine gewisse Verdünnung der Säuren mit Wasser ist deshalb nöthig, daß ein Mal die Reaction derselben auf das Metall nicht zu energisch ist, und zum andern der neugebildete Körper, nämlich das schwefelsaure Zinkoxyd oder das Chlorzink, einen Körper vorfindet, in welchem es sich lösen kann.

Zur Füllung des Döbereiner'schen Feuerzeuges, deren verschiedene Arten weiter unten beschrieben werden, wendet man nun gewöhnlich soviel concentrirte, mit Wasser verdünnte Schwefelsäure an, daß die Hälfte des großen Glases oder Cylinders der Maschine davon angefüllt ist. Um daher diese Quantität zu bereiten, gieße man den Cylinder halb voll Wasser, schütte dann dasselbe in eine Schale von Steingut oder Porzellan, und tröpfele nach und nach, indem man an dem Rande des Gefäßes hinfährt, etwa ¼ Pfund concentrirte, rauchende Schwefelsäure hinein, rühre sodann mit einem gläsernen Stäbchen langsam um, lasse die Mischung ganz kalt werden und trage sie dann wiederum in den Cylinder ein.

Dieser Cylinder hat einen messingenen Deckel, durch den er vor der äußern Luft bewahrt wird, und auf welchem sich oben die Maschine zum Entzünden befindet. Dieser Deckel hat an seiner untern Seite eine Metallkrappe, in welche man, mittels eines Kittes, den Hals eines Fläschchens ohne Boden befestigt, sodaß durch den Kitt an der Seite keine Luft hindurch kann. Ebenfalls an jenem Deckel nach Unten ist ein metallenes Häkchen angebracht, das mitten in den Hals des Fläschchens hinabsteigt. Nun nimmt man ein Stück Zink, ungefähr 1¼ Zoll im Durchmesser, welches, um dem Zwecke dienen zu können, mit einem Loche in der Mitte versehen ist. Durch dieses Loch steckt man genanntes metallenes Häkchen. Mit dieser Vorrichtung nun setzt man den Cylinderdeckel auf den Cylinder, wodurch der offene Boden des Fläschchens sammt dem darin hängenden Zink in die verdünnte Schwefelsäure taucht. Nachdem das Zink eine Weile in der Flüssigkeit gehangen hat, beginnt die Zersetzung des Wassers und das Wasserstoffgas sammelt sich im obern Raume des Fläschchens ohne Boden, bis endlich die Schwefelsäure aus letzterem soweit verdrängt ist, daß das Zink, dessen unterer Rand bis zum untern Rande des Fläschchens hängt, von der Flüssigkeit nicht mehr berührt wird. Ein Emporsteigen derselben am Rande des Cylinders außerhalb des Fläschchens ist die nothwendige Folge davon.

So oft aber ein Theil des Gases durch die Öffnung des Hahnes ausgelassen wird, steigt die Schwefelsäure im Fläschchen wieder empor, kommt wieder mit dem Zink in Berührung und erzeugt das zum Zünden nöthige Gas aufs Neue.

Im Deckel des Cylinders ist eine Öffnung zum Durchlassen des Gases, und über dieser Öffnung ein messingenes, mit einem kleinen angeschraubten Ausströmungsröhrchen versehenes Ventil angebracht, welches durch einen Drücker vermittels eines leichten Druckes geöffnet werden kann. Wird dies Ventil geöffnet, so drückt die im Cylinder befindliche Flüssigkeit durch ihre Masse dergestalt von Unten auf das im obern Theile des Fläschchens befindliche Wasserstoffgas, daß dieses aus der feinen Öffnung auf den Platinschwamm strömt, ihn erhitzt und dadurch selbst entzündet wird, sodaß man an der Gasflamme brennbare Körper leicht entzünden kann.

Das äußere Mundstück des Ventils ist zum Abschrauben eingerichtet, damit man dasselbe, wenn es sich zuweilen verstopft, mittels einer feinen stählernen Nadel wieder öffnen, oder auch dasselbe, im Falle es sich zu sehr erweitern und zu viel Gas hindurchlassen sollte, mit einem Hammer enger zusammenschlagen kann. — Neuerdings hat man auf dem am Deckel befindlichen Apparat ein Lämpchen angebracht, welches sich durch ein Rad beim Öffnen des Ventils in die Mitte zwischen Ventil und Platinschwamm bewegt, und alsbald vom brennenden Gase entzündet wird, sodaß man im Augenblicke ein brennendes Licht hervorrufen kann.

Die Füllung der Platin-, wie überhaupt derjenigen Feuerzeuge, die sich auf Entzündung des Wasserstoffgases beziehen, erfodert einige Vorsicht. Das Wasserstoffgas bildet nämlich in seinem mit Sauerstoffgas oder atmosphärischer Luft gemengten Zustande eine Luftart, die bei Annäherung eines glühenden Körpers oder des elektrischen Funkens mit einem sehr heftigen Knall entzündet, und deshalb Knallluft genannt wird. Bei der Einrichtung der Platinfeuerzeuge ist in der ersten Füllung des Gasreservoirs mit Wasserstoffgas diese Knallluft immer enthalten, denn die Flüssigkeit dringt beim Öffnen des Hahnes nur soweit in das Gasreservoir ein, daß innere und äußere Flüssigkeit in gleicher Höhe stehen, also oberhalb der Flüssigkeit im Reservoir noch atmosphärische Luft enthalten ist. Beim Schließen des Hahnes vermengt sich das nun austretende Wasserstoffgas mit der atmosphärischen Luft, und dieses Luftgemenge könnte, wenn man es sogleich auf den Platinschwamm wirken läßt, leicht eine Explosion nach dem Innern des Feuerzeuges, und wie schon mehre Fälle vorhanden sind, ein Zerschmettern desselben, verbunden mit Verletzung der Umgebung, verursachen. Diese Gefahr zu beseitigen, ist leicht, indem man nach der Füllung des Reservoirs die darin enthaltene Luft einige Male ausströmen läßt, ohne daß sie auf den Platinschwamm wirken kann; man braucht nur vor derselben ein Kartenblatt zu halten, und die Luft entweicht, ohne entzündet zu werden. Dieses Öffnen des Hahnes und Verschließen des Platinschwammes kann man zur größern Sicherheit einige Male wiederholen, auch darf es bei keiner neuen Füllung versäumt werden.

Ein Hauptbedingniß für die Döbereiner'schen Feuerzeuge ist ein guter Platinschwamm, der zur Entzündung des Wasserstoffgases dient. Diese Zündschwämmchen von Platin sind jetzt, wie die Zündmaschine selbst, auch im Handel zu haben, und werden aus reinem Platinsalmiak, der auf vielfach gewundenen Platindraht aufgetragen und geglüht wird, verfertigt. Die Darstellung eines guten Platinsalmiaks, der vollkommen frei von Irid ist, gehört zu den Hauptbedingnissen; denn wenn auch das Irid für sich das Wasserstoffgas noch schneller entzündet, als das reine Platin, so schwächt es doch die zündende Kraft des letztern bedeutend, wenn es diesem beigemischt ist. Man nimmt zur Darstellung des Platinsalmiaks Draht oder Blech, oder auch Abfälle von Platin, welches zuvor wegen etwa anhängenden Eisens mit Salzsäure gekocht, dann aber mit Wasser abgewaschen und in eine kleine tubulirte Retorte gebracht wird: hier übergießt man es mit einem Gemisch von zwei Theilen concentrirter Salzsäure und einem Theil concentrirter Salpetersäure, welche beide vollkommen rein sein müssen, setzt an die Retorte eine Vorlage und erhitzt jene mittels der schwachen Flamme einer Weingeistlampe soweit, daß die Flüssigkeit in schwaches Sieden kommt. Das Platin ist an und für sich weder in Salzsäure, noch in Salpetersäure löslich, wol aber in einem Gemisch beider, indem der Sauerstoff der Salpetersäure theilweise von dem Wasserstoffe der Salzsäure zu Wasser angezogen und aus letzterer deshalb Chlor in Freiheit gesetzt wird, welches sich aber im Moment seines Freiwerdens größtentheils mit dem Platin zu Platinchlorid vereinigt, während ein geringer Theil des Chlors, sowie die theilweise entsauerstoffte Salpetersäure als Salpetergas entweicht, und sich großentheils in dem in der Vorlage enthaltenen Wasser verdichten, zum Theil aber unverdichtet entweichen, und den Arbeiter störende Dämpfe verbreiten, weshalb die Operation an einem gut ziehenden Orte unternommen werden muß. Sobald die Einwirkung des sauren Gemisches, welches auch unter dem Namen Königswasser bekannt ist, auf das Platin beendigt ist, was daran erkannt wird, daß sich der zuvor grünlich oder röthlich erscheinende leere Raum der Retorte und Vorlage farblos zeigt, und wenn noch nicht alles Platin in der Retorte gelöst ist, wird der flüssige Inhalt derselben von dem ungelösten Theile abgegossen, das in die Vorlage übergegangene und etwas frisches Königswasser, welches eine geringere Menge Salpetersäure enthält, auf das ungelöste Platin gegossen, die Erwärmung bis zum schwachen Sieden wiederholt u. s. w., bis sich alles Platin gelöst hat. Die erhaltenen Lösungen von Platin, welche gewöhnlich noch eine Quantität freie Säure enthalten, werden nach dem Klären in einem Wasserbade an einem gut ziehenden Ort bis zur Syrupsconsistenz verdampft, dann mit etwas reiner concentrirter Salpetersäure vermischt, wiederum bis zur Syrupsconsistenz verdünstet, der Rückstand in einer geringen Menge destillirten Wassers aufgenommen und, nach dem Abgießen von den abgesetzten unlöslichen Theilen, so lange mit einer gesättigten Auflösung von reinem Salmiak im Wasser, dem aber etwas reiner Alkohol zugesetzt wird, vermischt, als sich noch ein citronengelber Niederschlag bildet. Dieser wird dann auf eine Filter von reinem Druckpapiere gebracht und hier zu wiederholten Malen mit destillirtem Wasser abgewaschen, wo er dann zur Bereitung der Platinschwämmchen ganz tauglich ist.

Bei der Lösung des Platinerzes im Königswasser auf die oben angegebene Weise erhält man zwar auch eine Flüssigkeit, die bei der Mischung mit Salmiaklösung Platinsalmiak gibt; dieser ist aber wegen eines Gehaltes von Irid und einiger anderer Metalle zur Bereitung der Platinschwämmchen untauglich. Muß man jedoch solches Platinerz verarbeiten, so verfährt man am Besten und wohlfeilsten nach des Verfassers Methode auf folgende Weise: man löst das Platinerz auf die oben angegebene Weise, in einem Gemisch von 2—3 Theilen concentrirter Salzsäure und einem Theile concentrirter Salpetersäure,

die jedoch beide nicht chemisch rein zu sein brauchen, und übergießt den von der Lösung getrennten Rückstand so oft mit immer geringern Mengen Königswasser, bis dieses selbst nach längerem Sieden nicht mehr braun gefärbt wird. Die sämmtliche Lösung wird dann im Wasserbade soweit eingedampft, daß die Oberfläche der Flüssigkeit sich mit einem Salzhäutchen bedeckt und der Geruch von Chlor wahrzunehmen ist. Dann wird der Rückstand in Wasser aufgelöst, und die kalte Lösung an einem gegen den Zutritt des Tageslichtes geschützten Orte so lange mit Kalkmilch, d. h. einem milchigen Gemisch von gebranntem, gelöschtem Kalk und Wasser vermischt, bis die Flüssigkeit nach dem Umrühren und längerem Stehen Curcumapapier braun färbt, worauf man sie noch mit einer Quantität Kalkwasser vermischt und in einem bedeckten Gefäße 12 Stunden stehen läßt. Durch die Vermischung der Platinlösung mit Kalkmilch an einem dunkeln Orte werden aus dieser alle fremden Metalle als Oxyde niedergeschlagen, während das Platin gelöst bleibt, und sich nur bei der Einwirkung des Tageslichtes oder bei stattfindender Erwärmung — die deshalb bei dem Vermischen mit Kalkmilch vermieden werden muß — ausscheiden würde. Hat sich der Niederschlag der fremden Metalloxyde gehörig abgeschieden, so wird die überstehende helle Flüssigkeit abgegossen, der Niederschlag aber auf ein Filter gebracht und mit Kalkwasser ausgewaschen, bis dieses farblos abläuft, dann sämmtliche Flüssigkeit mit soviel Salzsäure vermischt, daß sie ganz schwach sauer reagirt, und hierauf soweit eingedampft, daß sie ungefähr das vierfache Gewicht des in Arbeit genommenen Platinerzes beträgt. Hierauf wird sie mit einer gesättigten Lösung von Salmiak in Wasser bis zur vollständigen Fällung vermischt, der Niederschlag einige Male mit destillirtem Wasser ausgewaschen, dann getrocknet, und endlich in einem bedeckten hessischen Tiegel schwach eingedrückt, so stark und so lange erhitzt, bis alle flüssigen Theile entfernt sind, wo dann ein lockeres schwammiges Platin zurückbleibt, welches durch Auflösen in reiner Salzsäure und Salpetersäure und Fällen der Lösung mit gesättigter Salmiaklösung einen ganz reinen Platinsalmiak liefert.

Die Bereitung der Platinschwämmchen ist einfach. Über einen kleinen eisernen Ring wird ein Netz, und über dieses 2—3 Bügel von ganz feinem Platindraht gezogen und nachher ausgeglüht; der Platinsalmiak selbst wird mit soviel destillirtem Wasser angerührt, daß er einen nicht zu dünnen Brei bildet, dieser aber mittels eines Holzspänchens oder einer spitz geschnittenen Federspule auf das Platinnetz und die Bügel aufgetragen, sodaß der eiserne Ring nicht berührt wird, dann an der Sonne oder über der Flamme einer Weingeistlampe getrocknet, und endlich in der Flamme einer mit reinem Dochte und reinem Weingeiste versehenen Lampe geglüht, wobei die flüchtigen Theile des Salmiaks entweichen und das Platin selbst an dem Drahte und unter seinen einzelnen Theilen haftend als eine schwammige, fest genug zusammenhängende Masse zurückbleibt. Das Unterstützen der Flamme durch das Löthrohr ist für die Darstellung der Platinschwämmchen gar nicht nöthig und sogar nachtheilig, da in der höhern Temperatur die einzelnen Platintheilchen mehr zusammengehen und die Zündkraft vermindert, oder sogar gänzlich aufgehoben wird. Zu bemerken ist noch, daß das Ausglühen der mit Platinsalmiak überzogenen Netze an einem luftigen Orte geschehen muß, und nicht da vorgenommen werden darf, wo sich leicht oxydirbare, metallene Gegenstände befinden, weil diese durch die dabei auftretenden Salmiak- und Salzsäuredämpfe angegriffen werden. Man verfertigt auch Platinschwämmchen ohne Eisenring auf die Weise, daß man ein ungefähr 2 Zoll langes Stück feinen Platindrahtes in der Mitte zu einer Doppelschleife verbindet und in diese den feuchten Platinsalmiak einträgt, worauf man, wie eben angegeben, verfährt. Diese Art, obgleich jetzt seltener im Gebrauche, ist der erstern vorzuziehen, weil hier das Eisen ganz entfernt ist, welches selbst dann noch angegriffen wird, wenn es auch nicht vom Platinsalmiak berührt worden ist, indem sich während des Glühens durch die nebenbei aufsteigenden Dämpfe etwas Chloreisen bildet, das sich zum Theil verflüchtigt, zum Theil auf dem Platin niederschlägt und dessen zündende Kraft vermindert.

Die fertigen Platinschwämmchen werden gewöhnlich zwischen Baumwolle gelegt, je zu drei oder sechs Stück in kleinen Schächtelchen aufbewahrt und in den Handel gebracht; besser ist aber frisch ausgeglühte, erkaltete und fein gepulverte Kohle von weichem Holz als Umhüllungsmittel zu erwählen, da diese manche auf die Zündkraft der Schwämmchen nachtheilig wirkende Dämpfe anzieht und sie nicht zu jenen gelangen läßt.

Die weiter oben angedeutete Einrichtung des Platinfeuerzeuges ist in Fig. 1, und die letzt erwähnte in Fig. 2 dargestellt.

AA ist das große Glas oder der Cylinder, der bis in A mit verdünnter Schwefelsäure angefüllt ist. BB ist der messingene Deckel desselben, in dessen Mitte sich eine Öffnung befindet, bei der eine nach Unten zu ins Glas gehende, runde, metallene Krappe angelöthet ist. CC ist ein gläsernes Fläschchen, das unten keinen Boden hat. Dieses Fläschchen wird an seinem Halse dick mit Kitt bestrichen und in die Metallkrappe eingekittet. fe ist ein Draht, der oben an der untern Seite des Deckels befestigt ist, und frei in der Mitte des Fläschchens hinabgeht; el ist ein anderer Draht, der bei e an erstern angehängt wird, und der das Zink d trägt, das an ihn befestigt worden; g ist das kleine Gefäß, welches den Platinschwamm enthält; k ist das angeschraubte Röhrchen des Ventils kh, durch welches das Gas auf den Platinschwamm g streicht und h der Drücker des Ventils. Wird dieser niedergedrückt, so öffnet sich das Ventil bei k, und das Wasserstoffgas strömt auf den Platinschwamm g; derselbe geräth ins Glühen und entzündet den ganzen Strahl kg, an welchem man nun den Fidibus leicht entzündet.

Fig. 2 ist das Feuerzeug mit einem Lämpchen cf, das im ruhigen Zustande an einen metallenen Bügel d angelehnt ist. Wird der Drücker b niedergedrückt, so wird das Lämpchen c von dem Rade e im Kreise zwischen das Ventil a und den Platinschwamm geschoben;

der Docht bei c kommt in das entflammte Gas, und wird entzündet, worauf beim Zurückfahren des Drückers das Lämpchen wieder an den Bügel d kommt, und so angezündet stehen bleibt. zz ist eine metallene Kapsel, die den Glascylinder umgibt.

Nach einer noch einfachern Einrichtung kann dieses Feuerzeug noch folgendermaßen eingerichtet sein. Es besteht aus zwei Glasgefäßen h und f, Fig. 3, an dem untern ist ein Tubulus angeblasen, welcher mit einem Hahne versehen ist. Etwas von der Öffnung des Hahnes entfernt hängt vor demselben ein Stückchen Platinschwamm a; welches man dadurch sich verschafft, daß man das Ende eines Platindrahtes zu einem Ringe dreht, und diesen in Platinsalmiak eintaucht und glüht. Oben hat das Gefäß f eine Öffnung, in diese paßt der untere Theil des zweiten Gefäßes h, welcher ein offenes Rohr ist, luftdicht hinein; ganz unten ist daran ein Stück Zink e aufgesteckt. Man gießt in das untere Gefäß soviel verdünnte Schwefelsäure, daß sie nicht ganz bis an den Tubulus geht. Setzt man dann das andere Gefäß hinein und verschließt den Hahn, so entwickelt sich vom Zink aus das Wasserstoffgas, welches die Flüssigkeit in das Gefäß h durch das Rohr g in die Höhe treibt, bis das Zink freisteht.

Dr. Fyfe hat folgende Einrichtung angegeben, die in Fig. 4 abgebildet ist, und von ihm den Namen hydropneumatische Lampe erhalten hat. Dieselbe besteht aus der gebogenen Glasröhre abc, von beinahe 1 Zoll innerem Durchmesser. Sie ist an beiden Enden offen und im hölzernen Fußgestell b befestigt. Der kurze Schenkel c ist 5 und der lange a 8 Zoll lang. In die Mündung c ist eine Glasröhre eingeschliffen, mit einem messingenen Hahne versehen. Bei e ist ein schiebbarer Messingring aufgesetzt und an demselben ein messingener Absatz, welcher den Platinschwamm f trägt.

Da der Platinschwamm seine Zündkraft verliert, wenn er lange Zeit der Luft ausgesetzt ist, so bedeckt man ihn mit der Kappe h. Soll die Lampe gebraucht werden, so bringt man ein Stück Zink in die kurze Röhre, wo es bei g ungefähr 1 Zoll hoch über dem Knie der Röhre, vermöge eines Glasröhrenstückchens h erhalten wird. Man schüttet alsdann verdünnte Schwefelsäure ein, sodaß die Röhre bis zum Punkte i gefüllt ist. Das Wasserstoffgas füllt den kürzern Schenkel und treibt die Flüssigkeit in den andern. Es befindet sich also immer ein Gasvorrath unter dem Drucke einer Flüssigkeitssäule von 6—7 Zoll im kürzern Schenkel; öffnet man daher den Hahn, so strömt das Gas gegen das Schwämmchen. Wie weit man den Platinschwamm von der Mündung der Röhre zu entfernen habe, das hängt vom Kaliber der Öffnung ab; da aber der Ring e sich niederschieben läßt, so ist die passende Entfernung sogleich zu finden.

Der eben beschriebene Apparat enthält nur 1 Kubikzoll Gas, aber diese Quantität ist hinreichend, ein Licht anzuzünden; denn wenn auch das Platin nicht so glühend wird, um das Gas zu entzünden, so genügt es doch, um ein Schwefelhölzchen (vergl. jedoch das unten Gesagte über die Haltbarkeit der Platinschwämmchen) anzubrennen. (Gray's Praktischer Chemiker und Manufacturist. [Weimar 1829.] S. 240.) Prechtl (Encyklopädie 6. Bd.) empfiehlt Fig. 5 und die Einrichtung fürs Platinfeuerzeug.

Fig. 6 ist der Grundriß dieses Apparats. Das cylindrische Glasgefäß aa hat 10 Zoll Höhe und 4 Zoll Durchmesser; auf dasselbe ist nur lose der messingene Deckel b aufgesetzt, dessen innere Fläche man gern mit einer Bleiplatte belegt, um die zufällig in die Höhe spritzende Schwefelsäure vom Messing abzuhalten. Der gläserne Glasbehälter c, welcher die Gestalt eines Fläschchens ohne Boden hat, ist mit seinem Halse in den Deckel b gekittet. Auf den Deckel wird die konische oben verschlossene messingene Kapsel i gesetzt. Der kugelförmige Knopf k dient zum Aufheben des Deckels. Eine Art von bleiernem Dreifuß d steht auf dem Boden des Gefäßes a. Auf diesen Dreifuß legt man ein Stück Zink e; füllt das Gefäß zur Hälfte mit verdünnter Schwefelsäure und stülpt den Deckel auf. Das entwickelte Wasserstoffgas sammelt sich in c und drückt hier die Flüssigkeit hinab, welche dafür in dem Raume zwischen a und c emporsteigt. m ist das Rohr, durch welches das Gas heraustritt, wenn der Hahn l geöffnet wird. Dieses Rohr endigt in einer Spitze n (s. Fig. 8), welche eine feine Öffnung und außen ein Schraubengewinde enthält. Letzteres dient zur Befestigung einer weiten Kapsel o, n′ ist ein Loch mit dem auf n passenden Schraubengewinde, p ein Spalt, durch welchen Luft eintreten kann, um sich mit dem aus n hervortretenden Wasserstoffgase zu vermengen. Vorn wird auf die Kapsel ein Ring r′ (r′ in der Fig. 8) geschoben, und in diesen ist horizontal ein feiner Platindraht gespannt, auf welchem sich ein Stückchen Platinschwamm z′ befindet. Zur Aufnahme des Drahtes besitzt die Kapsel o an den Enden des horizontalen Durchmessers ihrer Öffnung zwei Kerben q, von welchen man die eine in Fig. 7, die andere in Fig. 8 bemerkt. Beim Umdrehen des Hahnes kommt der Platinschwamm durch die Berührung des Wasserstoffgases ins Glühen, und der hierdurch entzündete Gasstrom setzt den Docht der Weingeistlampe b′ (Fig. 5. 6) in Brand. In Fig. 5. 6. 7 ist y ein kleiner messingener Hut, welcher den Docht der Lampe bedeckt, wenn das Feuerzeug nicht gebraucht wird, und s eine kreisförmige Platte, welche, indem sie die Kapsel o verschließt, den Platinschwamm schützt.

Wenn man Licht machen will, so müssen diese beiden Theile beseitigt werden, damit das Gas austreten kann. Der Hahn trägt zu diesem Behufe einen gebogenen Arm wx, auf welchem zwei horizontale Stifte sitzen. Der Stift w greift unter den Arm t, an welchem die Platte s befindlich; der Stift x aber unter den Arm v, welcher den Hut y hält. t und v drehen sich um den Punkt u, jedoch mit einiger Reibung, sodaß sie nicht von selbst herabfallen können. Dreht man nun den Hahn, so hebt der Stift x des in die Höhe gehenden Armes wx den Hut y von der Lampe, sodann hebt der Stift w den Arm t auf, macht also die Kapsel frei (Fig. 7). Beim Zurücktreten des Hahnes bleibt vy stehen, aber der Stift x drückt nun ts hinab (Fig. 5). Der Hut y wird mit dem Finger abgesetzt.

Eine sehr interessante Vereinfachung der Platinfeuerzeuge verdanken wir W. Eisenlohr. Dieses Feuerzeug (Fig. 9. 10) besteht: 1) aus einem durch Quecksilber, verdünnte Schwefelsäure, oder irgend eine andere Flüssigkeit gesperrten Glasventile AB; 2) aus einem Glascylinder CC; 3) einem Platinschwamm D; 4) einer elastischen Feder aus Metalldraht, und 5) einem Gefäße FF von Glas.

Das Ventil AB (Fig. 11) besteht aus einem Glasröhrchen, welches an mehren Stellen zu Kugel ABa aufgeblasen ist. Die Kugel B ist oben oder zur Seite offen und communicirt mit A. Das Röhrchen ist von A bis B mit einer beliebigen Sperrflüssigkeit, am besten mit einer Mischung von vier Theilen Wasser und einem Theile Schwefelsäure, ganz oder zum Theil angefüllt. Diese Mischung ist besonders zweckmäßig, weil das Wasser und die Schwefelsäure sehr stark an das Glas adhäriren und folglich hermetisch schließen; ferner, weil diese Mischung wegen der Verwandtschaft der Schwefelsäure zum Wasser nie verdunstet. Von der Kugel B kann das im Cylinder C entwickelte Wasserstoffgas in die Kugel A treten, wenn die Sperrflüssigkeit aus dem Röhrchen AB durch Vermehrung der Elasticität des Gases in die Kugel A gedrückt ist. Aus der Kugel A entweicht das Gas nach a, dringt durch das Röhrchen ab (Fig. 9) entweder in die luftdicht verschließende Hülse dc von Metall oder Glas und strömt unmittelbar durch die gekrümmte und ausgezogene Glasröhre aus. Der Zweck der zweiten Kugel a ist, daß die Blasen, welche in A durch die Sperrflüssigkeit gebildet werden und etwa bis in die obere Öffnung von A dringen, in der zweiten Kugel zerplatzen.

Der Cylinder C ist luftdicht in den Deckel GG, welcher von Holz oder Metall sein kann, gekittet. Der Cylinder kann die Gestalt (Fig. 9. 10) haben, doch ist Fig. 10 zweckmäßiger, weil der Wulst pq das zu weite Emporschnellen beim plötzlichen Aufhören des Druckes auf die Feder verhindert.

Die Feder EE, welche den Cylinder C umschließt und ihn, wenn er herabgedrückt ist, bei aufhörendem Drucke wieder emporschnellt, sitzt auf dem Ringe HH, dessen Mitte den Cylinder CC aufnimmt, und dessen Rand auf dem Gefäße FF sitzt. Dieser Ring paßt auf die Öffnung des Gefäßes FF, ohne fest darin zu sein. In dem Cylinder CC hängt an dem Ventile AB ein Stück Zink K an einem Kupferdrahte. Das Platinschwämmchen D kann, wie in Fig. 9, durch eine fingerhutartige Hülse von Metall vor Staub geschützt werden, oder es ist, wie in Fig. 10, von einem feststehenden metallenen Cylinder umgeben. Das Niveau der Flüssigkeit (verdünnte Schwefelsäure) ist außerhalb des Cylinders durch die Linie rr angegeben.

Die Art, wie dieses Feuerzeug in Gang gesetzt wird, ist folgende: Zu Fig. 9 bringt man in das Glasröhrchen b einige Tropfen Sperrflüssigkeit; diese senken sich und füllen alsdann das gekrümmte Röhrchen von A bis B an, hierauf wird die Hülse dc aufgekittet. Zu Fig. 10 bringt man die Sperrflüssigkeit dadurch nach AB, daß man den Cylinder CC mit HH aus dem Gefäße F nimmt, die Spitze C in eine Schale mit Sperrflüssigkeit taucht, das offene Ende des Cylinders in den Mund nimmt, und so lange saugt, bis einige Tropfen eingedrungen sind. Hierauf wird das Zink im Ventile am Häkchen des Kupferdrahtes aufgehangen, und der Cylinder C auf das Gefäß H gesetzt. Drückt man auf den Deckel GG, so geht der Cylinder in die Flüssigkeit hinab, das äußere Niveau rr steigt, die Luft im Cylinder wird dadurch zusammengepreßt und drückt die Sperrflüssigkeit aus dem Röhrchen AB in die Kugel A. Ein Theil der Luft entweicht durch die Öffnung C und die Säure kann dadurch an das Zink gelangen. In Folge dessen entwickelt sich das Wasserstoffgas, und entzündet den Platinschwamm D. Nun ist die Maschine im Gange. Wird auf den Deckel GG gedrückt, so geht der Cylinder herab, der Platinschwamm wird von dem comprimirten bei c ausströmenden Gase getroffen, und entzündet letzteres. Hierauf läßt man den Deckel los, die elastische Feder EE drückt ihn wieder in die Höhe, die Sperrflüssigkeit tritt zurück, und das Wasserstoffgas ist hermetisch abgeschlossen. Fig. 10 dürfte den Vorzug verdienen, weil sie einfacher ist und die Öffnung C sich nie oxydirt.

Der Vorzug dieses neuen Feuerzeuges vor den Döbereiner'schen und anderen Zündmaschinen soll darin bestehen, daß es

1) wohlfeiler ist, indem der messingene Hahn wegfällt;

2) daß es dauerhafter ist, da sich das Ventil nicht abnutzt, wol aber der Hahn;

3) daß es sicherer ist, während der beste Hahn immer einiges Gas durchläßt;

4) daß es aus derselben Ursache weniger Zink und Schwefelsäure erfodert;

5) daß es ohne künstliche Vorrichtung nie offen bleibt und daher gefahrlos ist, und

6) daß es dem Roste nicht ausgesetzt ist, weil sich kein Metall daran befindet.

Diese Maschinen werden deshalb allgemein verbreitet werden.

Beschriebenem Apparate ziemlich ähnlich ist Schele's vereinfachtes Platinfeuerzeug ohne Hahn.

Dieses Feuerzeug hat folgende Einrichtung, welche das Gewerbeblatt für Sachsen mitgetheilt hat.

Genau in der Mitte des Deckels vom Säurebehälter ist ein ungefähr ¼ Zoll im Durchmesser haltendes, ¼ Zoll unterhalb und 1 Zoll oberhalb des Deckels hervorragendes, am untern Ende etwas abgerundetes Messingröhrchen angebracht. Dieses Röhrchen ist oben an seiner Mündung bis auf ein viertel Zoll Tiefe so erweitert, daß man darin ein Stückchen Gummi befestigen und darauf drücken kann, ohne eine Einschiebung in den engern Theil der Röhre befürchten zu müssen. Durch diesen Gummi und das Röhrchen geht ein Stift, dessen Durchmesser das Röhrchen nur soweit ausfüllt, daß in dem engen Zwischenraume das sich im Feuerzeuge entwickelnde Gas hindurch kann. Das untere Ende dieses Stiftes trägt ein Metallscheibchen, auf dessen unterer Seite ein Stück geöltes Leder so befestigt ist, daß dasselbe, sobald der Stift gehoben wird, sich luftdicht gegen das untere Ende der

Röhre anlegt, und das Röhrchen öffnet, sobald der Stift gesenkt ist. An dem obern Ende des Stiftes ist ein Knopf, der sich auf das Stück Gummi so auflegt, daß dessen Federkraft, um den Schluß am andern Ende zu bewirken, den Stift genügend hebt, jedoch so, daß er immer noch soviel Federkraft behält, um bei einem Fingerdrucke noch etwas nachzugeben und das untere Röhrenende zu öffnen. Gegenüber dem auf dem Deckel angebrachten Platinschwamme ist an dem Röhrchen die kleine Brennmündung, welche das Gas nach dem Schwamme leitet. Die Befestigung des Reservoirs, d. h. des zur Sammlung des Wasserstoffgases bestimmten Glasbehälters, sowie die des Zinks geschieht auf dieselbe Weise wie bei den gewöhnlichen Zündmaschinen. Ein Druck auf den Stift öffnet die Röhre, das Gas strömt aus der Brennmündung der Röhre auf den Schwamm und dieser entzündet dasselbe auf die bekannte Weise.

Romer hat, wie schon erwähnt, das Platinfeuerzeug auch in Form eines gewöhnlichen Stockes construirt. Es ist dieses eine gehörig lange Metallhülse, welche nach dem Griffe zu in eine Schraube ausgeht, die an der Seite mit einer Öffnung versehen, welche mit einer Schraubenmutter verschlossen ist, welche nach Oben hin eine Öffnung nach dem Platinschwamm hat, der in dem hohlen mit einem Klappdeckel versehenen Knopfe befestigt ist. Die Füllung des Stockes mit Wasserstoffgas geschieht aus einer Kugel, welche zuvor an der Luftpumpe entleert und dann mit Wasserstoffgas soweit angefüllt wird, daß dieses ungefähr einen Druck von 20—25 Atmosphären ausübt; diese Kugel wird auf den Stock geschraubt, erst ihr Hahn und dann durch Umdrehung des Stockgriffes der des Cylinders geöffnet, wobei das in der Kugel befindliche Gas in den Stock übergeht, bis es hier denselben Druck ausübt als in der Kugel; hierauf verschließt man wieder den Hahn des Stockes und der Kugel, schraubt beide aus einander und setzt das nach dem Schwamme mündende Rohr und den Knopf (welche beide zuvor abgenommen werden müssen) wieder auf den Stock. Beim Gebrauche dreht man nur den Grifftheil des Stockes halb herum, wodurch die in der Schraube befindliche Öffnung mit der Luft communicirt, das zusammengepreßte Wasserstoffgas herausdringt und an den Platinschwamm streicht, welcher es entzündet. Der Verfasser besitzt einen solchen Stock, der, auf die angegebene Weise gefüllt, für etwa 100 Zündungen Gas enthält, und außerdem gegen Verletzungen des Platinschwamms, die durch Aufstoßen des Stockes entstehen könnten, durch eine an einer Sprungfeder befindliche Zwingstachel geschützt ist.

Das schon erwähnte, von Döbereiner eingeführte portative Platinfeuerzeug ist auch von demselben mit Anwendung des Iridiums eingerichtet worden, denn die Zündkraft des Iridiumschwammes ist nach Döbereiner's Erfahrung größer und dauernder als die des Platins. Der Apparat besteht aus einer etwa ½ Zoll weiten, heberförmig gebogenen Glasröhre Fig. 12 aaa, welche an dem Ende b zugeschmolzen, am andern Ende c aber mit einer luftdicht aufgekitteten Messinghülse zur Aufnahme eines kleinen, bei starkem Drucke noch luftdicht schließenden Hahnes d versehen, und durch eine verschiebbare Vorrichtung von Messing e vor Zerbrechen geschützt ist. Der kürzere, etwa 6 Zoll lange Schenkel der Röhre dient zur Aufnahme 1) eines kleinen Zinkcylinders f, welcher auf einem in der Biegung der Röhre befindlichen, in einer Axe durchbohrten Korke ruht, und 2) der zur Entwickelung des Wasserstoffgases dienenden Salzsäure, womit fast der ganze Raum des Schenkels angefüllt ist. Der andere, um 1 Zoll längere Schenkel, welcher während der Füllung des kürzern Schenkels mit liquider Salzsäure mit der in ihm enthaltenen Luft gefüllt bleibt, hat die Function, die oben genannte saure Flüssigkeit in sich aufzunehmen, wenn diese durch das sich entwickelnde Wasserstoffgas (bei geschlossenem Hahne) aus dem kürzern Schenkel verdrängt wird, und die dabei zusammengepreßte Luft eingeschlossen zu erhalten, damit dieselbe beim Öffnen des Hahnes die saure Flüssigkeit in den kürzern Schenkel zurückdränge und aufs Neue mit dem Zink in Berührung bringe. Da durch diese Berührung immer wieder die Entwickelung des Gases veranlaßt wird, so stellt der Apparat gewissermaßen ein sich selbst füllendes Reservoir dar. Dieses Reservoir kann nun 1) als solches beim Gebrauche von Wasserstoffgas zu eudiometrischen Versuchen, und 2) als portatives Irid- oder Platinfeuerzeug gebraucht werden. Im ersten Falle schraubt man auf den Hahn d die messingene Schale hh, Fig. 13, füllt diese mit Wasser, setzt auf die obere Mündung des Hahnes die graduirte Röhre, welche ganz oder zum Theil mit Wasserstoffgas gefüllt werden soll und öffnet nun den Hahn ein wenig, wo dann das Gas augenblicklich ausströmt. Im zweiten Falle schraubt man auf den Hahn d den kleinen Zündapparat iii (Fig. 12), bestehend: 1) aus einer 1½ Zoll langen und etwa eine Linie weiten Messingröhre kk, in deren oberem Ende ein heberförmig gebogenes Glasröhrchen LL, von einem sehr kleinen Durchmesser, eingekittet ist, und 2) aus einem messingenen Behälter m für den Irid- oder Platinschwamm; es ist mit einem beweglichen Deckel n versehen, und ruht auf einem mit Schrauben versehenen Stativchen ooo, welches so eingerichtet ist, daß es hoch und niedrig, vor- und rückwärts gestellt werden kann. Nimmt man von m den Deckel n weg, und öffnet den Hahn d, so strömt das Gas durch diesen und die Röhre kk und ll auf den in m befindlichen Schwamm, wo es sogleich entflammt wird.

Es gibt verschiedene Umstände, warum die Platinfeuerzeuge außer Gang kommen, oder den Dienst versagen. Wir wollen deshalb die zweckmäßigsten Mittel anführen, dergleichen Feuerzeuge wieder gangbar zu machen. Das Feuerzeug versagt in der Regel nicht, so lange die Säure noch nicht mit Zink gesättigt, oder dasselbe aufgelöst ist; im ersten Falle muß die Flüssigkeit, welche nun eine Lösung von schwefelsaurem Zink geworden, durch frische ersetzt, im zweiten Falle die Zinkstange erneuert werden. Es kommt aber auch zuweilen vor, daß sich kein Wasserstoffgas mehr entwickelt, wenn selbst noch Zink und ungebundene Säure vorhanden ist. Dieses findet immer dann statt, wenn die Entwickelung des Wasserstoffgases sehr ruhig von statten gegangen und das Feuerzeug

seit der Füllung nicht bewegt worden ist. Das sich bildende schwefelsaure Zink oder Chlorzink bildet nämlich mit dem vorhandenen Wasser eine Flüssigkeit, die specifisch schwerer ist als die noch ungesättigte Flüssigkeit, deshalb zu Boden sinkt und zuletzt, da die Flüssigkeit immer von Unten auf nach dem Reservoir und dem Zink drückt, nicht mehr auf letzteres wirkt. Hebt man aber den Deckel mit dem Reservoir in die Höhe und setzt die Flüssigkeit damit in kreisende Bewegung, so vermischt sich die obere leichtere, noch freie Säure enthaltende Flüssigkeit mit der schwerern und nach dem Öffnen des Hahnes und dadurch bedingtes Zutreten der Flüssigkeit zum Zink tritt wieder Gasentwickelung ein. Daß man bei dieser Bewegung der Flüssigkeit das Gasreservoir nicht über die Oberfläche derselben bringen darf, erhellt aus dem oben bei der Füllung der Feuerzeuge Gesagten. — Im Winter kommt es oft vor, daß sich bei Anwendung von Schwefelsäure in dem Feuerzeuge eine große Menge Krystalle abscheiden, welche die untere Öffnung des Gasreservoirs verschließen, und so die ganze Wirksamkeit der Feuerzeuge hemmen können, indem dann die äußere Flüssigkeit nicht mehr beim Öffnen des Hahnes auf das Wasserstoffgas drücken kann. Diese Erscheinung ist dadurch bedingt, daß sich das schwefelsaure Zink in einer niedrigen Temperatur weniger leicht im Wasser löst, und deshalb krystallisiren muß. Man vermeidet diesen Übelstand am besten durch Anwendung von Salzsäure, indem sich das Chlorzink unter den gegebenen Bedingungen nicht ausscheiden kann.

Außerdem kann aber noch Manches darauf hinwirken, daß das Feuerzeug den Dienst versagt. Es kann nämlich

1) durch unvorsichtiges Anzünden, durch Anstoßen ꝛc. der leicht zerreibliche Platinschwamm abfallen, und man muß ihn dann wieder zusammenkleben, oder durch einen frischen ersetzen;

2) Staub, Wachs oder Fett kann die Mündung der Hahnröhre verstopfen; in diesem Falle reinigt man sie durch eine dünne Borste. Ist jedoch die Mündung dick mit Wachs verstopft, so genügt ein bloßes Durchstechen nicht, da bei dem nächsten Anzünden das Wachs schmilzt und die Röhre von Neuem verstopft. Man muß in diesem Falle das Hahnstück abschrauben und über Weingeist ausglühen. Das Verstopfen der Mündung erkennt man daran, daß bei Öffnung des Hahnes die Säure nicht in die Glocke dringt.

3) Muß man die Natur der Körper, welche an der Gasflamme entzündet werden sollen, sehr berücksichtigen. Am Besten eignet sich hierzu gewöhnliches Papier, das keine arsenikalischen Theile (wie sie in manchem Briefpapiere enthalten sind und sich dadurch kund geben, daß dasselbe nach dem Anbrennen und Verlöschen so lange einen knoblauchartigen Geruch verbreitet, als sich noch eine glühende Stelle vorfindet) enthält; auch ein bereits angebrannt gewesener, d. h. mit einem verkohlten Docht versehener Wachsstock, Holz- oder Spiritusfidibus sind brauchbar; weniger jedoch Öldochte. Gänzlich müssen zum Anzünden vermieden werden: gewöhnliche Schwefel- und andere Zündhölzchen, da durch die Schwefel- und Phosphortheile die Zündkraft des Platins total gestört wird und nicht wieder hervorgerufen werden kann.

4) Kann Feuchtigkeit den Platinschwamm ebenfalls unwirksam machen. In diesem Falle darf man das ausströmende Gas nur mit einem brennenden Körper entzünden, wodurch der Schwamm wieder ausgeglüht und wirksam wird.

5) Verliert er durch Weißglühhitze seine Zündkraft, ebenso durch langes Liegen an der Luft, erhält jedoch durch Ausglühen seine Wirksamkeit wieder.

6) Das Zink enthält zuweilen noch Schwefelzink, wodurch die Säure Schwefelwasserstoffgas entwickelt, welches dem Platinschwamm sogleich seine Zündkraft nimmt. Man erkennt den Schwefelwasserstoffgehalt a) an dem Geruche von faulen Eiern; b) wenn das ausströmende Gas ein mit Bleizucker auf Papier geschriebenes Wort schwärzt. In solchem Falle wird der Platinschwamm ebenfalls durch Glühen über Weingeist wieder hergestellt.

7) Von solchen Zimmern, die unmittelbar über Pferde- oder Kuhställen liegen, überhaupt an solchen Orten, wo durch Fäulniß thierischer Stoffe sich Dünste bilden, ist es rathsam, die Maschine fern zu halten, da der Platin in einer Atmosphäre von Schwefel-, Kohlen- und Phosphorwasserstoffgas, sowie besonders von Ammoniakgas seine Zündkraft verliert, sie aber durch Eintauchen in den Dampf rauchender Salpetersäure wieder erhält.

8) Das ausströmende Gas reißt feine Tröpfchen von Zinkauflösung mit fort, welche am Platinschwamm trocknen und feste Theile hinterlassen. Durch das Glühen des Schwammes werden diese Theile allmälig zu Zink reducirt und der Schwamm verliert durch die Verbindung mit demselben seine Kraft. — Das gewöhnliche Mittel, die unkräftig gewordenen Schwämmchen wieder in Stand zu setzen, nämlich das Ausglühen, ist daher nur eine Zeit lang genügend, und reicht nicht mehr hin, sobald sich zu viele Unreinigkeiten festgesetzt haben. Dr. Mohr empfiehlt daher eine andere Methode. Man übergießt in einem Schälchen von Porzellan die unbrauchbar gewordenen Schwämmchen mit reiner concentrirter Schwefelsäure, erwärmt sie eine Viertelstunde lang bis zum Dampfen der Säure, gießt dieselbe nach dem Erkalten wieder ab, und schüttet frisch destillirtes Wasser auf, mit welchem man die Schwämmchen auskocht. Dieses Auskochen wird mit neuem Wasser vier oder fünf Mal fortgesetzt, bis der Platin blaues Lackmuspapier nicht im Geringsten mehr röthet. Hierauf trocknet man die Schwämmchen und sie haben ihre Zündkraft wieder.

Den Platinfeuerzeugen reiht sich noch ein anderes, ebenfalls von J. W. Döbereiner erfundenes, an, welches auf die Eigenschaft des Platinmohrs basirt ist, daß dieser in Berührung mit absolutem Alkohol entglüht. Der Platinmohr ist nämlich weiter nichts als höchst fein vertheiltes Platin, welches aber eine so große Menge Sauerstoffgas mechanisch in sich aufgenommen hat, daß mehre brennbare Substanzen dadurch bestimmt werden, sich damit unter F[illegible]scheinung zu verbinden. Döbereiner benutzte n[illegible]schaft in der Weise zu einem Feuerzeuge, [illegible]nen verschließbaren Gefäße

kleine Stückchen guten Feuerschwammes, welcher mit absolutem Alkohol getränkt ist, aufbewahrt, und in einem andern mit einer sehr engen Mündung versehenen Glase den nöthigen Platinmohr gibt. Bei der Benutzung nimmt man ein Stück Schwamm aus dem einen Glase und läßt darauf einige Staubkörnchen Platinmohr aus dem andern Gefäße fallen, welcher augenblicklich durch die Gegenwart des Alkohol entglüht und den Schwamm entzündet. Der Platinmohr muß aber zu diesem Zwecke sehr wirksam sein und wird hierzu am besten auf die Weise bereitet, daß man die bei der Bereitung der Platinschwämmchen angegebene reine Platinlösung bis zur starken Syrupsconsistenz eindampft, dann 170 Theile des Rückstandes in der 6—8fachen Gewichtsmenge Wasser löst, hierauf 288 Theile krystallisirtes kohlensaures Natron zusetzt und das Gemisch in einem sehr geräumigen Gefäße unter Zusatz von verdünnter Ameisensäure erwärmt, wo alsbald eine sehr stürmische Reaction eintritt; ist diese beendigt und tritt bei frischem Zusatz von Ameisensäure keine neue ein, so ist alles Platin als ein schwarzes Pulver ausgeschieden, welches mit Wasser ausgewaschen und dann getrocknet wird.

Auch die Pyrophore, welche Gemenge von höchst fein zertheiltem Metall und Kohle sind, wurden früher als Feuerzeuge benutzt. Am besten eignet sich hierzu der sogenannte Homberg'sche und Döbereiner'sche Pyrophor; erstern erhält man auf die Weise, daß man drei Theile Alaun mit 2—3 Theilen Honig, Mehl oder Zucker vermischt in einer irdenen Schale über freiem Feuer erhitzt, wobei das Gemenge Anfangs schmilzt, aber allmälig dicker und zuletzt trocken wird, wobei man fortwährend umrühren muß; dann wird die bröckliche Masse gepulvert und nochmals zur Entfernung aller Feuchtigkeit geröstet; oder man nimmt sogleich ein Gemisch von 4—5 Theilen gebranntem Alaun und zwei Theile Holzkohlenpulver und füllt dieses Pulver oder die erwähnte geröstete Masse in eine Phiole oder einen Kolben mit langem Halse, setzt diesen in einen Schmelztiegel, dessen Boden mit Sand bedeckt ist, umgibt die ganze Phiole mit Sand und setzt den Tiegel in einen Ofen, der langsam mit glühenden Kohlen angefeuert und endlich bis zum Rothglühen erhitzt wird, und unterhält diese Temperatur so lange, bis kein schwärzlicher Rauch mehr aufsteigt, sondern schwefelige Dünste zum Vorschein kommen und auch diese nicht mehr wahrnehmbar sind, worauf man den Hals der Phiole mit einem Stöpsel von Thon verschließt und den Inhalt derselben, sobald sie ziemlich erkaltet ist, so rasch wie möglich in ein starkes mit einem Glasstöpsel versehenes und zuvor gehörig erwärmtes Glas bringt. — Der Döbereiner'sche Pyrophor wird auf die Weise dargestellt, daß man ein Gemisch von einem Theile gebranntem Alaun, $1\frac{1}{2}$ Theile kohlensaurem Kali und $\frac{1}{2}$—1 Theil Kienruß in einem Flintenlaufe $\frac{1}{2}$ Stunde lang der Weißglühhitze aussetzt, und wenn sich kein Gas mehr entwickelt, die Öffnung verkorkt und nach dem Erkalten den Inhalt schnell in ein trockenes Glas füllt. Beim Gebrauche dieser Pyrophore als feuererregendes Mittel schüttet man ein wenig davon auf eine leicht entzündliche Substanz, z. B. auf Baumwolle, wo sie fast in dem Augenblicke, in dem sie mit der Luft in Berührung kommen, Feuer fangen und dasselbe der brennbaren Substanz mittheilen. Nach längerem Aufbewahren und öfterem Gebrauche entzündet sich der Döbereiner'sche Pyrophor erst bei schwachem Anhauchen, aber mit mehren kleinen Explosionen. — Die Wirkung dieser Pyrophore beruht darauf, daß durch die bei ihrer Bereitung stattfindende hohe Temperatur ein Theil des zugesetzten oder in dem Alaun enthaltenen Kali's zu Kalium reducirt wird und mit der zugesetzten oder gebildeten Kohle innigst gemengt bleibt; durch die Einwirkung der atmosphärischen Feuchtigkeit wird dieses reducirte Kalium wieder oxydirt, wobei soviel Wärme frei wird, daß die vorhandene Kohle entzündet wird, und wegen ihrer lockern Beschaffenheit an der Luft fortbrennt.

Das elektrische Feuerzeug wurde im J. 1770 von Fürstenberg unter dem Namen Brennluftlampe erfunden und später vielfach verbessert. Es führt auch die Namen Tachypyrion, Schnellfeuerzeug, und hat die Einrichtung, daß das erzeugte und in Folge eines hydrostatischen Druckes ausströmende Wasserstoffgas durch den elektrischen Funken entzündet wird. Man bedient sich dazu eines Elektrophors, d. h. eines Pechkuchens, der unter der Maschine liegt, und aus welchem der elektrische Funke empor an die Stelle geleitet wird, wo das Gas aus einer mit einem Hahnstück versehenen Mündung strömt und so das Gas entzündet (Fig. 14).

Der gaserzeugende Theil der Maschine kann wie in dem beschriebenen Platinfeuerzeuge construirt sein, in Fig. 14 hat er folgende Einrichtung: Die Flasche c steht auf dem Kasten a a a und ist auf demselben mit einem messingenen Ringe b befestigt. Ihr Hals ist bei d mit einer messingenen Fassung umgeben. In die Öffnung des Halses bei d wird von Oben ein anderes gläsernes Fläschchen gesteckt, das einen Hals e h und bei e ebenfalls eine messingene Fassung hat, die mit der Fassung d der untern Flasche luftdicht zusammengeschraubt wird. Auf diesen Hals ist eine Zinkröhre i geschoben, die auf einem am Halse befestigten bleiernen Ringe k ruht. Das obere Gefäß ist bei g offen und nur leicht mit einem Deckel bedeckt. In die untere Flasche c wird verdünnte Schwefelsäure nach der angegebenen Mischung gethan, sodaß die Flasche bald voll ist. Kommt nun die Zinkröhre i hinein, so entwickelt sich im Raume c das Gas und treibt die Schwefelsäure herunterwärts, sodaß sie durch den Flaschenhals h in die obere Flasche h'i' hinaufsteigt. Dies geschieht so lange, bis die Schwefelsäure bis zu h'l' hinabgestiegen und die Zinkröhre ganz frei geworden ist. Im Flaschenhalse d' ist ein Ventil l m mit einer Schraube bei n. Wird diese Schraube gedreht, so öffnet sich das Ventil und das Gas fährt aus der Spitze bei m heraus.

Dieselbe Schraube hebt aber auch den Hebel o empor, und durch diesen Hebel wird bei y ein elektrischer Funke hervorgerufen, der das Gas entzündet. Dieser Funke entsteht auf folgende Art: Auf dem Boden des Kastens a a a ist ein Elektrophor c'e' befindlich, d. i.

ein Harzkuchen in einen mit Zinnfolie oder Silberpapier überzogenen hölzernen Teller eingegossen; auf diesem ruht eine kleinere metallene Scheibe d, diese hat bei e' einen Knopf, der durch einen Glasstengel f mit der hölzernen Axe g' verbunden wird. Dadurch wird der Deckel b in den Stand gesetzt, aufgehoben werden zu können; der Pechkuchen kann unter dem Deckel hervorgenommen werden. Peitscht man nun diesen Kuchen mit einem Fuchsschwanze oder Katzenfelle, so wird dadurch in ihm Elektricität erregt. Wird nun in diesem Zustande auf den Kuchen ein metallener Deckel gelegt, so behält derselbe diese Elektricität Jahre lang. Solch eine Vorrichtung nun gibt Funken von positiver und negativer Elektricität. Hält man nämlich bei ruhendem Deckel den Finger gegen den Kuchen, so entsteht ein negativer Funke, und dann, wenn der Deckel ruhen bleibt, nichts weiter. Hebt man abermals den Deckel empor, so erhält man, wenn man einen Leiter gegen den Kuchen hält, einen positiven Funken von zündender Kraft; legt man nun den Deckel wieder auf den Kuchen, so erfolgt bei ruhendem Deckel erst ein negativer, sodann ein positiver Funke bei emporgehobenem Deckel. Letzterer kommt jedoch in keinem Falle hervor, wenn nicht zuvor bei ruhendem Deckel der negative entlockt worden ist; soll daher die Maschine einen positiven Funken hervorbringen, so muß vor dem Abheben des Deckels der negative Funke entnommen werden. Zu diesem Zwecke dient ein Streifen Zinnfolie b', der vom Rande des Kuchens soweit in denselben hinein geklebt ist, daß er noch bis unter den ruhenden Deckel hinreicht; dieser berührt ihn daher beim Niederfallen und entladet die negative Elektricität. Am Deckel bei g befindet sich ein kleiner messingener Ring, in den eine seidene Schnur pp eingeknüpft ist, die durch den Kasten aa hindurch in die Höhe nach dem Hebel o geht und daran befestigt ist. Wird nun das Ventil gedreht, so hebt gleichzeitig der mit diesem bewegte Hebel vermittels der Schnur den Deckel empor. Ein Draht x steckt in dem Glasröhrchen zz, der bei a' eine kleine messingene Kugel hat, um den Funken aufzunehmen. Derselbe hat auch am obern Ende eine Kugel, damit die elektrische Materie nicht in die Luft strömt. Vom Ventile aus gehen zwei Arme tu; durch t ist eine Glasröhre gesteckt und durch diese ein Draht mit Siegellack eingekittet, dessen Spitze bei y herausgeht, und dessen anderes Ende bei u einen Ring hat, in dem der Draht x steckt. Ein anderer Draht steckt ihm gegenüber bei v. Wird nun der Deckel d emporgehoben, so berührt sein Rand die Kugel a'; der elektrische Funke fährt in den Draht x und durch diesen in den kleinen bei u, und aus diesem bei y' nach dem entgegenstehenden Drahte bei v. Da nun zu gleicher Zeit aus u das Wasserstoffgas nach y fährt, so wird dieses durch den Funken entzündet und man ist im Stande, bei a einen Fidibus in Brand zu stecken. Von Zeit zu Zeit muß jedoch der Kuchen von Neuem gepeitscht werden, und auch die Schwefelsäure sammt dem Zink erneuert werden. — Eine Explosion in Folge der dem Wasserstoffgase beigemengten atmosphärischen Luft hat man nicht zu befürchten, weil der Sauerstoff in zu geringer Menge anwesend ist.

Hierbei ist es nothwendig, eine Beschreibung des Elektrophors zu geben. Dasselbe besteht aus dem Kuchen, der Form und dem Deckel. Kuchen und Form zusammen heißen die Basis oder Unterscheibe. Der Kuchen besteht aus einer Platte von einer nicht leitenden harzigen Materie. Volta empfiehlt als vorzüglich brauchbar eine Mischung von drei Theilen Terpenthin, zwei Theilen Harz und einem Theil Wachs, und läßt diese einige Stunden kochen, indem er am Ende einige Mennige zur Erhöhung der Farbe einmischt. Er bediente sich auch des bloßen Gummilacks, anderer harzigen Materien und des Schwefels. Das bloße Pech oder reines burgundisches Harz ist weniger brauchbar, indem es zu spröde ist.

Dr. Pickel gibt eine Zusammensetzung von fünf Theilen Gummilack in Tafeln, drei Theilen reinen Mastix und zwei Theilen venetianischen Terpenthins an, welche zusammen in Leinwand gebunden in einem irdenen glasirten Geschirr bei schwachem Kohlenfeuer zerlassen, durch die Leinwand gedrückt und entweder in Formen gegossen, oder nach dem Erkalten gepulvert, aufgestreut und wieder zerlassen wird.

Abbé Robert fand als eine vorzüglich gute und die, durchs Reiben erregte, Elektricität lange an sich haltende Masse eine Mischung aus zehn Theilen Gummilack, drei Theilen Harz, zwei Theilen Jungfernwachs, zwei Theilen venetianischen Terpenthin und einem halben Theil Pech.

Pfaff fand eine Mischung aus acht Theilen Kolophon, einem Theile Schellack und einem Theile venetianischen Terpenthins vorzüglich brauchbar.

Die Form oder der Teller wird gewöhnlich aus einer runden metallenen, oder auch hölzernen mit Zinnfolie überzogenen Scheibe gefertigt und ihm ein aufwärtsgebogener, 2—5 Linien hoher Rand gegeben, welcher das Abfließen der aufgegossenen Masse verhindert. Die Dicke des Harzkuchens richtet sich nach der Größe des Elektrophors, sie ist je von 1½—5 Linien hinreichend.

Der Deckel oder Schild, bei größerem Elektrophor auch die Trommel genannt, besteht aus einem isolirten Leiter, der ringsum, etwa 1—2 und bei größern auch wol 4—6 Zoll schmäler ist als der Harzkuchen und auf diesen aufgesetzt und abgehoben werden kann. Um diesen Deckel isolirt aufsetzen und abheben zu können, werden an drei oder vier Orten des Umkreises Löcher schief durchgebohrt und seidene Schnüre durchgezogen, die man über dem Deckel zusammenknüpft; oder es wird in der Mitte ein gläserner überfirnißter Handgriff aufgekittet.

Vor mehren Jahren ist auch von Hare ein galvanisches Feuerzeug unter dem Namen Galvanophor vorgeschlagen worden. Die Grundzüge dieses Feuerzeuges sind die, daß ein galvanischer Tragapparat, dessen Zinkplatten beliebig in das die Schwefelsäure enthaltene kupferne Gefäß eingesetzt werden kann, durch die an einem Platindraht stattfindende Ausgleichung der beiden elektrischen Ströme, und die hierbei stattfindende Entglühung des Platindrahtes ein darübergelegter, mit Alkohol getränkter Faden entzündet wird. Die weitere Beschreibung dieses Apparates findet sich in Hare's Compendium of the Course of Chemical Instruction (Philadelph. 1828.) p. 66.

Schließlich ist noch das pneumatische Feuerzeug, welches auch unter dem Namen der Mollet'schen Pumpe bekannt ist, zu beschreiben; es beruht auf der Eigenschaft der atmosphärischen Luft, beim raschen, starken Zusammendrücken soweit erhitzt zu werden, daß brennbare Körper sich dadurch entzünden. Der als Feuerzeug dienende Apparat besteht aus einer wenigstens 6 Zoll langen und 4 Linien im Lichten Durchmesser enthaltenden Röhre von Metall, oder auch dickem Glase und einem darin luftdicht schließenden Kolben, der mit einer hinreichend langen Stange und einem Handgriffe und an der in der Röhre tauchenden Seite mit einer Zelle und einem kleinen Häkchen versehen ist, an und in welcher der zur Entzündung dienende Feuerschwamm zu befestigen ist. Natürlich ist das untere Ende der Röhre verschlossen und der Kolben muß in derselben leicht genug beweglich sein, ohne beim Zusammendrücken Luft durchzulassen. Beim Gebrauche dieses Feuerzeuges wird ein kleines Stückchen recht trockener und weicher, nicht zu viel Salpeter enthaltender Schwamm mit seinen Fasern, welche die Entzündung befördern, in die Zelle und an den Haken so befestigt, daß die Fasern nach Unten ragen, ohne über den Kolben hervorzustehen; dann nimmt man die Röhre in die linke Hand, setzt sie auf einen Tisch oder dergl. auf, bringt den Kolben in die Öffnung der Röhre und stößt ihn rasch bis auf den Boden der Röhre und zieht ihn augenblicklich wieder heraus, wo der Feuerschwamm glimmen wird. Bei Anwendung einer gläsernen Röhre sieht man während des raschen Niederdrückens des Kolbens ein starkes Leuchten, welches Ähnlichkeit mit dem elektrischen Lichte hat. Überhaupt scheint das ganze Phänomen ein elektrisches zu sein, indem die Gegenwart spitziger Gegenstände dasselbe befördert. (*Döbereiner.*)

FEUILLADE (la), das Dorf der Landschaft la Marche, jetzt dem Bezirke von Aubusson, des Creusedepartements, zugetheilt, von Felletin 4½ Stunden SW. entlegen, ist eins der Stammgüter des großen Hauses Aubusson gewesen, eines Hauses, welches, hierin den meisten der Christenheit vorgehend, seinen Stammbaum vom 9. Jahrh. ab nachweisen kann. Ranulf, Vicomte von Aubusson, ein Bruder des 898 zum Bischofe von Limoges erwählten, am 25. Juli 944 zu Aubusson verstorbenen Turpion, lebte um 887. Sein Sohn, Rainald I., Vicomte von Aubusson, so genannt in seines Oheims, des Bischofs Turpion, Urkunde um die Wiederherstellung der Abtei zu Limoges, 934, und vornehmlich durch milde Stiftungen bekannt, lebte noch den 8. Aug. 958. Ein Abkömmling von ihm, der Vicomte Rainald V., der Alte, oder der Aussätzige, wallfahrtete nach dem heiligen Lande und traf auf der Rückreise in Italien mit seinem Vetter, dem Bischofe Gerald Hektor von Cahors, zusammen. Diesen hatte 1170 der König von Frankreich entsendet, um mit den Bischöfen von Bamberg und Meißen die Mittel zu berathen, das durch des Kaisers Zwist mit dem Papst Alexander III. veranlaßte Schisma zu heben. Dem Bischofe von Cahors war für den ganzen Umfang des Reichsgebiets von dem Kaiser sicheres Geleit bewilligt worden; nichtsdestoweniger ließ ihn und alle seine Begleiter Friedrich aufheben, hierdurch den Bischof zu einer Beschwerdeschrift veranlassend, worin es heißt: „me et quemdam consanguineum meum vicecomitem de Albucione, illius terrae marchionem." Rainald's V. Enkel, Rainald VI., von einem Kreuzzuge gegen die Albigenser, 1221, heimgekehrt, lebte in großer Pracht auf seiner Burg Aubusson, und empfing daselbst den Besuch der drei Brüder, welche die Provence ihren lieblichsten Sängern beizählt [1]). Von Rainald's VI. Söhnen wurde der älteste, Guido II., der Vater Rainald's VII., der kinderlos, wie es scheint, die Vicomté Aubusson an die Lusignan, Grafen von la Marche, verkaufte, wohingegen Ranulf, Rainald's VI. zweiter Sohn, mit den Herrschaften la Borne, Monteil-au-vicomte, la Feuillade, Pontarion, Pour, sämmtlich in la Marche, dann mit den Gütern im Ländchen Combrailles abgefunden, gest. 1278, der Stammvater der Linie in la Borne geworden ist, von welcher die Nebenzweige in la Villeneuve, Monteil-au-vicomte, la Feuillade, Villac und Branson ausgehen. Namentlich ist Johann d'Aubusson, auf la Borne, Monteil u. s. w., gest. nach dem 19. Sept. 1416 und vor dem 5. Oct. 1420, durch seine jüngern Söhne, Rainald, Wilhelm und Guido, den Linien in Monteil-au-vicomte, la Feuillade und Villac ein gemeinsamer Stammvater geworden. Rainald, mit welchem die Linie in Monteil-au-vicomte anhebt, wurde in seiner Ehe mit Margaretha von Comborn (die Eheberedung ist vom 4. Sept. 1412) ein Vater von fünf Söhnen, deren jüngster, Peter, der gepriesene Großmeister des Rhodiserordens, unter dem Artikel **Aubusson** besonders behandelt. Von des Großmeisters Vatersbruder, von Wilhelm d'Aubusson, auf la Feuillade, entstammte in der fünften Generation Georg d'Aubusson, Graf von la Feuillade, Geheim- und Staatsrath, Ritter des heiligen Geistordens, Hauptmann einer Compagnie von 50 Lanzen, Capitain-Lieutenant der Chevaux-legers der Königin Maria von Medici, Seneschalk der Landschaft la Marche, Maréchal-de-camp. Zu dessen Gunsten wurde, im Nov. 1615, die Baronie la Feuillade zu einer Grafschaft erhoben; er war auch zu dem Gesandtschaftsposten in Spanien ernannt, als die Ermordung des Marschalls von Ancre, 1617, die Auflösung der seither den Staat beherrschenden Camarilla der Königin-Mutter nach sich zog. Der Graf von la Feuillade, schmollend, begab sich auf seine Güter, und starb 1628 zu Grenoble, wo er vor dem Parlament einen Proceß verfolgte. Mit seiner ersten Gemahlin, Jacobine de Lignières, hatte er Courpalais und la Grange-

1) Guy seigneur d'Usez, Ebles et Pierre d'Usez, ses frères, ayant résolu de courir les cours des princes pour faire fortune, arrivèrent d'abord chez Rainauld, vicomte d'Aubusson, où étoit la vicomtesse Marguerite, sa femme, laquelle prenoit un plaisir singulier à la poésie provençale; et après y avoir fait amples preuves de leurs inventions et de leurs poésies, et deplié infinies, belles et doctes rimes, ils reçurent de l'un et de l'autre plusieurs beaux et riches présents. Frau Margarethen zu Ehren singt Guido von Usez:

Vas Albusson, chansos, tentost la via,
Ala melhor d'un autra qu'el mon sia,
Joys et solas, al belh cors, ben estan.

Bleneau, in der Brie, bekannter in unsern Tagen als la Fayette's Besitzthum, erheirathet. Der Sohn dieser Ehe, Franz II., Graf von la Feuillade, auf Bouhet, la Grange-Bleneau, Courpalais, Maréchal-de-camp und des Herzogs von Orléans erster Kammerherr, fand, für diesen fechtend, in der Schlacht bei Castelnaudary, den 1. Sept. 1632, den Tod. Er war, als enfant d'honneur, mit Ludwig XIII. erzogen worden. Seine Ehe mit Isabella Brachet, der Erbin der Baronien Perusse und Montagu, in Poitou, gegen den Willen ihrer mütterlichen Anverwandten durchzusehen, hatte er einen Parlamentsbeschluß vom 17. Sept. 1611 erbringen müssen. Außer fünf Töchtern, die sämmtlich den Schleier nahmen, hinterließ er die Söhne Leo, Georg, Gabriel, Paul und Franz III. Leo, als der erstgeborene Graf von la Feuillade, königlicher Rath und General-Lieutenant, Mestre-de-camp eines Regiments, Lieutenant-général in dem Gouvernement von Auvergne, premier-chambellan d'affaires des Herzogs von Orléans und Lieutenant von dessen Chevauxlegers-Compagnie, blieb in dem Treffen bei Lens, 1647, unverehelicht. Gabriel und Paul kamen, jener in dem Angriffe auf das Fort Wal, bei S. Omer, 1638, dieser in der Belagerung von Mardyk, 1646, um. Paul, Malteserritter, hatte in der Eroberung der großen türkischen Galione, auf welcher u. a. des Sultans Bruder, der nachmalige P. Othomanus, Dominikanerordens, in Gefangenschaft gerieth, Proben seines Heldenmuthes abgelegt, und namentlich die Hauptflagge erbeutet. Georg, dem geistlichen Stande sich bestimmend, nahm das Kleid des heiligen Ignatius, um 1631, welches er doch nach wenigen Jahren ablegte, wie er denn am 25. April 1639 als Abt von la Souteraine und Baccalaureus, später als Doctor der Sorbonne und Abt von Solignac vorkommt. Der Versammlung des Klerus, 1645, als Deputirter beiwohnend, wurde er von ihr zum Promotor erwählt. Zu dem erzbischöflichen Stuhle von Embrun erhoben und darum der Abtei Solignac entsagend, empfing er am 11. Sept. 1649 die bischöfliche Weihe. Zweiter Präsident der Versammlung des Klerus wurde er, als deren Sprecher, am 2. Juli 1650, am 18. und 23. Febr. und 21. März 1651 an den König entsendet, und sein würdiger Vortrag fand allgemeinen Beifall. Die Reden sind in dem Protokoll der Sitzungen abgedruckt; gegen Ende des Jahres 1650 hatte Georg, um den abgelebten Erzbischof von Reims zu ersetzen, die Stelle des ersten Präsidenten eingenommen, und er hielt in dieser Eigenschaft dem am 8. April 1651 verstorbenen Prälaten, Leonor d'Estampes, die Trauerrede. Behufs der Besitznahme zog er zu Embrun, Juli 1651, feierlich ein, und am 9. Oct. 1653 wurde ihm die Abtei S. Jean zu Laon und nach kurzem Zwischenraume auch jene von S. Loup zu Troyes verliehen. In dem Theilungsvertrage um das älterliche Vermögen, 776,200 Livres, am 6. Mai 1658 mit seinem Bruder eingegangen, empfängt er die Titel eines Erzbischofs von Embrun, Geheimen und Staatsrathes, Abtes von S. Jean und S. Loup, Propstes von la Fonteraie und Priors von la Ville-Dieu. Zu dem Gesandtschaftsposten in Venedig berufen hielt er seinen Einzug am 11. September 1659, und gerieth sofort zu den langwierigen und hartnäckigen Streitigkeiten mit dem Nuntius Altoviti (*Nani*, part. 2, lib. 7). Dieser verweigerte ihm die Excellenz, und wollte ihn nöthigen, nach italienischer Sitte, bei feierlichen Gelegenheiten mit dem Mantelletto über dem Rochet zu erscheinen. Den Lohn für die in Verhandlung der schwierigen Frage bezeigte Umsicht und Gewandtheit empfing der Erzbischof in der ihm aufgetragenen außerordentlichen Sendung für den spanischen Hof. Er traf am 31. Juli 1661 zu Madrid ein, und der Glanzpunkt seiner Negotiation war die Genugthuung, welche für die dem Grafen von Estrades in seiner Gesandtschaft angethane Unbild zu geben er den König Philipp IV. bestimmte. Am 31. Dec. 1667 wurde der Erzbischof als Commandeur des heiligen Geistordens installirt; die Ernennung hierzu war ihm in Madrid, den 31. Dec. 1661, geworden. Als Heinrich von Bourbon, der natürliche Sohn K. Heinrich's IV. und nachmalige Herzog von Verneuil, auf das Bisthum Metz verzichtete, 1668, wurde die reiche Pfründe an den Erzbischof von Embrun verliehen. Georg zog zu Metz ein, 1669, und verdiente sich auch in der neuen Stellung das Lob eines sehr gottesfürchtigen und eifrigen Prälaten, wie er denn, nach langer Unterbrechung, zu Saarbrücken die erste Visitation anstellend, in Ermangelung eines Glöckners eigenhändig die Glocken anzog, den Gläubigen und Ungläubigen gleich sehr zum Erstaunen. Damit er in seinen kirchlichen Ehren durch das Verzichten auf das Erzbisthum Embrun keine Einbuße erleide, hatte er von dem Papste das Erzbisthum Korinth in partibus empfangen. Bei Hofe stand er, als ein Mann von Wissen, von dem lebhaftesten Geiste, von feiner Bildung, in hohem Ansehen, welches er gar geschickt benutzte, um des Bruders Glück zu fördern. Der König selbst neckte sich gern und häufig mit ihm, und die Hofleute, die Neckereien fortsetzend, mußten häufig des Bischofs Überlegenheit anerkennen, sogar wenn sie seine schwache Seite, die Sucht zu thesauriren, angriffen. „Il était conseiller d'état d'église, bon évêque, résidant et fort appliqué à ses devoirs. Il avait 85 ans, et il y en avait trois ou quatre qu'il était peu à peu tombé tout-à-fait en enfance; il laissa un riche héritage à son neveu." Sein Ende erfolgte zu Metz, den 12. Mai 1697. Des Bischofs jüngster Bruder, Franz III., befand sich zu Paris auf der Akademie, als der Hof, der Tumultuanten wegen, diese Hauptstadt verlassen mußte, 1649. Sofort warf Franz sich in eine Livré, und in dieser Verkleidung, zu Fuß, gelangte er ins Freie, und in die Lage, dem Könige bis zu des Feldzugs Ende seinen Degen zu weihen. Für kurze Zeit entlassen, damit er seine akademischen Exercitien absolvire, trat er 1650 bei des Herzog von Orléans Reiterregiment als Capitain ein. In der Schlacht bei Rhetel, den 15. Dec., trug er einen Pistolenschuß, bei der Belagerung von Mouzon, 1653, drei Hiebe davon. Als Mestre-de-camp von der Infanterie wirkte er zu dem Angriffe auf des Feindes Linien vor Arras, den 24. Aug. 1654, und von ihm wird gerühmt, daß er von Allen der Erste in diese Linien einbrach. Minder glücklich vor Lan-

drecies, 1655, gerieth der Graf von la Feuillade mit einer schweren Kopfwunde dazu in Gefangenschaft, deren er doch wieder im Juli desselben Jahres durch Auswechselung ledig wurde. Als die Belagerung von Valenciennes, 1656, aufgehoben werden mußte, war er der Letzte, welcher die Linien verließ. In der Belagerung von Ypern, 1658, befehligte er, Mestre-de-camp von der Cavalerie, das Reiterpiket in der Tranchée, und ihm wurden, bei der Zurückweisung eines grimmigen Ausfalles, zwei Pferde unter dem Leibe erschossen. Als Ludwig XIV. dem Kaiser eine Türkenhilfe von 6000 Mann zusandte, wurde la Feuillade designirt, bei diesem Corps unter Coligny's Befehlen als Mestre-de-camp zu dienen, und die französischen Berichte verfehlten nicht, ihm die Ehre des bei St. Gotthard, den 1. Aug. 1664, erfochtenen Sieges beizulegen. Er soll nämlich, als von den Türken der Übergang über die Raab erzwungen, gegen eine Colonne von 10,000 Mann mit seinen 2500 Franzosen den Markt St. Gotthard dergestalt hartnäckig vertheidigt haben, daß an ihm die Gewalt des Angriffes sich brach und der entmuthigte Feind, über die Raab zurückweichend, eine vollständige Niederlage erlitt [2]). Mit fünf erbeuteten Kanonen, mit 30 Standarten beschwert, trat la Feuillade den Rückmarsch an, in dessen Verlaufe ihm das Patent eines General-Lieutenants, vom 18. Oct. 1664, zukam. Er hatte sich, laut Eheberedung vom 9. April 1667, mit Charlotte Goussier vermählt und von seinem Schwager das Herzogthum Rouannois und das Marquisat Boisy, in Forez, um 400,000 Livres erkauft, gleichzeitig auch von dem Könige für besagtes Herzogthum die Bestätigung erlangt, als er berufen wurde, in dem Feldzuge dieses Jahres, namentlich in den Belagerungen von Wynoxbergen, Furnes und Courtray, zu dienen. Der Friedensvertrag war kaum zu Aachen unterzeichnet worden, und la Feuillade wandte seine Blicke dem bedrängten Candia zu. „Animé d'un zèle vraiment chrétien, il se fit scrupule de demeurer plus longtemps dans l'inaction, apprenant que Candie était aux abois.“ Er warb auf seine Kosten eine Schar von etwa 400 Mann; ihr schlossen sich 200 Freiwillige an, Edelleute, unter welchen man die Herzoge von Longueville, Château-Thierry und Caderousse zählte; der König bewilligte, Behufs der Überfahrt, drei Schiffe, le Duc, la Sirène und l'Escurial, und am 25. Sept. 1668 ging die in dem Hafen von Toulon vereinigte Flotte unter Segel. Von Stürmen verfolgt, in Malta von dem Großmeister auf das Glänzendste empfangen, erblickte sie am Allerheiligentage endlich die Küsten von Candia. Die Mannschaften wurden ausgeschifft und sofort zu dem Defensionswerke, demnächst aber vornehmlich zu Ausfällen verwendet. Einer der glänzendsten war jener vom 16. Nov., wo la Feuillade selbst Proben seltener Unerschrockenheit ablegte. Aber es gingen die Gelder ihm aus; es entspannen sich zwischen seinen Begleitern und den Italienern von der Besatzung Zwistigkeiten, welche der Nationalantipathien unausbleibliche Folgen waren; es offenbarte sich mit jedem Tage deutlicher die Unmöglichkeit, den exponirten Posten gegen die Gesammtmacht der Osmanen zu behaupten. Ungern zwar, denn er trug jenes alten Großmeisters von Rhodis Andenken im Herzen, ungern ergab sich la Feuillade dem ungestümen Verlangen der Landsleute wegen einer baldigen Heimkehr. Am 6. März 1669 schiffte er sich mit den Seinen zu Toulon aus [3]). Ihm, dem Herzoge von Rouannois, wie er von jetzt an häufig betitelt wird, dankte für den empfangenen Ritterdienst der Doge Contarini, den 20. April 1669, gleichwie ihm, dem Ehemanne, in Betracht der auf das Unternehmen verwendeten schweren Unkosten der Papst Clemens IX. erlaubte, Pensionen von Kirchenpfründen, bis zu dem jährlichen Betrage von 30,000 Livres, zu genießen. Zum Obersten der Gardes françaises ernannt, den 3. Jan. 1672, fand la Feuillade Gelegenheit, sich in demselben Jahre bei den Belagerungen von Orsoy, Rheinberg, Doësburg, wie 1673 vor Mastricht, auszuzeichnen. Hierauf dem Könige zu der Eroberung der Franche-comté folgend, erstürmte er unter dessen Augen, bei lichtem Tage, das Fort S. Etienne, das Vorwerk der Citadelle von Besançon; dann leitete er die Belagerung von Salins, welches sich mit allen seinen Forts, nach achttägiger Vertheidigung, den 22. Juni 1674 an ihn ergeben mußte. Am 30. Juli 1675 wurde er zum Marschall von Frankreich ernannt, und am 30. März 1676 übernahm er, in Abwesenheit des Herzogs von Orléans, das Commando der Armee in den Niederlanden. Am 30. Dec. 1677 wurde er zum Vicekönig von Sicilien, mit den Vollmachten eines alter ego, und zum Commandanten von Messina, für die Dauer von drei Jahren, ernannt; auch, den 1. Jan. 1678, mit dem Oberbefehle der sicilischen Seemacht bekleidet, sodaß in Abwesenheit des Herzogs von Vivonne die Galeeren von Frankreich von ihm Befehle anzunehmen hatten. Seine Sendung beschränkte sich aber im Wesentlichen auf die unumgänglich gewordene Räumung der Insel, oder

2) Anders drückt sich hierüber Bussy-Rabutin aus in einer Stelle seiner Memoiren, die man jedoch in den vorhandenen Ausgaben vergeblich suchen wird. „La Feuillade, qui se trouva maréchal de camp de jour à cette action de Raab, en écrivit le détail au Roi. Je vis la copie de cette relation, qui étoit une espèce de Roman. Il n'y avoit pas un volontaire de qualité ni un des premiers officiers des troupes qui n'eût (à ce qu'il disoit) fait un combat singulier avec un ou deux Turcs, suivant qu'il vouloit obliger le Français, et qui ne les eût percés de coups de pistolet et de coups d'épée; et je ne doute pas qu'il n'eût montré la copie de cette lettre aux héros qu'il avoit faits, afin que de leur côté ils écrivissent et dissent de lui des merveilles. Cependant, au retour de ce voyage, il y eût quelques-uns de ces messieurs assez sincères et assez honnêtes gens pour nous désabuser eux-mêmes des louanges que la Feuillade leur avoit données, et pour aimer mieux de ne pas jouir d'une fausse gloire que de mentir en sa faveur. Il est vrai que lorsque le Roi l'avoit nommé pour maréchal de camp au commencement de la campagne, quelques gens de la cour ayant condamné ce choix, Sa Majesté fut ravie de faire valoir l'action de Saint-Gothard; et cela fut heureux pour la Feuillade que le Roi eût intérêt à le louer, et qu'il se trouvât comme engagé, pour honorer son choix, à lui faire du bien.“

3) Vergl. Journal véritable de ce qui s'est passé en Candie sous M. le duc de la Feuillade, par M. *des Roches*, aide-major. (Paris, chez Charles de Sercy, 1670.)

vielmehr der Städte Messina und Agosta. Am 6. Jan. 1678 beurlaubte sich der Herzog bei Hofe; am 15. März beschäftigte er sich bereits in Messina mit der Einschiffung der Truppen. Um darüber die Einwohner zu beruhigen, schützte er eine entscheidende Expedition vor, die er von Agosta ausgehen lassen wolle. Aber am andern Morgen erklärte er dem versammelten Senat, daß er den Befehl habe, alle bis dahin in Sicilien verwendete Truppen abzuführen, indem man deren in Frankreich für die Dauer von zwei Monaten bedürfe. Nach dem Verlaufe dieser Frist werde er mit einer Macht, welche für die Eroberung der ganzen Insel hinreichend sei, zurückkommen. Bis dahin möchten die Messinesen sich tapfer halten, was um so leichter sei, da er einen hinreichenden Vorrath von Kriegs- und Lebensbedürfnissen hinterlasse. Ungeachtet er, diesen Worten zum Nachdruck und den Magazinen zur Mehrung, gleichzeitig 200 Some Getreide hatte ankaufen lassen, so wirkte das Geständniß doch dergestalt entmuthigend, daß die gesammte Bevölkerung mit den Franzosen sich einzuschiffen verlangte, und daß gegen 12,000 Flüchtlinge in die Schiffe aufgenommen werden mußten. Um die Masse Menschen unterzubringen, mußte die Flotte einen ganzen Tag länger vor Anker liegen bleiben; den 17. erst ging sie unter Segel, um zuvörderst in Agosta dieselbe Operation vorzunehmen, dann den Küsten von Frankreich zuzueilen. Dieses wurde erreicht, ohne daß der mindeste Unfall eins der 100 Segel betroffen hatte, und großes Lob empfing la Feuillade für die in Bergung des königlichen Eigenthums bewiesene Sorgfalt und Thätigkeit, sammt den Entrées bei dem Könige (den 21. April 1678), wie der Oberstkämmerer und die premiers gentilshommes de la chambre sie hergebracht hatten. Am 8. Mai 1681 wurde ihm das Gouvernement der Stadt Grenoble und des dasigen Zeughauses, am folgenden Tage das Gouvernement der Landschaft Dauphiné, am 31. Dec. 1688 der heilige Geistorden verliehen. Er starb zu Paris, in der Nacht vom 18—19. Sept. 1691. Wie sehr er, von seinem Bruder, dem Bischof, treulich unterstützt, die Größe des Hauses gefördert hat, mag man aus den in der Todesanzeige ihm gegebenen Titeln erkennen: duc de Rouannois, vicomte d'Aubusson, comte de la Feuillade, marquis de Boisy, baron de la Borne et premier baron de la Marche, baron de Peletanges, Moncontour, Cursay et Perusse, seigneur d'Oiron, de Boismont, de la Grange-Bleneau et de Courpalais, seigneur-châtelain des villes d'Ahun, de Felletin, de Chenerailles, de Jarnages, de Drouilles, de Cervière, de S. Haon, de S. Maurice et de Crozet. Die Castellaneien Ahun, Chenerailles, Jarnages und Drouilles, sämmtlich in la Marche belegen, hatte der Herzog, gegen Hingabe von S. Cyr, unweit Versailles, durch Vertrag vom 14. Juni 1686 von dem Könige eingetauscht. Durch Schenkungsurkunde vom 29. Juni 1687 gab er sie, und zugleich die Grafschaft la Feuillade, die Vicomté Aubusson, die Baronie la Borne und die Castellanei Felletin, dann die in Poitou gelegene Baronie Perusse, Alles zusammen 22,000 Livres jährlich ertragend, in der Eigenschaft eines Fideicommisses, an seinen Sohn. Für den Fall, daß derselbe ohne männliche Nachkommenschaft abgehen sollte, waren die Agnaten, zunächst die Marquis von Miremont, aus der Linie von Villac, und nach dem gänzlichen Erlöschen des Hauses Aubusson, die Stadt Paris substituirt. Für den Fall, daß an den substituirten Gütern, durch Ansprüche von Gläubigern oder frühern Besitzern, sich ein Verlust ergeben solle, waren subsidiarisch das Herzogthum Rouannois und das Marquisat Boisy, zusammen von 19,000 Livres Ertrag, die ebenfalls in Forez gelegenen Castellaneien S. Haon, S. Maurice, Cervière und Crozet, von 6000, la Grange-Bleneau, von 9000, Boismont, in Poitou, von 1200 Livres Ertrag, die Häuser zu Versailles und S. Germain, endlich ein brevet de retenue von 270,000 Livres, auf die Oberstenstelle bei den Gardes françaises sprechend, angewiesen. Dem Fideicommißinhaber war auferlegt, alle 25 Jahre, wenn anders der Prevôt des marchands und die Echevins dieses nöthig finden sollten, die auf der Place des victoires errichtete Statue K. Ludwig's XIV. und ihre Zugaben neu vergolden zu lassen. Dieses Monument hatte in aufrichtiger Bewunderung la Feuillade errichtet, nachdem er vorher, einen angemessenen Raum zu gewinnen, eine der Zierden der Hauptstadt, das um 80,000 Thaler erkaufte Hôtel de Senneterre abbrechen lassen und auf dessen Trümmern die Place des victoires, zu deren Ausbau die Stadt Paris 500,000 Livres verwendete, geschaffen hatte. Die Statue erhebt sich über einem Piedestal von weißem, geadertem Marmor, welches 22 Fuß hoch ist. Der König, in den Krönungsinsignien dargestellt, tritt auf den Höllenhund, das Emblem der in dem Friedensschlusse zu Nimmegen sich besiegt erklärenden Tripelallianz; eine geflügelte Victoria, in der Hand ein Gewinde von Palm- und Ölzweigen, den einen Fuß auf der Weltkugel, setzt mit der freien Hand eine Lorbeerkrone auf des Königs Schläfe. Im Hintergrunde wird ein Schild sichtbar, ein Waffenbündel, die Herkuleskeule und eine Löwenhaut. Die Gruppe, bei mehr denn 300 Centner Gewicht, eines Bleigusses, ist vergoldet, in Gold auch die Aufschrift: Viro immortali, ausgeführt. Das Ganze hat 16 Fuß, der König allein 13 Fuß Höhe. Von den Basreliefs der vier Facen des Piedestals behandelt der eine die durch des Marschalls Bruder, den Erzbischof von Embrun, 1662 herbeigeführte Anerkenntniß des Vorranges von Frankreich, gegenüber von Spanien, stellen die drei andern die Eroberung der Franche-comté, 1668, den Rheinübergang, 1672, und die Unterzeichnung des nimmeger Friedens, 1678, dar. An einer jeden der vier Ecken des Piedestals ist ein gefesselter Sklave angebracht, zusammen die Sinnbilder der vier, den siegreichen Waffen Ludwig's XIV. erliegenden, Völker. Desjardins hat den Guß ausgeführt, von den Inschriften des Piedestals Regnier des Marais die eine angegeben[4]). Am

4) A Louis-le-Grand, le père et le conducteur des armées, toujours heureux. Après avoir vaincu ses ennemis, protégé ses alliés, ajouté de très-puissants peuples à son empire, assuré les frontières par des places imprenables, joint l'Océan à la Méditerranée, chassé les pirates de toutes les mers, réformé les loix, détruit l'hérésie, porté, par le bruit de son

28. März 1686 veranstaltete la Feuillade die Inauguration seines Monuments. „Il fit trois tours à cheval autour de la statue, à la tête du régiment des gardes dont il étoit colonel, et fit toutes les prosternations que les païens faisoient autrefois devant les statues de leurs empereurs.“ Der König hatte es nicht unter seiner Würde gefunden, über einige bei Gelegenheit dieser Inauguration erhobene Rangfragen zu statuiren. Das Kunstwerk an sich kostete dem Marschall 500,000 Livres, und noch größere Summen aufzuwenden, war er nicht ungeneigt. „On dit que la Feuillade avoit dessin d'acheter une cave dans l'église des Petits-Pères, et qu'il prétendoit la pousser par-dessous terre jusqu'au milieu de la place des Victoires, afin de se faire enterrer précisément sous la statue du Roi. Il avoit eu aussi la vision de fonder des lampes perpétuelles, qui auroient éclairé la statue nuit et jour. On lui retrancha le jour[5]).“ Wenn aber la Feuillade unerreicht geblieben ist in der Art und Weise, das Andenken seines Königs zu verherrlichen, so hat er in der Kunst zu schmeicheln in dem Herzoge von Antin (vgl. den Art. Pardaillan) den einzigen Nebenbuhler gefunden. Diese Behauptung wird der folgende Zug rechtfertigen. Mit den Großen der Erde überhaupt theilt Ludwig XIV. die Prätension, um seiner selbst willen geliebt zu werden. Sie auszubeuten, benutzte la Feuillade einen kurzen Waffenstillstand zu einem Courierritte nach Versailles, und dem Könige sich vorstellend, sprach er: „Die Einen haben Eile, die Frau, die Kinder, die Ältern zu umarmen, die Andern sehnen sich nach der Geliebten. Ich komme, um mich des Anblicks Ew. Majestät zu erfreuen, und in demselben Augenblicke zu meinem Posten zurückzukehren, weshalb ich Höchstsie bitten muß, daß Sie geruhen wollen, dem Dauphin den Ausdruck meiner Huldigung darzubringen.“ Die Worte waren kaum verklungen, und der Mann saß wieder zu Gaule. Man vergesse indessen nicht, daß la Feuillade was er war, was er besaß, der Gnade des Königs verdankte. Hatte er doch einst im Zorn, daß diese Gnade zögerte, geäußert: „non, je n'y puis plus tenir; je suis percé de coups, j'ai eu trois frères tués à son service: il sait que je n'ai pas un sou, et que c'est Prud'homme, qui me fait subsister, et il ne me donne rien.“ Von des Herzogs drei Kindern überlebte ihn einzig der jüngere Sohn, Ludwig, geb. den 30. Mai 1673, und seit der von dem Vater empfangenen Schenkung als Herzog von la Feuillade bekannt. Er diente, 16 Jahre alt, in dem Feldzuge von 1689 als Mestre-de-camp von der Cavalerie, erhielt, unmittelbar nach des Vaters Ableben, das Gouvernement von Dauphiné, den 11. Oct. 1691, und führte in der Schlacht bei Neerwinden, den 29. Juli 1693, eine Brigade. „Il s'en acquitta avec distinction; il disparut un moment, après et nous fûmes plus d'une demi-heure sans le revoir; c'est qu'il était allé pour faire sa toilette; il revint poudré et paré d'un beau surtout rouge, fort brodé d'argent, et tout son ajustement et celui de son cheval étaient magnifiques.“ Überhaupt war die Sucht zu glänzen ein Grundzug in des jungen Mannes Charakter; von ungleich Schlimmerem weiß aber S. Simon zu erzählen[6]). Für den Feldzug von 1696 der Rheinarmee zugetheilt, kehrte auf der Reise la Feuillade zu Metz bei seinem Oheim, dem Bischofe, ein. Von den in dem Hause bewahrten Reichthümern hörend, nahm der Neffe keinen Anstand, des alten Mannes Schwachheit und Hilflosigkeit zu misbrauchen. Er foderte die Schlüssel zu Truhen und Chatoullen, und sprengte sie gewaltsam, da die Dienerschaft sich sträubte, dem Ansinnen zu willfahren. Viele Juwelen und 30,000 Thaler in Gold hat er sich zugeeignet, das Silbergeld unberührt lassend. Ein solcher Skandal konnte nicht lange verschwiegen bleiben; der König, misvergnügt ohnehin über des Diebes ausschweifende Lebensart und Nachlässigkeit im Dienste, besprach den Fall öffentlich und in den härtesten Ausdrücken, war auch nicht ungeneigt, ihn durch Cassation zu ahnden. Zum Glück war la Feuillade seit dem 8. Mai 1692 mit Charlotte Theresa Phelypeaux de la Brillière verheirathet, und wie unwürdig er gegen Frau und Schwiegervater sich benahm, der Gedanke an einen solchen Schimpf fiel der einflußreichen Familie unerträglich. Ihre Verwendung rettete den Bedrohten, der jedoch fortwährend

---

nom les nations les plus barbares à le révérer des extrémités de la terre, et reglé parfaitement toutes choses au dedans et au dehors, par la grandeur de son courage et de son génie.

François, vicomte d'Aubusson, duc de la Feuillade, pair et maréchal de France, gouverneur de Dauphiné, et colonel des gardes françoises.

Pour perpetuelle mémoire à la posterité.

5) Einige Tage vor der Föderation vom 14. Juli 1790 wurden die Sklaven, meisterhafte Bronzefiguren von 12 Fuß Höhe, weggenommen, um unter dem Kaiserthume in dem Invalidenhause, wie die Basreliefs in dem Musée des monuments français, ein Obdach zu finden. Alles Übrige wurde im September 1792 zerstört. Die Restauration setzte an die Stelle des frühern Monuments eine Reiterstatue Ludwig's XIV., welche, von Bosio in Bronze ausgeführt, am 25. Aug. 1822 aufgedeckt wurde. Eine von den Straßen, welche in die Place des victoires einmünden, hat den Namen la Feuillade beibehalten.

6) Il était parfaitement bien fait, avait un air et les manières fort nobles, une physionomie si spirituelle qu'elle réparait sa laideur et le jaune et les bourgeons dégoûtants de son visage. Il tenait parole, il avait beaucoup d'esprit et de toutes sortes d'esprit. Il savait persuader son mérite à qui se contentait de la superficie, et surtout avait le langage et le manége d'enchanter les femmes. Son commerce à qui ne voulait que s'amuser était charmant; il était magnifique en tout, libéral, poli, fort brave et fort galant, gros et beau joueur. Il se piquait fort de toutes ses qualités, fort avantageux, fort hardi, grand débiteur de maximes et de morale, et disputait volontiers pour faire parade d'esprit. Son ambition était sans bornes et comme il était sans suite pour rien, comme il l'était pour tout, cette passion et celle du plaisir prenaient le dessus tour-à-tour. Il recherchait fort la réputation et l'estime, et il avait l'art de courtiser utilement les personnes des deux sexes de l'approbation desquelles il pouvait le plus espérer, et par cet applaudissement qui en entraînait d'autres de se faire compter dans le grand monde. Il paraissait vouloir avoir des amis, et il en trompa longtemps. C'était un coeur corrompu à fond, une âme de boue, un impie du bel air et de profession; pour tout dire le plus solidement malhonnête homme qui ait paru de longtemps.

in Ungnade blieb, auch jede Anstrengung, sich deren zu entheben, unterließ. Sein Regiment war von der ganzen Armee vielleicht das unansehnlichste und zugleich eins der schlechtesten. Er selbst war von allen Officieren stets der letzte, sich bei der Armee einzufinden, und wiederum der erste, von ihr abzugehen; denn wie leicht er auch den Dienst zu nehmen gewohnt war, ihm war jeder Tag, fern von dem Schauplatze seiner unwürdigen Freuden zugebracht, ein Verlust. Aus dem Taumel, aus der Betäubung scheint ihn doch einigermaßen seiner Frau Verlust, den 5. Sept. 1697, geweckt zu haben. Nicht daß er sie vermißt, oder die eigene Lieblosigkeit bereut haben sollte, er glaubte lediglich dieses Ereigniß benutzen zu können, um mit dem Hofe seinen Frieden zu schließen. In dieser Absicht freiete er um des Ministers Chamillart andere Tochter, und hochgeehrt fand sich der mächtige Mann durch sothanen, dem grundhäßlichen Töchterlein geltenden Antrag. Chamillart verfehlte nicht, des Königs Genehmigung nachzusuchen, der aber sprach: „Vous ne connaissez pas la Feuillade; il ne veut votre fille que pour vous tourmenter pour que vous me tourmentiez pour lui; or je vous déclare que jamais je ne ferai rien pour lui, et vous me ferez plaisir de n'y plus penser.“ Chamillart verstummte, wiewol blutenden Herzens, la Feuillade ließ sich aber nicht irren, sondern setzte seine Zudringlichkeiten fort, bis des Königs Standhaftigkeit den wiederholten Angriffen des Ministers erlag. Ludwig bewilligte 200,000 Livres, als die für die Kinder der Minister hergebrachte Aussteuer, 100,000 Livres gab der Vater, und die Heirath wurde verabredet. Höchst ungnädig empfing der König, wenn auch durch das an Chamillart gegebene Wort gebunden, den Bräutigam, als dieser, sein Gesuch vorzutragen, zur Audienz kam; nichtsdestoweniger wurde Maria Teresa Chamillart am 24. Nov. 1701 dem Herzoge von la Feuillade angetraut. Ihre Flitterwochen waren kaum vorübergegangen, und schon erlag sie einer Behandlung, wie sie gehässiger die erste Frau nicht empfangen hatte; aber dadurch ließ sich der Schwiegervater in der Ansicht über den Schwiegersohn im Geringsten nicht stören; er blieb für seine Lebtage des herzlosen Gecken warmer Freund, blieb es selbst dann noch, als er in den Zeiten seiner Ungnade von dem Liebling empörenden Undank hinnehmen mußte, und hatte für jetzt keine dringendere Angelegenheit, als daß er schnell denselben die Grade durchlaufen ließ. Kaum noch als Oberst der Reforme verfallen, wurde la Feuillade am 29. Jan. 1702 zum Brigadier, drei Wochen später, den 18. Febr., zum Maréchal-de-camp ernannt. Kurze Zeit stand er in dieser Eigenschaft bei der italienischen Armee, und schon hatte des Schwiegervaters Einfluß ihm zu einem unabhängigen Commando verholfen. Tessé, der seither den Kriegsbefehl in Dauphiné gehabt, wurde nach Mailand versetzt und ihm zum interimistischen Nachfolger la Feuillade gegeben (den 29. Nov. 1703), weil dieser, Gouverneur von Dauphiné, am meisten geeignet sein sollte, den Krieg in Savoyen mit Lebhaftigkeit zu führen. Weil auch der Schwiegersohn schlechterdings Ruhm erwerben sollte, hatte Chamillart im Voraus auf Tessé gewirkt, sodaß dieser, bei der Unterwerfung von Savoyen, mehre Posten absichtlich vernachlässigte. Mit der Einnahme dieser für ihn aufgesparten Punkte, unter welchen Annecy der wichtigste war, bezeichnete la Feuillade den Antritt seines Commando's, und bald waren die Piemonteser auf Montmélian und das Thal von Tarantaise beschränkt. Diese geringfügigen Erfolge bei Hofe geltend zu machen, war des Schwiegervaters Sache, und es lohnte ihnen das Patent eines General-Lieutenants, am 25. Jan. 1704. Um so leichter fiel es, das Interim in einen festen Armeebefehl umzuwandeln. Dazu abermals willig die Hände bietend, erkrankte Tessé, als er wiederum bei der Alpenarmee sich eingefunden hatte, dergestalt, daß sein Übel nur durch einen Urlaub für längere Zeit gehoben werden konnte. In dieser Lage der Dinge stieg la Feuillade ganz unvermerkt, dem Könige selbst vielleicht ein Gegenstand der Verwunderung, zu der Bestallung und dem Tractament eines Général d'armée auf. „Il fallait en profiter pour de ce chausse-pied, aller à mieux et en attendant faire parler de soi.“ Demnach wurde die Belagerung von Susa vorgenommen; schwierig in ihrem Beginne durch die hartnäckige Vertheidigung des Forts la Brunette, fand der französische Feldherr in der Unfähigkeit des Commandanten den wirksamsten Beistand. Susa capitulirte den 12. Juni 1704, die Waldenser unterlagen in mehren Gefechten, und zu Anfang Septembers konnte la Feuillade in das Thal von Aosta eindringen, des Postens von la Tuille und der Stadt Aosta sich bemächtigen und hierdurch dem Herzoge von Savoyen die Verbindung mit der Schweiz abschneiden, während zugleich für die Armee ergiebige Winterquartiere gewonnen wurden. Für alle diese Großthaten des Hofes Glückwünsche empfangend, zeigte sich Chamillart unverdrossen, des Schwiegersohns Verdienst bei dem Könige und der Maintenon geltend zu machen: Bemühungen, deren Resultate nicht lange sich erwarten ließen. Bisher dem Könige ein Gegenstand der Abneigung, hatte la Feuillade, zu Anfange des Jahres den Hof besuchend, des freundlichsten Empfanges sich zu rühmen. Einen ganzen Monat glänzte er zu Versailles, dann arbeitete er, wie es für die commandirenden Generale hergebracht war, mit dem Könige und mit Chamillart in dem Cabinet der Maintenon, um hierauf, ohne weitern Verzug, zu der Armee zurückzukehren. Es sollte in dem bevorstehenden Feldzuge dem Herzoge von Savoyen die Verbindung mit der See abgeschnitten werden. Auf den Galeeren des Marquis von Roye sich einschiffend, nahm la Feuillade am 7. März 1705 Villafranca mit Sturm, und ließ er sich die Plünderung mit 200 Pistolen, an die Soldaten zu vertheilen, abkaufen. Sospello wurde desgleichen mit dem Degen in der Faust erstiegen; das Castell von Villafranca capitulirte am 3. April, wie auch die Forts Sant-Ospitio und Montalbano thaten, und am 17. April wurde der Accord über die Übergabe der seit dem 17. März belagerten Stadt Nizza abgeschlossen, in der Weise, daß die Besatzung sich in das Castell zurückzog, unter dem Schutze einer für unbestimmte Zeit bewilligten Neutralität. Der Seealpen Meister, eilte der General nach Sa-

voyen zurück; weil hier der Krieg sich auf die Blokade von Montmellan beschränkte, erhielt la Feuillade die Weisung, das entbehrlich gewordene Volk, zehn Bataillone und drei Schwadronen Dragoner, dem Herzoge von Vendôme zuzuführen. Der Marsch, mehrentheils von den Piemontesern noch besetzte Landstriche berührend, konnte einigen Schwierigkeiten begegnen. Sie zu beseitigen, entsendete Vendôme den Grafen d'Estaing mit einem Truppencorps, welches in nördlicher Richtung vorgehend, die bei Lanzo, an der Stura, aufgestellten Piemonteser, der beabsichtigten Vereinigung das wesentlichste Hinderniß, vertrieb. Ohne weitere Anstrengung erfolgte die Vereinigung, und man verfehlte nicht, den Marsch des la Feuillade, um daß er drei Tage lang in ehrerbietiger Entfernung von einem feindlichen Reitergeschwader begleitet gewesen, dem Marsche Marlborough's nach der Donau zu vergleichen. Der gefeierte Held übernahm die Fortsetzung der seit längerer Zeit betriebenen Belagerung von Chivasso. Sie wollte keinen rechten Fortgang gewinnen, indem der Herzog von Savoyen, Meister der auf beiden Poufern, von Turin bis Chivasso, reichenden Hügelkette, fortwährend der angefochtenen Stadt Unterstützung zukommen ließ. Zuletzt schickte la Feuillade seine Reiter gegen der Piemonteser Lager zwischen Stura und Melo aus, und der bloße Anblick dieser Cavalerie genügte, um das ganze Campement zu verscheuchen. Der General berichtete nach Versailles, er habe 300 Feinde erschlagen, sechs Standarten und zwei Paar Pauken erbeutet, den Herzog von Savoyen genöthigt, sich unter die Kanonen von Turin zurückzuziehen. Der Aufschneiderei ihr Recht widerfahren zu lassen, können wir gleichwol nicht umhin, anzuerkennen, daß der Fall von Chivasso eine Folge des Gefechtes oder der Parade von Settimo Torinese gewesen ist; am 28. Juli wurde die Stadt von den Franzosen occupirt. Nach des Königs bestimmtem Willen sollte la Feuillade noch in demselben Jahre durch die Einnahme von Turin die Unterwerfung von Piemont vervollständigen. Zu dem Ende waren 60 Bataillone, 70 Schwadronen, eine furchtbare Artillerie zu seinen Befehlen gestellt; er hatte auch bereits am 6. Sept. sein Hauptquartier in la Veneria aufgeschlagen, entschlossen, gegen die Citadelle den Hauptangriff zu richten. Aber es wurde dieses Vorhaben dermaßen lebhaft in dem Kriegsrathe bestritten, daß der General es nicht wagen durfte, sich mit der definitiven Entscheidung zu befassen. Er entsendete seinen Schwager Dreur, um des Hofes Befehle für jene Meinungsverschiedenheit zu vernehmen, und ein Cabinetsrath, welchem auch Vauban beiwohnte, verwarf die ganze Unternehmung, als zu wagliche bei der vorgerückten Jahreszeit. Kaum von la Veneria abgezogen, verfiel la Feuillade oder sein Secretair einem schädlichen Irrthume. Für den unerheblichen Posten von Acqui eine Besatzung entbehrlich findend, wollte er sie abgerufen wissen; in der Expedition verwandelte sich aber Acqui in Asti, und gleich war der Herzog von Savoyen bei der Hand, den aus der Räumung dieser bedeutenden Festung begangenen Fehler zu benutzen. La Feuillade mußte sich entschließen, den freiwillig aufgegebenen Punkt durch eine Belagerung zurückzunehmen. Mehre Postirungen, die seinen Marsch aufzuhalten bestimmt waren, erlagen der Gewalt des Angriffes; aber bei Asti selbst traf er den Herzog und die Kaiserlichen unter Starhemberg, und in dem Verlaufe eines scharfen Gefechtes sah der französische General sich genöthigt, abzusitzen, um seine Grenadiere zu einem wiederholten Angriffe zu führen. Nun glückte es zwar, den Feind bis auf die Contrescarpe zurückzuweisen, auch zwei Standarten zu erobern, aber theuer erkauft war der unerhebliche Vortheil. Asti blieb den Piemontesern, während la Feuillade nach Casale sich zu wenden genöthigt war. Bereits hatte der König, in seinem Stolze beleidigt durch den verderblichen und endlosen Krieg mit einem der Macht von Frankreich so ungleichen Feinde, sich entschlossen, durch eine letzte, große Anstrengung diesen Krieg zu Ende zu bringen, durch die Einnahme von Turin jede Möglichkeit eines fernern Widerstandes zu erdrücken, und abermals war zur Lösung der bedenklichen Aufgabe la Feuillade ausersehen worden. Alles Mögliche versuchte jedoch Chamillart, von dem Schwiegersohne die harte Prüfung abzuwenden. Nochmals wurde Vauban, zu einer Discussion des ganzen Entwurfes, vor den König gerufen. Nicht unmöglich fand der Meister die Ausführung; aber er foderte, um sie auf sich zu nehmen, ein Materiale, dessen Beschaffung eine Unmöglichkeit schien. Da mußte es bei dem an la Feuillade ertheilten Auftrage bleiben, und zu dessen Verfügung wurden die versuchtesten Truppen, die Blüthe der Officiere, eine unermeßliche Artillerie, ein Überfluß von Kriegsvorräthen, alle disponibeln Gelder gestellt. Am 13. Mai 1706 traf der so ausgerüstete Feldherr vor Turin ein, und es begannen, von dem Ingenieur Tardif geleitet, die Arbeiten für Brücken und Linien. In der Nacht vom 2—3. Juni wurden die Laufgräben eröffnet, es hemmte aber den Fortgang der Arbeiten la Feuillade selbst durch das abenteuerliche Bestreben, sich der Person des Herzogs von Savoyen zu bemächtigen. Dieser verließ seine Hauptstadt zu Ende Juni, und bald hier, bald dort sich zeigend, veranlaßte er den französischen General zu einer höchst ermüdenden, am Ende vergeblichen, Jagd. La Feuillade richtete seine Cavalerie zu Grunde und verstimmte die Infanterie, indem er durch die unaufhörlichen Detachirungen sich genöthigt sah, von den in den Linien zurückgelassenen Truppen unverhältnißmäßige Anstrengungen zu fodern. In dieser Lage nahm er den Herzog von Orléans auf, der, fortwährend zurückweichend vor dem von der Etsch heranziehenden Prinzen Eugen, durch die Überwältigung von Turin alle bis dahin begangenen Irrthümer auszugleichen hoffte. Das Vorhaben scheiterte, theilweise vielleicht an der verkehrten Richtung, in welcher bis dahin die Belagerung geführt worden, hauptsächlich aber an des großen Gegners Gewaltmärschen und an Daun's unerschrockenem Widerstande. Am 7. Sept. wurde die Entscheidungsschlacht geliefert, die, wie es heißt, der Herzog von Orléans durch den Einfluß von la Feuillade auf den Marschall von Marsin genöthigt wurde, hinter schlecht verwahrten, allzu weitläufig angelegten Linien anzunehmen, während es seine Meinung gewesen sein soll, im freien Felde zu schlagen.

Ohne allen Zweifel würde im freien Felde die Niederlage noch vollständiger sich ergeben haben; sie soll abermals durch la Feuillade verschuldet worden sein, indem er, trotz wiederholter Befehle des Herzogs von Orléans, die auf der Capucinerhöhe in Unthätigkeit sich langweilenden 44 Bataillone, unter Albergotti, nicht in die Schlachtlinie einrücken ließ. Ob dem also sei, wollen wir dahin gestellt sein lassen, wiewol uns scheinen will, als habe Ehrfurcht für einen Prinzen, der nicht nur des Königs Neffe und Schwiegersohn, sondern auch der Mittelpunkt einer damals schon auftauchenden orléanischen Partei, großen Antheil an der für la Feuillade ersonnenen Rolle eines Sündenbocks. Aller Orten sollen la Feuillade's Gegenbefehle die zweckmäßigsten Anordnungen des Herzogs gehemmt, aller Orten soll jener den willigsten Gehorsam gefunden haben, obgleich man uns versichert, „qu'il s'était fait détester de toute son armée." In seinem Orléanismus geht S. Simon soweit, daß er beinahe unmittelbar nach dem Satze: „tout ce qui suivit, ne fut que trouble, confusion, débandement, fuite, déconfiture," sich nicht entblödet zu behaupten, daß, ungeachtet dieses Zustandes der geschlagenen Armee, die Befolgung der Anordnungen seines Helden ihr den glänzendsten Sieg und mit ihm die unbestrittene Herrschaft von Italien zuwenden konnte: „mais il était arrêté que l'esprit d'erreur et de vertige deferait seul notre armée, et sauverait les alliés." In der Wahrheit dachte der Herzog von Orléans, so verblüfft wenigstens wie einer seiner Generale, nur mehr an seiner Wagenpferde Lauf. „Retombé au fond de sa chaise, il dit qu'on allât donc où on voudrait et qu'on ne lui en parlât plus." Erst nachdem er zu Oulx und in Sicherheit sich befand, kehrte die Besinnung ihm zurück, mit der zugleich das Bestreben sich einfand, Alles, was durch die eigene Unfähigkeit und Unerfahrenheit veranlaßt worden war, auf irgend Jemanden, auf la Feuillade zunächst, zu wälzen. In dergleichen Lage einem Prinzen vom Hause, welcher des Monarchen Schwiegersohn war, gegenüber bestehen zu wollen, hätte Johann von Werth selbst sich nicht unterfangen dürfen. Der Mishandelte schrieb in der Verzweiflung an Chamillart, daß er sein Gouvernement niederlegen und zu Medavi's Heer am Mincio sich begeben wolle, um für den ihm angethanen Schimpf Genugthuung, oder aber den Tod zu suchen. Chamillart hütete sich aber, dem Könige das Schreiben vorzulegen, bemühte sich vielmehr, dem Verzweifelten Muth einzusprechen. La Feuillade, einigermaßen sich fassend, blieb zu Briançon und längere Zeit zu Grénoble, bis die gemessensten Befehle ihn nach Paris foderten (den 13. Dec.). Mit Mühe erlangte sein Schwiegervater die Gunst, ihn bei Hofe vorstellen zu dürfen; als sie endlich bewilligt war, der General sein Compliment darzubringen vermeinte, kam ihm der König zuvor, mit den Worten: „Monsieur, nous sommes bien malheureux tous deux." Damit drehte er ihm den Rücken dar, la Feuillade aber entfloh der stürmischen Audienz, und kehrte für immer in die Dunkelheit des Privatlebens zurück. Wol suchte er in der Hoffnungslosigkeit, je wieder bei dem regierenden Könige in Gnaden zu kommen, nicht ohne Erfolg die Gunst des Dauphin, wol hatte er Verbindungen mit der geliebten Choin angeknüpft; aber es stand geschrieben, daß Ludwig XIV. den Sohn, wie den Enkel überlebe, es sollte la Feuillade alle die Mühe, eine bessere Zukunft sich zu bereiten, vergeblich angewendet haben, und zuletzt die Regentschaft seines Todfeindes, des Herzogs von Orléans, erlebend, sicherm Untergange entgegengehen. Wegen dieses endlichen Resultats fand jedoch die allgemeine Zuversicht sich getäuscht. Orléans trug das Bewußtsein bei sich, daß er, vor Turin die eigene Schuld auf einen Unterbefehlshaber wälzend, schwer an la Feuillade sich versündigt habe, und diese eine Sünde wenigstens beeilte er sich bei dem Antritte der so sehnlich begehrten Herrschaft zu sühnen. Der vermeintlich Gehaßte wurde zu der Gesandtschaft bei dem heiligen Stuhle ernannt, ohne Verpflichtung zu residiren, ohne jemals nur sein Creditiv nach Rom tragen zu dürfen. Über zehn Jahre hat er das reiche Einkommen von dieser Sinecure genossen, außerdem noch wegen eines Brevet de retenue 300,000, und für das Gouvernement von Dauphiné, welches er, August 1719, an den Herzog von Chartres überließ, 550,000 Livres baar empfangen, sodaß seine Aussöhnung mit dem Herzoge von Orléans dem Reiche über eine Million Livres zu stehen kam. Außer dem Hause Orléans hat aber von dieser Verschwendung einzig die Provinz Dauphiné Vortheile gezogen; da war nämlich la Feuillade verhaßt, von seinem ersten Auftreten her. Eine durch ihn veranstaltete, nicht eben anständige, Masquerade hatte ihn zu Zerwürfniß mit dem Bischofe von Grénoble, dem Cardinal le Camus, geführt, und der Prälat stand im Begriffe, den unehrerbietigen Sohn der Kirche nach aller Form Rechtens zu excommuniciren, als des Königs wiederholte Befehle eine Aussöhnung erzwangen. Das Publicum, die Provinz hatten aber für den Cardinal Partei genommen, und verziehen niemals dem Gouverneur, dessen Hochmuth, Lakaieninsolenz vielmehr, an sich schon hinreichend war, die Gemüther zu entfremden. Am 2. Febr. 1724 empfing la Feuillade den Marschallsstab, ein Ereigniß, von dem er das Jahrgedächtniß nicht begehen sollte, indem er zu Marly den 29. Jan. 1725 starb. Seine Gemahlin war ihm am 3. Sept. 1716 im Tode vorausgegangen. Sie starb an den Blattern, „dans le dernier abandon de son mari, qui prétexta qu'il ne pouvait se séquestrer du Palais-Royal, où alors on ne le voyait presque jamais." Kinderlos in beiden Ehen, ernannte la Feuillade zu seinem Allodialerben den Sohn jenes Marquis de Miremont, der laut fideicommissarischer Disposition vom 29. Juni 1687 zur Nachfolge in der Grafschaft la Feuillade, Vicomté Aubusson u. s. w. berufen ward. Jacob und Hubert Franz d'Aubusson, Vater und Sohn, haben nach einander den gräflichen Titel von la Feuillade geführt; es ist aber der Sohn, Mestre-de-camp bei Piemont Cavalerie, im Lager bei Guastalla, den 9. Aug. 1735, im Duell geblieben. Vermählt seit April 1727 mit Scholastica Barin, des Marschalls von Bezon's Tochter, hinterließ der Duellant zwei Töchter, dann seine Hausfrau gesegneten Leibes. Der Posthumus, Ludwig

Claudius Armand Rosa d'Aubusson, Graf von la Feuillade und Besitzer des Herzogthums Rouannois, ist aber in dem Alter von 16 Jahren, der letzte Mann seines Geschlechtes, am 19. Jan. 1752 verschieden, und die Güter werden an dessen Schwester, Franziska Katharina Scholastica (seit dem 13. Juni 1752), vermählte Herzogin von Harcourt-Beuvron, gefallen sein. Von einer etwanigen fideicommissarischen Succession der Stadt Paris wissen wir keine Rechenschaft zu geben. (*Stramberg.*)

FEUILLAEA (Fevillea). So nannte Linné zu Ehren des gelehrten Mönches und königl. französischen Botanicus und Mathematicus Ludwig Feuillée (geb. in der Provence 1660, gest. in Paris 1732), welcher große Reisen im Orient und in Amerika machte (Journal d'observations faites sur les côtes orientales de l'Amérique méridionale. T. I—III. [Par. 1714. 1725. 4.]), eine Pflanzengattung aus der vierten Ordnung (Pentandria) der 16. Linné'schen Classe und aus der Gruppe Nhandirobeen der natürlichen Familie der Cucurbitaceen. Char. Diöcische Blüthen; der Kelch glockenförmig, fünfspaltig; die Corolle radförmig, fünftheilig; die Staubfädenkrone zehntheilig; die fünf fruchtbaren Staubfäden oben breit mit zweifächerigen Zwillingsantheren, mit ihnen abwechselnd fünf bogenförmige, unfruchtbare Staubfäden; drei Griffel mit fast scheibenförmigen Narben; die Frucht kugelig, fleischig, mit dem Kelche halb umgeben, dreifächerig, in jedem Fache zwei bis vier große, zusammengedrückte Samen. Die vier bekannten Arten, F. punctata *Poiret* (Enc. IV. p. 418, Trichosanthes punctata *L.*) auf Haiti, F. trilobata *L.* (F. scandens β. *L.*, F. hederacea *Poir.*, Ghandiroba s. Nhandiroba *Marcgr.* bras. 46) in Brasilien, F. cordifolia *Poir.* (F. scandens α. *L.*, Nhandiroba *Plumier*, ed. *Burmann* t. 209) auf den karaibischen Inseln, und F. Javilla *Humboldt*, *Bonpland* et *Kunth* (Nov. gen. VII. t. 640) in Neu-Granada, sind tropische, amerikanische Kletterstauden mit abwechselnden, gestielten, herzförmigen, unbehaarten Blättern, achselständigen, spiralförmig gewundenen Kletterfäden, kleinen, den Passionsblumen ähnelnden Blumen und bittern öligen Samen. Die Samen von F. cordifolia *Poir.* werden in Westindien als Brech- und Purgirmittel und gegen vegetabilische Gifte angewendet; aus den Samen der F. trilobata *L.* wird in Brasilien ein talgartiges Öl gewonnen, welches man gegen rheumatische Schmerzen einreibt. Auch bedient man sich des Öls dieser Samen als Lampenöl. (*A. Sprengel.*)

FEUILLANTEN, oder **FULIENSES** (Feuillans, Feuillants, oder Fulienses), haben ihren Namen von der kleinen, in Languedoc, etwa 6 Stunden von Toulouse gelegenen Stadt Feuillans, deren Abtei unter Citeaux gehörte. Da nun der Orden der Cistercienser im 16. Jahrh. in überaus große Verweltlichung gerathen war, (s. Cistercienser), so fanden sich, wie gewöhnlich, eine Anzahl Verbesserungsmänner, welche die alte Zucht und Ordnung wieder herzustellen sich eifrigst angelegen sein ließen. Zu Feuillans, dessen Kloster ebenso sehr verwildert war, als fast alle damals unter Citeaux stehenden Klöster, warf sich Jean de la Barrière zum Verbesserer auf. Von angesehenen Ältern 1544 geboren zu St. Cere, einer kleinen Stadt in der Provinz Quercy, seinem Stande gemäß erzogen, studirte er zu Bourdeaux, Toulouse und Paris, wo er vorzüglich den berühmten Arnaud d'Ossat, der später Cardinal wurde, zum Lehrer hatte. Hier hatte er zufällig 1562, also in seinem 18. Jahre, das Glück, die Abtei Feuillans als Commende zu erhalten, da der Graf Karl von Crussol, wegen Abfalls vom katholischen Glauben, davon zurückgetreten war. Das schon zügellos gewordene Kloster war mit seinem weltlichen Abte äußerst zufrieden, eben weil er sich um Nichts weiter bekümmerte, als daß er die Einkünfte zog und die nothwendigsten Äußerlichkeiten verrichtete. Auf diese Weise waren elf Jahre vergangen, als er sich entschloß, wahrscheinlich von den Wirren der Zeit angeregt, die Welt zu verlassen und selbst Ordensbruder zu werden. Er ließ sich also 1573 in einem anderen Cistercienserkloster der Diöces von Toulouse als Novize aufnehmen, legte nach dem Probejahre das Gelübde ab und nahm nun 1574 als geistlicher Abt Besitz von Feuillans. Jetzt waren aber seine der Zucht entwöhnten Mönche mit dem fromm Gewordenen gar nicht mehr zufrieden, und stellten seinen Besserungsanträgen im Einverständnisse mit verschiedenen Weltbuben so viele Hindernisse entgegen, daß er an der Überwindung dieser Widerspenstigkeiten verzweifelte und nur noch ein Mittel vor sich zu sehen meinte, wodurch er die Herzen Einiger der Verstockten rühren und auf seine Seite bringen könnte, wozu ihm die Geschichte so manches früheren Reformators der Mönche Hoffnung machen mußte. Er zeigte sich entschlossen, sein ungehorsames Kloster lieber zu verlassen und in eine Einöde zu wandern, wo er als rechtschaffener Anachoret leben wollte, fern vom Treiben der Welt und ihrer Seuche des Verderbens. Ganz fest mag jedoch dieser Entschluß in seinem Innern nicht gestanden haben; die Gefahren und Mühseligkeiten einer solchen Vereinsamung mochten ihn doch zuweilen im Geheimen davon abmahnen; er wollte also doch erst über ein so wichtiges Unternehmen den guten Rath Anderer hören, bevor er es ausführte. Er schrieb daher an seinen früheren Lehrer, Arnaud d'Ossat, welcher eben als französischer Gesandtschaftssecretair im Gefolge des Erzbischofs von Toulouse, de Foix, in Rom war, und bat ihn um Eröffnung seiner Ansicht. Dieser, der Barrière's Wesen nicht nur kannte, sondern ihm auch wohlwollte, belobte zwar seinen Eifer, führte ihm aber auch zu Gemüthe, daß er, von Menschen entfernt, auch Nichts mehr für sie thun, am wenigsten die Pflicht seines Berufs für die Seinen erfüllen könne. Dagegen könne er mitten unter seinen Brüdern als ein rechter Einsiedler leben, wenn er nur das Stillschweigen und seine Regel im Ganzen treulich beobachte. Und diesen Rath (sagt Helyot) nahm er an, als ob er von Gott käme, und ließ es bei seinem ersten Entschlusse, sein Kloster zu bessern, bewenden. Von jetzt an spielte er den Einsiedler im Kloster, beobachtete nicht blos das tiefste Stillschweigen, sondern entsagte auch dem Genusse des Brodes und Weines, und nährte sich dafür nur von Gensterblumen und anderen wilden Kräutern und Früchten. Alle seine Mönche erklärten sich gegen ihn und verklagten ihn vor dem Generalcapitel ihres Hauptklosters Citeaux

als einen Friedensstörer und überspannten Neuerer. In allen diesen Widerwärtigkeiten blieb er jedoch so geduldig und sanftmüthig, daß er nur Weniges, und dies in aller Demuth, zu seiner Rechtfertigung sprach, dagegen desto unbiegsamer bei seiner Handlungsweise verharrte. Und diese ungemeine Bußfertigkeit und Abtödtung seiner selbst, die sich durch keine Kränkung und durch kein Ungemach auch nicht im Geringsten wankend machen ließ, hatte freilich bald wieder die gewöhnliche Folge, daß die Leute in Erstaunen geriethen über eine so ungeheuere Tugend und daß ihn Viele priesen als ein Muster frommer Mönchsheiligkeit. Und siehe, schon 1577 war sein Kloster voll von Leuten, die an der Ehre seiner Frömmigkeit so lebhaften Theil nahmen, daß die alte Strenge der ersten Cistercienser von den neuern verbesserten Mönchen zu Feuillans noch stark überboten wurde. Es war in der That viel, was sich die neuern Mönche in Feuillans aus Liebe zur Heiligkeit gefallen ließen. Alle Abtödtung des sündhaften Leibes erfreuete sich hier eines gewaltigen Sieges. Haarhemden und Geißelungen wurden stark angewendet; man verschmähete sogar die Sandalen und jede Kopfbedeckung, schlief in seinen Kleidern auf bloßen Bretern; man genoß weder Öl, noch Butter, noch Fleisch, noch Eier, nicht einmal Salz, sondern kochte allerhand Kraut im bloßen Wasser, wozu man Gerstenbrod, mit Kleien vermengt, aß, das so grob und schwarz war, daß es selbst die Thiere nicht fressen mochten. Und diese Kost nahm man noch knieend zu sich aus schlechten irdenen Gefäßen. Manche, die sich recht hervorthun wollten, tranken aus Hirnschädeln, die jedoch zu Schalen umgearbeitet worden waren. Dabei wurden Barrière's Mönche noch zur Arbeit angehalten, theils um der Gefahren willen, die der Müßiggang bringt, theils um einigen nothwendigen Gewinnes wegen, da sich, trotz aller Beschwerden dieser Verbesserung, die Menge der Mönche so häufte, daß die Klostereinkünfte zur Bestreitung so schlechter Kost und Kleidung nicht zureichten, wenn man nicht aufs Betteln sich legen wollte, was hier gleichfalls verschmäht wurde. Ein Theil kämmte Wolle, ein anderer spann sie, und eine dritte Abtheilung webte Zeuche daraus. Helyot berichtet noch, daß Barrière in seinem verbesserten Kloster Anfangs auch einen ganz besondern Gesang eingeführt hatte, welcher der *Gesang des Herrn zu Feuillans* hieß. Als er aber nach einigen Jahren in Erfahrung brachte, daß viele Weltliche, auch Handwerksleute, dieser Gesangesweise sich zu ihrem Vergnügen in ihren Häusern und Zusammenkünften bedienten, gab er ihn alsbald wieder auf und der gebräuchliche Gesang der Cistercienser wurde wieder eingeführt. Es wäre nicht überflüssig, zu ermitteln, wie dieser Gesang beschaffen gewesen; volksthümlicher, als die gewöhnliche Psalmodie, muß er jedenfalls gewesen sein.

Kaum hatte die Verbesserung zu Feuillans Aufsehen zu machen angefangen, so regte sich auch der Neid des Hauptklosters Citeaux mit allen anderen Klöstern, die an keine Veränderung ihrer ungebundenen Lebensweise zu denken Lust hatten; man fing an, auf alle ersinnliche Weise den Feuillanten Hindernisse in den Weg zu legen und ihnen Widerwärtigkeiten zu bereiten. Um sich vor ihren Fallstricken sicher zu stellen, wandte sich Barrière 1586 an den Papst Sixtus V., welcher noch in demselben Jahre die Verbesserung zu Feuillans bestätigte, den Cisterciensern untersagend, sie in ihren Einrichtungen zu stören. In diesen sollten sie allein von Rom gerichtet werden können, wenn irgend ein Streit über Rechtmäßigkeit der neuen Observanz vorfiele; in allen anderen, nicht zur Observanz gehörigen Dingen sollte jedoch Feuillans unter der Botmäßigkeit von Citeaux bleiben. Im folgenden Jahre 1587 wurde nicht blos die Bestätigung der Einrichtung des Barrière vom Papste in einer zweiten Bulle wiederholt, sondern er fügte auch noch die Erlaubniß hinzu, andere Klöster nach ihrer Verbesserung, sowol für Mönche als für Nonnen, zu erbauen, weil sie bereits zu Feuillans außer vielen Novizen 140 Professen zählten. Ja der Papst behielt die beiden, um dieser Erlaubniß willen, nach Rom gesandten Mönche zurück und befahl dem Verbesserer, noch so viele nach Rom zu senden, daß sie zusammen ein Haus bilden könnten. Diese mit Freuden nach Rom geschickten Mönche erhielten Anfangs ein kleines Haus des Ordens San-Vito und darauf noch ein anderes der heiligen Pudentiana, woraus in der Folge ein schönes Kloster dieser Reform hervorging.

Auch Heinrich III. von Frankreich fühlte sich nach diesen Ereignissen so sehnlich zu diesen frommen Leuten von Feuillans hingezogen, daß er den in Aufnahme gekommenen Abt Barrière auffoderte, ihm 60 seiner verbesserten Mönche nach Paris zu senden, wo er denselben ein neues und stattlich errichtetes Kloster in der S. Honoriusstraße übergeben wollte. Der König schickte ihnen 50 Cuirassiere zu ihrer Bedeckung. Dom Jean de la Barrière stellte sich an die Spitze der erlesenen Mönche, welche die ganze Reise ohne Sandalen mit bloßen Füßen, und unterwegs alle ihre Andachtsübungen, wie im Kloster, abhaltend, zurücklegten. Als der sonderbare Zug am 11. Juni 1588 zu Charenton ankam, wurden sie vom Könige, der sich im Kloster der guten Leute von Vincennes aufgehalten hatte, und seinem Gefolge empfangen und einstweilen bis zum 8. des Herbstmonates in das Kloster gelegt, worauf sie ihr neues Haus zu Paris einnahmen.

Diesen raschen Fortschritt der Feuillanten, wie sie schon damals genannt wurden, oder der Verbesserten, wie sie sich selbst gern nannten, unterbrachen die bürgerlichen Kriege jener Zeit um so mehr, weil die Congregation selbst in ihren politischen Ansichten sich theilte. Bei weitem der größte Theil der Feuillanten stand auf der Seite der katholischen Ligue; Barrière selbst hingegen blieb seinem Könige getreu; ja nachdem Heinrich III. von dem Dominikaner Clemens ermordet worden war, 1589, hatte Barrière den Muth, damals in Bourdeaux, seinem Herrn ein prachtvolles Leichenbegängniß anzuordnen, wobei er selbst die Trauerrede hielt. Es konnte nicht fehlen, daß sich nun die ganze Ligue, folglich auch der größte Theil seiner eigenen Verbesserten, gegen ihn erklärten und ihn als einen Feind der Religion gestraft zu sehen wissen wollten. Citeaux hielt sogleich ein Generalcapitel gegen ihn, während der Papst Sixtus V. eine allgemeine Zusammenkunft der Verbesserten in Italien bewilligen mußte. Barrière begab sich sogleich auf die Reise, die er abermals zu Fuße machte, hielt in Turin mit den Superioren sei-

ner Häuser in Italien eine Versammlung, und wendete sich darauf nach Rom, wo nichts gegen ihn unternommen wurde, wenigstens nicht durchschlug, so lange Sixtus V. lebte (bis 1590). Unter Clemens VIII. gestalteten sich die Sachen anders. Jetzt erst kam die erste allgemeine Versammlung der Feuillanten, oder das erste (sogenannte) Generalcapitel derselben in Italien im J. 1592 zu Stand und Wesen, unter dem Vorsitze eines Dominikaners, des Pater Alexander von Francis, welcher später Bischof zu Forli wurde. Vor diesem Richter und vor Mönchen, die, beiweitem der größern Zahl nach, ihn im Voraus verdammten, hatte nun Barrière sich zu stellen. Auf alle Beschuldigungen antwortete der Angeklagte nichts, als daß er ein großer Sünder sei. Man hat dieses Benehmen als einen neuen Beweis seines demüthigen und unterwürfigen Charakters angesehen, wenn man nicht lieber annehmen wollte, daß Alles Verstellung und Grimasse gewesen sei (Pragmatische Geschichte der vornehmsten Mönchsorden u. s. f. (Leipzig 1774.) 2. Bd. S. 101). Man hat aber vergessen, daß er weit mehr schroff, überspannt, hartnäckig und einseitig fest war. Dazu kam noch, daß sehr wenig Einsicht dazu gehörte, zu begreifen, es werde einem Manne, dessen Nichtbeitritt zur katholischen Ligue, dessen Festhalten an seinem Könige sein größtes Verbrechen war, vor dem Richterstuhle einer solchen Versammlung, die einen Dominikaner an ihrer Spitze hatte, von deren Dolche der König gefallen war, keine Entschuldigung etwas fruchten. Daß er echt mönchisch übertrieb, liegt völlig in seinem Wesen, das in seinem demüthigen Stolze wol auch noch von dem Beispiele Jesu in der Anklage vor dem Pilatus sich bestärkt fühlen konnte. Der Erfolg wäre sicher kein anderer gewesen, wenn er sich auch vertheidigt hätte. Waren doch nicht allein alle Dominikaner und die ganze Ligue, sondern auch Citeaux und seine eigenen Verbesserten, mit geringer Ausnahme, entschieden gegen ihn. Und so wurde er denn seines Amtes, als Abt, entsetzt; man verbot ihm, Messe zu lesen, und befahl ihm, sich jeden Monat ein Mal vor dem Ketzergerichte zu stellen, was in den Händen der Dominikaner stand.

An seine Stelle wurde Jean Gualteron aus Chalons in der Champagne gewählt, der zugleich den Titel eines Generalvicars der Congregation erhielt. Es wurde auch beliebt, daß die Religiosen der Verbesserten für ihren Familiennamen den Namen irgend eines Heiligen annahmen, oder zu ihrem Familiennamen setzten, was auch bereits andere Congregationen gethan hatten, ja was Vielen sogar für einen Beweis mehr galt, der Welt in jeder Hinsicht zu entsagen. Jean Gualteron wählte den S. Hieronymus und de la Barrière den S. Benedict. Die erste Sorge Jean Gualteron's, welcher sich also nun Jean de S. Jerome nannte, war sogleich auf eine völlige Befreiung seiner Congregation von aller Gerichtsbarkeit des Klosters Citeaux gerichtet. Der Papst Clemens VIII. bewilligte nicht blos dies und stellte die Verbesserten von Feuillans allein unter die Befehle des römischen Stuhles, sondern er gestand den Feuillanten auch das Recht zu, sich besondere Satzungen zu entwerfen, wodurch sie nothwendig zu einem eigenen und unabhängigen Orden erhoben wurden. Zur Entwerfung derselben wählte der neue Orden sechs aus ihrer Mitte, den Dom Johann von S. Hieronymus an ihrer Spitze, welchen der Papst noch den von ihm begünstigten P. Alexander de Francis und einen Karmelitermönch Cosmus von Ossona, den spätern Bischof von Tortona, zugesellte. Im J. 1595 wurden diese Satzungen dem Generalcapitel überreicht, von ihm angenommen, darauf vom Papste bestätigt und noch in demselben Jahre in Rom gedruckt. Die neue Regel hatte die von Barrière eingeführte Strenge verworfen, und dagegen sehr milde Observanzen an ihre Stelle gesetzt, und zwar nach ausdrücklichem Willen des Papstes, weil zu Feuillans in einer Woche 14 Mönche gestorben waren. Es war nun den Feuillanten erlaubt, hölzerne Sandalen zu tragen, den Kopf zu bedecken, sich zu ihrer Nahrung der Eier, der Fische, der Butter, des Öles und Salzes zu bedienen, auch Wein zu trinken. Freilich waren die Zeiten der kirchlich gesetzlichen Fasten davon ausgenommen, dazu alle Tage vom Feste der Erhöhung des Kreuzes an, bis auf Ostern, ferner noch alle Mittwochen und Freitage, die sie als Fasttage auszeichneten. Die irdenen Gefäße, deren sie sich zur Zubereitung ihrer Speisen und bei Haltung ihrer Mahlzeiten bedient hatten, wurden beibehalten. Auch das Schlafen auf Strohsäcken wurde erlaubt, ohne daß ein besonders frommer Mönch abgehalten war, nach erster Art der Verbesserung auf Bretern zu schlafen. Des Weintrinkens durften sie sich zwar gleichfalls enthalten, jedoch nicht wider ausdrückliches Verbot ihres Vorgesetzten. Das Zubereiten ihrer Speisen besorgten die Mönche und Geistlichen selbst, und zwar der Reihenfolge nach. Um 2 Uhr früh hatte man Metten zu halten, was in allen verbesserten Congregationen des heil. Benedict Regel ist. — Diese ermäßigten Satzungen sind dem neuen Orden geblieben, außer daß Clemens XI. noch gestattete, statt der Holzsandalen Schuhe zu tragen.

Barrière, der sich selbst keines Unrechts bewußt war, dem alle Gegner der Welt es nicht nehmen konnten, daß er Stifter der Verbesserung der Feuillanten und somit ihres neuen Glanzes war, trug alle Kränkungen seiner Feinde mit so ausgezeichneter Ruhe und Ergebung, daß gar Manche in ihrem Herzen anfingen, ihn für schuldlos zu halten, wenn sie auch nicht sogleich den Muth hatten, sich öffentlich für ihn zu erklären. Ja er machte seinen Gegnern nicht einmal die Freude, aus ihren Augen sich zu entfernen, sondern blieb in Rom, als hätte er nichts weiter von ihnen zu besorgen. Das gewann ihm noch mehr Anhänger. Unter Andern fühlte sich die Gräfin von Santafiore, Katharina Sforza, für ihn gestimmt, eine Dame, welche die Verbesserten längst so lieb hatte, daß sie ihnen ein neues und schönes Kloster mit einer Kirche, dem heil. Bernhard geweiht, in den Bädern Diocletian's erbauen ließ. Im J. 1598 wurde es dem Orden übergeben, der damals grade sein zweites Generalcapitel hielt, auf welchem der Pater Wilhelm von S. Claudius zum General erwählt, aber auch bereits die Wiedereinsetzung des Johann von Barrière gefodert wurde. Der Hauptgegner desselben, Alexander de Francis, jetzt Bischof von Forli, der alle sein

Ansehen und seine List gegen ihn setzte, war noch viel zu mächtig, als daß es hätte durchgeführt werden können. Barrière's Freunde empfanden dies so bitter, daß sie thatkräftiger für ihn in die Schranken traten. Der Cardinal von Joyeuse schlug dem Barrière vor, für sichere Fortschaffung desselben nach Paris zu sorgen, was Barrière schlechterdings nicht wollte, ebenso klug als rechtlich. Es scheint daraus doch hervorzugehen, daß Barrière vom Ketzergerichte die Weisung erhalten hatte, sich nicht aus Italien zu entfernen. Wahrscheinlich gedachten die Dominikaner, Barrière werde diesem Befehle am wenigsten Folge zu leisten gewilligt sein, sie würden also durch seine Widersetzlichkeit eine Sache gegen ihn gewinnen. Jetzt aber wandte sich die Herzogin von Sforza an den Cardinal Bellarmin, daß er dem Papste die Unschuld des Verfolgten und die Ränke seiner Feinde ins Licht setzen möge. Bellarmin erhielt vom Papste Clemens VIII. den Auftrag, den Proceß gegen Barrière zu untersuchen und alle Umstände genau zu beachten. Barrière's Unschuld wurde auch dem Papste klar; der Bischof von Forli erhielt so starke Beweise der päpstlichen Unzufriedenheit, daß ihm untersagt wurde, jemals wieder vor ihm zu erscheinen, wogegen dem ungerechten Bischofe befohlen wurde, dem unschuldigen Barrière Ehrenerklärung zu thun. Dieser Schlag traf den Bischof so hart, daß er drei Tage darnach starb. Nachdem der Papst noch ein Mal in seiner Gegenwart den Proceß hatte untersuchen lassen, erhielt Bellarmin den Auftrag, den Barrière loszusprechen und zugleich ihm zu melden, daß er in Rom bleiben solle. Diese Genugthuung kam ihm jedoch nur kurz vor seinem Tode; er starb in seinem Kloster S. Bernhard am 25. April 1600 in den Armen seines alten Lehrers, des Cardinals d'Ossat, der gewiß auch in der Stille für seinen Zögling gewirkt haben wird. Die Gräfin von Santafiore, die Erbauerin des Klosters S. Bernhard, veranstaltete ihm ein so glänzendes Leichenbegängniß, wie man es seit langer Zeit in Rom nicht gesehen hatte. Das Herz des nun Hochgeehrten wurde in einer silbernen Kapsel nach Feuillans gesandt; und als seine Überreste 1626 in ein Marmorgrab mitten in der S. Bernhardskirche zu Rom gelegt wurden, übersandte man der Abtei Feuillans noch seinen Kopf und seine Füße, welche letztere in das erste Kloster der Feuillanten nach Paris kamen. So groß war nun die Ehre, die der früher Verfolgte genoß.

Hatten also die Verbesserten von Feuillans schon zu den Lebzeiten ihres Stifters verhältnißmäßig eines nicht unbedeutenden Fortganges sich zu erfreuen, denn Helyot rechnet außer ihrem Hauptkloster und dem berühmten zu Paris, noch zwei Klöster zu Rom, eins zu Bordeaux und einige in Piemont, so war ihr Glück doch noch weit größer nach Barrière's ehrenvollem Tode. Clemens VIII. besetzte nämlich mit Recht, weil die Lossprechung und Wiedereinsetzung in seine Würde dem Barrière zu Rom erfolgt war, das Kloster zu Feuillans mit Jean Ballade, welcher die Abtei nach zwei Jahren wieder in die Verfügung des Generalcapitels stellte. Da nun Heinrich IV. von Frankreich sein Ernennungsrecht für immer den Feuillanten abtrat, so wählten diese von nun an sich ihren Vorsteher selbst, und zwar jeden Abt auf drei Jahre, nach der Sitte der Mönchseinrichtung. Der Abt von Feuillans wurde also vom Generalcapitel ernannt, wodurch sie die Rechte eines fast selbständigen Ordens erhielten. Ihr Oberhaupt empfing nun den Titel eines Generals, oder eines regulirten Abtes der Feuillanten, welcher den Pontificalschmuck zu tragen berechtigt ist. Um so mehr wuchs nun die Zahl ihrer Klöster nicht allein in Frankreich, sondern auch in Italien, sodaß in jedem Lande etwa 20—30 gezählt wurden. Dies bewog den Papst Urban VIII., welcher befürchtete, es möchte die gute Ordnung der Mönche durch zu lange Abwesenheit ihrer Vorgesetzten auf den Generalcapiteln, die wechselnd in Frankreich und Italien gehalten wurden, leiden, die immer noch wachsenden Feuillanten in zwei besondere Congregationen zu theilen, in die französische und italienische. Das geschah im J. 1630. Die französische führte den Namen U. L. F. von Feuillans, und die italienische die Verbesserten des heil. Bernhard's. Jede Congregation hatte ihr eigenes Generalcapitel, also auch ihren besonderen General, deren Rechte fast völlig gleich waren. Der erste besondere General der französischen Congregation war P. Dom Charles de S. Paul, und der italienischen P. Dom Philipp von S. Johann der Täufer. Bald darauf machten die französischen einige Änderungen in ihrer Regel, 1634, und ließen sie sogleich in Paris drucken; die Italiener thaten dasselbe 1667 und druckten sie zu Rom. So unbedeutend diese Änderungen waren, so wenig wollte doch eine Congregation der anderen selbst in Kleinigkeiten nachstehen. Selbst in der Kleidung, die im Hauptsächlichen gleich ist, unterscheiden sich beide. Die Italiener tragen weitere und feinere Kleider, eine viel weitere und tiefere Capuce und seit 1670 Schuhe. Beide bedienen sich einer weißen Kutte ohne Scapulier, einer großen weißen Capuce, eines Gürtels von demselben Zeuche, auch im Chore; Hüte nur auf Reisen. Die Laienbrüder unterscheiden sich in der Kleidung nur durch einen Strick, statt des Gürtels. Ihre Donaten, oder Oblaten, die keine Mönche sind, sondern blos, so lange sie wollen, im Kloster bleiben, für diese Zeit aber gleichfalls die Gelübde der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams ablegen, tragen keine Capuce, sondern einen runden Hut mit langen Krempen, einen kurzen Rock bis auf die Schienbeine, über welchen sie beim Ausgehen einen noch kürzern Mantel legen. — Der Orden erhielt sich blühend bis zur Zeit der Revolution, die Manches zerstörte. Der frommen Brüder hatten sie so viele, daß Helyot sagt, er wolle von ihnen schweigen, weil ihre Zahl zu groß sei. Auch Schriftsteller und nebenbei in der Kirche zu hohen Ehren gekommene Prälaten zählte der Orden viele, von denen die berühmtesten sind: Karl von St. Paul, erster regulirter Abt der französischen Abtheilung, welcher darauf Bischof von Avranche wurde, schrieb über die Kirchensprengel der Patriarchen und Bischöfe der alten Kirche; P. Dom Cosmus Roger wurde unter die beliebtesten Prediger seiner Zeit gerechnet, 1671 zum Bischofe zu Lombez erhoben und starb 1711 im 95. Jahre seines Alters. Die italienische Congregation hat den berühmten

Pater, später Cardinal Bona (s. d.) aufzuweisen und den P. Joseph Morotio, welcher als Geschichtschreiber seines Ordens, der Karthäuser u. s. w. merkwürdig ist. — Eine Bevorzugung der römischen Klöster St. Pudentiana und S. Bernardo, von Clemens VIII. verliehen, bestand darin, daß sie allein das Recht hatten, die Agnus Dei zu backen, wenn sie der Papst weihen will. Leo XI. und Paul V. haben dieses Privilegium bestätigt.

Man vergl. *Joseph. Morotius:* Cistertii reflorescentis seu Congregationum Cistertio Monasticarum B. M. Fuliensis in Gallia et reformatorum S. Bernardi in Italia chronologica Historia. Ferner dessen Compend. privileg. et constit. ejusdem Congreg. Endlich la Conduite de Dom Jean de la Barrière, premier Abbé et Instituteur des Feuillans. — *Chrysost. Henriquez* Menolog. Cistert. und dessen Fascicul. Sanctor. Ord. Cistert. — *Dom Pierre de S. Romuald*, Hist. Chronolog. — Helyot im 5. Bde.; pragmatische Mönchsgeschichte im 2. Bde. ꝛc.

Diese Congregation der verbesserten Cistercienser hatte auch Schwestern aufzuweisen. Wir haben also noch von den Feuillantinnen oder Fulienserinnen zu berichten, welche gleichfalls von Barrière dem Himmel gewonnen wurden. Dieser seltsame Eiferer hatte sich nicht allein durch seine große Frömmigkeit, oder Abtödtung des Leibes, was damals mit Frömmigkeit Eins war, sondern auch durch besondere Rednergaben ausgezeichnet. Oft wanderte daher der fromme Barrière nach Toulouse, um daselbst die Leute zur Buße zu ermahnen und das Wort zu verkündigen. Je stärker der Zudrang der Leute wurde, die seine Predigten gewaltig fanden, desto eifriger wurde der Kanzelredner und desto öfter begab er sich nach Toulouse, in welche Stadt endlich auch, nämlich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh., das Hauptkloster der Feuillanten verlegt wurde. Sein Weg führte ihn nach Sauvens, bei dem Städtchen Muret, auf welchem Schlosse eine fromme Frau, Anna von Polastron de la Hilliere, Gemahlin Jean de Grandmont's, des Herrn von Sauvens wohnte. Diese veranlaßte ihn stets, bei ihr einzukehren und sie von himmlischen Dingen zu belehren. Es fanden sich Gleichgesinnte, zu denen Barrière so nachdrucksvoll sprach, daß Alle gar bald, von der Verachtung der Welt erfüllt, sich nur zu Bräuten Christi berufen glaubten, worin sie die Frau de Sauvens kräftig unterstützte. Ihr Schloß diente zum Vorbereitungsorte, wo Alle so streng als möglich nach dem Muster der Feuillanten lebten. Vorzüglich eifrig war die Schwester der Anna de Sauvens, Margarethe Polastron, welche, sobald sie das Glück hatte, Witwe zu werden, ihre Wünsche, Vorsteherin eines Nonnenklosters der Feuillanten zu werden, nicht mehr verschweigen konnte. So erfreut darüber Barrière auch war, so ging er doch Anfangs vorsichtig zu Werke, unterhielt ihren Eifer durch fleißige Besuche, bis er die päpstliche Erlaubniß für Errichtung neuer Nonnenklöster seiner Verbesserung erhalten hatte (1587). Sogleich sorgte nun Barrière für ein Kloster, wählte dazu Montesquiou von Volvestre in der Diöces Rieux, und als er mit einer Abtheilung seiner Mönche die Wanderung nach Paris antrat, übergab er den Weiterbau einem seiner Mönche, welcher sich der Sache so eifrig annahm, daß der Bau 1588 vollendet war. Die fromme Heerde der Schwestern, welche die Frau von Sauvens um sich versammelt und gepflegt hatte, die jetzt auf 15 herangewachsen war, wurde noch in demselben Jahre mit allen Feierlichkeiten in den Orden aufgenommen. Zunächst begaben sich alle Novizen nach Fevillans, wo sie für Schwestern der Feuillanten von dem Superior des Klosters, Franc. Rabaudi, im Namen Barrière's erklärt und eingesegnet, darauf vom Bischofe Jean du Bourg zu Rieux in Languedoc, welcher ihnen dann in ihrem neuen Kloster selbst die Ordensweihe gab. Superiorin dieses ersten Klosters der Feuillantinnen wurde die Frau Margarethe Polastron de la Hilliere, Witwe des Herrn Anna von Yzalquier de Clermont de Dieupantale, Herrn von Margestand, eine 58jährige Frau, welche aus Demuth eine ihrer Töchter Jacqueline de Dieupantale, zu Ehren der Jungfrauschaft, zuerst einkleiden ließ, ehe sie selbst das Kleid nahm. Im folgenden Jahre legten sie die Gelübde ab, in deren strenger Haltung sie den Feuillanten und sich selbst so große Ehre machten, daß sie im ganzen Königreiche bewundert wurden.

Zwar hatte sich in Rom noch früher eine Nonnengesellschaft gebildet, als die beiden von Barrière abgesandten Mönche vom Papste in Rom behalten wurden und mit ihrem Anhange in das kleine Kloster San-Vito gelegt wurden. Bald bemerkten diese Mönche, daß täglich 7—8 weißgekleidete Frauen mit einem Schleier nach Art der Cistercienser, denen das Haus San-Vito gehörte, in ihrer Kirche beteten. Sie erfuhren, daß diese Bußfertigen sich unter dem Schutze des heil. Bernhard zu einem einsamen Leben zu einer kleinen Gesellschaft vereint hatten und einen unsichtbaren Verein bildeten, weil sie arm waren und kein Kloster erschwingen konnten. Einer der Mönche der Feuillanten, Dom Jacob de la Richemonson, ein angesehener Franzos aus Auvergne, welcher den frommen Schwestern zu Sauvens zuweilen gepredigt hatte und Barrière's Neigung für Nonnenvereine seiner Verbesserung sehr wohl kannte, suchte dieser frommen Geheimgesellschaft mit allem Eifer zu einem Kloster zu verhelfen. Er gewann bald den frommen Cardinal Rusticio ohne Mühe dafür, da dieser, als Schutzherr der Cistercienser, sich längst eine Gelegenheit gewünscht hatte, seine Liebe zu Gott und dem von ihm beschützten Orden vor aller Welt zu bethätigen. Er erbauete auf seine Kosten das S. Susannenkloster in Rom mit einer schönen Kirche, legte die frommen Frauen hinein, denen er eine Superiorin aus dem Kloster der heil. Cäcilia gab, und that sie unter die Leitung der Feuillanten, welche dafür sorgten, daß die Schwestern die strenge Observanz der Cistercienser annahmen, ohne daß sie Feuillantinnen genannt wurden. Ja die Feuillanten gaben schon 1592 die Aufsicht über dieses Kloster auf, daß es also seit dieser Zeit nicht einmal mehr zu ihrer Congregation gezählt wurde. Und so war denn das unter Mitwirkung der Feuillanten in Rom entstandene Susannenkloster wol der Zeit nach früher, als das

Nonnenkloster zur Montesquiou; jedoch wenigstens dem Namen nach kein Kloster echter Feuillantinnen, welche in damaliger Welt nicht unwichtige Ehre nur dem genannten französischen Kloster in Languedoc zuerkannt werden mußte.

Das wahre erste Nonnenkloster der Feuillanten in Montesquiou zeichnete sich aber auch durch eine Strenge der Lebensart aus, daß alle Welt in Erstaunen gesetzt wurde und die eifrigsten Feuillanten selbst gestehen mußten, daß die Schwestern ihnen in keinem Punkte irgend einen Vorzug ließen. Daß die Heiligkeit dieser Lebensart vom Papste Clemens VIII. verringert wurde, da er dem ganzen Orden 1595 eine Ermäßigung ihrer Regel vorschrieb, wissen wir; es war ein Schicksal, das auch die Schwestern traf und nicht zu ihrem Nachtheile. Denn wer von ihnen strenger leben wollte, als es die Regel vorschrieb, hatte persönliches Verdienst davon, und vielen Einzelnen dürfte die verminderte Strenge doch nicht zu unangenehm gewesen sein. Die Feuillantinnen vermehrten sich nur noch stärker, sodaß ihr Haus zu Montesquiou viel zu klein wurde. Man entschloß sich daher, die Gemeinde dieser Klosterfrauen nach Toulouse zu verpflanzen, da der Cardinal von Joyeuse, der Erzbischof von Toulouse, Befehl zur Auflösung eines verwilderten Klosters der Stadt erhalten hatte. An die Stelle der zu vertreibenden Nonnen wollte er die Feuillantinnen setzen, was diese aber ausschlugen, weil sie ihr Glück nicht auf das Unglück Anderer bauen wollten. Man mittelte auch wirklich einen anderen Sitz in Toulouse für sie aus, 1599, den sie bezogen, obwol die Einwohner ihres alten Sitzes sie nicht ziehen lassen wollten und sogar mit Waffengewalt ihnen den Abzug zu wehren versucht hatten. So wichtig waren damals den Leuten fromme Schwestern, besonders in kleinen Städten, denen sie außer dem himmlischen auch noch irdischen Segen brachten. Die Liebe zu dem Nonnenschmucke hatte aber damals ganz besonders die höheren Stände ergriffen; wenigstens ahmten viele vornehme Damen das Beispiel der Antoinette von Orléans nach, der Tochter des Herzogs von Longueville und der Maria von Bourbon, welche an Karl von Gondi, Marquis von Belle-Isle, vermählt und in ihrem 26. Lebensjahre Witwe geworden war. Der Welt müde ließ sie sich noch 1599 unter die Feuillantinnen aufnehmen, und trug nicht wenig zum Aufbau des neuen Klosters in Toulouse bei, sowie zum Wachsthume der Nonnenzahl aus angesehenen Häusern, von denen sich nicht wenige in das Kloster der Feuillantinnen nach Toulouse begaben, wenngleich eine nicht kleine Anzahl die Strenge der Regel nicht aushielten und als Novizen wieder entlassen werden mußten. Um so höher stieg das Ansehen der Feuillantinnen, sodaß viele Begüterte zur Gründung neuer Klöster ihrer Einrichtung sich anheischig machten. Allein die Feuillanten, welche die Schwestern ihrer Regel zu beaufsichtigen hatten, waren seit 1592 fest entschlossen, sich nur des einzigen Nonnenklosters anzunehmen und keine neuen entstehen zu lassen. Aus diesem Grunde hatten sie sogar die Nonnen zu St. Susanna in Rom aufgegeben, wie schon erzählt. Und hierin waren diese Mönche so fest, daß sie selbst sehr lockende Anerbietungen zur Errichtung neuer Nonnenklöster ihres Ordens ausschlugen. Und dennoch gelang es ihnen, trotz ihrer Beharrlichkeit, nur soweit, daß sie eine überlästige Mehrzahl von sich fern hielten, ob sie gleich Grafen, Prinzen und Erzbischöfen abschlägige Antwort ertheilten. Die Anhänglichkeit der Antoinette von Orléans an den Orden der Feuillantinnen war ein Hauptgrund für die Vornehmen Frankreichs jener Zeit, daß sie sich so lebhaft für diese Nonnen betheiligten, oder zu betheiligen wünschten. Dies hatte sich schon zu Toulouse gezeigt. Noch mehr, als die Prinzessin, im siebenten Jahre ihres Nonnenthums, auf Befehl des Papstes sich genöthigt sah, die Feuillantinnen zu verlassen und in den Orden von Fontevrauld zu treten, um die dortige Äbtissin Eleonora, ihre Tante, als Gehilfin in ihrem wichtigen Amte zu unterstützen. Aber auch hier vergaß Antoinette ihre geliebten Feuillantinnen so wenig, daß sie vielmehr in ihrem neuen Verhältnisse eine viel strengere Lebensweise, nach dem Vorbilde ihres ersten Klosters, herstellte, woraus eine wirkliche Reform des Ordens von Fontevrauld hervorgegangen wäre, wenn Antoinette ihre Stelle nicht schon 1617 wieder niedergelegt hätte, um ein neues Kloster zu Poitiers ganz nach der Regel der Feuillantinnen einzurichten. Sie selbst und so viele Nonnen aus Fontevrauld, als nur mit ihr gehen wollten, nahmen im genannten Jahre 1617 das Kleid der Feuillantinnen, die sie so liebte, daß sie in ihrem Kloster zu Toulouse begraben zu werden wünschte. Bald darauf konnten die Mönche der Feuillanten es nicht vermeiden, noch ein drittes Nonnenkloster ihrer Congregation entstehen zu sehen. Helyot stellt dies so dar: „Allein Gott, dessen Absichten denen der Menschen oft entgegengesetzt sind, wollte die Heiligkeit seiner neuen Bräute zu erkennen geben, und die heiligen Örter vermehren, wo man Tag und Nacht zum Ruhme seines Namens Lobgesänge sang, und erlaubte also, daß die Königin Anna von Österreich, Gemahlin Ludwig's XIII., auch zu Paris Feuillantinnen haben wollte. Die Ehrerbietung, welche man dieser Prinzessin schuldig war, machte, daß alle Widersetzlichkeit der Feuillanten aufhörte. Man ließ am 30. Juni 1622 sechs Klosterfrauen von Toulouse nach Paris gehen, um eine neue Wohnung in der Vorstadt S. Jacob in Besitz zu nehmen, deren Superiorin Donna Margaretha de S. Marie wurde, eine geborene von Clauße de Marchaumont, vermählt mit Henri de Foui, welcher sechs Monate nach der Hochzeit starb, dann mit Salomon de Bethune, welcher nach 2½ Jahren starb und sie zum zweiten Male zur Witwe machte, die erst 22 Jahre alt, sehr reich und schön, viele Bewerber um ihre Hand zählte. Sie hatte sich aber nach dem Vorbilde der Antoinette von Orléans 1602 in Toulouse unter die Feuillantinnen aufnehmen lassen. — Solche außerordentliche Vortheile von der einen Seite verschmäheten also auch die Feuillanten nicht, deren Absicht es nur war, die Nonnenklöster ihrer Congregation nicht überhand nehmen zu lassen, vielmehr ihrer so wenig zu gestatten, als es die Klugheit erlauben würde.

Die Regel der Feuillanten ist auch die Regel der Feuillantinnen, selbst die Art der Kleidung ist der Farbe

und dem Zeuche nach nicht verschieden; sie sind in Allem den Mönchen gleich, denen sie als ihren Beichtvätern, oder Gewissensräthen und Superioren unterworfen sind. Nur die Feuillanten beaufsichtigen sie also, nicht Citeaux, von dessen Gerichtsbarkeit sie ebenso befreit sind, als die Feuillanten selbst. — Helyot verdankt seine Nachrichten über diese Nonnen dem Feuillantenmönch P. Dom Mouchy.
(*G. W. Fink.*)

FEUILLÉE (Louis), bekannt als Reisender, Astronom, Geograph und Pflanzenbeschreiber. Geboren im J. 1660 zu Mone bei Forcalquier in der Provence, trat er, nachdem er seine allgemeine Bildung in Marseille vollendet hatte, in den Orden der Minimen. Mathematische, besonders astronomische Studien füllten seine freie Zeit aus und brachten ihn in Verbindung mit der Akademie der Wissenschaften. Er hegte den Wunsch, seine Kenntnisse zur Erweiterung der Geographie benutzen zu können, und schlug der französischen Regierung eine Mission in die Levante vor, um die Lage mehrer Städte und Häfen zu bestimmen; er trat diese Reise mit Cassini im J. 1699 an. Feuillée, der alle einem Reisenden wünschbare Eigenschaften besaß, der von Enthusiasmus für seine Wissenschaft glühte, der keine Gefahr scheute, und dem Entbehrungen schon durch seine Ordensregel geboten waren, begnügte sich aber nicht mit dieser einen Reise; im Februar 1703 schiffte er sich wieder in Marseille ein, um Südamerika zu besuchen. Durch eine schwere Krankheit wurde er 1¼ Jahr in Martinique aufgehalten. Nach seiner Wiederherstellung bestieg er furchtlos ein Flibustierschiff, das nach der Küste von Caracas segelte. Porto Cabello, Santa Marta, Cartagena, Porto Bello waren die Punkte, die er astronomisch bestimmte; dabei sammelte er zugleich Pflanzen und machte sich mit den Sitten der Eingebornen bekannt. Kaum war Feuillée im Juni 1706 nach Frankreich zurückgekehrt, wo seinem wissenschaftlichen Eifer die schmeichelhafteste Anerkennung zu Theil wurde, so beschäftigte ihn der Plan, auch die Küsten von Chili und Peru zu untersuchen. Er entwarf für diese Reise im Einverständnisse mit der Akademie eine besondere Instruction über die anzustellenden Beobachtungen im Gebiete der Astronomie, der Physik, der Geographie, der Naturgeschichte, und mit Empfehlungsbriefen der Regierung versehen, schiffte er sich im December 1707 in Marseille unter dem Titel eines königlichen Mathematikers ein. Das Schiff wurde längere Zeit im mittelländischen Meere herumgetrieben; erst im August 1708 kam es nach Buenos Ayres, und im Januar 1709 nach Concepcion in Chili. Feuillée besuchte nun, zum Theil wiederholt, alle wichtigeren Häfen an der Westküste Südamerika's bis nach Lima hinauf. Am 8. Febr. 1711 verließ er Chili und am 27. Aug. landete er in Brest. Als Anerkennung seiner Verdienste erhielt er nicht nur eine Pension, sondern es wurde ihm auch ein Observatorium in Marseille errichtet. Feuillée starb im J. 1732 in Marseille. Ihm zu Ehren hat Linné eine Pflanzengattung aus der Familie der Cucurbitaceen Feuillea genannt. Die Ergebnisse seiner Reisen nach Südamerika hat Feuillée in zwei mit Karten und Abbildungen (darunter 100 botanische Tafeln) versehenen schätzbaren Werken herausgegeben, die nur in formeller Beziehung Vieles zu wünschen übrig lassen: Journal des Observations physiques, mathématiques et botaniques, faites sur les côtes orientales de l'Amérique méridionale et dans les Indes occidentales de 1707 à 1712. (Paris 1714. 4.) 2 Voll. — Suite du Journal des Observations physiques, mathématiques et botaniques, faites sur les côtes orientales de l'Amérique méridionale, et dans un autre voyage fait à la Nouvelle-Espagne et aux Iles de l'Amérique. (Paris 1725. 4.) (Angehängt ist: Histoire des plantes médicinales qui sont les plus d'usage aux royaumes du Pérou et du Chili, composée sur les lieux par l'ordre du roi en 1709, 1710 et 1711. — Dieser Abschnitt, vervollständigt durch Mittheilungen aus dem Gesammtwerke, ist durch G. L. Huth ins Teutsche übersetzt worden: Beschreibung zur Arznei dienlicher Pflanzen, welche in den Reichen des mittäglichen Amerika, in Peru und Chili vorzüglich, im Gebrauche sind. [Nürnberg 1756—1758. 4.] 2 Thl. mit Kupf.)
(*Fr. Wilh. Theile.*)

FEUQUIÈRE, 1) Manassès de Pas, Marquis von, geb. den 1. Juni 1590 zu Saumur, in der Grafschaft Artois, stammte aus einem alten, geschichtlich bekannten Geschlechte, denn zwei seiner Oheime fielen im Dienste Heinrich's IV., der eine vor Paris, der andere bei der Belagerung von Dourlans und sein Vater blieb in der Schlacht bei Ivry 1590. Damals war Feuquière noch nicht geboren, Heinrich IV. bestimmte ihm aber, in Anerkennung der Verdienste des Vaters, im Voraus die Pension desselben, welche ihm immer blieb. In seinem 13. Jahre trat er schon in Kriegsdienst, gelangte frühzeitig zu den höheren Graden und zeichnete sich in den acht Feldzügen, die er mitgemacht, rühmlichst aus. Nach Heinrich's IV. Tode fuhr er fort zu dienen unter Ludwig XIII. Bei der Belagerung von la Rochelle wurde er gefangen und trotz eines angebotenen Lösegeldes von den Bürgern nicht ausgeliefert, um in einem so bedeutenden Gefangenen ein schützendes Unterpfand zu behalten. Gleichwol fand er Gelegenheit zur Capitulation der Stadt mitzuwirken. Nach dem Tode Gustav Adolf's ward Feuquière nach Teutschland gesandt und brachte ein engeres Bündniß zwischen Schweden und Frankreich zu Stande; selbst mit Wallenstein hatte er geheime Unterhandlungen angeknüpft, welche jedoch durch dessen Ermordung erfolglos wurden. Als Generallieutenant commandirte er 1636 in Verdun und erhielt im folgenden Jahre mit dem Herzoge Bernhard von Weimar den Oberbefehl über ein teutsches im französischen Solde stehendes Heer. Die bei diesem Feldzuge erlittenen Strapazen machten ihn krank; gleichwol legte man auf seinen Rath solches Gewicht, daß in seinem Zimmer Kriegsrath gehalten wurde und Feuquière von seinem Bette aus seine Meinung abgeben mußte. Nach erlangter Wiederherstellung wurde ihm die Belagerung von Thionville übertragen, 1639. Er hatte ein Corps von nur 8000 Mann, zu schwach, um gegen die Stadt mit Erfolg zu wirken und völlig unzureichend gegen ein Corps von 14,000 Mann, mit welchem ihn der

kaiserliche General Piccolomini angriff. Feuquière leistete dennoch verzweifelten Widerstand; ein Arm wurde ihm durch einen Schuß zerschmettert, er fuhr jedoch fort zu commandiren, bis er vor Erschöpfung ohnmächtig niedersank. Er gerieth in Gefangenschaft und wurde in die Stadt gebracht. Hier starb er den 14. März 1640 in seinem 50. Jahre, an demselben Tage, wo auch sein Vater gestorben und 50 Jahre nach ihm. Trotz der Verleumdungen seiner zahlreichen Feinde, die ihn namentlich ohne Unterstützung gelassen bei seiner letzten Bedrängniß, ließ ihm der König Ludwig XIII. volle Gerechtigkeit widerfahren und sprach dieses entschieden aus. Er hinterließ Memoiren: lettres et négociations du Marquis de Feuquière, Ambassadeur du roi en Allemagne 1633—1634.

2) Feuquière (Isaac), ältester Sohn des vorigen, war gleichfalls Generallieutenant und Gouverneur in Toul und Verdun. Auch er wurde zu diplomatischen Sendungen in Schweden und Teutschland gebraucht und starb als Gesandter zu Madrid, den 6. März 1688.

3) Feuquière (Antoine de Pas), der älteste Sohn Isaak Feuquière's, war zu Paris geboren 1648. In seinem 18. Jahre trat er in das Regiment des Königs, machte als Fähndrich den Feldzug von 1697 mit und wurde bei der Belagerung von Lille verwundet, worauf er den Grad eines Hauptmanns erhielt. In den Feldzügen von 1672—1673 war er Adjutant des Marschalls von Luxemburg, befand sich bei der Besitznahme von Franche-Comté und bei der Schlacht von Senef und bei dem Entsatze von Oudenarde 1674. Am Ende dieses Feldzuges erhielt er das Regiment Royal-marine, mit welchem er sich unter Turenne, und nach dessen Tode unter dem Marschall Crequi, sonderlich bei der Eroberung von Bouchain auszeichnete, weshalb er einen Gnadengehalt von 3000 Liv. bekam. Im J. 1676 erhielt er das Regiment Petit-Vieux, welches dann seinen Namen führte. In der Schlacht bei St. Denis, 1678, übertrug ihm der Marschall von Luxemburg die Vertheidigung des königl. Hauptquartiers mit vier Bataillonen; trotz der Überlegenheit der siegenden Engländer bewerkstelligte er doch einen meisterhaften Rückzug. Nach der Wegnahme von Nimwegen genoß er einige Ruhe; beim Wiederbeginne der Feindseligkeiten aber wurde er zum Brigadier ernannt und belagerte als solcher Philippsburg, wiewol vergebens. Eine unrühmliche Thätigkeit bewies er bei dem berüchtigten Raubzuge der französischen Armee durch die Pfalz und nach Franken, bis nach Nürnberg, wobei er sich selbst gehörig bereicherte: dem Könige trugen die Plünderungen und Brandschatzungen 3—4 Millionen Livres ein, Feuquière erhielt eine besondere Belohnung von 12,000 Livres, nach seinem eigenen Geständnisse hatte er für sich 100,000 Franken erpreßt. Im J. 1689 wurde er zum Generalmajor befördert. Man besorgte eine Landung der Engländer, darum mußte sich Feuquière nach Bordeaux begeben, bald nachher nach Piemont, um gegen die aufrührischen Walliser zu kämpfen, wo er eine unermüdliche Thätigkeit bewies. Im J. 1692 zur Armee in Teutschland versetzt, unter dem Marschall de Lorges, vertheidigte er Spirerbach acht Stunden lang mit 3000 Mann gegen eine große Übermacht des Markgrafen von Baden, wodurch er der Hauptarmee Zeit verschaffte, die Plane des Feindes zu vereiteln. Im J. 1693 wurde er zum Generallieutenant ernannt, und trug wesentlich mit bei zu dem glänzenden Siege des Marschalls von Luxemburg bei Neerwinden den 29. Juni 1693. Der Friede zu Ryswick 1697 gebot seiner militairischen Laufbahn Stillstand, denn bei dem bald ausbrechenden spanischen Erbfolgekriege, 1701, erhielt er kein Commando mehr, ungeachtet seiner noch rüstigen Körperkraft, eine Kränkung, die ihn tief schmerzte und ihm von seinen zahlreichen und mächtigen Feinden bereitet worden war, die er sich durch lauten, oft bittern Tadel zugezogen hatte. Er starb den 27. Jan. 1711 zu Paris in seinem 63. Jahre. Er hinterließ: „mémoires sur la guerre," welche erst 1731 zum ersten Male erschienen. (*A. Herrmann.*)

Feuquières, s. Pas.

FEURS, 21° 53′ L., 45° 44′ Br., das römische Forum Segusianorum, früher Hauptort in der oberen Landschaft Forez (die von der Stadt ihren Namen hat), jetzt Cantonshauptort im Bezirke Montbrison, Departement Loire. Die Stadt liegt an der Vereinigung der Loire und des Lignon, und hat 280 Häuser und 1900 Einwohner. Hier 1452 Friede zwischen Karl VII. und dem Herzoge von Savoyen. Der Ort ist interessant durch die vielen Alterthümer, welche man hier und in der Umgegend findet. Ruinen von Tempeln, Gräbern, Wasserleitungen, Statuen, Mosaikfußboden, Säulen mit Inschriften, Waffen, Münzen findet man in Menge. Eine Meile davon am Flusse Diuzy eine schwefelhaltige Quelle. (*Daniel.*)

FEVERSHAM, auch FAVERSHAM, ein Marktflecken in der englischen Grafschaft Kent, in der Nähe von Canterbury, an einem in den Ostswale gehenden Kanale, mit ungefähr 4000 Einwohnern, welche vornehmlich von Productenhandel und Austernfang leben. Der Ort, welcher sehr alt ist, indem schon König Stephan hier eine Abtei erbaute, wovon noch die Trümmer zweier Pfortenhäuser übrig sind, und König Eduard I. die Pfarrkirche gebaut haben soll, welche 1755 erneuert wurde, und noch Überreste aus der alten Zeit, in Grabdenkmalen an den Wänden und bronzenen Basreliefs am Fußboden bestehend, aufzuweisen hat, besitzt eine freie Grammar-School, zwei Armenschulen, ein Kaufhaus, welches auch zur Versammlung des Gemeinderaths dient, einen Gesellschaftssaal und ein Theater. (*Eiselen.*)

FEVIN (Antoine de), ein Tonsetzer des 15. Jahrhunderts, aus Orléans gebürtig, um 1470 blühend, nach Glarean ein Nachahmer Josquin's. Baini stellt ihn S. 30 der Übersetzung Kandler's unter diejenigen, die ihren Messen weltliche Titel oder Überschriften gaben, als Adieu mes amours; baisez moy etc. Burney fand im Museum zu London eine Messensammlung aus den ersten Zeiten des Druckes, worin auch drei Messen dieses Componisten sich befinden, die er trefflich nennt, und deshalb ein vierstimmiges Kyrie von ihm mittheilt, Vol. 2. p. 531.



Zuweilen wird er fälschlich Feum genannt. — Ein anderer

Fevin, Robert de, wird von Baini S. 157 genannt; er muß also ein Zeitgenosse des ebengenannten gewesen sein, wo man das Wesen der Musik in contrapunktischen Schwierigkeiten suchte. Burney (Vol. 2. p. 447) führt auch von ihm einige Sätze an, die sich in einer Sammlung des londoner Museums befinden. Wenn Baini a. a. O. noch einen Robinet de Feine mit aufzählt, der auch wol den Namen Feum anderwärts erhält, so wird in der Anmerkung der Übersetzung hinzugefügt, daß dieser wol kein anderer, als Robert de Fevin sein kann. — Man sieht, daß auch unter den besten Forschern jener frühen Zeiten vielfache Irrungen unterlaufen. Zum Glück haben solche ungewisse Einzelnheiten meist für die Geschichte selbst wenig Bedeutung; in unserem Falle wenigstens verhält es sich so. Mühsamer Untersuchungen sind solche Verschiedenheiten nur dann werth, wenn sie einflußreichere Männer, z. B. Franco von Cöln u. s. w., vor sich haben. (*G. W. Fink.*)

FEVRE, 1) Franciscus Anton. le, ein Jesuit, der sich als guter lateinischer Dichter hervorthat und 1737 starb. Unter Anderem machte er bekannt: Musica, Carmen (Paris 1704. [23 Duodezseiten]), wovon Proben im Journal des Savans 1704. p. 1065—1069 mitgetheilt wurden. Das ganze Gedicht wurde abgedruckt in Scelta di poemi latini della compagnia di Gesù. (Venezia 1749.); ferner in Poemata didascalia. (Paris 1749.)

2) Le Fevre, Jacques, Kammercomponist zu Paris, welcher (nach la Borde) um 1613 Gesangwerkchen für 3, 4, 5, 6 und 7 Stimmen verfaßte, dann nach Berlin kam und zum Orchesterdirector am neu errichteten französischen Theater angestellt wurde, jedoch vor Antritt des Amtes 1777 starb. Eine Sammlung Lieder, Oden und Psalmen hatte er kurz vorher zum Drucke fertig gemacht, die aber nach seinem Tode nicht herausgegeben wurde.

3) Le Fevre, Jean Baptiste Nicole, ein Orgelbauer in der Stadt Rouen, welcher sich vorzüglich durch ein großes Orgelwerk für die Martinskirche zu Tours berühmt machte. Es hatte 59 Stimmen, fünf Manuale und Pedal, 13 Orgelbälge, und wurde 1761 vollendet. Bedos de Celles gibt ihm das rühmlichste Zeugniß, das um so wichtiger ist, da Bedos selbst Orgelbauer war. Nachdem er das ihm zur Besichtigung anbefohlene Werk untersucht hatte, erklärt er den le Fevre für den vollkommensten Meister im Orgelbau (nämlich in Frankreich) und zugleich für einen durchaus rechtschaffenen Mann. Man vergl. Adelung's Musica mechan. P. I. p. 287.

4) Le Fevre, ohne Angabe des Taufnamens, ein Organist zu Paris um 1755, von dessen Compositionen im Concert spirituel mehre wohlgearbeitete Motetten beifällig aufgeführt wurden. (Nach Gerber.) s. weiter unter Lefèvre. (*G. W. Fink.*)

FÈVRE DE CAUMARTIN (le), Familie, die ursprünglich wol in der Landschaft Ponthieu zu Hause war; dort ist wenigstens das Gut, von dem sie den Beinamen entlehnt, belegen. Johann le Fèvre, Albert's Sohn, auf Caumartin, Villers, Rossy, Courtemanche, Machy und Sauvilliers, Général des finances 1555, erkaufte noch in demselben Jahre die Herrschaft Vis-sur-Authie. Sein Sohn, Johann le Fèvre, auf Caumartin, Rossignol, Vis-sur-Authie und Sauvilliers, erkaufte 1563 von Anton d'Estourmel das Amt eines Général des finances für die Picardie und 1571 die von der Grafschaft Melun zu Lehen rührende Baronie S. Port, und starb den 6. Dec. 1579, Vater u. a. jenes Ludwig le Fèvre, der, geb. 1552 und am 1. Aug. 1579 zu einer Rathsstelle im Parlament gelangt, am 4. Oct. 1585 Maître des requêtes und am 2. Juni 1587 Président au grand conseil wurde. An der raschen Beförderung scheint Ludwig's Ehe (1582) mit des Staatsraths Miron Tochter, Maria, wesentlichen Antheil gehabt zu haben. Er begleitete 1588 als Intendant de justice die Armee nach Poitou, leistete, nach Ermordung der Guisen, wesentliche Dienste für die Aufrechthaltung der Ruhe zu Tours und Nantes, wie in der Umgebung dieser wichtigen Städte, und wurde 1590 der Picardie zum Intendanten gesetzt. Mit der Stadt Amiens gerieth er in der Spanier Gewalt, mußte sich aus der Gefangenschaft loskaufen, und trat sofort wieder die Intendantur an, die er auch bis zum Ende seines Lebens, unbeschadet seiner übrigen Verrichtungen, beibehielt. Am 19. Oct. 1594 ward er als Staatsrath vereidet und 1596 in die Provinzen Lyonnais, Auvergne und Berry versendet, um deren Finanzwesen zu ordnen. Nach dem Frieden von Vervins wurde er für die nämlichen Zwecke der Normandie zum Intendanten gesetzt, und hierauf an die Königin Margaretha, nach der Auvergne, abgeordnet, um sie für das Project der Ehescheidung zu gewinnen. Nicht vergeblich hat der Unterhändler seine Gaben für Überredung angewendet, außerdem noch, durch die Unterdrückung verschiedener insurrectioneller Bewegungen in der obern Auvergne, sich wesentlicheres Verdienst um den König erworben. Er erhielt sodann den Auftrag, die Grenze in den Pyrenäen zu reguliren, verhandelte mit den Schweizern die Erneuerung des Bundesvertrages, verrichtete 1605 eine Gesandtschaft bei den Cantonen, und hielt fortwährend den Faden der Beziehungen zu der Republik in Händen. Sully kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit seiner Gewandtheit und Rechtlichkeit das verdiente Lob zu spenden [1]). In Erwägung seiner Vertrautheit mit den auswärtigen Angelegenheiten war ihm zuletzt von Heinrich IV. die Intendantur bei der für die Revolutionirung von Teutschland ausgerüsteten Armee zugedacht. Auch unter dem Nachfolger bewahrte le Fèvre eine einflußreiche Stellung;

1) Caumartin avoit conduit avec si grande économie les deniers, qu'on l'avoit chargé de distribuer aux Cantons Suisses, qu'il avoit trouvé le moyen de mettre en reserve trente mille écus par an, dont il avoit acquité d'autres dettes, en composant de six à un. Cet exemple est trop beau pour le passer: il l'est d'autant plus, qu'à quelqu'un qui veut chercher un pretexte plausible de détourner une partie de la Somme au profit du distributeur, rien n'est si facile que de faire crier les Suisses, pour empêcher ce bon ménage.

mehrmals hatte er die Landtage von Languedoc und Bretagne abzuhalten, regelmäßig in allen Feldzügen den König zu begleiten, und als der Connétable von Luynes seinen vielfältigen Verrichtungen jene des Groß-Siegelbewahrers hinzufügte, war ihm als Rath und Beistand le Fèvre zur Seite gesetzt, in der Weise, wie er zu Heinrich's IV. Zeiten dem Marschall von Biron zugetheilt gewesen. Endlich wurde er selbst, im Lager vor Montpellier, den 23. Sept. 1622, zu dem Amte des Siegelbewahrers erhoben, weniger um seines persönlichen Verdienstes willen, als auf die Empfehlung von Bassompierre, der sogar, bei dem ersten Verschlage, von Seiten des Königs einigem Widerstande begegnete: „Mais il est bègue et moi aussi; de sorte que lui, qui doit aider à ma parole, aura besoin d'un autre pour parler pour lui," hat Ludwig XIII. gesagt. Le Fèvre fungirte aber nur wenige Monate; er starb zu Paris den 21. Jan. 1623. In seinem Testamente hatte er zu S. Port, in der Pfarrkirche, „pour le feu roi Henri, son bon maître," eine Wochenmesse und ein Jahrgedächtniß, den 14. Mai, mit einem Traueramte zu begehen, gestiftet. Seine Memoiren und Briefe werden in der königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrt.

Von seinen Söhnen starb der jüngste, Franz, seit 1618 Bischof zu Amiens, den 17. Nov. 1652, während der älteste, Ludwig, nach einander Conseiller au grand conseil, Maître des requêtes, Président aux requêtes du palais, Intendant der Picardie, Staatsrath, bereits am 16. Aug. 1624 sein Leben beschloß, wie er sich eben anschickte, den Gesandtschaftsposten zu Venedig anzutreten. Ihn überlebte ein einziges Kind, Ludwig Franz le Fèvre, geb. den 16. Juli 1624, Parlamentsrath 1644, und demnächst Maître des requêtes. In dieser Stellung gelangte er zur Berührung, zur Intimität vielmehr, mit dem Cardinal von Retz, dem er rathend und wirkend, als ein vornehmer Geheimschreiber in den Unruhen der Fronde zur Seite stand. Als es sich darum handelte, den Herzog von Orléans für den Vertrag zu gewinnen, dessen Resultat die Befreiung der drei auf Mazarin's Geheiß eingesperrten Prinzen und die Vermählung von Gaston's Tochter mit dem Herzoge von Enghien sein sollte, übernahm es le Fèvre, die Zustimmung und Unterschrift des Unschlüssigen zu erhalten. Zu dem Ende schlich er sich in des Herzogs Gemächer, um ihn zwischen einer Doppelthüre zu erwarten; Gaston, zur Stelle gelangt, fand den Geheimschreiber auf den Knieen liegend, die Ausfertigung des Vertrags in der einen, in der andern Hand eine Feder. „Gaston signa sur les épaules de Caumartin," sagt die Herzogin von Chevreuse, „comme il aurait signé la cédule du sabbat, s'il eût craint d'être surpris par son bon ange." Diese Thätigkeit des Geheimschreibers förderte keineswegs seine Schritte im Staatsdienste; doch erscheint er 1666 bei den Grands-jours in Auvergne als Siegelbewahrer, 1667 als Intendant de justice für die Champagne, im März 1672 als Staatsrath de semestre, zwei Mal, 1682 und 1683, als königlicher Commissarius bei dem Landtage der Bretagne, und im Jan. 1685 als ordentlicher Staatsrath, ohne darum im Geringsten in der Ergebenheit für die „persona ingrata" seines Verbündeten aus den Zeiten der Fronde nachzulassen. Auf seinem Gute, à quatre lieues d'ici, empfing der Cardinal von Retz den Abschiedsgruß der Sévigné, der Welt vielmehr. „Je le trouvai," schreibt die berühmte Schriftstellerin den 19. Juni 1675, „je le trouvai au milieu de ses trois fidèles amis: leur contenance triste me fit venir les larmes aux yeux. Après le dîner, nous allâmes causer dans les plus agréables bois du monde. Madame de Caumartin arriva de Paris et vint nous trouver dans ce bois." Diese Madame de Caumartin, Katharina Magdalena de Verthamon, war des Hausherrn zweite Frau, vermählt den 22. Febr. 1664, und dem Cardinal ein Gegenstand herzlicher Zuneigung. Ihr scheint er seine Memoiren zugeeignet zu haben, „j'escris l'histoire de ma vie par vos ordres;" sie besaß auch das Autographum, das erst nach ihrem Tode, den 28. Oct. 1722, nach S. Michel in die Abtei gelangte. Ludwig Franz le Fèvre starb den 3. März 1687, aus seiner ersten Ehe den einzigen Sohn Ludwig Urban, aus der zweiten Ehe neun Kinder, worunter die Söhne Ludwig Franz und Johann Franz Paul, hinterlassend. Ludwig Urban le Fèvre, Herr auf Caumartin, Marquis von S. Ange, Graf von Moret, geb. 1653, hatte den berühmten Fléchier zum Präceptor. Am 16. Febr. 1674 trat er eine Rathsstelle bei dem Parlament zu Paris an; 1682 wurde er zum Maître des requêtes befördert, 1688 zum Commissarius für die Grands-jours in Poitou, 1690 zum Intendant des finances, im Januar 1697 zum Staatsrath ernannt, und erwarb sich in diesen verschiedenen Ämtern in gleichem Maße der Vorgesetzten Lob und des Volkes dankbare Anerkenntniß. Mit Recht mochte daher Boileau in der eilften Satyre aussprechen:

> Chacun de l'équité ne fait pas son flambeau,
> Tout n'est pas Caumartin, Bignon, ni d'Aguesseau.

Auch Voltaire hat diesem hehren Rufe seine Huldigung dargebracht, dem

> Homme sage, esprit juste et fin,

von dem er ferner rühmt:

> Caumartin porte en son cerveau
> De son temps l'histoire vivante.
> Caumartin est toujours nouveau
> A mon oreille qu'il enchante;
> Car dans sa tête sont écrits
> Et tous les faits et tous les dits
> Des grands hommes, des beaux esprits;
> Mille charmantes bagatelles,
> Des chansons vieilles et nouvelles,
> Et les annales immortelles
> Des ridicules de Paris.

Voltaire befand sich nämlich in seiner Jugend sehr häufig in des Gefeierten Umgebung, zu S. Ange vornehmlich, dem alterthümlichen Schlosse, zu Ehren der schönen Gabriele d'Estrées in nicht allzu weiter Entfernung von Fontainebleau von Heinrich IV. erbaut. Wenn der jugendliche Dichter den Erzählungen des Schloßherrn gelauscht, den Wiederhall der Erinnerungen aus dessen Kindheit, aus dessen Verkehr mit den Trümmern einer längst vergan-



genen Zeit in sich aufgenommen hatte, dann ging er durch die Zimmer des ersten Stockwerks, wo in der chambre des reines die Bildnisse Heinrich's IV. und der schönen Gabriele angebracht waren, und daneben; in einem Vorgemache, Feldherren, Priester, bedeutende Männer der beiden letzten Jahrhunderte, wie von der andern Seite die Celebritäten aus den Zeiten Ludwig's XII., Heinrich's II. und seiner Söhne auf ihn herabschauten, wo endlich, in der chambre du Roi, die durchaus mit Gold broschirte Tapete an die Hand, durch welche sie dahin gestiftet, erinnert. Unter dem Einflusse solcher Erinnerungen entstand die Henriade, und ein verwandter Einfluß ist in dem Siècle de Louis XIV. nicht zu verkennen. Ludwig Urban mußte seine Frau, mit welcher er S. Ange erheirathete, und seine vier Kinder überleben, und starb, doyen du conseil, den 2. Dec. 1720[2]). Noch lebten seine beiden, oben genannten Brüder. Johann Franz Paul le Fèvre, geb. den 16. Dec. 1668, hatte den Cardinal von Retz zum Pathen gehabt, und verdankte dieser Verbindung manche Belehrung, manche Auszeichnung, u. a. den Besitz der bedeutenden Abtei Buzay, in Bretagne, welche ihm zuzuwenden dem Cardinale vergönnt wurde. Der Abt war ein achtjähriger Knabe noch, als eine Reihe von Reden, durch ihn vorgetragen, die ganze Landschaft mit Erstaunen erfüllte, bei Hofe sogar einen Gegenstand zum Gespräch abgab. Er zählte keine vollen 26 Jahre, als die Académie française 1694 ihn unter die Zahl ihrer Mitglieder aufnahm, und wenige Monate waren nur vergangen, als ihm der Auftrag wurde, den Eintritt eines neuen Candidaten, des Bischofs von Noyon, Clermont-Tonnerre, durch eine Rede zu feiern. Längst war der Bischof durch seinen Hochmuth, dem ceremoniösen Zeitalter sogar zur Fabel geworden. Der Abt von Buzay benutzte diese bekannte Schwachheit, um den hochmüthigen Prälaten noch lächerlicher zu machen. „Il composa un discours confus et imité au possible du style de M. de Noyon; qui ne fut qu'un tissu des louanges les plus outrées et de comparaisons emphatiques, dont le pompeux galimatias fut une satire continuelle de la vanité du prélat qu'il tournait pleinement en ridicule." Doch empfand der Schreiber, seine vollendete Arbeit überlesend, noch einige Bedenklichkeit, die zu heben er sich entschloß, den Entwurf selbst demjenigen, über welchen der Spott sich ergießen sollte, vorzulegen. Diese Aufmerksamkeit entzückte den Bischof; er las und bewunderte, er feilte an dem Styl und fügte eigenhändig der verrätherischen Lobeserhebung verschiedene Anpreisungen seiner eigenen Verdienste hinzu. In dieser Gestalt wurde die Rede, in Gegenwart eines glänzenden und zahlreichen Publicums, vorgetragen, den Zuhörern zu unendlicher Belustigung, dem Bischofe zu einem Hochgenusse anderer Art, und er schwelgte darin so lange, bis ein alter Feind, der Erzbischof von Paris, es übernahm, ihm, „pour l'honneur de l'episcopat, insulté par un jeune homme," die Augen zu öffnen. Die Illusion wich, doch nur den angestrengtesten Bemühungen, und es trat an ihre Stelle ein ungemessener Zorn, der sich in einer bei dem Könige angebrachten Klage Luft machte. Ludwig XIV. hatte, wie jeder Andere, gelacht; doch ging er sofort in des Bischofs Ansichten ein. Der Abt sollte durch eine lettre de cachet in seine Abtei verwiesen werden, „pour aller se mûrir la cervelle," und mit genauer Mühe konnte Pontchartrain (Phélipeaux), des le Fèvre naher Anverwandter, die herbe Sentenz abwenden; aber des Königs Unwille schwebte fortwährend über dem vorwitzigen Jüngling, und auch der Bischof versagte der demüthigsten Abbitte das Gehör, bis schwere Krankheit über ihn kam. Da ließ er den Beleidiger zu seinem Lager fodern, besiegelte die Versöhnung durch eine herzliche Umarmung und das Geschenk eines kostbaren Ringes, den er von seinem Finger nahm; endlich als er gegen Erwarten genesen, bemühte er sich alles Ernstes, demjenigen, dem er ein Gegenstand des Hohnes gewesen, ein Bisthum zu verschaffen. Das gelang ihm nicht; der König zeigte sich unversöhnlich: „et Monsieur de Noyon n'en eut que le bien devant Dieu par cette grande action, et l'honneur devant le monde." Unter der Regentschaft endlich wurde le Fèvre zu dem bischöflichen Stuhle von Vannes, 1717, und drei Jahre später zu dem von Blois erhoben. Als Bischof von Blois stiftete er sich bei den Diöcesanen ein gesegnetes Andenken, und ist in ihrer Mitte, den 30. Aug. 1733, verschieden. Mehre seiner Reden, in den Sammlungen der Akademie aufbewahrt, geben für seine oratorischen Talente ein vortheilhaftes Zeugniß. Sein Bruder, Ludwig Franz le Fèvre, auf Boissy-le-chastel, geb. im Mai 1666, Intendant du commerce 1708, erheirathete (den 19. Oct. 1695) großen Reichthum mit Charlotte Bernard, und starb den 13. Juli 1722, einen Sohn und eine Tochter hinterlassend, diese seit Juni 1721 an Nicolaus Alexander de Se-

2) S. Simon zeichnet ihn so: „C'était un grand homme très-bien fait et de fort bonne mine, il avait pris tous les grands airs et les manières du maréchal de Villeroy, et s'était fait, par là un extérieur également ridicule et rebutant. Il avait l'écorce de hauteur d'un sot grand seigneur; il en avait aussi le langage, et le ton d'un courtisan qui se fait parade de l'être; ces façons lui aliénèrent beaucoup de gens. Il était fort proche parent et ami intime du chancelier de Pontchartrain; il eut toute sa confiance: tant qu'il fut contrôleur général toute la finance passait par ses mains. Le dedans était tout autre que le dehors; c'était un très-bon homme, doux, sociable, serviable, qui aimait la règle et l'équité, autant que les besoins et les lois financières le pouvaient permettre; et au fond honnête homme, fort instruit dans son métier de magistrature et dans celui de finance, avec beaucoup d'esprit, et d'un esprit accort, gai, agréable. Il savait infiniment d'histoire, de généalogie, d'anciens événement de la cour. Il n'avait jamais lu que la plume ou un crayon à la main, il avait infiniment lu, et n'avait jamais rien oublié de ce qu'il avait lu, jusqu'à en citer le livre et la page. Il aimait et faisait fort bonne chère, et il n'avait pas été indifférent pour les dames. C'est le premier homme de robe qui ait hasardé de paraître en justaucorps et manteau de velours dans les dernières années du roi. Ce fut d'abord une huée à Versailles; il la soutint, on s'y accoutuma; nul autre n'osa l'imiter de longtemps, et puis peu-à-peu ce n'est plus que velours pour les magistrats, qui d'eux a gagné les avocats, les médecins, les notaires, les marchands, les apothicaires et jusqu'aux gros procureurs."

gur, Président à mortier bei dem Parlament von Bordeaux, verheirathet. Der Sohn, Anton Franz Ludwig le Fèvre, Marquis von S. Ange, Graf von Moret, auf Caumartin, Boissy-le-chastel, Argouges, hatte, wie man aus diesen Titeln abnehmen wird, seinen Oheim beerbt, und starb als Staatsrath den 15. April 1748. Mit ihm, oder mit seinem Sohne, Anton Ludwig Franz le Fèvre, geb. den 29. Juli 1725, ist der Mannsstamm der Familie erloschen. (*v. Stramberg.*)

FEVRE (Robert le), oder Lefevre, geboren zu Bayeur 1756. Unterrichtet von Regnault und durch eigenes Studium vervollkommnet, wurde er einer der geschicktesten Bildniß- und Geschichtsmaler seiner Zeit. Von den vielen schönen Werken, die er ausführte, nennen wir nur: Venus, die den Amor entwaffnet, ein Werk mit vieler Grazie ausgeführt und von Desnoyers gestochen; Heloise und Abälard; die Apotheose des heil. Ludwig; Christus am Kreuze, in der Capelle von Mont-Valérien; die Himmelfahrt der Maria, in der Kirche von Fontenay. Viele Bildnisse und Familienstücke aus der Familie Napoleon's sind durch seinen Pinsel entstanden. Napoleon auf dem Throne, für den Senat gemalt, 37 Mal mußte er diese Arbeit wiederholen. Karl X. malte er für die Kammer der Pairs. Robert starb zu Paris als Cabinetmaler des Königs, Ritter der Ehrenlegion und Mitglied mehrer Akademien, im J. 1830. Mehres über diesen Künstler und seine Werke findet man in der Revue encyclopédique T. 49. p. 154. 1830; ferner London lc. IV. p. 118; daselbst Annal. II. p. 210. (*A. Weise.*)

Fexe, s. Cretinismus.

FEYERTAG (Moritz), Ludi Rector und Instructor exercitii musici, auch Procurator jud. Eccles Mogunt. zu Duderstadt, aus Franken gebürtig, schrieb in teutscher Sprache Syntaxis minor zur Singekunst. (Duderstadt 1695. 4.) 32 Bogen. (Nach Walther). (*G. W. Fink.*)

FEYTOU, —, Abt und Bibliothekar zu Langres, Mitglied der Akademie zu Dijon, kündigte im Journal encyclopédique (Fevr. 1788.) p. 153 an, Cours particulier d'Harmonie, nach welchem er in acht Lehrstunden, mittels einer Maschine, unter dem Namen Pupitre harmonique, Jeden in Ausübung der Grundsätze der musikalischen Harmonie fertig, oder ihn doch damit bekannt machen wollte. Der Preis für die Vorlesungen war auf 36 Livres gesetzt, für die Maschine ebenso viel. Dann hielt er in der Akademie der Wissenschaften eine Vorlesung, noch in demselben Jahre, worin er die Nützlichkeit und Allgemeinheit der Pythagoreischen Grundsätze der Tonkunst zu erweisen suchte. In einer zweiten fuhr er fort, die allmälige Entstehung und Entwickelung unserer Musik aus jenen Grundsätzen des Pythagoras nachzuweisen. In einer dritten suchte er sie auf die Musik der Griechen anzuwenden, worauf dann jener Cours d'Harmonie noch in demselben Jahre erschien. Nach dem, was daraus im Calend. mus. univers. p. 1789, p. 212 eingerückt worden ist, verräth diese Arbeit einen denkenden Kopf. — Soviel enthält Gerber's neues Lexikon der Tonkünstler, 2. Thl. S. 118 und 119. Forkel's Anzeige in seiner allgem. Literatur der Musik S. 338, ist bedeutend vervollständigt worden. — Es gibt aber doch neuere Zweifler, ob das Werk wirklich gedruckt worden ist, oder nicht? — Mir selbst ist das Werkchen nie zu Gesicht gekommen. Auch ist der Name Feytou im 14. Bande der Biographie universelle, ancienne et moderne etc. (Paris 1815.) — gänzlich übergangen. (*G. W. Fink.*)

FEZ, FES, FAS. I. Das Sultanat Mohgrib-al-Aksa, von uns gewöhnlich Marokko genannt (s. diesen Artikel), besteht aus den zwei Haupttheilen Fez und Marokko, und einigen Nebenlandschaften, Sus, Tafilet u. a. Fez ist, im Allgemeinen gesprochen, der nordöstliche Theil des Reiches. Im Osten stößt es mit Algerien zusammen, bei der Mündung des Mulwia oder Maluja — im Südwesten bildet der Fluß Morbea oder Omar-ur-relech, d. i. Mutter des Laubes, die Grenze gegen Marokko. Zwischen beiden Flußmündungen ist nun eine gedehnte, durch wichtige Hafenplätze äußerst wichtige Küstenstrecke von etwa 100 Meilen gegen das Mittelmeer ausgespannt. Der Strand ist meist niedrig und wüste; aber bei Tanger und an der Nordspitze im Ganzen besteht die Küste aus Granitschichten, die mit Thonschiefer wechseln. Im Südosten wird Fez von den Ländern Tafilet und Segelmessa durch den hohen Atlas oder Daran geschieden, nur durch gefährliche Pässe verbunden. So führt eine solche Straße, schmal wie durch Felsen gehauen, 14 — 15 Stunden lang und leicht durch wenige Mann zu vertheidigen, von Segelmessa nach Fez. Das zwischen den angegebenen Punkten liegende Land, dessen Größe etwa auf 5540 □Meilen angeschlagen wird, trägt den Charakter der Küstenterrasse. Durch eine an den Daran sich ansetzende und bei Tanger endigende Seitenkette (der kleine Atlas) entsteht eine Abdachung zum Mittelmeere; der beiweitem größte Theil des Landes fällt in verschiedenen Stufen und Stufenebenen zum atlantischen Ocean ab. Da besonders in dieser letzteren Abdachung an Quellen und Flüssen kein Mangel ist, so würden jene Ebenen bei besserer Bearbeitung zu den fruchtbarsten Kornländern der Erde gehören. Berühmt ist die schöne Ebene Msciara-er-Rumla, d. i. Tränke des Sandes, zwischen den Flüssen Cos und Sebu, durch einige Sümpfe und Seen, welche man vereint el Morscha, d. i. Marsche, nennt, vom Meere geschieden. Dreißigfältige Weizenernten gelten hier nur für mittelmäßige. Die Zahl der Einwohner wird auf etwa 3,200,000 angeschlagen, und sie zerfallen auch hier in die Mauren in den Ebenen und die Berbern auf den Gebirgen. Eingetheilt wurde Fez sonst in zehn Provinzen [1]), jetzt in 14 Präfecturen; an der Spitze einer jeden steht ein Kaid, in den größeren Städten ein Pascha. Sie heißen: 1) Fas-Beli oder Alt-Fez. 2) Fas-Dschebid oder Neu-Fez. 3) Mequinez oder Miknas. 4) Dar el Beida. 5) Arbut oder Err-Rabat. 6) Sala. 7) Benihassan. 8) Alcassar. 9) El

1) Ältere nennen nur sieben: Fez und Azgar am atlantischen Meere, Hasbat an der Gibraltarstraße, Errif und Garet am Mittelmeere, Chaus im Binnenlande.

Araisch. 10) Taudschand und Er Rif. 11) Tetovan. 12) Scheischuan. 13) Teza. 14) Uschda. Gråberg de Hemsö gibt den Flächeninhalt des Ganzen auf 5480 □Meilen und die Bevölkerung auf 3,200,000 an. Die neueren Beschreiber geben übrigens fast alle 15 Provinzen an. Wir geben nun zu einem kurzen Überblicke der geschichtlichen Verhältnisse jener Gegenden über.

Das jetzige Fez war als Mauritania Tingitana (Tingis, Ruinen noch bei dem heutigen Tanger) römische Provinz, ward später von den Vandalen occupirt und blieb nach dem Sturze ihres Reiches etwa drei Jahrhunderte lang oströmische Provinz. Im raschen Eroberungsfluge eroberten im 7. Jahrh. die Araber das ganze nördliche Afrika. Ihre Geographen theilten das Gebiet in drei Theile: in Dejar Mesr, d. h. Ägypten mit Cyrene, Magreb al ausah, d. i. das mittlere Abendland (die Syrten, Carthago, Numidien), und Magreb-al-uksa, d. i. occidens extremus, das heutige Fez und Marokko. Ihrer großartigen Naturanschauung erschien dies letzte Magreb als eine von Wasser- und Sandmeeren, von allen übrigen Continenten getrennte Halbinsel. Auch die Theilung in eine nördliche und südliche Hälfte dieses Magreb war ihnen gewöhnlich. Mehr als irgendwo anders hat die arabische Eroberung die Erinnerung an frühere Verhältnisse in Magreb ausgerottet. Während die Kopten in Ägypten Duldung fanden, wurde hier jede Spur griechisch-römischer Bildung vernichtet, das Christenthum völlig ausgerottet. Die Araber bekehrten die Berbern, d. i. Bar Broije, Wüstensöhne, und die Mauren zum Islam, verschmolzen mit dem letzteren zu einem Volke und machten die arabische Sprache, wenn auch in verderbter Form, zur herrschenden[2]). Dies Magreb wurde grade — wie erst neueste Ereignisse beweisen — der Sitz der islamitischen Ultras und des muselmännischen Zelotismus. Dem großen Khalifate blieb die Gegend bis in den Anfang des 9. Jahrh. zugehörig. Da entfloh Edris, ein Enkel von Ali's Sohne Hassan, der Rache der Abbassiden nach Tingitana und bildete dort aus den Gebieten von Teleusan, Tedla u. a. ein kleines Reich, 784. Ein von Harun nachgeschickter Giftmischer tödtete ihn, 790. Sechs Monate nach seinem Tode ward ihm ein Sohn geboren, der jüngere Edris, der das Reich erweiterte und Fez erbaute, gest. 829. Sein Sohn Muhammed vertrieb seine Brüder aus ihren Bezirken, schwang sich zum Alleinherrscher auf und nahm den Titel Imam an. Das Nähere s. unter dem Artikel Edrisiden. Seit 920 verlor die neue Dynastie ihr Land und konnte sich nicht wieder in Besitz desselben setzen. Fez war wechselsweise in den Händen der Fatimiden, dann der ommaijadischen Khalifen in Spanien, als Barr el adova, d. i. continens trajectus — dann in den Händen einiger Berbernstämme. Im J. 1086 vernichtete der Morabethe Jussuf Ebn Taschfin alle kleine Staaten jener Gegend, vereinigte das ganze Magreb-al-uksa und wurde so Stifter des Reiches Marokko. Wir bemerken nur noch, daß im 15. und 16. Jahrh. es den benachbarten christlichen Mächten gelang, sich vieler Plätze an der Küste von Fez zu bemächtigen. Spanien besitzt davon noch die vier sogenannten Presidios: Ceuta, Melilla, Alhucemas, Penon de Velez — die Portugiesen, welche bis zur Mündung des Sebu Besitzungen hatten (Tanger, Mehedia), haben keinen Fuß breit ihres jenseitigen Algarbiens, wie sie es nannten, mehr inne.

II. Eine Provinz oder Präfectur im Sultanate Fez, über deren nähere Begrenzung u. s. w. die Nachrichten so schwankend sind, daß man besser thut, ganz darüber zu schweigen[3]). Sie ist von Vorbergen des Atlas erfüllt, in denen ein Menschenschlag der edelsten Bildung wohnt. Namentlich sind die Frauen, fast ohne Ausnahme, äußerst wohlgebildet.

III. Die Hauptstadt des Sultanats, 34° 06′ 03″ nördl. Br. und 7° 21′ 34″ westl. L. (von Paris), in einer anmuthigen Thalfläche, mitten zwischen Bäumen, Fruchtgärten, Citronen- und Granatwäldern — die schönste und beste Stadt im ganzen nördlichen Afrika[4]). Drei Stadttheile sind zu unterscheiden. Der älteste oder Belende im Westen des nachher zu erwähnenden Flusses, ist der von Edris gegründete; alte Beschreiber berechnen ihn auf 4000 Häuser. Der andere Theil, auf der andern Seite des Flusses, Ain Abu, dem sie 80,000 Bewohner zudictiren, soll von einem Urenkel des Edris, Hassan Ben Muhammed, erbaut sein. Obgleich beide Städte nur durch den Wadi al Juhor, d. h. den Perlenfluß (ein Bergfluß links zum Sebu), geschieden waren, so standen sie doch — erzählen die Araber — unter verschiedenen Herrschern und bekriegten sich fortdauernd. Der oben genannte almoravidische Eroberer bemächtigte sich beider Städte, schlug über den Fluß eine Brücke und riß die trennende Mauer nieder. Den Fluß habe er Wadi Fez genannt, d. i. Fluß des Goldes, wegen seiner reichen Ufer — darnach die vereinigte Stadt Fez[5]). Als im J. 1269 mit Abu Yusuf Yacub die Dynastie der Meniniden, die aus Fez stammte, auf den Thron kam, wählte diese ihre Vaterstadt zur Residenz (1269—1480), und der erste König baute sich zur Residenz einen neuen, festen Stadttheil, den er Medinat-ul-beida, d. i. die weiße Stadt, nannte[6]). Weit gebräuchlicher sind aber die Namen Alt- und Neu-Fez (Fas Belli und Fas Dschedida) geworden; beide sind etwa 1000 Schritte

2) Dieser westarabische oder magrebische Dialekt ist ebenso stark mit spanischen als Berbernwörtern versetzt.

3) Gewöhnlich ward als Nordgrenze der Fluß Sebu, als Südgrenze der Fluß Bu Regreb, als Westgrenze der Ocean, als Ostgrenze der Atlas angegeben. Vgl. *Dapper*, Afrique p. 140. Ähnlich *J. Jansson*, Atlas Contractus (1616): Fessa provincia a fluvio Buragrago versus ortum usque ad fluvium Juavem, a septentrione fluvio Sebu, a meridie Atlantis radicibus clauditur. 4) Eine der neuesten Beschreibungen von Fez ist die des Obersten Scott: „Journal of residence in the Kamailla of Abd-el-Kader;“ vergl. Ausland 1842, Nr. 258. 5) Anders Jansson (a. a. O.), der aber auch der andern Etymologie gedenkt: Sunt qui opinantur, nomen habere ab auro, quod cum prima urbis fundamenta jacerentur, eo loco inventus fuerit auri cumulus, quod Arabibus Fez appellatur. 6) Auch die Wathas (1480—1550) residirten in Fez; seit der Zeit ist Marokko Residenz geblieben.

von einander. Die alte Stadt bildet ein ummauertes Viereck mit Thürmen und zwei Castellen, von etwa vier Meilen Umfang; doch ist hier an die vielen und großen Gärten zu denken. Sie hat sieben Thore (der Verrätherei, der Verbrannten, des Krieges, des Eisens, des Harzes, der Siege, der Pilger), und zerfällt in zwölf Abtheilungen unter besondern Vorstehern. Die Straßen sind eng, ungepflastert und haben Thore, die aus polizeilicher Rücksicht alle Nächte verschlossen werden. Es gibt, außer unzähligen Gassen und Schlippen, etwa 200. Öffentliche Plätze gibt es 62, darunter die in der Mitte der Stadt gelegene Al-Kaissarie oder Bazar. Er hat zwölf große Thüren mit eisernen Ketten und enthält 15 Gassen mit Kaufmannsladen; jedes Gewerk hat seine besondere Gasse, wie auch in der ganzen Stadt die Laden einer Straße meist einem Handwerke oder Geschäftszweige angehören. Einige der Straßen sind fast ½ Stunde lang. Die Häuser sind auf dem platten Dache mit Erde bedeckt, von Außen unscheinbar, im Innern aber wohnlich und zierlich. Viele haben namentlich geräumige Höfe mit Gärten, Wasserbecken und Fischteichen; manche auch einen Thurm, worin dann der Harem. In vielen Häusern sind die Zimmer und Galerien mit Landschaften, Bildern und Statuen geziert. Die Decken der Galerien sind öfter vergoldet und ruhen auf Marmorpfeilern. Der Fluß läuft mitten durch die Stadt, theilt sich hier in sechs Arme, treibt über 300 Mühlen, speist über 300 Bäder, reinigt über 150 öffentliche Abtritte; es gibt über 80 öffentliche und über 600 Privatbrunnen. Über die Flußarme führen 250 Brücken, von welchen viele so mit Gebäuden bedeckt sind, daß man sie nicht gleich als Brücken erkennen kann. Der Moscheen zählte man früher zwischen 600—700; 15 sind die vornehmsten, mit Bädern versehen. Die Hauptmoschee, El Karubin, liegt mitten in der Stadt und hat ½ engl. Meile im Umfange. Sie wird von mehr als 300 (1500) weißen Marmorsäulen getragen, ist aber im Ganzen von schwerfälliger, geschmackloser Bauart. Die besuchteste Moschee ist dem Gründer der Stadt, dem Edris, geweiht (Mula-Driß), der dort begraben liegt; sie gilt als unverletzliches Asyl. Aber die erste ist die reichste (sonst gegen 80,000 Dukaten Einkünfte); in ihren Seitengebäuden wohnt der Mufti, und es befinden sich dort die Räume für die verschiedenen sieben gelehrten Schulen, welche, besonders früher, Fez zu einem Hauptsitze Muhammedanischer Wissenschaft machten. Man lehrt hier nicht allein islamitische Theologie, sondern auch Philosophie und Mathematik, früher sogar Zauberkunst[7]) (In „Tausend und eine Nacht" wohnen die geschicktesten, aber auch verruchtesten Zauberer in Mahgreb.) Elementarschulen, wo Schreiben und Lesen gelehrt wurde, gab es an 200, und alle diese Schulen, sowie auch die 200 Hospitäler (für Wahnsinnige, Unheilbare, Fremde u. s. w.), waren von früheren Herrschern auf das Reichlichste dotirt. Spätere Regenten haben räuberisch eingegriffen und alle jene Institute sind jetzt sehr herabgekommen[8]). Unter den andern öffentlichen Gebäuden gibt es 200 Karavanserais oder Fondaques, manche mit 50—100 Zimmern; die größten sind bei der Hauptmoschee, unter den übrigen sind viele liederliche Kneipen, namentlich Stätten der Päderastie. — Fast von allen Seiten ist Alt-Fez von Vorstädten umgeben. Einige geben ihre Zahl, wol übertreibend, auf 32 an. Andere wollen gar keine gesehen haben.

Das neue Fez, gleichsam die Citadelle des alten, liegt an demselben Flusse, weiter hinauf und wird durch eine 80 Fuß hohe Wasserkunst mit Wasser versorgt. Es hat weit stärkere Befestigungen, die aber europäischer Kriegskunst zu widerstehen durchaus nicht im Stande sein würden, „wenn — wie ein alter, guter Geograph meint — es dem Höchsten gefiele, die christlichen Potentaten zu vereinigen und sie zu dieser Unternehmung zu bringen." Einen großen Theil der Stadt nimmt der weitläufige, jetzt aber ziemlich verfallene Sultanspalast ein. Die zahlreichen, hier schändlich gedrückten Juden bewohnen ein besonderes Viertel; sie dürfen so wenig als Christen in Alt-Fez feste Wohnsitze haben, weil dort so viele Heilige des Islam begraben liegen[9]).

Alt- und Neu-Fez zusammen mögen auch jetzt noch eine Bevölkerung von etwa 100,000 Menschen haben[10]). Der Ort ist sehr gewerbthätig und hat bedeutende Manufacturen in Seide, Wolle, Haaren, feinem Leder, gewirkten seidenen und goldenen Gürteln, gestrickten Lederkissen, maurischen Pantoffeln, rothen Mützen (Fas oder Fes), Leinwand, Teppichen, kupfernen Gefäßen, Sätteln, Steinen von Fayence, die mit verschiedenen Farben glasirt sind und mit denen bisweilen Zimmer gepflastert oder Mauern belegt werden u. s. w. Fez ist der Mittelpunkt des Handels für das ganze Reich; von hier ziehen Karawanen bis in das Sudan. — In der Nähe die berühmten Schwefelbäder von Sciawlan und Wischtuta. Die Stadt liegt von Marokko 50, von Tanger noch nicht 40, vom nächsten Mittelmeerhafen Rabat Salee 23 geographische Meilen. — Die Literatur s. unter dem Art. Marokko.

(*Daniel.*)

FEZZAN, gespr. **Fessan**[1]). Das ungeheure Sand-

---

7) Vor Allem wird der Koran erklärt, dessen Dialekt von der Vulgärsprache des Mahgreb sehr verschieden ist.

8) Bei jener Hauptmoschee war früher eine Bibliothek von etwa 40,000 Bänden, welche die verlorenen Bücher des Livius enthalten haben soll. Sie besaß 2000 arabische Manuscripte. 9) Oberst Scott a. a. O.: „Durch den maurischen Theil der Stadt können sie nicht mit ihren Schuhen gehen und müssen sogar ihre schwarzen Mützen festbinden, wenn sie nicht jeden Tag eine neue kaufen wollen; denn die wahren Gläubigen machen sich ein Vergnügen daraus, sie ihnen abzunehmen und wegzuwerfen, und speien sie noch dazu häufig ohne alle Veranlassung an, blos um ihren Abscheu gegen Jeden, der nicht ihres Glaubens ist, zu zeigen." Als der Oberst mit dem jüdischen Dolmetscher Ebenzur und einem kaiserlichen Beamten durch die Stadt ging, spie ein Mann dem Ersteren ins Gesicht und nannte Scott Kumi ben-el-Kilb, d. i. christlicher Hundssohn. 10) Nach Balbi 88,000, und zwar 65,000 Mauren, 10,000 Amazirghen, d. i. Berbern und Tuariks, 9000 Juden, 4000 Schwarze. Oberst Scott (a. a. O.) gibt 300,000 an, darunter 20,000 Juden. Mordtmann gesteht kaum 80,000 zu, nämlich 65,000 Mauren und Araber, 10,000 Berbern, Amazirghen und Schelluchen, 2500 Juden und 1000 Neger.

1) Zu den vorzüglichsten Hilfsmitteln gehören: 1) Proceedings of the Association for promoting the discovery of the interior

meer des afrikanischen Nordens wird durch einen Oasen- und Klippenzug, der sich unter dem Meridian von Tripolis bis nach dem Sudan bei Bornu erstreckt, in zwei Haupttheile geschieden. Der größere westliche, Sahel, die eigentliche Wüste voll Flugsand, bewohnt von den Tuariks mit zwei von Osten nach Westen laufenden Oasenzügen — der kleinere östliche, Sahara, mit festem Kalkboden, von den Tibbos bewohnt, mit einer Kette ausgedehnterer Oasen, die sich dem Nilthale parallel hält. Der Grenzstein beider Hälften ist Fezzan, zwischen 30—37° östl. L. und 24—31° nördl. Br.; diese Oase ist das vermittelnde Centrum zwischen dem El Mahgreb, oder dem afrikanischen Westen, und dem Misr, oder dem afrikanischen Osten, sowie zwischen dem Sudan (in den man von hier auf dem kürzesten, sichersten und mindest wasserlosen Wege gelangt) und den Barbareskenstaaten. Der nördlichste Grenzpunkt von Fezzan ist der Brunnen Boujem, 30° 35′ 32″ nördl. Br., die Ruine eines Römerbaues aus den Zeiten des Septimius Severus; man gelangt von Tripoli in zehn Tagereisen dahin. Als Südende gilt Tegerry, 24° 4′, schon von Tibbos bewohnt. Auf der Karte von Oudney u. s. w. ist jedoch ein noch ein paar Tagereisen südlicher liegender Brunnen, Mesroo, als südlichster Grenzpunkt angeführt. Jene Reisenden fanden ihn mit Gerippen umstreut, traurigen Denkzeichen der hier vorüberziehenden Sklavenkarawanen[5]). Der westliche Grenzplatz ist Oubori, der östlichste Temissa, von wo man 16 Tagereisen nach Augila hat. Das ganze Gebiet bildet ein Oval, nach Andern einen völligen Kreis, und ist, außer im Westen, wo unmittelbar das Sandmeer anstößt, überall von wüsten Gebirgen bis zu 1500′ Höhe umgeben, die einen Theil der oben erwähnten Wüstenscheide bilden. Parallel mit den Syrten zieht sich, von Tripoli aus sichtbar, ein Bergzug von Osten nach Westen, der aber auch Fezzan noch im Osten und Süden umklammert; man nennt ihn im Allgemeinen Harusch, ein Name, der auf die Basaltbildungen hinweist. Schon in dem weißen Harusch, der aus nackten Kalkklippen voll der merkwürdigsten Petrefacten besteht, treten sie auf — der schwarze Harusch, dann auch Sudah, bei den Alten Mons ater genannt, zeigt einen völlig vulkanischen Charakter; der Basalt bricht bald in mauerförmigen Kämmen, bald in Säulen hervor, und bildet in steilen Seitenwänden förmliche Gänge. Drei bis vier Tage müssen die Karawanen durch diese zwar niedrigen, aber wilden und labyrinthischen Bergwälle hindurchziehen, und Viele werden bei eintretendem Sturme im Flugsande begraben. Wasser und Vegetation ist hier nicht zu finden; unzählige Gebeine und Skelette von Kameelen, Pferden und Menschen deuten auf die Gefahren des Weges hin. Das Innere ist eine große, tiefliegende Ebene, 60 Meilen lang und 40 breit; ein feiner, röthlich-gelber Sand und eine Art Kies bedeckt den größten Theil des Landes. In meilenweiten Strecken tritt Steinsalz (Trona) zu Tage. Nur im uneigentlichen Sinne kann also Fezzan eine Oase genannt werden, da es sich an Fruchtbarkeit mit den eigentlichen Oasen nicht von fern vergleichen kann. Das Land ist überall sehr trocken; nur drei eigentliche Quellen lernte Lyon in dem ganzen Raume kennen. Doch findet sich an vielen Orten, wenn man 10—20 Fuß tief gräbt, Wasser in Thon- und Salzlagern, immer auch von brakigem Geschmacke. Dazu kommt, daß es selten oder niemals im Lande regnet. Überhaupt ist das Klima, namentlich wegen der auffallenden Temperaturwechsel zwischen Tag und Nacht, für alle Ausländer höchst gefährlich, und wird ebenso leicht für die armen Negersklaven aus dem Sudan, als für Europäer tödtlich. Lyon beobachtete am 14. Jan. eine Nachttemperatur von — 2° 30′; einen halben Zoll dick war Eis gefroren und die Hälse der Wasserschläuche mußten erst aufthauen. Für Augen und Brust ist der feine Sandstaub unerträglich. Ritchie unterlag dem Klima, Lyon, Oudney, Clapperton krankten in Murzuk lange Zeit. Sie behaupten, daß selbst unter den Eingeborenen ein gesundes Gesicht zu den Seltenheiten gehöre. Nach den erwähnten Umständen kann die Vegetation nur eine äußerst ärmliche sein; die plantae sponte crescentes sind eigentlich nur auf die kleinen Wadis oder Vertiefungen beschränkt, in denen hie und da Buschweiden und Bäume aus dem Geschlechte der Mimosen stehen. Auch Gras ist hier wie in einzelnen Felsenspalten zu finden. Mehr kann man dem Boden nur durch künstliche Bewässerung abgewinnen, die durch von Eseln getriebenes Maschinenwerk bewerkstelligt wird. Das ist aber so beschwerlich, daß es im ganzen Lande kein Gartenstück über einen Acre groß gibt, und keine Wiesenstelle, welche einen dichten Rasenteppich nur von dem Umfange einer Tischplatte darböte. So unterhält man mit Mühe die Gärten der Dattelpalmen[3]), indisches Korn, drei Arten von Durra, Weizen, Gerste, Hülsenfrüchte, Trauben, Granatäpfel, selten reife Aprikosen und Pfirsichen, schlechte Äpfel, kleine, aber gute Feigen, treffliche Wassermelonen und Corna, eine kleine apfelrunde Frucht, nicht größer als eine Nuß, mit drei Kernen und von süßem, angenehmem Geschmacke und Geruche. Ritchie hält sie für den Lotus der Alten. Die Korn- und Gerstenaussaat ist im October und November, die Ernte im März und April; die weit wichtigere Dat-

parts of Africa (im ersten Bande). 2) Fr. Hornemann, Tagebuch einer Reise von Kairo nach Murzuk. (Weimar 1802.) 3) *G. F. Lyon*, Narrative of the travels in Northern Africa in the years 1818, 1819, 1820 etc. (London 1821. 4.) 4) Narrative of travels and discoveries in Northern and Central-Africa in the years 1822, 1823 and 1824 by Major *Denham*, Capitain *Clapperton*, and the late Dr. *Oudney* etc. (London 1826. 4. teutsch Weimar 1827.) — Die Nachrichten bis zu 3 incl. verarbeitet bei Ritter, Erdkunde I. S. 989—1014, dem wir in dem obigen Abrisse besonders gefolgt sind.

5) „Rund um diesen Platz lagen über 100 Skelette; an einigen war noch die Haut. Die Araber lachten laut über mein Entsetzen. Es waren nur Schwarze; nam boo (hol der Henker ihre Väter!), sagten sie und zerschlugen die Schädel mit ihren Kolben. „„Das war eine Frau! der war noch jung,““ und ähnliche Bemerkungen machten sie dabei.“

3) Die Zahl der Dattelpalmen im Lande muß indessen ungemein groß sein. Die Stadt Sockna zahlt allein von 260,000 Stück Tribut und von ebenso viel keinen.

telernte aber, die erste im September, wenn die Datteln noch weich, die zweite im October, wenn sie gebleicht und trocken geworden sind. Die Thierwelt übertrifft die Pflanzenwelt an Reichthum keineswegs. Tigerkatzen, Hyänen, Schakals, Füchse sind die reißenden Thiere. Lyon erwähnt als einheimisch drei Arten Büffel, eine Antilopenart, die wilde Katze, das Stachelschwein, mehre Ratten- und Mäusearten. Unter den Hausthieren ist das Kameel das gesuchteste; man unterscheidet unter den Kameelen förmliche Schnellläufer. Auch Ziegen gibt es. Pferde, Kühe, Schafe, Ziegen und Hunde sind in Fezzan kostbar und selten. In den Wüsten hausen Geier, Falken, Raben, die über den Karawanenzügen flattern, ihre Beute in Empfang zu nehmen, selten Adler, — Tauben in den Palmengärten, Sperlinge in den Städten. Merkwürdig sind die nicht seltenen Strauße, die hier bis zum 30° nördl. Br. gehen. Selten sind Rebhühner und Sumpfvögel. Da Wasser und Blumen fehlen, ist auch die Insektenwelt arm. Lyon behauptet, daß es keine Fliegen gäbe, aber die drei Reisenden klagen über ihre Menge; auch sind die Scorpione eine Last, und lichtbraune, gefleckte Ameisen, welche Zangen haben wie die großen Scheeren einer Krabbe. In mehren Salzseen lebt in Myriaden eine Art kleiner, gallertartiger Würmer, die im Frühjahre gefangen, getrocknet und gespeist werden. — Die Bewohner von Fezzan, etwa 70 — 80,000, sind höchst wahrscheinlich eine Mischnation aus Arabern und den Ureinwohnern von Nordafrika. Die Farbe ist dunkel, die Größe mittel, die Backenknochen stehen sehr hervor, das Gesicht platt, die Augen klein, der Mund weit, das Haar wollig, doch nicht negerartig kraus und die Nase gewölbter als bei den Negern. Das Totalurtheil über die Wohlgestaltetheit der Fezzaner lautet nach der Subjectivität der Reisenden verschieden; daß sie ohne Energie in Gesichtsbildung und Bewegung, nicht sehr stark und im Ganzen indolent an Körper und Geist, ohne Muth und Tapferkeit, voll Sklavensinnes seien, versichern Alle. Wer kann und mag aber entscheiden, welchen Antheil an solcher Sachlage die traurige Regierung des Landes hat? Und widerspricht nicht der Umstand, daß die Fezzaner die kühnsten und unternehmendsten Handelsleute in Nordafrika sind, solchen Schilderungen? Einige hellfarbige Familien, die sogenannten Mamluken, bilden den Adel im Lande; sie sind arm, aber stolz auf ihre Herkunft, denn sie stammen aus Tripoli und ihre Vorfahren sind als Geschenke des dortigen Pascha an die Herrscher von Fezzan gesendet. Auch Sheriffe in Zuila gehören zum Adel; sie sind Nachkommen eines Araberstammes und zeichnen sich durch Rechtlichkeit, Ruhe und Gastfreundschaft aus; Kadis der Städte, Scheikhs der Districte, Kaids oder Gouverneurs, Hadschis, die in Mekka waren, und Marabuten sind die Güterbesitzer und Vornehmen. Der zehnte Einwohner in der Hauptstadt Murzuk ist ein Sklave; aber zwischen den Haussklaven und dem freien Volke ist kaum ein Unterschied. Die in Fezzan herrschende Sprache ist die westarabische mit der dasigen Schrift (Mahgrebi); aber auch die Bornu-, Tibbo-, Tuarik- und Sudansprachen werden wegen des häufigen Verkehrs mit den genannten Völkern viel gesprochen. Im Schreiben und Lesen des Arabischen sind alle Einwohner bewandert. Bei der Armuth des Landes herrscht in der Nahrung große Genügsamkeit. Datteln (womit man auch die Pferde füttert) und Mehlbrei, mit ranzigem Schöpsentalg zugerichtet, selten mit Kameelfleisch. Wenn sie einen reichen Mann bezeichnen wollen, so sagen sie: „Er ißt täglich Brod und Fleisch." Geröstete Heuschrecken und Dattelwein, Lugubi, sind die größten Leckereien. Alle Industrie steht auf niedrigster Stufe. Die Wohnungen sind elende Hütten, nur in diesem regenlosen Lande von Dauer; nur Schuster für das Fußwerk der Menschen und Schmiede für die wandernden Thiere sind erstes Bedürfniß, und der Schmied, der das Pferd des Sultans beschlägt, verfertigt auch allenfalls die goldenen Ohrringe der Sultanin. Die Wollarbeiter kennen das Weberschiffchen noch nicht, ihre Zeuche sind plump und grob. Der Fezzaner kleidet sich lieber in Zeuche aus Tripoli und Kahira, und hängt darüber ein weites, leichtes Gewand, das in Sudan gewebt ist. Andere Gewerke werden durch das gänzliche Fehlen von Wald- und Zimmerholz unmöglich gemacht. Ländereien haben nur die Reichen. Garten- und Ackerland wird nur mit der Hacke von Sklaven bearbeitet; daher auch der Ackerbau als Volksbeschäftigung fehlt. Fezzan ist auf Krieg und Raub, im bessern Falle auf den Handel angewiesen, und in der That ist es von jeher eine Haupthandelsstation gewesen. Bei dem Mangel eigener Landesproducte (die blos ausreichen, durchziehende Karawanen zu verproviantiren) und Fabricate spedirt Fezzan aber nur fremde Waaren, und die Bewohner der Nachbaroasen sind ihre Geschäftsträger: die von Augila für Kahira, in Bilma für Bornu, in Agades für Sudan, in Gadames und Mesurata für den Norden. Aus dem Sudan kommen zuerst die Sklaven; jährlich wird sogar ein großer Räuberstreifzug dorthin unternommen, von dem man 1000—1500 Sklaven mitbringt. Ferner schickt der Süden Goldstaub, Straußfedern, Elfenbein, Senné, Gurunüsse — Bornu Erz und Kupfer — Kaschna Ziegenhäute und Baumwollenzeuche — Mendrah Salz. Dagegen werden vom Norden und Osten die Luxusartikel und Kunstproducte des Orientes und Occidentes ausgetauscht. An jedem Tage ist in Städten und Dörfern regelmäßiger Markttag. Vom October bis Februar dauert in Murzuk die große Messe. Da treffen denn zusammen die Karawanen von Kahira (166 M.), Bengasy, Tripoli, Gadames, Tonat, Sudan, Bornu (57 Tagereisen) und Kaschna (66 Tagereisen). — die benachbarten Wüstenstämme drängen sich mit Korn, Öl, Butter und dergl. ab und zu. An Waaren aller Art ist Überfluß; auch fremde Üppigkeit drängt sich ein. Die Weiber freuen sich fremden Putzes[4]), die Männer der Kadaukas aus Sudan, der Courtisanen, die geübt in Tanz, Musik und Gesang sind — lauter Liebhabereien der Fezzaner. Während es sich da nur um irdische Lust

4) Die drei Reisenden berichten: Die Weiber in Sockna tragen weite, gestreifte Gewänder von Seide oder Leinwand, große silberne Ringe in den Ohren, an den Armen und Füßen; bei den untern Classen sind diese von Glas und Horn.

handelt, hat eine große, jährlich von Fezzan nach Osten ausziehende Karawane andere Zwecke. Sie zieht nach Mekka, und ist als die am besten organisirte, regelmäßigste und sicherste der Mekkakarawanen bekannt. Der herrschende Islam trägt hier übrigens mehr seine Schattenseiten (Vielweiberei, Glauben an Zauberei und böse Dämonen, Besprechung der Krankheiten durch Zauberformeln u. s. w.) zu Tage, als seine Lichtseiten. Ein Kadi in Murzuk, dessen Würde seit 150 Jahren erblich geworden, ist das geistliche Oberhaupt [5]. Die weltliche Herrschaft ist nach einander in verschiedenen Händen gewesen. Herodot kennt Fezzan als das Land der Garamanten, an welche noch die Stadt Germa erinnert [6]. Die Römer nannten es schon Phazania, unternahmen im Anfange des 1. Jahrh. unter Cornelius Balbus einen Zug dorthin und unterwarfen das Volk und die Städte Aleie und Cillala. Im 7. Jahrh. wurden Araber die Herren und blieben es lange; Edrisi und Ebn Haukal kennen Zuila (das alte Cillala) als Hauptstadt. Im 14. Jahrh. besaßen Fezzan die Scherife von Marocco, dann kam eine eingeborene schwarze Dynastie zur Herrschaft, die aber dem Pascha von Tripoli tributair war. Jährlich kam ein Bei nach Murzuk, um den Tribut einzusammeln. In solcher Function war auch ein gewisser Muhammed el Mokuy oder Mukuy da gewesen, der 1811 das herrschende Geschlecht stürzte und vom Pascha bestätigt ward, da er den Tribut verdreifachte. Die Einkünfte des tyrannisch herrschenden Sultans bestehen in dem Zolle von Sklaven, Datteln und Waaren. Die Sklaven-Expedition muß ihm ein Viertel der Beute abgeben; für jeden Sklaven, der ins Land kommt (etwa 4000 jährlich), bekommt er zwei Dollars, beim Verkauf eines jeden wieder 1½ Dollar. Je 200 Dattelpalmen zahlen einen Dollar; von den Heerden zieht der Sultan den Fünften. Das Meiste bringt der an den drei Thoren von Murzuk erhobene Zoll, besonders zur Meßzeit. Jede Kameelladung mit Öl und Butter zahlt sieben, mit Zeuchen drei, mit Datteln einen Dollar u. s. w. Daneben gibt es Palmen-Domainen, die jährlich 6000 Kameellasten, à 18,000 Dollars an Werth, einbringen. Aber der Tribut an Tripoli macht auch 15,000 Dollars aus und ist wol noch gesteigert. Die Tributpflicht führt den Sultan jährlich ein Mal nach Tripoli [7], indessen ein Sohn zu Hause regiert. Die Kriegsmacht beläuft sich auf etwa 5000 bewaffnete Araber, denn der Fezzaner führt nicht die Waffen. — Die Zahl der Ortschaften gibt der Scherif Juhammed auf 100, Hornemann auf 101, die drei Reisenden auf 109 an. Die Hauptstadt ist Murzuk, zuweilen auch Fezzan genannt.

(*Daniel.*)

FIACRE (St.), soll ein Sohn des Königs von Schottland, Eugen IV., gewesen sein. Conanus, der Bischof von Man, sein Erzieher, pflanzte ihm eine solche Verachtung der Welt und der weltlichen Angelegenheiten ein, daß sich der junge Prinz, obschon dereinstiger Thronerbe, mit seiner Schwester Sira nach Frankreich begab, um dort in der Einsamkeit zu leben. Der Bischof von Meaux, S. Faron, wies ihm zwei Stunden von Meaux bei dem Walde Fordilla eine Einsiedelei an, wo Fiacre fortan lebte und sogar Wunder verrichtet haben soll. Seine Schwester war in ein Kloster gegangen. Nach seines Vaters Tode kam sein jüngerer Sohn, Ferchard, zur Regierung in Schottland, regierte aber so schlecht, daß eine Gesandtschaft der misvergnügten Schotten dessen Bruder den einsiedlerischen Fiacre aufsuchte und einlud, den väterlichen Thron zu besteigen. Er aber schlug es ab, lebte in seiner Einsamkeit bis 670, wurde in dem Dome von Meaux begraben und heilig gesprochen.

Der König Heinrich V. von England ließ nach seiner Niederlage bei Baugy das Fiacrekloster plündern, weil dessen Schutzpatron ein Schottländer gewesen. Eine tödtliche Krankheit, der Blutfluß, genannt: Fiacrekrankheit, befiel und raffte ihn kurz darauf hinweg, zu Bois de Vincennes 1422, für die Menge eine sichtbare Strafe Gottes, und er selbst äußerte: „er sehe wohl, daß es die Schotten selbst nach dem Tode noch mit den Franzosen halten.

Ein Miethkutscher in Paris, welcher zuerst auf den Gedanken kam, in der Stadt Lohnfahrten zu übernehmen, hing an seinem Hause das Bildniß „des heiligen Fiacre" auf, um sich dem Publicum bemerkbar zu machen, worauf diese bald in große Aufnahme kommenden Fuhrwerke, sowie deren Inhaber, den Namen Fiacre bekamen. (*Guthrie's* Hist. of Scotland.) (*A. Herrmann.*)

FIALA (Joseph), geboren in Lochowitz in Böhmen, Anfangs in Diensten eines gräflichen Hauses in Prag, aus welchem ihn seine Musikliebe den Abschied zu suchen zwang. Herumreisend in allerlei Ländern vervollkommnete er sich auf mancherlei Instrumenten so sehr, daß ihn die Böhmen bald unter die berühmten Instrumentalisten zu rechnen Ursache hatten. Eine Zeit lang war er Kammermusiker des Bischofs von Salzburg, wo er als Hoboist sich auszeichnete. Da er aber das freie Herumziehen liebte, scheint er nirgends lange geblieben zu sein. Auch seine Compositionen erfreueten sich der Liebe seiner Zeit, welche sie äußerst gefällig und glänzend fand. Im Jahre 1780 erschienen in Frankfurt sechs Violinquartette, an-

---

5) Wir wissen nicht, worauf die hie und da vorkommende Angabe beruht, daß die Fezzaner außer dem Koran auch den Pentateuch, die Psalmen und die Bücher Salomonis besäßen. 6) Herodot 4, 181: Von Augila wieder zehn Tagereisen, kommt wieder ein Salzhügel und eine Quelle und viele fruchttragende Palmbäume, gleichwie bei den andern. Und wohnen Menschen daselbst, die heißen mit Namen die Garamanten, ein gewaltig großes Volk. Die tragen Erde auf das Salz und dann essen sie Korn. Hier ist der kürzeste Weg bis zu den Lotus-Essern, von denen bis hierher sind 30 Tagereisen. — — Die Garamanten machen Jagd auf die Äthiopier, die da in Höhlen wohnen, auf Wagen mit vier Pferden. Denn diese Äthiopier, die in Höhlen wohnen, sind die allerschnellsten Läufer von allen Menschen, von denen uns je etwas zu Ohren gekommen ist. — Vergl. Heeren, Ideen u. s. w. II, 2. Beilage 5. Über die Handelswege des alten Afrika. 7) Die drei Reisenden: Der Sultan brach nach Tripoli auf, nachdem er zuvor in den Moscheen gewesen war; seine Kameele und sein Gefolge waren drei Tage früher abgegangen — er hatte über 1500 Sklaven. Ihm folgten zehn Reiter, seine Lieblinge, und vier Flaggen wurden durch die Stadt vor ihm hergetragen. Die Einwohner klagten entsetzlich über seinen Geiz, und versicherten, daß er ihnen keinen Dollar gelassen habe.

dere etwas später in Wien; um 1798 druckte Gombart in Augsburg drei concertirende Duette für Violine und Violoncello von ihm, dann noch ein zweites Heft. Im J. 1790 hatte er sich in Breslau auf der Gambe vor dem Könige hören lassen und großen Beifall geerntet. Im J. 1780 befand er sich in Rußland. Weitere Nachrichten über sein Leben fehlen; es wäre denn, daß ein Fiala, welcher im 19. Jahrgange der allgemein. musikal. Zeitung S. 375 der ältere genannt und als trefflicher Bratschist des Orchesters in Karlsruhe gerühmt wird, dessen Abgang zur dortigen Kanzlei man bedauerte, derselbe Mann wäre. Viele seiner Tonsätze, als Concerte für Violoncell, Flöte, Oboe, auch Symphonien fürs Orchester blieben Manuscript. (*G. W. Fink.*)

FIALARR (ohne Zeichen des Nominativs), ist in der nordischen Mythologie der Name von drei Wesen, welche der Riesenwelt, d. h. der den Göttern und Menschen feindlichen Welt, angehören, zu welchen auch die Zwerge oder Elfen zu zählen sind. 1) Fialarr wird in den Denkversen in den Skáldskaparmál unter den Jötna-Heiti [1]) (Benennungen der Riesen) aufgeführt. In den Harbarz-lióth Str. 25 [2]) wird gesagt, Thor sei vor Furcht im Handschuh todt gewesen, und habe nicht zu niesen gewagt, sodaß es Fialarr hörte. Dieses hat Beziehung auf die Sage, nach welcher Thor im Handschuhe Skyrmir's, welchen Namen Utgarda-Loki angenommen hatte, übernachtete [3]). Es wird also in den Harbarz-lióth der Riese Utgarda-Loki dichterisch durch Fialarr bezeichnet, da man durch den Namen eines Riesen einen Riesen überhaupt bezeichnen konnte. In den Háwamál heißt es Str. 12: *Ominnis hegri* (der Unerinnerungs- oder Vergessenheit-Reiher) heißt der, der über dem starken Getränke [4]) beharrlich steht. Er stiehlt den Verstand der Menschen. Mit dieses Vogels Federn ich gefesselt war im Hause Gunnlöd's. Trunken ich ward, ward übertrunken bei dem weisen Fialarr. Der Trunk ist mir der beste durch das, daß (wenn) jeder Mensch seinen Verstand sich wieder aneignet. Gunnlöd ist die Tochter des Riesen Suttung, der sie zur Wächterin des Weise und Dichter machenden Meths gesetzt hat. Fialarr steht also hier dichterisch für Suttung. Daß hier diese Benennung in der Háwamál gebraucht ward, geschieht vielleicht zugleich wol auch in Beziehung auf den Zwerg Fialarr, den wir unter Nr. 2 betrachten, oder wahrscheinlicher der Verfasser der Bragaraedur oder sein Vorgänger benutzten diese Bezeichnung Suttung's, und benannten darnach den Zwerg, der in der Sage von dem Weisen- und Dichtermethe folgende Rolle spielt. 2) Fialarr, ein Zwerg oder Elfe, der von den Göttern aus dem Speichel, welchen sie, als sie mit einander Frieden geschlossen, in ein Gefäß gespuckt hatten, damit dieses Friedenszeichen nicht verdürbe, geschaffen war. Zu ihm kam Quasir, der so weise ist, daß keiner ihn um ein Ding befragen kann, worauf er nicht eine befriedigende Antwort gibt. Er reiste weit durch die Welt, die Menschen Weisheit zu lehren. Als er zu gewissen Zwergen Fialarr und Galarr, die ihn zum Gastmahle einluden, kam, riefen sie ihn zu sich zu einem Einzelgespräch, und erschlugen ihn. Sein Blut ließen sie in zwei Fässer und einen Kessel rinnen, und dieser heißt Odhraerir, und die Fässer hießen Són und Bodn. Die Zwerge mischten Honig zu dem Blute, und daraus ward ein solcher Meth, daß Jeder, der davon trinkt, Skald (Dichter) und Fraethamadhr (gelehrter, vielwissender, besonders der Geschichte kundiger Mensch) wird. Die Zwerge sagten den Asen, daß Quasir in Menschenweisheit darum ertrunken sei, weil Niemand so vielwissend war, daß er ihn über gelehrte Dinge hinlänglich ausfragen konnte. Dann baten diese Zwerge den Riesen Gilling und sein Weib zu sich. Da baten die Zwerge Gilling'en, daß er mit ihnen auf die See rudern [5]) möchte. Aber als sie an dem Lande hinfuhren, ruderten die Zwerge auf Klippen, und wandten das Schiff um. Gilling konnte nicht schwimmen und verlor das Leben. Aber die Zwerge richteten ihr Schiff wieder empor und ruderten an das Land. Sie sagten Gilling's Frau, was sich zugetragen. Als diese laut weinte, da fragte sie Fialarr, ob es ihr Gemüth erleichtern würde, wenn sie auf die See hinaus dahin sähe, wo er umgekommen. Sie wollte das. Da sagte er zu seinem Bruder Galarr, daß er hinauf über die Thüre gehen, und wenn sie hinausginge, einen Mühlstein auf ihr Haupt sollte fallen lassen, denn er könne ihr Geschrei nicht ertragen; und so that Galarr. Als der Riese Suttung, der Sohn Gilling's, dieses erfuhr, kam er herzu, und nahm die Zwerge und brachte sie hinaus auf die See auf eine Schär, welche abwechselnd mit Wasser bedeckt, und nicht bedeckt war. Sie baten Suttung'en um Lebensfrieden, und boten ihm zum Vergleich als Sühngeld für den erschlagenen Vater den theuren Meth, und man schloß diesen Vergleich ab. Suttung brachte den Meth heim und bewahrte ihn dort, wo es Hnitbörg heißt, und setzte seine Tochter Gunnlöd zur Bewachung darüber [6]). In der Völuspá Str. 14 [7]) wird Fialarr unter den Zwergen in Dwalin's Gefolge aufgeführt, von welchen daselbst gesagt wird, daß sie von des Saales Stein [8]) durch Aurwangasiand nach Jorowellir gingen. Da die Zahl der in der 11., 12. und 14. Str. der Völuspá aufgezählten Zwerge die Summe von 73 beträgt, so deutet Finn Magnusen sie kalendarisch als die 73 Fimten (Wochen von fünf Tagen) des Jahres, und Fiallar kommt auf die 53. Fimt [9]). 3) Fialarr, einer der drei Hähne,

1) In den Denkversen bei Snorri Sturluson in den Skáldskaparmál Cap. 75 bei *Rask*, Snorra-Edda ásamt Skáldu p. 211. 2) In der großen Ausgabe der Edda Sämundar. 1. Th. S. 103. 3) s. die Gylfaginning 44 bei Rask S. 52. 4) yfir auldrom, Nominativ auldr, Trank, starker Trank, Trunkenheit, Gastmahl.

5) Nämlich zum Fischfange. 6) Bragaraedur 57. p. 83. 84. 7) In der großen Ausgabe der Edda Sämundar. 3. Th. S. 30. 8) s. die Auslegung dieser Stelle in der Allgem. Encykl. 2. Sect. 23. Th. S. 58. 9) *Finn Magnusen*, Specimen Calendarii im 3. Bde. der großen Ausgabe der Edda Sämundar S. 1104 sagt: Augusti 18. S. 25. *Fimt* 53. *Fjalar*.) *Geiröluf*. [Sabinarum raptus. Athenis solennis gallorum conflictus, spectaculo exhibitus. Indis *Jugadin* vel Quatember. Primordium anni (sive mundi) secundae aetatis.] Trautvetter, Der Schlüssel zur Edda deutet die Sage, wie Fialarr und Galar den Dichtermeth bereiten, scheidekünstlerisch: Fialar und Galar tödten den Quasir,

welche, wenn das Ende dieser Welt durch Feuer bevorsteht, krähen. Von ihnen heißt es in der Völuspá Str. 38. 39[10]): „Es saß[11]) dort auf dem Hügel und schlug die Harfe, der Riesin Hirt, der frohe Eydir[12])." Über ihn krähte auf dem Hühnerbaum der schöne, rothe Hahn, der Fialarr heißt. Es krähte über den Asen Gullincambi[13]), der in der Thürangel bei Herjafadir[14]) weckt die Hauldar[15]). Aber ein anderer kräht unter der Erde, ein rußrother Hahn in den Sälen Hel's. Finn Magnusen[16]) deutet diese Hähne auf folgende Weise: „Der hellrothe Hahn in der Nähe des Nordpols, Fialarr der Vielförmige genannt, ist vielleicht das spielende Feuer des Nordlichts, das wol einen solchen Namen verdient, und bisweilen einen eigenthümlichen Ton von sich gibt; der goldkämmige Hahn bei den Asen wäre das Luftfeuer, krähend gewissermaßen im Schalle des Donners; der rußbraune Hahn in der Unterwelt hingegen das vulkanische Feuer, dessen Ausbruch auch mit einem gewaltigen Dröhnen und Krachen verbunden ist. Alles dies bricht auf einmal los als Vorzeichen des letzten Kampfes. Das teutsche Sprüchwort: einen rothen Hahn auf das Dach setzen, bei Feueranlegungen, oder einen rothen Hahn auf dem Dache haben, bei Feuersbrünsten, hängt mit jenem mythischen Gleichnisse zusammen. Die alten Perser sprechen in ihren Religionsbüchern viel von rothen schimmernden Hähnen; die Griechen stellten die Sonne zuweilen emblematisch als einen Hahn vor, vielleicht weil dieser Vogel den Anbruch des Tages verkündet. Stubach[17]) sagt, Fialar, der Täuschende, Heimliche, sich Verwandelnde, dem Vogel Greif entsprechend, und weiter unten: „ehstnisch kikkas, der Hahn, ostiak. kekka, das Horn, lesgisch, Churi, korják., Gygalkei, Wind, sodaß in Verbindung mit dem Aar (s. III, 37 Hräswelg), dem Hervorbringer des Windes, die Gygur (Riesin) die heulenden Stürme bezeichnet, wie der Hahn das Feuer. Der Hahn, ein nordisches Skaldenbild des Feuers, verkündet auf Erden, in Höll und Himmel den Anbruch des Gerichts, des Weltbrandes. Halka (Hahn auf Pehlwi) ist bei den Persern der Wächter der Welt, Feind der Dews und der Magier; bei den Chutäern, einer von Assyrien nach Samaria verpflanzten Niederlassung, ist der Hahn des Feuers Sinnbild, unter dem Namen Nergal verehrt (Nergel der Vulgata IV. Reg. 17, 30)." Sprachlich erklärt Gudmundus Andreä[18]) Fialarr durch zu Boden werfend, also durch Fäller. Gudmundus Magnäus[19]) sagt: wörtlich bedeutet Fialarr bedeckt oder bedeckend, der Sache nach ist es vielleicht verlarvet, von at fela verhüllen, bedecken. Finn Magnusen[20]) bemerkt: das Etymon muß in der Partikel Fiöl (multum) oder in dem obsoleten Fiölr (multus) gesucht werden." Da Fialarr sowol als Name eines Riesen, als auch eines Zwerges und eines Hahnes bei der Gygur (Riesin) der Welt den Jötnar oder den Riesen angehört, und Fiallbuar, Bergbewohner, eine Bezeichnung der Jötnar ist, so dürfte Fialarr am Besten von Fiall, Berg, abzuleiten sein, und wörtlich Berger, d. h. Bergbewohner, bedeuten.

(*Ferdinand Wachter.*)

FIALETTI (Odoardo), geboren zu Bologna 1573, gest. zu Venedig 1638. Nachdem er bei seinem ersten Lehrer, J. B. Cremonini, das Zeichnen erlernt, begab er sich nach Venedig, um sich unter Tintoretto in der Malerei auszubilden; erreichte aber nicht die Lebendigkeit seines Lehrers. Unter den vielen Werken, die er in dieser Stadt ausführte, ist, wie Lanzi sagt *), die Kreuzigung alla Croce besonders zu loben. Unter den Malern, die sich mit der Radirnadel beschäftigten, zeigte sich Fialetti sehr fruchtreich, denn nach der Angabe von Bartsch **) lieferte er 243 verschiedene Stiche, die, wenn auch nicht alle gleich in der Ausführung, doch sehr geschätzt werden. (*A. Weise.*)

FJÄLLSJÖ, ein Filial der Pfarrei Ramsele in der nordschwedischen Provinz Angermanland, im J. 1825 mit 321 Seelen, am nördlichen Arme des Flusses Angerman. Der hier wohnende Geistliche hält an jedem dritten Sonntage Gottesdienst in der oberhalb am Angerman belegenen Capelle Bodom (im J. 1825 mit 278 Seelen), wohin von Fjällsjö nur Reitweg führt. (*v. Schubert.*)

FIAMMA (Galvano), ein nicht unbedeutender Geschichtschreiber des 14. Jahrh., im J. 1283 zu Mailand geboren, stammte aus einer angesehenen und reichen Familie, trat aber, da er ein ruhiges, beschauliches Leben dem geräuschvollen Staatsdienste vorzog, um das Jahr 1297 in dem Kloster des heil. Eustorgius in seiner Vaterstadt in den Predigerorden[1]). Später lehrte er die Moral in dem Collegium dieses Klosters bis zum Jahre 1315 mit großem Beifall, und war zugleich Kapellan und Secretair des Erzbischofs Johannes[2]). Die Behauptung Picinelli's[3]), daß er auch an der Universität zu Pavia

---

die Ausscheidung des Zuckerstoffs. Fäulniß, die Hydra und Gährung, *Glaucus* 3. Th. S. 180. s. die weitere Ausführung bei Trautvetter S. 125 selbst.

10) Große Ausgabe S. 44. 45. 11) Die Wala erzählt nämlich das Gesicht, welches sie gehabt. 12) Bedeutet einen Adler männlichen Geschlechts. 13) Der Goldkämmige. 14) Vater der Herrer (Krieger), d. h. Odin. 15) Freien Erbbesitzer, hier dichterisch für Männer überhaupt; hier sind die Einherier bei Odin gemeint. Der Hahn, der diese weckt, wird auch in einem der Helgilieder erwähnt. s. dasselbe bei F. Wachter, Forum der Kritik. 2. Bds. 1. Abth. S. 135. 16) Zu Str. 38—39 der Völuspá in Den äldere Edda und im Lex. Mythol. p. 343, und darnach Legis, Fundgruben des alten Nordens. 2. Bd. S. 47. 48. 17) Sämund's Edda des Weisen. 1. Abth. S. 19. 18) Zu Völuspá und darnach *Ettmüller*, Vaulu-spá p. 120, welcher bemerkt: Fialarr, m. 1. st. Dkl. Zwergname 59. Hahnenname 172. Gudmund erklärt fialarr durch humi sternens, wozu sodann das a-sax. *felle*; ndr. *fel*, hart, grausam u. s. w. gehörte.

19) Specimen Glossarii zum 1. Bde. der großen Ausgabe der Edda Sämundar S. 486, und darnach Rühs, Die Edda S. 209. 20) Lex. Mytholog. p. 343.

*) Dessen Geschichte der Malerei in Italien. 2. Th. S. 124. **) Peintre Graveur. T. 17. p. 264—301.

1) Diese Zeitangabe geht aus Fiamma's eigener Bemerkung (in dem Manipulus Florum. Cap. 338), daß er bei der Vermählung des Vicecomes Galeazzo von Mailand mit Beatrix von Este im J. 1299 gegenwärtig und damals bereits ein und ein halbes Jahr in dem Predigerorden war, hervor. Vgl. *Giulini*, Memorie di Milano. T. IX. p. 108. 2) Opusculum de rebus gestis ab Azone etc. in Muratori's Scriptt. rer. ital. T. XII. p. 1050. 3) Ateneo de' Letter. Milan. p. 222.

das kanonische Recht gelehrt habe, beruht jedenfalls auf einem Irrthume; denn die Universität zu Pavia wurde erst im J. 1362 gestiftet, und um diese Zeit war Fiamma entweder todt, oder doch zu alt, um ein Lehramt anzutreten. Die Zeit seines Todes läßt sich indessen nicht ermitteln, denn seine Chronik, welche bis zum Jahre 1371 reicht, kann nicht als Beweis dienen, daß er ein so hohes Alter erreicht habe, da sie, wie Muratori klar gezeigt hat[4]), ihm nur bis zum Jahre 1336 angehört, die Fortsetzung aber von einem unbekannten späteren Schriftsteller hinzugefügt wurde; da seine Chronik des Predigerordens aber bis zum J. 1344 reicht, so muß er in diesem noch gelebt haben. Seine Schriften betreffen fast alle die mailändische Geschichte, welche er von der ältesten Zeit bis auf die seinige mit unermüdlichem Fleiße bearbeitete. Sind auch die früheren Perioden nach dem Geschmacke des Mittelalters mit albernen Fabeln angefüllt, so werden wir durch die genauen Nachrichten über die Ereignisse seiner Zeit hinlänglich entschädigt und ohne seine freilich nicht sehr geschmackvoll geschriebenen Geschichtsbücher würden die Zustände Mailands zu Anfang des 14. Jahrh. nur sehr unvollkommen begriffen werden können[5]). Bis jetzt kennen wir folgende Werke Fiamma's, von denen jedoch nur die beiden ersten gedruckt sind: I. Manipulus florum, sive Historia Mediolanensis ab origine urbis ad annum circiter MCCCXXXVI, ab alio continuatore producta ad annum MCCCLXXI; herausgegeben von L. A. Muratori in den Scriptt. rer. ital. T. XI. p. 531—740. Rechnet man die alten kindischen Mährchen über den Ursprung der Stadt Mailand ab, so darf man mit Recht diese einfache, aber doch ziemlich anziehend geschriebene Chronik, welche die Ereignisse gewöhnlich bis zu den kleinsten Einzelheiten erzählt, den besten Geschichtswerken des 14. Jahrh. an die Seite stellen. Auch darf man sich, wenn man Fiamma's Vorliebe für die Visconti und seinen Haß gegen den Papst Gregor X. nach Gebühr zu würdigen versteht, auf ihre Unparteilichkeit verlassen. II. Opusculum de rebus gestis ab Azone, Luchino, et Johanne Vicecomitibus ab anno MCCCXXVIII usque ad annum MCCCXLII, herausgegeben von J. A. Sassi in Muratori's Scriptt. rer. Ital. T. XII. p. 991—1050, eine schwerfällig geschriebene, aber umfassende Darstellung der Thaten und Unternehmungen, durch welche Azzo, Luchino und Giovanni Visconti Mailand zu einer der blühendsten und glücklichsten Städte erhoben[6]). — III. Politia Novella, ein mit kindischem Unsinne angefülltes Buch, worin die Geschichte des Ursprungs der Stadt Mailand und ihrer Könige vor der christlichen Zeitrechnung erzählt wird. Es befindet sich handschriftlich in der Ambrosiana zu Mailand, verdient aber nicht gedruckt zu werden[7]). — IV. Chronicon extravagans de antiquitatibus Civitatis Mediolanensis, ebenfalls in der Ambrosiana und desselben albernen Inhalts[8]). — V. Chronicon majus, welches sich in derselben Handschriftensammlung befindet und von der Erschaffung Adam's bis zur Zeit des Verfassers reicht, ein Werk von bedeutendem Umfange und ebenfalls voll Fabeln, aber doch berücksichtigungswerth, weil darin manche Einzelheiten über die mailändische Geschichte enthalten und ältere Historiker, die wir jetzt nicht mehr besitzen, fleißig benutzt sind[9]). VI. Chronicon Ordinis Praedicatorum, handschriftlich in der casanatischen Bibliothek zu Rom und nicht ohne Werth. Manche glauben, Fiamma habe zwei verschiedene Chroniken des Predigerordens geschrieben[10]). — VII. Chronica Imperatorum, worüber sich keine näheren Nachrichten finden. — VIII. Vita S. Dominici. — IX. Commentarius in *Aristotelis* Ethicam, Politicam, Oeconomicam et Rhetoricam. — X. De Sphaera. — XI. Summa Casuum Conscientiae. — XII. Sermones de tempore et de Sanctis. Vergleiche über Fiamma und seine Schriften *Quetif* et *Echard*, Script. Ord. Praed. Vol. I. p. 617. *Argelati*, Bibliothec. Script. Mediol. Vol. I. P. II. p. 625 seq. *Giulini*, Memorie di Milano, T. IX. p. 84 seq. *Muratori*, Script. rer. Ital. T. XI. p. 533—535. T. XII. p. 993—996. *Tiraboschi*, Storia della Letteratura Italiana (Roma 1783. 4.) T. V. p. 380—382.

(*Ph. H. Külb.*)

FIANCÉ (Anton), ein gelehrter französischer Arzt des 16. Jahrh., zu Fleurey bei Besançon am 1. Jan. 1552 geboren, verlor frühzeitig seinen Vater und wurde von seinem Oheime mütterlicher Seits nach Paris geschickt, um daselbst die schönen Wissenschaften und Philosophie zu studiren. Später widmete er sich zu Montpellier der Medicin, prakticirte dann zu Carpentras und Arles, und ließ sich zuletzt zu Avignon nieder. Als im J. 1580 in dieser Stadt die Pest ausbrach, wurde Fiancé von der Behörde zur Behandlung der Kranken bestimmt; er un-

4) Scriptt. rer. ital. T. XI. p. 533.

5) Caeterum in fabulosis narrationibus ac vulgi rumoribus adoptandis liberalem se praestitit, quod negare non audeo, Gualvaneus noster ... Attamen tot ac tanta sunt, quae ille nobis ex antiquitate servavit ac praesertim de Mediolanensium rebus, ut ambabus ulnis ab eruditorum republica excipiendus sit illius labor, quamquam non paucis defectibus scatens. *Muratori*, Scriptt. rer. ital. T. IX. p. 534. — Sull' antica ugualmente che sulla moderna storia Milanese egli travagliò con indefesso lavoro: ma perciò che è dell' antica, egli soffrirà in pace, che non ci curiamo di leggere ciò ch'ei ci vien raccontando; tante sono le favole, che vi veggiamo sparse per entro, secondo il gusto de' tempi, che allor correvano. Nelle cose però de' suoi tempi, benchè qualche errore vi si ritrovi, tante sono e si interessanti e minute le notizie da lui tramandateci, che non possiamo non avere in gran precio i libri da lui composti. *G. Tiraboschi*, Storia della letteratura italiana. T. V. p. 381.

6) Ex illa jucunde discimus, aspero quamvis stylo depictum, quae facies tunc foret urbi nostrae, e squallida [illegible] tot civilium externorumque bellorum renatae ad elegantiam et splendorem formae cultissimae, palatiis pluribi, turribus, moenibus, templis, a Vicecomitum magnificentia excitatis; quae leges datae ad instituendum praeclarum justitiae regimen et publicae quietis inducendam securitatem, eliminata, quae invaluerat, prava magnatum et populorum licentia, qui denique mores civium, in intemperantiam usque et luxum, veteri violata sobrietate, degentes. *Sassi* l. c.

7) *Muratori*, Script. rer. Ital. T. XI. p. 533.

8) *Muratori* l. c. p. 534.

9) *Muratori* l. c. Nach seinem Dafürhalten dürfte ein mit umsichtiger Kritik gemachter Auszug nicht unersprießlich sein.

10) *Giulini*, Memorie di Milano. T. IX. p. 84 sqq.

terzog sich diesem ebenso gefährlichen und mühevollen Geschäfte neun Monate lang mit dem regsten Eifer, bis er selbst am 27. Mai 1581 in seinem 29. Jahre der Pest erlag. Sein allzu früher Tod erregte großen Schmerz, denn man hatte auf seine ungewöhnlichen Kenntnisse große Hoffnungen für die Wissenschaft gebaut. Als Schriftsteller scheint er sich nicht in der Medicin, sondern nur in der schönen Literatur versucht zu haben. Sein berühmtestes Werk ist die „Platopodologie," eine Satyre auf seine Neider, die ihm zu schaden suchten; sie ist aber bis jetzt ebenso wenig als irgend eine andere seiner Schriften durch den Druck bekannt geworden. Vergl. Larmes et sourpirs sur le trépas de M. Antoine Fiancé, Byzontin, par *J. A. de Chavigny* (Paris 1582.) *).
(*Ph. H. Külb.*)

FIANONA (45° 11' 25" nördl. Br., 32° 0' 30" östl. L. von Ferro), ein Marktflecken im istrianer Kreise des österreichischen Seeküstenlandes (triester Gouvernement) an einem tiefen und schmalen Busen der Ostküste Istriens und des quarnerischen Meerbusens, von Mauern umschlossen, mit 180 Häusern und mehr als 1100 Einwohnern, welche einen bedeutenden Handel mit Kastanien treiben; einem alten Bergschlosse, großen Hafen und einem im J. 1779 entdeckten Steinkohlen-Bergwerke. Das Thal von Fianona (Valle di Fianona) ist ein herrliches Wiesenthal mit schönen Landhäusern und Mühlen besetzt; es hat auch eine reiche Quelle, die viele Mühlen in Bewegung setzt. Hier besteht eine Local-Sanitätsdeputation, eine Collegiatpfarre, mit vier Priestern, welche zum Dekanate von Albona, welche zum Bisthume von Parenzo-Pola gehört, eine ansehnliche Kirche, eine Schule und einige Fischerei. Der Hafen von Fianona wird gewöhnlich Valle di Fianona genannt, weil bei demselben ein nur beiläufig eine halbe teutsche Meile langes Thal vorhanden ist, welches von hohen und steilen Gebirgen eingeschlossen und durch eine Menge von Quellen trefflich bewässert wird. In diesem Hafen befinden sich zwei Landungsplätze; der eine ist gegen Osten nächst den Magazinen, der andere gegen Westen in der Gegend von Dumoviz. Der Hafen hat eine Menge von Krümmungen und kleinen Buchten, ist 2000 Klaftern lang und ungefähr 200 Klaftern breit, hat einen Flächeninhalt von etwa 400,000 □Klaftern; seine Einfahrt, besonders an der Mündung, ist wegen Wirbelwinde erschwert, ja oft sogar gefährlich; seine Tiefe beträgt über 80 Klaftern; an ihm bestehen zur Sicherstellung der Schiffahrt keine Kunstbauten. In diesen Hafen können Schiffe jeder Gattung einlaufen, jedoch müssen die größeren in einer bedeutenden Entfernung vom Lande vor Anker gehen und nur Barken können bis zu den Landungsplätzen gelangen. Der Grund dieser Unbequemlichkeit liegt darin, weil die Meerestiefe gegen das Innere des Hafens außerordentlich abnimmt, so zwar, daß bei den Landungsplätzen, zu welchen man durch ausgegrabene Kanäle gelangt, dann längs der Küste nur eine Wassertiefe von wenigen Schuhen sich vorfindet, sodaß zur Zeit der Ebbe auch die Barken öfters auf den Grund aufsitzen. Der Ankergrund ist an der Mündung felsig, in der Mitte der Bucht aber schotterig. Hier werfen die Schiffe größerer Gattung die Anker. Längs der Küste ist der Grund, welcher seicht ist, und durch Anspühlung von den Gebirgen immer mehr vertragen wird, schlammig. Bei stürmischer See gewährt der Hafen keinen Schutz, vielmehr ist Gefahr vorhanden, daß die Schiffe, wenn sie nicht sorgfältig vor Anker gelegt, und diese und das Tauwerk nicht sehr gut sind, gegen die Küste getrieben werden und scheitern. Hafengebühren werden keine entrichtet. Der Hafen ist sehr besucht und dient, besonders einem Theile des österreichischen Alt-Istriens, zum Stapelplatz. Besonders ist der Verkehr zwischen Fianona und Albona mit dem Inneren von Istrien sehr lebhaft. Der lebhafteste Verkehr besteht mit Fiume, Cherso, Triest, Venedig und Ancona. Ausgeführt werden Steinkohlen, Schiffsbauholz, Brennholz, auch etwas Wein und Branntwein, und eingeführt Hafer, Korn und Hülsenfrüchte. Von Fianona aus geht ein Weg an dem Hafen vorbei nach dem Hafen von Arsa (Val Arsa) und Albona. (*G. F. Schreiner.*)

FIARD (Jean-Baptiste), ein durch seine sonderbare Geistesrichtung bekannter französischer Schriftsteller, am 28. Nov. 1736 zu Dijon geboren, stammte aus einer angesehenen Familie und trat nach Beendigung seiner Studien in den Jesuitenorden, von welchem er als Regens in das Collegium zu Alençon geschickt wurde. Da ihn bei der Unterdrückung seines Ordens noch keine höheren Weihen banden, so stand es ihm frei, in die Welt zurückzutreten; er hatte aber die Überzeugung, daß er zum geistlichen Stande berufen sei und ging in ein Seminar zu Paris, bis er die Priesterweihe erhalten hatte, worauf er nach Dijon zurückkehrte und die geringe Stelle eines Vicars versah. Als während der Revolution die Priester, welche den Bürgereid nicht leisten wollten, deportirt wurden, ließ man stillschweigend Fiard von der Ausnahme, welche alle, die über 60 Jahre alt waren, frei sprach, Gebrauch machen, obschon er noch nicht völlig dieses Alter erreicht hatte. Da man ihn aber bald darauf bei dem Messelesen ertappt, wurde er augenblicklich festgenommen und in die Gefängnisse nach Rochefort gebracht, von wo er ohne Zweifel nach der Insel Cayenne deportirt worden wäre, wenn nicht ein englischer Kreuzer den Hafen blokirt hätte. Nach einer Gefangenschaft von zwei Jahren wurde er wieder auf freien Fuß gestellt, hielt sich fortan zu Dijon auf, wo er am 30. Sept. 1818 starb. All sein Thun und Treiben hatte sich schon von Jugend an einem abenteuerlichen Gegenstande, dem Glauben an Hexen und Zauberer und dem Kampfe gegen dieselben zugewendet, und bis an seinen Tod setzte er alles Unheil, welches die Welt betraf, auf Rechnung dieses teuflischen Gesindels. Seine Schriften sind: 1. Lettres magiques ou Lettres sur le Diable. (Paris 1781.) Neue Ausgabe unter dem Titel: Lettres philosophiques sur la magie. (Paris, an IX. [1801.] 12. und Paris, an XI. [1803.] 8.) Man findet in diesem merkwürdigen Buche, welches die französische Revolution als ein unmittelbares Werk des Teufels betrachtet, einen mit großer Gelehrsamkeit gesammelten Stoff über den behandelten Gegenstand,

*) Biographie universelle. T. XIV. p. 480.

aber eine verkehrte Anwendung desselben. — II. La France trompée par les magiciens et les demonolâtres du XVIII[e] siècle; faits demontrés par des faits. (Paris 1803.) — III. Instruction sur les sorciers. (Paris 1796.) Neue Ausgabe unter dem Titel: Le Secret de l'état ou le dernier cri du vrai patriote. (Paris 1815.) — IV. Le Mystère des magnétiseurs et des somnambules dévoilé, par un homme du monde. (Paris 1815.) Diese letzte Schrift erschien ohne Namen des Verfassers, wird aber Fiard beigelegt *). (*Ph. H. Külb.*)

FJÄRETOFT, eine große Insel an der Westküste Norwegens, Pfarrei Haram, Voigtei Söndmöer, Amts Romsdal, eine Meile lang, ½ Meile breit, mit zwei ansehnlichen Höfen, zwischen welchen eine Capelle liegt, in der einige Male im Jahre gepredigt wird; dahin gehören auch die Inseln Okenöe und Muklebusk. Hier ist vorzüglicher Fischfang. (*v. Schubert.*)

FIATOLA, eine von Risso im vierten Bande seiner hist. natur. de l'Europe méridionale aufgestellte Fischgattung, welche mit Stromateus zusammenfällt und auf die bekannteste Art: Stromateus fiatola *Linn.* gegründet wurde. Vergl. d. Art. (*Burmeister.*)

FIBIG (Johann), Arzt und Professor der Naturgeschichte an der Universität in Mainz, wo er am 21. Oct. 1792 starb, hat sich durch mehre naturhistorische Werke bekannt gemacht: Programm über das Studium der Naturgeschichte. (Mainz 1787.) Handbuch der Mineralogie. (Mainz und Frankfurt 1787.) Beschreibung einer auf Befehl der Regierung nach dem Norden gemachten Reise, enthaltend Abhandlungen über mehre Gegenstände der Mineralogie. (Frankfurt 1790.) Daraus besonders: Ortsbeschreibung von Moskau. (Frankfurt 1790.) Einleitung in die Naturgeschichte des Pflanzenreiches nach den neuesten Entdeckungen. (Mainz 1791.) Bibliothek der gesammten Naturgeschichte. 2 Bände. (Frankfurt 1789—1791.) (*Fr. Wilh. Theile.*)

FIBONACCI (Leonardo), ein hochverdienter Mathematiker, der am Ende des 12. und im Anfange des 13. Jahrh. [1]) zu Pisa lebte. In seiner Kindheit wurde er von seinem Vater, der bei dem Zollamte zu Bugia in Afrika angestellt war (publicus scriba in Duana Bugea pro pisanis mercatoribus) dorthin berufen und zu dem Studium der bei den Arabern und Mauren schon üblichen, im Abendlande [außer in Spanien, eben bei den Arabern] aber noch wenig bekannten Rechnung mit indischen Ziffern [den jetzt allgemein üblichen sogenannten arabischen Ziffern] angehalten. In dieser Rechnung, die er bald dem „Algorismus" und der Methode des „Pictagoras" weit vorziehen lernte, vervollkommnete er sich noch weiter auf Reisen, die er in Handelsgeschäften nach Ägypten, Syrien, Griechenland, Sicilien und der Provence machte. Nachdem er sich völlig in der indischen Rechnungsweise befestigt und durch eigenes Nachdenken und durch Studium des Euklides Einiges hinzugefügt hatte, schrieb er seinen liber Abbaci compositus a Leonardo filio Bonacci Pisano, in anno 1202, in dessen Prologus er die vorstehende Nachricht über seine Herkunft und sein Leben gibt. Man sieht hieraus, daß Wallis (Algebra c. 3 sub fin.) und Chasles (sur le passage de la géométrie de Boèce etc. hinter seinem Aperçu historique sur l'origine et le développement des méthodes en géométrie etc. [Bruxelles 1837.]) im Irrthume sind, wenn sie den „Algorismus" für völlig gleichbedeutend mit dem „Abacus," d. i. mit der indischen Rechnungsweise, halten; sowie ferner, daß Guglielmini (Elogio di Leonardo Pisano. [Bologna 1813] p. 37 und 224—227) sich täuscht, wenn er den Namen Fibonacci nicht für eine Zusammenziehung aus Filius Bonacci, also Bonaccio nicht für des Vaters Namen, sondern für einen dem Ekelnamen Bigollone gleichgeltenden hält, welchen die nur für ihren Handel Sinn habenden Zeitgenossen unserem gelehrten Leonardo Fibonacci anhängten. Das ebengenannte Werk des Fibonacci ist niemals gedruckt, wol aber befinden sich noch jetzt auf einigen Bibliotheken in Italien Abschriften desselben; so ist z. B. in der Bibliotheca Magliabechiana zu Florenz (Class. XI Nr. 2) eine [die einzige vollständige] Abschrift aus dem 14. Jahrh., woraus Libri in seiner Hist. des sciences mathémat. en Italie T. II. Auszüge mittheilt. Das ganze Werk ist in 15 Capitel getheilt, deren Überschriften ich hier, da dies Buch für die Geschichte der Arithmetik und Algebra höchst wichtig ist, buchstäblich so wiedergebe, wie ich sie bei Libri finde, ohne entscheiden zu können, ob Libri's Text durch Druckfehler, oder das manuscriptum Magliabechianum durch Schreibfehler entstellt ist, obgleich eins von Beiden gewiß stattfindet: 1) De cognitione novem figurarum Yndorum et qualiter cum eis omnis numeris [sic!] scribatur, et qui numeri et qualiter retineri debeant in manibus et de introductionis [sic!] abbaci. 2) De multiplicatione integrorum numerorum. 3) De addictione [sic!] ipsorum ad invicem. 4) De extractione minorum numerorum ex majoribus. 5) De divisione integrorum numerorum per integros. 6) De multiplicatione integrorum numerorum cum ruptis, atque ruptorum sine sanis. 7) De additione et extractione et divisione numerorum integrorum cum ruptis atque partium numerorum in singulis partibus reductione. 8) De emptione et venditione rerum venalium et similium. 9) De barattis rerum venalium et de emptione bolsonaliae et quibusdam regulis similibus. 10) De societatibus factis inter consocios. 11) De consolamine monetarum atque eorum regulis, quae ad consolamen pertinent. 12) De solutionibus mul-

*) Biographie universelle. T. LXIV. p. 145. *J. M. Quérard*, La France littéraire. T. III. p. 119.

1) Seine beiden Landsleute, Joh. Blancanus (in seiner Clarorum Mathematicorum Chronologia) und Bernardino Baldi (in seiner Cronica de matematici etc.), setzen sein Zeitalter ein paar Jahrhunderte später an, und diesen Gewährsmännern folgend, hat Montucla (Hist. des math. T. I. édit. 2. p. 536) ihn ins 15. Jahrh. versetzt, nachher aber von Cossali (Origine, trasporto in Italia e primi progressi in essa dell' algebra) bitter darüber getadelt, diesen Irrthum berichtigt (Hist. des mathém. nouv. édit. T. II. p. 714).

tarum positarum quaestionum, quas erraticas appellamus. 13) De regula Eleatayin, qualiter per ipsam fere omnes erraticae quaestiones solvantur. 14) De reperiendis radicibus quadratis et cubiis et de multiplicatione et divisione seu extractione earum in se, et de tractatu binomiorum et recisorum et eorum radicium [sic!]. 15) De regulis et proportionibus geometriae pertinentibus, de quaestionibus algebrae et almachabelae. — Aus dieser Inhaltsübersicht ersieht man, daß der liber Abbaci des Fibonacci eine vollständige Anweisung zum Gebrauche des jetzt allgemein üblichen indischen Ziffersystems enthält, und zwar ist dies die erste solche von einem Christen lateinisch verfaßte Anweisung. Die von Weidler (de characteribus numerorum vulgarib. etc. [Wittenberg 1727.]), Mannert (de numerorum, quos arabicos vocant, vera origine Pythagorica. [Nürnberg 1801.]), Chasles (Aperçu etc. im Anhange) u. A. aufgestellte Hypothese, daß schon die Pythagoreer unser jetziges Ziffersystem gekannt und gebraucht hätten, ist unhaltbar (s. d. Art. Ziffer). Vielmehr müssen wir bei der älteren Meinung beharren, daß die Ehre dieser Erfindung, einer der schönsten, die der menschliche Verstand je gemacht hat, den Indern, das Verdienst der weiteren Verbreitung derselben den Arabern, und das Verdienst ihrer Verpflanzung ins Abendland hauptsächlich unserem Fibonacci gebühre. Vor Fibonacci's Zeit sind die indischen Ziffern wol schon hin und wieder in abendländischen Schriften gebraucht worden, allein alle diese Schriften scheinen von den in Spanien unter den Arabern wohnenden Juden und Christen herzurühren, beweisen also nichts für eine frühere Bekanntschaft der Abendländer mit jenen Ziffern (s. *Guglielmini* l. c. p. 60). Das für die Geschichte der Algebra besonders wichtige letzte Capitel von Fibonacci's Abbacus hat Libri in seiner Histoire etc. p. 307—476 vollständig abdrucken lassen. Man findet in diesem Capitel fast schon alle diejenigen algebraischen Kenntnisse, worauf sich, bis zum 16. Jahrh. hin, der Umfang dieser Wissenschaft beschränkte. Die Beweise führt Fibonacci, ähnlich wie Euklid in den arithmetischen Büchern seiner Elemente, meistens durch geometrische Construction. Vergleicht man das, was Fibonacci über die Auflösung der Gleichungen zweiten Grades sagt, mit dem, was Mohammed ben Musa in seiner Algebra über diesen Gegenstand vorträgt, so erkennt man, daß Fibonacci diesem Vorgänger hier meistens gefolgt sei [2]. — Zwischen den Jahren 1202 und 1220 verlieren wir unseren Fibonacci gänzlich aus dem Gesichte. In letztgedachtem Jahre aber gab er heraus: Practica Geometriae composita a Leonardo Pisano de filiis Bonaccii anno 1220 [3]. Auch von diesem Werke, wie von dem „Abbacus" hat Libri in seiner Hist. etc. die Vorrede oder Zueignung abdrucken lassen, aus welcher wir hier wieder das Inhaltsverzeichniß buchstäblich entlehnen: 1) Qualiter latitudinis [sic!] camporum quatuor aequales angulos habentium in eorum longitudines triplici modo multiplicentur. 2) De quibusdam regulis geometricis, et de inventione quadratarum radicum in tantu, quantu [sic!] eis qui per rationes solum modo geometricas voluerint operari necessarium esse putavi. 3) De ratione embadorum omnium camporum, cujus cujusque forme. 4) De divisione omnium camporum inter consortes. 5) De radicibus cubicis inveniendis. 6) De inventione embadorum omnium corporum, cujus cujusque figure, que continentur tribus dimensionibus 5 [sic!) [4]) longitudine, latitudine et profunditate. 7) De inventione longitudinum planitierum, et inventione [am Rande des Manuscriptes steht altitudinum] rerum ellevatorum [sic!]. 8) De quibusdam subtilitatibus geometricis. Dies sehr voluminöse Werk enthält auch algebraische Untersuchungen und macht das Abendland zuerst bekannt, oder erneuert wenigstens dort die verloren gegangene Bekanntschaft mit dem wichtigen Satze über die Bestimmung des Flächeninhalts eines Dreiecks aus seinen drei Seiten, die Manche dem Tartaglia, Andere dem Heron zugeschrieben haben [5]. Einige Handschriften der Practica Geometriae enthalten auch die unbestimmte Analytik. Sowol diese Practica, als der Abbacus geben über die damaligen Maße und Münzen der Völker, mit denen die Pisaner handelten, über die, damals also schon gebräuchlichen, Wechselbriefe u. s. w. interessante historische Nachrichten. Commandino fand noch zu seiner Zeit in Fibonacci's Practica Geometriae so vieles nicht allgemein Bekannte, daß er beabsichtigte, dieselbe herauszugeben, woran ihn aber der Tod hinderte [6]. — Im J. 1228 gab Fibonacci seinen Abbacus zum zweiten Male heraus [7]. Er schrieb auch, man weiß aber nicht zu welcher Zeit [8], eine Abhandlung über die Quadratzahlen, welche er dem Kaiser Friedrich II. zueignete, und welche nach dem, was Luca Paccioli (Summa de arithmetica etc. [Tusculano 1523.] T. II. f. 1. Dist. I. cap. I.) und Ghaligai (pratica d'arithmetica. [Firenze 1548.] f. 60. lib. VIII. §. 27) darüber sagen, wichtige, von den beiden ebengenannten Autoren stark benutzte, Untersuchungen über die Theorie der Zahlen enthielt. Weiter ist über das Leben Fibonacci's Nichts bekannt, und selbst das Jahr seines Todes ungewiß. — Fibonacci's Werke verdienen

2) Vergl. z. B. p. 11 der Algebra of Mohammed ben Musa translated by *F. Rosen* (London 1831.) mit der Stelle des Abbacus, wo von der Auflösung derjenigen Gleichung gehandelt wird, die man nach jetziger Bezeichnung kurz durch $ax^2 + b = cx$ ausdrückt. 3) Ein zweites Manuscript der königl. Bibliothek zu Paris, das Libri verglichen hat, setzt statt der letzten acht Worte: a Leonardo Bigollosio filio Bonaccii pisano in annum MCCXXI.

4) Wahrscheinlich ist dies Zeichen 5 hier ein Schreib- oder Druckfehler für s, Abbreviatur von sive. 5) C. L. A. Kunze hat diese Regel in einer die römischen Agrimensoren enthaltenden Handschrift der Bibliothek zu Weimar [ohne Beweis] gefunden. Zuerst gedruckt erscheint sie 1489 in einem alten teutschen Rechenbuche von Joh. Widmann von Eger; s. *Drobisch*, de Joh. Widmanni Egerani compendio arithmeticae mercatorum. (Leipzig 1840.) p. 30. 6) *Baldi* cronica de Matematici. (Urbino 1707.) p. 89. 7) Schon vor Erfindung der Buchdruckerkunst veranstaltete man oft neue, verbesserte Ausgaben von früher erschienenen Werken. Daraus erklären sich viele bedeutende Varianten der Manuscripte. 8) Guglielmini (a. a. O. S. 110) glaubt dies Werk ins J. 1250 setzen zu müssen, allein ohne völlig überzeugende Gründe.

nicht nur wegen dessen, was sie enthalten, sondern fast ebenso sehr wegen dessen, was sie nicht enthalten, unsere Bewunderung. Nirgends findet sich nämlich in denselben eine Spur von dem zu seiner Zeit so allgemeinen Glauben an Astrologie, Magie und geheime Wissenschaften. Fibonacci erhält sich also rein von dem Makel, womit fast alle andere große Männer des Mittelalters, selbst ein Baco, Raimundus Lullus, Albertus Magnus, behaftet sind. Das Andenken an einen seiner Zeit soweit voran geschrittenen Mann, den Verbreiter der indischen Ziffern und der Algebra im christlichen Europa, verdient aufs Höchste aus dem Staube der Vergessenheit, in welchem es lange fast ganz begraben lag, hervorgezogen und dankbarlich gefeiert zu werden. (*Gartz.*)

FIBRIN, wird derjenige im Blutwasser aufgelöste Körper genannt, welcher die Coagulirung des Blutes bedingt und seinen Namen daher hat, daß er eine große Neigung besitzt, die Form von Fasern (fibra) anzunehmen, und den Hauptbestandtheil der Fleischfasern in den Muskeln und einiger anderer Gewebe ausmacht. Das Fibrin findet sich demnach in einem flüssigen oder uncoagulirten und in einem festen oder coagulirten Zustande in dem thierischen Körper. In ersterer Form findet es sich im circulirenden Blute, geht aber nach dem Aufhören dieser Circulation rasch in die coagulirte Form über, welche dann kein Gegenstand chemischer Untersuchungen werden kann.

Zur Gewinnung des Fibrins kann man sich des Blutkuchens bedienen, welchen man in möglichst dünne Scheiben schneidet und diese so lange mit frischem Wasser auslaugt, bis dieses selbst nach einigen Stunden nicht mehr gefärbt wird. Die hierbei zurückbleibende Substanz, das Fibrin, hält etwas Blutroth zurück, was sich schwierig vollkommen ausziehen läßt. Werden hingegen die Klumpen, welche sich beim Quirlen des Blutes absetzen, von Zeit zu Zeit herausgenommen, in kaltes Wasser gelegt, dann zwischen den Fingern in kaltem Wasser mit der Vorsicht geknetet, daß sich nicht zu dichte Massen bilden und bis sie das Wasser nicht mehr bedeutend färben, hierauf auf ein Leinenzeuch ausgebreitet und so in ein hohes mit Wasser gefülltes Cylinderglas 24 Stunden lang an einen kühlen Ort stehend gehängt, nach dieser Zeit aber erst zu wiederholten Malen mit Alkohol, bis dieser kein Fett mehr auszieht, und endlich mit Äther einige Male behandelt, so erhält man das Fibrin reiner.

Das Fibrin bildet eine gelbliche undurchsichtige Masse von feinern und gröbern zusammengefilzten Fasern, welche sich nur dann überall oder stellenweise durchsichtig zeigt, wenn nicht alles Fett ausgezogen war. Es ist hart, spröde, schwerer als Wasser, ohne Geruch und Geschmack, und bildet bei der Erhitzung eine schwer einzuäschernde Kohle, welche 0,66 (nach Berzelius) oder 0,77% (nach Mulder) Asche hinterläßt, die aus basisch phosphorsaurer Kalkerde mit wenig phosphorsaurer Talkerde besteht und zuweilen Spuren von Kieselerde, aber nie Eisenoxyd, Alkali oder kohlensaure Erden enthält.

Das Fibrin löst sich nicht in kaltem Wasser, Alkohol und Äther, weicht aber in ersterem auf, erhält sein früheres Ansehen, seine Weichheit und Biegsamkeit wieder und nimmt dabei um das Dreifache seines Gewichtes zu; aber schon durch starkes Pressen zwischen Fließpapier entläßt es dieses angezogene Wasser fast vollständig wieder, so daß es beinahe trocken und hart wird. Im kochenden Wasser löst sich das Fibrin theilweise, und Mulder fand, daß sich nach 40stündigem Kochen gegen 21 % davon lösen. Die Lösung gibt beim Verdunsten einen Rückstand, von dem sich gegen 41 % in Alkohol, das Übrige aber nur in Wasser löst. Diese in kochendem Wasser löslichen Theile des Fibrins, welche nun einen fleischbrühartigen Geschmack haben, bedingen den Unterschied der Brühen aus Fleisch und aus Knochen, indem erstere verändertes Fibrin, letztere aber nur Leim gelöst enthalten. Durch Kochen mit Alkohol erleidet das Fibrin zwar keine Veränderung, aber Mulder fand, daß sich ein sechs Jahre lang unter Alkohol aufbewahrtes Fibrin in seinem Äußern und der Zusammensetzung verändert hatte; es hatte nämlich in dieser Zeit seine Faserigkeit verloren, war mürbe und gelatinös geworden und enthielt 3,5 % Stickstoff mehr als im frischen Zustande. Gegen Wasserstoffhyperoxyd zeigt das Fibrin ein den übrigen thierischen, fibrinfreien Geweben ähnliches Verhalten; wird es nämlich im feuchten Zustande mit dieser Flüssigkeit zusammengebracht, so wird aller überschüssiger Sauerstoff in Freiheit gesetzt, ohne daß das Fibrin eine Veränderung in seiner Zusammensetzung erleidet und bei größerer Menge ist die Einwirkung so heftig, daß sich die Mischung erwärmt, und hierin unterscheidet es sich wesentlich von dem ihm sonst ganz ähnlichen Albumin.

Gegen Säuren und Alkalien spielt das Fibrin bald die Rolle einer Basis, bald die einer Säure. Durch concentrirte Säuren wird es, mit Ausnahme der Salpetersäure, durchgehends gelatinös und durchsichtig, durch verdünnte Säuren aber schrumpft das feuchte Fibrin zusammen. Concentrirte Schwefelsäure durchtränkt das trockne, reine Fibrin, welches darin zu einer gelben Gallerte aufquillt und die ganze Säure einsaugt, sich aber nicht darin löst; es wird Wärme dabei frei und tritt gegenseitige Zersetzung ein, wenn jene zu hoch wird, was aber in der Kälte nicht geschieht. Wird diese gallertartige saure Masse mit Wasser angerührt, so schrumpft sie augenblicklich zu einem geringern Volumen ein, als das Fibrin vor dem Übergießen mit Schwefelsäure hatte, und übergießt man frisches, noch feuchtes Fibrin mit gewöhnlicher verdünnter Schwefelsäure, so zeigt sich dieselbe Erscheinung. In beiden Fällen bildet sich eine Verbindung von Fibrin mit Schwefelsäure, die sich nicht in verdünnter Schwefelsäure löst, beim längeren Digeriren hiermit aber an diese unter Entwickelung von etwas Stickgas und unter Veränderung der Zusammensetzung des Fibrins einen Stoff abgibt, der nach der Sättigung der Säure nicht von Alkali oder Blutlaugensalz, wol aber durch Gallusauszug gefällt wird und bei der Einwirkung von ätzendem Kali Ammoniak entwickelt. Wird hingegen das mit kalter, verdünnter Schwefelsäure digerirte und dadurch zusammengeschrumpfte Fibrin mit Wasser ausgewaschen, so wird es nach und nach durchsichtig, quillt zu einer Gallerte auf und löst sich

dann in weiter nachgegossenem Wasser. Dieser in Wasser lösliche Theil ist eine neutrale Verbindung von Fibrin und Schwefelsäure, welche durch zugesetzte, verdünnte Schwefelsäure augenblicklich wieder in den zusammengeschrumpften Zustand übergeht und selbst in ihrem gelösten Zustande durch Schwefelsäure gefällt wird. Gegen Phosphorsäure zeigt das Fibrin ein zweifaches Verhalten; im frischgeglühten und gelösten Zustande zeigt sie nämlich dieselben Erscheinungen, wie die Schwefelsäure; wird hingegen schon längere Zeit in Wasser gelöste Phosphorsäure auf Fibrin gegossen, so schwillt dieses zu einer Gallerte auf, welche sich in Wasser sogleich löst, aus dieser Lösung auch nicht durch weiter zugesetzte Phosphorsäure gefällt wird und sich sonst, wie die essigsaure Lösung verhält. Beim Übergießen mit concentrirter Essigsäure wird nämlich das Fibrin augenblicklich durchdrungen und in eine farblose Gallerte verwandelt, die sich leicht in warmem Wasser löst; beim Verdampfen dieser wässerigen Lösung überzieht sie sich mit einer Haut und wird gelatinös, beim Eintrocknen der Gallerte verflüchtigt sich aber fast alle Essigsäure und es hinterbleibt das Fibrin in einem undurchsichtigen, in kaltem und warmem Wasser unlöslichen Zustande. Wird die Auflösung des Fibrins in Essigsäure mit einer anderen Säure vermischt, so fällt eine neutrale Verbindung der zugesetzten Säure mit Fibrin nieder; beim Vermischen dieser essigsauren Lösung mit Ätzkali scheidet sich aber erst reines Fibrin ab, welches sich beim weiteren Zusatze von Alkali wieder löst. Durch Salpetersäure wird das Fibrin gelb gefärbt und bildet damit in der Kälte und im verdünnten Zustande eine saure und eine neutrale Verbindung, ganz analog denen der Schwefelsäure; wird es hingegen längere Zeit mit dieser Säure digerirt, so wird die Zusammensetzung des Fibrins bedeutend verändert, indem sich Stickgas entwickelt, die Säure gelb gefärbt und das Fibrin in eine pomeranzengelbe Masse verwandelt wird, die sich beim Auswaschen mit Wasser citronengelb färbt, ohne gelöst zu werden, und aus verändertem, theils mit Salpetersäure, theils mit Zuckersäure verbundenem Fibrin besteht.

Auch mit der Wasserstoffsäure bildet das Fibrin schwerlösliche Verbindungen; Mulder fand, daß 100 Theile trockenes Fibrin bei + 15° C. etwas über sieben Theile salzsaures Gas aufnahmen, um die salzsaure Verbindung zu bilden. Wird völlig trockenes Fibrin mit concentrirter Salzsäure übergossen, so quillt jenes in wenigen Augenblicken zu einer Gallerte auf, die sich allmälig zu einer schön dunkelblauen Flüssigkeit löst, deren Farbe purpurn oder violett erscheint, wenn das Fibrin nicht völlig frei von Farbstoff war. Die blaue Lösung gibt mit Kaliumeisencyanür einen Niederschlag, der im trockenen Zustande auf 92,25 Fibrin, 7,75 Wasserstoffeisencyanür ($Fe\,Cy + 2\,H\,Cy$) enthält und beim Einäschern 2,8 % Eisenoxyd hinterläßt.

Das Fibrin löst sich selbst in verdünnter Ätzkali- oder Ätznatronlauge; ist diese so verdünnt, daß man sie ohne Schaden auf die Zunge bringen kann, so gelatinirt das Fibrin darin grade so, wie in concentrirten Säuren, und erfüllt zuletzt die ganze Flüssigkeit, und wird hierauf das Ganze in einem verschlossenen Gefäße bei + 50 bis 60° C. digerirt, so bildet sich eine schwach gelbliche (nach Berzelius auch fast farblose), etwas unklare Lösung, die sich zwar durch Filtriren etwas klären läßt, aber das Filter bald verstopft und ihre gelbliche Farbe einem Rückhalt von Farbstoff verdankt. Das Fibrin scheint sich hierbei unverändert zu lösen, erleidet jedoch eine ganz geringe Veränderung in seiner Zusammensetzung, indem die Lösung beim Sättigen mit einer Säure einen, jedoch schnell verschwindenden, Geruch nach Galle und Schwefelwasserstoff aushaucht und beim Digeriren in einer silbernen Schale diese bald durch einen Überzug von Schwefelsilber schwärzt. Das Fibrin kann das Alkali so vollständig sättigen, daß alle alkalische Reaction verschwindet, welches aber nur dann stattfindet, wenn man das überschüssige Alkali mit Essigsäure gesättigt, selbst einen Theil des Fibrins mit niedergeschlagen und mit dem Niederschlage längere Zeit digerirt hat. Die filtrirte Flüssigkeit ist dann ganz neutral, enthält Fibrinalkali gelöst und zeigt eine große Ähnlichkeit mit Eiweiß, indem sie durch Alkohol und Säuren, jedoch nicht durch Kochen gerinnt; beim Eindampfen gelatinirt sie aber grade so, wie das Eiweiß, welches bei einer nicht bis zum Coaguliren gesteigerten Temperatur verdunstet wird. Die gelatinöse Masse trocknet beim weiteren Verdampfen zu einer blaßgelben, durchsichtigen, gesprungenen Masse ein, die sich lange ohne Veränderung aufbewahren läßt, mit Wasser übergossen erst wieder zu einer Gallerte aufquillt und sich bei mehr Zusatz und Erwärmen löst. Die Lösung des Fibrinkali's wird, wie bereits erwähnt, durch Alkohol, aber nur theilweise, gefällt, indem zwar der größere Theil des Fibrins mit Kali verbunden ausgeschieden wird, eine Verbindung von weniger Fibrin mit Kali gelöst bleibt; ist die Lösung alkalisch, so wird durch den Alkohol ein großer Theil des Fibrins nicht abgeschieden. Die durch überschüssige Säuren in dem Fibrinalkali gebildeten Niederschläge sind ganz analog den direct aus Säuren und Fibrin gebildeten Verbindungen zusammengesetzt; der durch Essigsäure und längere Zeit gelöste Phosphorsäure gebildete Niederschlag ist im Überschusse der Fällungsmittel löslich. Wird aber das Fibrin mit einer concentrirten alkalischen Lauge digerirt, so entwickelt sich Ammoniak und Säuren schlagen aus der Lösung verändertes Fibrin nieder, welches in Essigsäure weder gelatinirt, noch sich darin löst. Bei noch länger fortgesetzter Einwirkung concentrirter Kalilauge bilden sich dieselben Producte, wie aus Protein, nämlich Kohlensäure, Ameisensäure, Brucin, Protid und Erythroprotid (vergl. d. Art. Protein). Gegen Ammoniak verhält sich das Fibrin wie gegen Ätzkali, nur ist die Einwirkung langsamer und die Zersetzung geringer, und nach dem Verdunsten der Lösung erhält man das Fibrin ungelöst wieder. Mit Kalk- und Baryterde bildet das Fibrin in Wasser lösliche und mit den Erden und Metalloxyden durch doppelte Zersetzung ihrer Salze unlösliche Verbindungen, die in ihrem Äußern sehr viel Ähnliches mit den Albuminverbindungen zeigen (s. d. Art. unter Protein).

Gegen mehre Salze zeigt das Fibrin ein eigenthümliches Verhalten, wie schon aus der Erscheinung hervor-

geht, daß gepulvertes, schwefelsaures Natron oder salpetersaures Kali zu Blut während des Ablassens gesetzt, dessen Gerinnen verhindert. Feuchtes Fibrin wird nach Denis von einer gesättigten Salpeterlösung im Verlaufe von 24—48 Stunden zu einer ganz so schleimigen Flüssigkeit gelöst, wie das Blutwasser darstellt, und Denis vergleicht diese Lösung mit Eiweiß, indem sie bei + 74° C. coagulirt und mit Alkohol, Quecksilberchlorid u. s. w. wie das Eiweiß einen Niederschlag gibt, aber sich von diesem dadurch unterscheidet, daß sie bei starker Verdünnung mit Wasser das Fibrin fallen läßt. Nach Arnold löst sich auch das Fibrin in einer concentrirten Salmiaklösung, was aber Berzelius nicht bestätigen konnte. Eisenoxydsalze und Quecksilberchlorid verbinden sich mit dem noch feuchten Fibrin, welches dabei erhärtet und nun nicht mehr der Fäulniß unterworfen ist. Die Gerbsäure schlägt das Fibrin aus seinen gesättigten Lösungen in Säuren und Alkalien nieder und verwandelt eingelegtes feuchtes Fibrin in eine harte, feste, nicht mehr faulende Masse.

Wird feuchtes Fibrin in eine mit Sauerstoff gefüllte und mit Quecksilber gesperrte Glocke gebracht, so absorbirt es nach und nach $^{1}/_{10}$ von dem Volumen des Gases und verwandelt das Rückständige in Kohlensäure. Überläßt man das Fibrin mit Wasser bedeckt sich selbst, so wird die Mischung nach einigen Tagen schleimig und nimmt unter Bildung von Ammoniaksalzen den Geruch nach altem Käse an; nach und nach wird das Ganze flüssig und coagulirt dann ähnlich, wie das Blutserum beim Erhitzen oder Zusatz von Alkohol und Quecksilberchlorid; nach Wurz sind die Hauptproducte der Fäulniß des Fibrins unter Wasser Buttersäure und Ammoniak.

Nach Mulder ist das Fibrin eine Verbindung von Protein mit Schwefel und Phosphor, die außerdem noch eine Portion phosphorsaure Kalkerde gebunden enthält, welche bei der Vereinigung des Fibrins mit anderen Körpern abgeschieden wird. Die von Mulder bei der Analyse des Fibrins erhaltenen Resultate, denen wir die von Scherer gefundenen und die aus der Formel berechneten beifügen, sind folgende:

	Mulder.	Scherer.	Berechnet.
Kohlenstoff	54,56	54,443	54,90
Wasserstoff	6,90	6,997	6,95
Stickstoff	15,72	15,824	15,89
Sauerstoff	22,13	22,726	21,55
Phosphor	0,33		0,35
Schwefel	0,36		0,36

und die Formel ist zu $C_{400} H_{310} N_{50} O_{120} PS$ aufgestellt, worin sich die Elemente des Proteins (s. d. Art.) mit Phosphor und Schwefel verbunden zeigen. Ob jedoch diese Formel die richtige sei, läßt sich noch nicht entscheiden, da noch viele Untersuchungen nöthig sind, um die richtigen Verbindungsverhältnisse zwischen Fibrin und Säuren oder Basen zu bestimmen, da die bis jetzt bekannten Thatsachen sich auf mehre Formeln berechnen lassen. Auch in den quantitativen Verhältnissen der Elemente des Fibrins hat sich durch spätere, von Dumas und Cahoues angestellte analytische Untersuchungen eine Verschiedenheit gezeigt, die gewiß wegen der großen Gleichmäßigkeit der von diesen Chemikern gefundenen Resultate zu berücksichtigen ist. Diese untersuchten nämlich A Fibrin aus Schafblut, B aus Kalbsblut, C aus Ochsenblut, D aus Pferdeblut, E aus Hundeblut, F aus dem Blute eines 2⅓ Monate mit Fleisch und G ebenso lange mit Brod genährten Hundes, und H aus Menschenblut, und fanden:

in	A	B	C	D	E	F	G	H
Kohlenstoff	52,8	52,5	52,7	52,67	52,74	52,77	52,57	52,78
Wasserstoff	7,0	7,0	7,0	7,00	6,92	6,95	7,07	6,96
Stickstoff	16,5	16,5	16,6	16,63	16,72	16,51	16,55	16,78
Sauerstoff etc. ...	23,7	24,0	23,7	23,70	23,62	23,77	23,81	23,48.

Diese Resultate geben in Beziehung auf Kohlenstoff und Stickstoff bedeutende Differenzen vor den eben angeführten, und lassen vermuthen, daß die Formel des Fibrins eine andere, als die oben angegebene sei.

In der neueren Zeit sind über die Natur des Fibrins in seinem natürlichen Zustande, seine Umänderungen in dem thierischen Organismus, seine Identität mit dem Albumin u. s. w. viele Streitigkeiten, und zum Theil mit großer Animosität geführt worden; wir müssen ein Näheres hierüber auf den Artikel Protein verschieben.

(*Döbereiner.*)

FIBROLIT. Unter dieser Benennung machte Bournon [1]) ein faseriges, graulich-weißes Mineral bekannt, das mindestens die Härte des Quarzes und ein spec. Gewicht von 3,2 besaß. Gerieben zeigte es Harzelektricität, und brach mit Cornud in Carnate und China. Nach Chenevix enthielt das Mineral von Carnate 38 Kiesel, 58,25 Thon, 3,75 Eisen und Verlust; das von China 33 Kiesel, 46 Thon, 13 Eisen, 8 Verlust.

Später beschrieb Brandes [2]) unter dem Namen Bucholzit ein sehr ähnliches Mineral, das lagenweise im Gneuß bei Lisenz in Tyrol einbricht, nach Brandes 46 Kiesel, 50 Thon, 2,5 Eisen, 1,5 Kali enthält, und in welchem Fuchs ein mechanisches Gemenge von Quarz und Cyanit erkannte.

Ähnliche faserige Gesteine, zum Theil mit schieferiger Anlage im Großen, sind an mehren Orten, z. B. im Glimmerschiefer von Weißenburg in Mähren, am Delaware und Maine in Nordamerika etc., gefunden und theils für Faserkiesel, theils für Fibrolit erklärt worden.

Es scheint, daß man alle diese Substanzen für mechanische Mengungen vom faserigen Quarz mit thonerdehaltigen Mineralien anzusehen hat, und daß ihnen der

1) Bournon in den Philos. transact. 1802.

2) Brandes in Schweigger's Neuem Journal. 25. Bd. 2. S. 113.

Werth selbständiger Mineralien abgeht, wenn schon nur wenige als Mengungen von Quarz mit Cyanit anzunehmen sein möchten. (*Germar.*)

FIBRÖS-MUKÖSE HÄUTE, Membranae fibroso-mucosae, werden bisweilen jene Hautpartien genannt, wo die Beinhaut oder die Knorpelhaut mit der äußeren Fläche der Schleimhaut in unmittelbarer Berührung steht. Dahin gehört die Haut am harten Gaumen, in der Nasenhöhle, in der Tuba Eustachii, in der Paukenhöhle, in den Cellulae mastoideae, in der Luftröhre und den Bronchien. (*Fr. Wilh. Theile.*)

FIBRÖS-SERÖSE HÄUTE, Membranae fibroso-serosae, nennt man wol die Dura mater des Gehirns und Rückenmarks, das äußere Blatt des Herzbeutels, die Tunica vaginalis testis atque funiculi spermatici communis, weil an ihnen eine deutliche fibröse Schicht mit dem sogenannten serösen Blatte in Verbindung ist. (*Fr. Wilh. Theile.*)

FIBULA. In der Medicin kommt dieses Wort in doppelter Bedeutung vor. Einmal nennt man so in der Anatomie einen zum Unterschenkel gehörigen Knochen, das Wadenbein. Sodann kommt es in der Chirurgie in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes Fibula (Schnalle, Heftel, Klammer) vor, namentlich bei dem bekannten Verfahren, welches davon Fibulatio s. Infibulatio genannt worden ist. Diese letztere Bedeutung hat man dem Worte auch in folgender Stelle bei Celsus (Lib. V. Cap. 26. 23) beigelegt: Si vero in carne vulnus est, hiatque, neque in unum orae facile attrahuntur, sutura quidem aliena est: imponendae vero fibulae sunt (ἀγκτῆρας Graeci nominant), quae oras, paulum tamen, contrahant, quo minus lata postea cicatrix sit. Celsus spricht nun zunächst noch von Fällen, welche die Anwendung der sutura oder der fibula verlangen, und fügt dann hinzu: Utraque optima est ex acia molli non nimis torta. Daraus erhellt aber deutlich, daß hier unter Fibula unmöglich eine Art Klammer oder Haken verstanden werden kann. Unter Fibula muß an dieser Stelle eine Fadenschlinge, nämlich die sogenannte Knopfnaht gemeint sein, unter Sutura aber die einfache Kürschnernaht. (*Fr. Wilh. Theile.*)

FICARIA, war der Name einer kleinen Insel, welche Ptolemäos (III, 3) und Plinius (H. N. III, 7 [13]) nennen, der Letztere aber neben dem Vorgebirge Caralitanum ansetzt, woraus man annehmen darf, daß sie südöstlich von der heutigen Stadt Cagliari gesucht werden muß. (*L. Zander.*)

FICARIA RANUNCULOIDES *Kirch.*, eine in Europa in Fruchthainen und Wäldern vorkommende Pflanze, liefert für den Arzneischatz die Wurzel und das Kraut als Radix et Herba ficariae s. Ranunculi verni s. Chelidonii minoris. Die Wurzel schmeckt frisch etwas scharf, nach der Blüthezeit mild und mehlig, hat im getrockneten Zustande keine Schärfe mehr und kann als Nahrungsmittel benutzt werden. Auch die krautig, etwas herbe salzig, aber kaum scharf schmeckenden Blätter werden in manchen Gegenden als Gemüse, Sallat oder in Suppen gegessen. Die Pflanze wird schon von Dioskorides erwähnt, der ihre Wurzelknöllchen mit Weizenkörnern und ihre Schärfe mit der der Anemonen verglich. Vorwaltende Bestandtheile sind Pflanzensäuren und deren Salze mit wenig scharfem Princip, das nach Griesselich dem der Aconiten sehr ähnlich ist; in der Wurzel auch Stärkemehl. Man benutzte sonst besonders die Wurzel äußerlich, bei räudigen Ausschlägen, den mit Honig vermischten Wurzelsaft bei Stockschnupfen u. s. w., auch innerlich als schleimlösendes Mittel bei einigen Brustkrankheiten, gegen Hämorrhoiden und selbst gegen Scorbut. (*Döbereiner.*)

FICHARD (Johann Karl von), genannt Baur von Eysenek nach seiner Verheirathung mit einem Fräulein dieses Namens, am 16. April 1773 zu Frankfurt am Main geboren, stammte aus einer alten, seit Jahrhunderten rühmlich bekannten Familie. Den Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung legte Fichard in dem Gymnasium seiner Vaterstadt. Er besuchte mehre Universitäten und machte Reisen durch Teutschland, die Schweiz, Frankreich und Italien, wodurch er seinen Geschmack bildete, und seine Welt- und Menschenkenntniß erweiterte. Im October 1797 war er in den Rath der Stadt Frankfurt getreten und im nächsten Jahre zum Schöffen ernannt worden. Bereits am 25. Sept. 1798 legte er indessen die erwähnten Stellen nieder, und zog sich von allen öffentlichen Geschäften zurück, um sich ausschließlich historischen Forschungen zu widmen. Ein vorzügliches Interesse gewährte ihm die ältere Geschichte Frankfurts. In dem von ihm herausgegebenen „Archiv für ältere teutsche Literatur und Geschichtskunde" [1]) sind die ersten Früchte seiner Thätigkeit enthalten. Noch bewundernswerther erschien sein unermüdeter Fleiß, seine ausgebreitete Kenntniß und sein seltener Scharfsinn in seinem im J. 1819 erschienenen Werke: „Die Entstehung der Reichsstadt Frankfurt am Main und der Verhältnisse ihrer Bewohner." Selbst als er, durch angestrengtes Lesen, gänzlich erblindet war, blieb die Liebe zu seinen Studien in ihm so ungeschwächt, daß er eine Reihe von Jahren einen Kreis von Freunden um sich versammelte, die ihm die Resultate ihrer historischen Forschungen mittheilten. In dem wechselseitigen Austausche der Ideen fühlte er sich sehr glücklich. Er starb am 16. Oct. 1829. Zu bedauern ist, daß mehre seiner gelehrten Arbeiten unvollendet geblieben, unter andern eine mit unsäglichem Fleiße und aus den reichhaltigsten Quellen bearbeitete Topographie Frankfurts [2]). (*Heinrich Döring.*)

FICHET DE FLECHY (Philipp), ein Arzt, der unter Ludwig's XV. Regierung mit den französischen Truppen nach Teutschland kam, und später als Chef des Medicinalwesens in kurpfälzischen Diensten in Düsseldorf lebte. Seine Schrift: Observations sur différens cas singuliers, relatifs à la médecine pratique, à la chirurgie, aux accouchemens et aux maladies vé-

---

1) Frankfurt 1811—1815. 3 Bde. Mit Kupfern. Des vierten Bandes erste und zweite Abtheilung. Ebendas. 1823. 2) s. Frankfurter Oberpostamtszeitung. 1829. Nr. 295. Den Neuen Nekrolog der Teutschen. Jahrg. VII. 2. Th. S. 700 fg. Meusel's Gel. Teutschland. 17. Bd. S. 569.

nériennes etc. (Paris 1745. 12. Ib. 1761. 12. 1765. 12.) enthält manche beachtenswerthe Fälle.

(*Fr. Wilh. Theile.*)

FICHET (Guillaume), ein berühmter Lehrer an der pariser Universität, in dem zweiten Viertel des 15. Jahrh. geboren, trat, nachdem er in den Schulen der Sorbonne seine Studien beendigt hatte, an dieser weltberühmten Anstalt selbst als Lehrer der Theologie und Philosophie auf, und bestrebte sich, neben diesen Fächern die gänzlich vernachlässigten schönen Wissenschaften wieder in Aufnahme zu bringen, was ihm auch über alle Erwartung gelang. Da er sich bei der bekannten Eintheilung der Lehrer und Schüler der Sorbonne in Nationen mit großem Eifer der französischen Nation annahm und ihre Rechte vertheidigte, so ward er im J. 1466 zum Procurator der französischen Nation und im J. 1467 zum Rector der Universität gewählt. Als Ludwig XI. um diese Zeit den Entschluß faßte, alle Einwohner von Paris vom 16. bis zum 60. Jahre in Brigaden einzutheilen und sie im Nothfalle zum Kriegsdienste zu verwenden, machte er Gegenvorstellungen, worin er mit triftigen Gründen bat, die Studirenden von dieser Maßregel auszunehmen, und erreichte vollkommen seinen Zweck. Der König, dem er als ein Mann von Geist und ausgedehntem Wissen bekannt war, entzog ihm deshalb seine Gunst nicht, was schon daraus hervorgeht, daß er ihn oft zu wichtigen Verhandlungen mit dem Herzoge von Burgund wählte, wie denn auch Fichet der Vermittler des Friedens zwischen dem Könige und dem Herzoge gewesen sein soll. Nachdem er 18 Jahre mit unermüdlichem Eifer an der Sorbonne gelehrt hatte, folgte er im J. 1471 einer Einladung des berühmten Cardinals Bessarion nach Rom und erwarb sich bald die Gunst des Papstes Sirtus IV. in so hohem Grade, daß dieser ihn mit einem bedeutenden Gehalte zu seinem Kämmerer und Pönitentiarius ernannte. Der Cardinalshut wäre nicht ausgeblieben, wenn ihn nicht der Tod hinweggerafft hätte, ehe ihm diese Auszeichnung zu Theil werden konnte. Sein Sterbejahr ist unbekannt. Guillaume Fichet und seinem Freunde Jean de Lapierre gebührt auch der Ruhm, die Errichtung der ersten Buchdruckerei in Paris veranlaßt zu haben. Sie beriefen im J. 1469 den Buchdrucker Ulrich Gering von Constanz nebst seinen Gefährten Martin Krantz und Michael Friburger und wiesen ihm eine Werkstätte in dem Collegium der Sorbonne an. Fichet war als Schriftsteller wenig thätig und wir kennen von ihm nur ein einziges Buch, nämlich: Rhetoricorum libri tres (Parisiis s. a. 1471. 4.), welches seine Vorlesungen über die schönen Wissenschaften und die Rhetorik enthält. Vor demselben befindet sich ein Brief an den Gönner, welchem er es dedicirte, der aber in den Exemplaren, je nach der Bestimmung für diesen oder jenen Gönner, verschieden ist; da sich nun diese Briefe besonders in einem Exemplare der Bibliothek der Sorbonne beisammen fanden, so machte man voreilig eine Ausgabe der Briefe Fichet's daraus (*Ficheti* Epistolae. [Parisiis 1471. 4.]), die aber nicht eristirt *).

(*Ph. H. Külb.*)

*) *A. Chevillier*, L'origine de l'imprimerie de Paris. (Paris 1694. 4.) p. 26—31. Biographie universelle. T. XIV. p. 482.

FICHET (Alexander), ein berühmter französischer Jesuit, geb. im J. 1588 zu Petit-Bornand in Savoyen, trat schon in seinem 19. Jahre (1607) in den Jesuitenorden und widmete sich mit ungewöhnlich großem Erfolge dem Unterrichte der Jugend und der Kanzelberedsamkeit. Sieben Jahre lehrte er in dem Collegium zu Lyon die schönen Wissenschaften und die Rhetorik, und vier Jahre die Philosophie und Mathematik. Dabei entwickelte er als Kanzelredner eine unermüdliche Thätigkeit und predigte in den größeren Städten Frankreichs mit solchem Beifalle, daß die Kirchen die Masse der Zuhörer nicht zu fassen vermochten. Als Rector des Collegiums zu Nimes erwarb er sich die Liebe seiner Untergebenen in hohem Grade, sowie überhaupt alle seine Schüler, von denen an 130 den geistlichen Stand erwählten, ihm stets die größte Anhänglichkeit und Achtung bewiesen. Als die achte große Versammlung des Jesuitenordens zu Rom stattfand, wählte ihn die Provinz Lyon zum Abgeordneten, um ihre Angelegenheiten zu vertreten. Er starb am 30. März 1659. Seine Werke, welche sich während des 17. Jahrh. eines nicht geringen Ansehens erfreuten und viel gelesen wurden, jetzt aber wenig oder gar nicht mehr beachtet werden, sind folgende: I. Chorus poetarum classicorum duplex, sacrorum et profanorum, lustratus et illustratus, cum museo rhetorico et poetico in omnes poetas. (Lugduni. 1616. 4.), eine für den Unterricht berechnete, castrirte Ausgabe des Corpus poetarum latinorum. (Genevae 1611. 4.), welche jetzt nicht mehr gesucht wird und auch, die unnöthigen Verstümmlungen abgerechnet, den Anfoderungen einer gründlichen Kritik nicht entspricht. — II. Arcana studiorum omnium methodus et bibliotheca scientiarum librorumque earum ordine tributorum universalis. (Lugduni 1649. Ibid. 1668.) Auch in *P. Lambecii* Prodromus historiae literariae. ed. *J. A. Fabricius.* (Lipsiae et Francof. 1710.) F., aber höchst fehlerhaft abgedruckt. Dieses in schöner Sprache und anziehend geschriebene Buch hat noch jetzt einigen Werth, weil es uns nicht nur einen richtigen Begriff von der damaligen Weise, die Wissenschaften zu treiben, gibt, sondern auch in dem bibliographischen Theile, obschon dieser von dem jetzigen Standpunkte der Bibliographie aus höchst flüchtig und ungenau erscheint, auf manche wenig bekannte Werke und auf werthvolle Handschriften, die sich in den Bibliotheken der Jesuitencollegien befanden, aufmerksam macht. — III. Favus mellis ex variis sanctis patribus collectus. (Lugduni 1615. 24. 12. Ibid. 1617. 24.) — IV. Victoria ab ecclesia adversus haereticos in congressu Asprensi reportatum. (Lugdun. 1638. 4.) — V. Vie de G. Bernard de Menthon. (Lyon 1649.) — VI. Vie de la Mère de Chantal, fondatrice des Religieuses de la Visitation. (Lyon 1642.) *).

(*Ph. H. Külb.*)

*) Bibliotheca Scriptorum Societatis Jesu, inchoat. a *P. Ribadeneira*, contin. a *Ph. Alegambe*, recogn. a *N. Sotwello*. (Romae 1676. F.) p. 21. Biographie universelle. Tom. XIV. p. 483—485.

FICHTE, Rothtanne (forstwissenschaftlich). Dieses Nadelholz nimmt nach der Kiefer die größten Flächen unter den Pinusarten in Teutschland und den angrenzen-

den Ländern ein. Es ist mehr das Holz der Gebirge, während die Kiefer vorzugsweise in den Ebenen herrscht, und sie kommt erst an den nordöstlichen und östlichen Grenzen in der Ebene Teutschlands vor, wo sie dann nach Osten zu den feuchten Lehmboden allein oder mit der Kiefer gemischt einnimmt. Sie bedarf einer größern Bodenkraft als diese, wenngleich sie weniger Tiefgründigkeit bedingt, da ihre Wurzeln nur flach laufen und dabei eine merkwürdige Fähigkeit haben, über alle Hindernisse in ihrer Verbreitung hinwegzukriechen, sich in alle Felsenspalten zu drängen und eine Stelle aufzusuchen, wo sie Nahrung finden können. Sie gehört mehr dem Urgebirge, als den jüngern Formationen an, und geht in unsern teutschen Gebirgen bis an die Grenzen der Holzvegetation. Ihre horizontale Verbreitung gegen Norden und Nordosten zu geht dagegen nicht soweit, als die der Kiefer. Für unsere Wälder ist sie unstreitig eine der wichtigsten Holzgattungen, indem sie uns in den Stand setzt, auch noch dem ärmsten Gebirgsboden, selbst den nackten Felsengebirgen in den rauhen Höhen, welche kaum ein anderes Culturgewächs erzeugen, noch einen reichen Holzertrag abzugewinnen. Sie gibt unter den Brennhölzern, welche in unsern Wäldern herrschen, nicht nur den größten Massenertrag, sondern liefert auch bei ihrer schönen regelmäßigen Stammbildung, und da sie als Bau- und Nutzholz sehr gesucht wird, die größte Menge von Nutzholz unter allen, wodurch sie den vortheilhaftesten Geldertrag gewährt. Dabei verbessert sie den Boden durch einen dichten Schluß und starken Nadelabfall ungemein rasch, ist mit weit größerer Sicherheit in vollen Beständen nachzuziehen, wie die Kiefer, und selbst den Gefahren, die ihr durch Insekten und Naturereignisse drohen, kann der Forstmann bei ihr weit leichter begegnen, als bei dieser letztern. Diese Vorzüge der Fichte sind zu sehr in das Auge fallend, als daß sie nicht hätten Anerkennung finden sollen. Diese spricht sich in dem in der neuern Zeit auf Kosten der Laubhölzer ungemein ausgedehnten Anbau unverkennbar aus. Unleugbar sind aber auch darin wieder große Misgriffe gemacht worden, indem man die Standortsverhältnisse nicht genug würdigte, unter denen die Fichte allein die erwarteten vortheilhaften Erträge liefern kann. Man hat sie in den Vorbergen und der Ebene angebaut, wo das Klima zu warm für sie ist, und sie darum zwar in der Jugend einen raschen, lebhaften Wuchs zeigt, im spätern Alter aber nicht genug Ausdauer hat, und darum nicht ihre Volkommenheit erreicht. Auch wächst sie wol in den höhern Bergregionen, wo die Feuchtigkeit der Luft die des Bodens ersetzt, auf flachgrundigem Felsboden, aber an den dürren Ostseiten der Kalkberge der Ebene oder des Fußes der Gebirge kann sie sich nicht mehr erhalten. Selbst ein zu starker Humusgehalt des kalkreichen Bodens überreizt ihren Wuchs und erzeugt nur krankhafte, frühzeitig zurückgehende Bestände.

Früher warf man, Hinsichts der Lehre ihrer wirthschaftlichen Behandlung, Fichte und Kiefer gewöhnlich zusammen, indem man für beide unter dem Ausdrucke Schwarz- oder Nadelholz eine ganz gleichmäßige Wirthschaft vorschrieb. Noch heut versteht der gemeine Mann oft unter dem Namen Fichte beide Nadelhölzer. Und doch kann es nicht leicht zwei Holzgattungen geben, die in ihrem ganzen forstlichen Verhalten so verschieden von einander sind, als diese beiden. Die Fichte entwickelt sich in der ersten Jugend nur langsam, was oft ein Hinderniß ist, sie mit der Kiefer vermischt zu ziehen, da diese sie, zuerst viel rascher wachsend, leicht überholt und unterdrückt. Dagegen hält die Fichte aber weit länger im Wuchse aus, stellt sich selbst im höhern Alter auf passendem Standorte nicht licht und erträgt darum auch einen weit höhern Umtrieb, ohne in der Massenerzeugung nachzulassen. Sie hat eine ungemein dunkle Belaubung, erträgt naturgemäß dabei aber auch eine stärkere Beschattung, ohne ganz verdummt zu werden. Die Nachzucht der Fichte wird beinahe ohne Ausnahme durch den Anbau aus der Hand, und zwar vorzugsweise durch Pflanzung, bewirkt. Die Samenschläge sind wegen des zu fürchtenden Windbruches der licht gestellten Samenbäume, des Verrasens der Schläge, der oft längere Zeit ausbleibenden Samenjahre nicht blos unsicher in ihren Erfolgen, sondern auch, da man das werthvolle Nachholz verliert, die große Holzmasse auseisen und später dennoch bedeutende Nachbesserungen vornehmen muß, gewöhnlich weit kostbarer, als die Cultur der Kehlschläge gleich von Vorn herein durch regelmäßigen Anbau mit Pflanzen in Pflanzkämpen erzogen. Man bewirthschaftet daher die Fichte auch beinahe allgemein in langen und schmalen Kehlschlägen, die gegen die Sturmgegend zu gesichert und vor dem Anbaue rein vom Stockholze gerodet werden. Im höhern Gebirge können diese oft erst im späten Frühjahre und Sommer abgetrieben werden, was auch kein Nachtheil weiter ist, wenn man nur das gefällte Holz bald schält, um die Entwickelung des Borkenkäfers zu verhindern. Dieser war sonst der gefährlichste Feind der Fichtenwaldungen (s. Forstinsekten), den man jedoch in der neuern Zeit weniger fürchtet. Wenn man immer darauf hält, das kranke Holz, Windbrüche und alle gefällten Bäume zu rechter Zeit zu schälen, so kann er sich gar nicht in solcher Menge entwickeln, daß er den gesunden Bäumen nachtheilig werden könnte. Verderblich wird in Fichten oft der Schnee- und Duftbruch, gegen den es gar kein vollständig sicherndes Schutzmittel gibt, der Windbruch, dem man durch Geschlossenhalten der Bestände eine richtige Hiebsleitung und Herstellung von Windmänteln ebenfalls oft nicht ganz begegnen kann, und das Feuer. Keins dieser Übel, unter denen die Fichtenwaldungen leiden, ist aber so gefährlich, daß dadurch verhindert würde, daß bei passenden Standortsverhältnissen und einer geregelten Wirthschaftsführung die Fichte die größte Massenerzeugung und den höchsten Geldertrag unter allen unsern Waldbäumen liefert. (*W. Pfeil.*)

Fichte (botanisch), s. Pinus.

FICHTE (Johann Gottlieb) [1]), nach der Familiensage der Abkömmling eines schwedischen Wachtmeisters,

1) Über sein Leben vgl. Joh. Gottlieb Fichte's Leben und literarischer Briefwechsel, herausgegeben von seinem Sohne, J. H. Fichte. (Sulzbach 1830, 1831.) 2 Bde.

welcher im 30jährigen Kriege in dem Dorfe Rammenau in der Oberlausitz verwundet zurückblieb und sich dort verheirathete, wurde daselbst den 19. Mai 1762 geboren. Schon als Knabe zeigte er eine Neigung zur Einsamkeit und dem stillen Nachdenken über sich selbst, wodurch sich sein Geist sehr frühzeitig kräftig entwickelte. Noch dem Manne waren diese Stunden die hellste und liebste Erinnerung. Sein erster Lehrer war der eigene Vater, und dann der Pfarrer des Dorfes, Namens Diendorf, dessen Liebling er bald wurde; eins jener an sich kleinen und unbedeutenden Ereignisse aber, wie sie auch in dem Leben gewöhnlicher Menschen nicht selten vorkommen, sollte hier nach einem höheren Plane das Mittel werden, ihn aus dieser beschränkten Lage zu reißen und demjenigen Wirkungskreise entgegenzuführen, der ihm im Gebiete des Geistes bestimmt war, und den noch keiner ganz verfehlte. Der Freiherr von Miltitz traf bei dem Rittergutsbesitzer Grafen von Hoffmansegg zum Besuche ein, und hoffte, Sonntag früh noch zur rechten Zeit zu kommen, um eine gediegene, erbauungsreiche Predigt des würdigen Diendorf mit anhören zu können. Er verspätete sich jedoch, und als er mit Bedauern der versäumten Predigt erwähnte, äußerte man wie im halben Scherze, es lasse sich dieser Verlust allenfalls ersetzen, da der kleine Fichte das Talent besitze, eine gehörte Predigt aus dem Gedächtnisse wieder herzustellen. Er wurde sofort geholt, und als man ihn auffoderte, Einiges aus der Predigt zu wiederholen, gerieth er bei dem Vortrage derselben so sehr in Feuer, und die Gedanken strömten ihm so reichlich zu, daß ihn der Hausherr unterbrach, damit nicht dadurch die fröhliche Stimmung der Gesellschaft auf längere Zeit verscheucht würde. Auf den Freiherrn von Miltitz schien jedoch dieser kleine Vorgang einen tiefen Eindruck gemacht zu haben, und er kam auf den Gedanken, für die Erziehung dieses merkwürdigen Knaben zu sorgen. Er sprach deshalb über ihn mit dem Pfarrer, und da dieser seinen Liebling sehr empfahl, so nahm er ihn nach einer kurzen Verhandlung mit den Ältern bei seiner Abreise sogleich mit sich auf sein Schloß Siebeneichen bei Meißen, vertrauete ihn aber bald dem Prediger in Niederau, einem Dorfe in der Nähe, an. Hier wurde Fichte von der Familie mit der größten Liebe behandelt, und verlebte seine glücklichsten Jugendjahre, deren er sich auch im späteren Mannesalter nicht ohne Rührung und Dank erinnerte. Hier legte er auch den ersten Grund in den alten Sprachen, da aber der Prediger das Unzureichende seines Unterrichts erkannte, so drang er in den Freiherrn von Miltitz, seinen Zögling ungefähr im 12. Jahre zur Vollendung seiner Schulstudien in die Stadtschule nach Meißen zu thun. Bald darauf kam Fichte nach Schul-Pforta bei Naumburg. Der starke Contrast aller Umgebungen und Verhältnisse in dieser Anstalt gegen seinen früheren ländlichen Aufenthalt, sowie die harte Behandlung des älteren ihm vorgesetzten Mitschülers (des Obergesellen) wirkten nachtheilig auf seine Gemüthsstimmung. Er fühlte sich allein und auf sich selbst angewiesen, und faßte bald den Entschluß, zu entfliehen. Schon war er auf dem Wege nach Naumburg, als der Gedanke an seine Ältern und ihren Kummer über sein Verschwinden ihn zur Rückkehr bewog, um sich jeder Strafe zu unterwerfen. Der Rector übergab ihn einem anderen Obergesellen, der ihn milder und freundlicher behandelte, sodaß er ihn bald lieb gewann. Dies war C. G. Sonntag, der später als General-Superintendent in Riga sehr verdienstlich wirkte. Sehr angezogen fühlte er sich damals von Lessing's polemischen Schriften, besonders von dem „Anti-Göze," die er durch einen jüngeren Lehrer erhielt. Die Geistesfreiheit, das Frische der Darstellung, der klare und doch kräftige, schneidende Gedanke machten auf ihn einen tiefen Eindruck, und sie scheinen ihm bei seinen eigenen polemischen Schriften vorgeschwebt zu haben. Zu Michaelis 1780 bezog Fichte die Universität Jena, um Theologie zu studiren. Es wäre interessant zu wissen, wie sich in Fichte die Liebe zur Philosophie zuerst entwickelte; hier findet sich aber in der von seinem Sohne herausgegebenen Biographie eine bedeutende Lücke [2]. Diese springt, um nachzuweisen, wie er bei seinen theologischen Zweifeln auf die Philosophie hingeleitet wurde, plötzlich auf die dogmatischen Vorlesungen des Professor Pezold in Leipzig über, welche Fichte besuchte, ohne daß wir weder von der Dauer seines Aufenthaltes in Jena, noch von seinen übrigen Studien in Leipzig einige Kenntniß erhalten. Nur einige Briefe aus jener Zeit verrathen eine ganz deterministische Ansicht in Beziehung auf die Willensfreiheit. Einst theilte er sein System einem sächsischen Prediger mit, der es für Spinozismus erklärte, und ihm gleich die Widerlegung der Ethik des Spinoza mit nach Hause gab [3]), damit er dadurch von seinem Irrthume geheilt werden sollte. Hierdurch wurde Fichte erst auf Spinoza aufmerksam. Er studirte dessen Ethik, und sah sich dadurch in seiner eigenen Ansicht nur bestätigt und befestiget. Damit stimmt freilich nicht recht zusammen, was der Biograph [4]) weiter berichtet: es sei in Fichte dennoch etwas Unbefriedigtes, Unaufgelöstes zurückgeblieben, das unzerstörbare, energische Gefühl der Selbständigkeit und Freiheit, und deshalb habe das eigene, aus Kant sich entwickelnde, System grade dieses entgegengesetzte Moment aufgenommen. Denn wurde Fichte durch Spinoza in seinem Determinismus nur bestätigt und befestigt, so mußte er ja, wie Spinoza, die Willensfreiheit für eine bloße Illusion erklären. Wir denken uns die Umgestaltung, welche sich jetzt in seiner Denkweise vorbereitete, vielmehr so: Schon vor seiner Bekanntschaft mit Spinoza war er in einem Zustande innerer Aufregung und Entzweiung, wie dies ja schon aus dem früheren Leben hervorgeht. Sein Verstand entschied sich für den Determinismus, sein Gemüth aber, durchdrungen von der Freiheit und dem moralischen Bewußtsein, sträubte sich dagegen. In Spinoza erschien ihm dann der Determinismus in seiner schroffsten Gestalt; er sollte die Freiheit, an welcher er mit ganzer Seele hing, für einen Selbstbetrug halten und seinen liebsten Überzeugungen entsagen. Die-

2) 1. Bd. S. 23 fg. 3) In Wolf's Theologia naturalis. (Francof. 1741, auch teutsch.) B. v. Spinoza's Sittenlehre, widerlegt von dem berühmten Weltweisen Ch. Wolf. (Frankfurt 1744.) Diese Schrift enthält erst die Ethik und dann die Widerlegung. 4) S. 29.

ses schmerzliche Gefühl mußte ihn daher von Spinoza entfernen, seine Unruhe nur steigern und ihn für Kant's Lehre empfänglich machen. So begreift man, wie er später darauf kommen konnte, im diametralen Gegensatze zu Spinoza grade das Ich, die Freiheit und Selbständigkeit des Geistes, zum Ausgangspunkte seines ganzen Systems zu machen und für das allein Wirkliche zu erklären. Er faßte einen unüberwindlichen Widerwillen gegen das blos substanzielle, ruhige und abgeschlossene Sein; er wollte nur Handeln, selbständiges Leben, Entwickelung aus Geisteskraft, damit die Schranken, welche die Naturnothwendigkeit um uns zieht, immer mehr durchbrochen und weiter hinausgerückt und Alles zur göttlichen Freiheit verklärt werde. Dagegen scheint eine andere wesentliche Bestimmung des Spinozistischen Systems auf ihn einen tiefen, nachhaltigen Eindruck gemacht zu haben: nämlich dies, daß das göttliche, unendliche Denken nicht in der beschränkten Form des persönlichen Bewußtseins zu fassen sei. So sehen wir Fichte schon bei seinen ersten philosophischen Studien in einem innern Zwiespalte zwischen dem Verstande und seinem höheren Selbst, den er durch sein ganzes Leben nie vollständig zu überwinden vermochte. Denn diesem Denker war es nicht beschieden, zum wahren Frieden in sich und mit der Welt zu gelangen, weil er mit der ganzen Kraft seines Wesens einen einseitigen, idealistischen Standpunkt festhielt, von welchem aus ihm die ganze Welt in einem falschen Lichte erscheinen mußte.

Um diese Zeit begann die sorgenvollste Periode seines Lebens; aber eben da, als er in der peinlichsten Verlegenheit war, erhielt er von seinem Freunde und Gönner, dem Steuereinnehmer Weiße in Leipzig, den Antrag zu einer Hauslehrerstelle in Zürich. Fichte ergriff dieses Anerbieten mit beiden Händen und trat den 1. Sept. 1788 in sein neues Verhältniß ein. Von entscheidendem Einflusse auf sein ganzes künftiges Leben war die Bekanntschaft des Wagemeisters Rahn, des Schwagers von Klopstock, in dessen Haus er durch Lavater eingeführt wurde. Hier lernte er die älteste Tochter desselben, Johanna Maria, kennen, welche später seine Gattin wurde. Die in der Biographie S. 50—138 mitgetheilten Briefe an sie sind ein sprechendes Gemälde der Gemüthsstimmung und der Biederkeit seines ganzen Wesens. Er strebte vor Allem nach Charakterbildung: kräftiges, entschiedenes Handeln war seine Devise. „Je mehr ich handle," schreibt er, „desto glücklicher scheine ich mir. Ich will soviel werden, als ich werden kann." Welche Plane er eigentlich für die Zukunft hatte, geht aus der Biographie nicht hervor. Es scheint, er suchte eine Anstellung in seinem Vaterlande; S. 81 finden wir ihn auf der Rückreise in dasselbe mit einigen Empfehlungsschreiben an den würtembergischen Hof und nach Weimar. Bei seiner Ankunft in Leipzig überzeugte er sich, daß sein Hauptzweck, als Lehrer an einer Universität aufzutreten, vor der Hand nicht erfüllt werden könnte. In einem Briefe an Lavater vom 14. Mai 1790 erklärte er diesem seinen Wunsch, Erzieher eines Großen, oder Führer eines jungen Herrn von Stande auf Akademien und Reisen zu werden. Zunächst hielt er die Schriftstellerei für die einzige ihm angemessene und zugleich dringende Beschäftigung. Bei Schocher nahm er Unterricht in der Kunst der Declamation, welche dieser mit der höchsten Vollkommenheit ausübte, zunächst um sich zum Kanzelredner auszubilden. „Ich habe nichts Geringeres im Sinne," schreibt er, „als nach ihm der Erste in dieser Kunst zu werden. Mein ganzer Geist ist darauf gerichtet. Und dann muß mein Ruf gemacht sein, oder es wäre kein Recht mehr in der Welt. Mein Sinn steht auf Weimar gerichtet, wo der Hof für dergleichen Dinge sehr empfänglich ist. Auf mein Vaterland thue ich gänzlich Verzicht." Diesen Zweck erreichte er zwar nicht, aber er wurde ein großer Redekünstler auf dem Katheder, in mancher Beziehung wol einzig. Den Plan zu einer neuen Monatsschrift: „Neue teutsche Lesebibliothek," unterdrückte er aus Furcht, keinen Verleger zu finden; er versuchte sich dagegen, um doch etwas zu verdienen, in einem Trauerspiele und in Novellen. In einem spätern Briefe klagt er, daß alle seine Projecte verunglückt oder ins Stocken gekommen seien. Auf ein Mal warf er sich nun in die Kantische Philosophie, und gab einem Studenten Unterricht darin. „Diese Philosophie," schreibt er, „zähmt die Einbildungskraft, die bei mir immer sehr stark ist, gibt dem Verstande ein Übergewicht und dem ganzen Geiste eine unbegreifliche Erhebung über alle irdischen Dinge. Ich habe eine edlere Moral angenommen, und anstatt mich mit Dingen außer mir zu beschäftigen, mich mehr mit mir selbst beschäftigt. Dies hat mir eine Ruhe gegeben, die ich noch nie empfunden; ich habe bei einer äußeren schwankenden Lage meine seligsten Tage verlebt. Alles, was ich von jetzt an wenigstens in mehren Jahren schreiben werde, wird nur über sie sein. Sie ist über alle Vorstellung schwer, und bedarf es wol, leichter gemacht zu werden. Die Grundsätze derselben sind freilich kopfzerbrechende Speculationen, die keinen unmittelbaren Einfluß aufs menschliche Leben haben; aber ihre Folgen sind äußerst wichtig für ein Zeitalter, dessen Moral bis in die Quellen verdorben ist, und diese Folgen der Welt in einem anschaulichen Lichte darzustellen, wäre, glaube ich, Verdienst um sie." Er war jetzt von der Freiheit des Willens aufs Innigste ebenso überzeugt, wie von der Traurigkeit seiner früheren Grundsätze. Sein Geist nahm einen höheren Aufschwung; er fühlte sich gestärkt zu jedem Berufe, aber in dem Bewußtsein, allein, ohne Freund in der Welt zu stehen, war der alleinige Gegenstand seines Strebens die innigste Vereinigung mit der Seele, die ihm auf Erden die liebste war. Er erkannte, daß er jetzt an der wichtigsten Begebenheit seines Lebens stehe, und zollte der unsichtbaren Hand seine Bewunderung, die ihn durch den ersten, den gefährlichsten Theil, das Land der Verirrungen leitete. Er hatte eine Schrift „über Kant's Kritik der Urtheilskraft" ausgearbeitet, welche schon die Eigenthümlichkeit seines Geistes verrieth; ein bewaffnetes Auge würde darin den Keim seines, die höchste Einheit bezweckenden, Systems erkannt haben. Kant hatte drei verschiedene Kritiken, die Kritik der reinen (theoretischen), die der praktischen Vernunft, und die Kritik der Urtheilskraft; und zwar beruhen nach ihm alle theoreti-

schen Erkenntnisse a priori, und mithin die ganze Naturwissenschaft auf der Gesetzgebung des Verstandes; dagegen ist die Gesetzgebung durch Freiheitsbegriffe das Eigenthum der praktischen Vernunft. Beide Gesetzgebungen sollten durch eine unübersehbare Kluft getrennt sein, aber gleichwol durch die Kritik der Urtheilskraft vermittelt werden [5]). Diese ganze Unterscheidung beruhte offenbar auf einer unrichtigen Ansicht von dem Seelenvermögen, welche zwar aus der Befangenheit in der Wolfischen Philosophie einigermaßen erklärlich ist, von der sich aber doch ein Denker erster Größe, wie Kant, hätte freimachen sollen, zumal da er sich selbst in auffallende Widersprüche verwickelte. Eine Urtheilskraft, als ein eigenthümliches Vermögen, kann es schon deswegen nicht geben, weil die gesammte Gesetzgebung des Verstandes und der Vernunft im Urtheilen besteht, und Kant selbst die Function des Verstandes in das Urtheilen setzt, als das Wesen desselben erschöpfend, sodaß auch die Kategorien nur durch Zergliederung der Urtheile gefunden werden können. Aber auch die theoretische und praktische Vernunft können sich nicht widerstreiten, weil die Vernunft doch nur Eine ist, und der Mensch außerdem niemals zum Frieden in sich selbst gelangen könnte. Fichte, wie sehr er auch damals noch von Kant abhängig war, scheint doch diesen Fehler bereits erkannt zu haben, indem er der Meinung war, es müsse zwischen diesen drei Vermögen ein inneres Verhältniß gegenseitiger Bedingungen angenommen werden, oder, was dasselbe ist, das Bewußtsein sei nur Eins, und ebendeshalb müssen sie, was Kant leugnete, aber ohne Beweis, einen gemeinschaftlichen Grund haben, unsern Geist selbst in seiner Einheit. Wie er über Gott dachte, zeigen einige „Aphorismen über Religion und Deismus" [6]). Den Satz: „Es scheint allgemeines Bedürfniß des Menschen zu sein, in seinem Gott gewisse Eigenschaften zu suchen, die der erste Schritt zur Speculation ihm absprechen muß," kann man als das Thema zu späteren Abhandlungen betrachten. Von seiner Begeisterung für die Kantische Philosophie zeugen auch seine Briefe an Achelis und Weißhuhn; doch bemerkt er, eine Hauptursache von der Unverständlichkeit der Kritik der reinen Vernunft liege in den häufigen Wiederholungen und Digressionen, welche die Ideenreihe unterbrechen. Jene Schrift selbst, „über die Kritik der Urtheilskraft," gelangte aber nicht zum Drucke, da Fichte's Schicksal plötzlich eine unerwartete Wendung nahm. Der Bankrott eines Hauses, dem der künftige Schwiegervater Fichte's, Rahn, sein Vermögen anvertraut hatte, zog diesem nicht nur den empfindlichsten Verlust zu, sondern bedrohte ihn sogar in seinem hohen Alter noch mit den drückendsten Sorgen. Dadurch mußte die auf das Frühjahr 1791 festgesetzte Verbindung Fichte's mit seiner Verlobten noch aufgeschoben werden. Dies finden wir ganz natürlich; warum aber Fichte, nach der Biographie S. 157, da er im Begriffe stand, als Schriftsteller mit Erfolg aufzutreten, und sich, wenn auch nicht in einer sorgenfreien, doch in einer unabhängigen Lage befand, die seine Subsistenz sicherte, jene Schrift nicht herausgab, sondern eine Hauslehrerstelle bei dem Grafen v. P. zu Warschau annahm, wodurch er von seiner Braut, die er von ganzer Seele liebte, weiter als je entfernt wurde, gestehen wir, nicht einzusehen. Hier scheint etwas dazwischen zu liegen, was der Biograph entweder nicht wußte, oder absichtlich verschwiegen hat. In dieser Vermuthung muß man dadurch bestärkt werden, daß die gräfliche Familie in Warschau, in welcher Fichte Hauslehrer war, nicht näher bezeichnet ist, da doch wol der Sohn davon Kenntniß hatte. Beide Theile hatten sich in einander geirrt, und das Verhältniß löste sich gleich nach Fichte's Eintritt in die Familie wieder auf, und Fichte faßte nun den Entschluß, sich nach Königsberg zu wenden, unstreitig wol, um Kant's persönliche Bekanntschaft zu machen. Die Aufnahme war nicht so, wie er sie gehofft hatte; auch die Vorlesungen Kant's, in denen er hospitirte, befriedigten ihn nicht; sein Vortrag war schläfrig. Fichte schrieb hier seine „Kritik aller Offenbarung," und überreichte sie Kant, um sein Urtheil darüber zu hören. Kant empfing ihn mit ausgezeichneter Güte, und schien mit der Abhandlung sehr zufrieden; wegen der philosophischen Zweifel, die Fichte noch hatte, verwies ihn Kant auf seine Kritik der reinen Vernunft und an den Hofprediger Schulz. Bald darauf speiste er bei Kant, und fand jetzt an ihm einen angenehmen, geistreichen Mann, Züge, welche dieses großen Geistes würdig waren. Ohne weitere Aussicht in Königsberg beschloß Fichte die Rückreise in sein Vaterland, da es ihm aber hierzu an Reisegeld fehlte, so wendete er sich in seiner Verlegenheit an Kant und schilderte ihm seine Lage ausführlich in einem Briefe, in welchem sich sein Charakter ganz offen aussprach. Kant schlug ihm wider Erwarten seine Bitte ab, rieth ihm aber, das Manuscript der „Kritik aller Offenbarung" durch Vermittelung des Pfarrers Borowski an den Buchhändler Hartung zu verkaufen. Zum Unglück war dieser abwesend. Grade in dieser trostlosen Lage sollte sich nach einer höheren Fügung sein Schicksal plötzlich entscheiden und er zu unverhofften Ehren gelangen. Es wurde ihm durch den Hofprediger Schulz eine Hauslehrerstelle bei dem Grafen von Krokow in der Nähe von Danzig angeboten, und zwar als einem von Kant Empfohlenen unter den ehrenvollsten Bedingungen. In dieser Familie fand Fichte die freundlichste Aufnahme und die angenehmsten Verhältnisse. Die Gräfin war eine hochgebildete, geistreiche Frau, von großer Erfahrung, deren Anschauung auf Fichte so wohlthätig und belehrend wirkte, daß in ihm der Gedanke aufstieg, über den weiblichen Charakter und seine Ausbildung zu schreiben. Unterdessen hatte, unter Vermittelung seines Freundes, des Pfarrers Borowski, der Buchhändler Hartung den Verlag seiner „Kritik aller Offenbarung" übernommen. Sie erschien, nachdem einige Bedenklichkeiten des ersten Censors durch den Dr. Knapp gehoben worden waren, 1792, und machte sogleich außerordentliches Aufsehen, welches durch die Anonymität des Verfassers noch gesteigert wurde. Man hielt sie für ein Werk von Kant, und glaubte, dieser habe aus ängstlicher Rücksicht auf die religiös-politischen Verhält-

5) Kant's Kritik der Urtheilskraft. Einleitung. 6) Fichte's Leben. 2. Th. S. 18.

nisse in Preußen sich nicht nennen wollen. *Jena* war damals nicht blos eine der besuchtesten Universitäten Teutschlands, sondern auch diejenige, auf welcher sich zahlreiche Verehrer Kant's befanden. Diese scheinen nicht den geringsten Zweifel darüber gehegt zu haben, daß Kant wirklich der Verfasser derselben war. Um die Ersten zu sein, welche ihm öffentlich huldigten, wurde das Publicum in dem Intelligenzblatte der Allgem. Lit.-Zeit. vom Jahre 1792. Nr. 82 eiligst von diesem, in aller Rücksicht höchst wichtigen, Werke in Kenntniß gesetzt. „Jeder," heißt es in dieser Anzeige, „der nur die kleinste derjenigen Schriften gelesen, durch welche der *Philosoph von Königsberg* sich unsterbliche Verdienste um die Menschheit erworben hat, wird sogleich den erhabenen Verfasser jenes Werkes erkennen. Bald darauf erschien in derselben Allgem. Lit.-Zeit. Nr. 190 und 191 eine ausführliche Recension der Schrift selbst. Diese ist ein zu merkwürdiges Actenstück und zu charakteristisch für die sklavische Unterwerfung einer verblendeten Schule unter ihren Oberherrn, als daß wir nicht einige Stellen daraus mittheilen sollten. Der Verfasser trete, sagt der Recensent, wie ein Schiedsrichter unter die getheilten und streitenden Parteien über die Offenbarung, und halte einer jeden ihr Unrecht, das Grundlose in ihren Behauptungen und die schlechte Beschaffenheit ihrer Gründe vor. Die Ideen der großen Gottesgelehrten aller Zeiten sind zwar in das Werk hineingewebt, aber in diesem bis zur Bewunderung genau verketteten Systeme aufs Innigste unter einander verbunden, und zum Theil berichtigt, sodaß sie sich gegenseitig unterstützen." Dann gibt der Recensent einen kurzen Auszug, aber nur in der Absicht, um die Leser zu der baldigen Benutzung dieses höchst wohlthätigen Werks anzulocken und vorzubereiten. Zum Schlusse seiner Anzeige weiß der Recensent nichts Schicklicheres zu setzen, als *erstlich* die Bezeigung des feurigsten Dankes an den großen Mann, dessen Finger hier allenthalben gegenwärtig ist, daß er nun auch über diesen Gegenstand eine solche Aufklärung gegeben, welche kaum den geringsten Zweifel übrig läßt, gleichsam als sollte dadurch nun auch das letzte Stück des ganzen Grundes der menschlichen Erkenntniß befestigt werden, und dann *zweitens* den heißesten Wunsch, daß recht bald einsichtsvolle Theologen alle die Keime, die sich hier für sie in so reichem Maße finden, aufnehmen und pflegen mögen, damit der wohlthätige Zweck des Verfassers zum Besten der Menschheit recht schnell ausgebreitet und erreicht werde. Fichte fühlte sich hierdurch zwar freudig überrascht, aber auch beschämt wegen der Verwechselung, da das Lob nicht ihm galt, sondern dem königsberger Weisen, und er war schon entschlossen, sich zu nennen, als Kant selbst ihm durch folgende Erklärung in dem Intelligenblatte der Allgem. Lit.-Zeit. Nr. 2 zuvorkam: „Der Verfasser des *Versuchs einer Kritik aller Offenbarung* ist der im vorigen Jahre auf kurze Zeit nach Königsberg herübergekommene, aus der Lausitz gebürtige, jetzt als Hauslehrer bei dem Herrn Grafen von Krockow in West-Preußen stehende Candidat der Theologie, *Fichte*. Überdies habe ich weder schriftlich, noch mündlich auch nur den mindesten Antheil an dieser Arbeit des geschickten Mannes, wie das Intelligenzblatt der Allgem. Lit.-Zeit. Nr. 82 darauf anspielt, und halte es daher für Pflicht, die Ehre derselben dem, welchem sie gebührt, ungeschmälert zu lassen. Königsberg, den 31. Juli 1792. *J. Kant.*" Durch diese Anzeige wurde das Interesse an der Schrift wo möglich noch gesteigert, und es begannen in Jena die lebhaftesten Discussionen darüber. Niethammer ließ eine besondere Schrift darüber drucken (Jena 1792.), welche bald darauf in der Allgem. Lit.-Zeit. recensirt wurde. Dies gab die erste Veranlassung, beide Männer einander näher zu führen, woraus nachher bei persönlicher Bekanntschaft eine vertraute Freundschaft erwuchs, welche unter allen Verhältnissen fortdauerte. Ein königsberger Scribent dagegen machte nicht blos in der „Gothaischen gelehrten Zeitung" einen Angriff auf diese Schrift, sondern suchte auch in der „Allgemeinen teutschen Bibliothek" im 110. Bde. Fichte's Charakter selbst zu verdächtigen. Fichte, im gerechten Unwillen, äußerte sich in einem Briefe in einer Weise, welche die höchste polemische Kraft verrieth. „Dieser Libertin," schreibt er, „begegne mir nicht. Mein Kopf ist so gut, als irgend einer; ich habe Consistenz, die er nicht hat, und für den Styl — ich habe eigentlich gar keinen, denn ich habe sie alle — wer aber die Lessing'schen Fehden erneuert sehen will, der reibe sich an mir, bis meine Philosophie des Dinges müde wird. Ich habe zwar ernstere Dinge zu thun, als mich mit dem Hunde aus der Pfennigschenke zu schlagen, aber beiläufig Einen so zu schütteln, daß den Andern die Lust vergeht, ist nicht übel. Der Neid guckt aus dieser Anzeige. Diesen selbst todt zu schlagen, dazu gehören Meisterwerke. Sie dämmern in mir, sie sind nicht auf dem Papiere, aber vor dem festeren Auge meines Geistes." Unter seinen literarischen Arbeiten aus dieser Periode verdient genannt zu werden der „Beweis der Unrechtmäßigkeit des Büchernachdrucks, ein Raisonnement und eine Parabel" (in der Berliner Monatsschrift 1793).

Da Fichte jetzt die Möglichkeit seiner Verheirathung erkannte, so zögerte er nicht, sich für immer mit dem Herzen zu verbinden, welches ihm auf Erden das theuerste war. Er schreibt an seine Braut: „Mein Stolz ist der, meinen Platz in der Menschheit durch Thaten zu bezahlen, an meine Existenz in die Ewigkeit hinaus für die Menschheit und die ganze Geisterwelt Folgen zu knüpfen; ob ich es that, braucht keiner zu wissen, wenn es nur geschieht." Und in einem späteren Briefe: „Ach, ich bin als Gelehrter so vielen Versuchungen ausgesetzt, und oft in einzelnen Augenblicken so sehr schwach; aber ich habe mir fest vorgenommen, ein rechtschaffener Mann im ganzen Sinne des Wortes zu sein." Den 16. Juni langte Fichte in Zürich an, die Hochzeit konnte aber, wegen mancher Schwierigkeiten, welche die züricher Gesetze einem Ausländer in den Weg legen, erst den 22. Oct. 1793 und zwar in dem benachbarten Baden gefeiert werden. Er lebte dann in dem Hause seines Schwiegervaters unter den glücklichsten Verhältnissen. Die französische Revolution, deren welthistorische Bedeutung die tiefer Blickenden schon damals ahneten, mußte auch ihn mächtig er-

greifen. Einem wissenschaftlichen Geiste, wie Fichte, mußte vor Allem daran liegen, die allgemeinen Grundsätze festzustellen, nach denen dieses an Zündstoff unendlich reiche Phänomen beurtheilt werden müsse. In diesem Sinne schrieb er die „Beiträge zur Berichtigung der Urtheile des Publicums über die französische Revolution." 2 Thle. 1793. Das Princip der französischen Revolution, welches sich in den mannichfaltigsten Gestalten offenbarte, war „Freiheit, Gleichheit, Einheit." Die Freiheit richtete sich ebenso sehr gegen die Hierarchie, wie gegen die weltliche Regierung, und überhaupt gegen alles Positive. Man betrachtete sie als ein angestammtes Recht der Vernunft, und die Vernunft als den höchsten, entscheidenden Gerichtshof in allen göttlichen und menschlichen Angelegenheiten, im Gegensatze zu jeder Auctorität. War dieses Princip einmal ausgesprochen und anerkannt worden, so folgte die Gleichheit von selbst. Da jeder Mensch als vernünftiges Wesen an sich gleiche Ansprüche hat, so müssen auch alle gleiche Rechte haben, vor dem Gesetze und Staate gleich sein, weder hohe Geburt, noch Stand und Rang können irgend einen Anspruch begründen, jeder ist nur einfacher Bürger. Daraus entsprang das System des Nivellirens. Wer sich nicht selbst den andern gleichstellte und erniedrigte, der wurde einen Kopf kürzer gemacht. Waren aber die Rechte gleich, so waren es auch die Pflichten. Sobald das Vaterland rief, mußte jede andere Stimme ungehört verhallen. Ein einziges Herzblut, Ein Geist sollte Alle durchdringen, den Zurückbebenden erwartete der sichere Tod. Daher das System des Terrorismus: „der Schrecken und die Tugend." Kein Mensch konnte damals ahnen, welche Katastrophe dieses welthistorische Drama nehmen würde, dessen erste Acte so schauderhaft blutig begannen. Alle Mächte täuschten sich, die größten Staatsmänner irrten in ihrem Calcul, und die erprobtesten Feldherren erkannten das Unzureichende ihrer bisherigen Grundsätze. Allen aber wurde es bald klar, daß in der Geschichte der Menschheit nicht blos ein neues Blatt, sondern ein ganz neuer Abschnitt anhebe. Dieses politische Erdbeben, begleitet von den Eruptionen eines Vulkans, durchzitterte ganz Europa, in unzähligen Gemüthern fanden die revolutionären Ideen einen begeisterten Wiederhall, wo ein Volk in Knechtschaft schmachtete, eine habgierige egoistische Hierarchie ein dunkles, schlau gewobenes Netz über die Geister breitete, der Druck der Aristokratie auf den unteren Ständen lastete, und diese die Beute kleiner Tyrannen wurden, da blickte man voll Sehnsucht nach Frankreich, von dorther Erlösung hoffend. Daher wurden die Franzosen, als sie ihre Grenzen überschritten, an vielen Orten als Erretter aufgenommen. Die ganze Bedeutung der Revolution konnte sich aber nur nach und nach enthüllen. Wie hätte doch Fichte in seiner isolirten Stellung, entfernt von dem Herde jenes Vulkans, in einer flüchtig hingeworfenen Schrift das Richtige treffen können? Eine verwandte Schrift Fichte's ist die „Zurückfoderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europa's, die sie bisher unterdrückten. Eine Rede. Im letzten Jahre der alten Finsterniß." Beide Schriften brachten ihn in den Ruf eines Demokraten. Ein Recensent derselben in der Allgem. Lit.-Zeit. 1793. Nr. [illegible] fand darin jesuitische Moral. Wenigstens ist die Sprache sehr heftig, leidenschaftlich, aufregend. „Hemmt man den Fortgang des menschlichen Geistes," sagt er, „so bleiben wir entweder, wo wir sind, stehen, oder, was weit wahrscheinlicher ist, der zurückgehaltene Gang der Natur bricht gewaltsam durch, und vernichtet Alles, was ihm in dem Wege steht, und die Menschheit rächt sich durch Reactionen aufs Grausamste an ihren Unterdrückern. Nein, ihr Völker," ruft er dann aus, „Alles gebt hin, nur nicht die Denkfreiheit. Der Fürst hat seine Rechte durch Übertragung von der Gesellschaft. Diese aber konnte keine Rechte an ihn übertragen, die sie nicht selbst hatte." Dann sucht er zu beweisen, daß die Fürsten kein Recht haben, die Denkfreiheit zu unterdrücken, und am Schlusse wendet sich die Rede an die Fürsten selbst, um ihnen ihre Pflichten vorzuhalten.

Fichte lebte nun in Zürich einige Zeit in sehr glücklichen Verhältnissen. Die Kantische Philosophie, damals auf der Höhe ihres Glanzes und mit unwiderstehlicher Macht sich Bahn brechend, erregte auch in Zürich große Theilnahme. Auf das Ersuchen mehrer Freunde, Lavater an der Spitze, hielt Fichte vor einer gewählten Versammlung den ersten mündlichen Vortrag seiner Wissenschaftslehre. Die ersten schriftlichen Andeutungen derselben enthält seine „Recension der skeptischen Betrachtungen über die Freiheit des Willens" von Leonh. Creuzer (Gießen 1793.) in der Allgem. Lit.-Zeit. 1793. Nr. 303. „Nach dem wahren Geiste der kritischen Philosophie," bemerkt er hier, „kann der Satz des Grundes auf das Bestimmen der absoluten Selbstthätigkeit durch sich selbst gar nicht angewendet werden; denn das ist eine, eine einzige und völlig isolirte Handlung; daß aber das Bestimmen durch die Causalität der Natur und das Bestimmen der Freiheit übereinstimme, welches zum Behuf einer moralischen Weltordnung gleichfalls anzunehmen ist, davon läßt sich der Grund weder in der Natur für sich noch in der Freiheit, sondern nur in einem höhern Gesetze, welches beide unter sich faßt und vereiniget, annehmen — gleichsam in einer vorherbestimmten Harmonie der Bestimmung durch Freiheit mit denen durchs Naturgesetz." Unterdessen war der Zeitpunkt gekommen, in welchem er in einen größeren Wirkungskreis geführt werden sollte. Gegen Ende des Jahres 1793 erhielt er den unerwarteten Antrag, die Stelle des nach Kiel berufenen Reinhold in Jena anzunehmen. Vorzüglich war es G. Hufeland, der Bruder des berühmten Staatsraths und Leibarztes, der sich aufs Lebhafteste für Fichte interessirte und die Bedenklichkeiten, welche man in Beziehung auf seine demokratischen Ansichten erhoben hatte, zu beseitigen wußte. Bei einem so freisinnigen Fürsten, wie Karl August war, konnte dies nicht schwer halten. So erfolgte denn bald die förmliche Vocation mit dem Antrage, das neue Lehramt Ostern 1794 anzutreten. Fichte, hierdurch zwar überrascht und erfreut, wollte jedoch erst mit seiner Philosophie selbst mehr ins Klare kommen, und wünschte deshalb noch einen Aufschub bis Ostern 1795 zu erhalten; man hob jedoch seine Bedenklichkeiten durch die Er-

klärung, daß es sich für den Ruf der Universität nöthig mache, Reinhold's Stelle sobald wie möglich zu besetzen, man wolle ihm jedoch gern freistellen, den größten Theil seiner Zeit für sich zu benutzen, und Anfangs nur wenig zu lesen. So wurde er denn fast gewaltsam auf den öffentlichen Schauplatz getrieben; aber einmal entschlossen, in Jena aufzutreten, sollte dies auch nach seiner Meinung gleich mit voller Kraft geschehen. Er beschloß daher, für seine Vorlesungen zwei Lehrbücher drucken zu lassen. Das eine, in Form eines Programms, war die Schrift: „Über den Begriff der Wissenschaftslehre, oder der sogenannten Philosophie. Eine Einladungsschrift zu seinen Vorlesungen über diese Wissenschaft." (Weimar 1794.) Das andere enthielt das neue System selbst. „Die Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre." Eine Handschrift für seine Zuhörer. (Leipzig 1794.) Sie wurde bogenweise ausgegeben.

Die Berufung Fichte's erregte in Teutschland außerordentliches Aufsehen. Nach einem Briefe eines Freundes Fichte's aus Jena war die Erwartung aufs Höchste gespannt, die Studirenden hielten ihn für den kühnsten Vertheidiger der Menschenrechte, und ihr Jubel war fast grenzenlos, als zugleich mit Fichte auch Ilgen als Orientalist, und Woltmann, Spittler's Lieblingsschüler, als außerordentlicher Professor der Geschichte zu Ostern 1794 erwartet wurden. Fichte kam erst den 19. Mai 1794 in Jena an. Für seine erste öffentliche Vorlesung war das größte Auditorium in Jena zu eng. „Die ganze Hausflur," schreibt er an seine Frau, „der ganze Hof stand voll, auf Tischen und Bänken standen sie über einander. Mit der Privatvorlesung verdiene ich beiweitem nicht soviel, daß mir mein Zeitaufwand bezahlt würde. Zuhörer genug, aber noch haben nur etwa 26 pränumerirt. Daß ich nicht soviel zahlende Zuhörer habe, als ich rechnete, kommt daher, daß ich zu spät kam, die Stunde 6 Uhr Morgens vielen zu früh ist, und ich pränumeriren lasse. Dagegen eröffnet sich eine andere Aussicht. Ich schreibe ein Buch für meine Vorlesungen, und ein wohlerzogener Verleger hat mir das Haus bald eingelaufen, um den Bogen mit 2½ Louisd'or zu bezahlen. Das ersetzt schon so ziemlich den Abgang an Zuhörern. Sehr angenehm sind meine Aussichten mit meinen Zuhörern. Meine Celebrität ist wirklich weit größer, als ich glaubte. Man setzt ziemlich allgemein mich schon jetzt über Reinhold. Mit Niethammer und Woltmann gehe ich am vertrautesten um. O was bin ich für ein glücklicher Mensch. Eine solche Lage von Außen, und so ein Weib zur Befriedigung des Herzens von Innen." Und bald darauf: „Der Herzog von Weimar wird so eben kommen; ich bin zur Tafel geladen, werde aber wahrscheinlich ihm noch vorher aufwarten. Alle neue Professoren haben gestern vor der Tafel dem Herzoge aufwarten wollen, und er hat keinen angenommen als mich. Mit mir aber hat er sich sehr lange unterhalten, sowie er auch nach der Tafel stets diejenigen Cirkel aufsuchte, wo ich mich befand." Interessant sind Forberg's Äußerungen über Fichte's erstes Auftreten in seinen „Fragmenten aus meinen Papieren" (Jena 1796.): „Fichte'n, der täglich hier erwartet wird, traue ich sehr viel zu; aber ich würde ihm noch mehr zutrauen, wenn er die „Kritik der Offenbarung" 20 Jahre später geschrieben hätte. Ein Jüngling, der es wagt, ein Meisterwerk zu schreiben, muß gemeiniglich hart dafür büßen. Er ist, was er ist, und wird nicht, was er werden könnte. Ich glaube, daß Reinhold's Theorie zwar dem Studium der Kantischen Philosophie viel geschadet hat, aber ihm selbst am meisten. Seitdem er uns verlassen, ist seine Philosophie bei uns Todes verblichen. Von der Philosophie ohne Beinamen ist jede Spur aus den Köpfen der Studirenden verschwunden. An Fichte wird geglaubt, wie niemals an Reinhold geglaubt worden ist. Fichte's Philosophie ist so zu sagen philosophischer als die Reinhold'sche. Fichte'n hört man gehen, und graben und suchen nach Wahrheit. In rohen Massen bringt er sie aus der Tiefe mit, und wirft sie von sich. Er sagt nicht, was er thun will; er thut's. Reinhold's Lehre war mehr Ankündigung einer Philosophie, als Philosophie. Den Leser Kant'scher und Fichte'scher Schriften ergreift ein hohes Gefühl der Übermacht gewaltiger Geister, die mit ihren Gegenständen ringen, um sie zu zermalmen. Es ist gewiß, daß in der Philosophie Fichte's ein ganz anderer Geist ist, als in der seines Vorgängers. Der Geist des Letztern ist ein schwacher und furchtsamer Geist, der zwischen den Verzäunungen und Verpfählungen der Inwiefernes und Insofernes, der weiteren, engeren und engsten Bedeutung scheu einherschleicht, ein armer und erschöpfter Geist, der seine Armuth hinter dem weiten Mantel der Schulsprache verbirgt, und dessen Philosophie Förmlichkeit ist ohne Inhalt, Gerippe ohne Fleisch und Blut, Körper ohne Leben, Verheißung ohne Erfüllung. Aber der Geist Fichte'scher Philosophie ist ein stolzer und muthiger Geist, dem das Gebiet der menschlichen Erkenntniß an allen Ecken und Enden zu eng ist und der mit der Sprache kämpft, um ihr Worte genug für die Fülle seiner Gedanken abzuringen; der uns nicht führt, sondern ergreift und fortreißt, und dessen Finger keinen Gegenstand berührt, ohne ihn zu zermalmen. Was aber seiner Philosophie insonderheit ein ganz anderes Interesse gibt, als der Reinhold'schen ist dies, daß in allen ihren Untersuchungen ein Regen, ein Streben und Treiben ist, die härtesten Probleme der Vernunft durchgreifend aufzulösen. Sein öffentlicher Vortrag fließt nicht so stetig und lieblich wie der Reinhold'sche; er rauscht daher, wie ein Gewitter, das sich seines Feuers in einzelnen Schlägen entladet." Jena war damals eine wirklich europäische Universität, und es wurde hier einem akademischen Lehrer ein Wirkungskreis geöffnet, wie wol seitdem nirgends mehr. Hier war es nun, wo Fichte seine Wissenschaftslehre schuf. Als akademischer Lehrer war er damals einzig, und ist vielleicht niemals wieder erreicht worden. Unter seinen Schülern befanden sich Herbart, J. J. Wagner, J. von Berger, Hülsen; und in genauere Verbindung kam er mit Goethe, Schiller, Jacobi, Reinhold, Schelling, Wilhelm von Humboldt, Paulus, den Gebrüdern Schlegel, Novalis, Tieck und Woltmann. Er faßte aber zugleich den Plan, den moralischen Sinn der Studirenden zu bilden und ihre Sitten zu bessern, und deshalb die Orden und Landsmann-

schaften unter den Studirenden aufzuheben. Dazu sollten vorzüglich seine Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten wirken. Er wählte dazu in dem Wintersemester 1794—1795 den Sonntag, damit sämmtliche Studirende daran Theil nehmen könnten, jedoch nicht ohne sich vorher erkundiget zu haben, ob ihm kein Gesetz oder irgend eine Observanz der Universität entgegenstehe. Gleichwol fanden diese Vorlesungen vielen Anstoß. Das Consistorium in Jena beschuldigte ihn bei dem Oberconsistorium in Weimar der Absicht, dadurch die bisherige gottesdienstliche Verfassung zu untergraben. Das Oberconsistorium stimmte in seinem Berichte an die Landesregierung diesem ganz bei, und fügte hinzu, es scheine hiernach allerdings, daß dieses Unternehmen ein intendirter Schritt gegen den öffentlichen Landesgottesdienst sei. Fichte verantwortete sich in einem besonderen Schreiben an den akademischen Senat, welches dieser seinem Berichte an den Herzog beilegte. Er bemerkt darin: „der Sonntag ist das Fest der höheren, reinen Humanität. Meine moralischen Reden sind überhaupt nicht wissenschaftlich, und geben gar nicht auf eigentlichen Unterricht, sondern auf Bildung des Herzens zur Tugend." Dann beruft er sich auf andere Universitäten, namentlich auf Semler in Halle und auf Gellert's moralische Vorlesungen in Leipzig, da doch damals auf die Feier des Sonntags weit strenger gehalten worden sei, als jetzt, wo man am Sonntage Komödien und Bälle ohne Bedenken gestatte. Und in Jena selbst habe Dr. Döderlein Sonntag Nachmittags ein homiletisches Collegium gelesen. Endlich habe er selbst sich vorher bei älteren Professoren und Mitgliedern des akademischen Senats erkundigt, ob ein Gesetz dagegen spreche, aber zur Antwort erhalten, es liege in seinem Verfahren nichts Gesetzwidriges, sobald er nur seine Vorlesungen nicht in die Stunde des öffentlichen Gottesdienstes verlege. Am Schlusse erklärt er sich sehr stark gegen die Anklage des Consistoriums und fodert Genugthuung. Ein höchstes Rescript vom 28. Jan. 1795 an den akademischen Senat sprach zwar Fichte von dem ihm ohne allen Grund beigemessenen Verdachte frei, gestattete ihm aber seine Vorlesungen am Sonntage äußersten Falls nur in den Stunden nach geendigtem Nachmittagsgottesdienste. Mit jenen Vorträgen stand noch ein anderer Plan Fichte's im Zusammenhange: Die Aufhebung der Orden unter den Studirenden. Er brachte es durch seine moralischen Vorlesungen dahin, daß alle drei Orden, welche damals in Jena bestanden, ihm durch Abgeordnete feierlich erklärten, sie seien bereit, ihre Verbindungen aufzuheben und ihm ihre Statuten und Ordensbücher zu überliefern. Zugleich baten sie ihn, den Entsagungseid von ihnen anzunehmen. Hierzu glaubte sich Fichte, so angenehm es ihm auch war, nicht berechtiget, und verwies sie deshalb an den Prorector, aber auch dieser trug Bedenken und rieth, sich deshalb unmittelbar an das Ministerium zu wenden. Auf dringendes Ansuchen Fichte's erschien endlich eine besondere Commission von Weimar zur Abnahme des Eides. Damit man jedoch schon jetzt ihrer gewiß wäre, sollten die Orden vorläufig ihre Statuten und Namensverzeichnisse ausliefern. Da diese Foderung Mistrauen erregte, so schlug Fichte vor, die Ordensbücher auf das Ehrenwort der Studirenden hin, daß sie wirklich die Statuten und Namensverzeichnisse enthielten, versiegelt bei sich deponiren zu dürfen. Man nahm dies an, aber während noch die versprochene Commission erwartet wurde, war der günstige Moment schon vorübergegangen. Der eine Orden trat von den Unterhandlungen ganz zurück und wendete sich nun in heftiger Aufregung gegen Fichte, als den, der ihre Gutmüthigkeit hätte benutzen wollen, um sich bei Hofe Ansehen zu verschaffen. Einzelne Mitglieder jenes Ordens verübten mehrmals zügellose Excesse gegen ihn, und bestürmten in der Neujahrsnacht seine Wohnung, wodurch er bewogen wurde, da ihm die akademische Behörde keinen Schutz gewährte, sich auf einige Zeit Urlaub zu erbitten, um den Sturm austoben zu lassen. Nachdem er ihn erhalten, lebte er den Sommer 1795 in Osmanstädt bei Weimar, und benutzte diese Muße zu schriftstellerischen Arbeiten, wie zum Abschlusse der Wissenschaftslehre, zur Darstellung des ersten Theils der Rechtslehre, sowie zu mehren kleineren Abhandlungen. Auch verfaßte er eine Denkschrift über die Orden unter dem Titel: „Rechenschaft an das Publicum, über meine Entfernung von Jena in dem Sommerhalbenjahre 1795," worin er den ganzen Vorgang erzählte. Bezeichnend sind die Grundsätze, nach denen er im Leben unverrückt zu handeln entschlossen sei. Erstens. „Es gibt etwas," dies sind seine Worte, „das mir über alles gilt, dem ich alles Andere nachsetze, für das ich mein ganzes irdisches Wohl, meinen guten Ruf, mein Leben, das ganze Wohl des Weltalls, wenn es damit in Streit gerathen sollte, ohne Bedenken aufopfern würde: die Ehre. Zweitens. Diese Ehre setze ich keineswegs in das Urtheil Anderer über meine Handlungen, und wenn es das einstimmige Urtheil meines Zeitalters und der Nachwelt sein könnte, sondern in dasjenige, das ich selbst über sie fällen kann. Drittens. Dieses Urtheil hängt davon ab, ob ich bei meinen Handlungen in Übereinstimmung mit mir selbst bleibe, oder mich dadurch mit mir selbst in Widerspruch versetze. Im ersten Falle billige ich sie, und das Bewußtsein einer Übereinstimmung mit mir selbst thut mir vollkommen Genüge. Von diesen Grundsätzen gestatte ich schlechthin keine Ausnahme.

Von dieser Zeit an erlitt Fichte's ganze Stellung zur Universität eine bedeutende Veränderung, und am fernen Horizonte stiegen Wolken auf, welche auf Sturm und Ungewitter deuteten. Doch bevor wir in der Erzählung weiter fortschreiten, müssen wir einen Blick auf Fichte's System in seiner ursprünglichen Gestalt werfen. Sämmtliche Anhänger Kant's in Jena hatten sich in ihm getäuscht. Er verließ zwar den Standpunkt Kant's nicht, aber seine Methode war eine ganz andere, sehr eigenthümliche. Er wollte in der Philosophie seines großen Lehrers den Geist von dem Buchstaben scheiden, die einzelnen zerstreuten Glieder zu einer einzigen organischen Gestalt umbilden, und die Philosophie sollte ein System im strengsten Sinne des Wortes werden. So schreibt er schon 1794 an Reinhold: „Es wird mir immer wahrscheinlicher,

daß Kant grade aus meinen Grundsätzen gefolgert habe, ob er sie gleich nicht wörtlich, sondern öfters etwas, das ihnen den Worten nach zu widersprechen scheint, aufstellt, und weit weniger systematisch ist, als ich zu sein wünsche." Und: „Kant will die drei Vermögen, das Erkenntnißvermögen, das Gefühl und das Begehrungsvermögen nicht unter ein höheres Princip unterordnen, sondern er läßt sie blos coordinirt bleiben. Ich glaube aber, sie müssen unter ein höheres Princip geordnet werden, und zwar unter das Princip der Subjectivität überhaupt. — Durch die von mir aufgestellte Einheit wird nicht nur die Kritik der speculativen, sondern auch die der praktischen Vernunft und die der Urtheilskraft vereinigt, wie es sein sollte und mußte. — Noch hat keiner Kanten verstanden, die es am meisten glauben, am wenigsten: keiner wird ihn verstehen, der nicht auf seinem eigenen Wege zu Kant's Resultaten kommen wird; und dann wird die Welt erst staunen" [7]). Und „Ich habe es von jeher gesagt, und sage es hiermit wieder, mein System ist kein anderes, als das Kantische, d. h. es enthält dieselbe Ansicht der Sache, ist aber in seinem Verfahren ganz unabhängig von der Kantischen Darstellung. Kant ist bis jetzt, einen neuerlich gegebenen Wink abgerechnet, ein verschlossenes Buch, und was man aus ihm herausgelesen hat, ist grade dasjenige, was in ihn nicht paßt, und was er widerlegen wollte. Kant hat zwar das System der Wissenschaftslehre selbst nicht aufgestellt, aber er hat es gedacht, und Alles, was er wirklich vorträgt, sind nur Bruchstücke und Resultate dieses Systems und nur unter dieser Voraussetzung haben seine Behauptungen Sinn und Zusammenhang" [8]). Man muß es Fichte zugestehen, daß er den Geist der Kantischen Philosophie in seinem Wesen ergriffen hatte, und tiefer geblickt, als alle Kantianer. Kant nennt sein System transscendentalen Idealismus, er will es aber gleichwol nicht Wort haben, daß dies wirklicher Idealismus ist, er protestirt sogar gegen diese Benennung, und sucht den seinigen sorgfältig von dem des Cartesius und Berkeley zu unterscheiden. Er meint, seine Philosophie sei nicht Idealismus, weil er ja die Wirklichkeit der Dinge als außer uns befindliche Gegenstände der Sinne gar nicht bezweifle [9]). Allein dies ist nur eine Inconsequenz, eine Scheu, die nothwendigen Folgen seiner Lehren auszusprechen. Denn aus dem, was er über Raum und Zeit, über die Kategorien, über die Verbindung des Mannichfaltigen zur Einheit in dem reinen Selbstbewußtsein, sowie über die Erscheinungen und Dinge an sich lehrt, folgt unwidersprechlich, daß von der objectiven Realität einer von uns verschiedenen Welt vom Standpunkte des transscendentalen Idealismus aus gar nicht die Rede sein kann. Nur der gemeine Menschenverstand ist in dieser Täuschung befangen. Die Hypothese von den Dingen an sich war nur eine schwache Stütze für die Realität der Außenwelt, indem Kant das Band zwischen den Erscheinungen und den Dingen an sich dadurch offenbar selbst zerschnitt, daß er die Dinge an sich als übersinnliche Substrate betrachtete, welche gar nicht im Raume und in der Zeit, und kein Gegenstand der Erfahrung sind, von denen daher auch die Kategorien der Ursache und Wirkung, sowie der Existenz gar nicht gebraucht werden dürfen. Derselbe Widerspruch zeigt sich auch zwischen der theoretischen und praktischen Vernunft, dem intelligiblen und empirischen Charakter des Menschen, der Freiheit im kosmologischen und im praktischen Verstande, sowie zwischen dem Ich, wie es uns erscheint, und dem, was es an sich selbst ist [10]). Endlich liegt bei Kant noch eine große Schwäche, wodurch er dem damaligen Zeitgeiste den Tribut entrichtete, in der Spaltung der Seelenvermögen. Da soll es nicht blos eine reine speculative Vernunft geben, die sich in ihren eigenen Gesetzen widerstreitet, und dieselbe Vernunft soll in ihrer praktischen Thätigkeit das constitutive Princip derselben Idee enthalten, auf welche sie denkend durch eine bloße Sophisterei gekommen, und die Urtheilskraft soll wieder ein besonderes Vermögen mit einer eigenthümlichen Gesetzmäßigkeit sein. Die drei Hauptvermögen selbst, das Erkenntnißvermögen, das Gefühl der Lust und Unlust und das Begehrungsvermögen, sollen sich nicht aus einem gemeinschaftlichen Grunde ableiten lassen. Nun lehrt aber Kant, die ganze Function des Verstandes ist in den Urtheilen erschöpft, da sich nun auch die Erkenntnisse der theoretischen und praktischen Vernunft nur in Urtheilen aussprechen lassen, so ist in Wahrheit der Verstand, als die Selbstthätigkeit des Erkennens, das gemeinschaftliche Princip aller drei Kritiken, und zwar derjenige Actus desselben, den Kant die Einheit des reinen Selbstbewußtseins nennt, d. h. das Ich. Das Ich ist zuletzt das Gewisseste von Allem, das Alles Zusammenhaltende, die Innenwelt und Außenwelt Verbindende, das Princip aller Thätigkeit und alles Lebens. Und dies ist eben das Princip des Fichte'schen Systems. Schon in der Recension des Änesidemus, oder über das Fundament der Reinhold'schen Elementarphilosophie, 1792, in der Allgem. Lit.-Zeit. 1794. S. 47, bemerkt er, der Act des Bewußtseins müsse eine Handlung des Vorstellens sein, und der höchste Grundsatz der Philosophie dürfe nicht eine bloße Thatsache, sondern er müsse eine Thathandlung ausdrücken. Und eben durch eine solche werde auch das Nicht-Ich nicht von uns wahrgenommen, sondern ursprünglich gesetzt. Das absolute Subject selbst, das Ich, wird nur durch intellectuelle Anschauung gesetzt, und das absolute Object, das Nicht-Ich, ist das ihm Entgegengesetzte. Im empirischen Bewußtsein dagegen kommen sie nicht anders als so vor, daß eine Vorstellung auf sie bezogen wird. Sie sind hier nur mittelbar als Vorstellendes und Vorgestelltes.

Bestimmter tritt Fichte's Ansicht hervor in der Schrift

---

7) Fichte's Leben und Briefwechsel. 2. Th. S. 210. 227. 234. 350. Reinhold's Leben und literarisches Wirken, herausgegeben von E. Reinhold. (Jena 1825.) S. 166. 8) Versuch einer neuen Darstellung der Wissenschaftslehre und Einleitung in die Wissenschaftslehre; Philosoph. Journal. 5. Bd. (Jena 1797.) S. 3 fg. 357 fg. 9) Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik. (Riga 1783.) S. 62—71.

10) Über diese Inconsequenzen und Widersprüche im Kantischen Systeme muß ich auf mein, wie ich hoffe, im nächsten Jahre erscheinendes „System der Metaphysik" verweisen.

„über den Begriff der Wissenschaftslehre.“ (Weimar 1794.) Hier geht er davon aus, daß eine Wissenschaft Eins, ein Ganzes sein müsse, was aber nur möglich sei durch einen einzigen höchsten Grundsatz. Dies gelte daher auch von der Wissenschaftslehre, oder der Philosophie. Der höchste Grundsatz derselben ist schlechterdings keines Beweises fähig; da er aber die Grundlage aller Gewißheit abgeben soll, so muß er in sich selbst gewiß sein. Dieser Grundsatz ist der Ring, an dem unser ganzes Wissen hängt, der aber selbst an Nichts befestigt, durch seine eigene Kraft sich und das ganze System hält. So entsteht ein durch seine eigene Schwerkraft sich haltender Erdball, dessen Mittelpunkt allmälig Alles anzieht. In der „Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre“ (Leipzig 1794.) sucht er dann das System selbst aus diesem Grundsatze zu entwickeln. Der höchste Grundsatz drückt diejenige Thathandlung aus, welche unter den empirischen Bestimmungen unseres Bewußtseins nicht vorkommen kann, sondern vielmehr allem Bewußtsein zum Grunde liegt und es erst möglich macht. Um sie zu finden, darf man nur von dem Satze A = A ausgehen, welcher schlechthin gewiß ist: d. h. wenn A ist, so ist A. Es ist daher ein nothwendiger Zusammenhang zwischen beiden (= X) schlechthin gesetzt. Wir haben mithin das Vermögen, etwas schlechthin zu setzen, und zwar durch unser Ich, in unserm Ich und für dasselbe. Das Eine und Gleiche in dieser Handlung ist mithin eigentlich das Ich; und so ist damit die Einheit und Gleichheit des Ich gesetzt: Ich = Ich. Damit ist aber auch unmittelbar die Existenz gesetzt, weil sonst X gar nicht im Ich gesetzt werden könnte. Dadurch enthält aber auch der Satz Ich = Ich, oder Ich bin, einen Gehalt; und da in demselben geurtheilt wird, das Urtheilen aber ein Handeln des menschlichen Geistes ist, so ist dieses Setzen des Ich durch sich selbst eine Thathandlung, und zwar, indem von allen empirischen Bestimmungen abstrahirt wird, die reine Thätigkeit des menschlichen Geistes. Das Ich ist schlechthin, weil es sich gesetzt hat. Ebenso gewiß aber, wie der Satz A = A, ist auch der Satz: — A nicht = A. Er kann daher ebenso wenig bewiesen werden, wie jener. So gewiß er aber ist, so gewiß kommt auch unter den Thatsachen des empirischen Bewußtseins ein Entgegensetzen vor, und auch dieses ist seiner Form nach eine durch keinen höheren Grund begründete Handlung. Aber dieses Entgegengesetztsein ist schlechthin durch das Ich gesetzt, und da das Entgegensetzen nur möglich ist in Beziehung auf eine andere Handlung des Ich, so ist es der Materie nach bedingt, und nur der Form nach unbedingt. Da nun ursprünglich nichts gesetzt ist, als das Ich, so ist das Entgegengesetzte nothwendig das Nicht-Ich. Der zweite seinem Gehalte nach bedingte Grundsatz des menschlichen Wissens ist also: Dem Ich ist schlechthin entgegengesetzt das Nicht-Ich. Der dritte Grundsatz ist fast durchgängig eines Beweises fähig, weil er von zwei Sätzen bestimmt wird. In sofern das Nicht-Ich gesetzt ist, ist das Ich nicht gesetzt, das Nicht-Ich ist aber im Ich gesetzt. Es sollen mithin beide, das Ich und das Nicht-Ich, im identischen Bewußtsein gesetzt werden. Dies ist ein Widerspruch. Da aber gleichwol die Identität des Bewußtseins, das einzige absolute Fundament unseres Wissens, nicht aufgehoben werden darf, so muß irgend ein X gefunden werden, vermittels dessen der Widerspruch bleibt, ohne daß die Identität des Bewußtseins selbst aufgehoben wird. Die Frage ist daher: Wie lassen sich A und — A, Realität und Negation, zusammendenken, ohne daß sie sich vernichten und aufheben? Die Antwort kann nur sein: Dadurch, daß sie sich gegenseitig einschränken. Das X bezeichnet daher die Schranken. Etwas einschränken, heißt: Die Realität desselben nicht gänzlich, sondern nur zum Theil aufheben. Also liegt in dem X, als der Schranke, zugleich der Begriff der Theilbarkeit. Das Ich sowol, als das Nicht-Ich, werden schlechthin als theilbar gesetzt. Der dritte Grundsatz läßt sich also in der Formel ausdrücken: Ich setze im Ich dem theilbaren Ich ein theilbares Nicht-Ich entgegen. Alles, was nun weiter im Systeme des menschlichen Geistes vorkommen soll, muß sich aus dieser Erkenntniß ableiten lassen. So haben wir drei Grundsätze, in denen zugleich drei logische liegen: 1) Den Grundsatz der Thesis, welcher das Ich schlechthin setzt. (Satz der Identität.) 2) Den Grundsatz der Antithesis, welcher dem Ich schlechthin entgegensetzt ein Nicht-Ich. (Satz des Gegensatzes oder des Widerspruchs.) Und 3) den Grundsatz der Synthesis, durch welchen beide vereinigt werden sollen, indem sie sich gegenseitig einschränken (den Satz des Grundes). Da sich nun aus diesen drei Grundsätzen der ganze Gehalt der Wissenschaftslehre muß ableiten lassen, so müssen in den bisherigen Begriffen noch andere enthalten sein. In dem Grundsatze der Synthesis liegen aber folgende zwei Sätze: 1) Das Ich setzt das Nicht-Ich als beschränkt durch das Ich. Und 2) das Ich setzt sich selbst als beschränkt durch das Nicht-Ich. Der erste Satz begründet den praktischen Theil der Wissenschaft, der zweite den theoretischen. Die Vernunft ist an sich praktisch, erst in der Anwendung ihrer Gesetze auf ein sie einschränkendes Nicht-Ich wird sie theoretisch. Das Nicht-Ich muß, da es das Ich bestimmen soll, selbst Realität haben. Da aber alle Realität im Ich gesetzt ist, so hat das Nicht-Ich keine Realität an sich, sondern nur in sofern, als das Ich leidet, afficirt wird. Das Ich ist aber absolute Thätigkeit, es muß mithin durch seine eigene Thätigkeit sein Leiden bestimmen, was möglich ist, wenn man die Thätigkeit des Ich mit Theilen vergleicht, wovon in einigen die Thätigkeit beschränkt wird. Dies geschieht durch ein bestimmtes Handeln, welches dann ein Leiden ist in Beziehung auf die Totalität des Handelns, wie wenn man in dem unendlichen Raume einen Cirkel beschreibt. Eine solche beschränkende Thätigkeit ist das Denken, in sofern dadurch die übrigen ausgeschlossen werden. Denkt man sich das Ich als Substanz, so ist diese beschränkende Thätigkeit ein Accidenz. Dunkel bleibt hierbei, was wol das Ich veranlaßt, diese Handlung vorzunehmen. Nach der ersten Synthesis könnte man vermuthen,

daß sie wol eine Wirkung des Nicht-Ich sein dürfte, dann bleibt aber immer die Schwierigkeit, wie kann das Ich auf das Nicht-Ich unmittelbar einwirken, und das Nicht-Ich auf das Ich, da beide einander völlig entgegengesetzt sein sollen. Die Wissenschaftslehre kann diesen Widerspruch nicht vollkommen lösen, sondern ihn nur, indem sie immerfort Mittelglieder zwischen beide einschiebt, weiter hinaussetzen. Hierdurch würde der Punkt, in welchem beide sich unmittelbar berühren, sich ins Unendliche verlieren, und mithin die Wissenschaftslehre ihre Aufgabe gar nicht lösen können. Die Vernunft thut daher den absoluten Machtspruch: Es *soll*, da das Nicht-Ich mit dem Ich auf keine Art sich vereinigen läßt, überhaupt kein Nicht-Ich sein; und so wird der Knoten zwar nicht gelöst, aber zerschnitten. Man kann dies auch so darstellen: Das Ich ist, in sofern es durch das Nicht-Ich eingeschränkt wird, *endlich*, an sich aber in seiner absoluten Thätigkeit *unendlich*. Beide, die Unendlichkeit und Endlichkeit in ihm sollen vereinigt werden; da dies aber an sich unmöglich ist, so muß die Endlichkeit überhaupt aufgehoben werden, alle Schranken müssen verschwinden, das unendliche Ich muß als Eins und als Alles allein übrig bleiben.

Es handelt sich hier zugleich um die Erklärung der *Vorstellung oder der objectiven Erkenntniß*. Geht die Erklärung derselben davon aus, daß das Nicht-Ich die Ursache der Vorstellung ist, so ist dasselbe Realgrund von Allem, das Ich ist ein bloßes Accidenz desselben, und wir bekommen den *materiellen Spinozismus*, d. i. einen *dogmatischen Realismus*. Nimmt man dagegen an, daß das Ich die Substanz der Vorstellung ist, diese aber ein Accidenz, so ist das Nicht-Ich gar nicht Real-, sondern blos Idealgrund derselben; es hat demnach gar keine Realität außer der Vorstellung, und ist ein bloßes Accidenz des Ich. In diesem Systeme läßt sich für die Einschränkung der Realität im Ich gar kein Grund angeben, und ein solches System wäre ein *dogmatischer Idealismus*. Aber auch dieser ist unvollständig, weil er nicht Alles erklärt, was erklärt werden soll. Auch im theoretischen Theile der Wissenschaftslehre läßt sich diese Frage nicht beantworten. Beide Wege sind richtig. Dadurch wird aber die menschliche Vernunft in Widerspruch mit sich selbst versetzt und in einen Cirkel befangen. Das System, welches dieses aufzeigt, ist der *transscendentale Idealismus*, den Kant am vollständigsten und consequentesten aufgestellt hat. Da nun das absolute Sein des Ich nicht aufgegeben werden darf, so muß der Streit zum Vortheil des Idealismus entschieden werden, aber eines *praktischen*, der nicht bestimmt, was ist, sondern was sein *soll*. Die verminderte Thätigkeit des Ich muß aus dem Ich selbst erklärt werden, freilich auch nur eine *unendliche Idee*, durch welche der Widerspruch in die Unendlichkeit hinausgesetzt wird. *Der Ideal- und Realgrund sind im Begriffe der Wirksamkeit Eins und Dasselbe*, daher auch Thätigkeit und Leiden. Der Ausdruck *verminderte, begrenzte Thätigkeit* bezeichnet nur, daß die Thätigkeit des Ich auf ein *Object* geht, also ein *objectives Handeln*. Durch das Setzen eines Objectes entsteht dem Ich ein Leiden, und es bezieht sich dieses Leiden nothwendig auf einen Realgrund im Nicht-Ich, und so entsteht die Vorstellung von einer vom Ich unabhängigen Realität des Nicht-Ich. Setzt es dagegen das Subject, so entsteht zwar abermals ein Leiden, aber es wird auf die Thätigkeit des Ich bezogen, und dies ist die Vorstellung einer vom Nicht-Ich unabhängigen Realität des Ich, d. h. die Vorstellung von der Freiheit des Ich. Hiermit ist zugleich ein Wechsel der Vorstellungen gesetzt. Man kann dies auch so ausdrücken: Unendlichkeit und Begrenzung sind in einem und ebendemselben synthetischen Gliede vereinigt. Das Ich ist unendlich, heißt: Es setzt sich unendlich, also es bestimmt sich, begrenzt sich selbst, und unterscheidet sich selbst von seiner unendlichen Thätigkeit; aber da diese unendliche Thätigkeit *seine* Thätigkeit ist, so nimmt es sie auch wieder in sich auf, und so ist sie bestimmt, und mithin nicht unendlich; da sie aber doch unendlich sein soll, so muß sie außer dem Ich gesetzt werden. Dieser Wechsel des Ich in und mit sich selbst, indem das Ich jetzt das Unendliche in die Form des Endlichen aufzunehmen versucht, jetzt, zurückgetrieben, es wieder außer derselben setzt, ist das Vermögen der *Einbildungskraft*. Dadurch wird der Zustand des Ich zu einem *Zeitmomente*. Für die bloße reine Vernunft ist Alles zugleich, nur für die Einbildungskraft gibt es eine Zeit. Ohne die Unendlichkeit des Ich, ohne ein absolutes Productionsvermögen ist auch nicht einmal die Möglichkeit der Vorstellungen zu erklären. Nur durch die Einbildungskraft lassen sich das Ich und Nicht-Ich vereinigen. Das Nicht-Ich ist selbst ein Product des sich selbst bestimmenden Ich, und gar nichts Absolutes, außer dem Ich Gesetztes. Damit ist der theoretische Theil der Wissenschaftslehre beschlossen. Durch die Einbildungskraft bekommen die beiden Entgegengesetzten, Idealität und Realität, die durch das Denkvermögen vereinigt werden sollen und nicht können, Realität, weil sie dadurch anschaubar werden. Daher gibt es *für uns* keine andere Realität, als durch die Einbildungskraft. Auf die Handlung der Einbildungskraft gründet sich die Möglichkeit unseres Bewußtseins, unseres Lebens, unseres Seins. Auf die ins Unendliche hinausgehende Thätigkeit des Ich geschieht ein *Anstoß*, etwa wie in irgend einem Punkte einer geraden Linie, wodurch die Thätigkeit des Ich reflectirt und nach Innen getrieben wird. Zugleich wird sie zurückwirken auf diesen Punkt. Nennt man diesen Punkt C, die Thätigkeit des Ich aber A, so wird die Richtung von C nach A ein Leiden sein, die von A nach C aber bloße Thätigkeit, und die zwischen beiden liegende Thätigkeit ist das *Anschauen*; eine Thätigkeit und ein Leiden zugleich. Das Angeschaute, als das dem anschauenden Ich Entgegengesetzte, ist ein Nicht-Ich, welches producirt und nach Außen gesetzt wird. Damit aber das Ich sich als des Anschauenden vollkommen bewußt wird, muß es das Angeschaute fixiren. Dies geschieht durch den *Verstand*. Der Verstand ist ein ruhendes, unthätiges Vermögen des Gemüths, der bloße Behälter des durch die Einbildungskraft Hervorgebrachten und durch-

die Vernunft Bestimmten. Nur im Verstande ist Realität, wiewol erst durch die Einbildungskraft; er ist das Vermögen des Wirklichen; in ihm wird erst das Ideale zum Realen. Unsere feste Überzeugung von der Realität der Dinge außer uns kommt blos daher, daß wir uns des Vermögens ihrer Production nicht bewußt werden. Die Anschauung unseres Leidens in der Anschauung bewirkt das Gefühl eines Zwanges; im Verstande wird er fixirt als Nothwendigkeit. Deshalb wird das Object gedacht als Ursache. Die innere Thätigkeit desselben ist ein blos Gedachtes, ein Noumenon. Das freie Vermögen über schon im Verstande gesetzte Objecte zu reflectiren, oder von ihnen zu abstrahiren, ist die Urtheilskraft. Das absolute Abstractionsvermögen ist die Vernunft. Das, was nach Aufhebung alles Objects durch das absolute Abstractionsvermögen übrig bleibt, ist das Ich, das reine Selbstbewußtsein.

Der letzte Theil der Wissenschaftslehre enthält die Grundlage der Wissenschaft des Praktischen. Der Hauptsatz derselben ist: Das Ich setzt sich als bestimmend das Nicht-Ich. Das vorstellende Ich ist nicht Eins und Dasselbe mit dem absoluten, schlechthin durch sich selbst gesetzten Ich. Die Sphäre des Vorstellens ist ihm nicht durch sich selbst, sondern durch etwas außer ihm gesetzt, durch einen Anstoß von Außen, durch ein Nicht-Ich. Erst dadurch ist es Intelligenz, und in sofern seine Thätigkeit objectiv wird, endlich. Unendlich ist es nur, in sofern seine Thätigkeit in sich selbst zurückgeht. Durch die Endlichkeit und Beschränkung wird aber die Thätigkeit des Ich nicht aufgehoben; diese äußert sich vielmehr darin, daß es die bestehenden Schranken wieder aufhebt und weiter hinausschiebt. So entsteht eine fortgesetzte Tendenz, ein Streben zur Bestimmung, und zwar wegen der Unendlichkeit des Ich an sich ein unendliches Streben. Dieses kommt jedoch nicht zum Bewußtsein, weil Bewußtsein nur durch Reflexion und diese nur durch Bestimmung möglich ist. Das unendliche Streben geht daher blos auf ein ideales Object. Die Idee der Unendlichkeit schwebt uns immer vor, sie ist im Innersten unseres Wesens enthalten, und ebendies ist das Gepräge unserer Bestimmung für die Ewigkeit. Die Wissenschaftslehre aber geht aus von dem unendlichen Ich, das sich selbst schlechthin setzt, nicht von dem im wirklichen Bewußtsein gegebenen Ich, denn dieses ist nie schlechthin, sondern sein Zustand ist immer, es sei unmittelbar oder mittelbar, durch etwas außer dem Ich begründet. Das unendliche Ich ist nur eine Idee, welche der praktischen unendlichen Foderung nothwendig zum Grunde gelegt werden muß. In sofern das Ich durch Reflexion in die Unendlichkeit hinausgeht, ist es praktisch. So entsteht ihm die Reihe dessen, was sein soll, die Reihe des Idealen. Betrachtet es sich dagegen als beschränkt, so entsteht ihm die Reihe des Wirklichen. In dieser Beziehung ist es theoretisch oder Intelligenz. Und so ist denn das ganze Wesen endlicher, vernünftiger Naturen umfaßt und erschöpft: Ursprüngliche Idee unseres absoluten Seins, Streben zur Reflexion über uns selbst nach dieser Idee: Einschränkung unseres hierdurch gesetzten wirklichen Daseins durch ein entgegengesetztes Princip, das Nicht-Ich, oder überhaupt durch unsere Endlichkeit: Selbstbewußtsein und insbesondere Bewußtsein unseres praktischen Strebens, Bestimmung unserer Vorstellungen darnach und durch sie unserer Handlungen: stete Erweiterung unserer Schranken ins Unendliche fort. Im Ich ist zwar das Princip des Lebens und des Bewußtseins, der Grund seiner Möglichkeit, aber dadurch entsteht noch kein wirkliches Leben in der Zeit. Zu diesem bedarf es noch eines besonderen Anstoßes auf das Ich durch das Nicht-Ich. Der letzte Grund aller Wirklichkeit für das Ich ist demnach eine ursprüngliche Wechselwirkung zwischen dem Ich und irgend einem Etwas außer demselben, von welchem sich nichts weiter sagen läßt, als daß es dem Ich völlig entgegengesetzt sein muß. Das Ich wird dadurch blos in Bewegung gesetzt, um zu handeln, und da seine Existenz blos im Handeln besteht, so würde es ohne diesen Anstoß auch nicht existiren; aber es wird dadurch nichts Fremdartiges in das Ich hineingetragen, Alles entwickelt sich in ihm blos nach seinen eigenen Gesetzen. Das Ich ist demnach abhängig seinem Dasein nach; der Punkt, worin wir uns zuerst als frei finden, hängt nicht von uns ab, aber unabhängig sind wir in den Bestimmungen unseres Daseins, und die Reihe von Handlungen, die wir von diesem Punkte aus in alle Ewigkeit beschreiben werden, hängt völlig von uns ab. Die Wissenschaftslehre ist demnach realistisch. Sie erklärt alles Bewußtsein aus einem unabhängig von allem Bewußtsein Vorhandenen, einer dem Ich entgegengesetzten Kraft, welche von dem endlichen Wesen blos gefühlt, aber nicht erkannt wird, aber bei dieser Erklärung richtet sie sich immer nach ihren eigenen Gesetzen. Dies vorausgesetzte Ding an sich muß zwar der endliche Geist außer sich setzen, aber es ist zugleich nur etwas für das Ich, und folglich im Ich. Dies ist ein Cirkel, aus dem man nie heraustreten kann, und deshalb ist die Wissenschaftslehre kritischer Idealismus, oder Ideal-Realismus.

Auf diese Grundzüge des Systems lassen wir zuvörderst einige Erläuterungen folgen. „Die Wissenschaftslehre fodert von ihrem Lehrlinge ein inneres Handeln: er soll Alles aus sich selbst nehmen. Sie geht von dem Grundstoffe alles dessen aus, was je im Bewußtsein vorkommen kann, und nach vollständiger Scheidung als das allein Unauflösliche zurückbleibt. Sie läßt daher das Ich den Weg der Abstraction zurückmachen und dasjenige zusammensetzen, was durch Abstraction getrennt war, sowie der Chemiker die vorher aufgelösten Körper wieder aus den Grundstoffen componirt, und nun erst sicher ist, der Natur ihr Geheimniß abgelernt zu haben" [11]). Das Object der Wissenschaftslehre liegt, weil sie den Grund aller Erfahrung anzugeben sucht, nothwendig außer der Erfahrung. In der Erfahrung sind das Ding und die Intel-

11) Vergleichung des von dem Prof. Schmid aufgestellten Systems mit der Wissenschaftslehre. Niethammer's Philos. Journal. 1796. 3. Bd.

ligenz unzertrennlich verbunden. Der Philosoph kann beide durch Freiheit trennen. Der Idealismus abstrahirt von dem Dinge und hält sich blos an die Intelligenz, der Dogmatismus dagegen abstrahirt von der Intelligenz und so bleibt ihm blos ein Ding an sich übrig. Dies sind die beiden einzigen möglichen Systeme, von denen aber keins das andere widerlegen kann. Beide sind absolut unverträglich; man muß aber Eins von beiden zum Ersten machen. Welches dieses sei, hängt von dem Interesse und der Neigung ab. Das höchste Interesse aber ist das für uns selbst. Wer sich daher noch nicht zum vollen Gefühle der Freiheit erhoben hat, der hat auch nur ein zerstreutes, auf den Objecten haftendes, aus ihrer Mannichfaltigkeit zusammenzulesendes Selbstbewußtsein. Ihr Bild wird ihm nur durch die Dinge, wie durch einen Spiegel zugeworfen, Alles, was er ist, das ist er wirklich nur durch die Außenwelt geworden. Wer dagegen seiner Selbständigkeit und Unabhängigkeit von Allem, was außer ihm ist, sich bewußt wird, der bedarf der Dinge nicht zur Stütze seiner selbst. Was für eine Philosophie man wähle, hängt sonach davon ab, was man für ein Mensch ist. Ein von Natur schlaffer, oder durch Geistesknechtschaft, gelehrten Luxus und Eitelkeit erschlaffter und gekrümmter Charakter wird sich nie zum Idealismus erheben. Dieser ist die einzig mögliche Philosophie [12]). Der Gegenstand der Philosophie ist ein Lebendiges und Thätiges, das aus sich selbst und durch sich selbst Erkenntnisse erzeugt, und welchem der Philosoph blos zusieht. Das dem Philosophen angemuthete Anschauen seiner selbst im Vollziehen des Acts, wodurch ihm das Ich entsteht, ist die intellectuelle Anschauung. Diese ist der einzige feste Standpunkt für alle Philosophie. Diese muß daher von einer Thathandlung ausgehen; nur das Handeln vereiniget beide Welten, die sinnliche und die übersinnliche [13]). Unter diesen Handlungen kommt auch eine vor, welche dem Handelnden selbst als ein Sein erscheint, und nach bestimmten Gesetzen so erscheinen muß. Der Begriff des Seins ist daher gar nicht ein erster und ursprünglicher, sondern ein abgeleiteter, und zwar durch Gegensatz der Thätigkeit, also nur ein negativer Begriff [14]). Und an Jacobi schreibt Fichte: „Mein absolutes Ich ist offenbar nicht das Individuum, aber das Individuum muß aus dem absoluten Ich deducirt werden. Dazu wird die Wissenschaft im Naturrechte ungesäumt schreiten" [15]).

Dies geschah. Die Grundlage des Naturrechts erschien Jena 1796 und 1797 in zwei Bänden. Hier ist die Deduction folgende: „Das Ich ist nichts als ein Handeln auf sich selbst. Seines Handelns an sich wird es daher sich nicht bewußt, sondern nur dessen, was ihm durch das Handeln entsteht, des Objects des Bewußtseins, oder des Dinges. Da dieses Object durch ein nothwendiges Handeln entsteht, so schreibt man ihm Realität zu. Daher sagt man: So wahr ich lebe, oder bin, ist dieses oder jenes. Das Vernunftwesen setzt sich selbst nur durch einen Act freier Thätigkeit; aber damit auch eine Sinnenwelt außer sich, weil es endlich ist, als Sphäre seiner Wirksamkeit. Es kann aber eine freie Wirksamkeit in der Sinnenwelt sich selbst nicht zuschreiben, ohne sie auch anderen zuzuschreiben, mithin auch andere Vernunftwesen außer sich anzunehmen. Nur unter Menschen kann der Mensch wirklich Mensch werden. Sowie aber der Mensch andere vernünftige Wesen außer sich setzt, und sich selbst unter ihnen, so muß er sich auch in bestimmte Verhältnisse unter ihnen denken. Diese Verhältnisse in ihrer Gesammtheit sind das Recht. Es beschreibt durch die Einbildungskraft eine Sphäre für die Freiheit, in welche mehre Wesen sich theilen. Da das endliche Vernunftwesen nur einen Theil dieser Sphäre in Anspruch nehmen kann, so muß es seine eigene Freiheit beschränken, damit auch die der andern Raum gewinne. Dieser Begriff des Rechts hat mit dem der Sittlichkeit gar nichts zu thun. Naturrecht und Moral sind ursprünglich durch die Vernunft geschieden. Nur durch Handlungen in der Sinnenwelt kommen vernünftige Wesen in Wechselwirkung und Rechtsverhältnisse zu einander. Was in ihr keine Causalität hat, sondern im Innern des Gemüths verbleibt, gehört vor einen anderen Richterstuhl, den der Moral. Das vernünftige Wesen kann sich aber nicht als Individuum setzen, ohne sich einen materiellen Leib zuzuschreiben, und dadurch zu bestimmen. Durch die Bestimmung seines Leibes tritt der Wille der Person auf das Gebiet der Sinnenwelt. Daher ist die Person als Erscheinung identisch mit ihrem Leibe. Daraus folgt: 1) das Recht auf die Fortdauer der absoluten Freiheit und Untastbarkeit des Leibes. 2) Das Recht auf die Fortdauer eines freien Einflusses in die gesammte Sinnenwelt. Dies ist aber nur dadurch möglich, daß es gewisse Objecte in der Sinnenwelt seinen Zwecken unterwerfe, und deshalb nur ein endliches Quantum in der Sinnenwelt in Besitz nimmt. Um Collisionen mit andern zu vermeiden, ist eine Declaration des Besitzes nothwendig. So entsteht das Eigenthum. Da die Personen frei sind, so ist die Möglichkeit der Rechtsverhältnisse auf dem Gebiete des Naturrechts durch gegenseitige Treue und Glauben bedingt: ohne diese gibt es keine Sicherheit unter ihnen. Um aber alle daraus entspringenden Schwankungen zu vermeiden, muß das Zwangsrecht eintreten, d. h. wer durch seine freien Handlungen die Rechte Anderer verletzt, muß mit mechanischer Nothwendigkeit die gleiche Verletzung seines eigenen Rechts empfinden. Dies müssen Alle wollen und deshalb müssen sie sich in einem Vertrage vereinigen. Weil aber der Verletzende nur gezwungen werden kann, wenn der Verletzte die Übermacht besitzt, so ist das Zwangsrecht nur möglich durch ein Gemeinwesen und durch positive Gesetze; daher die Nothwendigkeit des Staatsvertrags. Der gemeinsame Wille in seiner zwingenden Übermacht gegen den Einzelnen ist die Staatsgewalt. — Als ein Anhang zur Rechtslehre ist der etwas später erschienene „geschlossene Handelsvertrag" (Tübing. 1800.) zu betrachten. Fichte will in diesem Ent-

12) Versuch einer neuen Darstellung der Wissenschaftslehre; philos. Journal. 5. Bd. 1. Heft. (Jena 1797.) 13) Zweite Einleitung in die Wissenschaftslehre; philos. Journal. 5. Bd. 4. Heft. 14) 6. Bd. 1. Heft. 15) Fichte's Leben. 1. Bd. S. 181.

würfe der Politik die wirkliche Ausführbarkeit seiner allgemeinen Staatslehre darthun. Diese dürfe man bei der Anwendung auf einen besonderen Staat nur weiter bestimmen, wie die reine Geometrie bei der Ausmessung eines Feldes. Der wirkliche Staat muß vorgestellt werden als begriffen in der allmäligen Stiftung des Vernunftstaates. Die Politik ist die Regierungswissenschaft des wirklichen Staates. Sie liegt in der Mitte zwischen dem gegebenen Staate und dem Vernunftstaate, und beschreibt die stete Linie, durch welche der erste sich in den letzten verwandelt, und endigt mit dem reinen Staatsrechte. Fichte sucht daher in seinem „geschlossenen Handelsstaate" zu zeigen, was in dem Vernunftstaate über den Verkehr Rechtens ist, sodann anzugeben, was in den bestehenden Staaten hierüber Sitte ist, und wie ein Staat aus dem letzten Zustande in den ersten übergehen kann.

Das Gegenstück zu dem Naturrechte ist das „System der Sittenlehre." (Jena 1798.) Die Grundidee derselben ist folgende: Die Sittenlehre hat das System des nothwendigen Denkens darzustellen, daß mit unseren Vorstellungen ein Sein übereinstimme und daraus folge. Die moralische oder sittliche Natur des Menschen besteht darin, daß im Gemüthe des Menschen sich eine Zunöthigung äußere, Einiges ganz unabhängig von äußeren Zwecken zu thun, schlechthin und lediglich blos damit es geschehe, und ebenso Einiges zu unterlassen. Sittenlehre ist Theorie des Bewußtseins unserer moralischen Natur und unserer Pflichten. Denke ich mich selbst, abgesondert von Allem, was ich nicht selbst bin, so finde ich mich nur als wollend. Das Wollen, unmittelbar aus dem Ich entspringend, meinem reinen Sein, ist absolut, und dieses Bewußtsein, in sofern jede Erklärung abgewiesen wird, Glaube. Der wesentliche Charakter des Ich besteht in einer Tendenz zur Selbstthätigkeit um ihrer selbst willen, im Gegensatze alles Bestehens und Gesetztseins. Diese Tendenz äußert sich als Trieb auf das ganze Ich. Aus der Äußerung des Triebes folgt nothwendig ein Gedanke. Dieser ist ein unmittelbares Bewußtsein, intellectuelle Anschauung. Das Princip der Sittlichkeit ist der nothwendige Gedanke der Intelligenz, daß sie ihre Freiheit nach dem Begriffe der Selbständigkeit, schlechthin, ohne Ausnahme bestimmen solle. Das Sollen ist der Ausdruck für die Bestimmtheit der Freiheit. Es ist mithin hier nur von einem ursprünglichen Systeme des Denkens, einer ursprünglichen Verkettung der Vernunftaussprüche unter sich selbst die Rede. Dies ist aber nur eine Idee, ein bloßer Gedanke in uns, von welchem gar nicht vorgegeben wird, daß ihm in der wirklichen Welt außer uns etwas entspreche, und zwar ist es die Idee dessen, was wir thun sollen. Wir können aber nichts thun, ohne ein Object unserer Thätigkeit in der Sinnenwelt, und da wir endlich sind, muß uns dieser Stoff in der Sinnenwelt gegeben werden, damit wir uns der Realisation jener an sich unendlichen Idee immer mehr annähern können. Das, was wir außer uns wahrnehmen, worauf unsere Handlungen gehen, ist das Nicht-Ich, etwas außer unser Zuthun Vorhandenes, ein reelles Object unserer Thätigkeit. Unsere Existenz in der intelligiblen Welt ist das Sittengesetz, unsere Existenz in der Sinnenwelt die wirkliche That, der Vereinigungspunkt beider ist die Freiheit, als das absolute Vermögen, die letzte durch die erste zu bestimmen. Für das endliche Vernunftwesen muß es einen Anfangspunkt geben, in welchem das Ich aus seiner ursprünglichen Beschränktheit herausgeht, und zuerst und unmittelbar Causalität hat. Diese Punkte zusammengedacht und durch Anschauung dargestellt und realisirt, sind unser articulirter Leib. An jeden dieser Punkte knüpfen sich wieder andere an, und so entsteht uns durch diese nothwendige Ansicht unserer Wirksamkeit die Welt überhaupt, und zwar als ein Mannichfaltiges. Hierdurch fühle ich mich beschränkt, und erst durch diese Beschränkung gelange ich zum Bewußtsein meiner Thätigkeit. Dieses Bewußtsein ist unmittelbar Trieb. Was unabhängig von meiner Freiheit gesetzt ist, heißt Natur, und zwar zunächst meine Natur, als ein System von Gefühlen und Trieben, welche dann wieder aus dem ganzen Systeme der Natur abgeleitet werden muß. Diese Erklärung macht aber das Ich nur aus dem Gesichtspunkte des gemeinen Bewußtseins, während der Transscendental-Philosoph Alles aus dem idealen Handeln der Vernunft erklärt. Durch die Reflexion auf den Trieb entsteht ein Sehnen, Gefühl eines Bedürfnisses. Durch das Bewußtsein des Triebes geschieht der Übergang von der Nothwendigkeit zur Freiheit. Ich kann den Trieb befriedigen, oder auch nicht. Daher sind die Handlungen des Ich von diesem Punkte an unbestimmbar. Eine Reihe von Freiheitsbestimmungen besteht aus Sprüngen und geht gleichsam ruckweise. Aus der Anschauung des absoluten Vermögens des Ich entsteht der reine Trieb, der unmittelbar auf Thätigkeit gerichtet ist, im Gegensatze zu dem sinnlichen. Er geht daher auf absolute Unabhängigkeit von der Natur, das Ich aber kann, so lange es Ich bleibt, niemals ganz unabhängig werden, und folglich liegt der Endzweck des Vernunftwesens nothwendig in der Unendlichkeit, und ist zwar ein nicht zu erreichender, aber doch ein solcher, dem es sich zu Folge seiner geistigen Natur unaufhörlich annähern soll. Dieses Ziel ist eine unendlich Reihe von Handlungen und dies nennen wir die sittliche Bestimmung des endlichen Vernunftwesens. In dieser Reihe ist in der Idee jedes Mal genau bestimmt, was der reine Trieb fodert. Daher ist das Princip der Sittenlehre folgendes: Erfülle jedes Mal Deine Bestimmung. Die einzelne in dieser Reihe gefoderte Handlung ist die Pflicht. Nur die Handlung aus Pflicht ist eine Darstellung des reinen Vernunftwesens. Daher das unaussprechlich Erhabene der Pflicht. Daraus folgt, ich soll nie gegen meine Überzeugung handeln. Und so läßt sich das Princip der Sittenlehre auch so ausdrücken: Handle stets nach bester Überzeugung von Deiner Pflicht, oder: Handle nach Deinem Gewissen. Die Darstellung des reinen Ich ist das Ganze der vernünftigen Wesen, die Gemeinde der Heiligen. Das Ich, die Person ist dasjenige, an welches sich das Sittengesetz richtet und dem es seine Ausführung überträgt. Ich für mich bin bloßes Instrument desselben, nicht Zweck an sich. Der Endzweck aller Handlungen freier

Wesen ist die Realisation der Vernunft. Diese soll in der Sinnenwelt allein herrschen. Jedem Einzelnen wird vor seinem Selbstbewußtsein die Erreichung des Gesammtzwecks der Vernunft aufgetragen, die ganze Gemeinde der vernünftigen Wesen wird von seiner Sorge und Wirksamkeit abhängig, und er allein ist von Nichts abhängig. Jeder wird Gott, soweit er es sein darf, d. h. mit Schonung der Freiheit aller Individuen. Der Irrthum der Mystiker beruht blos darauf, daß sie das Unendliche vorstellen als erreichbar in der Zeit. Die gänzliche Vernichtung des Individuums und Verschmelzung desselben in die absolut reine Vernunftform oder in Gott ist allerdings das letzte Ziel der endlichen Vernunft; nur ist sie in keiner Zeit möglich. Daher wird durch Nichts die moralische Gesinnung so sehr belebt und gestärkt als durch den Glauben, daß die Beförderung des Vernunftzwecks möglich ist, und ein Fortschritt zum Besseren nothwendig erfolgt. Dieser Glaube ist eigentlich der Glaube an Gott und Unsterblichkeit. Die Beförderung des Guten geht nothwendig nach einer Regel fort, heißt: Es ist ein Gott.

Hier ist wol der schicklichste Ort, der Katastrophe zu erwähnen, welche auf Fichte's Leben einen entscheidenden Einfluß hatte und auch in seiner ganzen Weltanschauung einen Wendepunkt vorbereitete: wir meinen die Beschuldigung des Atheismus. Die Veranlassung dazu war folgende: In dem „philosophischen Journal" 8. Bds. 1. Heft (Jena 1798.) erschien ein Aufsatz von Forberg, damals Rector zu Saalfeld: „Entwickelung des Begriffs Religion." Hier lehrt er: „Religion ist nichts Anderes als ein praktischer Glaube an eine moralische Weltregierung. Wenn es in der Welt so zugeht, daß auf das endliche Gelingen des Guten gerechnet ist, so gibt es eine moralische Weltregierung. Der erhabene Geist, der die Welt nach moralischen Gesetzen regiert, ist die Gottheit. Weder Erfahrung noch Speculation können Gott finden, daher bleibt nur das Gewissen übrig, um auf die Aussprüche desselben eine Religion zu gründen. Die Religion ist blos die Frucht eines moralisch guten Herzens, welches wünscht und glaubt, daß das Gute in der Welt die Oberhand über das Böse erhalten möge. Es ist nicht Pflicht, zu glauben, daß eine moralische Weltregierung, oder Gott existirt, im bloßen Nachdenken kann man es halten, wie man will, man kann sich für den Theismus oder Atheismus erklären, aber es ist Pflicht, so zu handeln, als ob man es glaubt. Am Schlusse dieser Abhandlung stellt Forberg verfängliche Fragen mit ihren Antworten auf, darunter folgende: Ist ein Gott? Antwort. Es ist und bleibt ungewiß. Diese Frage ist blos aus speculativer Neugierde aufgeworfen worden. Kann man rechtschaffen sein, ohne einen Gott zu glauben? Antwort. Ja. — Kann ein Atheist Religion haben? Antwort. Allerdings. Ist die Religion Verehrung der Gottheit? Antwort. Keineswegs. Gegen ein Wesen, dessen Existenz ungewiß ist, gibt es überall nichts zu thun. Fichte setzte diesem Aufsatze eine Abhandlung vor: „Über den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung." Hier sagt er: Von der Sinnenwelt aus gibt es keinen möglichen Weg, zur Annahme einer moralischen Weltordnung aufzusteigen. Dieser Glaube muß durch die übersinnliche Welt, durch das Bewußtsein unserer Freiheit begründet werden. Durch die Moralität tritt eine ganz neue Ordnung der Dinge ein, von welcher die Sinnenwelt mit allen ihren immanenten Gesetzen nur die ruhende Grundlage ist. Daß der Vernunftzweck wirklich werde, kann nur durch das Wirken der freien Wesen erreicht werden; aber es wird dadurch auch ganz sicher erreicht zu Folge eines höheren Gesetzes. Rechtthun ist möglich, und jede Lage ist durch jenes höhere Gesetz darauf berechnet; die sittliche That gelingt zu Folge derselben Einrichtung unfehlbar, und die unsittliche mislingt unfehlbar. Die Welt ist nichts weiter als die nach begreiflichen Vernunftgesetzen versinnlichte Ansicht unseres eigenen inneren Handelns, innerhalb unbegreiflicher Schranken, in die wir nun einmal eingeschlossen sind. Unsere Welt ist das versinnlichte Material unserer Pflicht. Dies ist das eigentlich Reelle in den Dingen, der wahre Grundstoff aller Erscheinung. Der Zwang, mit welchem der Glaube an die Realität derselben sich uns aufbringt, ist ein moralischer, und das Princip dieses Glaubens kann man wol Offenbarung nennen. Dies ist der wahre Glaube. Diese moralische Ordnung ist das Göttliche, das wir annehmen. Als lebendige und wirkende ist sie selbst Gott: wir bedürfen keines andern und können keinen andern fassen. Es liegt kein Grund in der Vernunft, aus jener moralischen Weltordnung herauszutreten und vermittels eines Schlusses vom Begründeten auf den Grund noch ein besonderes Wesen als die Ursache desselben anzunehmen. Nur eine sich selbst misverstehende Philosophie macht diesen Schluß. Dieses vermeintliche Wesen soll von uns und der Welt unterschieden sein; es soll nach Begriffen wirken, Persönlichkeit haben und Bewußtsein. Da nun Beides ohne Beschränkung und Endlichkeit nicht zu denken ist, so macht man dieses Wesen hierdurch geradezu zu einem Endlichen. Man kann aus ihm die moralische Weltordnung gar nicht erklären. Es ist daher ein Misverständniß, zu sagen, es sei zweifelhaft, ob ein Gott sei oder nicht. Es ist gar nicht zweifelhaft, sondern das Gewisseste, was es gibt, daß es eine moralische Weltordnung gibt, daß jedem vernünftigen Individuum seine bestimmte Stelle in dieser Ordnung angewiesen und auf seine Arbeit gerechnet ist, und daß demnach jede wahrhaft gute Handlung gelingt und jede böse sicher mislingt. Der Begriff von Gott als einer besonderen Substanz ist unmöglich und widersprechend; und es ist erlaubt, dies aufrichtig zu sagen und das Schulgeschwätz niederzuschlagen, damit die wahre Religion des freudigen Rechtthuns sich erhebe.

Bald nach Bekanntmachung dieser Aufsätze erschien eine anonyme Schrift unter dem Titel: „Schreiben eines Vaters an seinen Sohn über den Fichte'schen und Forberg'schen Atheismus," angeblich von Dr. Gabler in Altdorf, später in Jena, welcher aber im Intelligenzblatte der Allgem. Lit.-Zeit. gegen dieses ehrenrührige Gerücht

protestirte. Gleichwol scheint diese Schrift die erste Veranlassung zur öffentlichen Anklage des Atheismus gegeben zu haben. Die kursächsische Regierung zu Dresden verfügte im November 1798 eine Confiscation jener beiden Aufsätze, sowie ein Verbot des philosophischen Journals, und foderte die Universitäten Leipzig und Wittenberg auf, die angegriffene Religion mit Nachdruck, Eifer und Würde in Schutz zu nehmen. Bald darauf, den 18. Dec. 1798, sendete sie an den weimarischen Hof in dieser Angelegenheit ein Requisitionsschreiben. Fichte und Forberg werden darin beschuldigt, in jenen Aufsätzen solche Grundsätze geäußert zu haben, welche mit der christlichen, ja selbst der natürlichen Religion unverträglich sind, und offenbar Verbreitung des Atheismus bezwecken. Schließlich wird die weimarische Regierung ersucht, die Verfasser und Herausgeber dieser Aufsätze zur Verantwortung zu ziehen und nach Befinden ernstlich bestrafen zu lassen, auch überhaupt nachdrückliche Verfügungen zu treffen, damit dergleichen Unwesen auf der Universität Jena kräftiger Einhalt gethan werde, und die Regierung nicht genöthigt werde, ihren Landeskindern den Besuch derselben förmlich zu untersagen. Fichte glaubte diesem Sturme durch Muth begegnen zu müssen, und war entschlossen zu einem Kampfe auf Tod und Leben, überzeugt, der Angriff sei nicht so sehr gegen seinen Atheismus, als vielmehr gegen den freien Menschengeist, den er vertheidige, gerichtet. Er schrieb deshalb die „Appellation an das Publicum über die ihm durch ein kurfürstl. sächsisches Confiscationsrescript beigemessenen atheistischen Äußerungen." Eine Schrift, die man erst zu lesen bittet, ehe man sie confiscirt. (Jena und Leipzig 1799.) Fichte zeigt sich darin im Innersten verletzt. Die Beschuldigung der Gottlosigkeit sei selbst eine der ärgsten Gottlosigkeiten. Für ihn enthalte sie die sichtbarste Gefahr, seine bürgerliche Existenz, seine Freiheit, vielleicht sogar sein Leben werde dadurch bedroht. Da in jenem angeblich atheistischen Aufsatze seine Grundsätze über Religion blos angedeutet sind, so hielt er es für nothwendig, sie hier noch weiter auseinanderzusetzen, noch tiefer zu begründen und eingreifender anzuwenden. Er wiederholt seine frühere Behauptung: „Der Begriff von Gott, als einer besonderen Substanz, ist ein unmöglicher und widersprechender. Nur die fromme Einfalt bildet sich Gott als eine ungeheuere Ausdehnung durch den unendlichen Raum. Die Gegner nehmen einen solchen substanziellen Gott blos um der Sinnenwelt willen an. Es ist ihnen blos um den Genuß zu thun. Ihr Gott ist der Austheiler des Glücks und Unglücks an die endlichen Wesen. Dadurch legen sie aber nur ihre radicale Blindheit über geistige Dinge an den Tag. Wer Genuß will, ist ein sinnlicher, fleischlicher Mensch, ohne Religion; wer Glückseligkeit erwartet, ist ein Thor. Sie ist nicht möglich. Die Erwerbung derselben, und ein Gott, den man ihr zufolge annimmt, sind Hirngespinnste. Ein solcher Gott ist ein böses Wesen, ein Fürst dieser Welt, ein heilloser Götze. Daher sind sie die wahren Atheisten, die sich diesen Götzen geschaffen haben. Mir ist Gott ein von aller Sinnlichkeit befreites Wesen, welchem ich daher nicht einmal den mir allein möglichen sinnlichen Begriff der Existenz zuschreiben kann. Mir ist Gott blos und lediglich Regent der übersinnlichen Welt."

Fichte reichte diese Appellation vorläufig, von einem Schreiben begleitet, an den Herzog von Weimar ein, in welchem er ihn bat, nicht als Richter, sondern als ein Fürst, den er verehre und an dessen persönlichem Urtheile ihm gelegen sei, dieselbe zu lesen. Der Herzog wollte, wie es scheint, die befreundete Regierung befriedigen, aber zugleich Fichte möglichst schonen. Schiller übernahm es, diesem brieflich die Ansicht der Regierung mitzutheilen, welche gewünscht habe, er möge sich unmittelbar an sie selbst, und nicht an das Publicum gewendet haben. Indessen war die ganze Sache schon zu weit gediehen. Fichte hatte bald darauf „die gerichtlichen Verantwortungsschriften der Herausgeber des philos. Journals gegen die Anklage des Atheismus" (Jena 1799.) herausgegeben. Sie waren an den Prorector und akademischen Senat gerichtet. Fichte sagt in seiner Vertheidigungsschrift: „Alles unser Denken ist ein Schematisiren, d. h. ein Construiren, ein Beschränken und Bilden einer für unser Gemüth dabei vorauszusetzenden Grundlage. Dergleichen Schemata gibt es zwei: Handeln und ausgedehnter Stoff. Das Erste wird uns gegeben durch das Pflichtgebot, das Zweite entsteht uns vermittels der Auffassung des erstern durch unser sinnliches Vorstellungsvermögen (die Einbildungskraft). Das Erste ist das Übersinnliche, dessen wir uns durch intellectuelle Anschauung bewußt werden; das Zweite das Sinnliche, Gegenstand der sinnlichen Anschauung. Nur in der Region der sinnlichen Anschauung gelten die Bestimmungen des Seins, der Substanzialität, Causalität u. s. w. Nur der Gegenstand der Erfahrung ist. Was wir aber Gott nennen, liegt in der intelligiblen Sphäre. Gott ist daher zu denken als eine Ordnung von Begebenheiten, keineswegs aber als eine Form der Ausdehnung. Rein philosophisch ausgedrückt: Er ist kein Sein, sondern ein reines Handeln (Leben und Princip einer übersinnlichen Weltordnung). Der Satz: Gott ist ein Geist, hat blos als Negation der Körperlichkeit seinen guten Sinn; positiv, zur Bestimmung des göttlichen Wesens, ist er ganz unbrauchbar. Alles unser Denken ist ein Beschränken, und ebendeshalb ein Begreifen. Macht man Gott zum Objecte eines Begriffs, so hört er ebendadurch auf, Gott, d. h. unendlich, zu sein. Gott soll daher gar nicht gedacht werden, weil dies unmöglich ist. Ebendeshalb kann der Begriff des Bewußtseins, als welches die Schranken mit sich führt, für Gott nicht gelten. Der Materie nach aber ist die Gottheit lauter Bewußtsein. Sie ist reine Intelligenz, geistiges Leben und Thätigkeit. Dies stimmt auch mit der erhabenen Lehre des Christenthums überein. Meine Philosophie bringt das innere Wesen derselben wieder ans Licht." Auch Forberg schrieb eine „Apologie seines angeblichen Atheismus." (Gotha 1799.) Die Unterhandlungen der weimarischen Regierung mit der kurfürstl. sächsischen waren unterdessen soweit gediehen, daß man, ohne auf die Frage selbst einzugehen,

sich damit begnügen wollte, den Angeklagten über ihre Unvorsichtigkeit einen Verweis zu ertheilen. Fichte, hiervon durch einen Freund in Kenntniß gesetzt, war entschlossen, einen solchen Verweis nicht anzunehmen. Er selbst gab in einem Schreiben an Reinhold einen actenmäßigen Bericht über die ganze Anklage. Er meinte, „das reine Urtheil in dieser Sache wäre gewesen, entweder die Beschuldigung des Atheismus ist grundlos, und daher die kursächsische Regierung mit ihrem Ansuchen ganz zurückzuweisen, oder sie ist gegründet, und dann Fichte als Irrlehrer abzusetzen. Statt dessen wollte man einen Seitenweg einschlagen, dem er sich fügen solle; die Schonung, welche man ihm zugedacht, mußte so als Gnade erscheinen. Er beging aber, wie er selbst gesteht, einen Fehler; seine Phantasie verirrte sich, indem sie ihm vorspiegelte, es sei Pflicht der Klugheit und die Sorge für die Wissenschaft erfodere es, den ihm zugedachten harten, seine Ehre angreifenden Verweis, der ihn zur Niederlegung seiner Stelle genöthigt haben würde, abzuwenden. Da einer seiner Collegen, ein berühmter Theolog (Paulus), seinen Entschluß billigte, so schrieb er den 22. März 1799 an den geheimen Rath Voigt in Weimar. Er erklärte darin, daß er einen Verweis, den man ihm durch den akademischen Senat geben lassen würde, nicht annehmen und nur durch Abgabe seiner Dimission beantworten werde. Schon den 29. März gelangte ein höchstes weimarisches Rescript an den akademischen Senat, worin es heißt: „Wir müssen die von den Herausgebern des philosophischen Journals unternommene Verbreitung der nach dem gemeinen Wortverstande so seltsamen als anstößigen Sätze als sehr unvorsichtig erkennen, indem wir doch berechtigt sind, von akademischen Lehrern zu erwarten, daß sie die Reputation der Akademie eher durch Zurückhaltung dergleichen zweideutiger Äußerungen und Aufsätze über einen so wichtigen Gegenstand prospiciren sollten. Wir begehren daher andurch gnädigst, Ihr wollet den Professoren Fichte und Niethammer ihre Unbedachtsamkeit verweisen und ihnen eine bessere Aufmerksamkeit auf die in das Publicum zu bringenden Aufsätze anempfehlen. Postscr. Auch geben wir Euch aus der abschriftlichen Beilage zu ersehen, wie der Professor Fichte in einer Zuschrift, welche er an ein Mitglied unseres geheimen Consilii erlassen, declarirt hat, einen in der Sache wegen der ihm beigemessenen Atheisterei ihm zugehenden Verweis durch Abgabe seiner Dimission zu beantworten. Da ihm nun in unserem Hauptrescripte dieser Verweis hat zuerkannt werden müssen, so haben wir die Entschließung gefaßt, die anerklärte Abgebung seiner Dimission anzunehmen, wie wir denn auch denjenigen, die ihm seinem Anführen nach zu folgen gedenken, die Entlassung vorzuenthalten nicht gemeint sind." Fichte hatte diese Wendung nicht erwartet. Seine Freunde vermittelten, daß die Publication des höchsten Rescripts an den Senat einige Tage verschoben wurde, während welcher Fichte durch ein zweites, wie er selbst sagt, ihm von Paulus herausgepreßtes Schreiben an den geheimen Rath Voigt, eine Zurücknahme der höchsten Entschließung zu veranlassen suchte. Hierauf erging nach einigen Tagen an den Prorector der Bescheid, der Herzog könne den Brief nicht ansehen, als etwas in seiner Entschließung ändernd. Und so erfolgte denn, nach eingegangenen conformen Rescripten, von denen das herzogl. gothaische das schärfste war, die officielle Mittheilung derselben. Fichte wollte als bloßer Privatmann in Jena nicht leben. Er suchte ein Asyl in der Nähe bei dem Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt, erhielt aber eine abschlägige Antwort. In dieser Verlegenheit ließ ihn der Minister von Dohm auf den Gedanken leiten, in Preußen eine Zuflucht zu suchen. Fichte ergriff diese Gelegenheit und reiste plötzlich, um das Dazwischentreten anderer Regierungen zu hindern, Anfangs Juli selbst nach Berlin. Diese unerwartete Ankunft überraschte das Ministerium, und da man ihn zugleich politischer Verbindungen mit der französischen Republik für verdächtig hielt, so beschloß man, vorerst ihn unter polizeiliche Aufsicht zu stellen und die Entscheidung des Königs selbst abzuwarten, welcher damals eben abwesend war. Da ihm dieser nach seiner Zurückkunft den Aufenthalt in seinen Staaten gern gestattete, so blieb er sogleich da und reiste gegen Ende des Jahres nach Jena zurück, um seine Familie abzuholen und dann seinen bleibenden Aufenthalt in Berlin zu nehmen.

Dies war das System Fichte's in seiner ursprünglichen, eigenthümlichsten Gestalt. Es konnte seinen Ursprung aus der Kantischen Weltanschauung nicht verleugnen. Der Idealismus, bei Kant durch skeptische und realistische Anhängsel nur verschleiert, trat bei Fichte in seiner natürlichen Gestalt hervor, enthüllte damit aber auch zugleich alle seine Schwächen. Daher wendete Kant selbst sein Antlitz von ihm, und schien sich seiner zu schämen. Er erklärte im Intelligenzblatte der Allgem. Lit.-Zeit. vom J. 1799. Nr. 109: Fichte's Wissenschaftslehre für ein gänzlich unhaltbares System, weil sie bloße Logik sei, und zwar reine Logik, aus welcher ein reales Object herauszuklauben vergebliche Arbeit sei. Dieser Vorwurf traf aber auch die Kritik der reinen Vernunft, da es ebenso unmöglich ist, aus den Formen der reinen Anschauung und den Kategorien zur Objectivität der Erkenntnisse zu gelangen, und die Formen und Gesetze der wirklichen Welt abzuleiten. Die Construction der Wissenschaftslehre selbst aber war im Wesentlichen eine verfehlte. Fichte hatte eine ganz falsche Vorstellung von der Einheit einer Wissenschaft und verwechselte die Idee derselben mit dem Grundsatze. Die Idee einer Wissenschaft schließt schon die Möglichkeit eines unendlich mannichfaltigen Schematismus in sich, und eröffnet daher der Phantasie das reichste Feld, während der Grundsatz an sich ein einzelner von einem bestimmten Inhalte ist. Das Geschäft der Wissenschaft kann dann nur sein, den Grundsatz zu zergliedern, wodurch sie aber über den Inhalt desselben nicht hinauskommt, weil das Fortschreiten nur in identischen Sätzen geschieht. Der höchste Grundsatz der Wissenschaftslehre selbst sollte nun sein das reine Selbstbewußtsein, Ich=Ich, die Intelligenz als reines Handeln, dessen man sich nur bewußt wird durch intellectuelle Anschauung. Dieses Ich war nicht das endliche, nicht das empirische Bewußtsein, oder das Individuum, als

welches erst daraus abgeleitet werden sollte, sondern das reine, absolute, unendliche Ich. Dieses wurde als das allein Wirkliche angenommen. In Wahrheit aber war es doch nur ein Gedanke des Individuums, indem man nach Fichte's eigener Vorschrift zum Bewußtsein dieses Ich dann gelangt, wenn man von allen empirischen Bestimmungen des Individuums abstrahirt. Hierdurch zerschnitt nun Fichte gleich Anfangs alle Fäden, die ihn an das Leben banden, sein Sinn für die wirkliche Welt verdunkelte sich, und er verirrte sich in die düsteren labyrinthischen Gänge seiner eigenen Dialektik so, daß er den Rückweg nicht wieder finden konnte. Gleich der erste Schritt von seinem Princip aus war eine Inconsequenz und ein Widerspruch. Er nimmt, um nur von der Stelle zu kommen, sogleich einen zweiten Grundsatz an: dem Ich *ist schlechthin entgegengesetzt ein Nicht-Ich.* Dies ist factisch ein Geständniß der Unmöglichkeit, die Wissenschaftslehre aus einem einzigen Principe zu construiren. Diesen zweiten Grundsatz leitete er aus dem Entgegensetzen, einer Thatsache des empirischen Bewußtseins, ab, und dann aus beiden Principien den dritten Grundsatz: *Das Ich und Nicht-Ich beschränken einander,* indem sie als theilbar gedacht werden. Nun lehrt Fichte selbst: Nur dem empirischen Ich, dem endlichen Geiste steht ein Nicht-Ich, eine ihn beschränkende Natur, entgegen, nicht aber dem absoluten, unendlichen Ich. Hierdurch verstrickt sich die Wissenschaftslehre in eine Kette von Widersprüchen. Von einem das Ich beschränkenden Nicht-Ich konnte Fichte nur als Individuum durch Erfahrung wissen. Nun wollte er aber das empirische Bewußtsein und die Erfahrung erst aus dem absoluten Ich ableiten. Er mußte folglich darthun, warum das absolute Ich sich selbst beschränke, theils zum individuellen Bewußtsein, theils zur Natur. Davon findet sich aber nirgends ein Grund. Das Schlimmste aber ist dies: das absolute Ich beschränkt, indem es sich zum Individuum gestaltet, seine eigene unendliche Thätigkeit: es wird endlich. Seine Unendlichkeit offenbart es nur in dem *unendlichen Streben,* die gesetzte Schranke aufzuheben. Dieses Streben ist aber nur das Streben eines endlichen Wesens, des Menschen, dem die Unendlichkeit nur vorschwebt als eine *Idee,* die er als freies Wesen verwirklichen soll. Durch sein Handeln kann das Ich zwar die Schranke durchbrechen und weiter hinausschieben, aber nie ganz aufheben, und so verliert sich sein Ziel in die Unendlichkeit, ohne es je erreichen zu können. Es soll ferner das unendliche Ich zwar das Princip des Lebens und des Bewußtseins enthalten, aber das wirkliche Leben in der Zeit soll erst durch einen Anstoß des Nicht-Ich auf das Ich entstehen. Das unendliche Ich ist mithin kein selbständiges, seiner selbst bewußtes Wesen, sondern nur eine Voraussetzung des empirischen Ich, ein Gedanke, welcher erst in diesem durch Abstraction von allem Empirischen entsteht. Das wirkliche Leben beginnt erst mit dem individuellen Dasein des Ich als Person. Vom Standpunkte des Menschen aus ist aber die Natur etwas viel Größeres, als wozu sie Fichte machen will. In ihr regt sich das Leben in zahllosen Geschöpfen, die ihre eigenthümlichen Gesetze haben, das Menschenleben selbst ist nur eine besondere Form in dem All der Dinge, es wurzelt in der Natur und zieht aus ihr seine Nahrung. Wäre in Fichte der Sinn für das Leben, für das Schöne und Erhabene in der Natur nur einigermaßen entwickelt gewesen, so hätte er gar nicht zu dieser schroffen Ausbildung des Idealismus gelangen können. Fichte hatte einige Male eine Anwandlung von diesem Gedanken. Er sagt: „Der Idealismus kann nie *Denkart* sein, sondern er ist nur *Speculation. Das Leben ist Zweck,* die Speculation nur Mittel, es zu bilden und zu erkennen. Nur was aus dem Leben selbst kommt, vermag das Leben zu bilden; aber der *Idealismus ist das wahre Gegentheil des Lebens.* Der höchste Trieb im Menschen geht auf absolute Übereinstimmung desselben mit sich selbst, des theoretischen und praktischen Vermögens, des Kopfs und Herzens: anerkenne ich praktisch nicht, was ich theoretisch wol anerkennen muß, so versetze ich mich in klaren Widerspruch mit mir selbst“ [16]). Man begreift in der That nicht, wie ein Mann von Fichte's Geist dieses einsehen und dennoch an dem Idealismus festhalten konnte, zumal da sein Standpunkt für die Weltanschauung der moralische war. Was würde man von einem Lehrer sagen, der seinen Zögling zwar für die Welt bilden wollte, aber ihm Grundsätze und Maximen einflößte, die er im Leben gar nicht anwenden und die er im Handeln immerfort verleugnen müßte? Ohne den ergänzenden Realismus aber fehlte es dem Göttlichen, an welches er glaubte, der *moralischen Weltordnung,* an einer Basis. Denn diese moralische Weltordnung konnte doch nur sein entweder *formell* das *Moralgesetz,* die Idee dessen, was der freie Mensch im Leben verwirklichen soll, oder *factisch,* die moralische Kraft selbst in der Vollbringung des Guten, als Überwindung der Natur; oder endlich das durch das moralische Handeln wirklich erreichte Gute, die immer wachsende Ausbreitung des Sittlich-Guten in der Welt. Keine von diesen Bedeutungen entspricht der Idee der Gottheit, und in sofern war diese Lehre atheistisch. Ob er selbst die moralische Weltordnung Gott nannte, oder nicht, darauf kam es nicht an. Der Materialist nennt die Natur auch wol Gott. Indem Fichte Persönlichkeit und Bewußtsein von Gott nicht wollte gelten lassen, so blieb ihm zwar eine moralische Weltordnung, aber ohne einen Ordner und Gesetzgeber, und wenn er Gott die Existenz und Substanzialität absprach, so durfte er diese Kategorien auch nicht von dem absoluten Ich und der moralischen Weltordnung brauchen. Ja selbst der Ausdruck *absolutes Ich* war unpassend. Das Ich ist das Selbstbewußtsein eines Wesens; das absolute Ich wäre mithin das absolute, seiner selbst bewußte, persönliche Wesen, d. h. eben der Gott, den Fichte leugnete. Das absolute Ich ist mithin nichts Anderes als ein Gedanke des Menschen, entstanden durch Abstraction von dem empirischen Ich, indem man nur auf die reine Thä-

16) Philos. Journal. 5. Bd. S. 323. Leben und Briefwechsel. 2. Th. S. 190. 243. 273. Sonnenklarer Bericht über das eigentliche Wesen der neuesten Philosophie. (Berl. 1801.) S. 169. 170.

tigkeit reflectirt, und sie allein festhält. Auch die moralische Weltordnung ist daher kein Wesen für sich, nichts Wirkliches, sondern etwas, das erst mit dem Bewußtsein des Menschen eintritt. Und daß in der Welt die gute Handlung, als gewollte, immer gelingt, die böse aber ebenso unfehlbar mislingt, das konnte wol ein gutmüthiger, in der Einsamkeit lebender Schwärmer glauben, aber kein Mensch, der den Weltlauf kennt. Daher konnte in diesem Systeme von einer nach Ideen wirkenden Gottheit, von einer Weltregierung und Vorsehung nicht die Rede sein. Es ist Atheismus, aber ein Atheismus des Verstandes, an welchem das Herz keinen Antheil hatte. Fichte der Mensch war besser als sein System. Auch das Verfahren der weimarischen Regierung gegen Fichte ließ sich vollkommen rechtfertigen, und verdiente den Vorwurf nicht, den ihr sein Sohn in der Biographie seines Vaters machte, der überhaupt seinen Vater in dieser Angelegenheit in ein zu günstiges Licht stellt. Goethe sagt sehr wahr[17]): „Fichte verkannte, wie gut die Regierung gegen ihn gesinnt sei. Er ging leidenschaftlich zu Werke, wodurch auf einmal aller gegen ihn gehegter guter Wille gehemmt, ja paralysirt wurde." Fichte selbst schreibt dem geheimen Rath Voigt, er wolle sich in dieser Angelegenheit keinem Manne am Platze extra acta mittheilen, und er überlasse es gänzlich seiner Weisheit, welchen Gebrauch er von dem Schreiben machen wolle. Das heißt doch offenbar, Fichte hätte nichts dagegen, wenn sein Brief zu den Acten genommen würde. Und sollte der Brief die beabsichtigte Wirkung hervorbringen, so mußte er doch bei der Berathung im Ministerium vorgelegt werden. Wollte Fichte das nicht, so durfte er ihn gar nicht an den geheimen Rath Voigt selbst richten. Der ganze Brief war trotzend und er drohete nicht blos mit seinem Weggange, sondern machte zugleich dem Minister bemerklich, daß mehre gleichgesinnte Freunde seine Sache als die ihrige ansehen und mit ihm Jena verlassen würden. Endlich war der Angriff auf Herder, den er des Atheismus beschuldigte, gehässig. Die Regierung durfte sich nicht einschüchtern lassen, man mußte ihm bemerklich machen, daß man ihn zur Noth entbehren könnte. Und Fichte selbst gesteht, die Regierung habe in ihrer Art ganz recht gehabt, und gethan, was er an ihrer Stelle auch gethan haben würde[18]).

Mit Fichte's Entfernung von Jena und seinem Aufenthalte in Berlin beginnt eine neue Epoche, in welcher seine ganze Weltanschauung sich läuterte und der blos moralische Standpunkt in den religiösen überging. Hierzu lag die nächste und natürlichste Veranlassung in der Wendung seines eigenen Schicksals, welches ihn aufzufodern schien, über die Bestimmung des Menschen noch ernstlicher nachzudenken. Die unter diesem Titel, Berlin 1808, erschienene Schrift ist fast dramatisch, in drei Acten, und der Ich, welcher im Buche redet, sollte zwar nicht Fichte selbst sein, er ist aber dennoch ein treuer Spiegel dessen, was ihn damals in tiefster Seele bewegte. Er selbst gesteht in einem Briefe an seine Frau[19]), „er habe bei der Ausarbeitung dieser Schrift einen tieferen Blick in die Religion gethan, als je, aber bei ihm gehe die Bewegung des Herzens nur aus vollkommener Klarheit hervor." Indessen konnte der Übergang von dem moralischen Standpunkte zu dem religiösen nach der Individualität Fichte's weder plötzlich geschehen, noch vollkommen gelingen, weil er die frühere Ansicht nicht aufgeben wollte, und die spätere wesentliche Umgestaltung seines Systems nur für die consequente Ausbildung des früheren hielt. Seine religiöse Stimmung war daher noch weit entfernt von dem Geiste der Milde und Humanität, den das Christenthum athmet und wodurch er zum Frieden in sich und mit der Welt hätte gelangen können. Vielmehr tritt das Herbe und Scharfe in seinem Charakter fast noch entschiedener hervor als früher. Der Widerstand, den er an dem Seienden und Geltenden in der Menschenwelt fand, erregte nur seinen Unwillen, und steigerte ihn später bis zu dem Grade, daß er an dem Publicum irre wurde und sich selbst nicht zu rathen wußte. Was, wenn er Recht hatte, doch nur die Regierung in Weimar verschuldet hatte, legte er Jena zur Last, Kant, sein Lehrer, Reinhold und Jacobi wurden tüchtig gescholten, und er glaubte, ohne die Franzosen würde in einigen Jahren in Teutschland kein Mensch, der einen freien Gedanken gehabt, eine Ruhestätte finden, und wenn noch etwas von dem teutschen Geiste gerettet werden könnte, so sei es nur durch seine Reden möglich[20]). Kant hatte nämlich in dem Intelligenzblatte der allgem. Lit.-Zeit. vom J. 1799. Nr. 109 erklärt: er halte Fichte's Wissenschaftslehre für ein gänzlich unhaltbares System, weil eine reine Wissenschaftslehre nichts weiter als reine Logik sei. Fichte antwortete darauf in einem Privatschreiben an Schelling, welches dieser in demselben Intelligenzblatte Nr. 122 mit Bewilligung Fichte's bekannt machte[21]). Reinhold hatte in einer kleinen Schrift: „Über die Paradoxien der neuesten Philosophie" (Hamburg 1799.) die Partei Fichte's genommen, dessen Philosophie nach seiner Meinung über die Beschuldigung des Atheismus erhaben war. Er wollte nicht blos das Verständniß derselben erleichtern, sondern auch auf der von Fichte geebneten Bahn selbst freier fortschreiten. Fichte bezeigte ihm darüber seine innigste Freude; er hielt ihn für seinen einzigen Freund, und in dem 20. Briefe vom 22. Mai 1799 redete er ihn mit Du an; aber schon im 24. Briefe vom 29. Aug. zeigte sich eine Misstimmung, da Reinhold durch Jacobi auf andere Gedanken gekommen war und sich zu Bardili gewendet hatte, über den und dessen „Grundriß der ersten Logik" (Stuttg. 1800.) Fichte sehr geringschätzig urtheilte[22]). In den „Beiträgen zur leichteren Übersicht des Zustandes der Philosophie beim Anfange des 19. Jahrh. (Hamburg 1801.) sagte sich Reinhold von Fichte öffentlich los, indem nach seiner

17) Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. 30. Bd. S. 153. 18) Fichte's Leben. 1. Th. S. 388. 2. Th. S. 300. 19) Leben. 1. Th. S. 402. 403.

20) Jena, das vorher von ihm so gepriesene, wo er sich so glücklich fühlte, erscheint ihm auf einmal erbärmlich, als eine Mischung von Barbarei und Cultur, welches er gern zu Grunde gerichtet hätte. Fichte's Leben. 1. Th. S. 385—387. 2. Th. S. 282. 301. 21) Und in einem Briefe an Reinhold sagt er: „Kant sei doch nur ein Dreiviertelskopf." Fichte's Leben. 2. Th. S. 302. 22) Vergl. den 30. und 31. Brief.

Meinung die von Kant in der Philosophie bewirkte Revolution erst durch Bardili vollendet worden. In dem Sendschreiben an Fichte suchte er diesen Abfall zu rechtfertigen. In Fichte's „Antwortschreiben" (Tübingen 1801.) wird ihm bemerklich gemacht, daß er die Wissenschaftslehre nie verstanden habe, und daß sie auch jetzt noch seinen Augen verborgen ist. Fichte habe geglaubt, Reinhold verstehe die Wissenschaftslehre, weil er dies ihm beständig versichert, jetzt aber sehe er ein, in welchem Irrthume er gewesen [23]). Jacobi hatte in einem „Schreiben an Fichte" (Hamburg 1799.) [24]) diesen für den Messias der speculativen Vernunft erklärt, für den echten Sohn der Verheißung einer durchaus reinen, in und durch sich selbst bestehenden Philosophie. Da die Wissenschaft ihren Gegenstand in Gedanken selbst hervorbringe, so sei eine reine, eine durchaus immanente Philosophie, ein wahrhaftes Vernunftsystem nur auf Fichte'sche Weise möglich. Wir begreifen eine Sache nur, in sofern wir sie construiren, in Gedanken vor uns entstehen lassen. Daher ist das Ich in dem Selbstbewußtsein die einzige Wissenschaft an sich; aber dieses Ich, die menschliche Vernunft, selbst sei nicht denkbar ohne einen höheren, der mehr ist als Ich und besser, Gott. Diesem müsse daher auch das Moralprincip der Vernunft untergeordnet werden. „Müßte ich auch," schreibt er dann, „Ihre Lehre gleich der des Spinoza atheistisch nennen, so würde ich Sie doch deshalb persönlich für keinen Atheisten halten." Fichte nahm dies in einem Briefe an Reinhold gut auf [25]). Jacobi fand aber seinen Brief an den geheimen Rath Voigt empörend. Fichte habe als ein Unsinniger gehandelt, und er fühlte sich seitdem von ihm abgestoßen. Seine Schrift: „Die Bestimmung des Menschen," habe er nur mit dem größten Widerwillen gelesen, und sei davon halb ohnmächtig geworden [26]). Darauf folgte von Seiten Fichte's ein wegwerfendes Urtheil über beide, über Jacobi und Reinhold [27]). Der Haß gegen die Nicolaiten brach in einer besonderen Schrift hervor: „Fr. Nicolai's Leben und sonderbare Meinungen," von Fichte, herausgegeben von A. W. Schlegel. (Tübingen 1801.) Nicolai gilt ihm als vollendete Darstellung einer absoluten Geistesverkehrtheit. „Der geschlossene Handelsstaat" (Tübingen 1800.) ist ein Gegenstück zu der „Bestimmung des Menschen." Wie Fichte selbst sich immer mehr in sich abzuschließen suchte und der Außenwelt auf seine eigenen Handlungen so wenig als möglich Einfluß gestatten wollte, so sollte auch der Staat in Hinsicht auf Handel und Gewerbe ebenso in sich abgeschlossen sein, sodaß dem Unterthan aller Verkehr mit dem Auslande unmöglich gemacht wird, und der Staat selbst das Vermögen verliert, kräftig auf das Ausland zu wirken.

Die ersten Vorträge in Berlin, von denen wir etwas Bestimmtes wissen, sind die „Vorlesungen über die Wissenschaftslehre im Jahre 1804" in den „nachgelassenen Werken," herausgegeben von J. H. Fichte. 2. Bd. (Bonn 1834.) Schon hier zeigt sich eine Verstimmung gegen sein Zeitalter. Nur ein sich isolirender, die Welt wenig beachtender Denker konnte in der damaligen sturmbewegten Zeit, wo das Schicksal von Millionen Menschen auf dem Spiele stand, sagen: „Der Grundzug unseres Zeitalters sei, daß in ihm das Leben nur historisch und symbolisch geworden, daß es aber zu einem wirklichen Leben gar selten komme. Die Aufgabe der Philosophie setzt er hier in die Darstellung des Absoluten, und das höchste Princip der Wissenschaftslehre ist das reine Wissen, zum Unterschiede vom Bewußtsein, das stets nur das Sein setzt, und darum nur die eine Hälfte ist. Gott wird hier als das lebendige Licht gedacht. Die Wissenschaftslehre statuirt über Unsterblichkeit nichts. Denn es ist nach ihr keine Seele und keine Sterblichkeit, und daher auch keine Unsterblichkeit, sondern nur Leben, und dieses ewig in ihm selber. Hier kommt auch der Ausdruck Phänomenologie, Erscheinungs- und Scheinlehre des Bewußtseins, vor, da die reine Wahrheit höher ist als das Bewußtsein, und dieses immer davon abgezogen werden muß.

Unterdessen hatte sich Schelling geltend gemacht und viele Schüler gewonnen. Die Wissenschaftslehre gerieth in Gefahr, durch die Naturphilosophie verdrängt zu werden. Sei es dies, und die strenge Beurtheilung seiner Philosophie in Schelling's und Hegel's „kritischem Journal" 2. Bd. (Tübingen 1802.), oder noch andere nicht öffentlich bekannt gewordene Umstände, genug, Fichte fühlte sich tief verletzt, und hatte dessen schon in den genannten Vorlesungen kein Hehl [28]). Fichte erkannte, daß er sich über den Erfolg seines Systems getäuscht hatte. Die Schuld davon legte er seinem Zeitalter bei, und beschloß, ihm einen Spiegel vorzuhalten, damit es sich in seiner wahren Gestalt erblicke. Dieses Gemälde, welches eben nicht geschmeichelt war, entwarf er in den „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters," dargestellt in Vorlesungen zu Berlin im Winter 1804—1805. (Berlin 1806.) Um das gegenwärtige Zeitalter zu verstehen, bemerkt er, muß man die gesammte Zeit und ihre Epochen a priori verstanden und innigst durchdrungen haben. Dieses ist nur möglich, unter Voraussetzung eines Weltplans, aus welchem die Hauptepochen des menschlichen Erdenlebens sich vollständig ableiten und in ihrem Ursprunge und inneren Zusammenhange erkennen lassen. Der Zweck des Erdenlebens der Menschheit ist der, daß sie in ihm alle ihre Verhältnisse mit Freiheit nach der Vernunft einrichte. Hiernach gibt es fünf Grundepochen des Erdenlebens. Erstens der Stand der Unschuld des Menschengeschlechts. Zweitens der Stand

23) S. 70. So wird er Repräsentant des lernenden Publicums genannt, der gar nicht der Mann sei, der Fichte's und Schelling's System zu beurtheilen im Stande wäre. 24) Neue Ausgabe in Jacobi's Werken. 3. Bd. (Leipzig 1816.) 25) Fichte's Leben. 2. Bd. S. 270. 304. Jacobi's Auserlesener Briefwechsel. 2. Bd. (Leipzig 1827.) S. 277. 26) Reinhold's Leben, herausgegeben von Ernst Reinhold. (Jena 1825.) S. 245—248. 27) Fichte's Leben. 1. Th. S. 385.

28) S. 197. 198. Schelling wird hier der Heros aller feurigen und dabei wüsten und verworrenen Köpfe genannt. Daß er das System desselben gekannt, ergibt sich sowol aus dieser Stelle, als aus S. 236; vergl. auch den „Brief an Jacobi" Fichte's Leben. 2. Th. S. 193.

der anhebenden Sünde. Drittens der Stand der vollendeten Sündhaftigkeit. Viertens der Stand der anhebenden Rechtfertigung, und fünftens der Stand der vollendeten Rechtfertigung und Heiligung. Das gegenwärtige Zeitalter steht grade in dem Mittelpunkte der gesammten Zeit, also in der dritten Epoche. Ihr Charakter ist: Befreiung unmittelbar von der gebietenden äußeren Auctorität, mittelbar von der Vernunft, das Zeitalter der absoluten Gleichgültigkeit gegen alle Wahrheit und der völligen Ungebundenheit ohne einigen Leitfaden: der Stand der vollendeten Sündhaftigkeit. Demnach ist die Grundmaxime derer, die auf der Höhe des Zeitalters stehen, und darum das Princip des Zeitalters selber dieses: Durchaus nichts als seiend und bindend gelten zu lassen, als dasjenige, was man verstehe und klärlich begreife. Es hat vor dem Zeitalter der Vernunftwissenschaft, welches darauf folgen soll, den großen Vortheil voraus, daß es alle Dinge weiß, ohne je etwas gelernt zu haben, und über alles ihm Vorkommende ohne weiteren Anstand urtheilen kann. Die Erfahrung gilt ihm als die einzig mögliche Quelle aller Erkenntniß; alle höhere Erkenntniß leugnet und verlacht es. Bei seiner Einwirkung auf die Natur und den Gebrauch ihrer Kräfte und Producte sieht dieses Zeitalter nur auf das unmittelbar und materiell Nützliche, seine einzige Tugend ist die Beförderung seines eigenen Vortheils, seine Religion Glückseligkeitslehre. Dagegen besteht das vernünftige Leben darin, daß die Person in der Gattung sich vergesse, ihr Leben an das Leben des Ganzen setze, oder in den Ideen lebe und sich für sie aufopfere. Alles Große und Gute ist lediglich dadurch wirklich geworden, daß edle und kräftige Menschen allen Lebensgenuß für Ideen aufgeopfert haben, weil ihnen durch ein inneres Licht eine höhere Welt aufgegangen war. Die Idee ist ein selbständiger, in sich lebendiger und die Materie belebender Gedanke. Alles Leben in der Materie ist Ausdruck der Idee; denn die Materie selber in ihrem Dasein ist nur der Wiederschein einer unserm Auge verdeckten Idee. Die Idee ist selbständig, genügt ihr selbst und verschmäht jeden Zweck ihres Daseins, der außerhalb ihrer selbst liegt. Das Ausströmen der Urthätigkeit der Idee in die Erbauung und Nacherschaffung des gesammten Universums, rein aus sich selber, d. i. aus dem Gedanken, ist die Wissenschaft. Die Idee, wo sie zum Leben durchdringt, gibt eine unermeßliche Kraft und Stärke; ein Zeitalter wie das gegenwärtige aber, das der Ideen entbehrt, wird daher ein schwaches und kraftloses Zeitalter sein, und Alles, was es treibt, wird es matt und siechend verrichten. Daher die Leere und Langeweile, die es empfindet. Einzelne Individuen gibt es jedoch, welche das Princip des Zeitalters umkehrend, grade das Unbegreifliche zu ihrem eigenen Princip machen. Dies bringen sie aber nicht hervor auf dem Wege der Wissenschaft, sondern durch Erdenken und freies Dichten, d. i. Schwärmerei. Die Gedanken der Schwärmerei sind ihr selbst nicht klar und werden daher postulirt durch intellectuelle Anschauung. Es sind Einfälle einer blinden Naturkraft des Denkens; daher gehen sie wieder auf ihren Ursprung, die Naturkraft, zurück, und so ist die Schwärmerei nothwendig Naturphilosophie. Sie ist niemals Moral- oder Religionsphilosophie, welche beide sie vielmehr in ihrer wahren Gestalt innig haßt. Was sie Religion nennt, ist allemal Vergötterung der Natur. Die Herrschaft dieser Schwärmerei beginnt jetzt, um unser Geschlecht grausam zu bestrafen. Dann schildert er die Stufe, auf welcher der Staat unseres Zeitalters sich befindet. Da dieser aber nur aus dem Wesen der Geschichte zu begreifen ist, so schickt er folgende metaphysische Sätze voraus: „Das Eine wahrhaft und schlechthin durch sich selbst Seiende ist Gott. Gottes Dasein ist nicht etwa Grund des Wissens, sondern es ist schlechthin das Wissen selber; sein Dasein und sein Wissen ist durchaus Eins und Ebendasselbe. Im Wissen ist er da, schlechthin wie er in sich selber ist. Eine Welt ist nur im Wissen da, und das Wissen selber ist die Welt. Die Welt ist daher mittelbar und durch das Wissen vermittelt das göttliche Dasein selbst, sowie das Wissen dasselbe Dasein unmittelbar ist. Das Wissen ist Dasein, Äußerung, vollkommenes Abbild der göttlichen Kraft. Es ist daher für sich selber, Selbstbewußtsein, und in diesem Selbstbewußtsein eigene Kraft, Freiheit, aber als Wissen in Ewigkeit fort sich entwickelnd zu immer höherer Klarheit an einem bestimmten Gegenstande, von welchem es ausgeht. Dieser erscheint als ein bestimmtes Etwas, ist Gegenstand der bloßen Wahrnehmung, die Natur. An ihm entwickelt sich das Wissen in einer fortfließenden Zeitreihe. Die auf Erfüllung dieser Zeitreihe regelmäßig gerichtete Empirie heißt Geschichte. Ihr Gegenstand ist die zu aller Zeit unbegriffene Entwickelung des Wissens am Unbegriffenen. Der Philosoph dagegen geht jenem a priori fortlaufenden Faden des Weltplans nach, der ihm schon klar ist ohne alle Geschichte, sein Gebrauch der Geschichte ist nur erläuternd." Die Vorlesungen schließen mit einer religiösen Betrachtung, daß alles Leben als nothwendige Entwickelung des Einen ursprünglichen, vollkommenen und seligen Lebens betrachtet werden müsse. Dann bleibt aber freilich unbegreiflich, wie gleichwol unser Zeitalter das der vollendeten Sündhaftigkeit sein könne.

Diesem sündhaften Zeitalter gegenüber schilderte dann Fichte das Wesen des wahren Gelehrten[29]), als desjenigen, welcher im Besitze der göttlichen Idee der Welt, das höhere und geistige Leben in der Welt repräsentirt und durch sie die Welt fortentwickelt, wie sie nach der göttlichen Idee erfolgen sollte. Eine besondere Veranlassung hierzu mußte er in seiner Anstellung als Professor in Erlangen finden, nachdem er einen Ruf nach Charkow, sowie einen zweiten nach Landshut ausgeschlagen hatte. Merkwürdig ist die Versicherung in der Vorrede, er fühle ein immer größeres Widerstreben, sich mit dem lesenden Publicum zu unterhalten, zu einer Zeit, wo er in einem Jahre drei Bücher herausgab. Hier nennt er den höheren Grund der Erscheinungen die göttliche Idee. Die Gelehrten, welche im Besitze derselben sind,

29) In den „Vorlesungen über das Wesen des Gelehrten," gehalten zu Erlangen im Sommerhalbjahre 1805. (Berlin 1806.)

repräsentiren das höhere geistige Leben in der Welt. Der Begriff der göttlichen Idee selber ist dieser: Das Sein durchaus und schlechthin als Sein ist lebendig und in sich thätig. Das einzige Leben durchaus von sich, aus sich und durch sich ist das Leben Gottes oder des Absoluten. An und für sich ist es rein in sich selber verborgen, es äußert sich aber, tritt heraus und stellt sich dar in der Welt. Gottes ganzes unbegreifliches Wesen tritt heraus. In dieser Darstellung wird es ein ins Unendliche sich fortentwickelndes und immer höher steigendes Leben ins Unendliche. Dargestellt aber kann es nur werden in dem Lebendigen, d. i. dem Menschengeschlechte. Daher erscheint es in den einzelnen Zeitpunkten beschränkt, noch nicht zum Leben hindurchgedrungen. Diese Schranken erscheinen so als todt, und sind die objective und materielle Welt, oder die *Natur*. Diese ist ein starres, in sich beschlossenes Dasein. Die Natur hat freilich ihren Grund auch in Gott, aber keineswegs als etwas, das da absolut da ist und da sein soll, sondern nur als Mittel und Bedingung des menschlichen Lebens, das durch dieses immer mehr aufgehoben werden soll. Die *Naturphilosophie* dagegen macht die Natur zum Absoluten und vergöttert sie. Alle theoretischen Irrthümer, sowie alle sittlichen Verderbnisse der Menschheit haben sich von je auf diese Ansicht gegründet. Eine zweite Störung und Hemmung des wahren Lebens liegt in der Zertheilung desselben in viele freie und selbständige Individuen. Der daraus entspringende Streit der individuellen Kräfte soll sich an der Macht des Staates so lange brechen, bis er durch allgemeine Sittlichkeit gänzlich aufgehoben wird.

Der vollendete Gelehrte und wahre Weise, obgleich über sein Zeitalter erhaben, fühlt gleichwol den Drang in sich, auch andere zu sich zu erheben, damit sie an dem Genusse des göttlichen Lebens in der Idee Theil nehmen. Dies geschah in der „Anweisung zum seligen Leben oder der Religionsphilosophie." (Berlin 1806.) Sie macht mit den „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters" und den „Vorlesungen über das Wesen des Gelehrten" ein Ganzes von populärer Lehre, dessen Gipfel und höchster Lichtpunkt sie ist. Zum Abdrucke derselben haben nach der Vorrede Freunde unter seinen Zuhörern ihn überredet, denn er selbst sei an dem größeren Publicum also irre geworden, daß er sich in dieser Angelegenheit nicht zu rathen vermöge, und nicht wisse, ob es überhaupt der Mühe werth sei, mit diesem Publicum durch die Druckerpresse zu reden. Merkwürdig ist hier die gänzlich veränderte Seinslehre. Die frühere Wissenschaftslehre kannte kein anderes Sein als das sinnliche, ausgedehnte, starre. Dieser Gedanke wird jetzt als der Grundquell aller übrigen Irrthümer hingestellt, und dagegen gelehrt: Sein, Leben, Liebe und Seligkeit sind Eins und dasselbe. Beide, das Sein und das Leben, sind einfach, sich selbst gleich und unveränderlich, dagegen der Schein und das Scheinleben in unaufhörlichem Wechsel, im steten Schweben zwischen Werden und Vergehen. Der geliebte Gegenstand des wahrhaften Lebens ist *Gott*, das scheinbare Leben dagegen lebt nur in der Welt. Das Element, der Äther, die substanzielle Form des wahrhaften Lebens, ist der Gedanke. *Seligkeitslehre* ist daher nichts anderes als *Wissenslehre*. Wahrhaftig leben heißt wahrhaftig denken und die Wahrheit erkennen. Nur an den höchsten Aufschwung des Denkens kommt die Gottheit. Das Seligwerden besteht in der Zurückziehung unserer Liebe aus dem Mannichfaltigen auf das Eine. Das reine Denken ist selbst das göttliche Dasein; Gott und das Wissen gehen völlig in einander auf. Daher ist auch im Wissen keine Veränderung, keine Trennung und Zerspaltung. Für uns endliche Wesen aber entsteht in dem Bewußtsein eine Beschränkung. So erfährt das ursprüngliche Wesen des göttlichen Seins eine Verwandlung. Wir begreifen daher weder unser eigenes Wesen an sich, noch das ursprüngliche Wesen Gottes, sondern nur die Welt. Daher ist der Begriff der eigentliche Weltschöpfer. Nur für den Begriff und im Begriffe ist eine Welt da; jenseit des Begriffes aber, d. h. wahrhaft an sich, ist nichts als der lebendige Gott. Zum Theil aber, d. h. in wiefern es Selbstbewußtsein wird, stößt Gott sein Dasein aus von sich, und stellt es hin wahrhaft selbständig und frei. Wir aber sind nur Wissen, Bild und Vorstellung und selbst in jenem Zusammenfallen mit dem Einen wird Gott nicht unser eigenstes Sein selber, sondern er schwebt uns nur vor als ein fremdes, außer uns befindliches, an das wir lediglich uns hingeben durch innige Liebe. Das göttliche Dasein spaltet sich durch das Bewußtsein in mannichfaltige Strahlen, und wird auf diese Weise sich selber und seinem Urquelle entfremdet, aber es vermag auch durch sich selbst aus dieser Zerstreuung sich zusammenzufassen und sich zu verstehen als Dasein und Offenbarung Gottes. Es gibt *fünf mögliche Ansichten der Welt*. Die *erste*, niedrigste, oberflächlichste und verworrenste Weise ist die, wenn man dasjenige für die Welt und das wirkliche Dasein hält, was in die äußeren Sinne fällt. Die *zweite Ansicht* der Welt erfaßt diese als ein Gesetz der Ordnung und des gleichen Rechts in einem Systeme vernünftiger Wesen, Freiheit und ein Menschengeschlecht ist ihr das zweite, um jenes Gesetzes willen, und der einzige Grund und Beweis der Selbständigkeit des Menschen ist in diesem Systeme das in seinem Innern sich offenbarende Sittengesetz. Das consequenteste Beispiel dieser Ansicht ist das Kantische System, und auch Fichte selbst bearbeitete die Rechtslehre und Sittenlehre von diesem Standpunkte aus. Die *dritte Ansicht* ist die aus dem Standpunkte der wahren und höheren Sittlichkeit. Das Gesetz ist hier nicht ein das Vorhandene, Ordnende, sondern das Neue, Erschaffende. Diese Ansicht will die Menschheit zum getroffenen Abbilde des inneren göttlichen Wesens machen. Das wahrhaft Reale und Selbständige ist ihr das Heilige, Gute, Schöne, das Zweite die Menschheit, bestimmt, es in sich darzustellen; das ordnende Gesetz in derselben das Dritte, und endlich die Sinnenwelt das Vierte, die Sphäre für die Freiheit und Moralität. Unter den Alten hatte hiervon Plato eine Ahnung, unter den Neueren streift Jacobi zuweilen an diese Region. Die *vierte Ansicht* der Welt ist die aus dem Standpunkte der Religion. Das Heilige, Gute und Schöne wird hier aufgefaßt nicht als unsere Ausgeburt, sondern

als die Erscheinung des inneren Wesens Gottes in uns, sein Ausdruck und Bild schlechthin und ohne allen Abzug. Zu dieser Ansicht sucht Fichte seine Zuhörer zu erheben. Hier schwinden alle Hüllen, die Welt vergeht mit ihrem todten Princip, die Gottheit tritt in uns als unser eigenes Leben. Gott ist hier dasjenige, was der ihm Ergebene, von ihm Begeisterte thut. Endlich die fünfte Ansicht der Welt ist die aus dem Standpunkte der Wissenschaft, welche alle vorhergehende zusammenfaßt. Diese Lehre ist auch die des Christenthums, dessen echte Gestalt nur bei dem Evangelisten Johannes anzutreffen ist. Die Annahme einer Schöpfung ist der absolute Grundirrthum aller falschen Metaphysik und Religionslehre, das Ableugnen derselben das erste Kriterium der Wahrheit derselben.

Bald darauf trat jene denkwürdige Katastrophe ein, welche Preußens Schicksal entschied. Fichte reiste über Stargard nach Königsberg, wo er eine interimistische Anstellung bis zum Frieden erhalten sollte. Er beschloß aber, da es ihm dort nicht gefiel, blos für sich zu arbeiten, und reiste schon im Juli 1807 nach Kopenhagen und langte Ende Augusts wieder bei den Seinigen an, welche in Berlin zurückgeblieben waren. Preußen faßte nun nach Vernichtung seines politischen Einflusses den ruhmwürdigen Gedanken, das, was es äußerlich verloren hatte, durch größere Geisteskraft zu ersetzen. Dazu bedurfte es der Wissenschaft in ihrem ganzen Umfange. Man beschloß daher in Berlin neben der bestehenden Akademie der Wissenschaften eine Universität in dem umfassendsten Sinne zu gründen, und unabhängig von den bisherigen Formen. Ein Staatsmann aus der nächsten Umgebung des Königs vertraute Fichte'n mit uneingeschränkter Vollmacht den Auftrag, einen Plan dazu zu entwerfen, der auch später unter folgendem Titel gedruckt wurde: „Deducirter Plan einer zu Berlin zu errichtenden höheren Lehranstalt geschrieben im Jahre 1807. (Stuttgart 1817.) Als Zweck der akademischen Studien nennt er hier nicht das Wissen, sondern die Kunst, das Wissen zu gebrauchen. Die Universität ist eine Schule der Kunst des wissenschaftlichen Verstandesgebrauchs, und daher die Kunst der Kritik, des Sichtens des Wahren vom Falschen, des Nützlichen und Unnützen. Charakteristisch ist die Angabe der verschiedenen Weisen, wie der Meister seinem Lehrlinge sich enthüllt durch Examina, Conversatoria und durch schriftliche Ausarbeitungen zu lösende Aufgaben, die Absonderung der Studenten in den wissenschaftlichen Adel, oder die Regulares, in die *Irregulares* oder *Socii* und in Novizen. Und damit die beiden letzten Classen nicht versucht werden, sich für vornehmer zu halten als die Regularen, so sollen diese allein und ihre ordentlichen Lehrer berechtigt sein, eine Uniform zu tragen. Die Individualität Fichte's spricht sich besonders darin aus, daß er nur einen einzigen philosophischen Künstler angestellt wissen will, damit alle Polemik abgeschnitten wird. Eine solche Universität nach seinem Sinne würde ein Gegenstück zu dem geschlossenen Handelsstaate geworden sein; bei der wirklichen Ausführung aber kam diese Angelegenheit in andere Hände. Jetzt, da Preußen seine Selbständigkeit verloren hatte, dachte Fichte, wie ihm eine neue Welt erblühen könne, unvernommen und ungestört durch fremde Gewalt. Das einzige Mittel dazu ist nach ihm eine neue, noch bei keinem Volke dagewesene Nationalerziehung der Teutschen, damit ein ganz anderes Geschlecht erstehe. Durch seine „Reden an die teutsche Nation" (Berlin 1808.), gehalten im Winter 1807—1808, wollte er Muth und Hoffnung in die Zerschlagenen bringen, Freude verkündigen in die tiefe Trauer, und über die Stunde der größten Bedrängniß leicht und sanft hinüberleiten. Wie ein jüdischer Prophet ließ er die Entfaltungen und Gestalten des wahren Kerns der Nation in einem weissagenden Gesichte an ihr vorübergehen. Von seinen eigenen Reden aber scheint er sich selbst nicht sehr viel zu versprechen, da seine bisherigen Predigten über die Philosophie fruchtlos verhallt seien in der leeren Luft. Der Grund davon ist ihm klar. In dem wirklichen Leben der Zeit ist gar keine Verwandtschaft zu seiner Philosophie, indem diese ihr Wesen treibt in einem Kreise, der für jene noch gar nicht aufgegangen, und für Sinnenwerkzeuge, die jener noch nicht erwachsen sind. Sie ist gar nicht zu Hause in diesem Zeitalter, sondern sie ist ein Vorgriff der Zeit und ein schon im Voraus fertiges Lebenselement eines Geschlechts, das in demselben erst zum Lichte erwachen soll. Auf das gegenwärtige Geschlecht thut sie Verzicht, und dieses gefällt ihr nicht. Sie will sich erst eins bilden; aber es wird eine Zeit kommen, in der sie verstanden und mit Freuden angenommen werden wird. Diese Philosophie, die mit gutem Fuge sich die teutsche nennt, geht aus von dem Einen, reinen, göttlichen Leben und erblickt Zeit und Ewigkeit, Endlichkeit und Unendlichkeit in ihrer Entstehung aus dem Erscheinen und Sichtbarwerden jenes Einen. Die Unendlichkeit ist nur ein Mittel, wodurch ihm ein Bild und Schemen seiner selbst entsteht. Dies ist der Willensentschluß eines vernünftigen Wesens. Alles als nicht geistiges Leben erscheinende beharrliche Dasein ist nur ein aus dem Sein hingeworfener, vielfach durch das Nichts vermittelter, leerer Schatten. In diesem Schatten von den Schatten der Schatten bleibt jene todtgläubige Seinsphilosophie, die wol gar Naturphilosophie wird, die erstorbenste von allen Philosophien befangen, und fürchtet und betet an ihr eigenes Geschöpf (S. 239—242).

Hatte Fichte in diesen populären Vorlesungen mehr ein gemischtes Publicum vor Augen, so trug er bald darauf an der neuen Universität in Berlin vor einem engeren Kreise von Zuhörern auch das Esoterische seines umgestalteten Systems vor. Auch darüber sind wir jetzt zur Einsicht gelangt. Hierher gehört zunächst die kleine Schrift: „Die Wissenschaftslehre in ihrem allgemeinen Umrisse dargestellt." (Berlin 1810.) Nach seinem Tode erhielten wir zuerst die „Thatsachen des Bewußtseins," Vorlesungen, gehalten im Winter 1810—1811. (Stuttgart 1817.) Sie dienten als Vorbereitung auf die Wissenschaftslehre und waren von Fichte selbst für den Druck bestimmt. Hier sind die bemerkenswerthesten Sätze folgende: „Die Ausdehnung im Raume ist nichts Anderes als die Sichanschauung des Anschauenden in seinem Vermögen der Unendlichkeit. Objecte außer uns werden nicht

empfunden, auch nicht angeschaut, sondern gedacht. Die Substanz der äußeren Objecte ist nichts Besonderes und Eigenes, sondern die Accidenzen selbst in der Denkform, und der sogenannte Träger das Getragensein der Accidenzen durch das ewige und allgemeine Denken. Der äußere Sinn ist nicht wirklich Sinn, sondern nur Bild des inneren Sinnes. Das, was in uns wahrhaft denkt, ist nicht das Individuum als solches, sondern die Vernunft, das allgemeine Denken, das Wissen. Mit diesem allgemeinen Denken ist jedoch die Individualität immer vereinigt; denn nur in dieser bricht das Leben zur Sich-Darstellung und Bewußtsein überhaupt hervor. Das Ich oder Individuum aber ist nur ein Bruchstück des Einen ewigen Lebens. Das Ich ist an sich Princip, und als solches reiner Gedanke, übersinnlich. Als Bild dieses Ich wird zu Stande gebracht, durch freie productive Einbildungskraft, nothgedrungen, weil es kein anderes bildendes Vermögen gibt, eine Seele, und diese fällt, da die Anschauungsform der productiven Einbildungskraft die Ausdehnung ist, ausgedehnt aus. Dieses Bild ist eben der Körper, und dieser die Seele, die man sucht, d. h. das Ich in der Anschauung. Das Ich oder Individuum kommt sonach vor in drei Grundformen des Bewußtseins, dem reinen Denken, der inneren Anschauung, und der äußeren Anschauung. Die Wissenschaftslehre leugnet daher schlechthin das Dasein einer Seele, und verwirft den ganzen Begriff als eine schlechte Erdichtung. Die Natur ist der Wissenschaftslehre nichts weiter als der durch absolutes Denken gebildete Gegensatz gegen die absolute Kraft des freien und geistigen Lebens, nothwendig gebildet, um diese für sich schlechthin unsichtbare Kraft sichtbar zu machen. Die Natur ist ihr blos Schranke, dem Ich untergeordnet, sein reines Product; worüber freilich der Naturphilosoph ergrimmt, indem er dieses für ein Majestätsverbrechen gegen die Natur erklärt. Die Realität des Sinnlichen muß man ganz fallen lassen, und die gesammte Sinnlichkeit begreifen lernen als bloße Anschaubarkeit des Übersinnlichen. Sie ist gar kein Gegenstand der Erfahrung, sondern ein durchaus Apriorisches, in dem Anschauen und Denken nothwendig Begründetes, ein Bild, vermittels des Gegensatzes der Kraft des Lebens. Hebt man die Bestandtheile dieses Bildes auf, so bleibt nichts übrig, kein Residuum, kein unbekanntes Etwas = X. Wir haben daher in der unmittelbaren Anschauung nicht etwa blos einen Repräsentanten und Stellvertreter der Dinge, sondern besitzen diese selbst in ihrem unmittelbaren Wesen; denn sie sind nichts anderes als ihre Erscheinung, und zwar Erscheinungen, die wir haben. Der Materialismus (Dogmatismus) dagegen nimmt an sich vorhandene Dinge an, und setzt in sie den Grund unserer Vorstellungen; aber wie ein Ding zu einem von ihm wesentlich verschiedenen Bilde in einer anderen von dem Dinge abgesonderten und gleichfalls wesentlich verschiedenen Kraft werden könne, darüber hat noch Niemand ein verständliches Wort vorgebracht. Zieht sich das Eine ewige Leben zusammen in einen Punkt durch einen **actus individuationis primariae et originariae**, so entsteht erst das individuelle Leben, das Ich. Daher ist es natürlich, daß, in wiefern das Leben Selbstbewußtsein und praktisches Princip ist, es sich durchaus nicht in seiner Einheit darstellt, sondern als eine Welt von Individuen. Hierdurch realisirt sich der Endzweck des Sittengesetzes. Daher ist das Princip der Natur ein sittliches. Die Entstehung eines Individuums ist ein besonderes und ganz bestimmtes Decret des sittlichen Gesetzes überhaupt, welches erst durch seine Decrete an alle Individuen sich vollkommen ausspricht. Die Individuen sind zu Folge ihrer sittlichen Bestimmung das einzige Wahre und Wirkliche an der Natur, und mit ihrer Hervorbringung ist die allgemeine Natur geschlossen und zu Ende. Wie wenig sich aber Fichte in die bestehenden Verhältnisse zu fügen wußte, wurde auch bei seiner Führung des Prorectorats offenbar, zu dessen Antritt er eine Rede hielt: „Über die einzig mögliche Störung der akademischen Freiheit.“ (Berlin 1812.) Er sah sich genöthigt, noch vor Ablauf der gesetzmäßigen Zeit um Entlassung von diesem Amte nachzusuchen [30]).

Die „nachgelassenen Werke“ herausgegeben von J. H. Fichte (Bonn 1834.) 2 Bde. enthalten außer der schon genannten Darstellung der Wissenschaftslehre vom Jahre 1804, seine letzten Vorträge aus den Jahren 1812 und 1813, und zwar die Wissenschaftslehre vorgetragen im Jahre 1812, das System der Rechtslehre Ostern 1812, die transscendentale Logik Michaelis bis Weihnachten 1812, die Thatsachen des Bewußtseins im Anfange des Jahres 1813, die Wissenschaftslehre im Frühjahre 1813, aber durch den Krieg abgebrochen, die Einleitung in die Wissenschaftslehre im Herbste 1813, und endlich die Staatslehre im Sommer 1813, aber schon früher besonders herausgegeben von J. H. Fichte. (Berlin 1820.) Diese Schriften sind zwar in sofern interessant, als sie uns in den Stand setzen, das ganze System in allen seinen Phasen vollständig zu überblicken, aber gleichwol erregt die Lecture derselben nur ein schmerzliches Gefühl. Die religiöse Weltanschauung tritt wieder mehr zurück, dagegen überwiegt in der Form das scholastische Element, die Spaltung zwischen Lehre und Leben wird größer als zuvor und wächst zu einer Kluft, die keinen Uebergang mehr gestattet. Die populären Vorlesungen sind doch wenigstens angeweht von der Ahnung eines eigenthümlichen Lebens der Natur, als Wiederschein der göttlichen Idee, aber jetzt ist die Natur wieder etwas an sich Kraftloses, weder Bild Gottes, noch Gottes Geschöpf. Sie hat mit Gott gar nichts gemein; dieser unmittelbar mit ihr nichts zu thun. Die gegebene Welt ist gar nicht da in irgend einem gewichtigen Sinne des Wortes, sie ist im Grunde und Boden Nichts, nur der leidende Stoff ohne allen Antrieb, ihre Gesetzmäßigkeit und Entwickelung wird getödtet, um zu tragen das neue Leben und den Geist der Freiheit. Die Dinge stammen blos aus Bildern unseres Geistes, uud die wirkliche Welt ist

---

30) Über das Einzelne vgl. Solger's Nachgelassene Schriften und Briefwechsel, herausgegeben von L. Tieck und Fr. v. Raumer. 1. Bd. (Leipzig 1826.) S. 226 fg.

das System dieser Bilder. Es gibt gar keine äußere Sinnenwelt, der Glaube an eine Naturnothwendigkeit ist der ungeheuerste Irrthum; wer diese fürchtet, fürchtet seinen eigenen Schatten. Wer die materielle Welt zu etwas Positivem macht, ist stockblind und fürchterlich unbesonnen [31]). Dabei fehlt es wieder nicht an den härtesten Urtheilen über die Naturphilosophie. Sie ist nur ein possenhaftes Zwischenspiel in dem großen Fortgange der Entwickelung des menschlichen Geistes [32]). Den Scholastikern würde man bei ihrer klösterlichen Erziehung in der Entfremdung vom Leben und nach dem herrschenden Zeitgeiste, der sich von der Natur lange abwendete, so etwas verzeihen, und um so mehr, als ihnen die Naturwissenschaften damals keine Hilfe boten, wie aber ein geistreicher Mann noch im 19. Jahrh. bei dem jetzigen Stande der Naturforschung noch so befangen sein konnte, läßt sich nur aus der Individualität Fichte's einigermaßen erklären, welcher, wie er selbst äußerte, nichts von feigen Waffenstillständen und Verträgen hören, sondern nur auf Leben und Tod kämpfen wollte. Er gab auch dann nicht nach, als er wahrnehmen konnte, daß der Zeitgeist in der Wissenschaft sich ganz geändert hatte. Mit sichtbarer Anstrengung in grübelnder und haarspaltender Dialektik construirt er sein System, er breitet vor den Zuhörern eine Bilderreihe nach der andern aus, macht sie aufmerksam auf den Gang seiner Schlüsse, auf Constructionen, von denen sie zeitlebens nichts gehört haben, entwickelt Gedanken, die, wie er selbst sagt, eine Welt von Klarheit in sich enthalten, wirft große Lichtmassen umher und preist endlich sein System als ein neues, und als das einzige Heilmittel für das Menschengeschlecht an [33]), ohne zu bemerken, daß eine Philosophie, welche allein in einer reinen Bilderwelt ihr Wesen treibt, und ein ganz neues inneres Sinnenwerkzeug voraussetzt, das in dem Menschen noch unentwickelt ist, wodurch ihm aber eine neue Welt gegeben werden soll, die für den gewöhnlichen Menschen gar nicht vorhanden ist, selbst nur ein subjectives Gedankengebilde bleibt, unfähig, die wirkliche Welt in ihrem objectiven Sein, in der wir alle leben, zu ergründen und zu begreifen. Dafür fehlte Fichte der Sinn. Unter seine Nebenbeschäftigungen gehörte das Studium der italienischen, spanischen und portugiesischen Sprache, um sich die Dichter anzueignen, wie er denn auch selbst in Übersetzungen derselben sich versuchte [34]), aber nirgends, weder in seinen zahlreichen Schriften und Briefen, noch sonst in seinem Leben offenbart sich ein für das Schöne und Erhabene in der Natur empfängliches Gemüth, oder eine Theilnahme an irgend einer Naturwissenschaft, und selbst in den amerikanischen Urwäldern, die einen Al. v. Humboldt und so viele andere Reisende begeisterten, würde er kaum etwas Anziehendes und Befriedigendes gefunden haben [35]). Wie hätte er auch die Natur lieben können, die ja nach seiner Meinung gar nicht sein sollte, die nur ein nothwendiges Übel ist, eine Schranke und Fessel des endlichen Geistes, die er durchbrechen und abwerfen muß. So wird es denn allerdings erklärlich, warum Fichte bei diesem eminenten Talente, dieser Urkräftigkeit seines Wesens, bei dieser Beredsamkeit und Sprachgewalt, und einer oft classischen Schreibart doch für sein System bei seinen Zeitgenossen im Ganzen wenig Anklang fand, und sich zuletzt einsam und verlassen fühlte. So schloß er in seinem letzten Lebensjahre die Vorlesungen über die Staatslehre mit den Worten: „Die sich rein den Wissenschaften widmen, haben das beste Theil erwählt; ein Ewiges, Unberührtes von dem verworrenen, und doch zuletzt in Nichts endenden Treiben der Welt“ [36]). Selbst das Wort Mensch wurde ihm verächtlich, und er versichert es in seinen Schriften und auf dem Katheder nur in den Mund genommen zu haben, um die Nichtigkeit und Sinnlosigkeit desselben zu zeigen [37]). Dennoch wollte er für diese Menschen wirken und in der Zeit der Noth und Gefahr nicht zurücktreten. Beim Beginn der neuen Epoche für Teutschland, in den ersten Monaten des Jahres 1813, als der König von Preußen die Jugend zum Schutze des Vaterlandes aufrief, faßte er den Entschluß, nach seinen Kräften daran Theil zu nehmen. Er entließ seine Zuhörer beim Abbrechen seiner Vorlesungen den 19. Febr. 1813 durch eine Rede [38]): Aus seinem Tagebuche ersieht man, daß er nicht ohne inneren Kampf den Entschluß faßte, das königliche Hauptquartier als Redner zu begleiten, aber nicht als ordinirter Geistlicher. Auch wollte er unter Niemandem stehen, als unter dem Könige selbst, oder dessen Stellvertreter. Da dieses Schwierigkeiten fand, so trat er sogleich zurück. Im Wintersemester 1813 hatte er seine Vorlesungen wieder angefangen. Es war eine Einleitung in die Philosophie nach einem völlig neuen Plane, und er beabsichtigte dann, den Sommer 1814 in der Gegend zwischen Dresden und Meißen, an die sich seine liebsten Jugenderinnerungen knüpften, in ungestörter Muße zu verleben, um seine Lehre in einer letzten vollendeten Form darzustellen, die er als ein Vermächtniß für Mitwelt und Nachwelt betrachtete. Es war ihm aber nicht beschieden, dieses Werk auszuführen. Seine Frau wurde nach fünfmonatlicher liebevoller und aufopfernder Krankenpflege in den Lazarethen von dem Nervenfieber befallen, und bald darauf ergriff diese Krankheit ihn selbst, welcher er den 28. Jan. 1814 früh um fünf Uhr unterlag.

Fassen wir nun noch zum Schlusse das Bild dieses seltenen Geistes, wie es sich in seinem Leben und Wirken darstellt, in wenigen Zügen zusammen. Wer die Größe eines Charakters blos nach der Selbständigkeit des Denkens und Wollens, nach dem rücksichtslosen Handeln lediglich aus innerer Überzeugung und der unerschütterlichen Festigkeit in Verfolgung eines Princips unabhängig von dem Treiben der Welt zu schätzen pflegt, der wird Fichte unbedingt unter die größten Charaktere rechnen, und ihm

31) Nachgelassene Werke. 1. Bd. S. 117. 515. 194. 437. 17 21. fg. 93. Staatslehre S. 12. 20. 21. 215. 227. 32) 1. Bd. S. 67. 323. 2. Bd. S. 197 fg. 33) 2. Bd. S. 36. 64. 277. 568. 188. 34) 1. B. S. 207. 4. Leben. 1. Thl. S. 537. 35) Staatslehre S. 20.

36) Staatslehre. S. 292. 37) Nachgelassene Werke. 1. Bd. S. 336. 38) Gedruckt als Anhang zu den Vorträgen über die Staatslehre (Berlin 1820.) und schon früher nebst einem Bruchstücke aus denselben Vorträgen S. 38—71 unter dem Titel: „Über den Begriff des wahrhaften Kriegs.“ (Tübingen 1815.)

seine Bewunderung nicht versagen können. Allein eine solche Charakterstärke kann auch der Leidenschaftliche, der Schwärmer, der Selbstsüchtige besitzen; das Princip seiner Thätigkeit kann ein unreines, die Richtung, in welcher er sich bewegt, eine verderbliche sein. Fichte'n bewahrte sein guter Genius vor einer großen Verirrung, indem er in diejenige Sphäre versetzt wurde, in welcher er nach seiner Individualität das meiste Gute wirken konnte, in das Gebiet der Speculation. Mochte er immerhin öfters seine Person mit der Idee verwechseln, und seine blos individuellen Ansichten als Decrete des absoluten Ich verkündigen, und gar zu geneigt sein, andere Geister blos als einen Theil des Nicht-Ich, als eine Schranke, die nicht sein sollte, zu betrachten: die anderen ließen ihn doch ihre Macht fühlen, und gingen unbekümmert um ihn ihren eigenen Weg. Indem er ein System wollte unabhängig von der Erfahrung, blos aus dem reinen Wissen construirt, und es ihm selbst nicht verborgen blieb, wie im Leben die realistische Ansicht eine unvermeidliche sei, so konnte durch ihn die Philosophie ihren höchsten Zweck, Lebensweisheit zu werden, nicht erreichen, sie blieb bei ihm energische idealistische Schwärmerei. Es mußte aber der Idealismus auf diese Spitze getrieben werden, und in seiner ganzen Härte und Schroffheit hervortreten, damit die Nothwendigkeit einleuchtete, ihn durch die Naturphilosophie zu ergänzen. Deshalb ist die Wissenschaftslehre als ein nothwendiger Durchgangspunkt in der Bahn der Wissenschaft und als ein wesentliches Moment ihres Organismus zu betrachten, und Fichte hat auf den Dank der Mitwelt und Nachwelt gerechten Anspruch. (*Bachmann.*)

FICHTEL (Johann Ehrenreich von), geb. am 29. Sept. 1732 zu Presburg in Ungarn, verlor seinen Vater bald nach seiner Geburt. Er war unter sechs Kindern der einzige Sohn. Um so mehr glaubte seine Mutter, obgleich in mäßigen Vermögensumständen, für seine sorgfältige Erziehung sorgen zu müssen. Den ersten Unterricht erhielt er durch Hauslehrer. Theils in dem Gymnasium seiner Vaterstadt, theils in anderen ungarischen Schulen legte er den Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung. Er widmete sich dem Studium der Rechte. Mit der juristischen Praxis, die er seit seinem 17. Jahre betrieb, waren häufige Reisen verbunden, auf denen er sich eine genaue Kenntniß seines Vaterlandes erwarb. Ein Ausflug nach Siebenbürgen verschaffte ihm, als er schon beeidigter Advocat war, zu Hermannstadt eine Anstellung bei einer königlichen Commissionskanzlei. Er sehnte sich nicht wieder zurück in seine früheren Verhältnisse, denn das Unangenehme des Advocatenstandes hatte er acht Jahre lang empfunden. Nicht lange bekleidete er die Stelle eines Actuars, die er bei dem 1759 zu Hermannstadt errichteten Wirthschaftsdirectorium der sächsischen Nation erhalten hatte. Schon 1762 ward das genannte Directorium wieder aufgehoben. Fichtel war jetzt dienstlos und sah sich in die traurigste Lage versetzt. In Wien, wohin er sich um diese Zeit begab, erhielt er eine Anstellung bei der Hofrechenkammer. Ohne einen bestimmten Charakter zu erhalten, ward er dort bis zum Jahre 1768 gebraucht, dann aber nach Siebenbürgen befördert, wo er bei der königlichen Kammer, dem sogenannten Thesauriat, als zweiter und bald nachher als erster Buchhalter angestellt ward. Er ordnete dort das Zehentwesen und machte manche Verbesserungen in dem Salzwesen, einem der beträchtlichsten Theile der Landeseinkünfte Siebenbürgens. Gleiche Thätigkeit und einen rühmlichen Eifer zeigte er seit dem Jahre 1778 als Thesauriatsrath zu Hermannstadt. Durch wesentliche Verbesserungen der Salinen und durch die Versendung des Salzes nach Ungarn ward seine Zeit und Thätigkeit fast über seine Kräfte in Anspruch genommen. Dessenungeachtet fand er Muße zu wissenschaftlichen Studien. Vorzüglich sammelte er reichhaltige Materialien zur Geschichte Siebenbürgens. Bald aber lenkte sich seine Neigung entschieden auf die Mineralogie, durch die Bekanntschaft mit dem Abt und Kanonikus Fridwalsky zu Zips, der damals eine Mineralogia Magni Principatus Transsylvaniae geschrieben hatte. Auf seinen häufigen Dienstreisen sammelte er Mineralien und Fossilien. Die Hilfsquellen, die ihm sein mineralogisches Studium hätten erleichtern können, waren so gering, daß er mit dem theoretischen Theile seiner Wissenschaft gänzlich unbekannt blieb, und kaum eines zu seiner Absicht dienenden Buches in ganz Siebenbürgen habhaft werden konnte. Er mußte zu ausländischen mineralogischen Werken, die er verschrieb, seine Zuflucht nehmen. Sein Name war dadurch, ohne daß er es ahnte, auch im Auslande bekannt geworden. Die Auszeichnung, 1775 von der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin zum Ehrenmitgliede ernannt zu werden, verdoppelte seinen Fleiß. Er sandte jener Societät mehre Mineralien, mit einem Namenverzeichnisse und einer Beschreibung der Versteinerungen. Auf den Antrag des berühmten Martini in Berlin ließ die dortige Gesellschaft naturforschender Freunde späterhin jene Beschreibung und ein zweites von Fichtel eingesandtes Manuscript auf ihre Kosten drucken[1]).

Sein Lieblingsstudium setzte er auch da noch mit gleichem Eifer fort, als durch überhäufte Amtsgeschäfte seine Reisen seltner wurden. Im J. 1781 ward er von der leipziger ökonomischen Gesellschaft zum correspondirenden Mitgliede ernannt. Rühmlich war seine Thätigkeit besonders als Regisseur oder Director bei der Bancalgefälle- oder Mauthregie in Wien. Seit dem Jahre 1785, in welchem er diese Stelle erhalten hatte, war er eifrig bemüht, dem Schleichhandel Einhalt zu thun, und dadurch die inländischen Manufacturen und Fabriken zu heben. Er trug dadurch wesentlich bei zur Vermehrung der Landeseinkünfte. Als 1787 das Thesauriat und die Kammer in Siebenbürgen in ein vereinigtes Gubernium verwandelt wurden, erhielt Fichtel den Charakter eines siebenbürgischen Gubernialraths. Auf kaiserlichen Befehl unternahm er

1) Unter dem Titel: Beitrag zur Mineralgeschichte von Siebenbürgen. Erster Theil, welcher die Nachrichten von den Versteinerungen enthält. Mit einer Landkarte von Siebenbürgen und sechs anderen Kupfertafeln. Herausgegeben von der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin. (Nürnberg 1780. gr. 4.) — Zweiter Theil: Geschichte des Steinsalzes und der Steinsalzgruben in Siebenbürgen. Mit vier Kupfertafeln. (Nürnberg 1780. gr. 4.)

zwei große Reisen, die eine durch Slavonien, die andere durch das Littorale. Seinen Rang und Gehalt als Director der Mauthregie behielt er auch da noch, als diese Stelle nach Joseph's II. Tode in den Jahren 1791—1792 erlosch. Er ward noch immer in Mauthgeschäften gebraucht, und über viele Gegenstände sein Gutachten verlangt. Zu Grenzberichtigungen und nähern Bestimmungen der Plätze für die Mauth- und Contumazhäuser unternahm er im October und November 1794 eine Reise nach der kroatisch-türkischen Grenze und dem ganzen Litorale. Die rauhe Herbstwitterung, bei der er sich oft dem Regen und Schnee aussetzen mußte, ward seiner Gesundheit so nachtheilig, daß ein Schleimschlagfluß ihm am 4. Febr. 1795 plötzlich das Leben raubte.

Nicht blos als Gelehrter, auch als Mensch war Fichtel allgemein geachtet. Groß war seine Thätigkeit als Beamter, aber jede Stunde, die er seinen Berufsgeschäften abmüßigen konnte, war der Erweiterung seiner Kenntnisse gewidmet. Sein Mineraliencabinet, an welchem er 27 Jahre gesammelt hatte, enthielt sehr schöne Stücke. Ausgezeichnet war darin vorzüglich die Abtheilung der Golderze durch Vollständigkeit, Mannichfaltigkeit, Farbenwechsel und Krystallisation [2]). Werthvoll waren auch die in seiner Sammlung befindlichen Neptunischen und vulkanischen Felssteine, die er ebenfalls ausführlich beschrieben hat [3]). Außer seinen bereits erwähnten Schriften lieferte Fichtel noch mehre Aufsätze in den Schriften der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin. Unter andern gab er dort im ersten Stücke des eilften Bandes vom Jahre 1793 „Nachricht von einem in Ungarn neu entdeckten ausgebrannten Vulkane" [4]). (*Heinrich Döring.*)

FICHTELGEBIRGE. Literatur: 1) Kaspar Bruschius, Beschreibung des Fichtelgebirges 1542. (Dem Rathe zu Eger dedicirt.) — 2) Ausführliche Beschreibung des Fichtelgebirges, im Nordgau liegend u. s. w. (Leipzig 1716. 4.) Mit 13 Kupfertafeln. — 3) Helfrecht, Ruinen, Alterthümer und Schlösser auf und an dem Fichtelgebirge. (Hof 1795.) — 4) Derselbe, Versuch einer geographisch-mineralogischen Beschreibung des Fichtelgebirges. 2 Bde. (Hof 1799.) — 5) Schreber, Umsichten auf dem Ochsenkopfe am Fichtelgebirge u. s. w. (Kulmbach 1811.) — 6) A. Goldfuß und G. Bischof, Physikalisch-statistische Beschreibung des Fichtelgebirges. 2 Thle. (Nürnberg 1817.) — 7) A. Sommerer, Das Alexanderbad, die Luisenburg und die Umgebungen derselben, besonders das Interessanteste vom Fichtelgebirge. (Mit einem Grundrisse der Luisenburg. [Wunsiedel 1833.]) — 8) J. v. Plänckner, Piniferus, Taschenbuch für Reisende in das Fichtelgebirge. (Hof 1839.)

Der Name des Gebirges, welcher bei allen älteren Schriftstellern „der Fichtelberg" lautet, wird durch die dichten Nadelholzwaldungen, welche es bedecken, zur Genüge und gleichsam in die Augen springend erklärt. Ganz nichtig ist es daher, wenn der anonyme Verfasser von Nr. 2 die Vermuthung aufgestellt, es sei an feucht, was im thüringisch-fränkischen Dialekte ficht ausgesprochen werde, und an den Wasserreichthum des Fichtelgebirges zu denken.

Die Lage des Fichtelgebirges im teutschen Lande ist eine in vielfacher Beziehung eigenthümliche und markirte. Daß es ziemlich die Mitte unseres Vaterlandes einnehme, bezeichnet der Titel: umbilicus Germaniae. Zugleich bildet es den nördlichsten Punkt der obern teutschen Scheitelebene oder des teutschen Donauhochlandes; die östlichste Grenzmarke der untern teutschen Hochebene von Franken und Unterschwaben; steht mit dem Gebirgswalle des böhmischen Kessellandes in genauem Zusammenhange und ist mit seiner im Norden vorgelagerten Bergebene dem Rande des teutschen Tieflandes nicht allzu fern. Als ein wahrer Gebirgsstock und Gebirgsknoten steht das Fichtelgebirge mit vier andern Systemen in Verbindung, von denen zwei zu den Randgebirgen des continentalen europäischen Gebirgsdreieckes gehören, zwei andere das Innere von Oberteutschland zerschneiden. Nirgends anders stoßen teutscher Norden und Süden so bestimmt und so unvermittelt zusammen. Sehen wir auf politische Grenzen, so liegen wol ziemlich ⅞ auf bairischem Grund und Boden, und davon wieder der beiweitem größte Theil in Oberfranken, die kleinere Hälfte in der Oberpfalz. Außerdem gehört das Gebiet von Eger in Böhmen zum Systeme des Fichtelgebirges.

Ausdehnung und Configuration. Passend zerlegt man das Fichtelgebirge in das eigentliche Gebirge, die innere Hochebene und die äußere Hochebene, wozu man noch einzelne, mehr isolirte Berge als vorgeschobene Posten reihen muß. Das Gebirge zerlegt sich wiederum in drei Theile: a) Die Centralgruppe, genau unter 50° nördl. Br., in der Hauptrichtung von Süden nach Norden, umfaßt auf einem Raume von zwei □Meilen die drei höchsten Gipfel mit mehren Bergen zweiten Ranges. Sie fällt in steilen Absätzen nach Westen und Süden nach der Fläche von Baireuth, sanfter nach der innern Bergebene von Weißenstadt und Wunsiedel ab. b) Die nördliche Vorkette läuft vom Nordende der Centralgruppe nach ONO. und endigt am nördlichen Ufer der Eger. Sie bildet den nördlichen Rand der innern Hochebene und stuft sich nach Norden in der wellenförmigen nördlichen Hochebene ab. c) Die südliche Vorkette steht mit der Centralgruppe nicht in so unmittelbarer Verbindung und ist von dem südlichsten Punkte derselben, dem Kössein, durch einen tiefen Einschnitt getrennt. Sie endigt am Südufer der Eger und ihre letzte Höhe ist der St. Annaberg, ein Stündchen südwestlich von Eger. Man rechnet auf das eigentliche Gebirge etwa 14 □Meilen, auf die innere Bergebene 7, auf die äußere 19, auf das ganze Fichtelgebirge etwa 40 □Meilen. Als der östlichste Punkt könnte der eben genannte St. Annaberg, als der südlichste der isolirte

---

2) s. Fichtel's eigene Beschreibung derselben in seinen „mineralogischen Aufsätzen." (Wien 1794.) 3) In seinen „mineralogischen Bemerkungen von den Karpathen." (Wien 1791.) 2 Thle. Mit einer Karte. 4) Vergl. Intelligenzblatt zur Allgem. Literaturzeitung 1795. Nr. 33. Schlichtegroll's Nekrolog auf das Jahr 1795. 2. Bd. S. 346 fg. Meusel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 3. Bd. S. 329 fg.

rauhe Kulm bei Neustadt, als der westlichste Berneck, als der nordwestlichste der Döbraberg, als der nördlichste die Gegend von Hof gelten.

Nähere Beschreibung. I. In der Centralgruppe liegen gegen den Westrand des ganzen Gebirges vorgeschoben und durch die tiefe Thalschlucht des weißen Main geschieden, sich die beiden höchsten Gipfel schräg gegenüber. Nördlich der Schneeberg 3221′[1]). Seine unterste Gegend hat viele sumpfige Stellen mit kleinem Gehölz und Buschwerk; die mittlere, schon mit herabgerollten Felsblöcken übersäet, bietet angenehme Weiden. Die obere Region hat Wald, dann bloßes Gesträuch und Kräuticht; der Gipfel ist eine kahle Fläche, etwa ⅓ Stunde im Umfange, von jungem Nadelholze umgeben. Groteske Felsenpartien, aus Granittafeln und Blöcken geschichtet, schmücken den Gipfel des Schneeberges, wie sie denn eine Eigenthümlichkeit so vieler Gipfel im Fichtelgebirge ausmachen[2]). Von dem sogenannten Backöfele, wo im 30jährigen Kriege geflüchtete Landleute ihr Brod gebacken haben sollen, hat man die beste Aussicht. Auch findet man noch einige Reste eines Wartthurmes, welchen die Weißenstädter 1520 im Bauernkriege auf Befehl des Markgrafen hier erbauen mußten. Südwestlich vom Schneeberge erhebt sich der Ochsenkopf, 3123′ hoch, sonst vorzugsweise der Fichtelberg, von Gutsmuths die teutsche Krone, von Zedler das Haupt und Herz des Fichtelberges genannt. Als ein durch Thaleinschnitte von allen Seiten her abgegrenzter Bergrücken zieht er sich zwei Stunden lang von Westen nach Osten und ist durchaus mit Wald bestanden, der sonst noch dichter war. Der Gipfel ist kahl, breit und platt, und ebenfalls mit mehren Felsgruppen geziert. Auf einer gegen den Westrand zu gelegenen fand sich sonst auf einer Felsenplatte das Sinnbild des Berges, ein Ochsenkopf mit Hörnern, eingegraben; das ursprüngliche Zeichen waren aber drei Linden, womit der dreieckige Stein am Rande umgeben war, und die von Manchen auf den Triglafsdienst unserer Vorfahren gedeutet wurden. Jetzt hat kindischer Muthwille den Felsblock den Berg heruntergewälzt. Obgleich etwas niedriger als der Schneeberg, spielt der Ochsenkopf doch in den Erzählungen und Sagen des Volkes eine größere Rolle. So ist das, etwa 50 Schritte von dem westlichen Gipfelvorsprunge gelegene, Schneeloch, in welchem Schnee und Eis sich bis Juni, Juli, ja sogar August erhält, ein Hauptschauplatz der vermeintlichen Goldreichthümer des Gebirges, von denen noch später die Rede sein wird. Oben auf dem Berge steht eine Geisterkirche, voll von Silber und Edelsteinen, mit einem Altar von gediegenem Golde. Sie richtet sich mit ihrem Gottesdienste nach dem Dorfe Bischofgrün, welches zwischen Ochsenkopf und Schneeberg, doch dem ersteren viel näher, im Maingrunde liegt: das Chamouny des Fichtelgebirges, wie es Pländner treffend nennt. Läutet es dort zur Kirche, so beginnt auch der Geistercultus; ja ein Mal im Jahre, am Johannistage, ist die Geisterkirche, so lange der Pfarrer unten das Evangelium am Altare verliest, auch menschlichem Auge sichtbar und menschlichen Besuchern offen, die dann mitnehmen können, was sie wollen; mit dem letzten Worte des Evangeliums schließt sie sich unter entsetzlichem Gekrache auf ein ganzes Jahr.

Mit dem Schneeberg hängt der nach Osten laufende Rudolfstein, 2587′, zusammen. Auch auf seinem kahlen Rücken starren wunderlich geschichtete Granitmassen, welche, fast im Kreise stehend, einen bedeutenden Raum einschließen. Diesen günstigen Platz ließ sich ritterliche Raubsucht des Mittelalters nicht entgehen, füllte die Lücken mit festen Bollwerken, und schuf so im 9. Jahrh. das Raubschloß Rudolfstein, welches erst 1412 durch die Stadt Eger zerstört ward. Weiter südlich liegen der 2992′ hohe Nußhart oder Nusser, ein furchtbares Felsenchaos und dem Ochsenkopfe grade östlich zur Seite die Farnleiten, 2820′, früher mit der ergiebigen Zinnseife Glück auf und Friedrich's Karl's Glück, an deren Stelle jetzt eine Art Wirthshaus steht. Von der Farnleiten weiter nach Südost folgen nun der Todtenkopf, der Plattenberg, die hohe Mätze, ein schön abgerundeter, konisch zugespitzter Berg, dicht mit Nadelholz bewachsen, der Pfeiffersberg, auf welchem sonst eine dem heil. Konrad geweihte Kapelle stand, der kleine und große Haberstein, endlich der Bergrücken der Luisenburg, der seit der Anwesenheit des preußischen Königspaares, 1806, diesen Namen gegen seinen früheren, Lurburg oder Luchsburg (nach einem alten Raubschlosse), eintauschte. Dieser Bergrücken, dessen höchster Punkt der Burgstein genannt wird, enthält auf seinem nördlichen Abhange ein 300—400 Schritte breites und gegen 1100 Schritte langes Felsenlabyrinth, das großartigste im Gebirge — man kann dreist sagen, das großartigste, aus Granitblöcken bestehende, in ganz Europa, lange nicht so besucht, als diese kolossal-wunderbaren Räume es verdienen.

Durch ein kleines, mit Wald bewachsenes Thal ist von der Luisenburg die ¼ Stunde nach Süden liegende Kössein getrennt, welche (wie so viele große und hohe Berge) einen gespaltenen Gipfel hat. Nordöstlicher ragt die kleine, südlicher die große Kössein, 2862′, einer der besuchtesten Aussichtspunkte im Gebirge.

II. Die nördliche Vorkette hat einen direct nach Norden, einen nach Nordost laufenden Ast. Der erstere endigt mit dem 2441′ hohen, schön gewölbten und zugerundeten Döbraberge — der zweite beginnt mit dem großen und kleinen Waldstein. Der erstere, 2606′ hoch, hat wieder auf seinem Gipfel ein prächtiges Felsenlabyrinth, ähnlich wie das auf dem gegenüberliegenden Rudolfstein im Mittelalter zu einem Raubschlosse benutzt. Sie gehörte den Herren von Sparneck und wurde erst 1525 geschleift; von ihr sind noch ziemlich beträchtliche Reste zu sehen. Geister und Kobolde, die hierher gebannt sind, spielen noch jetzt auf einer riesigen Granit-

1) 300 Höhenangaben für das Fichtelgebirge sind gesammelt in Hoffmann, Europa III. S. 156—167; auch bei Pländner. Zedler nennt das Fichtelgebirge eins der größten und angenehmsten in Teutschland, und selbst Büsching spricht sich noch ähnlich aus. 2) Man schließt aus dieser Erscheinung mit Recht auf große Naturumwälzungen, welche in der Urzeit in diesem Gebirge stattfanden. Wahrscheinlich waren alle Gipfel im Fichtelgebirge früher bedeutend höher, und sind mit den Brocken ihrer obersten Stockwerke übersäet.

tafel im Burghofe, und ihre glühenden Eisenkarten machen die Vertiefungen, die im Steine zu sehen sind. Die höchste Felsmasse verdünnt sich in der Mitte bedeutend, breitet sich dann aber oben nochmals in der sogenannten Schüssel aus, auf der etwa sechs Personen Platz haben. 150′ hoch steht man, wie in der Luft, über dem Gipfel des Waldsteins und genießt, wenn nicht die weiteste, doch unstreitig reizendste Aussicht im Fichtelgebirge. Östlich folgt der Epprechtstein, 2448′, ein schöner konischer, sanft gewölbter Berg, mit einer Granit-Felsenmauer und den Trümmern eines alten Schlosses. Jenseit der Lamitz folgen der kleine Kornberg und, durch ein wildes, rauhes Thal davon geschieden, der große Kornberg, 2518′, mit trefflicher Aussicht. Der Selberwald, der Hengstberg, der Heiligen- oder Steinberg und der liebensteiner Wald endigen östlich an der Eger diese Vorkette.

III. Die südliche Vorkette beginnt südöstlich von der Luisenburg mit dem zwei Stunden von ihr entfernten Steinwalde, der sich dann in dem herrlich geformten, 2354′ hohen Weißenstein fortsetzt. Den Gipfel zieren die schönen Ruinen des alten Schlosses gleiches Namens; die Aussicht reicht bis zur regensburger Brücke. Weiter nach Osten folgen der große Reichsforst, der Kohlwald, endlich der St. Annaberg bei Eger. Der südlichste Punkt, sechs Stunden von der Kössein, ist der rauhe Kulm bei Neustadt. Es ist ein majestätischer, ganz frei sich erhaltender Berg, 2071′ hoch; der obere, steil aufsteigende, mit Basaltstücken bekleidete Kegel trägt auf der Spitze ein hölzernes Häuschen, von dem man eine entzückende Aussicht hat.

IV. Von den beiden Bergebenen steht die innere, von der Eger und Rösla durchströmte, etwa 400′ über der äußeren. Weißenstadt liegt über 1800′, Wunsiedel über 1600′. Die Bergketten scheinen von hier aus grade darum nicht allzu hoch. Sie fällt im Osten in das Terrassenland der Eger ab. Die äußere Bergebene bildet gegen den weißen Main und seine Zuflüsse eine jähe, steile, von tiefen Furchen durchschnittene Bergwand; nach Norden und Nordosten geht sie, ziemlich unterscheidbar, in das voigtländische Bergland und das Elstergebirge über. Die Saale mit ihren obern Zuflüssen gehört dieser äußeren Bergfläche an; sie ist bei der Mündung der Selbitz noch 1241′ über dem Meere.

Hydrographie. Das Fichtelgebirge hat in seinen interessanten hydrographischen Verhältnissen Ähnlichkeit mit dem St. Gotthard. Die Gebiete dreier Hauptströme: Rhein, Donau, Elbe, stoßen hier zusammen, und nach den vier Himmelsgegenden rinnen Ströme, wie sie in den alten Distichen genannt sind:

Quatuor effundo fluvios Mons Pinifer: ex his
Ad terrae partem quamlibet unus abit.
Moenus ad occasum fertur, sed *Nabus* ad austrum;
Egra ortum; Boream denique *Sala* petit.

Ein teutscher Memorialvers lautet also:

Vier Littern, eine Silb', ein kleines Wörtchen bringen
So doch vier Flüsse seind, Mens rathe! sie entspringen
Aus unserm Fichtelberg: Main, Eger, Naab und Saal,
Die zeigen an der Stirn Wort, Silb' und Litternzahl.

Wald begnügte man sich aber nicht, diese nach allen Weltenden hin strömenden Flüsse zu bewundern und zu besingen, sondern fügte der Wirklichkeit Fabeln zu. Sie sollten alle vier aus einem See im Gebirge entspringen. Die ältesten Referenten sind von der Erfindung dieses Mährchens freizusprechen. Sebastian Münster erwähnt in seiner Cosmographie (Buch 3. Cap. 377) wol den See, aber nicht vier daraus entspringende Flüsse, und Brusch fügt, nachdem er den Wasserreichthum des Gebirges gerühmt und die vier Flüsse erwähnt hat, hinzu: „Diese, als die Hauptleute der andern vielfältigen, die auch die andern in sich trinken, entspringen durch wunderbarliche Gottes- und der Natur Schickung zum Theil aus dem See, von dem ich auch droben gesagt, der in der Höhe des Fichtelberges ist, zum Theil aber aus den genannten Gebirgsarmen, Ästen und Gliedern." Desto häufiger findet sich die Fabel bei Späteren, im 18. Jahrh., z. B. in Zedler's Lexikon, ja im 19. z. B. in Galletti's Teutschland S. 70: „In einem auf dem Schneeberge befindlichen See, welcher der Fichtelsee heißt, haben vier bedeutende Flüsse ihren Ursprung." Schon nach der gegebenen Übersicht ist es leicht, den Ungrund aller dieser Sagen einzusehen. Die Quelle der Saale liegt an dem Nordabhange der nördlichen Vorkette, die der Eger auf der inneren Bergebene; nahe bei einander liegen nur die Quellen des weißen Main und der Waldnaab, und diese beiden, welche Brusch auch wol meint, mögen allerdings früher aus einem See geflossen sein. (Nur hat man dann ein anderes Gerinnsel als Mainquelle angesehen, als jetzt.) Noch jetzt nämlich liegt zwischen Ochsenkopf und Farnleiten die sogenannte Seelohe, etwa ½ Stunde lang, ein mit einer Torfdecke überzogener Sumpf. An einer Stelle derselben, welche ungefähr 40′ lang und breit ist, ist die Decke besonders dünn, und wenn man sie durchstößt, so findet man darunter einen breiartigen Schlamm. Schon vor hundert Jahren war diese Stelle nicht mehr offen, doch schwankte und zitterte der Boden, und man konnte die Tiefe des Sumpfes nicht durch eine vier Klaftern lange Stange ergründen. Alte Leute erinnerten sich damals, den See noch offen gesehen zu haben; man soll damals auf 30—40 Klaftern keinen Grund gefunden haben. Die Seelohe liegt 2349′ hoch.

Über die Quellen und den Lauf der vier Flüsse siehe die betreffenden Artikel nach. Der weiße Main empfängt aus dem Fichtelgebirge die Ölsnitz, Kronach, Rodach; der rothe Main (der in den Verbindungshöhen zwischen Fichtelgebirge und fränkischem Jura entsteht) die vom Ochsenkopf kommende Steinach. Zum Gebiete der Eger gehört die Rosla mit der Kössein (vom gleichnamigen Berge) — zu dem der Saale die Lamitz, die Selbitz u. a. Einen See gab es früher bei Weißenstadt, jetzt nur Teiche. Zahlreich sind dagegen die Sümpfe oder Lohen. An schönen, theils reizenden, theils wildromantischen Thälern kann sich das Fichtelgebirge nicht völlig mit andern messen. Zu nennen sind das Thal der Steinach, das engste und finsterste; der Maingrund bis Berneck, die Thäler der Ölsnitz, Selbitz u. a.

Eine besondere Merkwürdigkeit sind aber die Perlmuscheln, welche sich in vielen Gewässern vorfinden, an einigen Orten so häufig, daß das Flußbett damit gepflastert erscheint. Sie werden 6—7 Zoll lang und nur die größten haben Perlen von der Größe eines Hanfkornes bis zur Größe einer Erbse. Jetzt wird die Perlenfischerei, deren Sitz besonders Berneck an der muschelreichen Ölsnitz ist, für die Regierung verwaltet, und im Durchschnitt eine Ernte von etwa 60 Stück großer und mittelmäßigen reifen Perlen gemacht.

Unter den 25—30 Mineralquellen des Gebirges sind nur wenige besucht und beachtet. Dahin gehört das Alexanderbad bei Wunsiedel, die Quellen bei Steben, Gondra und Langenau, meist Säuerlinge.

Geognostisches. Die Centralgruppe, die nördliche Vorkette und ein Theil der südlichen bestehen aus Granit. Er bildet gewöhnlich 2—8′ mächtige Schichten; an andern Stellen sind Schichten und einzelne Stücke von mannichfaltigen Formen wild durch einander geworfen und bilden Höhlen und grausenvolle Felsenlabyrinthe. Die Granitmassen des Fichtelgebirges stehen mit denen des böhmer Waldes in Verbindung. Sie werden ringsum von Gneuß und Glimmerschiefer umlagert, welche auch die innere Hochebene ausmachen. Die äußere dagegen besteht aus weit vorgelagertem Thonschiefer, während im Süden und Südwesten, wo sich der Übergang zum Jura vermittelt, bunter Sandstein und andere Flötzgebilde hervortreten. Die Trappformation ist wenig verbreitet und auf das südliche und südöstliche Gebiet beschränkt. Hie und da bildet der Basalt kegelförmige Kuppen; bei Neuhaus an der Eger tritt er aus dem Granit hervor und bildet 5—6seitige Basaltsäulen, welchen Olivin und Augit eingesprengt sind. — Nach Beaumont's Hebungstheorie der europäischen Gebirge erhoben sich Fichtelgebirge und Erzgebirge zusammen in der fünften Hebungsepoche, nachdem zuvor Hundsrücken mit Taunus, Harz, Vogesen und Schwarzwald, Thüringerwald sich gehoben hatten. s. Burmeister, Geschichte der Schöpfung S. 263 fg. Man nimmt für gewiß an, daß die ersten Versuche im Bergbau in Teutschland auf dem Fichtelgebirge, und zwar durch die Wenden, gemacht wurden, und daß sich derselbe von hier aus in andere Gegenden verbreitet habe. Man gewann Gold (bei Goldkronach), Silber, Kupfer, Blei, besonders aber viel gutes, silberhaltiges Zinn und Eisen. Jetzt werden vorzüglich nur noch die Eisenbergwerke in 85 Gruben und außerdem etwa 18 Bergwerke auf Speckstein, Flußspath, Spießglanz, Schwefel- und Magnetkiese, Braun- und Steinkohlen und Kupfererz betrieben. Wenig stimmt freilich diese etwas dürftige Wirklichkeit mit den glänzenden Sagen von dem zauberhaften Goldreichthume des Fichtelgebirges. Der alte Brusch behauptet: „Mit Gold, Silber, Eisen und in Summa allerlei der besten Metallen, mit Schwefel und Quecksilber und Perlen ist dieser unser Berg und ganz herumb liegende Gegend und Landschaft allen andern Gegenden und Ländern weit vorzuziehen, welches auch den weit von uns gelegenen Völkern, als Wahlen, Venedigern, Spaniern, unseres Landes Kundschaftern, wohl bekannt ist: die sich etwa auch vernehmen lassen, daß man an und umb den Fichtelberg offt eine Kuh mit einem Stein werfe, der besser seye, denn die Kuhe." Seit dem 12. Jahrh. sind allerdings, besonders aus Italien, solche Fremde gekommen und haben die Winkel des Gebirges durchsucht. Man sagte ihnen die Kunst nach, das Gold an den geheimsten Orten zu finden und es von den unscheinbaren Steinen zu scheiden. Die gewonnene Ausbeute trugen sie, so sagte man, unter dem Scheine eines geringen Handels mit Hecheln und Mäusefallen auf dem Rücken in die Heimath, und das fichtelgebirgische Gold verschaffte ihnen die Mittel, daselbst ein glückliches Leben zu führen. Man trug sich mit sogenannten Wahlenbüchlein oder fichtelbergischen Geheimnißbüchlein, in denen — was an sich unwahrscheinlich — glückliche Entdecker die Fundorte verzeichnet haben sollten. So heißt es z. B. in einem: „Zwischen Wunsiedel und Nagel gehe in das Holz zur rechten Hand, so findest du zwei Felsen und den dritten Fels; da ist es wie ein Backofen und gegen Mittag am Felsen stehet ein Entenfuß, da hebe den Stein auf, kreuch in das Loch, so wie ein Fuchsloch ist, vor dem Loch stehet eine gestümmelte Buche mit sieben Ästen, räume darum hinweg, du findest Gold wie Eiszapfen." Noch zu Anfange des 18. Jahrh. fand ein Bauer, der in das Schneeloch am Ochsenkopfe stieg, darin ein in fremder Sprache geschriebenes Büchlein, nebst einer Pistole und ein Paar Handschuhen; in der Höhle hörte er hauen und pochen, ohne jedoch Licht bemerken zu können. Nach einiger Zeit, da er nichts mehr sah und hörte, ging er heraus, schoß die Pistole ab und brachte seinen Fund ins Amt. Wie Manche glauben, sind alle Goldsagen durch das auf dem Fichtelgebirge so häufige Goldmoos (Gymnostomum pennatum) entstanden, dessen prachtvoll farbiger Goldglanz die Wände vieler Klüfte und Höhlen schmückt und Unkundige leicht täuschen konnte; doch möchte diese Erklärungsweise schwerlich genügen. Noch jetzt lassen sich Viele den alten Wahn nicht nehmen: uns ist das Gebirge jetzt verwünscht und die Schätze desselben werden von Berggeistern verschlossen gehalten. Nur besonders frommen Geschlechtern werden sie einst wieder aufgethan.

Klima. Die Luft auf dem Fichtelgebirge muß schon darum im Allgemeinen gesund sein, weil Greise von 80—90 Jahren nicht grade selten sind. Ebenso gewiß ist es, daß sie überaus rauh und kalt ist. Das Fichtelgebirge hat nicht die breiten, sanften, wärmeren Thäler anderer Gebirge; seine Hochebenen geben dem eigentlichen Gebirge in dem niedrigen Temperaturgrade wenig nach. Der Winter dauert in der Regel volle sechs Monate und ist meist schneereich; selten fällt aber der Schnee in Flocken, sondern rieselt in kleinen, stark gefrorenen Körnchen herab. Ich selbst habe in der ersten Hälfte des Mai auf der inneren Bergebene vollkommnes Schneewetter erlebt. Nachtfröste kommen noch um Johannis vor und schaden dann den jungen Trieben des Nadelholzes. Eine beiweitem höhere Temperatur hat die Südseite des Gebirges, welche auch in der Entwickelung der Vegetation stets mehre Wochen vor der nördlichen voraus ist. Die eigentlichen Sommermonate fallen wiederum öfters durch starken Hitzegrad

lästig; doch sind auch Gewitter und starke Regengüsse nichts Seltenes. Die Wetterpropheten der Bergbewohner sind zuerst der rauhe Kulm und dann die zwei Berge, von denen das Verslein redet:

Hat der Epprechtstein eine Kappen und der Kornberg eine Hauben,
So darf man an Regen glauben.

Vegetation. Die vorherrschenden Holzarten sind die Fichte, die Föhre und die Weißtanne; Buchen findet man nur hie und da in Wäldchen, Ahorne und Eichen nur einzeln unter dem Nadelholze; die Bäche sind gewöhnlich mit Erlen besetzt. Das vorherrschende Nadelholz gibt dem Ganzen einen gewissen düstern Charakter. Ein weit am Fichtelgebirge verbreiteter Baum ist überdies Sorbus aucuparia. Man findet ihn fast auf allen hohen Bergspitzen und in den Spalten der Felsenkuppen, in Dörfern und an den Landstraßen. Groß ist der Reichthum an den gewöhnlichen Arten von Vaccinium, Himbeeren, Erdbeeren und Wachholderbeeren. Zahlreich sind ferner die Familien der Schwämme, der Moose (250 Arten) und Flechten (176 Arten). Das Genannte über die Flora des Fichtelgebirges findet sich in dem Werke von Goldfuß und Bischof. Als seltene Pflanzen werden dort z. B. genannt: Circaea alpina, Veronica montana, Rhynchospora alba, Stipa pennata, Globularia vulgaris, Dipsacus pilosus, Symphytum tuberosum, Lysimachia thyrsiflora, Meum athamanticum, Imperatoria Osthrutium, Convallaria verticillata, Juncus squarrosus und filiformis, Rosa spinosissima, Iberis amara, Tussilago alba u. s. w. Zu beachten ist auch die Specialflora der Luisenburg bei Sommerer S. 99 fg. Der Acker- und Gemüsebau unterliegt, nach den geschilderten klimatischen Verhältnissen, mancher Einschränkung. Weizen kommt nur an besonders geschützten Stellen fort; man baut mehr Roggen, Gerste und Hafer, vorzugsweise aber und in guter Qualität Kartoffeln. An der Ost- und Nordseite wird auch viel Flachs gezogen; der Verkauf dieses Erzeugnisses verschafft dem Landmanne, außer der Mästung von Rindvieh, am gewöhnlichsten das nöthige Geld. Wieder vor andern heißen sechs Ämter das Flachs- und Krautland. Von Obstarten gedeihen noch am besten die Pflaumen. Manche Striche sind besonders zum Feldbau ungeeignet. So heißt es von drei Dörfern am Kornberge:

Heidelheim, Spielberg und Steinfeld dazu
Essen das Korn im Winter, den Sommer habens Ruh.

Thierwelt. Das Zedler'sche Lexikon erwähnt Bären und Wölfe im Fichtelgebirge; „auch sind die Luchse so seltsam nicht." Wölfe verirren sich wol noch einzelne hierher (1811 wurde z. B. einer geschossen), von Bären und Luchsen ist aber seit 70 Jahren nicht weiter die Rede. Früher gab es deren im Fichtelgebirge wirklich in großer Anzahl. Lange Zeit erinnerte eine Fensterscheibe in der Cantoratswohnung zu Wunsiedel an ein Bärenabenteuer, das dem Cantor Jahn, der seinen Pastor, als Zigeuner verkleidet, erschrecken wollte, begegnete. Man las dort:

Der Pastor Baumann fürchtet zwar
Der Zigeuner schwarze Schar;
Doch Cantor Jahn, der gerne neckt,
Ward vom Bär dafür erschreckt.
1680.

Ja, noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts fing man in dem Bärenfange am Waldsteine diese Thiere häufig; ein einziges, übriggebliebenes Inventarium hegte man lange, bis 1769. Um 1800 glaubte man wieder Spuren von Bären zu entdecken, und erneuerte den Bärenfang, fing aber nur zwei herumirrende Capuciner, die, der eigentlichen Bestimmung jenes Häuschens unkundig, hier einen Schlupfwinkel gesucht hatten. Das Rothwild ward früher in übermäßiger Anzahl gehegt, später sehr gelichtet; doch findet man wieder Rudel von 20—30 Stück zusammen. Wilde Schweine gibt es dagegen gar nicht. Auch die früher stark betriebene Waldbienenzucht ist eingeschlafen. — Die wol ziemlich für das ganze Gebirge passende Fauna der Luisenburg bei Sommerer S. 104 fg. zählt 14 Quadrupeden, 59 Vögel und fünf Amphibien auf.

Menschliche Bewohner. Das Fichtelgebirge ist stark bewohnt und hat auf seinen 40 □Meilen an 150,000 Einwohner, die in 23 katholische und 76 protestantische Kirchsprengel getheilt sind. Brusch sagt von ihnen: „Die Leuth hierumb seyn fromm, getreu, freundlich, aber doch fast grob, bäurisch, ein hart und stark Volk, das Hitz und Frost, ja alle Mühe und Arbeit wol leyden und ertragen mag." Gar Vieles von dieser Charakteristik hat noch seine Geltung. Die Nahrung des arbeitsamen Landmanns besteht meist nur aus Kartoffeln, Mehl- und Milchspeisen, besonders aus den sogenannten Klößen oder Knödeln, die aus Kartoffeln und Mehl gemischt entweder gebacken, oder gekocht werden. Der Holzhauer begnügt sich auf seinen Bergen den ganzen Tag hindurch mit Brod und Wasser, wozu er sich höchstens noch einen Topf Erdäpfel kocht. Fleisch kommt in der Regel nur an Sonn- und Festtagen auf den Tisch, und selten wird außer solchen Tagen Bier getrunken. Eine höchst mühselige und gefährliche Arbeit haben im Winter die Holzzieher, welche das Holz aus den unzugänglichen Klippenhöhen in die Niederungen herabschaffen. Ein einziger Mann spannt sich an den beladenen Schlitten, um ihn zu lenken, oder setzt sich, wenn der Abhang allzu stark ist, auf das Gehörne desselben, und schießt, nur mit einer kleinen mit Eisen beschlagenen Stange zum Lenken bewaffnet, rasch wie ein Vogel über die jähen Berggehänge hinab; der mindeste Anstoß kostet ihm unrettbar das Leben. „Grob wie ein Fichtelberger," war sonst allerdings ein weit verbreitetes Sprüchwort, und unter den groben die gröbsten die Dörfer Nagel und Reichenbach, südlich von der Kösseín. Als der Teufel unsern Herrn auf diesen Berggipfel stellte und das bekannte: „Dies Alles will ich dir geben," sprach, da nahm er — so weiß die Sage — jene beiden Dörfer als sein Leibgedinge ausdrücklich aus, „die Einwohner seynd nämlich von der allergröbsten Art mit, so um den Fichtelberg zu finden." Jetzt ist von jener Grobheit nur ein treuherziges und gutmüthiges Wesen, ein derber, schlagender Witz übriggeblieben, der sich oft hinter einer gewissen Einfalt

verbirgt. Sommerer führt mehre Sprüchwörter aus dem Fichtelgebirge an, die für den gesunden, derben, witzigen Sinn der Bewohner zeugen: Man muß arbeiten, als ob man ewig leben sollte, und beten, als ob man alle Augenblicke sterben sollte. — Es sind ein Paar Geigen eines Holzes. — Er hört die Flöhe den Bettstollen hinanlaufen. — Sie hat sich an den Bettstollen gestoßen (von einer Schwangern). — Die Mädchen und Misthaufen sind nicht aufzuheben. — Dein Maul ist wie eine Stadelreuterin (ein grobes Sieb) u. s. w. Derselbe Schriftsteller gibt auch höchst interessante Mittheilungen über den im Gebirge noch herrschenden Aberglauben. Manches findet in vielen andern Gegenden seine Parallelen; Manches erscheint ganz eigenthümlich. Um sich die Herrschaft im Hause zu sichern, darf die Neugetraute, wenn sie aus der Kirche kommt, nur unter die Thüre treten und, die Füße an beide Pfosten stemmend, bei sich sprechen:

Ich stehe oben unten an,
Ich bin der Herr und nicht der Mann.

Um die Schweine an ihren Stall zu gewöhnen, darf man nur, wenn sie zum ersten Male ausgelassen werden, einige Borsten, aus ihrem Rücken gerauft, auf die Schwelle legen und sprechen:

Du Schwein komm wieder in deine Stell,
Als wie der Advocat in die Höll.

Von dem Dialekte der Fichtelgebirger wird noch unten eine Probe vorkommen.

Communicationen im Gebirge. Die Straßeneinrichtung im Königreiche Baiern ist bekanntermaßen eine vortreffliche. Zwar stehen die Chausséen vielleicht andern nach, allein die schönen Vicinalstraßen suchen ihres Gleichen. Solche gehen nun auch kreuz und quer im Fichtelgebirge und vermehren sich noch mit jedem Jahre. Hauptstraßen sind: 1) Die Straße von Hof, über Münchberg, Gefrees, Berneck nach Baireuth; auf der äußeren Bergebene. 2) Die Straße von Baireuth, über Berneck, Gefrees, Weißenstadt nach Eger; auf der inneren Bergebene. 3) Die Straße von Hof über Schwarzenbach und Kirchenlamitz nach Wunsiedel und von da weiter nach Nürnberg, schneidet das Gebirge von Norden nach Süden. Militairisch wichtig sind die Pässe: a) Von Kirchenlamitz. b) Von Gefrees bis Weißenstadt, zwischen dem Seeberge und großen Waldstein. c) Der Paß von Berneck. d) Der Paß von Fahrenbach, zwischen Wunsiedel und Kulmain. e) Der Paß von Walterhof. f) Der Paß von Schirnding in dem engen Thale der Rösla, in der Straße zwischen Baireuth und Eger. Überdies berührt die sächsisch-bairische Eisenbahn von Hof an den Nordabhang und eine andere von Regensburg kommende wird sich künftig in Hof anschließen.

Geschichtliches. Das Fichtelgebirge war ein Theil des großen hercynischen Waldes und wurde ursprünglich von den Hermunduren und Nariskern bewohnt. Nach der Völkerwanderung gehörte es zum Gebiete der Thüringer, und nachdem diese 531 von den Sachsen und Franken besiegt waren, zu dem der Franken. Doch überließen diese die Gegend am Fichtelgebirge der Aufsicht der Herzoge von Baiern; sie erhielt nun den Namen des Nordgaues. Bald darauf breiteten sich von Osten her bis an die Rednitz slawische Stämme aus und besetzten auch das Fichtelgebirge; daher so viele slawische Namen im Gebirge. Später gewannen allmälig teutsche Elemente wieder die Oberhand; die letzten Reste des Heidenthums verschwanden erst nach dem 12. Jahrh. Übrigens hatte schon Ludwig der Teutsche den Nordgau wieder von Baiern getrennt und daraus eine besondere Markgrafschaft gemacht. Die ältesten und mächtigsten Markgrafen waren die Grafen von Babenberg. Der letzte dieses Geschlechts, Markgraf Adalbert, wurde wegen Landfriedensbruchs geächtet und gerichtet, 907, sein Gebiet zertheilt. Die Gegend um Baireuth, Kulmbach und Hof kam an die Grafen von Andechs in Tyrol, spätere Herzoge von Meran. Wunsiedel, Eger und Umgegend fielen den Grafen von Vohburg zu. Diepold, der letzte derselben, stiftete das Kloster Waldsassen; seine Tochter, Adelheid, brachte ihrem Gemahl Friedrich Barbarossa Eger zu, das zur Reichsstadt erhoben ward. In späteren Zeiten kam Eger an Böhmen, Waldsassen an Baiern; bedeutende Besitzungen erwarben aber auf der Nordseite des Fichtelgebirges besonders die hohenzollernschen Burggrafen von Nürnberg. Ihnen fielen auch nach dem Aussterben des Hauses Meran, 1248, die Güter desselben am Fichtelgebirge, besonders Baireuth, zu; durch Kauf erwarben sie Hof und Münchberg. Im J. 1363 bildeten sie aus ihren Besitzungen am Fichtelgebirge ein eigenes Fürstenthum, genannt das Burggrafthum oberhalb Gebirgs, hernach nach Kulmbach oder Baireuth genannt. Böse Zeiten kamen für das Land im Hussitenkriege, in den Zeiten, wo Markgraf Albrecht, der bekannte Raufdegen, sich mit seinen Feinden schlug — vor Allem im 30jährigen Kriege. Noch jetzt singt das Volk:

Die Schweden sein kumma,
Hob'n Alles mit g'numma,
Hob'n d' Fenster eingeschlog'n,
Das Blei dava trog'n,
Hob'n Kugeln draus gossen,
Die Bauern taudt g'schossen.

Viele Orte im Fichtelgebirge sind jetzt lange nicht so bevölkert, als sie es vor jenem Kriege waren. — Als im J. 1791 der letzte Markgraf, Alexander, die Regierung niederlegte, kam Baireuth, und damit das Meiste vom Fichtelgebirge, an die Krone Preußen, die hier in gutem Andenken steht. Im J. 1806 nahmen die Franzosen Besitz vom Lande, behielten es nach dem tilsiter Frieden und gaben es 1810 an Baiern, welches es auch nach dem wiener Congresse behalten hat. Bairisch (weil ein Theil der Oberpfalz) war seit Jahrhunderten das Thal der Naab und Kösstein gewesen, bairisch waren 1803 die südwestlichen Vorberge geworden, über welche sich früher der Krummstab der bamberger Bischöfe gestreckt hatte. (*Daniel.*)

FICHTELIT, ist ein in den Torflagern bei Redwitz am Fichtelgebirge, neben wenig veränderten Fichtenstämmen vorkommender talgartiger Körper, welcher bei + 46° C. schmilzt, beim Erkalten krystallinisch erstarrt, unverändert überdestillirt, sich wenig in Alkohol, dagegen leicht in Äther löst und nach Bromeis aus 89,3 Theilen Kohlenstoff und 10,7 Theilen Wasserstoff besteht, also ein der

Formel C_4H_2 entsprechender Kohlenwasserstoff ist und seine Entstehung aus Terpenthinöl, $= C_{20}H_{16}$ ($8 \times C_4H_2$), durch Wegnahme von Wasserstoff erklärt werden kann.

Einen anderen Bergtalg von demselben Fundorte hat Trommsdorff untersucht; er schmilzt erst bei + 107° C., krystallisirt aus der kochend bereiteten Lösung in absolutem Alkohol und besteht aus 92,4 Theilen Kohlenstoff und 7,5 Theilen Wasserstoff, wornach seine empyrische Zusammensetzung durch die Formel C_2H ausgedrückt wird. Endlich hat neuerdings Schrötter in dem redwitzer Torf einen dritten Bergtalg entdeckt, welcher weiß ist, bei + 39° C. schmilzt, in dieser Temperatur aber deutlich eingemengte, erst bei + 100° C. schmelzende Krystalle zeigt. Durch Ausziehen des Holzes, in dem dieser Bergtalg vorkam, erhielt Schrötter beim Verdunsten weiße Nadeln und einen ölartigen Körper, welcher sich an der Luft dunkler färbte und ein dickes Harz ausschied, nach dessen Abscheidung keine weitere Veränderung erfolgte. Der flüssig bleibende Theil roch benzoëartig, löste sich leicht in Äther, schwierig in Alkohol, und hatte dieselbe Zusammensetzung, wie der von Bromeis untersuchte Fichtelit; die Flüssigkeit löste sich mit rother Farbe in Schwefelsäure und Wasser, schied daraus ein gelbes Öl und ein dickflüssiges, nach Steinöl riechendes Harz aus. Die weißen Nadeln schmolzen bei + 137° C., doch zeigte die Masse noch einzelne erst bei + 160° C. verschwindende Körner; durch Umkrystallisiren aus Äther stieg der Schmelzpunkt auf + 145°; er fand die Nadeln der Formel $C_{22}H_{19}O_2$ entsprechend zusammengesetzt, wornach sie dieselbe Zusammensetzung wie das von Forchhammer in einem fossilen Tannenholz gefundene Xyloretin hätten. (*Döbereiner.*)

FICHTENHARZ, ist derjenige harzige Körper, welcher während des Winters freiwillig aus der Rinde von Pinus sylvestris oder auch Picea vulgaris ausfließt, oder sich in den von der Terpenthinsammlung herrührenden Wunden der Rinde ansammelt; es wird im Frühjahre gesammelt und führt den Namen gemeines Fichtenharz, wenn es ungereinigt in den Handel kommt; es ist weiß oder gelblich, und bildet sehr unregelmäßige Stücke, ist Anfangs weich, wird aber mit dem Alter spröde und sogar zerreiblich, und enthält dieselben Bestandtheile, wie der Terpenthin, nämlich Pininsäure, Sylvinsäure, Abietin, ein in kaltem Alkohol unlösliches Harz und ätherisches Öl, letzteres aber in geringerer Menge; es hat übrigens einen terpenthinartigen Geruch und Geschmack, und löst sich in Alkohol, Äther und Ölen. Schrötter fand ein möglichst reines Stück von frischem Fichtenharze aus 77,32 Theilen Kohlenstoff, 9,67 Theilen Wasserstoff und 13,01 Theilen Sauerstoff bestehend, woraus sich genau die Formel C_8H_6O berechnen ließ. — Durch Ausschmelzen des Fichtenharzes, wobei sich der größere Theil des Terpenthinöls verflüchtigt, und Filtriren durch Stroh oder wergene Säcke erhält man die feineren Harzsorten, nämlich das weiße Harz, das gelbe Harz und das burgundische Harz. Das weiße Harz, als Resina alba officinell, bildet fast ganz weiße und spröde Massen, und enthält noch Terpenthinöl. Das gelbe Harz, auch Schäffleinpech genannt, Resina flava der Officinen, hat eine hell- bis dunkelgelbe Farbe, zerspringt beim Aufschlagen, hat einen muschelglasigen Bruch und schmilzt schon bei gewöhnlicher Temperatur wieder zusammen; es enthält kein Terpenthinöl mehr, und ist ein Gemisch von Pinin-, Sylvin- und Colopholsäure; eine schlechtere Sorte wird bei der Theerbereitung gewonnen. Das burgundische Pech ist stets etwas trüber, klebt nicht so stark und läßt sich erst nach längerer Zeit zerbrechen; es enthält nur wenig ätherisches Öl und Colopholsäure, aber viel Pinin- und Sylvinsäure. Diese Harze werden technisch zu Kitten, Firnissen, Seifen, zur Leichtgasbereitung, zum Kalfatern, in der Böttcherei, Feuerwerkerei u. s. w. und medicinisch äußerlich als reizende, zertheilende und Eiterung befördernde Mittel mitunter für sich oder als Räucherungen, gewöhnlich aber als Zusatz zu Salben und Pflastern benutzt. (*Döbereiner.*)

FICHTENSAMENÖL, ist zu 24 % in dem Samen von Pinus sylvestris enthalten, wird als Brennöl in manchen Gegenden benutzt, ist bräunlichgelb, riecht etwas nach Terpenthin, schmeckt wenig harzartig und trocknet leicht; sein specifisches Gewicht ist = 0,9312. (*Döbereiner.*)

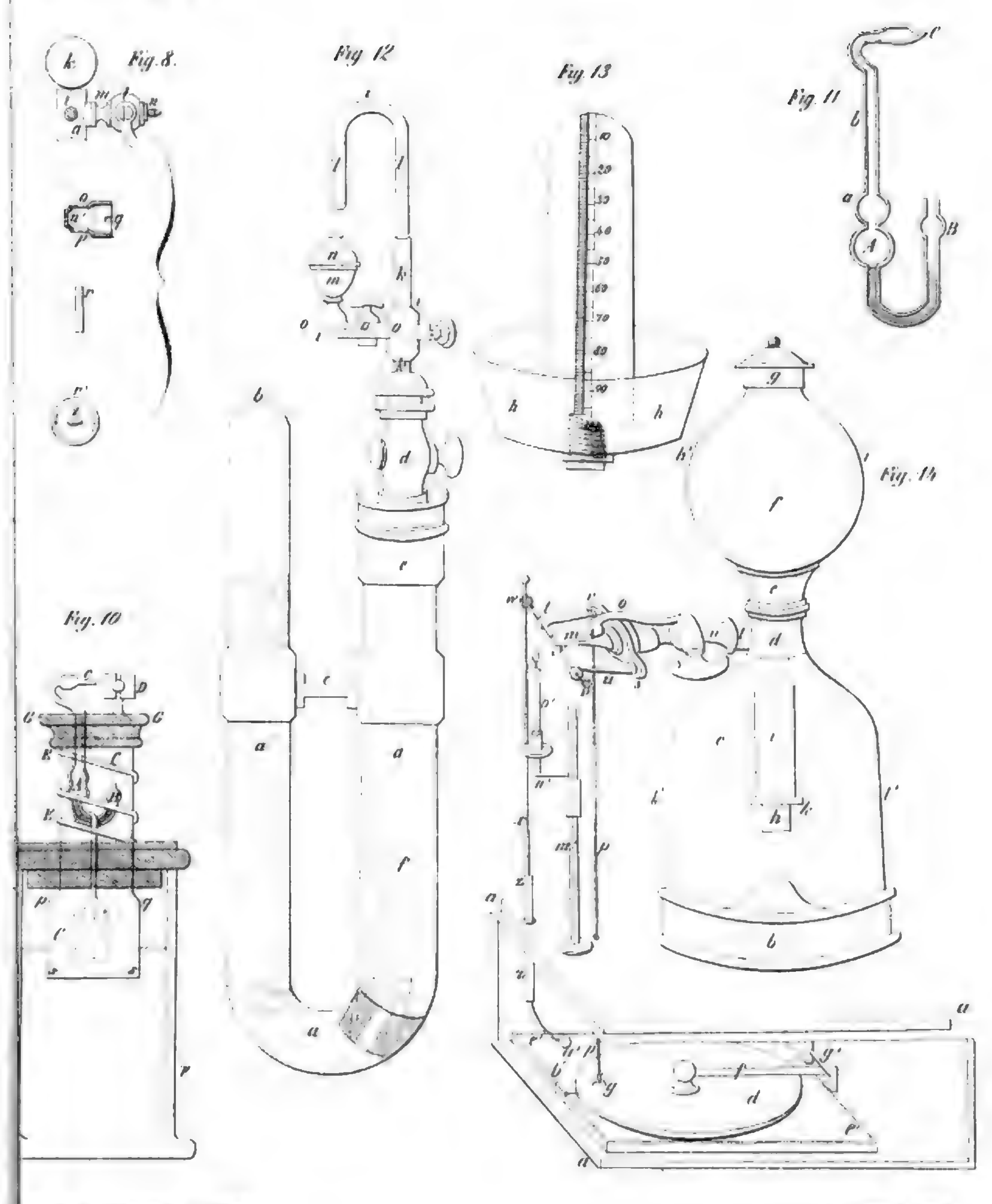
FICHTENSPROSSEN, sind die Knospen oder jungen Triebe von Pinus sylvestris, welche unter dem Namen Gemmae, Turiones, Coni s. Strobuli Pini in den Apotheken vorräthig gehalten werden. Sie haben einen harzartigen, nicht unangenehmen Geruch und einen reizenden, harzigbittern Geschmack, und werden als ein balsamisch- und flüchtig erregendes Mittel bei Schwäche der Verdauungswerkzeuge, bei Wassersucht, impetiginösen Hautkrankheiten und Rheumatismen, bei syphilitischen und psorischen Übeln, sowol innerlich, in Abkochungen, als auch äußerlich benutzt; auch sollen sie in manchen Gegenden als Zusatz zum Biere dienen und dann die harntreibenden Eigenschaften desselben bedingen. In manchen Ländern werden auch die Sprossen von Picea vulgaris gesammelt und auf gleiche Weise verwendet. (*Döbereiner.*)

FICHTENTINCTUR, so benannt, weil sie als Hauptbestandtheile die löslichen und wirkenden Theile der Fichtensprossen enthält, ist unter dem Namen Tinctura Pini composita oder Essentia Lignorum officinell, wird durch gehörige Digestion von drei Theilen Fichtensprossen, zwei Theilen Guajakholz, einem Theile Sassafrasholz und einem Theile Wachholderbeeren mit 36 Theilen rectificirtem Weingeiste dargestellt und dient gegen veraltete Gicht und Rheumatismen, sowie auch als Beihilfskur der Syphilis. (*Döbereiner.*)

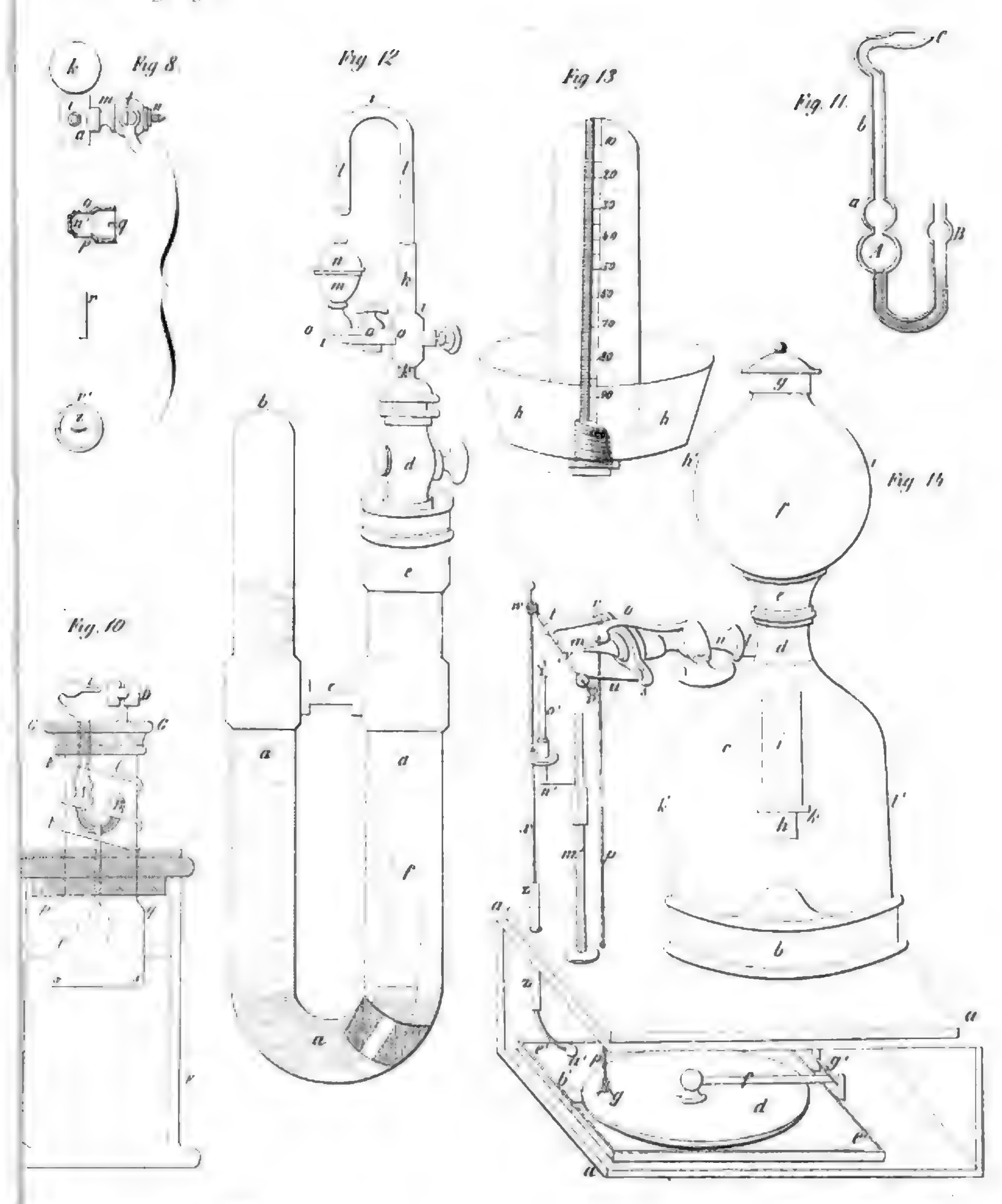
Ende des dreiundvierzigsten Theiles der ersten Section.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

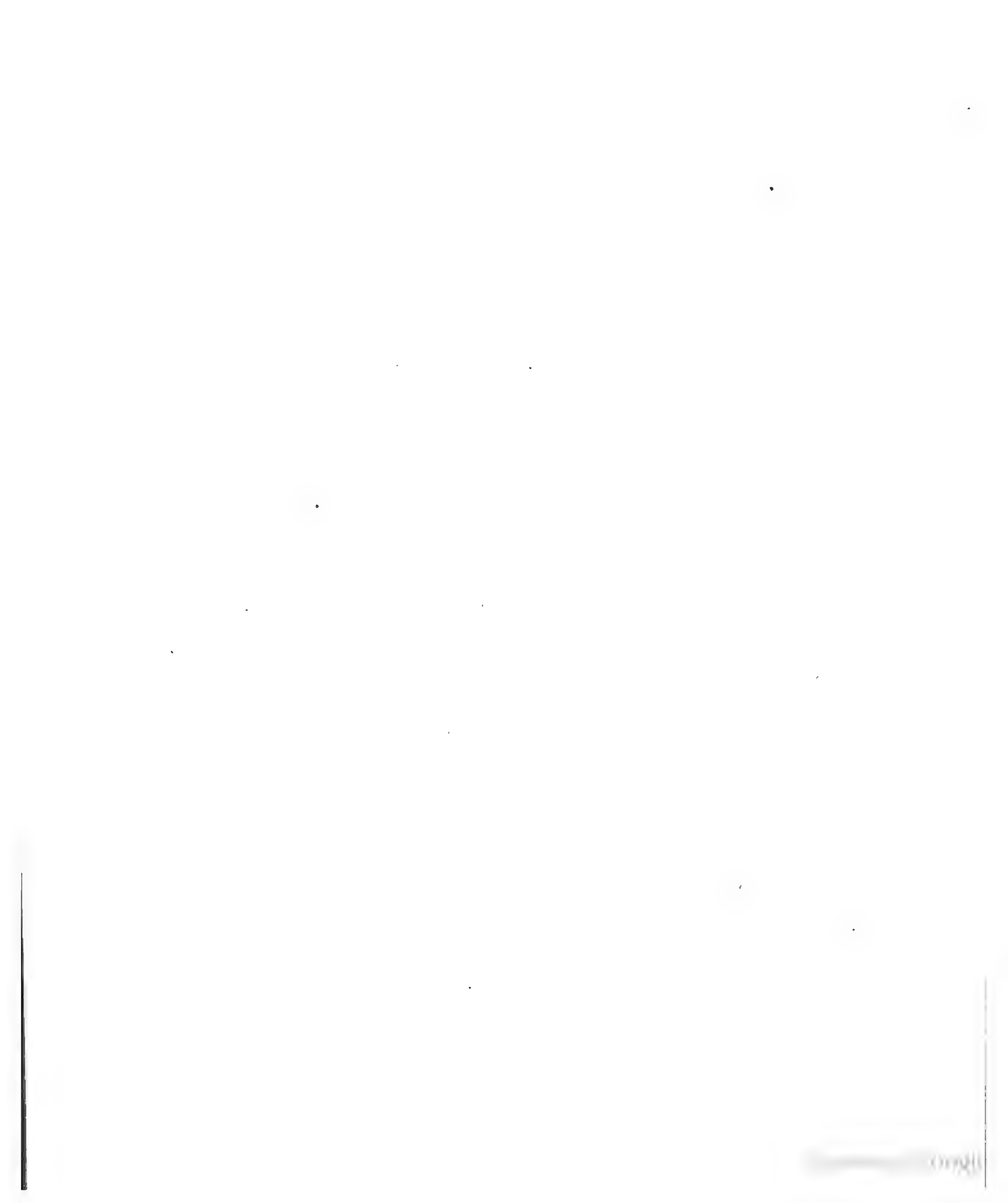
tikel Feuerzeug



Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.


Fig. 8.
Fig. 12.
Fig. 13.
Fig. 11.
Fig. 10.
Fig. 14.






Stanford University Libraries
3 6105 014 746 544

